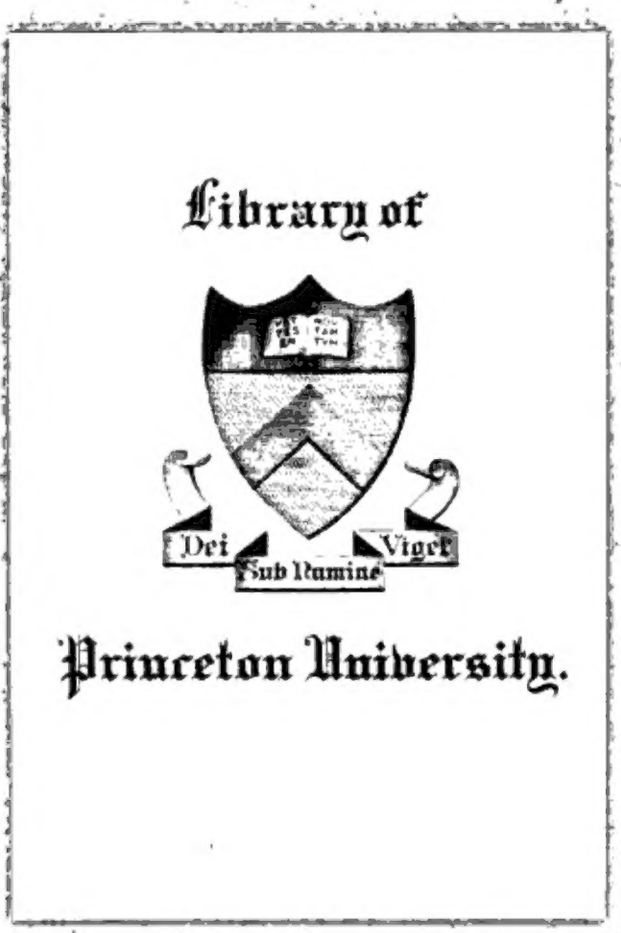
# Die Grenzboten

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.




Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

# Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

61. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

---

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1902

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Laws. 61
pt. 3
1902

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis

## Jahrgang 1902. Drittes Vierteljahr

### Politik, Geschichte, Heerwesen


Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. S. 1.
Der Stille Ozean in der Tagespolitik. S. 57.
Dohna und die Dohnaische Fehde. Von H. Ermisch. S. 77.
Italien und die römische Frage. 1860—1870. Von Otto Kaemmel. S. 113. 176.
Vier Bismarckische Ahnherren im großen Kirchenbann. Von H. von Bismarck. S. 128.
Zur Lage des Zolltarifs. S. 169.
Unsre polnische Frage. S. 225.
Grundsätze der magyarischen Politik. S. 235.
Deutsch-amerikanische Freundschaft und ihre Grundbedingung. Von Heinr. Waentig. S. 292.
Sozialpolitik in der preußischen Eisenbahnverwaltung. S. 393.
Preußische Kirchenpolitik vor hundert Jahren. S. 449.
Der Kampf um Rom 1849. Von Otto Kaemmel. S. 505.
Kolonialmüdigkeit. Von Heinrich Schurtz. S. 561.
Paris und seine Befestigungen. S. 617.
Soldatentreue. S. 673.


### Volkswirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege, Kirche und Schule


Die Kriminalität und ihre Bekämpfung durch die Strafe. Von Wilh. Speck. S. 11. 63.
Catholica. Von Joseph Mayer. 7. Die Hochschule des Propagandakollegiums. S. 72. 8. Die Universität Freiburg in der Schweiz. S. 524. 598.
Das jüdische Hehlerrecht. Von Herbert Meyer. S. 121.
Zur Reform der Strafrechtspflege. S. 184.
Die Steigerung der Produktionskosten in der deutschen Landwirtschaft. S. 281.
F. X. Kraus und der religiöse Katholizismus. Von Max Wingenroth. S. 298. 372. 417.
Amerikanische Eisenbahnen. Von. Th. Lenschau. S. 337.
Kolonialpädagogik. Von E. Kapff. S. 346.
Deutschland als Industriestaat. S. 400.
Aus unsrer Strafrechtspflege. Von Karl Meyer. S. 460.
Der evangelische Diakonieverein. S. 517.
Eindrücke aus der modernen Verwaltung Preußens, besonders in der Kreisinstanz. Von P. v. Hedemann. S. 566. 622. 681.


### Litteratur und Kunst


Gustav Charpentier. Eine kritische Plauderei. S. 30.
Geist und Materie in der Kunst. Von Georg Göhler. S. 141.
Musikalische Zeitfragen. Von Hermann Kretzschmar. 1. Falsche und richtige Zeitfragen. S. 221. 2. Vom Nutzen der Musik und von ihren Gefahren. S. 356. 3. Der Musikunterricht in der Volksschule und auf den höhern Lehranstalten. S. 408. 4. Der musikalische Privatunterricht. S. 533. 5. Die Ausbildung der Fachmusiker. S. 589. 6. Die Musik auf den Universitäten. S. 644. 700.
Zu Lenaus Gedächtnis. Von Otto Ladendorf. S. 363.
Kleists „Guiskard" und Hebbels „Moloch." Von Wilhelm Waetzoldt. S. 470.
Iwan Turgenjew und seine französischen Freunde. Von Ernst Borkowsky. S. 716.


### Verschiednes


Ehrhard. S. 20.
Griechische Reiseskizzen. Von Friedrich Seiler. 1. Von Catania nach Athen. S. 37. 2. Athen. S. 86. 145. 3. Attische Tage. S. 197. 257.
Von der neusten Physik. S. 189. 242.
Ein altes Altonaer Stammbuch. Von Otto Lehmann. S. 308.
Aus dem Lande der Cypressen. Von Charlotte Niese. S. 313. 485. 542.
Sächsische Schlösser und Burgen. S. 425. 476.
Hellenentum und Christentum. 8. Libanius. S. 577. 9. Julian. S. 635. 692.
Institutsreisen. Von Friedrich Seiler. S. 650. 708.

Auf der Ziegelei. Von Helene Voigt-Diederichs. S. 43.
Niels Glambäk. Wie er ein Mann wurde. Von K. G. Bröndsted. S. 96. 154. 206. 266. 318. 382. 435. 492. 547. 607. 658.
Zug Nummer 374. S. 722.


### Maßgebliches und Unmaßgebliches


Familiengeschichte. S. 52. — Goethe und Lavater. S. 55. — Klatsch. S. 106. — Die sächsischen Kirchenbücher. S. 109. — Schamhaftigkeit in der Berichterstattung. S. 112. — Parteipolitik und Wissenschaft. S. 162. — La société pour la protection des paysages en France. S. 166. — Anodyn. S. 168. — Nochmals der Klatsch. S. 217. — Professor Vetters Rede in Nürnberg. S. 218. — Waldverwüstung. S. 220. — Geschichte des Unterganges der antiken Welt. 2. Band. Von Otto Seeck. S. 221. — La festa della spille. S. 223. — Nochmals Parteipolitik und Wissenschaft.



612017

Digitized by Google

S. 278. — Die Aussichten in China. S. 329. — Vom englischen Arbeiter. S. 333. — Die Ausgrabungen bei Haltern und das Kastell Aliso. S. 336. — Lenau-litteratur. S. 390. — Die Bierzeitungen der Abiturienten. S. 444. — Die Väter der Postkarte. S. 500. — Der „Vorwärts" über England. S. 555. — Eine Frage an die Meteorologen. S. 556. — Goethe und die moderne Kunst. S. 560. — Noch einmal die Einheitsmarke. S. 616. — Die auswärtige Politik Italiens unter König Viktor Emanuel III. S. 666. — Der Fall Humbert und der deutsche Prozeß. S. 668. — Zum Kapitel Rezensionsexemplare. S. 730.

## Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Blanckmeister, Franz, Die Kirchenbücher im Königreich Sachsen. S. 110.

Calwer, Richard, Arbeitsmarkt und Handelsverträge. S. 406.

Castle, Ed., Nikolaus Lenau. S. 391.

Conrad, J., Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. Zweiter Teil: Volkswirtschaftspolitik. S. 392.

*Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert. S. 20.

Ernst, Adolf Wilhelm, Lenaus Frauengestalten. S. 391.

Frauenprivilegien, Gesetzliche, in England. S. 524.

*Funck, Heinrich, Goethe und Lavater, Briefe und Tagebücher. S. 55.

Gesky, Theodor, Lenau als Naturdichter. S. 390.

*Granier, H., Preußen und die katholische Kirche seit 1640. S. 449.

*Hartmann, Ed. v., Die Weltanschauung der modernen Physik. S. 190.

Hohoff, W., Warenwert und Kapitalprofit. S. 407.

*Huber, F. C., Deutschland als Industriestaat. S. 400.

Kohut, Adolf, Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Heft 10: Nikolaus Lenau. S. 390.

*Kraus, F. X., Die Erhebung Italiens im 19. Jahrhundert. S. 113.

*Metzsch-Reichenbach, Carl v., Die interessantesten alten Schlösser, Burgen und Ruinen Sachsens. S. 426.

Möbius, P. J., Über den psychologischen Schwachsinn des Weibes. S. 523.

Müller, Johannes, Der Beruf und die Stellung der Frau. S. 522.

Nauticus 1902. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. S. 671.

Nordenholz, A., Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion. S. 407.

Olberg, Oda, Das Weib und der Intellektualismus. S. 523.

Paulsen, Fr., Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. S. 162.

*Petersen, Julius, Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. S. 1.

Pohle, Ludwig, Deutschland am Scheidewege. S. 336.

*Schlesinger, Josef, Energismus. Die Lehre von der absolut ruhenden substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltenraums und der aus ihr wirkenden schöpferischen Urkraft. S. 242.

Seeck, Otto, Geschichte des Unterganges der antiken Welt. Band 2. S. 221.

Steffen, Gustav, Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter. S. 333.

Wagner, Adolf, Agrar- und Industriestaat. S. 406.

*Zimmer, Friedrich, Frauennot und Frauendienst. S. 517.

Digitized by Google

## Das Denkmal in Hügel-Gebirge



Nach dem Tode des Herrn Dr. Hermann Hügel, † 26. Juli 1900 in Bad Kissingen, hatte es sich einige Zeit verhindern lassen, daß ein Denkmal für den Verstorbenen errichtet wurde. Es war dies ganz im Sinne des Dahingeschiedenen, der sich stets gegen jede Ehrung, die ihm zu Lebzeiten zuteil wurde, ablehnend verhielt. Erst nach Jahren ist man der Aufforderung seiner Freunde, ihm ein Denkmal zu setzen, nachgekommen. Es wurde ihm ein Platz im Kurgarten angewiesen, wo er sich auch jetzt befindet. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Hügel-Gebirge, der es sich zur Ehre machte, dem Verstorbenen, der ihm ein väterlicher Freund war, seine Kunst zu widmen. Es ist ein Werk, welches auf ungeheuren Beifall erregte und welches allen Besuchern des Kurgartens ins Auge fällt. Es ist ein Werk, welches auf ungeheuren Beifall erregte und welches allen Besuchern des Kurgartens ins Auge fällt. Es ist ein Werk, welches auf ungeheuren Beifall erregte und welches allen Besuchern des Kurgartens ins Auge fällt.

Es ist ein Werk, welches auf ungeheuren Beifall erregte und welches allen Besuchern des Kurgartens ins Auge fällt.

kommen" sehen müsse. Die Einräumung eines Stimmrechts im Bundesrat hat nach der Meinung des Verfassers für Elsaß-Lothringen „kaum praktische Bedeutung." Die Zuständigkeit des Reichstags, als Organ der Gesetzgebung in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten mitzuwirken, will er im Reichsinteresse aufrecht erhalten. Die Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts bei den Wahlen zum Landesausschuß erklärt er für eine „unkluge Maßregel," die den bittersten Gegnern des Deutschtums ohne Not die schärfsten Waffen in die Hand geben würde. Der Plan einer Annexion des Reichslands an Preußen ist dem Verfasser, einem gebornen Bayern, nicht sympathisch. Er bezweifelt, daß die Annexion bessere Resultate ergeben haben würde als der jetzige Zustand, und behauptet, die partikularistische Gesinnung der Elsaß-Lothringer sei unabhängig von der politischen Stellung des Reichslands; sie würde auch bestehn, wenn Elsaß-Lothringen eine preußische Provinz geworden wäre.

In einem Schlußwort fordert der Verfasser von der Regierung eine „gerechte und wohlwollende, sowie feste Haltung gegenüber unberechtigten Ansprüchen der Notabeln und des katholischen Klerus." Von den im Reichslande lebenden Altdeutschen verlangt er nationales Selbstbewußtsein, das sie niemals „um äußerer Vorteile willen oder aus Mangel an Mut" verleugnen sollten. Der in Altdeutschland lebenden Bevölkerung empfiehlt er, größeres Interesse für das Reichsland durch Reisen in die Vogesen, Besuch der elsässischen Sommerfrischen und durch Kapitalanlagen in Lothringen zu bethätigen. Den eingebornen Elsaß-Lothringern ruft er zu, um ihrer eignen Nachkommen willen das Deutschtum zu pflegen. Wenn sich die ganze Bevölkerung des Elsasses zum Deutschtum zurückgewandt habe, dann habe sie auch Anspruch darauf, den Bewohnern der verschiednen Bundesstaaten in jeder Beziehung gleichgestellt zu werden; erst dann aber werde sie sich im Deutschen Reiche ganz glücklich und zufrieden fühlen.

Gegen die Ausführungen von Petersen ist schon von einheimischer Seite lebhafter Widerspruch erhoben worden. Die klerikale Zeitung „Der Elsässer" in Straßburg hat in fünf verschiednen Leitartikeln (10. bis 19. Februar 1902) zahlreiche Ausführungen Petersens abfällig kritisiert und zu widerlegen versucht. Aber auch in altdeutschen Kreisen wird Petersen nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen können. Einen Teil seiner Ausführungen muß man allerdings durchaus billigen. Daß der Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts für die Wahlen zum Landesausschuß große politische Bedenken entgegenstehn, ist schon früher in dieser Zeitschrift (Nummer 45 und 46 vom 7. und 14. November 1901) dargelegt worden. Auch sein Urteil über die theoretische Bedeutung und die praktische Entbehrlichkeit des Diktaturparagraphen muß als richtig anerkannt werden.

Schwieriger schon ist die Frage, ob Petersens Ansicht über die deutschfeindliche Gesinnung des katholischen Klerus oder wenigstens dessen größten Teils noch heute in vollem Umfange zutrifft. Im Jahre 1870 war das ganze Reichsland mit sehr wenig Ausnahmen französisch gesinnt. Seitdem ist wenigstens im Elsaß ein langsamer Entwicklungsprozeß vor sich gegangen, durch den an

Digitized by Google

Stelle des französischen Nationalgefühls ein neues elsässisches Nationalgefühl, ein elsässischer Stammespartikularismus getreten ist, der weder deutsch noch französisch, sondern ausschließlich elsässisch sein will. Bei einem Teile der elsässischen Bevölkerung ist sogar schon eine Weiterbildung dieses elsässischen Nationalgefühls zu einem deutschen Nationalgefühl mit elsässisch-partikularistischer Färbung erfolgt. Es wäre nun doch ganz unnatürlich, wenn der elsässische Klerus, der aus den Söhnen elsässischer Bauern und Bürgern besteht, von dieser Mauserung seiner nächsten Blutsverwandten und Angehörigen gänzlich unberührt geblieben sein sollte. Zwischen den Söhnen desselben Stammes besteht doch keine chinesische Mauer, sodaß Einflüsse, die auf den Laien wirken, auf den Geistlichen vollständig wirkungslos bleiben könnten. Die Vermutung spricht also dafür, daß auch im elsässischen Klerus eine starke Strömung besteht, die nicht mehr protestlerisch-französisch, sondern elsässisch-partikularistisch ist. Wenn dieser Teil des Klerus ebenfalls die Errichtung einer katholischen Fakultät bekämpft und den Übertritt in die deutsche Zentrumspartei ablehnt, so können die erwähnten Thatsachen nicht bloß als Symptome französischer Gesinnung, sondern auch als Symptome partikularistischer Gesinnung aufgefaßt werden. Es ist deshalb vielleicht nicht bloß politisch unklug, sondern direkt unbillig und ungerecht, auch jetzt noch die allgemeine Behauptung aufzustellen, daß der katholische Klerus von französischen Gesinnungen beherrscht werde.

Petersen billigt ferner die Ansicht von Kühn und andern, daß die Gründung der Universität Straßburg eine übereilte Maßregel gewesen sei, die in politischer Beziehung nachteilig gewirkt habe. Er meint: „Hätte man die Gründung der Universität verschoben und die 400000 Mark, die das Reich zuschießt, zu Stipendien verwandt, um jungen Elsaß-Lothringern das Studium in Deutschland zu ermöglichen, so hätten diese wahrscheinlich zunächst bessere Früchte getragen."

Diese Auffassung ist schon in einem beachtenswerten Artikel der Berliner „Nationalzeitung" vom 10. Januar 1897 als unrichtig nachgewiesen worden. Zahlreiche Elsaß-Lothringer würden überhaupt nicht studiert haben, wenn sie nicht in ihrer Heimat, die ihnen manche Unterstützung und Erleichterung bot, hierzu Gelegenheit gehabt hätten. Andre Eingeborne würden lediglich die zur Ablegung der Examina erforderliche Zeit auf deutschen Universitäten zugebracht, den übrigen Teil ihrer Studienzeit hingegen in Basel, Nancy oder Paris verlebt haben. In Deutschland würde die große Masse der reichsländischen Studenten nur einige wenige Universitäten aufgesucht und dort besondre Konventikel gebildet haben, durch die sie von jeder nähern Berührung mit ihren altdeutschen Kommilitonen abgehalten wären.

Daß der Einfluß des Studentenlebens auf altdeutschen Universitäten nicht überschätzt werden darf, beweist das Beispiel der polnischen Rechtsanwälte und Ärzte. Seit mehr als hundert Jahren sind die polnischen Studenten aus Posen und Westpreußen genötigt, ihre wissenschaftliche Bildung in Berlin, Breslau und Leipzig zu suchen, da ihre Heimatprovinz keine eigne Universität hat. Eine günstige politische Wirkung dieses erzwungnen Studiums in deutscher Umgebung ist bis auf den heutigen Tag nicht zu spüren gewesen. Die Uni-

versität Straßburg hat auch gar nicht die Aufgabe, politische Bekehrungsversuche an ihren Schülern zu machen. Sie soll ein Mittelpunkt des deutschen wissenschaftlichen Strebens im Reichslande sein, und diese Aufgabe hat die Universität vollständig erfüllt. Durch die vielen hervorragenden Männer, die an ihr gelehrt haben, ist die Achtung vor der deutschen Wissenschaft, dem deutschen Fleiß, der deutschen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit auch in solchen Kreisen verbreitet worden, die politisch dem deutschen Wesen ablehnend gegenüber stehn. Die Leistungen der Straßburger Universität haben am meisten dazu beigetragen, den Irrglauben der Elsaß-Lothringer an die Überlegenheit der französischen Kultur zu zerstören und ihnen die volle Gleichberechtigung der deutschen Kultur klar zu machen.

Befremden muß es erregen, daß Petersen es für notwendig hält, die im Reichslande lebenden Altdeutschen einschließlich der Beamten öffentlich zu ermahnen, „daß sie sich ihrer Eigenschaft als Deutsche bewußt bleiben, diese niemals um äußerer Vorteile willen oder aus Mangel an Mut verleugnen." Der Vorwurf der Feigheit und Gesinnungslosigkeit kann doch nur wenige seltne Ausnahmen treffen, die es überall giebt. Ein Grund, die Gesamtheit der eingewanderten Altdeutschen, insbesondre auch die Beamten an ihre nationalen Pflichten zu erinnern, liegt nicht vor.

Am wenigsten befriedigt das Schlußresultat, zu dem Petersen bei seinen Ausführungen gelangt. Petersen will vorläufig alles beim alten lassen und den weitern Ausbau der reichsländischen Verfassung einer spätern Zukunft vorbehalten. Diese Lösung der elsaß-lothringischen Frage ist keine Lösung, sondern eine Vertagung der Lösung auf unbestimmte Zeit. Am Schlusse seines Buches läßt Petersen allerdings das lockende Bild des künftigen Bundesstaats Elsaß-Lothringen vor den Augen seiner Leser emporsteigen. Er ruft den Elsaß-Lothringern zu: „Werdet gute Deutsche, dann bekommt ihr euern Bundesstaat!" Bekanntlich antworten die Elsaß-Lothringer hierauf: „Gebt uns den Bundesstaat, dann werden wir gute Deutsche sein!" Eine Ausgleichung dieser gänzlich verschiednen Standpunkte ist nicht möglich. Petersen giebt auch keine Auskunft darüber, wie er sich den Zukunftsstaat Elsaß-Lothringen im einzelnen denkt, ob er eine Personalunion mit Preußen oder eine preußische Sekundogenitur im Auge hat. Er begnügt sich mit der allgemeinen Andeutung, der künftige Herrscher des Reichslands werde wohl dem Geschlecht der Hohenzollern entnommen werden.

So lange die jetzige Zwitterstellung des Reichslands, das weder Staat noch Provinz ist, fortdauert, so lange wird auch die Agitation für die Gründung eines neuen Bundesstaats fortdauern. So lange diese Agitation besteht, so lange beständig an den Grundlagen des geltenden Verfassungsrechts gerüttelt wird, so lange wird auch im Reichslande Unzufriedenheit mit der Gegenwart und Unsicherheit über die Zukunft herrschen. Die baldige Lösung des elsaß-lothringischen Problems liegt in dem gemeinsamen Interesse des Landes und des Reichs. Diese Lösung ist bisher nicht gelungen, weil sie immer am falschen Punkt versucht worden ist.

Die Zeit der Kleinstaaterei ist für immer vorüber, weil kleine Gemein-

wesen außer stande sind, die wachsenden Aufgaben der modernen Kulturstaaten zu erfüllen und die Bedürfnisse der Nationen zu befriedigen. Derselbe Entwicklungsgang, den wir täglich im privaten Erwerbsleben — im Kleingewerbe, im Fabrikbetriebe und im Handel — beobachten können, läßt sich auch im öffentlichen Leben, im Leben der Staaten verfolgen: die Kleinen verschwinden, und die Großen wachsen! Der ganze Gang unsrer Geschichte seit hundert Jahren ist darauf gerichtet gewesen, die Zahl der lebensunfähigen Zwergstaaten, die die Macht und den Wohlstand des deutschen Volkes geschädigt, seinen materiellen und geistigen Fortschritt gehemmt haben, zu vermindern und neue, leistungsfähige Gemeinwesen zu schaffen, die den berechtigten Ansprüchen unsrer Zeit genügen können. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren in Deutschland noch mindestens 153 „Staaten" vorhanden; hierbei sind die kleinen Territorien der schwäbischen und der rheinischen Prälaten, der wetterauischen, der schwäbischen, der fränkischen und der westfälischen Grafen sowie die zahllosen Gebiete der Reichsritterschaft und die Reichsdörfer gar nicht mitgerechnet. Auf dem Regensburger Reichstage waren im Jahre 1801 vertreten: 8 Kurfürstentümer, 94 geistliche und weltliche Fürstentümer, 51 Reichsstädte. Durch den Frieden von Lunéville 1801 und den Reichsdeputationshauptschluß 1803 wurden beseitigt 78 Staaten (3 geistliche Kurfürstentümer, 30 geistliche Fürstentümer und 45 Reichsstädte). Der Rheinbund vernichtete wieder eine große Anzahl weltlicher Fürsten, zwei Ritterorden und zwei freie Reichsstädte. Im Jahre 1815 waren noch 39 Staaten vorhanden. Bei dem Ausbruch des Krieges von 1866 war diese Zahl auf 34 gesunken. Heute zählt das Reich nur noch 25 Mitglieder. Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts werden voraussichtlich die beiden Fürstentümer Schwarzburg durch Erbgang in einer Hand vereinigt werden. Dasselbe gilt auch von den beiden Reuß, vielleicht auch von den beiden Lippe. Der Kleinstaat Waldeck ist schon außer stande, den finanziellen Anforderungen des Reiches zu genügen. Er hat den Accessionsvertrag mit Preußen schließen müssen, durch den die Ausübung der Staatsgewalt thatsächlich auf den König von Preußen übergegangen ist. Andre Kleinstaaten, besonders in Thüringen, haben dieselben finanziellen Schwierigkeiten und werden im Laufe der Zeit voraussichtlich zu ähnlichen Verträgen schreiten müssen.

In dieser Zeit der staatlichen Großbetriebe, der Weltmächte und der Weltpolitik will man nun in einer Grenzprovinz, in der alle historischen, geographischen und ethnographischen Voraussetzungen für ein einheitliches Staatswesen fehlen, künstlich einen Bundesstaat neu schaffen, für den nirgends ein praktisches Bedürfnis besteht, der sicher keine nationalen, wohl aber partikularistische und separatistische Tendenzen verfolgen würde. Kurpfälzer und Kurhessen, Hannoveraner und Schleswig-Holsteiner, Münsterländer und Frankfurter, die jahrhundertelang staatliche Einheiten gebildet haben, haben ihre Sonderexistenzen dem Wohle der Gesamtheit opfern müssen. Elsässer und Lothringer, die niemals in der Geschichte einen gemeinsamen Staat gebildet haben, deren politische Zusammengehörigkeit erst hundert Jahre alt ist, sollen das Privileg erhalten, eine neue Sonderexistenz zum Nachteil der Gesamtheit zu gründen!

Die Rechte der Preußen, der Bayern, der Württemberger, der Sachsen usw. auf Sonderexistenz können nicht mehr beseitigt werden, weil sie vom Reiche anerkannt und garantiert worden sind. Ein Recht der Elsaß-Lothringer auf Sonderexistenz ist niemals vom Reiche anerkannt und garantiert worden.

Auch das Reichsland würde den finanziellen Anforderungen eines modernen Staatswesens nicht gewachsen sein, wenn es nicht seit dreißig Jahren einen sehr großen Zuschuß vom Reich erhielte. Das Reich zahlt nicht bloß jedes Jahr einen Beitrag von 400000 Mark für die Universität, sondern überläßt alljährlich auch die Einkünfte der Reichsdomänen in Elsaß-Lothringen dem Lande. Diese Reichsdomänen sind die Güter des ehemaligen französischen Staatsfiskus, die durch den Frankfurter Friedensvertrag dem Reiche zugefallen sind: die Forsten und die Tabakmanufaktur. Die Einkünfte der genannten Reichsdomänen haben während des Rechnungsjahres 1899 in runden Ziffern betragen:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Einnahmen aus den Forsten: | | |
| a) ordentliche | 7649000 Mark | |
| b) außerordentliche | 278000 „ | |
| | 7927000 Mark | 7927000 Mark |
| 2. Einnahmen aus den Tabakmanufakturen | 150000 „ | |
| | Summa | 8077000 Mark. |

Rechnet man hierzu noch den Zuschuß für die Universität, so erhält man einen Beitrag von 8477000 Mark, den das Reich während des Rechnungsjahres 1899 zu den Kosten der reichsländischen Verwaltung geleistet hat. Die Gesamteinnahme des Reichslands belief sich in demselben Zeitraum auf 71846000 Mark. Die finanzielle Unterstützung, die das Reich dem Reichslande gewährt, beträgt also ungefähr den neunten Teil der Gesamteinnahmen des Landes, mehr als $5\frac{1}{2}$ Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Wenn diese Unterstützung von $8\frac{1}{2}$ Millionen einmal wegfiele und durch Landessteuern ersetzt werden müßte, so würde sich die Begeisterung für das Projekt eines selbständigen Bundesstaates schnell abkühlen.

Das Reich ist aber jederzeit berechtigt, diese Unterstützung wieder zu entziehn. Die Forsten und die Tabakmanufaktur sind vom Reiche weder verkauft noch verschenkt worden. Von einer Ersitzung oder Verjährung kann gleichfalls keine Rede sein, da der Bundesrat alljährlich über das elsaß-lothringische Budget beschließt und hierbei zugleich über die Einnahmen aus den Reichsdomänen verfügt. Das Reich ist noch heute Eigentümer dieser Domänen; das Land hat die Nutznießung nur precario. Das Reich soll also seine eignen Mittel hergeben, um die Gründung und Erhaltung eines Bundesstaats zu ermöglichen, dessen ausgesprochner Zweck eine Beschränkung der Reichsgewalt ist! Die Gründung eines neuen Bundesstaats Elsaß-Lothringen würde nicht eine Stärkung des Reichs, sondern seine Schwächung, eine Verminderung seiner Rechte, seiner Macht und seines Einflusses bedeuten. Gegen jeden Versuch einer solchen Schwächung muß vom nationalen Standpunkt, vom Standpunkt der Gesamtheit aus auf das schärfste und entschiedenste protestiert werden.

Schon bei der Beratung des Gesetzes vom 9. Juni 1871, durch das

Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reiche vereinigt wurde, haben der Preuße Reichensperger, der Sachse von Treitschke und der Badner Kiefer im Reichstage ihr Bedauern ausgesprochen, daß die eroberten Provinzen nicht direkt dem preußischen Staat einverleibt werden sollten, was die einfachste und glücklichste Lösung gewesen wäre. In der Reichstagssitzung vom 26. März 1879 hat ferner der Abgeordnete Löwe-Calbe das Geständnis abgelegt, wenn er 1871 die Verhältnisse im Reichslande besser gekannt hätte, so würde er für die Annexion des Landes an Preußen gewesen sein. Die Annexion des Reichslands durch Preußen würde allerdings die elsaß-lothringische Frage mit einem Schlage lösen. Der Staat, dem es gelungen ist, in einem Zeitraum von fünfzig Jahren die französischen und katholischen Rheinländer zu treuen Preußen zu machen, wird auch noch die Aufgabe bewältigen können, die Elsaß-Lothringer in gute Preußen umzuwandeln.

Die Annexion würde auch dem Lande unleugbare Vorteile bringen: der Beamtenschaft bessere Besoldung und schnellere Beförderung; den untern Klassen in den Städten die Beseitigung der städtischen Eingangszölle, des sogenannten „Octroi," die die notwendigen Lebens- und Feuerungsmittel künstlich sehr verteuern; den untern Klassen auf dem Lande eine geregelte Armenpflege, die gegenwärtig außerhalb der großen Städte gänzlich fehlt; den höhern Ständen, z. B. den oberelsässischen Fabrikanten, einen gesetzlich garantierten Anteil an der Selbstverwaltung der Gemeinden, Kreise und Bezirke, der durch das jetzt bestehende allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht nicht gewährleistet wird; der gesamten Bevölkerung endlich volle Preßfreiheit, ein geordnetes Vereins- und Versammlungsrecht, eine gesicherte Verwaltungsgerichtsbarkeit, eine größere Selbständigkeit aller kommunalen Körperschaften.

Auch der Bundesrat hat sich schon einmal mit der Frage der preußischen Annexion beschäftigt. In einem Bericht vom 20. April 1871 heißt es, daß der Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit der preußischen Monarchie „mindestens kein Widerstreben" entgegentreten würde (vergl. Hans Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks S. 41). Ob der Bundesrat heute noch denselben Standpunkt einnehmen würde, wie in den ersten Frühlingstagen der deutschen Einheit, kann allerdings bezweifelt werden. Nicht bloß bei der elsaß-lothringischen Bevölkerung giebt es „Imponderabilien" — wie Fürst Bismarck am 27. März 1879 sagte —, sondern auch bei den verbündeten Regierungen. Der Bundesrat wird sich vermutlich nur dann entschließen, einer vollständigen Aufhebung des im Reichslande bestehenden Kondominiums zuzustimmen, wenn diese im Reichsinteresse notwendig erscheint oder den eignen Wünschen der Elsaß-Lothringer entspricht. Notwendig ist nun die Annexion zweifellos nicht, da sich die politischen Zustände des Reichslands während der letzten zwölf Jahre in ganz überraschender Weise gebessert haben. Sie ist nur nützlich, um eine Agitation zu beseitigen, die aus der gegenwärtigen provisorischen und unvollkommnen Stellung des Reichslands beständig neue Nahrung schöpft. Die Annexion entspricht auch nicht den Wünschen der Bevölkerung; sie ist im Gegenteil höchst unpopulär. Bei der großen Masse der Bevölkerung beruht diese Antipathie gegen Preußen allerdings auf einer naiven Unkenntnis der

preußischen Zustände und Einrichtungen; allein auch bei dem besser unterrichteten Teile der eingebornen Elsaß-Lothringer ist unzweifelhaft eine tiefe Abneigung gegen preußische Junker, preußische Steuern und preußisches Kirchenregiment vorhanden. Die Abneigung gegen das Junkertum ist allerdings im Schwinden begriffen, seitdem der Pommer Ernst Matthias von Köller die Herzen des Landesausschusses im Sturm erobert hat.

An die strengen preußischen Steuergesetze dagegen würde sich die Bevölkerung nur schwer gewöhnen. Am 14. Mai 1901 hat der oberelsässische Abgeordnete Dr. Ricklin ganz unbefangen im Landesausschuß ausgesprochen: „Es wird niemand bestreiten wollen, daß hier bezüglich des Fiskus sehr laxe Anschauungen herrschen. Leute, die ihren Nachbar nicht um einen Pfennig schädigen, hintergehn den Fiskus ohne Bedenken um Hunderte von Mark. Wer den Fiskus betrügt, ist nach der Volksanschauung ein kluger Kerl, der noch bedauert wird, wenn er erwischt wird.“ Die protestantische Kirche im Reichslande kennt ferner kein landesherrliches Kirchenregiment. Sie hat natürlich keine Neigung, ihre Selbständigkeit aufzugeben und sich einem summus episcopus unterzuordnen. Auch die katholische Kirche erfreut sich — thatsächlich wenigstens — einer solchen Unabhängigkeit, daß sie bei jeder Veränderung des bestehenden Zustandes nur verlieren kann. Eine Agitation für den Anschluß an Preußen darf man aus der Mitte der einheimischen Bevölkerung weder jetzt noch später erwarten.

Der Plan einer Trennung von Elsaß und Lothringen ist schon früher von der Reichsregierung erwogen worden. In der Reichstagssitzung vom 21. März 1879 hat Fürst Bismarck folgendes erklärt: „Es ist zunächst der Frage näher getreten, ob es richtig gewesen ist und ob es nützlich ist, dabei zu verharren, daß Elsaß und Lothringen ein Land und eine gemeinsame Verwaltung bilden. Ich sehe diese Frage als eine offne an. Es ist die Homogenität der Landschaft wesentlich vermindert dadurch, daß sie beide verschmolzen sind. Es ist möglich, daß Elsaß an sich und gesondert schneller und fester sich konsolidieren könnte, als wenn es mit dem heterogenen Element Lothringen gekuppelt bleibt, und es ist ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, für jeden dieser beiden Landesteile eine gesonderte Regierung einzurichten.“

Gegen die von Bismarck angedeutete Trennung der beiden annektierten Provinzen haben die lothringischen Abgeordneten Lorette und Bezanson in der Reichstagssitzung vom 27. März 1879 lebhaften Widerspruch erhoben. Allein dieser Protest darf nicht zu tragisch genommen werden; er ist nur als ein Akt der Höflichkeit gegenüber den elsässischen „Brüdern“ anzusehen. In Wirklichkeit liebt der Bruder Lothringer den Bruder Elsässer sehr wenig, und umgekehrt. Beide Volksstämme sind in Bezug auf Abstammung, Sprache, Sitte und historische Traditionen ebenso verschieden, wie Ostpreußen und Pfälzer, Schleswig-Holsteiner und Schwaben. Erst die Revolution von 1789 und die Annexion von 1871 hat ihre Geschicke miteinander verknüpft, und diese Verknüpfung ist bis auf den heutigen Tag rein äußerlich geblieben. Im Reichslande gab es und giebt es auch heute noch elsässische Dichter, Komponisten, Maler und Bildhauer, eine elsässische Litteratur, ein elsässisches Theater,

elsässische Trachten, Sitten und Gebräuche. Von einer reichsländischen oder elsaß-lothringischen Kultur, Kunst und Wissenschaft hat noch niemand gesprochen. Wie der Verfasser der Schrift „Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit und seine Zukunft" richtig ausführt, besteht zwischen beiden Teilen des Reichslands eine tiefe Kluft in ethnographischer, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung.

Im elsaß-lothringischen Landesausschuß zu Straßburg giebt es keine politischen Parteien, wie in andern Parlamenten, sondern Landsmannschaften. Nicht die Klerikalen sondern sich dort von den Liberalen, sondern die Lothringer von den Elsässern. Die lothringischen Abgeordneten bilden eine besondre Gruppe für sich, die geschlossen stimmt, Anträge stellt, Erklärungen durch einen gemeinsamen Wortführer abgiebt, „Bravo" ruft und Lärm macht. Diese Sonderpolitik der Lothringer ist von elsässischer Seite schon wiederholt scharf kritisiert worden. Am 25. Februar 1886 hat der elsässische Baron Zorn von Bulach (Sohn) im Landesausschuß gegen seine lothringischen Kollegen folgende Anklage erhoben: „Lesen Sie die Geschichte von Elsaß-Lothringen, seitdem wir ein Land bilden, so werden Sie sehen, ob Sie nicht jede Frage vom engen Standpunkt Lothringens betrachtet haben." Der elsässische Abgeordnete Heydt warf am 6. April 1892 den Lothringern vor, daß sie mit wenig Ausnahmen einen Sonderbund bildeten, worin die meisten wichtigen Fragen zuerst geprüft und votiert würden.

Die Lothringer allein können im Landesausschuß nicht viel Schaden anrichten, da sie nur eine kleine Minorität sind. Sie stehn aber vielfach im Bunde mit den partikularistischen Oberelsässern. Lothringer und Oberelsässer zusammen sind im Landesausschusse die Majorität und haben davon schon vielfach Gebrauch gemacht, um die Sonderinteressen der Bezirke gegenüber dem Gesamtinteresse des Landes zur Geltung zu bringen. Eine Trennung zwischen Elsaß und Lothringen würde dieses Bündnis sprengen und die Annahme wichtiger Gesetzentwürfe — wenigstens im Elsaß — erleichtern.

Sollte die Trennung einmal ausgeführt werden, so könnte für Lothringen allein natürlich nicht ein so schwerfälliger und kostspieliger Verwaltungsapparat eingerichtet werden, wie er gegenwärtig für das ganze Reichsland besteht. In der kleinen und armen Reichsprovinz Lothringen würden Statthalter, Ministerium und Bezirkspräsident durch einen einzigen Provinzialminister — Staatssekretär für Lothringen — ersetzt werden können, der als Stellvertreter und Untergebner des Reichskanzlers das Land zu regieren hätte. Noch einfacher und folgerichtiger wäre es freilich, Lothringen mit dem Gebiet zu vereinigen, zu dem es geographisch und ethnographisch gehört — mit dem preußischen Mosellande. In seiner heutigen Gestalt ist auch Lothringen keine geographische und historische Einheit, sondern ein Torso, ein buntes Gemisch von zahlreichen Länderfetzen, die teilweise ganz verschiedne Schicksale gehabt haben. Zum heutigen Lothringen gehört nur ein kleiner Teil des alten Herzogtums dieses Namens, das bis 1766 seine Selbständigkeit bewahrt hat. Dagegen gehören dazu die Reichsstadt Metz, die 1552 an Frankreich gekommen ist, Diedenhofen, das bis 1659 einen Bestandteil des Herzogtums Luxemburg bildete, ferner

Teile der gefürsteten Grafschaft Salm und der Grafschaft Dagsburg, Besitzungen der Markgrafen von Baden, der Fürsten von Nassau und Leiningen, der Grafen Wied usw., die sämtlich erst 1801 abgetreten wurden.

Die Lothringer würden sich mit der Thatsache einer preußischen Annexion sehr bald aussöhnen, falls Metz zur Hauptstadt der neuen Moselprovinz erhoben würde. Wenn erst einmal ein preußischer Oberpräsident in Metz residiert, wenn das Oberlandesgericht der Moselprovinz in dem stolzen palais de justice des alten Metzer Appellhofs seine Sitzungen abhält, und wenn die Abgeordneten aus Trier und Saarbrücken zu den Verhandlungen ihres Provinziallandtags in Metz erscheinen, dann wird bei den Lothringern ihre kurze Vernunftehe mit den Elsässern, die doch nur eine societas leonina für diese gewesen ist, sehr schnell in Vergessenheit geraten.

Daß die verbündeten Regierungen einer Abtretung Lothringens an Preußen zustimmen, ist zwar nicht sicher, aber jedenfalls möglich. Sie haben auch zu der Einverleibung Helgolands in den preußischen Staat ihre Einwilligung gegeben. Die Erwerbung Lothringens würde außerdem einen sehr zweifelhaften Gewinn für den preußischen Staat bedeuten; sie würde ihm voraussichtlich mehr finanzielle Lasten als finanzielle Vorteile bringen. Die Kosten der Moselkanalisation z. B. müßte der preußische Staat ganz aus eigner Tasche bestreiten, während er jetzt auf einen Beitrag des Reichslands rechnen kann. Das Opfer, das die verbündeten Regierungen bringen würden, wäre außerdem doch nur ein theoretisches, da sie von ihren Hoheitsrechten in Lothringen bis jetzt sehr wenig Gebrauch gemacht haben. Auch besteht kein Hindernis, den deutschen Bundesstaaten für ihren Verzicht auf das Kondominium in Lothringen eine Geldentschädigung zu gewähren. Eine solche Abfindung in Geld ist durchaus nichts seltnes in der deutschen Geschichte. Durch den Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 hat der Kaiser von Österreich seinen Anteil an Lauenburg für $2^1/_2$ Millionen Thaler dem König von Preußen abgetreten. Im Jahre 1867 hat ferner die freie Stadt Lübeck, die 400 Jahre lang mit Hamburg zusammen das Kondominat über Bergedorf gehabt hatte, gegen Zahlung von 200000 Thalern auf ihre Hoheitsrechte über Bergedorf verzichtet.

Sollten sich die verbündeten Regierungen nicht dazu entschließen können, zu Gunsten Preußens auf das Kondominium in Lothringen zu verzichten, so bleibt noch ein dritter Ausweg übrig, der schon in Nummer 46 dieser Zeitschrift vom 14. November 1901 empfohlen worden ist, nämlich der Ausweg: den jetzigen Rechtszustand im Reichslande dadurch zu einem definitiven zu machen, daß das gesetzliche Recht des Kaisers auf die Landesregierung in Elsaß-Lothringen in ein verfassungsmäßiges umgewandelt wird.

Für die Leute also, die einen neuen Bundesstaat nicht wollen, sind drei verschiedne Wege zur Lösung des elsaß-lothringischen Problems möglich: 1. Annexion des ganzen Reichslands an Preußen, 2. Annexion von Lothringen an Preußen, 3. Umwandlung des ganzen Reichslands oder des Elsasses oder der getrennten Länder Elsaß und Lothringen in Reichsprovinzen, auf deren Regierung der Kaiser ein verfassungsmäßiges Recht erhält.

Bei der Beurteilung der Frage, welcher dieser verschiednen Wege den Vorzug

verdient, ist nicht der Wille der Elsaß-Lothringer maßgebend, sondern der Wille der verbündeten Regierungen. Die Elsaß-Lothringer haben keinen formellen Rechtstitel auf die Fortdauer des Reichslands und auf die Gleichstellung mit den deutschen Bundesstaaten. Die verbündeten Regierungen dagegen haben einen formellen Rechtstitel auf die Fortdauer des Kondominiums im Reichslande. Die Entscheidung der elsaß-lothringischen Frage ist also nicht in Straßburg und Berlin, sondern in München, Stuttgart, Karlsruhe und Dresden zu suchen. W. R.

# Die Kriminalität und ihre Bekämpfung durch die Strafe

Von Wilhelm Speck

In den siebziger Jahren machte ein angesehener, näher bestimmt ein in Fachkreisen angesehener Schriftsteller einer ebenso angesehenen Zeitung den Vorschlag, er wolle ihr einen Aufsatz über das Verbrechertum, seine Ausbreitung und seine Bekämpfung schreiben. Das Anerbieten wurde höflichst abgelehnt, und zwar mit der Begründung, es sei nicht wohl anzunehmen, daß der exklusive Leserkreis des Blattes einem solchen Gegenstande genügendes Interesse entgegenbringen würde. Der Ablehnungsgrund ist ganz verständlich. Das allgemeine Interesse haftet eigentlich nur an der Erscheinung der Berufsverbrecher, der modernisierten Rinaldinis, nicht aber an dem Gros der die Gefängnisse und Zuchthäuser füllenden Personen, denn während sich bei der Betrachtung der gewerbsmäßigen Verbrecherwelt allerlei „neue Horizonte“ eröffnen, mancherlei unbekannte Tiefen des Menschenlebens und der Menschenseele entschleiern, sehen wir bei der Beobachtung der Hauptmasse der Bestraften eigentlich immer nur ein und dasselbe Bild, grau in grau gemalt, einförmig und eintönig, das bekannte und alltägliche Bild von Sorge, Armut, Unglück und Entartung. Dennoch muß sich die Aufnahmefähigkeit des gebildeten Lesepublikums seit den siebziger Jahren bedeutend verändert haben, denn man begegnet derartigen Aufsätzen jetzt sehr häufig. Gedanken und Ansichten, die man früher nur vor Fachgenossen vorzutragen wagte, werden nun coram populo diskutiert. Das ist ja freilich überhaupt das Geschick der Wissenschaft unsrer Tage geworden, nicht zu jedermanns Freude, da in vielen Fällen dabei für niemand etwas Ersprießliches herauskommt, außer etwa für den Artikelschreiber selber. Daß wir aber neuerdings mehr als früher über die Strafrechtspflege und ihre Ergebnisse aufgeklärt werden, das halte ich nun doch für einen Gewinn. Die Sache geht uns zu nahe an, nicht nur daß sie uns ein schmähliches Geld kostet — das wäre am Ende noch zu verschmerzen, da wir uns ja daran gewöhnt haben, auch für andre unbequeme, aber leider not-

wendige Dinge unser Geld ohne sonderliches Murren hinzugeben. Schmerzlicher ist der Verlust an Menschenleben, die der dunkle, schmutzige Strom des Verbrechertums alle Jahre in seine Fluten hinabzieht. Dazu wird uns vorgehalten, daß wir alle, die wir allzumal Sünder seien, auch an der Hervorbringung von Verbrechen und Vergehn beteiligt wären, insofern als wir mithülfen, jenes milieu social zu schaffen, worin das Verbrechen wurzle. Und endlich stellt man uns das Verbrechertum gern unter dem Bilde eines in eifriger Thätigkeit begriffnen Kraters dar, aus dem die Gase unter mehr oder weniger kräftigen Eruptionen hervorströmen. Das Schauspiel eines solchen feuerspeienden Berges mag dem Naturforscher Gelegenheit zu willkommnen Studien geben, und wer sich als Vergnügungsreisender tief unten auf blauer Welle in seinem Schifflein schaukelt, betrachtet es wohl mit einem Gemisch von Grausen und Wonne. Der Anwohner jedoch, der die Lavamassen immer näher auf sein rebenumsponnenes Häuschen vorrücken sieht, schaut mit sorgenvollem Auge hinauf nach dem rauchumhüllten Kegel. In solcher Lage sind wir, seitdem das Verbrechen aufgehört hat, sich auf eine verhältnismäßig kleine Gruppe unterwertiger Menschen zu beschränken, seitdem es seine Fangarme vielmehr weiter und weiter hinausschleudert in unser Volk hinein. Sonach bildet das Kapitel Vergehn und Verbrechen im Buch vom deutschen Volk einen Abschnitt, dessen Lektüre, so betrübend und unerquicklich sie sein mag, keinem geschenkt werden kann. Wen es zu trösten vermag, der tröste sich an der Thatsache, daß auch die andern Völkerfamilien dieselben Schmerzen fühlen wie wir.

Um die Frage nach dem Stande der Kriminalität zu beantworten, werden wir uns mit den Angaben beschäftigen müssen, die uns das kaiserliche statistische Amt in der Reichskriminalstatistik darbietet. Ein Spaziergang in die Zahlen hinein ist nun freilich nicht jedem willkommen, er läßt sich aber leider nicht vermeiden, wir dürfen nicht bei unbestimmten Vorstellungen stehn bleiben. Ich habe es an mir und an andern erprobt, daß sich die Ansicht, das Verbrechertum erhebe neuerdings ganz besonders bedrohlich sein Haupt, im wesentlichen auf den Eindruck stützt, den schwere und blutige Verbrechen in unsrer Seele hinterlassen. Die vielen kleinen ärgerlichen Geschichten dagegen, mit deren Aburteilung sich die Gerichte Tag für Tag abzuquälen haben, bringen uns, eben weil ihnen alles Grausige, Raffinierte, oder sagen wir alles Sensationelle fehlt, kaum viel aus unsrer behaglichen Stimmung heraus. Bemißt man die Gefahr des Verbrechertums nach den schweren Verbrechen, dann können wir uns ziemlich beruhigen, denn dann hat die Gefahr abgenommen, oder sie ist wenigstens nicht größer geworden, als sie auch schon zu Großvaters Zeit gewesen ist. Die Zuchthäuser, in denen doch wohl die schlimmsten Verbrechen verbüßt werden, haben Luft bekommen, es sind aber natürlich noch immer genug Menschen darin, denn im Lauf der Jahre 1882 bis 1899 sind über 200000 Personen mit Zuchthaus bestraft worden. Aber während im Jahre 1882 die Zahl der Zuchthausstrafen noch 13429 betrug, ist sie im Jahre 1899 nach einigen Schwankungen, aber mit ausgesprochen fallender Tendenz auf 9694 heruntergegangen. Es darf hierbei jedoch nicht unbemerkt

bleiben, daß dieſe erfreuliche Thatſache nur zum Teil auf eine Milderung der verbrecheriſchen Energie zurückgeführt werden kann; zum andern Teil iſt ſie dadurch verurſacht worden, daß die Praxis der Gerichte offenbar milder geworden iſt. Das kaiſerliche ſtatiſtiſche Amt weiſt denn auch ausdrücklich darauf hin, daß bei den Verbrechen, bei denen die Zulaſſung mildernder Umſtände ausgeſchloſſen iſt und alſo auf Zuchthaus erkannt werden muß, die Zahl der Zuchthausſtrafen nicht abgenommen, ſondern zugenommen hat. Immerhin ſind die Kapitalverbrechen nicht häufiger geworden. Was ſpeziell den Mord angeht, ſo ſind ſeit 1882 bis 1899 deswegen 1046 Todesurteile gefällt worden, aber auch hier bewegen ſich die Zahlen auf abſteigender Bahn; 1882 handelte es ſich um 99 ſolcher Verbrechen, 1899 nur noch um 37. Nehmen wir hierzu noch die Verurteilungen zu lebenslänglichem Zuchthaus wegen Todſchlags, Raubes, Brandſtiftung und Unzucht mit tödlichen Folgen, ſo dürften die ſchlimmſten Straffälle verrechnet worden ſein, es handelt ſich aber ſeit 1882 nur noch um weitere 130 Perſonen. Dieſe geringen Zahlen, wie ſchwere Bedeutung ſie auch haben mögen, zeigen uns, daß die Kriminalität nach dieſer Seite hin nicht bedenklicher geworden iſt, ja wer um ein Jahrhundert und noch weiter zurückgreifen wollte, müßte eingeſtehn, daß wir gegen früher in beneidenswerter Sicherheit leben. Die eigentliche Gefahr liegt nun aber nicht in dieſen ſchlimmſten Formen des Verbrechens, ſondern in der Thatſache, daß überhaupt in jedem Jahr ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung in das Gefängnis und damit in recht bedenkliche Nähe mit dem Seuchenherd des eigentlichen Verbrechertums gebracht werden muß. Halten wir aber zunächſt Heerſchau über die Beſtraften.

Im Jahre 1882 wurden 329968 Perſonen wegen Vergehn und Verbrechen gegen die Reichsgeſetze verurteilt. Seitdem ſind die Zahlen unaufhörlich größer geworden, 1892 wurde das vierte Hunderttauſend erreicht, und im Jahre 1899, dem letzten, worüber die ſtatiſtiſchen Angaben vorliegen, ſind 478139 Perſonen verurteilt worden. Da die verfügten Strafen faſt ausſchließlich Freiheitsſtrafen geweſen ſind, ſo ſind alſo ſeit 1882 etwa ſieben Millionen Deutſche ins Gefängnis und ins Zuchthaus gewandert. Bei der Beurteilung dieſer Zahlen auf ihre Bedrohlichkeit hin muß ſelbſtverſtändlich berückſichtigt werden, daß ſeit 1882 auch die Bevölkerung zugenommen hat. Die Kriminalſtatiſtik zeigt uns aber, daß die Kriminalität nicht nur abſolut, ſondern auch verhältnismäßig berechnet zugenommen hat. Denn es kamen im Jahre 1882 auf 100000 Perſonen der ſtrafmündigen Bevölkerung 1040, im Jahre 1890 ſchon 1105 und im Jahre 1899 ſogar 1236 Verurteilte. Es ſoll nicht überſehen werden, daß die beſtraften Handlungen von ſehr verſchiednem Gewichte ſind, daß unter ihnen auch eine Menge Kindereien, Dummheiten, Augenblicksverirrungen verzeichnet ſind, und daß unter dem Heer von Verbrechern, das ſich hier vor unſern Augen zu formieren hat, ein ſtarker Haufe gänzlich harmloſer Menſchen mit marſchieren muß, bei denen niemand einen verbrecheriſchen Hang zu entdecken vermöchte, wie denn überhaupt der Verbrecherarmee, ſo ſtattlich ſie ſich auf dem Papier ausnimmt, ſehr armſelige Kreaturen angehören und zahlreiche unſichere Kantoniſten, denen nichts

lieber wäre als die Möglichkeit, zu den wohlanständigen Leuten hinüber zu desertieren. Auch muß, um der heutigen Generation im Vergleich mit vergangnen Geschlechtern gerecht zu werden, beachtet werden, daß im Lauf der Jahre so manches Gesetz hinzugekommen ist, dessen Übertretung früher nicht möglich war. So erschienen zum Beispiel seit 1892 die Vergehn gegen die Sonntagsruhe, schüchtern beginnend mit der Zahl 1622, dann aber in raschem Emporschnellen sich zur Höhe von 8332 im Jahre 1896 erhebend, von der sie in den letzten Jahren wieder ein wenig heruntergegangen sind.

Die Statistik gliedert die Gesetzesübertretungen in vier große Gruppen, in Vergehn und Verbrechen gegen den Staat, die Religion und die öffentliche Ordnung, zweitens in solche gegen die Person, ferner in Vermögensdelikte und endlich in Amtsdelikte. Die letzte Gruppe, die der Vergehn und Verbrechen im Amte, ist niemals bedeutend gewesen, am stärksten tritt sie auf im Jahre 1884 mit 5563 strafbaren Handlungen, wird dann aber immer schwächer, bis das Minimum im Jahre 1899 mit 2534 Straffällen erreicht wird. Auch die erste Gruppe, die der Verbrechen und Vergehn gegen den Staat, die öffentliche Ordnung und gegen die Religion, hat sich nicht in besorgniserregender Weise verändert. Die absoluten Zahlen sind allerdings größer geworden, denn es handelte sich 1884 um 59580, im Jahre 1899 dagegen um 89964 strafbare Handlungen dieser Art. Die Verhältniszahlen gehn aber nur bis zum Jahre 1896 aufwärts — 171 Fälle auf 100000 Personen der Gesamtbevölkerung —, von da ab fallen sie. Die beiden Mittelgruppen nun umfassen die Hauptmasse aller zur Verurteilung gelangten strafbaren Handlungen, es wurden im Jahre 1899 229659 Vergehn und Verbrechen gegen die Person und 252453 Eigentumsvergehn abgeurteilt.

Verfolgen wir zunächst die Entwicklung der Vergehn und Verbrechen gegen das Vermögen. Da zeigt es sich, daß auch diese stärkste Gruppe immer kleiner wird. Ihren Höhepunkt mit 284830 Delikten erreichte sie im Jahre 1892, das zugleich als der tiefste Punkt einer rückläufigen Bewegung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse angesehen wird, dann wurde sie aber immer geringer, und dem entsprechend verminderten sich auch die Verhältniszahlen, denn während sich 1884 als Kriminalitätsziffer die Zahl 505, im Jahre 1892 sogar die Zahl 570 ergab, entfielen im Jahre 1899 auf 100000 Personen der Gesamtbevölkerung nur noch 462 solcher strafbaren Handlungen. Den bedeutsamsten Platz in dieser Gruppe nehmen natürlich die Diebstähle ein, aber auch bei diesen sind wir in der angenehmen Lage, eine leise Besserung anzuerkennen. Im Jahre 1884 kamen 152290 Diebstähle zur Bestrafung, im Jahre 1899 147374, das heißt auf 100000 Personen der Gesamtbevölkerung entfielen im Jahre 1889 342, im Jahre 1899 270 Diebstähle. Und zwar betrifft dieser Rückgang sowohl den einfachen wie den schweren Diebstahl, aber auch die den Betrug und die Unterschlagung umschreibenden Zahlen haben sich nicht sehr verschlechtert, obwohl hier allerdings eine Steigerung zugegeben werden muß. Halten wir den Satz für richtig, daß sich die Zahlen der Eigentumsvergehn, namentlich der einfachen Diebstähle, den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend zu verändern pflegen, dann dürften

wir also den Schluß wagen auf eine Besserung in der äußern Lage der bei diesen Vergehn vorzugsweise beteiligten Volkskreise, wobei dann sicherlich der Einfluß der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung anzumerken wäre. Die 378 Millionen Mark, die in den Jahren 1891 bis 1899 an Invalidenrente ausgezahlt worden sind, die 1474 Millionen aus der Krankenversicherung und die 544 Millionen aus der Unfallversicherung können doch wohl nicht spurlos durchgeflossen sein. Will man jedoch eine Besserung der wirtschaftlichen Lage nicht zugeben, so wird wohl nichts andres übrig bleiben, als anzunehmen, daß die Widerstandskraft des Volks gegen die Versuchung zur Unehrlichkeit gestärkt worden sei.

Ein andres Bild bietet sich uns, wenn wir nun die Gruppe der Vergehn und Verbrechen gegen die Person ins Auge fassen: hier wuchert es wild auf. Im Jahre 1882 wurden 107839 derartige strafbare Handlungen abgeurteilt, im Jahre 1899 dagegen 229659, 113 Prozent mehr. Auf 100000 Personen der Gesamtbevölkerung entfielen im Jahre 1884 279, im Jahre 1899 420 solcher Strafthaten. Die Zahl der Sittlichkeitsverbrechen ist nicht sehr gestiegen, im Jahre 1899 gelangten 14430 solcher Vergehn zur Sühne, was gegen das Jahr 1884 ein Plus von 4000 Fällen ausmacht. Dagegen haben sich die Fälle der Körperverletzung, sowohl der einfachen wie der gefährlichen, sehr bedeutend vermehrt. Es handelte sich im Jahre 1884 um 57090, 1899 um 112853 Körperverletzungen. Wenn man nun auch berücksichtigt, daß derartige Vergehn früher mehr als jetzt ohne Zuhilfenahme des Gerichts erledigt wurden, so muß doch eingeräumt werden, daß die Roheit und Brutalität im Volke stark gewachsen ist. Das statistische Amt macht hierzu die Bemerkung, daß die Abnahme der Eigentumsvergehn und die Zunahme der Roheitsdelikte wohl auf ein und dieselbe Ursache zurückzuführen seien, nämlich auf die erleichterte Beschaffung des notwendigen Lebensunterhalts und die gesteigerte Lebensführung. Dann kann die gesteigerte Neigung zu Gewaltthätigkeiten nur aus der Vermehrung des Alkoholgenusses erklärt werden, denn auch wenn es dahin käme, daß jeder täglich sein Pfund Fleisch und Sonntags sein Huhn im Topfe hätte, so würde hierdurch dennoch keine solche Steigerung der Lebenskräfte erzielt werden, daß sie sich in Ausbrüchen der Roheit Luft machen müßten. Im 20. Jahrgang der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft teilt Professor Aschaffenburg eine Reihe interessanter Beobachtungen über den Zusammenhang des Alkoholgenusses mit dem Verbrechen mit. Er stellt unter anderm zahlenmäßig fest, was freilich kein Geheimnis ist, daß die Mehrzahl aller Verbrechen am Sonntag geschieht, weiter treten kriminell der Montag und der Sonnabend hervor, während für die übrigen Wochentage nur ein geringer Teil der Verbrechen verbleibt. Der Sonntag ist nun gleichsam das zeitliche Zentrum des Alkoholgenusses. Eine solche Wirkung hatte man sich wohl von dem Gesetz über die Sonntagsruhe nicht versprochen, aber es wird ja jede Wohlthat für den zur Plage, der nicht darauf erzogen ist, sie als Wohlthat zu empfangen und zu gebrauchen. Forschen wir nach den geographischen Zentren der Körperverletzung, so heben sich die Bezirke Bromberg, Ober- und

Niederbayern und die Pfalz empor, denn während im allgemeinen auf 100000 strafmündige Personen etwa 160 Körperverletzungen kommen, entfielen darauf in diesen Bezirken über 300. Diese Bezirke präsentieren sich nun aber zugleich als Zentren des Schnaps-, Bier- und Weinkonsums. Wir würden, wenn wir tiefer zu den Ursachen der Verbrechen hinabsteigen, freilich dem Alkohol auch sonst als Verderber begegnen, indem er es ist, der hauptsächlich die trübe moralische Atmosphäre, die zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse und dazu die Zustände körperlicher und geistiger Schwäche erzeugt, die der Entwicklung der verbrecherischen Triebe so überaus günstig sind. Der Dezernent des Gefängniswesens im preußischen Ministerium des Innern, Dr. Krohne, glaubt sogar annehmen zu können, daß wohl 70 Prozent aller Vergehn und Verbrechen in ursächlichem Zusammenhange mit dem Alkoholgenuß stünden.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, auch den Spuren der Kriminalität des Weibes einige Augenblicke zu folgen. Da wir die Frau als Hüterin alles dessen, was gut, rein und fromm ist, anzusehen gewohnt sind, als den gesegneten Mittelpunkt der Familie, so würde uns eine gesteigerte Teilnahme des Weibes an der Verübung strafbarer Handlungen mit ganz besondrer Sorge erfüllen müssen. Es hat die weibliche Kriminalität nun allerdings ebenfalls zugenommen, aber doch nicht in demselben Maße wie bei dem männlichen Geschlecht. Während die absoluten Zahlen der verurteilten Männer in der Zeit von 1882 bis 1899 um 53 Prozent gestiegen sind, beläuft sich die Steigerung bei den weiblichen Verurteilten nur auf 19 Prozent. Im Jahre 1899 wurden wegen Vergehn und Verbrechen gegen die Reichsgesetze ausschließlich der Verletzung der Heerespflicht 388253 Männer und 74823 Frauen verurteilt, das männliche Geschlecht ist also fünfmal so stark bei der Kriminalität engagiert als das weibliche. Aber wie traurig bleibt dennoch die Thatsache, daß im Verlauf der achtzehn Jahre, auf die sich unsre Beobachtungen bisher erstreckt haben, über eine Million Mädchen und Frauen ins Gefängnis oder Zuchthaus gesteckt worden sind. Michelet hat in seinem bekannten Buche von der Frau auch dem gefangnen Weibe ein Kapitel gewidmet, das er Trost der Gefangnen überschreibt. Schon dieser Titel kennzeichnet die Stellung Michelets. Ihm ist die Frau der Himmelsstern, der den Blick in eine höhere Welt emporzieht, aber auch da, wo sie von ihrer Höhe herabgestiegen ist in die Schatten der Sünde, erkennt er noch immer das gute köstliche Frauenherz, so reich an Mitgefühl und Lebenswärme, so ganz Hingebung und Zärtlichkeit. Sie sich als Feindin vorzustellen, die man hinter Mauern verwahren müßte, ist ihm ganz unmöglich. Liebt sie, ruft er aus, macht ihr das Leben ein wenig leichter, etwas weniger langweilig, und sie wird nichts böses thun. Das ist ja gewiß etwas schwärmerisch gedacht und gesagt, wir finden auch unter den Frauen ausgesprochne Verbrechernaturen, und namentlich solche, die schon in früher Jugend auf Abwege gerieten oder von Anfang an in einem Sumpf lebten, übertreffen zuweilen ihre männlichen Rivalen auf diesem Gebiete sehr bedeutend an Gleichgiltigkeit, ehrloser Gesinnung, Verschlagenheit und Bosheit. Und dennoch, wie widerwärtige und abschreckende Züge auch gerade das Antlitz des weiblichen Verbrechertums an-

zunehmen vermag, spricht vieles zu Gunsten dieses schwärmerischen Urteils. Wir finden, daß über die Hälfte aller von Frauen verübten Vergehn in das Gebiet der Eigentumsdelikte gehört. Das läßt sich selbstverständlich auf verschiedne Ursachen zurückführen, aber der Zusammenhang der strafbaren Handlungen des Weibes mit Sorge läßt sich doch wohl nicht verkennen. Auf diesen Zusammenhang führen uns auch andre Vergehn, wie z. B. der Kindsmord, die Vergehn gegen das keimende Leben, sogar das widerliche Vergehn der Kuppelei läßt sich in zahlreichen Fällen auf die Wirkung trauriger wirtschaftlicher Verhältnisse zurückführen und kann dann mitunter in einem mildern Lichte erscheinen. Daneben wirken freilich auch ganz andre Ursachen mit, Eitelkeit, Gefallsucht, Vergnügungssucht und endlich das Quantum von Beschränktheit und blinder Liebe, in der sie es irgend einem Laffen so leicht machen, sie zu ruinieren. Ohne Zweifel würden viele ein ruhiges und gesichertes Leben führen können, wenn sie sich entschließen könnten, eine Stellung im häuslichen Dienst anzunehmen, aber da lockt der größere klingende Lohn, es winkt die größere Freiheit, die bessere Gelegenheit, „ihre Persönlichkeit auszuleben"; andre haben dem Wunsche ihrer Eltern nachzukommen, die einen Zuschuß für die Haushaltungskasse wohl gebrauchen können, und schließlich können doch auch nicht alle dienen. Und so nähen sie und sticken oder bedienen irgend eine Maschine, sehen den ganzen Tag wenig, was ihr Herz erfreuen kann, und es entsteht der Zustand der Traurigkeit und Langeweile, der nach Michelets Meinung die eigentliche Ursache ihrer Entartung ist. Denn die Zerstreuungen, die sich für ein Mädchen aus solchen Kreisen bieten, sind nichts andres als schwere Versuchungen. Wenn man das alles erwägt, so versteht man vieles, man bekommt aber auch Achtung vor den Jungfrauen- und Frauenvereinen. Wenn diese sich bemühen, den Frauen und Mädchen eine angenehme und edle Geselligkeit zu bieten, ihnen einen lichten und warmen Sonntagsabend zu bereiten, so ist das keine Spielerei, sondern ein Werk echt christlicher Liebe und zugleich ein gut soziales Werk.

Aus den statistischen Tabellen geht hervor, daß die Zahl der bestraften ledigen Mädchen im Alter von 20 bis 30 Jahren größer ist als die Zahl der bestraften verheirateten Frauen derselben Altersstufe; vom 30. Jahre ab verschiebt sich dagegen das Verhältnis zu Ungunsten der Verheirateten. Ein Mädchen, das sich über die Jahre der Unreife hinaus gehalten hat, wird es zur Festigung ihres Charakters gebracht haben, auch wird ihre äußere Lage allmählich sicher geworden sein. Dagegen fängt das Leben der verheirateten Frauen häufig nun erst an, sich mit Sorgen zu umziehn und versucherisch zu werden. Die Familie ist stärker geworden, der Verdienst des Mannes reicht nicht mehr aus, vielleicht hat der Mann begonnen, sich auf die Vereins- und Wirtshauslauferei zu legen. Da wird das Dasein mehr und mehr lichtlos und hoffnungsarm. Wenn wir nun weiter lesen, daß von 100000 Personen der strafmündigen Bevölkerung, soweit sie in einem Lebensalter von 30 bis 40 Jahren stehn, 440 ledige, 460 verheiratete und 1070 verwitwete und geschiedne Frauen bestraft zu werden pflegen, so sagt dieses starke Überwiegen der Verwitweten und Geschiednen wiederum nichts andres, als daß hinter

der sinkenden Frau das Gespenst der Sorge steht. Daß sie schließlich noch lasterhafter und verdorbner werden kann als der Mann, darf uns dann nicht wunder nehmen. Sie hatte viel stärkere Schranken zu durchbrechen als dieser, ehe sie aus dem geheiligten Kreise weiblicher Zucht und Sitte heraustreten konnte; sie wird mit ihrer ganzen Person viel tiefer in die Schuld und das Laster verflochten, und viel schwerer wird es ihr, sich wieder aufzurichten und ihren Ruf wieder herzustellen. So rollt der Stein in unergründliche Tiefen. Jedoch wird die verbrecherische und überhaupt die entartete, sittenlose Frau nicht sowohl durch ihre Thaten als durch den starken Einfluß, den sie auf ihre Umgebung ausübt, in ihrem Volke gefährlich. Zunächst fließt aus ihr das Verderben in die eigne Familie hinein. Schopenhauer ist freilich der Ansicht, daß der Mensch sein Moralisches, seinen Charakter vom Vater ererbe, von der Mutter dagegen den Grad, die Beschaffenheit und die Richtung seiner Intelligenz, weswegen er auf Tugendhaftigkeit bei der Frau kein Gewicht legt, sondern nur wünscht, daß das Weib als Mutter geistreich und verständig sei, alle dummen Gänse aber in ein Kloster gesteckt würden. Ich glaube aber nicht, daß sich jemand von dieser Theorie wird überzeugen lassen. Daß die Einwirkungen des mütterlichen Herzens auf die Bildung des kindlichen Willens tief und stark sind, so tief und mächtig, daß sie auch etwa vom Vater vererbte Untugenden zu neutralisieren, andrerseits aber auch väterliche Vorzüge zu verderben vermögen, lehrt uns das Leben alle Tage, und ganz besonders wird der weibliche Einfluß in den Kreisen von allerwichtigster Bedeutung sein, in denen der Vater durch seinen Beruf fast den ganzen Tag vom Hause ferngehalten wird. Wo also das mütterliche Element im Volk entartet, wird das Verderben auf die heranwachsende Jugend übergehn. Den engen Kreis der Familie verlassend können wir aber auch, glaube ich, ohne Übertreibung behaupten: Fänden sich nicht immer diese Scharen verderbter Frauen und Mädchen, die dem Verbrecher Unterschlupf gewähren, ihn bewundern und umschmeicheln, sich von ihm mißhandeln lassen und ihn dann gelegentlich wohl verraten, und dennoch sich ihm immer wieder zuneigen, die ihm seinen Raub verzehren helfen, und ihn, wenn Schmalhans Küchenmeister geworden ist, auf neue Beute ausschicken, dann würde das Verbrechertum seine stärkste Kraft einbüßen, es würde innerlich aufgelöst werden, weil ihm nun die hauptsächlichen Bedingungen fehlten, unter denen es zu leben und sich seines Daseins zu erfreuen vermag. Hier wird uns die Bedeutung des neuen Fürsorgeerziehungsgesetzes klar, das die Handhabe bietet, wenigstens die minderjährigen Mädchen aus der Verbrecherwelt und der Welt des Lasters zu entfernen und damit dem gewerbsmäßigen Verbrechertum wie dessen nächster Umgebung einen empfindlichen Schlag zu versetzen.

Ganz besondre Aufmerksamkeit wendet man heute mit Recht der Kriminalität der „Jugendlichen" zu. Der Ausdruck Jugendliche ist allerdings bei den Grenzboten verpönt, Wustmann bezeichnet ihn als ein Modewort, ich muß mich aber gleichwohl der Mode fügen, da das Wort einmal der terminus technicus ist für die jungen Verbrecher, die das zwölfte Lebensjahr erreicht und das achtzehnte Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Es wird nicht nötig

sein, die Jugendlichen durch alle Kolumnen der Kriminalstatistik zu verfolgen, wir würden im allgemeinen nur dieselben Bilder betrachten müssen wie bei den Erwachsenen, nur daß wir Bilder kleinern Formats, dagegen mit lebhaftern Farbentönen zu sehen bekämen. Die Kriminalität der Jugendlichen ist nur halb so groß wie die der Erwachsenen, es kommen nämlich auf 100000 Personen der erwachsenen Zivilbevölkerung 1231, auf 100000 Jugendliche 630 Verurteilte. Dieses leidlich günstige Verhältnis verschiebt sich uns jedoch, sobald wir erwägen, daß so junge Menschen im Grunde viel weniger Veranlassung haben, das Gesetz zu übertreten, als der ältere im Kampf des Lebens stehende Erwachsene. Einige Delikte scheiden bei ihnen gänzlich aus, andre kommen kaum in Betracht, auch läßt sich wohl annehmen, daß ein Teil der von Personen dieser Altersstufe begangnen strafbaren Handlungen vernünftigerweise anders als durch gerichtlichen Spruch geahndet wird. Verurteilt wurden im Jahre 1882 30719, im Jahre 1890 40002, im Jahre 1899 47512 Jugendliche, und zwar, was ich sogleich hinzufügen will, 39832 aus dem männlichen, 7680 aus dem weiblichen Geschlecht, darunter 15288 Kinder unter 15 Jahren. Seit dem Jahre 1890 wird also etwa eine halbe Million Jugendlicher verurteilt worden sein. Die Folge hiervon ist, daß das deutsche Heer schon eine beträchtliche Zahl früher bestrafter Rekruten einstellen mußte. Im Jahre 1897 wurden der Armee 41423 bestrafte Personen zugeführt, von denen 12873 schon 2 bis 5 mal, 1400 sogar 6 bis 10 mal bestraft waren. Dazu steht die Kriminalität der Jugendlichen in der allerstärksten Entwicklung. Professor Liszt hat das Problem der jugendlichen Verbrecher zum Gegenstand eines Vortrags genommen, der im 73. Bericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft abgedruckt worden ist. Darin finde ich folgende Angabe: Von 1892 bis 1896 betrug die Zunahme der Zivilbevölkerung 15,8 Prozent, die der Verurteilten überhaupt 38,5 Prozent, die der verurteilten Jugendlichen 44,1 Prozent. Die Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen ist also größer als die der Erwachsenen, und zwar hat sie in allen Bezirken des Deutschen Reiches zugenommen, auch in solchen Bezirken, in denen die Verurteilungen von Erwachsenen abgenommen haben.

Diese außerordentlich traurigen Thatsachen empfangen aber nun noch ihr besondres Licht, wenn wir nachforschen, nach welcher Richtung hin sich die Jugendlichen hauptsächlich kriminell bethätigen. Es ist ja ohne weiteres anzunehmen, daß die Jugendlichen den allgemeinen Zug nach den Roheitsdelikten mitmachen. Ihre Kriminalität ist sogar größer als die der Erwachsenen, bei einzelnen Unzuchtsverbrechen, bei der vorsätzlichen und fahrlässigen Brandstiftung und beim Diebstahl. Bei dem Vergehn des Diebstahls steht die Sache so, daß von 1000 Verurteilungen bei den Erwachsenen 250, bei den Jugendlichen 578 den Diebstahl betreffen. Daß sich die Jugendlichen gerade auf den Diebstahl und zwar in gleicher Weise auf den einfachen wie auf den schweren Diebstahl geworfen haben, muß als ein sehr schlimmes Symptom gedeutet werden. Liszt schließt daraus, daß sich der Zugang zum gewerbsmäßigen Verbrechen vorzugsweise aus den jüngern Altersklassen rekrutiere, und weiter, daß sich der endgiltige soziale Schiffbruch vorwiegend im jugendlichen Alter vollziehe. Das sind

ja im Grunde kongruente Sätze, denn sobald jemand beim gewerbsmäßigen Verbrechertum angelangt ist, kann man von ihm mit Fug und Recht sagen, daß sein moralischer Untergang so gut wie besiegelt ist.

(Schluß folgt)

# Ehrhard

Im 41. Heft des Jahrgangs 1899 der Grenzboten haben wir dem Reformkatholizismus ein schlechtes Prognostikon gestellt. Der im Nu berühmt gewordne Wiener Theologieprofessor hat jedoch mehr Aussicht auf Erfolg als der dort erwähnte Philosophieprofessor Joseph Müller; erstens, weil er nicht so verbittert und scharf wie dieser kritisiert und sich streng innerhalb der von den Dogmen seiner Kirche gezognen Grenzen hält, auch sein sehr gründliches Buch den richtigen Ausweg aus der schwierigen Lage ganz deutlich zeigt; zweitens, weil der Sturm gegen den Klerikalismus, der in den letzten beiden Jahren in Frankreich, Spanien und Österreich getobt hat, die gebildeten Katholiken mehr und mehr überzeugt, es müsse etwas geschehn, wenn nicht, die offnen Feinde zu versöhnen, so doch der wachsenden Abwendung der Gläubigen von der Kirche Einhalt zu thun. Was Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert für Österreich bedeutet, hat ein Wiener Mitarbeiter der Grenzboten kurz dargelegt. Mich interessiert an dem Buche mehr, daß es ein Produkt der allgemeinen religiösen Gärung unsrer Zeit, und daß sein Geist dem meinen verwandt ist. Aber natürlich liegt zwischen uns eine vorläufig nicht überbrückbare Kluft, weil ja Ehrhard an der Orthodoxie seiner Kirche festhält; und ich will nun aphoristisch an einigen Beispielen zeigen — eine gründliche Auseinandersetzung würde ein Buch erfordern —, wie dieser prinzipielle Gegensatz die beiderseitige Beantwortung der Zeitfragen beeinflußt.

Unsre Verwandtschaft besteht im Verständnis für den positiven Gehalt des Katholizismus und im historischen Sinn. Zwischen beiden besteht ein enger Zusammenhang, denn es gehört eben mit zum historischen Sinne, daß er den Kern der historischen Begebenheiten und Erscheinungen zu erfassen vermag. Ehrhards Buch ist historisch angelegt. Nach einem Überblick über die Lage seiner Kirche inmitten ihrer Feinde erzählt er kurz die ganze Kirchengeschichte und zeigt, welche Wandlungen die Kirche, ohne ihre Idee und ihre Aufgaben preiszugeben, im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, wie ihre jedesmalige Gestalt ein Produkt geschichtlicher Verhältnisse gewesen ist, und wie aus diesen Verhältnissen die Unvollkommenheiten und Verschuldungen, die man ihr mit Recht vorwerfen darf, erklärt werden müssen. So z. B. die Inquisition aus der mittelalterlichen Verflechtung des Staats mit der Kirche,

die u. a. ganz allgemein die Ansicht erzeugte, daß jede Auflehnung gegen den Glauben Empörung gegen die weltliche Obrigkeit bedeute. Wer das übersehe, der verstehe das Mittelalter nicht. Es sei unwissenschaftlich, vom Standpunkt der Gegenwart aus, die diese Auffassung überwunden habe, ganze Bücher zu dem Zwecke zu schreiben, der Kirche und vorzugsweise dem Papsttum mit sittlicher Entrüstung Verirrungen vorzuhalten, die aus Zeitanschauungen entsprungen sind, deren Fehlerhaftigkeit den Menschen der Zeit gar nicht zum Bewußtsein kam. Mögen auch alle Thatsachen aus Quellen geschöpft und wahrheitsgetreu mitgeteilt werden, „ein solches Buch gehört dennoch zur Pamphletlitteratur und stellt den Charakter seines Verfassers in das denkbar schlechteste Licht. Ich kenne aber aus der jüngsten Zeit kein Buch, das dieses Urteil schärfer verdiente, als das des Grafen von Hoensbroech." Ganz einverstanden! Daß dem Exjesuiten der historische Sinn abgeht, daran wird eben hauptsächlich sein Jesuitismus schuld sein. Grundsätzliche Nichtachtung alles Historischen ist ein Hauptfehler des jesuitischen Geistes. Jesuiten haben sich nicht bloß in der Dogmatik, sondern auch in allen Zweigen der Naturwissenschaften, Geographie und Biologie eingeschlossen, ausgezeichnet, aber in der Geschichte hat keiner etwas geleistet. Daß sie anfangs freisinniger waren und erst aus Furcht vor der Gefahr, die dem positiven Glauben von der Wissenschaft der Aufklärungszeit drohte, engherzig geworden sind, hatte ich kürzlich zu bemerken Gelegenheit. Ich erinnerte an den Kritiker und Skeptiker Harduin. Und noch in der jüngsten Zeit, auf dem letzten internationalen Kongreß katholischer Gelehrten in München hat der Jesuit Grisar eine mit stürmischem Beifall aufgenommne Rede gehalten, worin er — ich zitiere nach Ehrhard — den noch in manchen katholischen Kreisen herrschenden Hyperkonservatismus gegenüber unhaltbaren religiösen Volksüberlieferungen und zweifelhaften oder unechten Gegenständen der öffentlichen Andacht beklagte, den Kampf der historischen Kritik gegen die vielen unverbürgten Traditionen, Wunderberichte und Märchen, die sich um das Leben der Heiligen, um ihre Reliquien, um Gnadenorte abgelagert haben, energisch forderte und ausdrücklich versicherte, daß eine solche kritische Arbeit Konflikte mit der kirchlichen Autorität nicht zu fürchten habe. (Der Papst selbst soll eine in diesem Sinne vorzunehmende Reinigung des Breviers beschlossen haben.) Aber scharfe Kritik, die dem von der Logik beherrschten Jesuitengeiste nahe liegt, ist noch lange kein historischer Sinn. Als Beweis dafür, daß auch dieser gepflegt werde, könnte man eher den Chronologen Petav und den Exegeten Maldonat anführen, aber die gehören der guten alten Zeit des Ordens an.

Thatsache ist, daß sich heutige Jesuitenzöglinge nicht gern mit historischen Studien befassen, und das erklärt sich aus dem starren Orthodoxismus des Ordens. Dieser hat die Verteidigung der Kirchenlehre und der Kirchenverfassung gegen philosophische und gegen die sogenannten häretischen Angriffe zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht und sich in der richtigen Empfindung, daß die Kenntnis der Entstehungsgeschichte der Dogmen und der Hierarchie starke und berechtigte Zweifel erregen muß, ausschließlich auf den Nachweis der Vernunftgemäßheit des Katholizismus und auf die Beweise aus der

Schrift und den Vätern geworfen. Systematik und eine Konsequenzmacherei, zu der ihn die sorgfältige logische Schulung seiner Mitglieder befähigt, sind seine Hauptstärke. Es ist deshalb ganz echt jesuitisch, wenn Hoensbroech alle positiven Leistungen des Papsttums unbeachtet läßt und folgert: diese und diese Verbrechen können dem Papsttum nachgewiesen werden, Verbrechen aber sind nicht Gottes- sondern Teufelswerk, ergo ist das Papsttum vom Teufel gestiftet. Das ist logisch richtig, aber historisch falsch. Ein wie echter Jesuit Hoensbroech ist, hat er in seiner katholischen Zeit u. a. dadurch bewiesen, daß er nach Ehrhard der einzige deutsche Theolog gewesen ist, der „dem Kirchenstaat dogmatische Tragweite" zugesprochen hat, das heißt doch wohl, der behauptet hat, die Notwendigkeit des Kirchenstaats sei ein Glaubenssatz. Diesen Glaubenssatz aus andern Glaubenssätzen zu folgern, ist für einen geübten Logiker wirklich eine Kleinigkeit, und Pio Nono soll auch die Absicht gehabt haben, den Kirchenstaat von seinen Leibjesuiten dogmatisieren zu lassen; zum Glück für die katholische Kirche hat die Weltgeschichte den Gegenstand des Dogmas weggefegt, ehe dieses fertig war. So weit wird mir Ehrhard, der den Jesuiten nicht sehr gewogen ist, vielleicht beistimmen. Aber wenn ich dann weiter behaupte, daß der beschriebne Fehler des Jesuitismus eine unabweisbare Folge jeder konsequenten Orthodoxie, also auch der katholischen ist, wird er das seinerseits für unberechtigte Konsequenzmacherei erklären. An diesem Punkte scheiden sich die Geister. Orthodoxie, d. h. der Glaube, daß ein Mensch oder eine Körperschaft oder eine Religionsgesellschaft im Alleinbesitz der religiösen Wahrheit sei und von jedem auf den religiösen Glauben oder die Sitten bezüglichen Satz mit unfehlbarer Sicherheit sagen könne, ob er wahr oder falsch ist, dieser Glaube läßt sich mit dem historischen Sinn auf die Dauer nicht vereinigen, denn die Geschichte beweist, daß sich der Kirchenglaube ändert, und daß der Fortschritt der Erkenntnis die Irrigkeit mancher Dogmen aufdeckt. Ehrhard täuscht sich also, wenn er glaubt, die moderne Geschichtswissenschaft sei eine Frucht des Katholizismus. Daß die italienischen und die französischen Mauriner historische Kritik geübt und durch ihre großen Sammelwerke und Dissertationen die Quellenforschung eingeleitet haben zu einer Zeit, wo Norddeutschland noch in den Banden des lutherischen Orthodoxismus lag, von dem natürlich dasselbe gilt wie vom katholischen, das ist ja wahr, aber von diesen Vorbereitungen der Geschichtswissenschaft bis zu ihrem vom rein historischen Sinn geleiteten Aufbau war noch ein weiter Weg. Es handelt sich dabei um die Universalgeschichte; denn Partikulargeschichten können allerdings sehr gut verfaßt werden, ohne daß eine dogmatische oder philosophische Überzeugung störend oder fördernd einwirkt. In Beziehung auf die Universalgeschichte nun hat Ehrhard zwar wieder Recht, wenn er sagt, daß ohne das Christentum von einer solchen keine Rede sein könne, weil erst dieses die Begriffe Menschheit und planvolle Leitung ihrer Geschicke zum Gemeingut der Kulturvölker gemacht habe; aber er überschätzt das Verdienst des Augustinus um die Ausbildung und Anwendung dieser Begriffe. Gegeben sind beide in der Bibel, und zwar vom ersten Kapitel der Genesis an. Augustinus aber hat ihr rechtes Verständnis und ihre richtige Anwendung mehr verbaut als gefördert mit

ſeiner manichäiſchen Zerreißung der Menſchheit in eine Gottes- und in eine Teufelsſtadt.*)

Wird vollends die Kirche und nach mehrfacher Kirchenſpaltung ein Teil der Kirche mit der Gottesſtadt identifiziert und die übrige Menſchheit dem Teufel übergeben, ſo kann von einem Verſtändnis der Weltgeſchichte keine Rede mehr ſein. Das letzte nun thut Ehrhard nicht. Er findet es undenkbar, daß ſich die Menſchheit vierhundert Jahre lang in einer dem göttlichen Willen entgegengeſetzten Richtung ſollte entwickelt haben. Die chriſtliche Betrachtungsweiſe, ſchreibt er, ſträubt ſich dagegen, in einer ſo großen und fruchtbaren kirchlichen Erſcheinung, wie die Reformation eine ſei, nur Negatives, alſo nur Verderben zu ſehen. Er eifert gegen einen Konfeſſionalismus, der in dem Wahne, die ganze außerkatholiſche Welt ſei dem Böſen verfallen, die Katholiken von den Andersgläubigen hermetiſch abſperren und die Kirche in ein ungeheures Kloſter verwandeln möchte. Aber — wenn der Glaube richtig iſt, daß man durch jede Abweichung vom Kirchendogma ſein eignes Heil gefährdet und ſich der Gefahr der ewigen Verdammnis ausſetzt, dann ſind die Ängſtlichen im Recht mit ihren Abſperrungsbeſtrebungen, denn was will die ganze moderne Kultur ſamt Goethe, Kant und Telephon bedeuten gegenüber der ewigen Höllenpein? Und vor dieſes aut-aut geſtellt, lehnt die Vernunft, aller ſcholaſtiſchen Logik zum Trotz, das Höllendogma ab ſamt der ganzen Orthodoxie.

Nein, weder die moderne Welt iſt des Teufels, wie die katholiſche Orthodoxie zu glauben zwingt, noch iſt das Mittelalter des Teufels geweſen, wie die lutheriſche Orthodoxie geglaubt hat, ſondern das Menſchengeſchlecht ſteht in jedem Abſchnitt ſeines Daſeins unter göttlicher Leitung, die Kulturwelt löſt auf jeder Stufe ihrer Entwicklung Aufgaben, die Gott ihr geſtellt hat, und es iſt dabei ganz gleichgiltig, ob ſie bei ihrer Arbeit kirchlich oder antikirchlich organiſiert iſt, und ob ſich die Arbeitenden Katholiken, Lutheraner oder Freigeiſter nennen. Dieſe Auffaſſung konnte nicht auf katholiſchem Boden wachſen, freilich auch nicht auf lutheriſchem oder kalviniſchem; aber proteſtantiſcher Boden war dazu notwendig, erſtens weil nur der Widerſtreit mehrerer einander feindlich gegenüberſtehender Orthodoxien von der Nichtigkeit des Orthodoxismus überzeugen konnte, zweitens weil nur die proteſtantiſchen Kirchentümer ſo ſchwach waren, daß ſie das Aufkommen eines von den Feſſeln des Orthodoxismus freien Gelehrtentums nicht zu hindern vermochten. Und dieſer auf proteſtantiſchem Boden erwachſenen freien Wiſſenſchaft, nicht wie er glaubt, ſeinem Katholizismus, verdankt Ehrhard das bedeutende Maß von Unbefangenheit und Gerechtigkeit, womit er alle geſchichtlichen Vorgänge zu beurteilen und auch die akatholiſchen und antikatholiſchen Erſcheinungen und Strömungen zu würdigen vermag.

*) Er nennt die zweite anfangs nur civitas terrena, aber ſpäter wird er deutlicher. Im erſten Kapitel des 15. Buches ſagt er von den zwei Menſchenarten, die er geſchildert hat: quas etiam mystice appellamus civitates duas, hoc est, duas societates hominum; quarum est una quae praedestinata est in aeternum regnare cum Deo, altera aeternum supplicium subire cum diabolo.

Daß die Orthodoxie der geschichtlichen Objektivität Grenzen zieht, sieht Ehrhard ein. Harnack hat gesagt, durch die Reformation sei das Evangelium wieder erreicht worden in der Innerlichkeit und Geistigkeit, in dem Grundgedanken vom gnädigen Gott, in einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, in der Vorstellung von der Kirche als der Gemeinschaft des Glaubens. Ehrhard fragt dagegen: Ist ihm denn unbekannt, daß jene vier Grundideen auch im Katholizismus verwirklicht sind, wenn auch in andrer Gestalt? Aufgabe der Theologie sei es, zu untersuchen, welche Art der Verwirklichung dem Evangelium entspreche. Für die theologische Beurteilung der Unterscheidungslehren sei es gleichgiltig, ob der Gegensatz zwischen ihnen schon im sechsten oder erst im sechzehnten Jahrhundert hervorgetreten sei, der Theologe entscheide eben bloß, welche der entgegengesetzten Lehren wahr und welche falsch sei. Der Historiker habe anders zu urteilen, weil je nach der geschichtlich gegebnen Lage die falschen Lehren mit berechtigten Bestrebungen, die richtigen mit kirchlichen Übelständen verschmolzen sein können. Das Berechtigte von dem Unberechtigten zu sondern sei Aufgabe des Historikers. „Nun gebe ich zu, daß wenn der Historiker zugleich Theologe ist, sein theologischer Standpunkt für sein Urteil als Historiker von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Das gilt aber nicht bloß für den katholischen Theologen, für den die Ablehnung des Protestantismus mit der Überzeugung von der Unmöglichkeit des Abfalls der Kirche von dem wesentlichen Inhalt des Evangeliums unmittelbar gegeben ist, sondern auch für den protestantischen, der sich nicht zum Protestantismus bekennen könnte, wenn er nicht die Überzeugung vom Gegenteil hätte." Der folgende Satz, der den Weg zu einer trotz dieser Schwierigkeit anzustrebenden Verständigung zeigen soll, ist unverständlich, was sich daraus erklärt, daß Ehrhard Unmögliches anstrebt, wenn er sich vom orthodoxkatholischen Standpunkt aus mit orthodoxen Protestanten über historische Kernfragen verständigen will. Hat man einen undenkbaren Gedanken auszusprechen, so muß man sich mit „Metaphysik" helfen, wie die Franzosen alles Unverständliche nennen. Die Orthodoxen dürfen eben nicht eingestehn, daß beide Seiten Recht haben können, daß Gott die Verwirklichung der christlichen Ideen sowohl in der katholischen wie in der lutherischen und kalvinischen Form und sogar in der Form einer deistischen oder halbpantheistischen Humanitätsreligion gewollt haben kann, ja daß ihre volle Verwirklichung in einer Kirche gar nicht möglich ist; jeder Orthodoxe muß das andre Kirchenwesen für Abfall erklären.

Was dem denkenden Katholiken den Bruch mit der Orthodoxie schwer macht, ist die imposante Glaubenseinheit seiner Kirche, die ihm durch das „unfehlbare Lehramt" verbürgt erscheint, gegenüber der protestantischen Zersplitterung. Aber bei genauerer Prüfung schrumpft dieser Vorzug sehr zusammen. Zunächst ergiebt sich, daß dem Geltungsbereich des unfehlbaren Lehramts die Umgrenzung fehlt. (Ob man den Episkopat, die allgemeinen Konzilien, den Papst allein oder mit den andern beiden Faktoren zusammen als Träger der Unfehlbarkeit ansieht, ist praktisch gleichgiltig.) Die Gegner der kirchlichen Unfehlbarkeit sagen, da es kein Gebiet des Lebens und des Wissens giebt, das nicht irgendwie mit dem Glauben und den Sitten zu-

sammenhinge, so könne der Papst alles, was ihm beliebe, seiner Entscheidung unterwerfen. Außer dieser möglichen ungeheuerlichen Konsequenz führen sie die Fälle, in denen die katholische Kirche ältere Entscheidungen und Ansprüche hat preisgeben müssen, gegen die Unfehlbarkeit an. Ehrhard weist in Übereinstimmung mit den meisten deutschen Theologen seiner Konfession diese Einwürfe folgendermaßen zurück: „Für den Katholiken hat die Unfehlbarkeitserklärung ihre befreiende Wirkung, die jeder großen Wahrheit eignet, dadurch erwiesen, daß sie die Grenzen, innerhalb deren die Thätigkeit des Papstes als des Oberhauptes der katholischen Kirche einen absolut verpflichtenden Charakter besitzt, genau umschrieben und sehr eng gezogen hat. Denn es ist damit zugleich festgestellt, daß alle ihre Thätigkeit außerhalb dieser Grenzen zeitgeschichtlichen und persönlichen Charakters ist, und daraus folgt, daß päpstliche Aussprüche und Verfügungen der Vorzeit, die den höchsten Idealen des Christentums, der Religion, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit nicht entsprachen, der katholischen Kirche nicht zur Last gelegt werden können. Darum kann die unleugbare Thatsache, daß zwischen Vertretern der kirchlichen Autorität und Bahnbrechern des Fortschritts Gegensätze bestanden haben, bei deren Ausbildung und Fortbestehn die zweiten nicht die allein Schuldigen waren, den Katholiken keineswegs an seinem Glauben und an seiner Kirche irre machen. Das sind alles zeitgeschichtliche Erscheinungen, die das Wesen des Katholizismus nicht berühren. So gewiß auch, wie z. B. in der Galileifrage, Dekrete römischer Kongregationen Erkenntnisse verworfen haben mögen, die später zum Gemeingut der gebildeten Welt wurden, diese Erkenntnisse sind nicht durch unfehlbare Entscheidungen verworfen worden, und das katholische Dogma trägt keine Spur dieser geschichtlichen Vorkommnisse an sich. Unsre Gegner lieben es, den wesentlichen Unterschied zeitgeschichtlicher Bestrebungen und persönlicher Auffassungen von den absolut giltigen Normen und Dogmen der katholischen Kirche zu verwischen, um die ganze Last bedauernswerter geschichtlicher Ereignisse einer vielhundertjährigen Vergangenheit auf sie zu laden." (S. 275 bis 277.) Abgesehen davon, daß die angebliche genaue Umschreibung des Geltungsbereichs der päpstlichen Unfehlbarkeit aus dem Wortlaut der vatikanischen Dekrete zu beweisen wäre, was Ehrhard zu thun unterläßt, hat er durch sein subjektives Kriterium die Substanz des Unfehlbarkeitsdogmas vernichtet. Indem ich das ausspreche, begehe ich keine Denunziation, denn fast alle deutschen Katholiken argumentieren wie Ehrhard, und die alle zu exkommunizieren, wird sich die römische Kurie wohl hüten. Päpstliche Aussprüche und Verfügungen, die den Idealen des Christentums nicht entsprechen, sind keine ex cathedra-Sprüche. Nach wessen Ansicht nicht entsprechen? Offenbar nach Ansicht der Gebildeten eines Zeitalters. Damit ist die wandelbare öffentliche Meinung zum Richter über den Papst und die Konzilien gesetzt. So haben die Infallibilisten die Unfehlbarkeit sicherlich nicht verstanden wissen wollen. Männer wie Ehrhard meinen: der Anspruch auf weltliche Macht, der Hexenaberglaube, die geschmacklosen und abstoßenden Andachten, und was sonst dem modernen Gebildeten anstößig ist, alles das gehöre nicht in das Gebiet des unfehlbaren Lehramts. Aber gerade die Leute, denen diese Dinge

am Herzen liegen und die sie fanatisch verteidigen, gerade die sind es gewesen, die gegen die dringenden Abmahnungen der deutschen Bischöfe, der deutschen Theologen, der angesehensten frommen Laien Deutschlands und Frankreichs die Berufung des Konzils durchgesetzt haben, offenbar zu dem Zweck, durch das für unfehlbar zu erklärende Papsttum, dessen damaliger Inhaber ganz auf ihrer Seite stand, die angefochtnen Lieblingsmeinungen der Bigotten zu Dogmen stempeln zu lassen. Ehrhard meint, es hieße bei der Zentralbehörde der Kirche eine starke Frivolität voraussetzen, wenn man ihr so etwas zutraue. Nun, Frivolität ist es gerade nicht gewesen, aber italienische Unwissenheit und Skrupellosigkeit im Bunde mit jesuitischer Konsequenzmacherei.

Nach Männern von Ehrhards Richtung bleiben als Material für unfehlbare Entscheidungen des kirchlichen Lehramts nur übrig die Dogmen im strengsten Sinne des Worts, d. h. die Sätze der kirchlichen Metaphysik, und die Moral. Moralfragen bedürfen aber keiner unfehlbaren Entscheidungen, denn was sittlich gut und sittlich böse ist, darüber sind alle Kulturvölker im allgemeinen immer einig gewesen, über jeden besondern Streitfall aber die Entscheidung der höchsten Kirchenbehörde herbeizuführen, ist nicht möglich, und es thun zu wollen, wäre lächerlich; dergleichen muß jeder mit seinem Gewissen ausmachen; zudem würde es die feinste Blüte des sittlichen Lebens zerstören, die nur aus der Wurzel sittlicher Autonomie hervorwachsen kann. Die kirchliche Metaphysik andrerseits interessiert heute außer den Philosophen keinen Menschen mehr. Ehrhard sagt ganz richtig, daß keine Religion ohne eine Metaphysik bestehn könne. Aber was die christliche Religion an Metaphysik braucht, das beschränkt sich auf die wenigen Sätze, die ich wiederholt hervorgehoben habe. Um diese allein handelt es sich in dem heutigen Kampfe zwischen Christentum und Antichristentum, und in diesem Kampfe nützt es uns nicht das mindeste, daß auch der unfehlbare Papst diese Sätze für richtig und die entgegengesetzten für falsch erklärt. Die auf den alten Konzilien dogmatisierten Hypothesen, die über das Notwendige hinausgehn, sind ohne alle Bedeutung für das Leben der Christenheit, und ihre heutige Wirkung beschränkt sich darauf, daß sie den philosophisch Gebildeten, der sich überflüssige Hypothesen nicht als Glaubenssätze aufdrängen lassen kann, aus der Kirche hinaustreiben. Die Thatsache, daß der Papst in der Peterskirche Kastraten singen läßt, spricht zehnmal stärker gegen die Göttlichkeit des Papsttums als der läppische Honoriusfall. Denn in das Geheimnis des innern Lebens Jesu eindringen und herausbringen wollen, ob in ihm ein Wille gewaltet hat oder eine Harmonie zweier Willen, ist eine Lächerlichkeit, und eine pietätlose dazu; mir wenigstens erscheint es als ein Frevel, wenn man Gott und den Gottmenschen anatomisch seziert und präpariert. Dagegen ist es klar, daß eine Institution nicht im dogmatischen Sinne göttlich sein kann, deren höchster Vertreter etwas Schändliches thut oder zuläßt. Im historischen Sinne ist das Papsttum gewiß göttlich, ebenso wie die Reformation, wie das alte und das neue Deutsche Reich. Hätte Gott die römische Kurie immer davor bewahrt, der Christenheit durch Unsittlichkeit und Geldgier ein schlechtes Beispiel zu geben, sie durch Herrschsucht in Verwirrung zu stürzen und durch Förderung des Volksaberglaubens zu barbarischen Greueln zu verführen, so

wäre das ja, nach Menschenart zu urteilen, ein großer Segen gewesen. Er wird ja wohl wissen, warum er es nicht thut. Aber da er nun einmal zu diesem Wichtigern seinen Beistand versagt hat, könnte es dem Papsttum und der Menschheit wenig nützen, wenn er ihn zum Unwichtigern, zur Bewahrung vor metaphysischen Irrtümern, verliehen hätte.

Das Gesagte soll nur den Orthodoxen gegenüber gelten, die den Begriff der Unfehlbarkeit pressen, anstatt dabei nur an eine inappellable Instanz zu denken, und vom Glauben an sie die Seligkeit abhängig machen. Den Wert einer höchsten Instanz in Glaubenssachen leugne ich durchaus nicht. Es giebt nun einmal Theologen, und Theologen, die nicht miteinander zanken, sind gar nicht denkbar. Wird nun nicht ab und zu die eine der streitenden Parteien zur Ruhe verwiesen, so werden die Gläubigen in den Zank hineingezogen, wobei schlechterdings nichts herauskommt als Ausdehnung des unfruchtbaren Gezänks, Trübung des religiösen Lebens und Abziehung von den wichtigen praktischen Aufgaben der Kirche. Es steckt darum ein Körnchen Wahrheit in der paradox klingenden Behauptung Ehrhards, die Katholiken seien freier als die Protestanten, weil nicht von wandelbaren und vielspältigen Menschenmeinungen, nämlich von denen ihrer Prediger abhängig. Auch muß anerkannt werden, daß die Kurie in den letzten Jahrhunderten, die Zeit des neunten Pius ausgenommen, ihres dogmatischen Richteramtes ebenso klug und vorsichtig gewaltet hat, wie es die Konzilien der alten Zeit gethan haben, und darin mag man immerhin das Walten Gottes sehen. Sie beschränkt sich im allgemeinen darauf, gewisse Sätze für Irrtümer zu erklären, ohne das dem Irrtum gegenüberstehende positiv Wahre anzugeben. Dieses wäre in den meisten Fällen unmöglich, jenes ist manchmal, selbst auf dem schwierigen psychologischen und dem ganz unsichern metaphysischen Gebiet, verhältnismäßig leicht. Von zehn protestantischen Gelehrten, die die Lehren von Hermes und Günther kennen, werden mindestens neun erklären, daß die Kurie mit ihrer Verwerfung materiell Recht gehabt habe, und höchstens einer wird non liquet sagen. Begnügte sich die Kurie damit, in jedem solchen Streitfalle zu erklären: Dieser Satz entspricht nicht der Kirchenlehre, so würde sie damit den Gläubigen eine unzweifelhafte Wohlthat erweisen; sie würde sie davor behüten, sich Meinungen als Dogmen aufschwatzen zu lassen, deren Unhaltbarkeit sie vielleicht bei weiterm Erkenntnisfortschritt selbst einsehen, und würde damit der Zerreißung der Christenheit in feindliche Lager vorbeugen. Es wäre gar nicht übel, wenn wir auch in den Naturwissenschaften eine internationale Akademie hätten, die man anrufen und von der man vernehmen könnte: Das und das ist erwiesene und unerschütterliche Wahrheit, dieser neue Satz dagegen ist noch nicht hinlänglich erwiesen. Was an den kirchlichen Entscheidungen getadelt werden muß, das ist die Anmaßung, zensurierte Lehren nicht bloß für unerwiesen, sondern für positiv falsch zu erklären und dem, der sie hat, zuzumuten, daß er sie aufgebe. Das Lehramt sollte, wie gesagt, nur die Gläubigen davor behüten, sich Gelehrtenmeinungen als Glaubenswahrheiten aufdrängen lassen zu müssen, denen aber, die diese Meinungen ausgeheckt haben, sie ruhig lassen; es ist psychologisch unmöglich, eine Meinung, die man nun einmal hat, für falsch zu halten.

Bei der Aussöhnung der Kirche mit der modernen Welt, die Ehrhard anstrebt, handelt es sich keineswegs um die kirchliche Metaphysik. An der nehmen nur die selbständig Forschenden Anstoß. Das Volk einschließlich der akademisch Gebildeten, die nicht selbst forschen, der meisten Juristen, Verwaltungsbeamten, Lehrer, Geistlichen und Ärzte, glaubt einfach. Es glaubt alles, was ihm von einer Person, einer Behörde, einer Körperschaft oder einer Zeitschrift gesagt wird, die es aus irgend einem Grunde für eine Autorität hält. Darin hat sich seit den ältesten Zeiten nichts geändert und wird sich auch in Zukunft nichts ändern, weil es physisch unmöglich ist, daß Menschen, die von andern Berufsgeschäften in Anspruch genommen werden, in selbständigen Untersuchungen nach den letzten und tiefsten Gründen der Erscheinungen forschen. Was diese Massen der nicht selbständig Denkenden der römischen Kirche abwendig macht, das sind andre Dinge. Es sind lästige Verpflichtungen wie der Beichtzwang und der Zölibatzwang. Es sind die von den Bigotten gepflegten abergläubischen Meinungen, kindischen Wundergeschichten und geschmacklosen Andachten. Es sind endlich die nationalen, politischen und volkswirtschaftlichen Konflikte, in die bei den Romanen und in Österreich das überwuchernde Klosterwesen und die Ansprüche der Hierarchie den Katholizismus verwickelt haben. Auf diese praktischen Fragen geht Ehrhard nicht ein; sie gehören seiner Ansicht nach nicht in die Öffentlichkeit, sondern auf die Provinzialkonzilien und die Diözesansynoden. Wenn aber die Hierarchie diesen kräftigen Wink nicht beachtet, wenn sie keine Reformsynoden veranstaltet, wird die Öffentlichkeit eben fortfahren, diese Dinge zu behandeln und in ihrer Weise zu erledigen, d. h. durch meist übertreibende Schilderung der kirchlichen Mißbräuche die katholischen Männer immer unkirchlicher zu machen und viele zum Austritt aus der Kirche zu bestimmen. Das Notwendigste, was die verständigen unter den Katholiken, namentlich unter den deutschen, zu thun hätten, wäre, daß sie den italienischen Kirchenregenten, die feine Diplomaten aber schwache Philosophen und Historiker sind, behilflich wären, auf das Erkenntnisniveau hinaufzuklettern, das sie selbst erreicht haben.

Auch die soeben erschienene letzte Encyklika des Papstes, sein Testament, beweist, daß er von dem wirklichen Zusammenhange der Dinge keine Ahnung hat. Die Kirche ist nach ihm mit allem, was sie thut und jemals gethan hat, im Recht, und alle Angriffe auf sie entspringen der Bosheit oder Verblendung ihrer Feinde. Den alten Kurialstil hat Leo gemäßigt und ein wenig der modernen Redeweise gebildeter Menschen angepaßt, aber in der Sache ist er vollkommen eins mit den Hierarchen des Mittelalters und mit seinem Vorgänger: er sieht in der Weltgeschichte nicht eine von Gott geleitete Entwicklung, sondern den unaufhörlichen Verteidigungskrieg des Gottesreichs, das ihm mit der römischen Kirche zusammenfällt, gegen das Reich des Teufels. Es wird schwer halten, gegen diese tief eingewurzelte Einbildung aufzukommen, die die Spitzen der Hierarchie und einen großen Teil des Volkes beherrscht. Aber was unter diesen Umständen möglich war, das hat Ehrhard gethan, und jeder solcher ehrliche Versuch verdient die kräftigste Unterstützung. Nicht Unterstützung im Sinne solcher Protestanten, die darauf spekulieren, mit Hilfe der liberalen

Katholiken einen Keil in das Gefüge des alten Kirchenbaus treiben und ihn sprengen zu können, sondern in der ehrlichen Absicht, die katholische Kirche wirklich mit den Anforderungen des Jahrhunderts auszusöhnen und dadurch nicht allein ihre Wirksamkeit den Völkern zu erhalten, sondern sie segensreicher zu machen. Von der höchsten Wichtigkeit ist es, daß Ehrhard — so viel ich weiß, der erste unter seinen Glaubensgenossen — den Weg historischer Auffassung des Christentums beschritten hat; es ist der einzige, der zur Versöhnung führen kann. Zur Versöhnung, nicht zur Verschmelzung der getrennten Kirchen und zur „Bekehrung" der einen Konfession durch die andre. Die „Evangelisationsarbeit" der Protestanten ist nicht weniger unhistorisch, unpsychologisch und — anmaßend als das Gebet der römischen Kirche um die Bekehrung der Häretiker, das übrigens, nebenbei bemerkt, wenigstens keine aggressive Maßregel ist.

Der historische Prozeß der Scheidung der Konfessionen war notwendig, er hat segensreich gewirkt und soll nicht rückgängig gemacht werden. Dem Katholiken ist es vorläufig noch durch die Glaubenslehre seiner Kirche verwehrt, diese Wahrheit anzuerkennen, aber Ehrhard bahnt die Wegräumung dieses Hindernisses an, indem er das historisch Gewordne und Veränderliche an der Kirche von dem unwandelbaren Göttlichen unterscheidet, der Reformation wenigstens eine relative Berechtigung zugesteht und anerkennt, daß die moderne Entwicklung nicht ohne Gottes Willen und Leitung vor sich gehn, daß demnach das göttliche Walten nicht auf die römische Kirche beschränkt gedacht werden könne; er hat erkannt, daß es innerhalb wie außerhalb seiner Kirche Gutes, Schlechtes und Böses, Göttliches, Menschliches und Diabolisches giebt. Diese Erkenntnis ist, wie wir schon hervorgehoben haben, eine Frucht der protestantischen Wissenschaft; um so mehr muß man es bedauern, daß der heutige Protestantismus durch die Form seiner Polemik gegen den Katholizismus und durch die organisierte Evangelisation, d. h. also die Veranstaltung zur Bekehrung der katholischen Ketzer diese Erkenntnis verleugnet. Eben darum ist den Protestanten das Buch, aus dem sie wieder billig denken lernen und die vergessene echt protestantische — nicht lutherische oder kalvinische — Auffassung der Kirchengeschichte herauslesen können, ebenso dringend zu empfehlen wie den Katholiken. Jene werden darin so manche beherzigenswerte Wahrheit finden, die eigentlich bei dem heutigen Stande der historischen Wissenschaft Gemeinplatz sein sollte, von der aber die Zeitungs- und Zeitschriftenpolemiker nichts zu wissen scheinen, z. B. folgende auf Seite 131: „Ist somit ein sicheres Urteil über den Gesamtwert des Protestantismus unmöglich, so erbringt seine bisherige Geschichte den vollen Beweis dafür, daß er auf allen Gebieten des Kulturlebens, dank den christlichen Kräften, die auch in ihm wirksam sind, und dank ihrer Verbindung mit thatkräftigen, unternehmungslustigen und zielbewußten Volksstämmen Leistungen von hohem und bleibendem Werte hervorgebracht hat. Wieviel davon auf Rechnung des protestantischen Geistes kommt, wieviel auf die Lebenskräfte, die im Volke pulsieren, entzieht sich einer sichern Berechnung." Die geistige und die materielle Blüte der wichtigsten protestantischen Länder habe die Theorie erzeugt, daß der Protestantismus eine Kulturmacht ersten Ranges, der Katholizismus kulturfeindlich und an der Rückständigkeit

der Mehrzahl der katholiſchen Länder ſchuld ſei. Dieſe Theorie leide aber an mehreren Fehlern; der Hauptfehler ſei, „daß man Proteſtantismus und Katholizismus als zwei Hypoſtaſen behandelt, die mit den proteſtantiſchen und den katholiſchen Völkern identifiziert werden unter Nichtbeachtung der vielfältigen geſchichtlichen, wirtſchaftlichen, politiſchen, nationalen und perſönlichen Kräfte, aus denen ſich das reale Leben zuſammenſetzt.“ Die Katholiken werden beſonders Stellen wie die folgende zu beachten haben: „Will die Neuſcholaſtik einfache Repriniſtierung der Scholaſtik des Mittelalters ſein, ſo verfällt ſie einem doppelten Irrtum, einem hiſtoriſchen, indem ſie eine, wenn auch noch ſo wertvolle Periode der Theologie als den Höhepunkt der ganzen theologiſchen Geiſtesarbeit betrachtet, und einem theologiſchen, indem ſie ſich von der Anſchauung beherrſchen läßt, es könne eine Zeit geben, wo die Sonne der Wahrheit aufgehört hätte, jeden Menſchen zu erleuchten, der in dieſe Welt kommt, und es könne ſich eine Geiſtesarbeit von nahezu 600 Jahren außerhalb der Bahnen der Vorſehung bewegen.“ Den Proteſtanten wird nützlich ſein zu leſen, was er über den Liguoriſturm ſagt, den Katholiken die Darlegung, wie thöricht ſie ſind, wenn ſie für katholiſche Univerſitäten ſchwärmen. Daß die Katholiken ihr Möglichſtes thun, die Blamage zu verdecken, die ſich das Papſttum durch das vatikaniſche Konzil und die Unfehlbarkeitserklärung zugezogen hat, und daß auch Ehrhard die dadurch ſo arg bloßgeſtellte päpſtliche Autorität zu retten ſucht, das gehört zu den Funktionen des Selbſterhaltungstriebes. Aber hoffentlich haben wenigſtens die deutſchen und die öſterreichiſchen Biſchöfe erkannt, daß dieſelbe kirchliche Partei, die den neunten Pius zu einer Reihe verhängnisvoller Schritte verleitet hat, auch an der gegenwärtigen Bedrängnis der katholiſchen Kirche ſchuld iſt, und hoffentlich werden ſie nicht zum zweitenmal aus verkehrter Sorge um die kirchliche Autorität jener Partei die erleuchteten Männer opfern, die einen gangbaren Ausweg aus den Wirrniſſen zeigen. C. J.

# Guſtave Charpentier

### Eine kritiſche Plauderei

Der Name Charpentier, vor einem Jahre in Deutſchland kaum genannt, iſt heute in aller Munde. Sein Muſikroman „Luiſe“ hat das Publikum förmlich trunken gemacht. In Hamburg, Breslau, Frankfurt und andern Städten wurden die Häuſer geſtürmt, und die Theaterdirektoren rieben ſich vergnügt die Hände, namentlich die Herren Bittong-Bachur in der alten Hanſeſtadt, die ſich als ahnungsvolle Kunſtkenner das Erſtaufführungsrecht in Deutſchland geſichert hatten. Ein wahrer Goldregen ging hernieder, und die Theaterkaſſen erlebten Tage, wie ſie glänzender kaum waren, als Viktor Neßler die Bühne mit dem „Trompeter von Säckingen“ beglückte. Die Trompete Jung-Werners,

die eine Zeit lang sogar das Wagnersche Musikdrama zu übertönen schien, ist nun freilich schon längst eingerostet. War es die Macht des Gegensatzes, die hier wieder einmal, wenn auch nur vorübergehend, den Sieg davontrug? Oder war es die absolute Melodie in ihrer verkommensten Gestalt, die das Ohr der Menge so süß umschmeichelte, das von der „unendlichen" übersättigt erschien? Oder war es am Ende nur der Stoff, das Milieu, der beliebte und vielgelesene Romanzencyklus von Scheffel, der das deutsche Publikum bethörte, das wieder einmal einen schlagenden Beweis seiner künstlerischen Bildung erbrachte? Es vergaß seinen Mozart und seinen Beethoven, seinen Gluck und seinen Wagner, seinen Weber und seinen Marschner und gedachte nicht einmal dankbar des vielgeschmähten Meyerbeer, der doch zum musikalischen Zipperlein Neßlers ein erkleckliches beigetragen hatte. Das Publikum sonnte sich an den populären, süßen, sentimentalen Weisen des musikalischen Rattenfängers, der die kleinen und die großen Kinder einfing und sie in den Berg führte, wo ihrer ewige Liedertafelfreuden warteten.

Vor Liedertafelfreuden ist man nun freilich in der „Luise" gefeit, denn Charpentier — dessen Vorfahren wohl dem edeln Zimmermannshandwerk oblagen —, ein geborner Elsässer wie Neßler, steht auf dem äußersten linken Flügel der musikalischen Fortschrittspartei; er ist radikal durch und durch, während sein Landsmann zu den braven und soliden deutschen Kapellmeistern gehörte, die jeder Dissonanz hübsch aus dem Wege gingen. Aber sein Publikum verstand er. Er wandte seine Blicke der deutschen Volkssage zu und wußte den romantisch-überseligen Ton anzuschlagen, der das deutsche Philisterherz so sehr beglückt. Auch Charpentier findet zuweilen solche häuslichen Töne, auch er kommt hier und da auf musikalischen Pantoffeln dahergeschlichen, zeigt aber gleich darauf die Dolchspitze und kehrt den Anarchisten heraus. Neßler besang die schöne, liebliche und tugendsame Margarethe, sein Landsmann bringt seine musikalische Huldigung der freien Liebe und dem Pariser Proletariat dar. Im „Trompeter" waren die pièces de résistance der Heidelberger Schloßhof und die zu allerhand Ulk aufgelegten Studenten; in der „Luise" sind es der Montmartre mit den Bohémiens und der übrigen Plebs, deren soziale Prinzipien mit der musikalischen Kunst, wie der Wolzogen Charpentiers sich ausdrückt, ein „inniges Verhältnis" eingehn. Inzwischen sitzt unser gutes deutsches Publikum, das Abend für Abend die Häuser füllt, im Grunde kühl und gelangweilt da, wenn ihm auch die lyrische Familiensuppe im ersten und die keck-realistisch gefärbte Szene in der Schule der Nähmädchen im zweiten Akt einige erfreuliche Abwechslung bringen. Aber mit klopfendem Herzen harrt es dem großen Augenblick entgegen, wo im Hintergrunde das beleuchtete Paris aus dem tiefen Dunkel der Nacht emportaucht. Diese Szene mit dem Monolog Luisens, der berauschende Liebeszwiegesang zwischen ihr und Julien, sowie die Krönung der Geliebten zur Königin der Musen sind der Höhepunkt der Oper, der des dröhnenden Beifalls immer sicher sein wird. Im übrigen verhielt sich das Publikum in den zwanzig Vorstellungen des Musikromans, die in Hamburg jedesmal vor ausverkauften Häusern stattfanden, ziemlich kühl und passiv. Das beleuchtete Paris

mußte aber jeder gesehen haben, der sich seiner künstlerischen Bildung bewußt war. Ein intelligenter Zuhörer meinte freilich einmal, daß die Oper nicht so übel wäre, wenn man nur die Musik nicht mit in den Kauf nehmen müßte. Das war auch ein kritisches Urteil, und zwar ein sehr bezeichnendes, denn es traf den wundesten Punkt im Schaffen Charpentiers.

Vor allem sind es das Milieu und die geschickte, aber nur auf den bloßen Effekt berechnete szenische Mache, die unsern guten Deutschen wieder einmal den Kopf verdreht haben. Schon die Bezeichnung „Musikroman" machte sie aufhorchen. Das war denn doch wieder einmal etwas andres, etwas neues für die, denen das Wort „Musikdrama" schon als ein überlebter Begriff erschien. Und ein Roman ist es, den Charpentier uns erzählt, aber ein Roman, der aus lauter bunt zusammengewürfelten Bruchstücken besteht, aus lose aneinandergereihten Skizzen, die das Pariser Proletariat in den verschiedensten Schattierungen zeigt. Eine Apotheose der Straßenkehrer, Lumpensammler, Gemüseverkäufer, Nachtwächter, Milchfrauen und Zeitungsträger, eine Verherrlichung des Fahrrads und der Nähmaschine, des eingetriebnen Cylinders und des cul de Paris. Im Mittelpunkt dieser illustren Gesellschaft steht Luise, die ihren Eltern davonläuft, um mit einem Bohémien der freien Liebe zu leben. Man könnte sich nun die nicht ungeschickt zusammengekittete Handlung noch gefallen lassen, denn der Dramatiker hat die Freiheit, sich den Stoff zu wählen, wie es ihm beliebt, wenn er ihn nur dichterisch zu gestalten und zu beseelen weiß, was hier übrigens auch nicht der Fall ist. Anders aber steht es mit dem Ton, d. h. dem musikalischen Ton, der auf unumstößlichen physikalischen Gesetzen beruht und nicht aus undefinierbaren Geräuschen besteht. Die fortgeschrittnen Geister freilich, die sich bei jeder Gelegenheit rühmen, auf dem Boden der modernen „psychologischen" Ästhetik zu stehn — als ob es jemals eine andre gegeben hätte —, wollen der Musik ein unbegrenztes Ausdrucksgebiet eingeräumt wissen. Man wird zu den Formalisten, den geistigen Rückschrittlern, den Kannegießern geworfen, wenn man die musikalischen Clownsprünge gewisser neuzeitlicher Komponisten nicht mitmachen kann. Diese Clownsprünge sind im Gegenteil vom größten psychologischen Interesse, denn sie charakterisieren ja eine reich angelegte Künstlerpersönlichkeit, in deren Tönen und Klängen all das, wofür auch die Sprache noch keinen Laut gefunden hat, und das sich nur als dunkler, ahnender Zwang äußert, in das Bewußtsein getreten ist. Nach diesen Exegeten hat es auch Charpentier unternommen, die feinsten und subtilsten Seelenvorgänge des Pariser Proletariats in dem Augenblick darzustellen, wo sich die sozialen Prinzipien mit der musikalischen Kunst auf das engste verbinden. Bei der Musik Charpentiers fiel mir übrigens Eduard Munch ein. Wie bei diesem berühmten Blau- und Grünmaler die Schiffe auf dem Himmel fahren, der auf dem Meere ruhende Mondschein ein immanentes Recht hat, als gelblicher Glascylinder dargestellt zu werden, Klippensteine wie weiche Käsemasse und menschliche Köpfe wie eirunde Flächen aussehen, in denen ein paar ungefüge Schlitze Auge und Mund andeuten, so vermeidet auch Charpentier in seiner „Luise" in den meisten Szenen mit äußerster Vorsicht jede künstlerische

Perspektive und die in einer bestimmten Form auftretende Melodie. Die musikalischen Intervalle sind nur dazu da, die greulichsten Mißklänge zu bilden. Die unglaublichsten Farbenzusammenstellungen und Mischungen nimmt er vor, und je blauer und gelber es klingt, umso größere Wonne erfaßt ihn, oder vielmehr: um so konkreter drückt er sich aus. Ein kluger Kopf ist Gustave Charpentier, aber er ist kein Erfinder, kein Schöpfer, wie es unsre Meister waren. Er ist ein echtes Kind unsrer Zeit: ein raffinierter Macher. Es fehlt ihm nicht an Einfällen, aber an Gedanken. Seine Phantasie arbeitet sprunghaft, und seine Stärke beruht in der Schilderung des Burlesken und Grotesken. Wer ist jemals auf die Idee gekommen, ein Konfektionsgeschäft musikalisch zu illustrieren, ein Näherinnenatelier in seiner vollen Thätigkeit „unter Musik" zu setzen! Diese Szene ist übrigens geschickt konzipiert und in derben Strichen gezeichnet, aber Musik ist das so wenig, wie die sich in undefinierbaren Intervallen bewegende Deklamation der Proletarier auf dieses Prädikat Anspruch erheben kann. Da fiel mir abermals mein Freund Eduard Munch ein, der auf seinen Bildern Bäume malt, die wie grüne Telegraphenstangen aussehen, oder einen Mond, der unserm Auge als ein chemisches Reagenzglas erscheint. Mag sein, daß eine spätere Zeit zu der Überzeugung gelangt, in solchen „Kunstwerken" die mythenbildende Kraft der Phantasie zu erkennen, die dem reaktionären Auge nur den Eindruck einer gewaltigen Kleckserei machen.

Eine wesentliche Eigenschaft, die dem schaffenden Künstler gleichsam immanent sein muß, fehlt Charpentier gänzlich: die Gestaltungskraft. Das beweist er nicht nur in seiner „Luise," sondern auch in den symphonischen Werken und in seinen Liedern. Die Reflexion herrscht vor, das Haschen nach künstlich zugespitzten Wirkungen, wie denn Charpentier überhaupt ein Virtuose des Effekts ist. Und wie vielen ausgeklügelten Episoden riecht man förmlich den Schweiß der Arbeit an! Erst wenn das Liebespaar, Luise und Julien, vor ihrem Häuschen auf dem Montmartre sitzen und Paris aus dem Dunkel wie eine verführerische Schöne mit glänzenden Augen zu ihnen aufblickt, sie, die Stadt „der Kraft und der Erleuchtung, die Freudenstadt, die Liebesstadt," und die beiden die dämonische Zauberin anflehen, ihren Kindern hold zu sein, sie zu schirmen und zu verteidigen, als sie beide das hohe Lied von Paris anstimmen und sich liebestrunken in die Arme sinken: da erwacht endlich auch der Musiker, der Lyriker in Charpentier und singt einen begeisterten Hymnus auf Liebe und Schönheit. Hier ist alles echt empfunden, und auch im Orchester singt und jubelt es in allen Tönen. Dieser wenn auch allzu breit ausgeführten Szene allein hat der „Musikroman" seine Popularität und seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen zu verdanken. Zum besondern Ruhme gereicht das der „Luise," die zum „Musikdrama" verdorben war, nun aber gerade nicht. Charpentier hat alles auf eine Karte gesetzt und auf gewisse Schwächen des Publikums spekuliert, die sich überall gleich bleiben; auch beim deutschen, das heute einem „Trompeter," morgen einem „Tristan" und am folgenden Tage einer „Luise" zujauchzt.

So charakteristisch wie das Verhalten des Publikums, das Abend für Abend

die Häuser füllte und sich im ganzen doch passiv verhielt, war auch das der maßgebenden deutschen Kritik, die sich bis auf wenig Ausnahmen ungemein vorsichtig über den Komponisten aussprach. Ein lautes, herzhaftes, uneingeschränktes Lob ist dem „Musikroman" eigentlich nicht zu teil geworden. Sogar der Übersetzer des Librettos und der Pfadfinder Charpentiers, Dr. Neitzel, hat sich nur mit einiger Reserve über die Musik ausgesprochen. Er mußte selbst zugestehn, daß dem Komponisten die fesselnde Ursprünglichkeit der Empfindung abgehe, und die Musik bis zum Nichts „eingedämmt" sei. Einem Schüler des verstorbnen Bachbiographen Spitta, einem Dr. Löwenfeld war es dagegen im Hamburger „Lotsen" vorbehalten, in die Kindertrompete zu stoßen und uns mit der geradezu verblüffenden Entdeckung aufzuwarten: das Verständnis und die begeisterte Aufnahme, die der große Dithyrambus auf Paris gefunden habe, rühre daher, daß die Kultur von Paris klassisch sei, wie die von Athen oder Rom oder die irgend einer andern Periode. In Luise sei das Weib auch sittlich reiner geworden, da die Forderung der freien Liebe als „moralische Bedingung" in den Vordergrund trete. Unser Historiker geht aber noch weiter. Als hochbedeutendes „Kulturmoment" erscheint es ihm, daß in Charpentier zum erstenmal die musikalische Kunst mit sozialen Prinzipien ein inniges Verhältnis eingegangen sei; das erhebe sein Schaffen weit über das eines „interessanten Komponisten." Ferner sei es von hoher Bedeutung für das Wesen der modernen Musik überhaupt, daß Charpentier, wie er unserm Historiker versichert habe, an eine „sich differenzierende und immer feinfühliger werdende Evolution" in der modernen Musik, an noch „ungeahnte Entwicklungsgänge" glaube, die unser Ohr an bisher nicht gekannte sublimste Unterschiede der Tonhöhe und damit mögliche harmonische Wunder gewöhnen werde. Herr Charpentier und sein Prophet können sich beruhigen. Richard Strauß soll schon seit geraumer Zeit über die Einführung der Vierteltöne nachsinnen. Vielleicht inauguriert schon sein nächstes symphonisches Werk die Periode dieser Evolution, die uns endlich die Erlösung von allem Übel, von aller Schultradition, die noch in den Symphonien von Johannes Brahms so tolle Orgien gefeiert hat, bringen wird.

Die künstlerisch vorsorgliche Direktion des Hamburger Stadttheaters faßte, nachdem ihr die Kasse den Beweis für die Größe und die Bedeutung Charpentiers mit unwiderleglichen Zahlen erbracht hatte, den lobenswerten Entschluß, dem Publikum auch den Symphoniker in einer Matinee vorzuführen. Sie war überzeugt, daß sich nach dem Erfolg der „Luise" dieser Tag zu einem der denkwürdigsten auch in den Konzertannalen Hamburgs gestalten würde, und daß noch die Urenkel des heutigen Geschlechts davon reden würden. Aber siehe da: es meldete sich keiner von den enthusiastischen Verehrern zum Worte oder vielmehr zur Kasse. Die Matinee kam nicht zustande, und das Konzert mußte auf einen Opernabend verlegt werden. Und wiederum blieb der erhoffte Erfolg aus. Das festlich erleuchtete Haus bot einen deprimierenden Anblick, obgleich die Direktion, in echt weltbrüderlicher Gesinnung und wohl auch von dem patriotischen Streben geleitet, eine Brücke zwischen den beiden feindlichen Brüdern diesseits und jenseits der Vogesen zu schlagen, die Hälfte

der Einnahme der Pensionskasse der Pariser Opéra comique bestimmt hatte. Man erwartete einen Sturm auf die Kasse, aber diese blieb leer und dunkel. Ich führe diese Thatsache nur an, weil sie den in allen Tonarten ausposaunten Erfolg der „Luise" auf seine eigentliche Bedeutung zurückführt.

Und doch war der Symphonie- und Liederabend sehr interessant, denn er ermöglichte es, dem Musiker Charpentier einmal recht tief auf den Grund zu sehen. Goldne Schätze waren zwar auch hier nicht zu finden. In den symphonischen Werken dokumentierte sich jedenfalls ein Geist, dessen Stärke nur in der Negation besteht, und dem die schöpferische Kraft fehlt. Bezaubert Charpentier den Hörer auch zuweilen durch warm empfundne Stimmungsbilder, so war der Gesamteindruck doch der, daß sich der Komponist am behaglichsten nur dann fühlt, wenn er auf musikalischen Dolchspitzen tanzt. Man wird bei ihm häufig an Heinrich Heine erinnert, der uns so oft in den Zauberkreis seiner seelischen Stimmungen zu bannen weiß und uns dann plötzlich eine Grimasse schneidet. So lauschen wir Charpentier in seiner anderthalb Stunde dauernden dramatischen Symphonie für Orchester, Soli und Chor zuweilen auch mit innerer Teilnahme; gelegentlich scheint er uns sogar ein trautes Herzensgeheimnis anvertrauen zu wollen, er raunt uns die süßesten, zärtlichsten Worte zu, und wie von einer magischen Kraft bezwungen fühlen wir uns zu ihm hingezogen. Aber plötzlich sehen wir ein grinsendes, hohnlachendes Gesicht, und die musikalische Dolchspitze schwirrt durch die Luft.

Zu der dramatischen Symphonie „Dichterschicksal" hat Berlioz mit seiner Symphonie phantastique und Romeo et Juliette Patenstelle vertreten, nur daß Charpentier die Solostimmen und den Chor unsichtbar aufgestellt haben will. Eine Idee, die ebenso abenteuerlich ist wie das Werk selbst, das uns die Schwächen, die künstlerische Zerfahrenheit und Haltlosigkeit des Komponisten erst recht aufdeckt, der doch nur in Aphorismen zu schreiben vermag, dem die großen Gedanken sowohl wie die Geschlossenheit der Form, jede Individualisierungskraft fehlen. Diese Mängel treten namentlich in der Behandlung der Singstimme auf; der Vokalsatz grenzt geradezu an Dilettantismus, die harmonische Führung der einzelnen Stimmen spottet jeder Beschreibung. Alles ist dem Zufall oder vielmehr der Willkür des Komponisten überlassen, der keine künstlerischen Schranken und Gesetze kennt. Überall vernehmen wir die Stimme des musikalischen Anarchisten. Pikante und burleske Einfälle, krasse, unvermittelte Gegensätze müssen das Manko an Erfindung und thematischer Gestaltungskraft ersetzen. Nach einer künstlerischen Perspektive und Proportion sieht man sich, wie bei Eduard Munch, vergeblich um. Und wenn Charpentier im dritten Teil die Hauptmotive, die weder einen prägnanten noch einen scharf umrissenen Charakter tragen, vom Melos ganz zu schweigen, dem Hörer gleichsam kinematographisch vorführt, so geschieht dies in rein äußerlicher Weise, ohne jede musikalische oder psychologische Motivierung, wie dies z. B. im letzten Satz der Neunten von Beethoven der Fall ist. Doch ist es eigentlich eine Profanation, den Namen dieses gewaltigen Meisters neben einem Charpentier in den Mund zu nehmen, der auch hinter seinen Vorbildern Berlioz und Liszt weit zurückbleibt. Die Phantastische oder die Faust-Symphonie

verdienen geradezu das Prädikat klassisch gegenüber der Dramatischen, der zudem diese Benennung gar nicht zukommt. Wie die „Luise" so hat auch die Symphonie Episoden von berauschender Schönheit, Stellen, die uns im Innersten aufhorchen machen. Herrlich ist z. B. der dritte Auftritt des ersten Akts: „Im Lande des Traumes." Ergreifend singt der Dichter von der Zaubernacht mit ihren süßen, berückenden Klängen. Genial ist das Fest auf dem Montmartre geschildert. Den realistischen Pinsel führt der Komponist hier mit Meisterhand, wenn auch vor den „poetischen" Gestalten, die er hier gezeichnet hat, die Schönheit ihr Auge verhüllen mag. Aber in seinem eigentlichen Element ist Charpentier in dieser Schlußszene, wo der Held der Dichtung zu den Polkarhythmen des Moulin de la Galette, während ihn das heulende Treiben der trunknen Menge umwirbelt, das Lied der Freude brüllt und dann in der wildesten Aufregung unter dem Gelächter (rire canaille) eines Freudenmädchens zu Boden stürzt und stirbt.

Auch in diesem symphonischen Werk weist die Wahl des Stoffes noch mehr als in der „Luise" auf eine ungesunde Richtung hin, die einen reinen künstlerischen Ausdruck kaum zuläßt. Die Wahl bekundet aber auch eine innere Zerfahrenheit, eine dissolute Phantasie. Ein phantastischer Dichter wird geschildert, der dem höchsten Ideal nachstürmt und schließlich am Absinth und an den Weibern zu Grunde geht.

In seiner italienischen Orchestersuite schildert Charpentier das Volk in seinem ausgelassenen Treiben, in seinem schwärmerischen Empfinden, in seinen traurigen und leidenschaftlich belebten Gesängen; wir hören sie zur Begleitung der Guitarre und der Mandoline, und aus der Ferne vernehmen wir Glockengeläute und Chorgesang. Hier wird die wilde Tarantella getanzt, lärmende Volksmassen ziehn an uns vorüber; dort, auf der Höhe von Sorrent, vernehmen wir süßes Vogelgezwitscher und die Stimme des freudejauchzenden Dichters. Wenn wir aber näher zusehen, so ist es doch nur die Farbe des Impressionisten Charpentier, die uns für ihn einnimmt. Er bewegt sich übrigens in der Suite, mit Ausnahme des dritten Teils, in ein und demselben Stimmungskreise; groß ist er nur im Grotesken und Burlesken, dort, wo er den realistischen Pinsel ansetzen kann. So in der Szene, wo nach der berauschenden Tarantella plötzlich der Zapfenstreich ertönt, bei Fackelschein die Militärmusik vorüberzieht, gefolgt von einer lärmenden, brausenden Volksmenge. Hier ist Charpentier wieder in seinem Element. Man halte aber neben diese italienische Suite die „Roma" genannte von Bizet! Keinen Augenblick wird man zaudern, dieser den Preis zuzuerkennen. Auch Carmen wird noch leben, wenn längst der Archivstaub die „Luise" bedecken wird, denn Bizet war ein Musiker, während Charpentier nur ein Virtuose des Effekts ist.

Gustave Charpentier ist nichts weniger als ein Meister des polyphonen Stils, aber mit dem Kontrapunkt der Reklame scheint er ziemlich vertraut zu sein. Den Theaterdirektoren schreibt er die schmeichelhaftesten Briefe, in denen die Aufführung seiner „Luise" an ihrer Bühne als die vollkommenste und idealste geschildert wird. Er nennt die Künstler — die Briefe sind so ziemlich gleichlautend — vortrefflich, unvergleichlich. Wie die Vorstellung in Hamburg

jeder andern Bühne zum Muſter dienen kann, ſo gilt dies auch von der in Breslau und der in Frankfurt. Es ſind lauter Muſterbühnen. Die Kapellmeiſter nennt er ſeine ausgezeichneten Kameraden. Jedem bezeugt er, daß die künſtleriſch feinfühlige Behandlung der Partitur ihm „geradezu“ das Vertrauen zu der Loyalität der deutſchen Kapellmeiſter gegenüber dem Willen des Komponiſten wiedergegeben habe. Er ſcheidet überall mit dem lebhafteſten Wunſche, ſich bald vor dem verehrlichen Publikum wieder einfinden zu können, das ihn ſo ſtolz und glücklich gemacht habe. Den Darſtellerinnen der Titelpartie erzählt er, daß die Pariſer Luiſe, das blutjunge Fräulein Rioton, infolge ihres glücklichen Debüts eine glänzende Heirat gemacht habe, und erfüllt dadurch ihre Herzen mit den ſüßeſten Hoffnungen. Ob er auch den Direktoren in Breslau und Frankfurt wie denen in Hamburg ſeinen nächſten Muſikroman zur erſtmaligen Aufführung in Deutſchland in Ausſicht geſtellt hat, habe ich nicht erfahren können. Aber vollendet habe er das Werk, nur ſei er ſich noch nicht darüber klar, welchen Namen er dem Roman geben ſolle. So dürfen unſre Theaterdirektoren mit Schmunzeln der kommenden Winterſaiſon entgegenſehen, und unſer deutſches Publikum wird nicht weniger ſehnſüchtig des erhabnen Augenblicks harren, der ihm wieder ein neues Zeugnis der klaſſiſchen Kultur vorführen wird, die ihren Boden nur in Paris hat.

# Griechiſche Reiſeſkizzen

## I. Von Catania nach Athen.

Ich hatte Sizilien bereiſt und beabſichtigte, von dort direkt nach Griechenland hinüberzufahren.

Die Verbindung zwiſchen beiden Ländern iſt ſehr mangelhaft. Es geht wöchentlich nur einmal, des Mittwochs, ein Schiff der Navigazione Generale von Catania zum Piräus. Auf dieſes war ich alſo angewieſen. Am Vormittag des 3. April begab ich mich mit drei jüngern Archäologen, zwei Süddeutſchen und einem Deutſchruſſen, an Bord der Polcevera. Das Schiff ſollte um zehn Uhr früh abgehn, war aber um dieſe Zeit noch von rieſigen Apfelſinenkähnen förmlich blockiert, und vom Strande her ſchwammen unausgeſetzt noch andre heran, die ebenfalls noch ausgeladen werden ſollten. So kam es, daß ſich das Schiff erſt um zwei Uhr langſam in Bewegung ſetzte, und auch da blieb es noch eine Strecke weit von Frachtkähnen begleitet, aus denen noch in aller Eile große Apfelſinenkiſten an Bord gehoben wurden, bis uns endlich die Lader, eine ausgewählte Sammlung ſiziliſchen Lumpengeſindels, in den letzten Kähnen unter entſetzlichem Abſchiedsgeſchrei verließen. Die Reiſe ſollte über Kreta gehn und drei Tage dauern. Das Schiff war weit mehr Fracht- als Paſſagierſchiff und eigentlich ſelbſt nichts als ein gewaltiger Apfelſinenkahn. Nicht nur ſeine untern Räume, ſondern auch

das Verdeck, ja sogar die Seitengänge waren mit Apfelsinen- und Citronenkisten und Fässern vollgestaut, nur auf dem Hinterdeck war für die freiere Bewegung der Passagiere einiger Raum gelassen. Das ganze Fahrzeug duftete von dieser lieblichen Fracht, die durchweg nach Odessa — so weit sollte die Polcevera gehn — bestimmt war.

Die Passagiere waren nur wenig zahlreich. Außer uns vier Archäologen war noch ein Deutscher an Bord, ein liebenswürdiger junger Kaufmann aus Elmshorn, der vor kurzem vom Militär freigekommen war und nun die ursprünglich für den Dienst bestimmten Geldmittel verständigerweise dazu verwandte, die Welt kennen zu lernen. In der ersten Kajüte fuhr nur ein junges englisches Ehepaar, das natürlich vollständig unnahbar war; in der zweiten mochten im ganzen etwa zwanzig Personen sein, die größtenteils bloß bis Kreta wollten, z. B. zwei italienische Carabinieri und ein Priester, die zur Ablösung andrer dorthin gingen. Überhaupt herrschte das italienische Element vor. Der Prete wurde abends von seinen Landsleuten durch allerlei Gewissensfragen auf die Probe gestellt, z. B., ob es eine Todsünde sei, einen Hund in die Kirche zu führen, worauf er schnupfend und schmunzelnd erwiderte: è un peccato veniale (eine läßliche Sünde).

Ich wählte mir zum Tischnachbarn die mir interessanteste Persönlichkeit, einen jüngern türkischen Offizier, der aus Gesundheitsrücksichten — er sah in der That entsetzlich elend aus — von Tripolis, wo er in Garnison gestanden hatte, nach Chios versetzt war und in Catania infolge schwerer Seekrankheit mehrere Tage im Hospital hatte liegen müssen. Die Italiener, die ja immer neugierig wie die Kinder sind, machten sich viel mit ihm zu thun, ließen sich sein türkisches Geld und seinen türkischen Paß zeigen und fragten ihn u. a., warum er eigentlich beständig seinen roten Fez auf dem Kopfe behalte, worauf er in recht mangelhaftem und stockendem Französisch erwiderte, daß ein Moslem nur wenn er allein im Zimmer sei, das Haupt entblößen dürfe, in Gegenwart andrer aber jederzeit das Abzeichen seiner Religion auf dem Kopfe tragen müsse. Der Priester warf bei dieser Auseinandersetzung seinen Landsleuten lachend die Bemerkung hin: fanno la religione pel capello (sie machen die Religion mit dem Hut). Als ich mich dem Türken als Deutscher vorstellte, erglänzte sein Gesicht vor Freuden, und er sagte: „Sie sind unsre guten Freunde, Ihr Kaiser ist zweimal bei uns gewesen und hat dem Sultan einen Brunnen geschenkt.“ Nun war unsre Freundschaft besiegelt, und wir führten manches interessante Gespräch, besonders über das türkische Heerwesen. Er war auf der Kriegsschule in Konstantinopel ausgebildet worden und auch von einem deutschen Oberstleutnant, an den ich eine Empfehlung bei mir hatte. Diese gemeinsame Beziehung erschloß mir vollends das Herz des Türken, und er sprach sich nun auch über die religiösen Verhältnisse des Landes in ziemlich freier Weise aus, beklagte den Fanatismus der großen Menge seiner Landsleute und sagte: Notre Seigneur a défendu de manger le cochon et de boire le vin, mais moi, je mange le cochon et je bois le vin, mais pas ivresse!

Am zweiten Tage fing er mit mir eine Art Religionsgespräch an: Nous

croyons un Dieu, vous croyez un Dieu, nous croyons un prophète, vous croyez un prophète, nous croyons un ciel et un enfer, vous croyez un ciel et un enfer, c'est la même religion. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm darauf zu bemerken: Mais chez vous il y a au ciel de belles filles, chez nous il y a seulement des anges. Er erwiderte kurz auf dieſen Einwand: Ça ne fait rien, les Houris sont seulement les domestiques de Dieu. Wir blieben trotz dieſer religiöſen Differenz die beſten Freunde. Ich ſah ihn zuletzt in Athen, wo er den Aufenthalt des Schiffes im Piräus zu einer Rundfahrt durch die Stadt benutzte. Wir ſchüttelten uns zum Abſchied auf Nimmerwiederſehen herzlich die Hand. Möge ihm das ſchöne Klima der Inſel Chios Heilung von der offenbar beginnenden Schwindſucht gebracht haben. Wie ſehr unſer Kaiſer die übrigen Völker intereſſiert, konnte ich auch ſonſt noch auf der Polcevera wahrnehmen. Ein Schiffskapitän bezeichnete ihn als „etwas ſeltſam aber brav" und wurde nicht müde, den Sinn der Rede an den Prinzen Heinrich in folgendes Kraftwort zuſammenzufaſſen: Sviluppa la bandiera e chi non crede. taglia! (Entfalte dein Banner, und wer es nicht glaubt, den ſchneide.)

Auch ein Exemplar des deutſchen Landfahrertums war auf dem Schiffe. Schon auf der Agentur in Catania hatte ich einem ſemmelblonden Landsmann in abgetragner aber noch einigermaßen anſtändiger Gewandung zurechtgeholfen. Er wollte ein Billet kaufen und konnte doch kein Wort Italieniſch. Dieſer junge Mann fuhr natürlich dritter Klaſſe, erſchien aber nach dem Diner jedesmal im Speiſeſaal der zweiten und ſpielte uns auf einer ſchönen Zither etwas vor. Il Tedesco war bald eine populäre Perſönlichkeit. Beſonders imponierte den Italienern, daß er ohne alles Gepäck, bloß mit der Zither in fremden Ländern herumreiſte.

Ich ſuchte hinter das Weſen und die Pläne dieſes ſeltſamen Landsmanns zu kommen, und der machte nach guter deutſcher Art aus ſeinem Herzen auch durchaus keine Mördergrube. Der junge Mann war ein unverfälſchter Sachſe, hieß Sonnenſchmidt, war urſprünglich Sattler geweſen, aber infolge einer ſchweren Krankheit, bei der ihm nach ſeiner Ausſage kein Arzt hatte helfen können, zum fanatiſchen Naturheiler und Vegetarier geworden. Da er nun nicht mehr rauchte und kein Bier mehr trank, hatten ihn ſeine Kollegen nicht nur gehöhnt, ſondern ihm auch, wo ſich Gelegenheit bot, ſeine Arbeit verdorben, ſodaß er es als Sattler nirgends mehr aushalten konnte. Seine Verpflegung auf dem Schiffe beſtritt er nicht nur von den Soldi, die ihm ſein hübſches Zitherſpiel einbrachte, ſondern er bat uns auch, ihm von dem Brot und den Apfelſinen, die wir bekämen, abzugeben, was wir denn auch aus landsmannſchaftlichem Korpsgeiſt thaten. Jeden Tag goß er ſich an der Schiffspumpe kalt ab und pflegte dann an einer verſteckten Stelle des Vorderſchiffs ein verſtohlnes Sonnenbad zu nehmen. Er war auch bekannt mit dem berühmten Naturmenſchen „guſtaf nagel" und zeigte mit Stolz Briefe von ihm ſowie ſein Bildnis. Auf meine Frage, was er denn nun eigentlich anfangen wolle, ſagte er: „Ich gehe nach »Grede« — er meinte Kreta — und will ſehen, daß ich da eine Art Ackerbaukolonie gründen helfen kann.

Ein paar Freunde von mir ſind ſchon dort; wenns mir da aber nicht gefällt, geh ich nach Syrien und gründe da eine Ackerbaukolonie.“

Als dann das Schiff vor Kreta hielt, und er mir zum Abſchied die Hand ſchüttelte, fragte ich ihn, wie er denn eigentlich in Kreta ſeine Freunde finden wolle, da er deren Adreſſen doch nicht kenne. Er ſagte darauf: „Nu bummle ich erſt en bischen aufm Markt und in den Straßen, und dann gehe ich auf die Poſt, da müſſen ſie doch wiſſen, wo meine Freunde wohnen.“ Der gute Mann war durch ganz Italien gekommen. Er war in der Regel barfuß, die Stiefel an einem über die Schulter gelegten Stock hängend, ſeines Weges gezogen, von den Süditalienern und Sizilianern aber trotz ſeiner ärmlichen Erſcheinung beſtändig angebettelt worden, worauf er immer die beiden Worte: povero viaggiatore erwidert hatte. Im übrigen verſtand er weder Italieniſch noch irgend eine andre Fremdſprache. Dennoch bin ich überzeugt, daß er durch „Grede“ und Syrien ebenſogut durchgekommen iſt wie durch Italien und Sizilien. Führt dieſer Sonnenſchmidt — ſo fragte ich mich öfter — nicht ein beneidenswertes Daſein? So ohne Gepäck, ohne Sorgen, ſo ohne Skrupel und Zweifel die ſchönſten Meere und die ſchönſten Länder zu durchreiſen, nur auf ſeine Zither vertrauend und auf den Spruch der Väter, daß Gott keinen Deutſchen verläßt, und dabei das Herz geſchwellt von dem Gedanken, für die Verwirklichung eines Ideals zu leben, nämlich für die Verbreitung der „natürlichen Lebensweiſe“ und der Enthaltung von allen fleiſchlichen, alkoholiſchen und nikotiniſchen Genüſſen. Als urſprünglicher Lederarbeiter hatte er wie Hans Sachs und Jakob Böhme ſogar eine tiefſinnige Ader und machte ſich über Menſchen und Welt ſeine eignen Gedanken. So mutete es mich geradezu antik an, als er mir bei Betrachtung des abendlich dämmernden Meeres ſagte: „Die Schiffahrt iſt doch eigentlich eine Sünde. Gott hat doch ſicher nicht gewollt, daß die Menſchen übers Meer fahren; ſonſt hätte er das Meer doch nicht für den Menſchen unzugänglich gemacht.“

Ich war im erſten Augenblick über dieſe wahrhaft horaziſche Anſchauung von der Schiffahrt (Od. 1, 3) ganz betroffen, dann faßte ich mich und ſagte: „Was führt dieſes Schiff? Apfelſinen und Citronen. Wohin führt es die? Nach Rußland, damit die Leute dort ſtatt Fleiſch die ſchönen Früchte eſſen können. Die Schiffahrt dient alſo der Ausbreitung der naturgemäßen Lebensweiſe. Sie als Vegetarier dürfen alſo gar nichts gegen ſie ſagen.“ Nun war er betroffen und meinte, über dieſe Sache wolle er noch einmal näher nachdenken.

Die Verpflegung auf dem Schiffe war im ganzen nicht ſchlecht, nur etwas eigentümlich eingeteilt. Schon um halb zehn gab es die Kollation, um halb ſechs die Hauptmahlzeit. Zum erſten Frühſtück dagegen gab es nichts als eine ſehr kleine Taſſe Kaffee ohne Milch und ohne Brot. Man war darum genötigt, ſich von der Mahlzeit des vorhergehenden Tages für dieſes Frühſtück ein gehöriges Stück Brot aufzuheben, wenn man es bis halb zehn aushalten wollte.

Die Fahrt ſelbſt war geradezu prachtvoll. Noch am Abend des erſten Tages ſah man die Pyramide des Ätna wie einen kleinen Maulwurfshügel

über den Horizont ragen. Dann durchzog das Schiff die grenzenlose, unermeßliche Salzflut, die leise und schmeichelnd seinen Bug umplätscherte. Am Tage leuchtete die südliche Sonne, des Nachts schwamm der Vollmond, nicht als Scheibe sondern als Kugel sichtbar, am dunkeln Himmel und ließ vom Horizont her einen breiten Lichtstreifen auf unser sanft dahingleitendes Schiff zu zittern. Wenn alle andern schon unten in den Kajüten und Kabinen lagen, konnte ich noch stundenlang auf dem Achterdeck stehn, über die mondgoldglitzernden Wellen schauen und daran denken, wie hier einst in grauen Tagen jugendfrische Griechenscharen dem unbekannten Westen zufuhren, um neue Städte zu gründen und ihre heimatliche Sprache und Sitte, ihre Kunstübung und ihren Götterkultus in die Länder der Barbaren zu pflanzen.

Am Morgen des 5. April sahen wir die erste griechische Insel. Wir hielten sie für Cythera und wunderten uns, daß sich die Göttin der Liebe und der Schönheit eine so kahle, unwirtliche und schroffe Insel zum Anslandsteigen ausgesucht hatte. Nachher erfuhren wir jedoch, daß es das viel kleinere Antikythera oder Cerigotto war, was wir vor uns hatten; freilich wird Cythera selbst heutzutage auch nicht viel besser aussehn. Bald darauf fuhren wir in den Archipelagus hinein, und der Herr des Griechenmeeres, der alte Äolus, hub uns zu Ehren ein kräftiges Geblase an, sodaß die lieblich tänzelnden Wellen, über die wir bis dahin sanft dahingeglitten waren, zu sich gewaltig aufbäumenden und uns ganz gehörig schaukelnden Schaumrossen wurden. Zum Glück kamen nun bald die Berge von Kreta in Sicht, alle steil, rauh und kahl. Das Kap Spada, das seinen Namen mit Recht führt, streckte sich uns wie eine Degenklinge entgegen. Dahinter öffnete sich unsern Blicken die Bucht von Kanea. Wir sahen links einen vorspringenden Molo mit kleinem Leuchtturm, rechts die alte Feste und am Hafenstrande den Kranz weißglänzender Häuser und — ein neuer Anblick — die ersten Minarets wie weiße spitze Pfähle in die Luft ragen.

Unser Schiff ging draußen auf der Reede vor Anker, und es begann sofort die Aus- und Einbootung. Die meisten abendländischen Passagiere verließen es, und statt ihrer brachte eine ganze Bootflottille auswandernde türkische Familien, die die christliche Herrschaft in Kreta nicht zu ertragen vermochten und sich auf mohammedanischem Boden ein neues Heim suchten. Sie schleppten ihre gesamte Habe, sogar ganze Orangenbäumchen in Kübeln und zahlreiche Hammel mit an Bord. Auch edle kretische Klephthen erschienen, stattliche Gestalten mit langen blauen Jacken, kurzen Hosen und Stulpenstiefeln, über denen an jedem Bein ein gebräunter Fleischring sichtbar blieb.

Auf den Gebäuden der Stadt wehte die internationale Flagge, ein Löwe und ein rotes Kreuz, sowie die Flaggen der Schutzmächte halbmast. Als ich mich nach dem Grunde dafür erkundigte, wurde ich gefragt, ob ich denn kein Christ sei, daß ich nicht wisse, daß an diesem Tage die Hebräer den Herrn gekreuzigt hätten. Ich hatte nicht an den Karfreitag gedacht, und es wäre mir überhaupt nie in den Sinn gekommen, daß man diesen Tag durch Flaggentrauer feiern könne. Die Russen und die Kreter, die bekanntlich eine andre Zeitrechnung haben, beteiligten sich natürlich nicht an dieser Flaggentrauer.

Die mohammedanischen Auswandrer erregten den heftigen Zorn des einen

deutschen Landsmannes. Er hatte sich schon während der ganzen Seefahrt sehr leicht aufgeregt und entrüstet, besonders über einen allerdings recht meschant aussehenden Burschen der Schiffsmannschaft, der sich, wie alle Italiener, leidenschaftlich dem Vogelfang ergeben hatte und die zahlreichen Schwalben, die sich ermattet an Bord niederließen, durch geschickte Mützenwürfe in seine Gewalt brachte. Unser Landsmann hatte wiederholt ausgesprochen, daß er „diese Bestie am liebsten ins Meer würfe." Jetzt erklärte er es für eine „bodenlose Gemeinheit," daß man die guten, ehrlichen Türken von Haus und Hof vertriebe. So bewährte er den edeln, aber einseitigen Charakterzug des Deutschen, sich überall ohne weitere Skrupel noch Zweifel des Unterdrückten anzunehmen. Denn daß die Mohammedaner nach Asien gehn, Kreta aber völlig christlich wird, ist an sich wahrlich kein Unglück. Leider versäumten wir es, an Land zu gehn und unserm Landsmann Sonnenschmidt das Geleit zu geben. Zeit genug hätten wir dazu gehabt; denn erst nach dreistündigem Stilliegen dampfte die Polcevera weiter, und zwar nunmehr entschieden nordwärts.

Es mochte etwa früh halb fünf Uhr am folgenden Tage sein, als wir mit dem Rufe „Attika!" geweckt wurden. Rasch zogen wir uns an und eilten an Deck. Wolkenlos und graublau spannte sich der Himmel über der ebenfalls grauen Salzflut. Die letzten Sterne waren eben im Verbleichen, und der erste Schimmer der rosenfingrigen Morgenröte erglänzte am östlichen Horizont. Links von uns stieg der schräg gespitzte Gipfel von Ägina empor. Dann erschienen Salamis und die kleine Felseninsel Psyttaleia mit ihrem Leuchtturm, alle diese Inseln steil, grüngrau, felsig und einsam. Und nun kam der Piräus in Sicht, dessen Wahrzeichen jetzt ein auf der Höhe gebautes Hospital ist, leider ein entsetzlich geschmackloser Kasten. Weiter hinten in der Ebne sahen wir zum erstenmal das niedrige Plateau der Akropolis und erkannten durch das Glas auf seinem Rande dünne Stäbchen, die aus dieser Entfernung fast wie Schwefelhölzer aussehen. Über einen steilen Felskegel dahinter waren wir vier Gelehrten lange uneins. Er wurde für den Hymettos, ja sogar für den Parnes erklärt, bis er sich zuletzt als den viel näher liegenden isolierten Kegel des Lykabettos erwies.

Alsbald fuhren wir an einem leuchtturmgekrönten Molenkopf in denselben Hafen ein, in den so oft die athenischen Trieren mit dem goldnen Pallasbilde am Bug, geschmückt mit Blumengewinden und Kränzen von glücklicher Heerfahrt eingerudert waren. Noch ist der Anker nicht in die Tiefe gerasselt, da sind wir schon umschwärmt von einer Unmenge Boote, die gleich Haifischen auf ihre Beute lauern. Zwischen ihnen bricht sich ein Fahrzeug mit der blauweißen Staatsflagge Bahn, das einen Regierungs- und einen Sanitätsbeamten an Bord bringt. Das Schiff darf nicht mit dem Lande verkehren, bevor ihm nicht die sogenannte „Pratika" erteilt ist. Während der Besichtigung des Schiffes durch diese Beamten überschreien sich die Bootsführer und die Hotelbediensteten gegenseitig, und immer mehr drängt die Flottille gegen die Bordseite und gegen die Treppe. Sowie der Beamte das Zeichen giebt, stürmen die sonnenverbrannten Gestalten an Deck, reißen sich mit furchtbarem Geschrei um unser Gepäck und suchen sich womöglich unsrer Personen zu bemächtigen.

In allen orientalischen Häfen muß man diese unangenehmen Szenen über sich ergehn lassen. Zum Glück wird man bald kaltblütig ihnen gegenüber. Kaum wissen wir, wie es kommt, daß wir mit einemmal samt unsern Siebensachen in einem Boote sitzen. Vor uns steht ein Mensch in einer Kleidung, die noch anständig und ordentlich sein will. Er fordert uns in einem leidlichen Deutsch auf, uns ruhig seiner Führung anzuvertrauen. Vom Landungsplatz leitet er uns dann zur Zollrevision, von der Zollrevision zum Wagen, und nachdem wir einem halben Dutzend Bootsleuten, Gepäckträgern und Jungen Trinkgelder verabfolgt und auch unserm hilfreichen Mentor für seine Mühewaltung anständig gelohnt haben, sitzen wir endlich in einer zugleich von unsern Gepäckstücken vollgestopften Kutsche und rollen durch die menschenwimmelnden Straßen des Piräus der Hauptstadt zu.

# Auf der Ziegelei

Von Helene Voigt-Diederichs

## 1

Markus Peetz saß im Osterbyer Krug und ärgerte sich. Erstens weil die paar Pfennige gerade nur für ein kleines Glas Schnaps gereicht hatten. Und dann hatte ihn der Wirt beim Hereinkommen bedeutet, da hinten an den Sofatisch dürfe er sich nicht setzen. Den müsse er für seine Leute, den Verwalter vom Meierhof oder die Handwerker des Dorfes frei halten.

Warum waren diese Leute besser als er? Vielleicht weil sie den ganzen Tag nicht den Rücken krumm zu machen brauchten und trotzdem abends Spiegeleier und Schinken aßen.

Der Schneider gestern, an dessen Fenster er gelauert hatte! Eine ganze Pfanne voll Aufgebratnes war auf den Tisch gekommen, und ihm hatte man einen Schwarzbrotknust mit amerikanischem Hundefett zugeworfen.

Übrigens, wenn sein Vater nicht so gesoffen hätte, dann säße er auf einem Bauernhof zu vier Pferden und hätte mehr Schinken und Eier, als das ganze Pack zusammen auffressen konnte!

Es war soviel Grund zum Ärger, daß Markus Peetz allmählich in eine bessere Stimmung geriet. Denn den Ärger, den brauchte er zum Dasein ebenso notwendig wie den Glauben an irgend eine unvorhergesehene Unterbrechung dieses ewigen langweiligen Einerleis, das Leben hieß, und das man als eine Gnade des Himmels erhalten hatte.

Ja, nun saß man einmal mitten drin und mußte versuchen, möglichst angenehm damit fertig zu werden.

Giwt dat Arbeit hier 'n Städ? fragte Markus den dickköpfigen kleinen Wirt, der den Groschen in seine Hosentasche strich.

Ik weet ni — da kamt so veelen anlopen ... Kann wesen, nerrn ant Noer, da sitt 'n Witfru mit 'n Tegelmeister. Veel striken doht se up Stäs ni, kann awers wesen, dat se nuch en annehmt ...

Markus Peetz nahm die Ledertasche von der Stuhllehne, steckte die Strippen in die Stiefel und wanderte los.

Heiß wars! Die Sonne stand so hoch, daß nur ein schmaler Schattenstreifen

neben dem kurzgehauenen Knick hinlief. Gerade die Füße kriegten was ab. Schon bei den Knieen fing wieder die Sonne an.

So an die dreißig Jahre hatte Markus Peetz. Sah einigermaßen ordentlich aus im Zeug, war aber finster von Gesicht, und doch lag in seinen unsteten Augen zugleich etwas von einer gutmütigen Seele. Im Grunde wollte er wirklich nichts vom Leben. Es war ja so kurz und gleichgiltig, wie mans hinbrachte. Nur morgen immer anders als heute. Nur nicht Pfingsten da verfeiern, wo man seinen Osterschnaps getrunken hatte. Nur nicht die Buchen grün werden sehen, wo man ihre Blätter hatte fallen sehn.

Arbeit, die war nicht schlimm. Aber das Einerlei der Arbeit, das war bös und konnte nur Farbe bekommen durch ein ewiges Wanderleben.

Immer ohne Geld, das war nichts. Langweilig und unfrei machte das. Und doch hatte Markus gar keine rechte Verwendung für das, was er verdiente. Manchmal wußte er nichts besseres zu thun, als sich auf die Eisenbahn zu setzen und von Hadersleben nach Flensburg und von da nach Itzehoe zu fahren.

Am besten wars noch bei der Akkordarbeit. Die spannte die Seele ein bischen an. Man hatte Teilnahme für jeden Schubkarren voll Erde, den man fuhr, jeden Ziegel, den man strich, jede Rübenpflanze, die behackt wurde. Und trotzdem: länger als acht, neun Wochen hielt es ihn nirgends. Wenn es über ihn kam, legte er am hellen Mittag die Arbeit nieder.

Ein einziges mal war er ein volles halbes Jahr geblieben. Das war bei einem Bauern in der Wilstermarsch. Der hatte ein gelbes Hündchen mit einem weißen Fleck an der Brust, das so gut und drollig war. Fliegen konnte es fangen, sie hinter den geschlossenen Zähnen halten und wieder laufen lassen. Wenn man etwas Leises, Freundliches sagte, lachten seine Augen, und so dankbar konnte es sein!

Dann wars soweit, daß Markus weiter mußte. Der Boden sengelte unter seinen Füßen. Aber das Hündchen hielt ihn. Er blieb noch eine Woche, zwei, schimpfte auf das Hündchen, hielt noch die dritte Woche aus und ertränkte es dann in der Mergelkuhle. Es that ihm sehr weh — ging aber nicht anders.

So wurde er frei und wanderte davon. Freundschaft mit Menschen hatte er schon lange nicht mehr gesucht. Nun hütete er sich auch vor Freundschaft mit Tieren.

Markus Peetz stand still. Hatte der Wirt in Osterby nicht gesagt, links müsse er abbiegen? Also denn man da das sandige Fahrgeleis hinunter.

Kein Knick und kein Nichts mehr. Nur zu beiden Seiten das heiße Kornfeld. Über den grünen Haferrispen tanzten die Schmetterlinge, und in der prallen, zitternden Sonne wars, als tanze die Luft mit.

Aus dem Kornfeld wuchsen ein paar geschwärzte Ziegeldächer auf, und dann mit einemmal lag eine ganze neue Welt da: hügliges, grünes Land, von krummen Knicks durchzogen, jenseits des kornblumenblauen Wasserstreifens wieder grünes Hügelland, und dazwischen die strohdachigen Bauernhöfe.

Seitwärts drängte sich um eine grasige Bodenerhöhung eine Gruppe schwerer, schwarzblauer Eichen, Schatten in all dieser stumpfsinnigen Glut, in der man gefangen saß wie in einer Schusterglocke!

Markus Peetz schlich querfeldein, warf sich hin, zog Stiefel und Strümpfe aus und bohrte eine Weile mit den nackten Füßen im glatten, kühlen Grase.

Wie hier oben zwischen den Eichen der Himmel blau war. Und wirklich gern mit ruhigen Augen sah man ihn an. Draußen auf dem Sandweg hatte man ihn nur mit Haß empfunden als den Ort, von wo all diese verfluchte Hitze niederkam...

Markus Peetz schlief ein, und als er aufwachte, war die Sonne weg. Ein Laubfrosch quarrte neben ihm im Grase. Flach und riesenhaft segelte ein Storch über die Koppel, gerade in das Abendrot hinein.

Markus Peetz schlug ein paar Mücken tot, eine auf seiner Backe, eine auf seiner Wade, und dann wurde er splittertoll, weil er die dritte nicht kriegen konnte, und kniff immerzu mit den Fingern in der Luft umher.

Hungrig war er, durſtig war er, die Sonne war weg — alſo man los!

So hängte er die Ledertaſche um, ſah nach ſeiner Uhr, und dann verſteckte er ſeinen Handſtock in einem Haufen von großen Feldſteinen. Es war ein glatter Rotbuchenſtock mit aufgenagelter Krücke. Markus verſteckte ihn jedesmal irgendwo am Wege in der Nähe des Ortes, wo er arbeitete. Es war ihm den öden Tag über ein leiſes Vergnügen, zu wiſſen, daß ſein Freund da draußen lag und auf ihn wartete.

Der Weg ging bergunter, und da, wo er wieder bergauf zu gehn anfing, liefen zwei Knicks zuſammen, die ein dornbeflochtnes Heckthor verband. An dieſem Heckthor ſtand ein Menſch. Er ſchien eine helle Schürze um zu haben und mußte ſomit eine Weibsperſon ſein.

Beim Näherkommen ſah ers deutlich: ein Mädchen. Nicht alt und nicht jung. Augen, die blau ſchienen und nicht blau waren, Haare, die blond ſchienen und nicht blond waren. Ihr Geſicht war blaß und furchtſam.

Ik doh di nix, ſagte Markus gutmütig. Ik doh ken Deern wat.

Sie bewegte ihren Kopf und angelte mit den Lippen nach dem oberſten Knopf ihres Kleides. Erſt als ſie ihn erfaßt hatte, hob ſie die Augen wieder, und nun ſah er auch, daß ihr Geſicht voll Sommerſproſſen war.

Da geiht 'n Bull hier up de Kuppel. He hätt irſt annerdags en up de Hörn hatt ...

Sie bewegte den offnen Mund wenig beim Sprechen, und die Worte kamen lallend und ſchwerfällig heraus.

Was ſie denn da hinten wolle, fragte er und bekam allmählich zu wiſſen, daß ſie Karen Grieg hieße, nach der Ziegelei gehörte und ſchon zwei Stunden hier ſtand und ſich graulte. Heut früh ſei ſie mit dem Brotwagen gefahren, und der habe ſie auch mit zurücknehmen wollen.

Awers ik glöw, he hätt mi anſmeert, ſchloß ſie, fing an zu heulen und nahm rachſüchtig einen lehmbeklecterten Feldſtein vom Boden. Alltohop ſmeert ſe mi an ...

Hul man ni. Kannſt ja mit mi gahn, ſchlug Markus vor. Das arme heulende Geſchöpf that ihm leid, und er fing an, ebenſo wütend wie ſie auf den Brotmann zu werden.

Er riß einen Dornbuſch vom Thor, legte ihn als Waffe über die Schulter, und dann gingen ſie los.

Eine abgegraſte Kleekoppel, rattenkahl und verſengt. Irgendwo unſichtbar murrte und tobte ein Stier. Aber kein Kuhſchwanz ließ ſich ſehen, und erſt als ſie den Hügelrücken mit den hohen violettköpfigen Diſtelſtauden entlang gingen, ſahen ſie weit hinten mitten in der ruhigen Herde den Stier hin und her laufen, ohne daß er näher kam.

So dat harrt wi hatt, ſagte Markus. Im erſten Augenblick that es ihm leid, daß alles ſo glatt abgegangen war. Aber dann ſah er plötzlich, wie ſcheu und mager ſie war, und freute ſich, daß ſie ſich nicht hatte zu fürchten brauchen. Daß ſo ein fremder Menſch ohne weiteres Vertrauen zu ihm hatte!

Sie ging ein wenig vorweg in der einen Radſpur, er in der andern hinterher und wunderte ſich über das viel zu lange Kleid des Mädchens. Ein paarmal ſtolperte ſie, obgleich ſie es mit der Hand zuſammenhielt und hochraffte. Dann wurde jedesmal ihr Rücken ganz eckig von einem ſtrammen ſchlechten Korſett.

Schon als die Koppel mit dem Stier längſt hinter ihnen lag, ſah ſie ſich noch immer ſchnell und mißtrauiſch nach allen Seiten um, ſagte aber kein Wort mehr und ſchien vergeſſen zu haben, daß jemand neben ihr war.

Nun hatten ſie zur Rechten das blaue, flache Waſſer mit dem hellen Sandgrund. Links war das Land zerriſſen vom Lehmabſtechen und mit zurückgelaſſenen Steinen und Huflattichblättern bedeckt. In der Mitte lief der Fahrdamm, den ein feines, ſchlüpfriges Gras überſpann.

Die Luft wurde ſchon ein wenig dämmerblau. Ein brauner, fetter Hund kam

gesprungen, bellte und schnappte nach dem hängenden Ende des Lederriemens, den Markus um die Hüften trug.

Zu beiden Seiten des Hofes lagen wandlose Scheunen, deren Dächer bis zur Erde hinabliefen. Durch die Eingänge, die durch einen fallthürartigen Überbau gebildet wurden, sah man in das Innere. Zum Teil waren die luftigen Brettergerüste schon voll von bräunlichen Backsteinen, die auf das Brennen warteten.

Der Raum zwischen den Gebäuden war geebnet und ebenfalls mit frischgestrichnen Ziegeln bedeckt. Eine weiße Katze schlich darüber weg und hinterließ eine Kette von schwachen Abdrücken ihrer Pfötchen.

Ik will Bescheed seggn binnen, sagte Karen, lockte den Hund mit sich ins Wohnhaus und ließ Markus draußen im Vorgarten neben dem blaßroten Nelkenbeet warten. Nach einigen Minuten kam statt ihrer ein kurzer, kräftiger Mann heraus mit trocknen Lehmspritzen im Gesicht und einem dünnen roten Vollbart.

Is hier Arbeit to kriegen? fragte Markus und schielte dabei in das Stubenfenster, sah aber nichts als eine bunte Wachstuchdecke auf einem schmalen Tisch.

Dem Ziegelmeister gefiel der große, braune Mensch mit den guten Stiefeln und dem hellen Hemd. Er fragte nach den Papieren, und wo Markus sonst gearbeitet hätte.

Alles war in Ordnung, und so wurde man einig. Markus sollte vorläufig zum Streichen angenommen werden und eine Mark fürs Tausend haben.

Kam man irst in und itt wat, sagte der Ziegelmeister.

Er führte Markus durchs Haus, wo es warm war und nach Geranium und Holzrauch roch. Irgendwo an einer Wand hatte er Karens Hut hängen sehn.

Auf dem Küchentisch saß neben einem mehlstaubigen Schwarzbrot fauchend die weiße Katze, hielt ihren Kopf gesenkt und wies die spitzen Raubtierzähne.

Dat ole Aas ... Der Ziegelmeister schleuderte seinen Pantoffel hinter ihr her und rief nach Karen. Aber nicht sie kam, sondern eine dicke, ältliche Frau — so dick, daß das Schürzenband unsichtbar war in einer schmalen Rinne zwischen Brust und Leib.

Sie brachte Teller, Löffel und Essen und schalt zwischenhindurch auf Karen, die sich nicht sehen ließ.

Dummer as 'n Stück Veeh — se schall dat awers hebbn, drohte sie und verließ schlurrend die Küche.

Markus saß auf einem dreibeinigen Stuhl, der fast so hoch wie der Tisch war. Vorsichtshalber wohl, weil doch mit den Jahren die Beine abschleißen würden!

Nachher kam der Ziegelmeister und nahm Markus mit in die Trockenscheune, deren eines Ende zu Wohnungen ausgebaut war. Die Thüren zu den langen, schmalen Kammern standen offen. Drinnen sah man Betten und Hausrat. Auf einem Schemel saß eine dunkelhaarige Frau mit einem Kind an der Brust.

Alle Fenster gingen auf das Wasser hinaus. Kühl kam es herauf, und die Wellen gluckſten an den bauchigen Kähnen, die an dem Landungssteg lagen.

In der letzten Kammer sollte Markus schlafen, zusammen mit den beiden, die da auf der niedrigen Holzlade saßen und qualmten, was das Zeug halten wollte. Sie rückten näher aneinander und bedeuteten Markus, daß er sich zu ihnen setzen könnte.

Der eine war ein Polacke mit einem kahlen, braunen Gesicht, der eine weiße Mütze trug, über jedes Wort, das fiel, hell und albern auflachte und dabei mit den Hacken auf dem gestampften Boden trommelte. Der zweite war ein flunkriger Flensburger mit einem schiefen, feindseligen Mund, den er niemals zumachte, und einem gelben Haarschopf, wovon einzelne Strähnen über seine grünlichen Augen weghingen.

Erst hatte niemand Lust zu sprechen. Man besah sich und dachte sein Teil. Aber als die erste Bekanntschaft gemacht war, gabs ein langes Woher und Wohin. Jeder erzählte was aus seinem Leben, log hier ein bischen weg und da ein bischen

zu. Dann mußte die Ziegelei herhalten. Die Frau war faul und geizig. Einmal waren Maden im Speck gewesen, ein andermal die Kartoffeln mit sauerm Fett gebraten.

... Der Ziegelmeister, nun, mit dem ließ sich auskommen. Und dann war Karen Grieg noch da, die umsonst bei der Frau diente. Ein schwachsinniges Geschöpf, das wenig konnte, viel flennte und dabei so jämmerlich komisch aussah, daß es sich verlohnte, sie recht oft zum Flennen zu bringen.

Na ik dach furts, de Deern hätt ehr siev ni, sagte Markus. In ehr Dogen, da sitt sowatt ...

Der Flensburger wollte wissen, wo Markus denn ihre Augen gesehen habe. So kam die Geschichte mit der Kuhkoppel heraus.

Dammi, sagte der Flensburger, spuckte in die Hand und schlug sich auf den Schenkel. Paß up, de ward die Brut.

Ich dir gratuliere, wieherte der Polack und kollerte vor Lachen von der Lade herunter, blieb auf der Diele liegen und schnappte nach Luft.

Markus stieß ihm mit dem Fuß in die Rippen. Dat Wiwerpack, knurrte er. Damit bin ik farri. Ekelhaft wie angerauchte Zigarrenstummel waren sie alle. Fressen für Schusterjungs ...

Aber der Flensburger hatte die Frauensleute gern. Und wie sie alle hinter ihm her waren. An alle tein Finger häw ik 'n Brut! Greulich log er drauf los.

Draußen wars ganz dämmrig geworden. Die Umrisse der Kähne auf dem Wasser wurden undeutlich, aber die roten Mauersteine, mit denen sie beladen waren, leuchteten noch.

Von drüben kam langsam und traurig der Gesang einer Männerstimme:

... und ein Sarg von Marmelstein,
ei drin ruht sie fein ...

## 2

Nun begannen die langen stumpfsinnigen Tage. Die Hitze fing sich zwischen den platten Scheunen, und die ganze Arbeit kam auf ein paar gleichförmige Bewegungen hinaus. Irgendwie mußte man versuchen, etwas Fremdes und Anregendes hineinzubringen. Aber wie?

In der Mitte des Hofes waren die Gruben, wo der Lehm geschlämmt wurde. Im Göpelwerk ging ein schöner magrer Schimmel. Über dem Kopf ein Sacktuch, aus dem nur die Ohren herauslauerten — so tappte er den ganzen Tag lang vorsichtig und wachsam im Kreise rundum. Weder als Wagenpferd noch als Ackergaul hatte er gut thun wollen, aber diese Tretmühle bändigte ihn.

Manchmal blieb das Tier stehn, nicht aus Trägheit, sondern aus Übermut, und dann kam Karen Grieg aus dem Wohnhause, um ihn anzutreiben. Erst rief sie und schlug in die Hände. Wenn das nichts half, nahm sie den Besenstiel zur Hilfe. Meistens hatte sie einen Besen. Einmal auch ein Gardinenbrett, einmal einen Regenschirm. Der Schimmel und das Mädchen waren das einzige Ereignis auf dem Hofe.

Markus freute sich, wenn der Schimmel seine Füße so langsam setzte, daß man jeden Augenblick hoffen konnte, ihn stehn bleiben und das Mädchen zum Nachjagen kommen zu sehen. Wie weinerlich Karen aussah, wenn das Pferd nicht gleich anziehn wollte, weinerlich, beleidigt und hilflos! Fürchterliche Fratzen konnte sie schneiden.

Es war noch ein zweites Pferd da, ein isabellfarbner Krack, mit dem der Polack vom Uferhang den Lehm zum Schlämmen herbeikarrte.

Markus hatte mit ihm ausgemacht: jedesmal, wenn er am Göpelwerk vorbeikam, mußte er grunzen wie ein Schwein, so leise, daß niemand als der Schimmel es hören konnte. Der blieb dann schnuppernd und mit den Vorderfüßen tastend

ſtehn. Karen mußte kommen und ihn antreiben, ſchnitt ihre verzweifelten Geſichter, und der Polack bekam abends ſeine Pfeife Spethmanntabak.

Dieſe Sache beſchäftigte Markus allmählich ſo ſehr, daß er ſchon in der dritten Woche auf der Ziegelei war, ohne ein einzigesmal an ſeinen wartenden Handſtock gedacht zu haben. In der fünften Woche änderte ſich die Sache. Der Polack fing an zu warten, bis Karen herauskam, machte Augen wie ein Brummkreiſel und reichte ihr ſeine Peitſche hin.

Von da ab bekam er keinen Tabak mehr. Statt deſſen aber einen Gehörigen ins Genick, als er nun für eigne Rechnung weiter grunzte.

Der Flensburger wollte ihm beiſtehn, aber Markus Peetz hob ihn auf und ſetzte ihn dreimal hintereinander glatt und nicht gerade ſanft auf die Erde. Nun wagten ſich die beiden nicht mehr an ihn und ſeine raſche Kraft heran. Insgeheim aber piſackten ſie ihn, wo ſie konnten.

Einmal ertappte Markus ſie nach Feierabend, wie ſie von Karens Fenſter herkamen und ſich bei ſeinem Anblick lachend ſeitwärts zwiſchen den roten Drainröhrenhaufen durch davon machten. Nun ging er ſelber an Karens Fenſter, das von wucherndem Holunder ganz verdeckt war.

Drinnen hörte man ein troſtloſes Weinen. Da ſchwang er ſich auf die Fenſterbank, bückte den Oberkörper und ſaß, ein Bein drinnen und ein Bein draußen, und verſuchte in dem dämmrigen Raum irgend etwas zu erkennen. Karen Grieg ſtand mit dem Rücken nach dem Fenſter in der Mitte des kleinen Raums und heulte ſtoßweiſe, ſodaß ihr ganzer armſeliger Körper zuckte.

Hul duch ni, ſagte Markus ärgerlich.

Sie blieb ſtehn, wie ſie ſtand, drehte nur langſam ihren Kopf herum und hielt mit Schluchzen inne. Ihre Finger hatte ſie feſt in die Unterlippe gedrückt und die Daumen in die Kehle gebohrt. Ihr Geſicht war naß, und mit trüben, vom Weinen grünen Augen ſah ſie Markus an. Sie machte den Mund auf, aber ſtatt der Worte kamen nur wieder die ruckweiſen Jammerlaute.

Deern, wer hätt di denn wat dahn? ſchrie Markus und ſprang ganz in die Kammer hinein.

All doht je mi wat, ſagte Karen und heulte weiter. Jede Koh und jede Swin kann lewen as dat lewt. Blots mi lat ſe ni in Fredn! Sie ſtieß mit dem Fuß nach einem Backſtein, der vor ihr auf der Erde lag.

Markus bückte ſich danach und ging ans Fenſter. Ein halbtrockner Stein, bedeckt mit Bildern und Verſen, die mit einem ſpitzen Inſtrument eingeritzt waren. Schlecht gemacht, aber man konnte doch allerhand Unanſtändigkeiten und boshaft verliebte Verſe erkennen. Eine Frau mit einem ungeheuern Buſen, darunter ſtand:

Vielgeliebte ſemmelblunde
Kalbsgeaugte Kunigunde!

Markus lachte. Woför kiekſt denn dat an? Is hier nuch mehr vun dat Slag? Er bückte ſich und fand noch mehr Steine. Das Blut ſtieg ihm zu Kopf. De Swin, ſagte er vor ſich hin.

Er holte all die Steine ans Fenſter und zielte mit jedem nach dem Lindenſtamm, der hinter dem Holunder ſtand. Jeder traf, brach auseinander und fiel in Klumpen und Bröckeln zur Erde.

De ſchullt de beiden an de Kupp hatthebbn!

Als am andern Tage in der Mittagſtunde ſich der Flensburger faul und heiß auf dem Bett wälzte und dabei ſeine thranigen Witze über Karen machte, ging Markus mit ſtarken Schritten auf ihn: Min Söhn, häſt all mal en ſehn, de ken Luſt mehr kriegen kune? Dabei würgte er ihn an der Kehle, daß der Flensburger erſt rot und dann blau im Geſicht wurde und in ein heiſeres Augſtgewimmer ausbrach.

Minſch, büſt ni klok ...

Als er wieder frei war, fauchte und fluchte er fürchterlich drauf los. Aber Markus machte sein lustigstes Gesicht und freute sich, daß Karen nun Ruhe haben würde. Er hatte sich nicht getäuscht. So ein armes Tier!

Eine neue Maschine zum Röhrenmachen kam an. Markus konnte damit umgehn und bekam nun drinnen in der Scheune seine Arbeit zusammen mit Hannes Winnelbom, der ein ordentlicher, verheirateter Mann war.

Hier drinnen war es dämmrig, und die breiten unbarmherzigen Schwaden der Sonne konnten nicht hereinkommen. Nur ein Geflimmer von Goldpunkten gabs, manchmal ein ordentliches Muster auf dem Fußboden, wenn die Lücken in dem losen Dach regelmäßig zwischen den einzelnen Ziegeln wiederkehrten.

Ein Mann drehte, Hannes Winnelbom warf den Lehm in die Tüte, und Markus nahm die fertigen herausdrängenden Röhren ab. Die guten wurden zum Trocknen weggekarrt, die mißratnen in die Tüte zurückgeschleudert.

Die Arbeit schaffte, der Akkord war gut, man konnte über nichts klagen. Aber das Essen, das hätte besser sein können! Markus schimpfte jedesmal darüber, wenn der Ziegelmeister in der Nähe war, und mehr noch, wenn zu vermuten war, daß die dicke Witfrau es hören konnte.

Einmal kam sie, die neue Maschine in Arbeit zu sehen. Karen, die in den Leutekammern rein machen sollte, ging mit Eimer und Fischbeinbesen neben ihr. Markus that, als hätte er sie nicht gesehen. Nee, överhaupt, wennt ni beter ward mit dat Eten, gah ik anner Week awstäd, sagte er laut.

Nachmittags lag auf seinem Brot nicht wie gewöhnlich der zähe Lederkäse sondern in feine Scheiben geschnittner Bauchspeck. Das war verwunderlich. Markus wußte, daß die Witfrau diese Sachen unter Verschluß hatte. Also mußte Karen stehlen oder hungern seinetwegen. Dieser Gedanke war dumm aber nicht unangenehm. Markus Peetz betrachtete Karen aufmerksam. Sie war scheu und stumm wie immer und schien nicht daran zu denken, daß er die Veränderung mit dem Brot merken könnte. Über diese ewige Gleichmäßigkeit ärgerte er sich. Zwar schmeckte das Brot noch weiter gut, aber er beschloß doch, dem Mädchen zu sagen, daß sie gefälligst mit solchen Dummheiten aufhören möge.

Den ganzen Abend stand er hinter ihrem Fenster, pfiff vor sich hin damit niemand dächte, er stünde hier heimlich zu lauern, und dachte darüber nach, wie ers machen sollte, ohne allzugrob zu werden.

Es wurde spät, und sie war immer noch nicht in ihrer Kammer drin. Der Wind kam auf. Es summte und sang in den Linden. Eine junge Eule schrie irgendwo auf der Erde in einer dämmrigen Ecke. . . . Markus suchte sie mit den Augen und sah dann plötzlich im schwachen Schein eines Blitzes den grauweißen Federball an einem Mauersteinhaufen kauern. So eine kleine weiche Eule . . . war wohl aus dem Nest gefallen . . .

Übrigens dumm war das Tier doch. Warum bliebs nicht oben, bis es ordentlich fliegen konnte? Geschah ihm ganz recht, wenns nun umkam!

Markus behielt den Fleck, wo er die Eule gesehen hatte, im Auge und ging darauf zu. Es war gerade so sehr dunkel hier, unter den niedrigen breiten Linden. Aber dann hörte er ganz in der Nähe ein furchtsames Stöhnen und blieb stehn.

Er lauschte — nichts! Nur ein ganz ferner Donner, und dann wieder ein paar Blitze, matt und unruhig wie der zugbewegte Schein von Talglichtern.

Is hier en? fragte er laut.

Se hävt hier toslaten, wimmerte Karens Stimme.

Markus sah sie zur Seite an der Thür stehn, die in den Raum führte, von wo die Ziegel in den Ofen gebracht wurden.

Blots dat ik hier ni in kann, hävt se toslaten, wiederholte sie.

Wat willst denn da? Is all lang Betttid för di!

Es blitzte stärker. Weinend riß sie am Schloß und kroch ganz in sich zusammen.

Dat ol Füer . . . ik bün so bang . . . wenn ik man blots hier binnen in de Abn sitten däh, klagte sie. Und blots dat ik ni in kann, häwt se toslaten.

Da merkte Markus, daß die Furcht vor dem fernen Gewitter sie ganz unklug machte. Sittst denn jümmer in de Abn, wennt dunnern und blitzen deiht? fragte er.

Sie antwortete nicht. Zusammengeduckt kauerte sie auf der Schwelle, und ihre Zähne schlugen hörbar aufeinander.

Kumm man mit. Wat deiht die dat bet Blitzen. Wenn de wat drapen will, söcht he sik wull wat beters ut as di!

Aber sie schüttelte den Kopf. Nee, hier mutt ik rin. . . .

Der Himmel war ganz dunkel geworden. Der Wind schwieg, und die Eule schwieg, nur das Wasser klatschte ans Ufer. Trübe und unruhig blinkte es her, das einzig bewegte in all dieser lauernden Stille.

Gerade zwischen zwei schrägen Dächern durch sah man das blaue knotige Gewölk stehn.

Dat kümmt ni her, sagte Markus.

Aber im selben Augenblick sprang ein schwefelgelber Blitz drei oder viermal hin und her, und zugleich donnerte es in ihrem Rücken auf der Landseite. Karen stürzte auf Markus zu und griff nach seiner Hand. Dat kümmt, stöhnte sie und verbarg Stirn und Augen hinter ihrem Arm.

Markus schüttelte sie ab. Aber sie umklammerte gleich wieder mit ihren dünnen Fingern sein Handgelenk — so fest, daß seine Knöchel weh thaten.

Bliew hier, bliew hier, jammerte sie. O hör, wat dat blitzen deiht.

Ach wat — bliew hier, bliew hier, sagte Markus sehr rauh. Er fühlte etwas ganz Weiches und Warmes in sich und hatte die größte Lust, seine Arme um ihre Schultern zu legen — ihre armen zitternden Schultern — und zu sagen, daß sie man nicht bange sein solle. Er wolle schon sorgen, daß kein Blitz und kein Donner ihr was thäte.

Es fing an zu regnen in schnellen großen Tropfen. Kumm man, sagte er und zog sie unter das vorspringende Dach. Hier kannst ja bi mi bliewn — wennt ni anners is.

Er setzte sich auf eine Zementtonne und suchte sich von ihrer Hand frei zu machen. Aber sie gab nicht nach, sondern kauerte sich neben ihn nieder, und bei jedem fernen Donner machte ihr ganzer Körper eine zuckende Bewegung nach ihm hin. Nur wenn es blitzte, konnte er ihr Gesicht sehen. Naß und blaß und todesängstlich — das war wirklich keine Anstellerei.

Arme Deern — muttst duch ni so bang wesen . . . wer deiht di denn wat? . . .

Gleich darauf wurde er zornig. Was ging ihn das Mädchen an? Rein gar nichts. Niemand auf der ganzen Welt sollte ihn was angehn!

All doht se mi wat — blots du ni, sagte Karen und hob den Kopf. Im Licht des nächsten Blitzes sah er ihre Augen, noch ganz in Thränen, aber so voll von einem grenzenlosen dankbaren Zutrauen, daß ihm eine böse Erinnerung kam. Gerade so hatte das Hündchen in der Wilstermarsch blicken können und war ihm so lieb geworden — und hatte in den Tod müssen —

Das Gewitter blieb fern, aber es regnete so stark, daß die Tropfen vom Erdboden wieder aufsprangen, und der schmale Überbau nicht mehr vorm Naßwerden schützte.

Markus blieb ruhig sitzen, obwohl er daran dachte, daß er keine andern Arbeitshosen hatte als diese. Aber dann fiel ihm ein, daß Karen, die noch weiter nach der Kante saß, ganz durchweicht werden müsse. Er streckte seinen Arm aus und zog sie näher an sich. In diesem Augenblick fühlte er zum erstenmal, daß es ein Weib war, die hier in der Nacht neben ihm saß.

Dunkel wars und warm, kein Mensch da, und immer noch rauschte draußen der Regen. Ganz hart an die Mauer gedrückt — da war man sicher.

Gott und alle hackten auf dieses arme Geschöpf. Im ganzen Leben wohl hatte noch niemand es gut mit Karen gemeint.

Ob schon mal einer sie geküßt hatte?

Der Regen ließ nach. Es wurde heller zwischen den Gebäuden. Alles glänzte vor Nässe. Weich und vieltönig schlugen die zusammengelaufnen Tropfen von Bäumen und Dächern.

Markus stand auf. Dieses verfluchte Stillsitzen. Leute gabs, die ihr ganzes Leben lang so still saßen. Dann wurde alles in einem steif und lahm, wie jetzt in ihm, nach dieser einen stillen Stunde auf der Zementtonne. . . .

Daran war Karen Schuld! Da stand sie schon wieder neben ihm, nahm seine Hand und drückte ihr Kinn darauf. Ihre Augen hingen an ihm, wieder mit diesem elenden Hündchenblick.

Und da mit einemmal wußte er: wenn er nicht ging — dann lag Karen in zwei oder drei Wochen bei Aal und Karauschen am Grunde des Noers. . . .

Er sah sie neben sich im Kahn hocken, sah, wie er sich nach ihr bückte, und hörte dann was platschen und zappeln — schnell zurück ans Land . . . wie das Hündchen mit dem Stein am Hals auf einem Fleck rundum geschwommen war — immer die jammernden Augen nach ihm drehend —, und dann mit einemmal verließ alle Kraft die kleinen tastenden Pfoten . . . Wellenringe und ein paar Blasen — und nichts hielt ihn mehr zu gehn, wohin er wollte. . . .

Gud Nacht, Karen, sagte Markus rauh. Gah nu rin int Hus — gah, Deern! Töw, willst du wull! Ik segg ja, du schallst gahn, hörst ni?

Er faßte sie von hinten bei beiden Oberarmen und schob sie vor sich hin, schneller und schneller, obgleich sie sich heftig rückwärts stemmte. Wie eine Ziege, die nicht in den Stall wollte, dachte Markus.

Sie stolperte über einen Ziegelstein. Markus wurde so wütig, daß er sie beinahe geschlagen hätte. Endlich waren sie über den nassen dämmrigen Hof bei der Hausthür angekommen. Markus schob Karen hinein, die sich jetzt nicht mehr wehrte nur leise und einförmig in ihre geschlossenen Hände hineinwinselte. Er schob den Wirbel von außen vor die Thür und horchte noch, bis er hörte, daß Karen in ihre Stube schlich. Dann ging auch er in die Ziegelscheune hinüber.

Das Licht brannte noch. Der Flensburger und der Polack lagen angezogen auf ihren Betten und schliefen. Es roch nach Schnaps in der Kammer — am Abend war Löhnung gewesen.

Es fiel Markus ein: er hatte noch vier Mark zu gut. Der Ziegelmeister hatte kein Kleingeld gehabt. Und dann seine Papiere.

Das Geld konnte er schwimmen lassen. Aber die Papiere — das ging nicht. Ihretwegen mußte er bis zum Morgen bleiben.

Er löschte das Licht aus, stieß Thür und Fenster auf und legte sich zum Schlafen. Aber es war etwas da, das ihn nicht zur Ruh kommen ließ. Eine milde, sonderbare Freude.

Bald lag er wieder mit offnen Augen, hörte die beiden Gefährten schnarchen und den Zugwind mit dem Bettstroh knistern. Es war nicht auszuhalten, dieses wache, wartende Stilliegen. Zwei lange Stunden noch, bis die Sonne aufging!

Vielleicht konnte man schon das Morgenrot sehen. Markus Peetz stand auf und lief hinaus, hinaus auf den hochgelegnen Lehmhang.

Der Osthimmel wurde gelb. Kühe brüllten, auf dem Noer trieb ein Segelschiff. Alles Land war milchweiß vom Tau. Am Grunde der Klettenblätter stand das Wasser in kleinen, schimmernden Teichen. Wie weit der silbergraue Himmel war. Viele Wochen lang war er nicht so weit und leicht gewesen.

Markus sah sich um. Dahin — und dahin — und dahin — jeder Weg gehörte ihm. Was hatte all dies mit dem armen, schwachsinnigen Kinde zu thun?

Unter den Eichen drüben — da lag sein Stock. Sein guter, alter Stock; rot und glatt war er, stammte von Klas Thode her. . . .

Markus wurde von einer sehnsüchtigen Zärtlichkeit ergriffen. Er lief auf den Steinhaufen zu und zog den Stock heraus. Eine Spinne hatte die ganze Krücke umwoben. Markus blies und putzte, bis kein graues Fädchen mehr daran hing. Dann hielt er den blanken reinen Stock in der Hand und lachte.

Das unkluge Frauensmensch auf der Ziegelei!

Ehe noch die Sonne so hoch stand wie die Eichbäume, war er drüben hinter der Haferkoppel am Kreuzweg. All seine Unruhe war hin. Langsam und zufrieden wanderte er am Noer entlang. Und als er bei der Ziegelei ankam, hatte er Karen ganz vergessen, dachte nur noch an seine Papiere, und dann fiel ihm der Schuster drüben in Kattlund ein, der noch Geld für einmal Besohlen zu kriegen hatte.

Diese neuen Sohlen — die würden keine guten Tage haben!

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Familiengeschichte. Dem Aufsatz „Alte Akten und Ortsgeschichte“ (Grenzboten 1901, Nr. 15) mögen hier ein paar Worte über Familiengeschichte folgen.

„Wer war Ihr Urgroßvater?“ Diese Frage habe ich im Laufe der letzten zwanzig Jahre vielen meiner Bekannten gestellt. Die Antwort lautete in den meisten Fällen, daß man über den Großvater hinaus nichts von der Familiengeschichte wisse; dabei wurde meist diese Unkenntnis sehr bedauert, zuweilen auch erwähnt, daß man sich schon Mühe gegeben habe, etwas von den Voreltern zu erfahren, leider ohne nennenswerten Erfolg. Thatsache ist, daß die meisten Familien bürgerlichen Standes ihre Familiengeschichte nur bis zu den Großeltern zurück kennen, also genau so weit, wie die persönliche Erinnerung reicht, und im natürlichen Lauf der Dinge die Personen leibhaftig vor Augen zu stehn pflegen. Was dahinter liegt, versinkt in nächtliches Dunkel. Nun lernen wir aber in der Grammatik, daß es nicht bloß ein Präsens, Imperfektum und Perfektum giebt, sondern auch ein Plusquamperfektum. Der Kulturmensch, der sich hochmütig-bescheiden gern als „Geschichtstier“ bezeichnet, der so stolz ist auf die Geschichte seines Landes und Volkes, sollte aber auch etwas Interesse für seine eigne persönliche Geschichte übrig haben, denn es ist schließlich doch für jeden Menschen, nicht nur für Fürsten und Aristokraten, wissenswert, wie der Stamm aussieht, an dem man selbst im Augenblick einen der jüngsten Triebe darstellt. Man braucht gewiß keinem chinesischen Ahnenkultus zu huldigen, aber etwas mehr Familiensinn könnte unserm breiten Mittelstande nicht schaden, mag auch der daraus fließende Gewinn nicht nach Mark und Pfennigen zu berechnen sein. Der Adel hat seinen Stammbaum und führt ihn sorgfältig weiter, obwohl heute der Nachweis einer tadellosen Ahnenreihe an praktischer Bedeutung viel eingebüßt hat; er thut wohl daran, denn das Vorhandensein eines durch Jahrhunderte getreulich fortgeführten Stammbaums giebt der Familie Halt und sichert ihr den im Zeitalter des Verkehrs doppelt gefährdeten Zusammenhang, innerlich und äußerlich. Bekannt ist, daß im altrömischen Hause die politischen Grundsätze der Ahnen von den Nachkommen jahrhundertelang festgehalten wurden, und die Thaten und Ehrenämter der Väter Gegenstand eines förmlichen Kultus waren. Bei den Juden war die Führung der Geschlechtsregister religiöse Pflicht. Auch unserm deutschen Bürgerstande war vormals ein starker Familiensinn eigen; er ist aber in neurer Zeit leider bedenklich abgeblaßt. Wo sind heute die Familienfeste, bei denen jedes Mitglied des Hauses („Haus“ im weitesten Sinne genommen) sich seiner Familienzugehörigkeit mit Stolz bewußt würde? Wo sind die Familien-

bibeln, in die der Hausvater alten Schlags wichtige Vorfälle in der Familie, Geburt und Tod, umständlich und feierlich zu verzeichnen pflegte? Wir schreiben heute so unendlich viel, unendlich viel Gleichgiltiges, und versäumen darüber das, was uns am nächsten angeht, schriftlich festzulegen. Nimmermehr können farblose Standesamtsregister diese intimen Aufzeichnungen ersetzen, in die der Schreiber, ohne es zu wissen und zu wollen, immer ein Stück von dem eignen Geiste wie von dem Geiste seiner Zeit hineinlegt und seinen Erben aufbewahrt.

Am meisten hat, neben dem Adel, noch der Bauernstand seine Familienhaftigkeit bewahrt, wo er von fremden Einflüssen, Industrie und Großstadtluft, unberührt blieb. Hier giebt es immer noch zahlreiche Familien, die ihre Vorfahren durch eine Reihe von Generationen nachzuweisen vermögen. Namentlich ist dies der Fall, wo das Gut oder der Hof in der Familie vielleicht jahrhundertelang forterbte. In Westfalen, Brandenburg, Pommern usw. finden sich solche Erbsitze häufig. Bei dem ansässigen Bürgerstande echter Kleinstädte (Ackerbürgern usw.) mögen die Verhältnisse allenfalls ähnlich liegen. Auch in der protestantischen Geistlichkeit, besonders unter den Landgeistlichen, wo der geistliche Beruf oft erblich ist, giebt es manche, die ihre Stammeltern bis zur Reformationszeit nachzuweisen vermögen; ferner finden sich hier und da alte Forstmanns- und Lehrerfamilien mit ähnlicher „Ahnenreihe." Diese einzelnen Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel, daß der frühere Zusammenhalt der Familien nicht mehr besteht. Die Lockerung der Familienbande trifft namentlich den gesamten Bürgerstand mittlerer und größerer Städte einschließlich die Beamtenschaft sowie die städtische Arbeiterbevölkerung.

Die Gründe für das Zurückgehn des Familiensinns kann man leicht erkennen. Wo im raschen, rastlosen Erwerbsleben oft blutwenig Zeit bleibt für die lebende Familie, da ist für die tote erst recht kein Raum. Familienpapiere, soweit nicht etwa Erbansprüche dadurch begründet werden können, sind wertloser Ballast in engen Mietsräumen, und die nötigen amtlichen Ausweise liefert das Standesamt. Dazu kommt die Beweglichkeit der Bevölkerung. Umzüge nach andern Orten oder in andre Wohnungen innerhalb der Stadt verhindern das Anwurzeln und lassen ein rechtes Heimatsgefühl, aus dem der Familiensinn herauswächst, gar nicht mehr aufkommen. Zumal die Großstadtatmosphäre ist Gift für ein solches Gemütspflänzchen, wie der Familiensinn, außerdem aber auch Gift für die Menschen selbst, denn die Statistik lehrt, daß die höhern Familien in den Großstädten fast regelmäßig nach wenig Geschlechterfolgen erlöschen. Vor kurzem noch hat ein englischer Gelehrter den Nachweis erbracht, daß es „rein Londoner der dritten Generation" so gut wie gar nicht giebt. Wenig Menschen von Ansehen und Bedeutung haben einen „städtischen Großvater." Der moderne „Zug nach der Stadt" erscheint hiernach als ein wahrer Zug „des Todes," der noch seiner Darstellung durch den Maler harrt. Das Aussterben der höhern städtischen Familien muß den Volksfreund umsomehr schmerzen, als dadurch eine Summe trefflichster Anlagen und Eigenschaften verloren geht, deren Erhaltung durch Vererbung dringend erwünscht wäre. Vielleicht ist Mangel an Familiensinn mit eine der Ursachen, die hier zum Erlöschen der Geschlechter führen. Die Arbeiterbevölkerung der großen Industriemittelpunkte kann für diesen Ausfall sicher keinen vollen Ersatz schaffen, da sie leiblich und geistig nur zu oft verkümmert ist, und einen Familiensinn, wie wir ihn hier im Auge haben, kann man in dieser aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Menge ganz gewiß nicht erwarten.

In aufsteigenden Familien ist es nicht selten, daß man sich des niedern Standes seiner Vorfahren ungern erinnert oder geradezu schämt; eine Thorheit, denn Ursache sich zu schämen hat doch nur der Mensch, der auf der gesellschaftlichen Stufenleiter hinabgeglitten ist und nicht vermocht hat, sich auf der Höhe seiner Vorfahren zu behaupten. Gerade solche zurückgegangnen Leute aber neigen dazu, sich mit der ruhmreichen Vergangenheit ihrer Familie zu brüsten. Mancherlei Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, als ob sich in der neusten Zeit der Familiensinn und damit das Interesse für Familiengeschichte auch im mittlern Bürgerstande belebe.

Das würde man mit Freude begrüßen können als aufsprießendes junges Grün in der Öde des Materialismus unsrer Tage, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Noch immer und zu allen Zeiten war ein starker Familiensinn das Zeichen innerer Volksgesundheit und Volkskraft, wie umgekehrt die Nichtachtung der Familie und der Familienurkunden immer den Verfall eines Geschlechts andeutet. Wie wir im „Vaterlande“ etwas durchaus andres, höheres sehen als im „Staat“ mit all seinen Einrichtungen zu Nutz und Frommen der Bürger, so ist die „Familie“ im geschichtlichen Sinne mehr als die bloße augenblickliche Lebensgemeinschaft einiger Menschen auf „Gedeih und Verderb.“ Die Geschichte unsers Landes und Volkes studieren wir, um ein reifres Verständnis für unsre staatsbürgerlichen Pflichten zu gewinnen und um uns an großen Vorbildern patriotisch zu begeistern. Ähnlich soll im engern Kreise die Kenntnis der Familiengeschichte wirken; sie soll das gegenwärtige Geschlecht zur Dankbarkeit mahnen für das Gute, das seine Vorfahren ihm hinterlassen haben, sie soll zugleich gelegentlich warnen und vor allem anregen zu dem unermüdlichen Streben, den Namen der Familie hochzuhalten, den Tüchtigsten unter den Vorfahren nachzueifern.

Große Thaten zu vollbringen und den eignen Namen mit der Weltgeschichte zu verknüpfen, das ist nur wenig Auserwählten beschieden; aber echte Tüchtigkeit auch in bescheidnem Wirkungskreise, Redlichkeit und Biedersinn sind nicht minder nachahmungswert, und „das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen“ steht in der Bibel, er wirkt fort, auch wenn er längst gestorben ist, und wohl der Familie, die sich solcher Vorbilder aus ihrer Mitte erfreuen darf und ihren Nachruhm forterben kann auf Kinder und Enkel.

Gebt euern Kindern schöne Namen,
Darin ein Beispiel nachzuahmen,
Ein Muster vorgehalten sei.
Sie werden leichter es vollbringen,
Auch gute Namen zu erringen,
Denn Gutes wohnt dem Schönen bei. (Rückert.)

Möge jeder an seinem Teil und in seinem Kreise dazu mitwirken, den Familiensinn zu pflegen und zu beleben, das ist ein löbliches Beginnen und wird gute Wirkung thun gegen den übertriebnen Individualismus und andre Krankheiten unsrer Tage. Vaterlandslose Gesinnung ist da undenkbar, wo der Familie die ihr gebührende Geltung eingeräumt wird, denn Familiensinn ist Heimatsinn. Neue Mittel zu diesem Zwecke zu ersinnen, ist nicht nötig, man wird nur darauf hinwirken müssen, alte gute Sitten zu erhalten, vergessene ins Leben zurückzurufen. So ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, der Anregung unsers Kaisers zu danken, daß seit einigen Jahren wieder Tauf- und Hochzeitsmedaillen als Erinnerungsstücke in Gebrauch kommen.

Besonders nützlich und wirksam für unsern Zweck würde es sein, wenn wieder in recht vielen Familien eigne Aufzeichnungen über die wichtigsten Vorgänge des Hauses gemacht würden. Die vormals übliche Einschreibung solcher Daten in die Familienbibel war eine schöne Sitte, noch besser aber ist es, ein besondres Buch dafür anzulegen. Wie man ein solches Buch einrichten will, ist an sich ziemlich nebensächlich, die einfachste Form ist die beste. Bewährt hat sich die Anordnung, daß jedem Familiengliede ein besondres Blatt bestimmt wird. Die Blätter des Buches werden fortlaufend numeriert, und so ist es leicht, einerseits auf die Eltern zurückzuweisen wie auch die Blätter zu bezeichnen, auf denen der weitere Lebenslauf jedes Kindes dargestellt ist. Vielleicht findet sich eine Buchhandlung bereit, ein gutes Muster zu einem Familienstammbuche zu entwerfen und in angemessener Ausstattung zu vertreiben. Es wäre das ein dankenswertes und vielleicht auch geschäftlich lohnendes Unternehmen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ein derartiges Buch, gut geführt, einen nicht zu unterschätzenden praktischen Wert hat; sein Hauptzweck und Nutzen muß

aber stets darin gefunden werden, daß es den Zusammenhalt der Familie fördert und deren Angehörige nötigt, dem Oberhaupte des Hauses, dem ja in der Regel die Eintragungen zufallen werden, von allen wichtigern Ereignissen Nachricht zu geben. Wie eng oder weit man dabei den Begriff der Familie fassen will, wird sich nach den Umständen richten. Im allgemeinen dürfte die natürliche Begrenzung durch den Geschlechtsnamen gegeben sein, sodaß die Descendenz weiblicher Familienglieder zwar als wann und wo geboren verzeichnet, mit ihren weitern Schicksalen jedoch nicht mehr in extenso aufgeführt wird.

Wer es unternimmt, eine solche Familienchronik zusammenzutragen, wird für seine Mühe reichlich belohnt werden durch den eignen Genuß, den solche Sammelarbeit mit sich bringt. Je weiter die Aufzeichnungen zurückführen, desto interessanter sind sie für die Familie selbst, und je länger sie in Zukunft durchgeführt werden, umso mehr gewinnen sie zugleich an allgemeinem Wert, weil sich die Familiengeschichte notwendig mit der Orts- und Landesgeschichte verknüpft.

Zum Schlusse wollen wir hier einige Worte von Riehl (W. H. Riehl, Die Familie. 2. Abdruck, 1855, S. 276) anführen: „So lange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eignen Hause, und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. . . . Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemieteten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtnis in Familiensachen bekommen, und so bleibt nur übrig, daß das beschriebne Papier die Überlieferungen des Hauses einstweilen festhalte."

Bonn P. Seehaus

Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Heinrich Funck. (Weimar, Verlag der Goethegesellschaft, 1901.) Der letzte Band der Schriften der Goethegesellschaft enthält eine aktenmäßige Darstellung der Geschichte des denkwürdigen Freundschaftsbundes, der im Jahre 1774, als Sturm und Drang noch die Herzen bewegte, zwischen dem jungen Goethe und dem aufstrebenden Züricher Mystiker geschlossen wurde. Die ganze Korrespondenz zwischen den beiden Männern liegt nun übersichtlich geordnet vor, dazu kommen der Briefwechsel zwischen Goethes Eltern und Lavater, aus Lavaters Tagebüchern der Abschnitt über die Reise nach Ems und einiges andre, ferner aus Lavaters weitverzweigtem Briefwechsel sämtliche Goethe betreffenden Stellen, einige Angaben aus den „Physiognomischen Fragmenten," endlich die Widmung des Nathanael und Goethes bündige Äußerungen darüber. Eine reiche Folge von Anmerkungen erörtert hauptsächlich die Chronologie der Briefe und giebt über die in den Briefen und Tagebüchern erwähnten Persönlichkeiten die nötigen Aufschlüsse. Auch Abbildungen fehlen dem Buche nicht: vor dem Titelblatt findet man das vortreffliche Brustbild Lavaters von Lips, am Schluß sieht man drei Tafeln mit zehn Porträts des jungen Goethe und je einem seiner Eltern, alle aus den Physiognomischen Fragmenten. Die von Erich Schmidt verfaßte Einleitung giebt in kurzen Zügen ein übersichtliches Bild von dem Anfang der Freundschaft bis zum Bruch.

Es mußte so kommen. Allzu verschieden waren die Naturen der beiden Männer, und ihre Anschauungen mußten um so weiter auseinandergehn, je mehr Goethe dem Jugendalter und der Sturm- und Drangzeit entwuchs. Man könnte glauben, daß die italienische Reise den Bruch verursacht habe. Aber das ist nicht so, die Entfremdung war schon früher eingetreten. Im Jahre 1779 freilich war das Verhältnis noch ungetrübt, auf der Schweizerreise dieses Jahres hatte Goethe den Jugendfreund aufgesucht und sich in „Lavaterschen Pleonasmen" über ihn ausgesprochen. Dann folgte aber jählings der Umschwung. Schon die im Jahre 1781 erschienene Ausgabe von Lavaters Briefen und Gedichten hatte Goethe ein gewisses Unbehagen verursacht, nun kam noch dessen Bewunderung für die Thaten Cagliostros

hinzu. Da tritt Goethe dem Freunde zum erstenmal entschieden entgegen. Seinem Glauben an die übersinnliche Welt und die Offenbarung, den er ihm übrigens gern lassen will, stellt er den seinen als einen ebenso unerschütterlichen entgegen, und über das Treiben Cagliostros urteilt er kühl: „Glaube mir, das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freyem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe.“ Kurz darauf, 1782, erschien Lavaters Pontius Pilatus, worin der Autor ausführlich seine Herzensmeinungen darlegte. Das war mehr, als Goethe damals vertragen konnte. Jetzt fiel das berühmte Wort von dem dezidierten Nichtchristen, und unumwunden bekennt der Abtrünnige, daß der Pilatus auf ihn widrige Eindrücke gemacht habe. Damit war die Entfremdung schon ausgesprochen: krasser Wunderglaube und freies Menschentum konnten nicht länger zusammengehn. Zu einem förmlichen Bruch ist es trotzdem nicht gekommen. Aber als Lavater auf seiner Rückkehr von Bremen 1786 in Weimar bei Goethe einkehrte, herrschte schon eisige Luft. „Kein herzlich, vertraulich Wort, schreibt Goethe an Frau von Stein, ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Ich habe auch unter seiner Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt.“ Damit war die Trennung für Goethe wenigstens besiegelt. Die italienische Reise 1786 bis 1788 konnte die Kluft nur noch erweitern. Der während dieser Zeit unternommne ungeschickte Versuch Lavaters, durch seinen Nathanael noch einmal in Sachen des wahren Glaubens an Goethe zu appellieren, wurde von diesem schroff zurückgewiesen und hatte zur Folge, daß Goethe auf seiner Rückreise nach Deutschland Zürich links liegen ließ. Im Jahre 1793 freut er sich, Lavatern, der auf seiner Reise nach Dänemark auch Weimar berührte und dort Halt machte, entgangen zu sein — er war damals zusammen mit dem Herzog im preußischen Lager vor Mainz —, und im Jahre 1797, als er zum drittenmal die Schweiz bereiste, weilte er zwar in Zürich, kümmerte sich aber gar nicht um den ehemals so hochgeschätzten Freund. Kurz zuvor hatte, wie man weiß, der Xeniensturm auch den Züricher Propheten unsanft berührt. Das brachte nun auch diesen, der bis dahin wiederholt einzulenken versucht hatte, in Harnisch. Bei der Herzogin Luise führt er brieflich bittre Klage über die Trunkenheit des Geniewitzes, der auch das Heiligste antaste, und dem Grafen Stolberg schreibt er: „Goethe ist nun auch — ich hätte bald gesagt, Profos der Sanskülottenrotte — geworden.“ Somit war der Sonnenblick, den Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele — die schöne Seele ist bekanntlich die gemeinsame Freundin Fräulein von Klettenberg — nach Zürich geworfen hatten, wieder erloschen. Auch Goethes Epos Hermann und Dorothea, das Lavater ein Versöhnungsopfer für die Xenien nannte, war doch nicht dazu angethan, das alte Verhältnis zwischen den beiden Männern wieder herzustellen oder auch nur die Wiederherstellung anzubahnen. Lavaters tragischer Tod (2. Januar 1801) ging an Goethe, wie es scheint, spurlos vorüber, wenigstens ist keine Äußerung darüber bekannt geworden. Erst nach einem Jahrzehnt, als Goethe an die Abfassung seiner Lebensbeschreibung ging, erwachte das Andenken an die alte Jugendfreundschaft von neuem, und mit ungebrochnen Farben trat das Bild des einst so geliebten Freundes vor die Seele des Dichters. Die Emser Reise gehört zu den schönsten Partien des Werkes, und das neunzehnte Buch, das die Schweizerreise enthält, giebt eine ausführliche, unparteiische Charakteristik Lavaters, die durch die Worte eingeleitet wird: „Zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken.“ Das war auch ein Versöhnungsopfer für mancherlei Unglimpf, das freilich zu spät kam.

F. K.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Der Stille Ozean in der Tagespolitik

Von ganz anderem Maße als der Indische Ozean ist der Pazifik ein internationales Gewässer. Zwei Fünftel der Erdoberfläche bedeckt ist er das größte, fast lückenlose Nachbar, der fast ganz der südlichen Halbkugel angehört, ist das kleinste Weltmeer. Dieser ist überwiegend in Englands Gewalt, und die Engländer möchten ihn gern als ein englisches Gewässer ansehen. In der That bewacht von seinen Eingängen der britische Löwe den westlichen am Kap der Guten Hoffnung und den nördlichen durch den Suezkanal vollständig. Aber auch von Osten her, wo es mehrere Straßen giebt, die von Singapore, die Sundastraße und den Südrand der holländisch-ostindischen Inselwelt, kann Großbritannienns Flotte leicht jedem feindlichen Eindringling den Weg versperren. Der eigentliche Landesherr hier, Holland, ist schwach, alle andern Staaten entbehren ernstlicher maritimer Stützpunkte, die England in reichem Maße zu Gebote stehn: Australien, Hongkong, Singapore, dann an den Küsten des Indischen Ozeans selber das weite indische Reich mit dem weit vorgeschobenen Ceylon. Aden lagert sich vor die Wasserstraße nach dem Mittelmeer, und Kapstadt ist leicht imstande, eine feindliche Flotte abzuwehren, denn dieser muß immer der Kohlenvorrat am Bestiegen sein. Deutschland, Frankreich haben mehr Besitzungen am Indischen Ozean, wichtig auch wohl als Kohlenstationen, aber in einem Kriege mit England verhältnißmäßig sie absolut nicht. Will England den Indischen Ozean feindlichen Schiffen sperren, so macht ihm das keine nennenswerte Mühe.

Am Stillen Ozean liegen die Dinge von Grund aus anders. Von außerhalb her, also von den einzigen in Frage kommenden Gewässer, dem Atlantischen Ozean, ist er allerdings noch weniger zugänglich. Die Gebirgsstraße kommt gar nicht in Betracht, das westlich angrenzende Weltmeer, der Indische Ozean, ist in Englandes Gewalt, und der Weg um die Südspitze Amerikas ist heikel für eine Flotte, die sich auf einen Kampf durch englische Panzerschiffe gefaßt zu machen hätte, ganz abgesehen davon, daß es ihr schon sehr schwierig wäre, überhaupt bis zur Magalhãesstraße zu gelangen. Aber an den Küsten des Stillen Ozeans entfalten einige andere Großmächte Kräfte, die auch die

die meerbeherrschende Britannia ernstlich ins Gewicht fallen — wahrscheinlich mit jedem Jahrzehnt mehr, Rußland, die Vereinigten Staaten und Japan. Am Indischen Ozean ist das Erscheinen Rußlands das Zukunftsgespenst. An den hafenarmen Gestaden Persiens, an den sumpfigen Niederungen der Euphrat- und Tigrismündung (des einst so hoch kultivierten Chaldäa) erwartet man die Kosakenrosse, russisch-persische Eisenbahnpläne reifen ihrer Vollendung entgegen. Am pazifischen Weltmeer sind analoge Erscheinungen schon Thatsache geworden. Und zwar erst in den letzten Jahren, womit sich eine wohl nicht immer recht gewürdigte Wandlung vollzogen hat. Die Amurmündung ist für den Weltkrieg nichts, sie ist abgelegen und nur vier Monate im Jahre offen; auch Wladiwostok ist beinahe ein halbes Jahr vom Eise gesperrt und liegt überdies an einem von der japanischen Inselwelt umschlossenen Meere. Das neu errungne Port Arthur dagegen hat beinahe das ganze Jahr freie, offne Schiffahrt, es bietet den von den Russen so lange ersehnten Zugang zu den warmen Meeren des Südens. Und vor allem liegt es nahe an dem Schauplatz der politischen Nebenbuhlerschaft aller Mächte.

Anläßlich des letzten afghanisch-russischen Krieges am Murghab und Herirud hatte England die zwischen Korea und Japan liegende Insel Quelpart, die Wladiwostok beherrscht, besetzt. Da es nicht geneigt war, damals in einen Krieg um die indische Frage einzutreten, so veranlaßte es Afghanistan, die russischen Forderungen zu erfüllen, und räumte Quelpart gegen die Verpflichtung Rußlands, es ebenfalls nicht zu besetzen. Welche Fortschritte hat seitdem Rußland in diesen Gegenden gemacht! Es hat sich mit gebietender Hand in den chinesisch-japanischen Krieg eingemischt, nachdem es geduldet hatte, daß sich Chinas Widerstandslosigkeit enthüllte. Zum Dank dafür erntete es die Südspitze der Halbinsel Liaotong mit Port Arthur und dem Handelshafen Talienwan, die sich zwischen die Gelbe See und den Golf von Petschili schiebt. Der Kriegshafen Port Arthur liegt der Peihomündung gerade gegenüber, kein andres Land hat eine Besitzung so nahe bei der chinesischen Hauptstadt und so befähigt, deren Schiffsverkehr in Eisenklammern zu halten. Die Engländer versuchten, durch die Besetzung von Wei-hai-wei einen ähnlichen Trumpf auszuspielen, ziehn ihn aber schon als wertlos wieder zurück.

Port Arthur ist nur die Tete der russischen Kolonne. Weit wichtiger war die Konzession zur Tracierung der südsibirischen Eisenbahn durch die Mandschurei. Von vornherein konnte und mußte man sie auffassen als den Beginn der Besitzergreifung der chinesischen Nordostprovinz durch Rußland. Denn niemals kann Rußland zugeben, daß sich eine andre wirkliche Macht in dem Lande festsetzt, das den Endpunkt der mit so ungeheuern Geldopfern geschaffnen baltisch-pazifischen Schienenstraße aufgenommen hat. So lange China machtlos ist, mögen sich seine Drachenfahnen unbehindert am Sungari und Nonni und Liaoho entfalten, nur darf kein Zweifel darüber sein, daß in Wahrheit nur Rußland zu gebieten hat. Der Hof in Peking muß jederzeit eingedenk sein, daß der Zar in wenig Wochen große Heeresmassen in die Mandschurei und von dort bis vor die Thore der chinesischen Hauptstadt schicken kann. Augenblicklich ist die Rückgabe der Mandschurei an die Chinesen ein Kapitel

der Tagespolitik. Sie wird immer nur ein Schaustück sein und ist denn ja auch in Wahrheit schon unterbrochen durch die Weiterungen, die sich an den neusten chinesisch-englischen Eisenbahnvertrag geknüpft haben. Niemals wird Rußland wieder auf die Mandschurei verzichten. Sie ist ihm als verhältnismäßig dünn bevölkertes, in großen Teilen fruchtbares, von schiffbaren Strömen durchzognes Land ein wichtiges Kolonisationsgebiet für seine eigne, zu rasch anwachsende bäuerliche Bevölkerung, der in dem zukunftsreichen Neurußland am Sungari ein ähnliches Klima und ähnliche Produktionsverhältnisse harren, wie es sie an der Wolga gewohnt ist. Unter der Ägide einer russischen Schutzmachtstellung über diesen Teil Chinas wird sich eine starke russische Einwandrung vollziehn, die das Land unbedingt in russischer Gewalt hält, mag die formelle Annexion nun früher oder später erfolgen.

Damit hört Port Arthur mehr und mehr auf, ein detachierter Posten zu sein. Jede andre europäische oder amerikanische Macht kann in Ostasien nur detachierte Posten besitzen, Port Arthur hängt durch die sibirische Eisenbahn mit dem Mutterlande zusammen; durch die Kolonisation der Mandschurei wird es alsbald auch ein eignes nationales Hinterland gewinnen. Um Korea haben sich Rußland und Japan zur Zeit verständigt; es soll keinem gehören. Japans Versuch, Korea in seine Gewalt zu bringen, ist fehlgeschlagen; Rußland erweist sich schon jetzt als Manns genug, jeden andern an der Besetzung des Landes zu hindern, und seine Machtmittel wachsen immer. Am längsten wird es natürlich dauern, bis es eine wirkliche Flottenmacht entfalten kann, eine solche, die vielleicht mit Frankreich im Bunde den englisch-pazifischen Geschwadern gegenüber ins Gewicht fällt. Doch hat es als einen großen Gewinn zu verzeichnen, daß es die Japaner daran gehindert hat, sich auf dem Festlande festzusetzen.

Als eigentlich pazifische Vormacht der Zukunft möchten nach mancherlei Äußerungen amerikanischer Politiker und Zeitungen die Vereinigten Staaten angesehen werden. Von allen Völkern kaukasischer Rasse ist das amerikanische die einzige Großmacht, die nicht durch eine Kolonie, sondern mit dem Stammlande selbst an den Stillen Ozean stößt. Und da Großthun bei der amerikanischen Presse nicht eben selten ist, so hört man schon mit aller Gemütsruhe die Zukunftspläne entwickeln. Der Handel mit den Küsten des riesigen Ozeans muß vom Sternenbanner kontrolliert werden, die Europäer haben hier im Grunde gar nichts zu suchen. Daß die Vereinigten Staaten an ihrer Westküste gar wenig Häfen haben, San Franzisko, Portland, Seattle, will man nicht gelten lassen. Schon habe man die hawaiischen Inseln, die als Zwischenstufe zwischen Amerika und Asien eine so große Bedeutung haben. Schon habe man die Philippinen, die nicht nur als Fußpunkt für eine zukünftige ostasiatische Politik sehr wichtig sind, sondern mehr noch als Gegenstand der Eröffnung einer großen nordamerikanischen Kolonialpolitik. Dann werde es nicht mehr lange dauern, bis die eine oder die andre der beiden Routen des mittelamerikanischen Kanals hergestellt sei, selbstverständlich unter nordamerikanischer Kontrolle, und die Kriegsschiffe des Sternenbanners würden die einzigen sein, die in wenig Stunden von einem Weltmeer ins andre segeln können.

Man kann nicht sagen, daß diese Pläne eine irgendwie ganz oder halb-

offizielle Anerkennung erlangt hätten. Im Gegenteil, die oppositionelle demokratische Partei lenkt neuerdings immer entschiedner aus dem Fahrwasser des Imperialismus heraus. Die kaum zu leugnenden Greuelthaten amerikanischer Befehlshaber auf den Philippinen geben ihnen Stoff, die offizielle republikanische Politik herunterzumachen.

Auch der Panamerikanismus ist ja keine offizielle, sondern eine offiziell verleugnete Politik. Staatssekretär Hay erklärte, die Vereinigten Staaten wollten sich in das Thun und Treiben der übrigen amerikanischen Staaten ganz und gar nicht einmischen, sie wollten keinem Staat die Verantwortlichkeit für seine Handlungen abnehmen. Nur eins würden sie nicht dulden, nämlich daß je einer von ihnen wieder unter eine nichtamerikanische Gewalt geriete. Im übrigen „haben wir so wenig ein Verlangen nach ihnen wie nach den Gebirgen auf dem Monde.“ Die Aufrichtigkeit dieser Politik darf man nicht in Zweifel ziehn. Ohne starke Beweise einer Differenz zwischen der anerkannten und der abgeleugneten Politik darf man eine ehrenhafte Regierung nicht der Falschheit zeihen. Wohl aber wird man damit rechnen müssen, daß immer wieder panamerikanische Programme auftauchen; sie beschäftigen das amerikanische Publikum ernstlich, seit Staatssekretär Blaine sie in ein System gebracht hat. Wenn es den Schutzzollindustriellen des Nordostens paßt, werden immer wieder Bestrebungen hervortreten, diesen einen gegen die Europäer abgesperrten Markt in Süd- und Mittelamerika zu schaffen. Dabei wird denn auch die pazifische Politik ernstlich berührt werden.

Auf alle Fälle steht man Thatsachen gegenüber, die noch vor einem Jahrzehnt kaum als Zukunftsmusik in Rechnung gezogen werden konnten: der Eroberung Puertoricos, der Errichtung der unter besonderm Wohlwollen der Nordamerikaner stehenden Republik Kuba, dem Ankauf der dänischen Antillen, dem Erwerb Hawaiis und der Philippinen, dem englisch-amerikanischen Vertrag über den interozeanischen Kanal, der mächtigen imperialistischen Strömung. Der Isthmuskanal wird schwerlich im Stadium des Projekts stecken bleiben. Die Regierung zu Washington hat auf die beiden Routen, Nicaragua sowohl wie Panama, die Hand gelegt. Die an beiden beteiligten Länder haben ihr die Konzession unter bestimmten Bedingungen angestellt, die jetzige Eigentümerin des halbvollendeten Panamaunternehmens, eine in New Jersey inkorporierte Aktiengesellschaft, hat ihre sämtlichen Aktiva und Rechte den Vereinigten Staaten zum Kauf angeboten, und zwar zu einem sehr billigen Preise. Der Kongreß hat gewählt. Die Nicaragualinie liegt günstiger, sie ist dem Hauptlande näher und schließt den zu einem Kriegshafen hervorragend geeigneten, durch Flottenmacht unangreifbaren Nicaraguasee ein. Panama ist für eine viel niedrigere Geldsumme zu vollenden. In der Nicaraguaroute ist auch während der trocknen Zeit die erforderliche Wassermenge zum Durchschleusen immer gesichert, im Panamakanal ist das bei regem Verkehr im Sommer zweifelhaft. Dafür ist wieder der letzte weit weniger der Erdbebengefahr ausgesetzt als die nördlichere Route. Gesichert ist freilich keine von beiden; auch in Panama bebt zuweilen die Erde. Beim Nicaraguakanal ist das Gelände zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Nicaraguasee nicht vulkanisch

und deshalb nicht mehr dem Erdbeben ausgesetzt als Panama. Ganz anders die Strecke zwischen dem See und dem Stillen Ozean. Hier sind zwei Vulkanreihen, die ohne Zweifel einer unterirdischen Bruchspalte entsprechen. Die eine wird gebildet von den Vulkanen Madera, Ometepe, Zapatera und Mombacho, von denen die drei ersten direkt aus dem See aufsteigen, und die beiden ersten vom Schleusengelände nur 20 Kilometer entfernt liegen. Die zweite Bruchspalte beginnt mit den Vulkanen Rincon de la Vieja und Orosi und setzt sich eben auf dem nur 28 Kilometer breiten Landrücken nach Nordwesten fort. Auf diesem schmalen Streifen muß der Kanal durch fünf Schleusen um 33,53 Meter hinabsteigen. Es sind also, da die großen Schiffe passieren sollen, sehr kostspielige und kunstvolle Schleusenbauten herzustellen. Nun reichen aber die kleinsten Erderschütterungen aus, um die mächtigen Schleusenthore (28 Meter Breite und 20 Meter Tiefe!) aus dem Lot zu bringen und damit unbeweglich zu machen. Das Unglück von Martinique hat die hier liegende Gefahr drastisch beleuchtet. Ende Juni hat sich der Kongreß in Gemeinschaft mit dem Bundespräsidenten für Panama entschieden. Nimmt man an, daß in zehn Jahren nordamerikanische Kriegsschiffe von einem Ozean in den andern nur die kurze Kanalstrecke zu befahren nötig haben, während alle andern Flaggen auf die weiten Umwege angewiesen sind, so liegt darin ein Stück großer Überlegenheit für die Vereinigten Staaten. England hat sich jahrzehntelang auf Grund des Clayton-Bulwer-Vertrags und später des (vom amerikanischen Senat jedoch verworfnen) Hay-Pauncefote-Vertrags Gleichberechtigung zu verschaffen und den Kanal nach dem Vorbilde des Suezkanals zu neutralisieren versucht. Es war vergebens. Die Vereinigten Staaten haben sich alles allein vorbehalten. Ihre wirtschaftlichen Kräfte sind so groß, daß sie, wenn sie wollen, sich in zehn Jahren eine Kriegsflotte verschaffen können, mit der sie im Pazifik ganz imposant dastehn werden.

In Japan hat sich für pazifische Verhältnisse eine Großmacht entwickelt, und vielleicht nicht nur für diese. Sie hat gezeigt, in wie kurzer Zeit man eine Panzerflotte schaffen kann. In fachmännischen Kreisen wird ihr Wert hoch angeschlagen, zumal da die obern Kommandostellen in Händen von weißen Männern sind. Auch Werften für den Bau von Handels- und Kriegsdampfern sowie Trockendocks sind errichtet, sodaß verwundete Kriegsschiffe nach einer Schlacht repariert werden können. England hat große, leistungsfähige Docks in Hongkong, nördlicher keine. In Port Arthur werden sie wohl nicht lange auf sich warten lassen. An Landmacht ist Japan zur Zeit allen Konkurrenten weit überlegen. Nur Rußland würde Gleiches aufbieten können, wenn es seine europäischen Besitzungen so um sie berauben dürfte. England und Nordamerika kommen da mit ihren Landtruppen den japanischen nicht gleich; alle andern Länder können nur auf weiten Seewegen ihre Truppen herbeischaffen. Was das zu bedeuten hat, haben wir bei den chinesischen Wirren mit unsern 25000 Mann gesehen. Japan ist also in ostasiatischen Angelegenheiten zur Zeit die ausgesprochenste Großmacht, dazu durch seine insulare Lage gegen alle Landangriffe gesichert und nur durch die Flotte Englands allenfalls gefährdet, mit England aber durch Interessengemeinschaft und einen ausdrücklichen Vertrag verbunden.

Wie ernstlich auf Japans Macht Rücksicht genommen werden muß, bekunden die Besorgnisse Hollands vor etwaigen japanischen Gelüsten nach seinem großen und so wenig verteidigten Sundareiche. Die Erörterungen, wie die kleinen Niederlande wohl durch Bündnisse oder sonstige politische Abmachungen zu einer gewissen Sicherheit für ihre wertvollen und deshalb sicherlich viel begehrten Besitzungen gelangen möchten, wollen kein Ende nehmen. So lange das europäische Gleichgewicht besteht, haben die Holländer nichts zu fürchten, so lange wird auch Japan nichts gegen Java und Sumatra unternehmen dürfen. Der Keim zu einem zukünftigen holländisch-indischen Problem liegt aber schon vor. Und er dürfte wachsen.

England hat von allen Mächten die größten Teile der pazifischen Küsten in seinem Besitz. An Amerikas Westgestade ist es das einzige europäische Land, das überhaupt einen Fußbreit Landes sein eigen nennt. Die Magalhäesstraße ist zwar nicht englisch, sie kann aber von der englischen Flotte leicht gegen jeden Feind behauptet werden; ebenso die Fahrt um Kap Horn. Australien und Neuseeland verschaffen den Engländern die Herrschaft im Südwesten, und von dem polynesischen Gewimmel gehört den Engländern so viel, daß sie Kohlenstationen und Stützpunkte anlegen können, so viel sie wollen. Von großer Wichtigkeit ist Hongkong, ein Handels- und Kriegshafen ersten Ranges, mit Vorräten, Docks und Reparaturanstalten prächtig ausgestattet. Von da an die ganze ostasiatische Küste hinauf bis zum amerikanischen Alaska liegt die schwache Stelle Englands. Es hat hier nur Wei-hai-wei, das zur Entschädigung für Port Arthur besetzt wurde. Man hat ausgefunden, daß es sich zur Anlegung eines Kriegshafens wenig eignet; nur seine geographische Lage wäre dafür günstig, den Russen an der Gelben See Trotz zu bieten und das Auslaufen feindlicher Kreuzer aus Port Arthur zu verhindern.

Englands Position am Stillen Ozean ist eine extrem maritime mit den Vorteilen und Nachteilen einer solchen. Die Verbindung des Stammlandes mit allen eignen Besitzungen ist unbehindert, die Möglichkeit, alle fremden anzugreifen, unbegrenzt. An Nachschub, um die maritimen Vorteile auch auf dem Lande weiter zu verfolgen, fehlt es ganz. Seine Beweglichkeit macht es im höchsten Grade bündnisfähig, sein Mangel an Landtruppen im höchsten Grade bündnisbedürftig. Immerhin darf eins nicht verkannt werden: Regimenter aus indischen Eingebornen können doch in ostasiatischen Verhältnissen unter Umständen von Wichtigkeit werden, und daran hat England eine ganze Menge und in ziemlicher Nähe. Das wird jedoch mehr als vollständig wieder aufgewogen durch die Verwundbarkeit der Nordwestgrenze des indobritischen Reiches. Rußland ist jeden Augenblick in der Lage, in Persien, Afghanistan und am Pamir Trümpfe auszuspielen, um damit Stiche am Jangtsekiang und an der Gelben See zu machen.

Diesen vier pazifischen Großmächten gegenüber treten Deutschland und Frankreich völlig in den zweiten Rang. Immerhin hat Frankreich sein indochinesisches Reich, wo es ungehindert die Waffen schärfen kann, die einst in chinesischen Angelegenheiten und — gegen Britisch-Hinterindien zu brauchen wären. Seine völlig anerkannte Territorialherrschaft erlaubt solche Vor-

bereitungen. Außerdem hat die Republik einige Stützpunkte an Neu-Kaledonien und O-Tahiti. Deutschlands wichtigster und wahrscheinlich zukunftsreichster Besitz ist Kiautschou, womit es auf chinesischem Boden festen Fuß gefaßt und sich „den Platz an der Sonne“ gesichert hat. Von hier aus in die chinesischen Angelegenheiten militärisch einzugreifen, ist aber wohl nur unter besondern Umständen denkbar. Die Positionen von Neu-Guinea und den Nachbarinseln bis zu den Karolinen hin kommen vorerst nur als Kohlenstationen in Betracht. Docks und größere Hafenanlagen giebt es noch nicht. Außerdem ist sowohl für Deutschland wie für Frankreich ein schwerwiegender Umstand zu berücksichtigen: alle Zugänge zum Stillen Ozean sind direkt oder indirekt in Englands Gewalt. In der Beziehung stehn Rußland, Japan und die Vereinigten Staaten ganz anders da. Österreich-Ungarn und Italien kommen für die pazifischen Verhältnisse kaum in Betracht. Die Republiken des spanischen Amerikas haben sämtlich ein zu geringes militärisches Gewicht, als daß sie Einfluß haben könnten.

Nach alledem gehört der Gedanke, daß eine Macht die herrschende am Stillen Ozean werden könnte, wohl einer ziemlich fernen, ungewissen Zukunft an. Sobald einer der jetzigen Konkurrenten ein so entschiednes Übergewicht zu erlangen scheint, daß seine Herrschaft in Aussicht stünde, würden aller Wahrscheinlichkeit nach die übrigen in Gruppen zusammentreten, um das zu verhindern und ein neues Gleichgewicht herzustellen. Man sieht das jetzt schon daran, wie Rußlands Vordrängen das englisch-japanische Bündnis erzeugt hat, und dieses wiederum sofort den Anschluß Frankreichs an Rußland zuwege gebracht hat. In der That: ein politisches Gleichgewicht am Großen Ozean und eine Gleichberechtigung im Handel muß als das Ziel erscheinen, das sowohl im deutschen wie im allgemeinen Interesse liegt.

# Die Kriminalität und ihre Bekämpfung durch die Strafe

Von Wilhelm Speck

(Schluß)

Die Neigung, auf der einmal betretnen Bahn zu beharren, zeigt sich nun ja bei den Bestraften überhaupt, die Rückfallsstatistik bietet dafür deutlich Belege. Im allgemeinen steht fest, daß von 100 Bestraften drei in demselben Jahre wieder rückfällig werden, von den zum zweitenmal bestraften 4 Prozent, von den sechs bis sieben mal bestraften 6 bis 7 Prozent. Mit jeder neuen Verurteilung wächst also der Hang zum Verbrechen. Das mögen noch einige wenige Zahlen deutlich machen. Es wuchs in den Jahren 1882 bis 1896 die Bevölkerung um 15 Prozent, die Zahl der Bestraften um 38,5 Prozent, die der erstmals Ver-

urteilten um 13 Prozent, die der Vorbestraften um 115 Prozent, die der einmalig Vorbestraften um 85 Prozent, die der zweimal Vorbestraften um 98 Prozent, die der drei bis fünf mal vorbestraften um 132 Prozent, die der noch öfters bestraften um 277 Prozent. Um auf die Jugendlichen noch einmal zurückzukommen, so haben wir auch hier dasselbe Bild: die Zunahme der Verurteilten betrug 44 Prozent, die der Vorbestraften 78,6 Prozent. Wir sehen also, daß sich aus der Zahl der Bestraften deutlich eine Gruppe aussondert, denen das Verbrechen zur zweiten Natur wird. Einige gesellen sich dieser Gruppe zu ohne Kampf und ohne Sträuben, andre suchen sie mit voller Absichtlichkeit auf, wieder andre wehren sich lange, ehe sie sich ergeben. Wünscht man ein Bild für die Sache, so denke man etwa an die Wirbelbewegung des Malstroms, von der uns wenigstens früher allerlei grausige Dinge erzählt wurden, und sei überzeugt, daß sich schrecklicheres alle Tage vor unsern Augen abspielt, obwohl kaum einer recht darauf achtet, wie da ein Mensch und dort einer verzweifelt ringt, aus der furchtbaren Spirale wieder heraus und in ruhiges Fahrwasser hinein zu gelangen. Wenn man will, so kann man sich ja den Trost zu eigen machen, den das statistische Amt mit der Andeutung bietet, daß hiernach die Steigerung der Kriminalität weniger auf eine Erweiterung des Kreises der beteiligten Personen, als auf einer Vermehrung der Rückfälle beruhe. Es ist das aber nur ein bescheidner Trost, da sich das gewerbsmäßige Verbrechertum nicht sowohl durch Inzucht, als durch immer neue Zuwendung in seinem Bestande erhält.

Das gewerbsmäßige Verbrechertum ist also die tiefste Stelle in dem unheimlichen Trichter, und zu ihm gleitet alles nieder, was die bürgerliche Gesellschaft von sich abstößt. Das gewerbsmäßige Verbrechertum treibt seine Nichtswürdigkeiten wie einen Beruf, von dem es sich also entweder gänzlich oder doch zum größten Teil ernährt. Deshalb finden wir es hauptsächlich um die Saugröhrchen des Diebstahls und des Betrugs geschart, was jedoch nicht ausschließt, daß es sich auch gelegentlich mit andern übeln Dingen beschäftigt. Sein eigentliches Arbeitsfeld ist die Großstadt, denn diese allein bietet ihm das weite und große Jagdgebiet, dessen es bedarf, dazu in reicher Auswahl die nötigen Helfer. Dort kann der Verbrecher auch noch leidlich das zurückgezogne Leben führen, das seiner Natur entspricht, und wenn er anders dazu Neigung hat, so kann er sogar hier den feinen Herrn spielen. Natürlich besteht das gewerbsmäßige Verbrechertum auch in kleinen Städten und sogar Dörfern, hier aber gleichsam in einer niedrigern Entwicklungsform. Aber wo es auch sei, und welcherlei Gestalt es auch angenommen habe, immer ist es bei der Arbeit, neue Genossen zu gewinnen, und es ist manchmal zum Erstaunen, wie schnell sich die Gleichgesinnten herauskennen und zusammenfinden, gleich zweien Stückchen Holz, die zuerst auf beiden Seiten eines Baches dahinschwimmen, sich allmählich aber, wie sympathetisch voneinander angezogen, näher kommen, bis sie zuletzt nebeneinander liegen und nun vereinigt die Fahrt ins Blaue weiter fortsetzen. Als Merkmal dieser ganzen Gesellschaft kann man die Abneigung gegen ehrliche Arbeit, die Hinneigung zu einem abenteuerlichen Leben und einen auf eine solche Lebensweise zugeschnittnen Ehrbegriff ansehen, durch

den sie sich vor Gewissensbissen und andern peinigenden Empfindungen schützen, ebenso wie sich manche Tierchen in einer gewissen Entwicklungsstufe ihre Feinde dadurch vom Leibe halten, daß sie sich der grauen, schimmligen und zermürbten Farbe ihrer Umgebung anpassen. Diese Merkzeichen treffen nun aber auch zu bei einem großen Teile des Bettler- und Landstreichervolks, der Stromer und Herumlungerer, und in der That ist der gewerbsmäßige Verbrecher vom vornehmen Hochstapler herab bis zum armseligen Bettelbetrüger, ferner aber auch die Prostituierte, der Zuhälter im Grunde nichts andres als ein Vagabund. Wie dieser leben sie alle außerhalb der Pfähle des gesitteten Lebens, haben denselben Wandersinn, sind überall und nirgends zu Hause, stehn wie dieser eigentlich immer vis-à-vis de rien, leben heute in Saus und Braus, morgen im Zuchthaus oder Spittel. Tritt nun auch das vielgestaltige Vagabundentum als Teil der Verbrecherwelt auf, dann schwillt die Zahl der dem Volke gefährlichen Personen mit einemmal ganz außerordentlich an. Die Kriminalstatistik verrechnet nur die Delikte gegen die Reichsgesetze, läßt also den Bettel und die Landstreicherei außer acht. Man nimmt an, daß hiermit dreiviertel oder vierfünftel der durch Richterspruch erledigten Vergehn unberücksichtigt geblieben sind. So müßten wir also die Zahl der jährlich Bestraften noch mit vier oder fünf multiplizieren und die Zahl der jährlich bestraften Jugendlichen auf etwa 200000 ansetzen. So rechnet auch Liszt. Da hierunter jedoch dieselbe Person häufig mehrfach gezählt sein wird, so können wir uns in Gedanken sogleich wieder einen tröstlichen Abzug erlauben, und auch dadurch erscheint die Lage in etwas besserer Beleuchtung, daß wir bedenken, wie doch unter diesem Haufen „antisozialer Existenzen," die so plötzlich aus einer Versenkung hervortauchen, auch viel armseliges Volk mit unterläuft, das eher Mitleid als Furcht erregen kann, unglückliche, durch Alter, Krankheit und wirtschaftliche Krisen arbeitslos gewordne Menschen, dazu eine Menge geistig Beschränkter und Geistesschwacher, und endlich die Opfer des Alkohols. Aber wenn wir auch auf diese Weise eine größere Anzahl mehr passiver Naturen glücklich ausgeschieden haben, so bleibt das Bild doch immerhin recht dunkel. Denn es ist eben die ganze trostlose Atmosphäre, in der diese alle leben, die der Entwicklung der Verbrechenskeime so förderlich ist, und die den Cynismus, die Abstumpfung des sittlichen Empfindens, den überwuchernden Egoismus hervorbringt, der, wenn man so sagen darf, im Berufsverbrecher seine Blüte entfaltet.

* * *

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Zahlenreihen, die an unserm Auge vorübergezogen sind, so können wir über den Ernst der Lage nicht länger zweifelhaft sein. Wir wollen gewiß die Bedeutung der kriminalstatistischen Angaben nicht übertreiben und am wenigsten sie als Gradmesser der im Lande herrschenden Sittlichkeit gebrauchen, aber wir können doch auch nicht, etwa mit dem gewöhnlichen Beruhigungsmittel, es lasse sich eben aus der Statistik alles mögliche herauslesen, über die Thatsache hinwegkommen, daß die Kriminalität wächst, immerfort anschwillt, trotz der mit jedem Jahre vermehrten Anstrengungen,

sie herunterzudrücken. Es läßt sich ja wohl sagen: Bis jetzt ist es doch mit den üblichen Strafmitteln noch immer gelungen, die Dämme gegen die heran-drängende Flut zu halten. Wenn die Wellen hier und dort über die Ufer-grenze spritzen, und wenn sie sogar hier und da einmal Schaden anrichten, nun so leben wir eben in einer unvollkommnen Welt, und thöricht wäre es, das Unmögliche zu fordern. Man kann dem beipflichten, nur dürfte es sich empfehlen, die zurückhaltende Macht der Strafandrohung nicht allzuhoch an-zuschlagen. Stärker als das Motiv der Furcht wirken die positiven Motive, die wir aus der Erziehung in der Familie, der Schule und der Kirche in uns aufgenommen haben, und das Christentum ist auch da, wo es nur noch ein latentes Dasein führt, eine größere Kraft als die Gewaltmittel des Staates. Immerhin ist auch der Einfluß der Strafandrohung nicht zu unterschätzen; da wo das christliche Leben verödet ist, muß sie sogar als das stärkste Mittel gelten, die Leidenschaften niederzuhalten.

Es ergeht nun nirgends Klage, daß die Staatsgewalt nicht mehr die Macht hätte, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, auch lautet die Klage nicht, daß der Staat es verabsäume, die Interessen des Landes wie des Einzelnen durch das Mittel der Strafandrohung sicher zu stellen, eher ist man der Meinung, daß von diesem Mittel ein allzu reichlicher Gebrauch gemacht werde. Wir treiben mit der Strafe eine fast frevelhafte Verschwendung, sagt der Rechtslehrer Professor Wach, und sein Kollege Frank spricht von unverant-wortlichem Raubbau.

Nehmen wir hierzu, was sonst noch über diesen Gegenstand verlautet, dann stellt sich deutlich heraus, daß die Klage nicht dahin geht, der Staat mache von seiner Macht zu strafen allzu geringen Gebrauch, sondern dahin, er mache davon vielmehr einen unklugen, häufig fruchtlosen, nicht selten schädlichen Gebrauch.

Zunächst gilt es als ein Mangel, daß wir eigentlich nur eine einzige Strafe haben. Der Staat muß immer in denselben Arzneitopf greifen, und so ist es ganz natürlich, daß er dasselbe erlebt, was der Arzt alle Tage er-fährt: ein Pulver, das anfangs prächtig wirkte, versagt später ganz und gar. So wie der Arzt merkt, daß ein Arzneimittel nicht mehr anschlagen will, geht er zu einem andern über, an das sich die Natur des Kranken noch nicht ge-wöhnt hat; der Staat kann diesen Wechsel aber nicht vornehmen, höchstens kann er größere Dosen derselben Strafe verschreiben. Dazu kommt noch folgendes: Das Rechtsbewußtsein des Volkes unterscheidet klar zwischen Ver-gehn und Vergehn, indem es einige für unmoralisch hält, an andern nichts unehrenhaftes zu finden vermag. Dieser Unterschied kann aber in der Strafe nur unvollkommen zum Ausdruck kommen, weil die Strafe im wesent-lichen immer dieselbe bleibt: Freiheitsentziehung. Es bestehn ja auch noch andre Arten der Strafe, wie z. B. die Geldstrafe. Diese ist sogar in den letzten Jahren immer häufiger angewandt worden, im Jahre 1882 wurde sie über 83562 Personen, im Jahre 1899 über 195373 Personen verhängt; aber diese Geldstrafen stehn häufig nur auf dem Papier. Die Bestraften, denen der Richter den Makel der Freiheitsstrafe ersparen wollte, sehen sich oft

außer stande, die Strafsumme aufzubringen, oder sie wollen sie nicht zahlen, weil ihnen einige Tage der Freiheitsentziehung im Augenblick als das geringere Übel erscheinen. Und so erleben wir es, daß sich Personen, die in verbotnen Lotterien gespielt haben, Übertreter von Radfahrverordnungen und andre Übelthäter, bei denen wohl jeder erwartete, sie würden alles aufbieten, sich vor dem Gefängnis zu bewahren, einsperren lassen und ihre Geldstrafe absitzen. Da also im Grunde nur eine Art der Strafe vorhanden ist, und diese eine Art, die Freiheitsstrafe, sowohl für moralisch verwerfliche wie für moralisch indifferente Handlungen als Sühne verwandt werden muß, so bewahrheitet sich ungefähr der Satz des Sozialisten Marx, der jüngst in den Grenzboten zitiert wurde: Das Volk sieht die Strafe, aber es sieht nicht das Verbrechen; und weil es die Strafe sieht, wo kein Verbrechen ist, wird es kein Verbrechen sehen, wo Strafe ist. Mit andern Worten, es stumpfen sich gewisse feine Empfindungen der Volksseele allmählich ab, und es muß also, um Güter von teilweise sehr geringem Werte zu schützen, viel Wertvolleres geopfert werden.

Das Bedauern, daß als Strafmittel fast allein die Freiheitsstrafe zur Verfügung steht, verstärkt sich nun, sobald die Wirkungen der Freiheitsstrafe einer Prüfung unterzogen werden. Es kann hier nicht alles erwähnt und erörtert werden, was der Freiheitsstrafe mit mehr oder weniger Recht zur Last gelegt wird. Es müßte eine Menge zum Teil höchst trivial gewordner Dinge hervorgeholt werden. Die Klage gegen die Freiheitsstrafe läßt sich vielleicht kurz so formulieren: Diese Strafe ist zu mild, wo Härte am Platze wäre, und sie ist zu hart, wo Milde herrschen sollte. Sie wirkt das einemal zu viel, das andremal zu wenig. Da wurde vor Jahren ein Mädchen aus anständiger Familie, weil es einige Blumen entwandt hatte, zu einer kurzen Freiheitsstrafe verurteilt — die trägt heute noch und solange sie lebt an der Schande: das war zu viel. Und die Dirne spaziert alle Monate ins Gefängnis, ohne sich dadurch sonderlich die Laune verderben zu lassen: hier wirkt die Strafe zu wenig. Da wird der vollendete Taugenichts auf Staatskosten verpflegt, von allerlei Leiden kuriert, die er sich in seinem wilden Leben zugezogen hatte, sodaß er nachher erfrischt und erholt da fortfahren kann, wo er vor seiner Strafe aufgehört hatte. Und da wird andrerseits ein ordentlicher Mensch wegen eines Unrechts, das ihm längst leid geworden ist, vielleicht mit nie zu tilgender Schande bedeckt, in seiner ganzen Zukunft gefährdet und überdies von Staats wegen dem Verbrechermilieu bedenklich nahe gebracht. In beiden Fällen bewirkte die Strafe mehr oder andres, als beabsichtigt war. Wer etwa der Meinung sein sollte, daß in diesen Beispielen die Farben zu stark aufgetragen seien, der mag getrost den einen oder den andern Ton löschen. Die Thatsache bleibt, daß die Freiheitsstrafe zwar dem gutartigen Menschen immer ein Leiden zuzufügen vermag, auch da, wo sie von geringer Zeitdauer ist, und daß sie um so tiefer verwundet, je näher der Bestrafte der Welt des Guten steht, je geringer also der Druck zu sein brauchte; daß dagegen die Freiheitsstrafe dem Gleichgiltigen, Verkommnen und innerlich Verhärteten nur etwa durch ihre Länge beschwerlich wird, während er, wenn er sich nicht selber das Leben schwer macht, sonst wenig unter ihr leidet, um so

weniger, je verlumpter und verkommner er ist, je wichtiger es also wäre, ihn zu beugen. Demnach fände gerade das Umgekehrte von dem statt, was der alte Grundsatz empfiehlt: parcere subjectis et debellare superbos.

So lange man sich mit der Definition, daß durch die Strafe die verletzte Rechtsordnung wieder hergestellt werde, zufrieden giebt, sieht sich ja alles ziemlich gut an, denn es gelingt doch wohl in den meisten Fällen, den Schuldigen zu fassen und ihm die Strafe zuzuerkennen, die nach des Gesetzgebers Urteil geeignet ist, das verletzte Recht wieder ins Lot zu bringen. Mit dem Augenblick aber, wo man sich bei dieser oder einer ähnlichen weltfernen Definition nicht mehr recht zu beruhigen vermag, sondern meint, es sei vor allem Zweck der Strafe, der Begehung von Verbrechen entgegen zu wirken und also den feindlichen Willen zu beugen oder zu brechen, gerät man mit seinen Gedanken in die Enge. Denn da zeigt es sich, daß ein solches Ziel gerade bei dem großen Haufen lumpenhafter Menschen am wenigsten erreicht wird. Zwar wäre es möglich, auch diesen durch Verhängung langer Strafen unbequem zu werden, aber es handelt sich bei ihnen zunächst oft nur um Vergehn, die zwar auf den Hang zu einem schlimmen, ja verbrecherischen Leben deutlich hinweisen, für sich betrachtet aber doch so unbedeutender Art sind, daß der Richter das Gefühl haben würde, gegen das Gebot der Gerechtigkeit zu verstoßen, wollte er aus erzieherischen Gründen auf eine langwierige Strafe erkennen. Und so folgt eine kurze Strafe auf die andre, bis sich endlich die Gelegenheit ergiebt, auch einmal kräftig zuzuschlagen, und dann ist es oft zu spät. So ist denn die Freiheitsstrafe gerade dem Nachwuchs des Berufsverbrechertums gegenüber wenig wirksam. Sie wird nicht gefürchtet, ja sie bedeutet in dieser Welt ungefähr dasselbe, als was die Karzerstrafe in Studentenkreisen gilt, eine Freiheitsentziehung, deren teilhaftig geworden zu sein einem forschen Burschen neues Ansehen verleiht. Dagegen hat die Freiheitsstrafe bei andern die Wirkung, daß sie ihr Leben lang flügellahm herumlaufen und sich von dem erlittnen Schlage nie ganz wieder erholen können, in welchem Zustande sie dann auch nur zu oft den an sie herandringenden Versuchungen unterliegen. Daß endlich die Berufsverbrecher sowie die unter der Herrschaft niederer Triebe oder des Alkohols stehenden Personen auch durch lange Strafen nur selten bekehrt werden, hat die Rückfallsstatistik erwiesen. So kommt Liszt zu der Folgerung: Wenn wir einen Jugendlichen oder einen Erwachsenen, der ein Verbrechen begangen hat, laufen lassen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß er wieder ein Verbrechen begeht, geringer, als wenn wir ihn bestrafen. Das ist nun eine Folgerung, die er mit aller Deutlichkeit als eine Bankrottserklärung der heutigen Strafrechtslehre bezeichnet.

Was soll also geschehn? Soll man aufhören zu strafen? Dazu wird niemand raten können. Oder soll die Freiheitsstrafe durch etwas andres ersetzt werden? Aber durch was? Daß ich keinen Ersatz kenne wäre belanglos, aber auch Liszt vermag kein neues Strafmittel vorzuschlagen. Es sind auch eigentlich nur zwei Strafmittel, die da und dort als Ersatz der Freiheitsstrafe empfohlen werden: die Prügelstrafe und die Deportation. Die Prügelstrafe könnte wohl nur als Ersatz kurzer Freiheitsstrafen in Frage kommen, und zwar müßte als ihr Domi-

nium auch nur das Gebiet der Roheitsdelikte gelten. Zu ihren Gunsten spricht, daß sie billig und dazu schneidig ist, und daß ihr vor allem verliehen zu sein scheint, dem über Roheiten empörten Gemüt eine Genugthuung zu geben, von der es sich befriedigt fühlt. Soweit sie eine Erziehungsstrafe ist und also auf die Erziehungszeit und Erziehungsstätte, Haus und Schule, beschränkt bleibt, wird niemand gegen sie etwas ernstliches einzuwenden haben. Gegen das Prügeln durch irgend ein Organ der Polizei oder des Gerichts erheben sich aber starke Bedenken. Liszt und Frank machen beide dagegen geltend, daß eine solche Strafe jedenfalls zu einer Standesstrafe werden würde. Käme man aber auch um diese Klippe herum, so dürften wir uns jedenfalls nicht der Hoffnung hingeben, daß durch die Prügelstrafe den Roheitsverbrechen gesteuert werden würde. Denn die meisten dieser Verbrechen werden unter dem Einfluß der Alkoholwirkung verübt; sobald aber der Alkohol einmal den Verstand und die Sinne umnebelt hat, verschwindet das drohende Gespenst des Stockes in der Versenkung des sich verdunkelnden Bewußtseins. Über die Deportation habe ich keine eigne Meinung, die meisten andern Menschen wohl auch nicht. Was da für und wider gesagt und geschrieben wird, bewegt sich im allgemeinen auf der Linie des „Sentiments." Soviel ich aber sehe, würde die Deportation nur bei schweren Verbrechen zur Anwendung gelangen können, sodaß die Sache darauf hinausliefe, die Zuchthäuser in entfernte Zonen zu verlegen, wo sie dann unter schwierigen und kostspieligen Verhältnissen ihre Rolle weiterzuspielen hätten. Die Deportation soll aber, wie ich einem im 19. Band der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft abgedruckten Aufsatze des Professors Mittermaier entnehme, erst durch die Verbindung mit sehr verständigen Wohlfahrtseinrichtungen zu einer segensreichen Institution gemacht werden. Da möchte ich mit Mittermaier allerdings auch ausrufen: Wie froh wären wir, wenn nur die Hälfte von dem hier geschähe, was für drüben vorgeschlagen wird!

Unsre Aufgabe scheint also nicht sowohl in dem Aufsuchen neuer Strafmittel als in dem planmäßigen Ausbau und in der verständigen Anwendung des Vorhandnen zu bestehn. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Freiheitsstrafe in allen möglichen Tonarten gepriesen wurde, wo man glaubte, sobald nur etliche Reformen durchgeführt wären, würde sich alles wie mit einem Zauberschlag ändern. Die Einzelhaft, die Gefängnisarbeit, die Besuche der Beamten, Seelsorge, Unterricht, Lektüre, dies und andres fügte sich zusammen zu einem wundervollen, feingeordneten Bau, worin ja wohl niemand ohne Nutzen für sein inneres und äußeres Leben verweilen konnte. Tempi passati! Die grausamen Offenbarungen der Rückfallsstatistik haben den schönen Traum zerstört und den überschäumenden Optimismus in einen düstern Pessimismus umgewandelt, der auch das Gute, das wirklich geleistet worden ist, nicht mehr anerkennen will, und die bescheidnen Erfolge zerpflückt, deren sich die Männer des Strafvollzugs in ihrem ernsten Berufe immer getröstet hatten. Der Fehler bestand darin, daß alle die guten Dinge, mit denen man die Freiheitsstrafe ausgerüstet hatte, nur dann an den Mann zu bringen waren, wenn man ihn eine längere Zeit in Gewalt hatte, sodaß also der rationelle Strafvollzug im wesentlichen auf die Zuchthäuser zugeschnitten war. Hier aber fand man wiederum nicht die Personen, auf die

ſolche Dinge Eindruck zu machen pflegen, oder man fand ſie nur in geringer Zahl, und ſo iſt es denn geſchehn, daß der ausgereifte Verbrecher in ſachgemäße ſtrafrechtliche Behandlung genommen wurde, und dagegen die Perſonen, bei denen ſich der verbrecheriſche Trieb in ſeinen erſten Anfängen zeigte, vorläufig ſich ſelbſt überlaſſen blieben. Es darf uns nicht reuen, daß auch an ſolchen, die nach ihrer ganzen Entwicklung nicht mehr fähig waren, ſich dafür dankbar zu zeigen, pflichtmäßig gehandelt worden iſt, reuen muß es uns aber, daß aus naheliegenden Urſachen die Grundſätze der Strafbehandlung, für deren Durchführung bis ins kleinſte Gefängnis hinein ſeit länger als einem Jahrhundert gekämpft worden iſt, am wenigſten an der Stelle erprobt worden ſind, wo noch am erſten auf Erfolg zu hoffen war, dort, wo das Übel in ſeinen erſten Anfängen erſcheint, und wo ſich das Häkchen krümmt, das ein Haken werden will. Die rückſtändige Beſchaffenheit vieler kleiner Gefängniſſe, die mancherlei Schäden auch in den größern Anſtalten, und dazu die der Freiheitsſtrafe nun einmal anhaftenden Mängel werden alſo nicht ohne Einfluß auf die Abgabe des Lisztſchen Urteils geweſen ſein. Aber es iſt ſicherlich nicht Liszts Meinung, daß das, was unter der Führung hervorragender Männer im Gefängnisweſen geleiſtet worden iſt, die viele treue und mühſame Arbeit zur ſittlichen Hebung der Gefangnen gering zu achten ſei. Allerdings räumt er der Strafenvollziehung nur einen geringen Einfluß auf die Geſtaltung der Kriminalität ein, da ihm mit Recht die Strafe nur eins unter vielen Mitteln iſt, das Verbrechen zu bekämpfen, jedoch

Nicht ein Hauch iſt ſo gering,
Auf dem Waſſer Ring an Ring
Wird durch ihn geboren.

Auch ſo wird es freilich nicht gelingen, das Verbrechen ganz aus der Welt der Erſcheinungen zu beſeitigen, nur wer den Menſchen lediglich als Produkt anſieht, als das Fazit wirtſchaftlicher und geſellſchaftlicher Verhältniſſe, könnte ſich etwa mit der Hoffnung täuſchen, daß mit der Umwandlung dieſer Verhältniſſe zu irgend einem idealen Weltbild auch der Menſch edel und gut werden würde. Wer aber der Anſicht iſt, es müſſe für die Individualität der einzelnen Seele ein beträchtlicher Raum freigelaſſen werden, der iſt darauf gefaßt, daß die Menſchennatur allerlei unerwartete Sprünge macht und die klügſten Berechnungen nur allzu oft über den Haufen wirft, indem ſich aus höchſt normalen Verhältniſſen ſehr verbrecheriſche, aus höchſt anormalen Verhältniſſen dagegen zuweilen ganz vortreffliche Menſchen entwickeln. Da alſo das Verbrechen nie beſeitigt werden kann, wird auch die Strafe niemals entbehrlich werden, und ſie wird auch wohl keine andre Geſtalt als bisher annehmen können. Nur wird verlangt werden müſſen, daß ſie in einer Weiſe vollzogen wird, in der ſie in jedem Falle als wirkliche Strafe, die auf Beſſerung zielt, empfunden wird, womit geſagt ſein ſoll: ſie muß Eigenſchaften erhalten, durch die ſie auch auf ſolche Menſchen Eindruck macht, die nicht mehr fühlen, was beſſern Menſchen ſchon Strafe genug iſt. Und es muß verſucht werden, die ihr innewohnenden ſchändenden und alſo verderblichen Eigenſchaften abzuſchwächen, was durch die Verbindung eines geläuterten Strafvollzugs mit vor-

beugender Fürsorge für die Zukunft am besten erreicht werden könnte. Also Schonung den Ungefährlichen, Hilfe den Hilfsbedürftigen, Erziehung denen, die in Unwissenheit, Ehrlosigkeit und Roheit aufwachsen, aber rücksichtsloses Vorgehn gegen die eigentlichen Schmarotzer, das wäre etwa die Losung für die weitere Führung des Kampfes.

Wird nun die Frage gestellt, wie etwa der Kampf gegen das Verbrechen, soweit die Strafe in Betracht kommt, wirksamer geführt werden könne, so wird die Antwort wohl lauten müssen: Wir müssen die ganze Wucht der Staatsgewalt gegen das gewerbsmäßige Verbrechertum und die mit ihm zusammenhängenden sozialen Schichten lenken, also gegen die Welt, in der das Verbrechen nicht mehr etwas Außergewöhnliches ist, sondern, mit Mephistopheles zu reden, herkömmliche Gewohnheit, altes Recht.

Wie heutzutage die ärztliche Kunst ihre Aufgabe nicht damit beendet sieht, daß sie für den erkrankten Menschen allerlei Tropfen und Pillen bereit hält, sondern vor allem bemüht ist, durch hygienische Einrichtungen die Vermehrung der Ansteckungskeime zu hindern und etwa vorhandne Krankheitsherde zu isolieren, so werden wir wohl auch bei der Bekämpfung der moralischen Seuche ähnliche Wege nicht ohne Nutzen für die Sache einschlagen. Das neue Fürsorgeerziehungsgesetz kann sogar als ein erster, kräftiger Schritt auf den neuen Weg hinaus gelten. Denn es bietet die Möglichkeit, solche jungen Menschen, die in dringender Gefahr stehn, durch ihre Umgebung oder in ihrer Umgebung zu verderben, in gesunde Erziehungsverhältnisse zu bringen und sie für eine ganze Reihe von Jahren in staatliche Obhut zu nehmen. Ganz in der Richtung dieses Gesetzes liegt es nun, auch den ausgereiften Formen des Verbrechertums eine ähnliche Aufmerksamkeit zu erweisen. So stellt denn auch Liszt als Hauptforderung des von ihm und seinen Freunden aufgestellten kriminalpolitischen Programms die beiden Punkte auf: Erziehende Behandlung der Besserungsfähigen, Sicherung der Gesellschaft gegenüber den unverbesserlichen und gemeingefährlichen Verbrechern, das heißt langzeitige oder dauernde Einsperrung dieser Verbrecher. Es wird wohl noch lange währen, bis der zweite Teil des Programms, so wie er gedacht worden ist, zur Ausführung gelangt, vorläufig scheidet er noch für viele als überhaupt nicht diskutierbar aus, andre belächeln ihn als Lisztsche Zukunftsmusik. Aber vielleicht erleben wir es doch noch, daß sich auch die feinsten und zartesten Ohren daran gewöhnen, wie ja manche Dinge lange als ganz unmöglich zurückgewiesen und in diesem Sinne immer und immer wieder erörtert werden, bis sie eines schönen Tages, ohne daß einer recht weiß, wie es gekommen ist, da sind.

Da sowohl bei der Fürsorgeerziehung wie bei der noch in nebelhafter Ferne auftauchenden Sicherheitsstrafe weniger die verbrecherische That als die Gesinnung, aus der diese That entspringt, berücksichtigt werden soll, so würden wir hiermit über die Grenzen der eigentlichen Strafe hinausgedrängt werden. Über diese Grenze weisen uns aber die Anregungen der Kriminalstatistik überhaupt hinaus. Wenn wir z. B. sehen, daß hauptsächlich die Gruppe der Roheitsvergehn, deren Zusammenhang mit der Alkoholwirkung außer allem Zweifel steht, in der Zunahme begriffen ist, so liegt darin doch wohl eine

ernste und eindringliche Mahnung, gegen den Alkoholmißbrauch energisch vorzugehn. Gelänge es, einige der in überreichlicher Fülle vorhandnen Alkoholquellen zu verschütten, so würden sich dafür sicherlich Quellen des Wohlstands und häuslichen Glücks erschließen, sodaß also auch der Begehung von Eigentumsvergehn kräftig entgegengewirkt wäre. Es geht nun freilich nicht an, alle Reize zum Schlimmen zu unterbinden, und eine Legalität, die bloß deshalb existiert, weil eben die Gelegenheit, über die Stränge zu schlagen, nicht vorhanden ist, wäre auch von zweifelhaftem Werte. So werden wir also nicht jedes Streichholz, mit dem jemand ein Haus anzünden könnte, zu vernichten, jeden Stein, über den jemand stolpern könnte, aus dem Wege zu räumen, und die Spindel aus dem Lande zu verbannen haben, sondern unser Ziel wird sein, einen gesunden, starken und edeln Geist im Volke groß zu ziehn, der fröhlich sein kann, ohne roh zu werden, der Armut erleidet, ohne zu verlumpen, der durch notvolle Zeiten schreitet, ohne sich zur Unehrlichkeit zu neigen. Und da kenne ich wenigstens keine Quelle, aus der dieser gesunde und edle Geist so lauter und goldklar fließt, als das Evangelium.

# Catholica

Von Joseph Mayer

## 7. Die Hochschule des Propagandakollegiums

Das Collegium Urbanum de propaganda fide ist als Erziehungsanstalt im Jahre 1627 von Urban VIII. — von dem das Kolleg auch seinen Namen erhalten hat — gegründet worden. Die wissenschaftliche Ausbildung der dort aufgenommnen Zöglinge hatte zu Beginn unter nicht geringen Schwierigkeiten zu leiden, weil die Alumnen aus allen Missionsländern dort zusammengeführt wurden, die Vorbildung der einzelnen sehr verschieden und häufig mangelhaft war, und so ein einheitlicher Lehrplan nur mit Mühe nach und nach aufgestellt werden konnte.

Die Anstalt war von Anfang an als eine gedacht, in der junge Leute aus den verschiedensten Missionsgebieten zu Missionaren ausgebildet werden sollten, soweit für ihr Land kein besondres nationales Kolleg in Rom bestand. Wenn man bedenkt, daß heute nur nationale Anstalten für die Griechen, Ruthenen, Schotten, Engländer, Iren, Armenier, Kanadier und Maroniten bestehn — soweit nämlich das Reich der Propagandakongregation in Frage kommt —, so begreift man, daß die Zusammensetzung der Schar der Alumnen in der Propaganda sehr bunt ist, daß alle Sprachen und alle Hautfarben vertreten sind, und wohl kaum eine andre Anstalt gefunden werden kann, die einen so internationalen Charakter trägt. Das wird am klarsten am Festtage der heiligen drei Könige (6. Januar), wo das heute noch — wenn auch nicht regel-

mäßig — abgehaltne Sprachenfest des Kollegiums zahlreiche hohe Gäste in seinen Mauern vereinigt.

Mit Rücksicht auf die nicht immer vollendeten Gymnasialstudien der neuangekommnen Zöglinge aus fremden Weltteilen sind von alters her die Unterrichtsfächer der Hochschule soweit rückwärts ausgedehnt worden, daß etwaige Lücken in der Vorbildung in der Anstalt selbst durch Erteilung von Unterricht in den Humaniora ausgefüllt werden konnten. Demgemäß besteht die Unterrichtsanstalt der Propaganda aus den scholae litterarum et grammaticae, in denen Rhetorik, Lateinisch, Griechisch und die üblichen Nebenfächer gelehrt werden, und aus dem Hochschulunterricht.

Die Hochschule besteht aus der facultas theologica, der facultas philosophica und den scholae linguarum. In der Theologie sind folgende Fächer vertreten: Bibelstudium, Dogmatik, Lehre von den Sakramenten, loci theologici, Moral, Kirchengeschichte, Liturgik, kanonisches Recht und Archäologie. Die Zahl der Professoren entspricht der Zahl der genannten Lehrgegenstände. Die philosophische Fakultät hat fünf Professoren, die Metaphysik, Logik, Ethik, Physik, Chemie und Mathematik vortragen. Die Abteilung für Sprachen umfaßt, bei einem Professorenkollegium von fünf Lehrern, die hebräische, chaldäische, arabische, syrische, armenische und griechische Sprache. Das Chinesische wird zur Zeit nicht gelehrt.

Die Anstalt kann alle akademischen Grade in den beiden Fakultäten erteilen, wovon fleißig Gebrauch gemacht wird. Die Bedingungen zur Erlangung dieser Würden sind wie an der Gregoriana und am Apollinare. Auf die Auswahl der Lehrkräfte wird mit Recht großes Gewicht gelegt, sodaß die Katheder gegenwärtig mit tüchtigen Professoren besetzt sind. Sieht man von zwei Professoren aus dem Servitenorden und einem Laien (christliche Archäologie) ab, so sind sämtliche Lehrer Weltgeistliche.

Der Vorstand der Studienanstalt und das Rektorat des Kollegiums ruht in einer Hand; die eigentliche Leitung des Unterrichts wird von einem Studienpräfekten besorgt. Für die Ausdehnung des Schuljahres und den technischen Betrieb der Studien ist dasselbe zutreffend, was ich früher bei der gregorianischen Universität erwähnt habe.

Im Grunde genommen sollten bloß die Zöglinge des Collegium Urbanum die Hörer ausmachen. Da aber besondre Umstände die Zulassung der Zöglinge andrer Kollegien wünschenswert oder notwendig zu machen schienen, so wurden die Hörsäle nach und nach ausgedehnt, auch mehreremal verlegt, sodaß sie dem Andrang genügen konnten, und heute neben den 110 Propagandisten viele hunderte andrer junger Kleriker die Vorlesungen besuchen. Zur Zeit entsenden folgende Anstalten ihre Zöglinge in die Propagandavorlesungen: das Seminar der Apostel Petrus und Paulus für die auswärtigen Missionen, das griechische, ruthenische, irische, nordamerikanische, armenische, böhmische, kanadische und maronitische Kolleg. Da jede Anstalt für die Kleidung ihrer Zöglinge eine besondre Farbe des Stoffes oder einen buntfarbigen Gürtel zum schwarzen Talar vorgesehen hat, so ist der Anblick eines dichtbesetzten Hörsaals sehr interessant und merkwürdig.

Die oberste Aufsicht über die Hochschule übt der Generalpräfekt der Propaganda, der für die Erledigung der Arbeiten seinen Generalsekretär deputiert. Die Fakultäten selbst genießen keinerlei Selbstbestimmungsrecht, weder in Fragen des Unterrichts, noch der Disziplin. Infolgedessen giebt es auch keine Fakultätswürden und Fakultätsorgane, keine Fakultätssitzungen und keine ähnlichen mit dieser Einrichtung verknüpften Dinge.

Ein wichtiger Punkt im Unterricht der Propaganda ist die praktische Liturgik. Für die Lateiner hat das keine besondre Bedeutung, wohl aber für die Orientalen. Fast immer sind Vertreter des armenischen, koptischen (mit zwei Unterabteilungen), griechischen (mit sechs) und syrischen (mit vier Unterabteilungen) Ritus im Kolleg. Sie müssen nicht nur in der für sie maßgebenden liturgischen Sprache (für das Breviergebet und den Altardienst), sondern auch in dem komplizierten Ritus auf das eingehendste unterrichtet und bei der Beendigung ihrer Studien mit den Feierlichkeiten ihres Ritus zu Priestern geweiht werden. Um diesen Bedürfnissen zu genügen, werden die amtlichen Vertreter der orientalischen Patriarchen bei der Kurie herangezogen, die, damit sie die Priesterweihe erteilen können, fast ausnahmelos zu Titularbischöfen befördert werden, wenn nicht schon ein andrer episcopus consecrans et ordinans desselben Ritus in Rom weilt. Während für die Lateiner, wie in jedem Seminar, ein allgemeiner Unterricht in diesen Dingen erteilt wird, ist er für die Orientalen privater Natur.

Des weitern ist zu bemerken, daß sich für die Kleriker der orientalischen Riten, die im Propagandakolleg erzogen werden, der Cölibat von selbst einstellt, indem sie keine Gelegenheit haben, sich während des tempus utile zu verheiraten. Es ist ja bekannt, daß die unierten orientalischen Riten, ebensowie die schismatischen, die Priesterehe beibehalten haben. In den orientalischen Diözesanseminarien werden darum die jungen Leute vor dem Empfange der Subdiakonatsweihe beurlaubt, damit sie sich verheiraten können. Ist das geschehn, so lassen sie die Frau im elterlichen Hause und kehren ins Seminar zurück, um ihre Studien zu beendigen und die Weihen des Subdiakonats, des Diakonats und der Priestertums zu empfangen. In den nationalen Kollegien der Griechen, Ruthenen, Maroniten und Armenier ist übrigens in vielen Fällen dasselbe der Fall, doch kehren auch manche der jungen Leute rechtzeitig in die Heimat zurück, daß sie heiraten können. An sich ist es durchaus im Interesse dieser Riten gelegen, immer eine bestimmte Zahl unverheirateter Priester zu haben, da diese ganz anders und viel thatkräftiger zu wirken imstande sind, als die durch Familiensorgen beschwerten Confratres.

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß dem Unterrichtsplane der Propagandahochschule keinerlei Vorlesungen einverleibt worden sind, die in direkter Beziehung zum Missionsberufe stehn. Die Thatsache allein, daß nur Studenten aus Ländern, die als Missionsgebiete unter der Propaganda stehn, die Vorlesungen besuchen, sollte darauf führen, das eine oder das andre entsprechende Kolleg einzuschalten. Dahin wäre vor allem zu rechnen ein kirchengeschichtlicher Unterricht unter besondrer Betonung der Missionierung des Erdkreises in den verschiednen Jahrhunderten. Des weitern müßten umfassende vergleichende Aus-

führungen über die Missionsmethode bei Katholiken und Nichtkatholiken unter reichlicher Verwendung von zuverlässigen Zahlenangaben eingeschaltet werden. Endlich fehlt jegliche Unterweisung in der so wichtigen Wissenschaft der historischen Geographie und ihrer Bedeutung für die Missionsgeschichte. Dadurch, daß sich die Propagandahochschule im Lehrplan in nichts von andern geistlichen Lehranstalten unterscheidet, fehlt ihr das eigentümliche Gepräge, das sie vor allen andern Hochschulen der Welt auszeichnen müßte: die besondre Rücksicht auf den zukünftigen Missionsberuf sämtlicher Hörer, ausgedrückt durch eine Reihe von Sondervorlesungen und sonstige Einrichtungen im allgemeinen Unterrichtsplan.

Sollte jemand einwenden, daß es für die Kanadier, die Irländer und einige andern nicht von besonderm Interesse sein könnte, derartige Vorträge anzuhören, so antworte ich, daß sich eine solche Minderheit der überwiegenden Mehrheit unterzuordnen hätte. Im übrigen ist die Anstalt doch auch zunächst für die Zöglinge des Collegium Urbanum da, und die Bedürfnisse dieses Kollegs sollten maßgebend sein. Es muß bezweifelt werden, daß derartige Forderungen bald ihre Erfüllung sehen werden, da in Italien das Verständnis für solche modernere Auffassungen noch recht wenig entwickelt ist, und infolgedessen die Kräfte zur Ausführung dieser oder ähnlicher Pläne nicht vorhanden sind.

Das Kollegium des heiligen Thomas von Aquin ist die vierte päpstliche Anstalt, an der man die akademischen Grade in der Philosophie, der Theologie und dem kanonischen Recht erwerben kann, die Zentralanstalt der Dominikaner der römischen Provinz. Beinahe 150 Jahre bestand diese Hochschule (1577 bis 1720), bevor auch Weltkleriker zum Studium zugelassen wurden. Als das aber geschehn war, erhielten die Dominikanerprofessoren 1727 auch das Recht, die Säkularpriester in der Theologie rite zu promovieren. Im Jahre 1882 folgte die Erweiterung dieses Rechtes auf die Philosophie und 1891 auf das kanonische Recht.

Es wird mir mitgeteilt, daß die Examina dort ziemlich leicht seien, woraus folgt, daß auch in Rom dieser Doktorhut eigentlich noch etwas geringer bewertet wird. Man kann in der That begreifen, daß die Hospitanten in den Vorlesungen für Dominikanernovizen keinen großen Anspruch auf besondre Beachtung erheben können, wenngleich man ihnen zuliebe in den philosophischen Kurs einige Vorlesungen eingeschaltet hat. Ob nicht eine straffere Organisation dieser Anstalt, das Verlangen nach etwas strengern Anforderungen an die Hospitanten und die schwierigere Gewährung von Ausnahmen aller Art hier sehr viel Gutes stiften würde?

Die Lehranstalt des vatikanischen Seminars hat seit zwanzig Jahren neben den Elementar- und Gymnasialklassen auch einen philosophischen und einen theologischen Kurs. Hier wird der für den Dienst an der Riesenbasilika von St. Peter nötige Klerus erzogen und ausgebildet. Einzelne in der Nähe liegende Noviziate oder Anstalten andrer Art senden auch eine kleinere Zahl von Studenten in die Vorlesungen. Ob es wohl einem wirklichen Bedürfnis entsprach, einer solchen Anstalt das Recht zu geben, den theologischen Doktorhut zu erteilen? Es kann das billig bezweifelt werden, obgleich man

neuerdings auch den Unterricht im Hebräischen, in der christlichen Archäologie, Liturgik, Apologetik und in den Institutionen des kanonischen Rechts angefügt hat. Einige Professoren müssen als untergeordnete Lehrer bezeichnet werden. Auf der andern Seite muß betont werden, daß das Seminar schon ein hohes Alter aufzuweisen hat, und daß eigentlich Leo XIII. es war, der das seit 1536 bestehende Seminar vor dem drohenden Untergang bewahrt hat. Die heutige, verhältnismäßig große Blüte der Anstalt ist Leos Werk, und seine Vorliebe hat ihren Ausdruck in reichen Zuwendungen und dem Recht der Promotion in der Theologie gefunden.

* * *

Sehen wir von den zahlreichen privaten philosophisch-theologischen Lehranstalten ab, die nur den Angehörigen des betreffenden Ordens offen stehn, so zählt Rom fünf öffentliche Hochschulen, an denen Regular- oder Säkularkleriker theologischen, philosophischen und juristischen Studien obliegen können. An erster Stelle haben wir die gregorianische Universität, an zweiter die Hochschule des römischen Seminars und endlich die vorstehend genannten drei Lehranstalten. Auch der Thatsache gegenüber, daß an diesen verschiednen Anstalten zusammengenommen ungefähr durchschnittlich 2000 junge Säkularkleriker studieren, erscheint dem Unbefangnen die Zahl von fünf Hochschulen zu groß. Die Einheit im Lehrplan ist nur ganz allgemein, wie auch nie eine private Verständigung der Studienrektoren geschieht. Eine große Zersplitterung der Kräfte kann nicht ausbleiben, und die Erfahrung hat gelehrt, daß nichts heilsamer und notwendiger wäre, als ein geordneter, die systematische Theologie entsprechend berücksichtigender Arbeitsplan. Es herrschen manche Willkürlichkeiten an einzelnen Stellen, ohne daß die vorgesetzte Behörde — die congregatio studiorum — jedesmal davon Kenntnis genommen hätte. Es bliebe allerdings noch festzustellen, ob diese Kongregation in die gregorianische Universität oder die andern Anstalten und ihre Verwaltung irgend etwas hineinzureden hätte.

Prinzipiell stehn alle höhern katholischen Anstalten unter der Studienkongregation, praktisch dagegen ist ihr Wirkungskreis verhältnismäßig eng. Sieht man von den bischöflichen Seminarien ab, so hat sie Macht über alle sogenannten freien Anstalten, d. h. die, die der selbständigen Initiative der Katholiken ihr Dasein verdanken und keinen Anspruch auf staatliche Unterstützung erheben und nur ein allgemeines Aufsichtsrecht des Staates zulassen. Mit Rücksicht auf die Schulgesetzgebung der meisten modernen Staaten ist die Errichtung solcher freien Universitäten häufig gar nicht möglich. Dort, wo sie durchführbar war und ist, wie in Belgien, Frankreich, den Vereinigten Staaten von Nordamerika usw., sind solche Anstalten errichtet worden. Der Lauf der Dinge pflegt nun der zu sein, daß die Kongregation bei der Gründung solcher Hochschulen stark in Anspruch genommen werden muß, daß aber diese Anstalten vermöge ihrer festen Statuten bald der Hand der Kongregation entgleiten, daß sie dann unter den lokalen Vorständen stehn und nur in seltnen Fällen mit irgendwelchen Wünschen an die römische Behörde wieder heran-

treten. An ſich iſt dieſes Verhältnis ja auch das richtige, da es nicht dem Intereſſe einer den Landesbedürfniſſen angepaßten Anſtalt entſprechen kann, wenn von Rom aus beſtändig hineinregiert würde, wozu übrigens in weiſer Mäßigung auch keine Neigung bei der Kongregation vorliegt.

Bei den römiſchen Anſtalten iſt das nun eine hiervon durchaus verſchiedne Sache. Hier wäre eine ſtraffere einheitliche Leitung vielleicht durchaus am Platze. Ob ſie möglich iſt, und nicht vielmehr durch alle Arten von Selbſtändigkeitsprivilegien illuſoriſch gemacht wird, vermag ich nicht zu entſcheiden. Thatſache iſt, daß in Rom Promotionsrechte an römiſche Anſtalten mit einer Leichtigkeit verliehen werden, die in dem auffälligſten Gegenſatz zu den nur ſehr ſchwer überwindlichen Schwierigkeiten ſteht, die erhoben werden, wenn es ſich um ausländiſche biſchöfliche oder freie Anſtalten und theologiſche Fakultäten an Staatshochſchulen handelt. In den letzten zwanzig Jahren ſind, von den eigentlichen Univerſitäten Waſhington und Freiburg in der Schweiz, ſowie den theologiſchen Fakultäten von Breslau und Bonn abgeſehen, nur vier Fälle ſolcher Verleihungen in Italien, Spanien, Mexiko und den Vereinigten Staaten bekannt geworden. Das Mailänder Privileg iſt übrigens nur auf Widerruf bewilligt worden. Immerhin mögen noch einzelne ſonſtige Promotionsprivilegien gewährt worden ſein, die ich nicht kenne; das würde aber die Benachteiligung der ganzen katholiſchen Welt den römiſchen Anſtalten gegenüber nicht aufheben.

# Dohna und die Dohnaiſche Fehde

Von H. Ermiſch

Das ſächſiſche Städtchen Dohna hat am 19. Juni dieſes Jahres die fünfhundertjährige Wiederkehr des Tages erlebt, an dem es dauernd unter die Herrſchaft des Hauſes Wettin gekommen iſt. Die Feier dieſes Gedenktages, die verſchoben werden mußte, weil ihn der Tod unſers geliebten Königs zu einen Trauertage gemacht hat, iſt nicht allein deswegen vollkommen begründet, weil — eine Seltenheit in unſrer jubiläumsfrohen Zeit — das Datum des Ereigniſſes geſchichtlich vollkommen feſtſteht; ſie verdient auch darum in weitern Kreiſen beachtet zu werden, weil ſie an ein Ereignis von großer Bedeutung für die Geſchichte Sachſens erinnert, deſſen Verlauf nicht ohne ein gewiſſes dramatiſches Intereſſe iſt.

Unter den Seitenthälern, die von der Elbe her zu den Höhen des Erzgebirges führen, iſt eines der lieblichſten das Thal der Müglitz. Der lauſchigen Einſamkeit, die es einſt auszeichnete, hat freilich längſt die durch die reichen Waſſerkräfte des Flüßchens angelockte Induſtrie ein Ende gemacht; zumal da ſeit 1890 eine vielbefahrne Kleinbahn das Thal auch dem bequemern Touriſten erſchloſſen hat, wird es jährlich von Tauſenden beſucht, und manche reizvolle Sommerfriſche lockt zu längerm Verweilen. Doch auch ſchon vor einem Jahr-

tausend diente das Thal der Müglitz, wenigstens in seinem untern Laufe, dem Verkehr; wohl die älteste Straße, die aus dem bergumwallten Böhmerlande in die meißnische Elbniederung führte und so eine der Verbindungen zwischen dem Norden und Osten Deutschlands und dem Süden herstellte, überschritt das Erzgebirge bei Kulm und scheint dann auf der Höhe über Fürstenwalde, Breitenau, Börnersdorf, Liebstadt und unter Benutzung des Seidnitzthals nach Burkhardtswalde gegangen zu sein; von hier stieg sie hinab ins Müglitzthal und erreichte kurz vor der Mündung der Müglitz das breite Elbthal. Um diesen Ausgangspunkt, den letzten Paß, der aus den Vorbergen des Erzgebirges in die Ebne führt, zu sichern, entstand hier in grauer Vorzeit das Schloß Donin, vermutlich eine der vielen Burganlagen der sächsischen Kaiser. Seine erste geschichtliche Erwähnung fällt in das Jahr 1040; nach dem Bericht eines zeitgenössischen Schriftstellers vereinigte sich hier der sächsische Heerbann, den Markgraf Ekkehard II. von Meißen dem von Süden her gegen den Böhmenkönig vorgehenden deutschen König Heinrich III. zuführen sollte, mit den Truppen des Erzbischofs Bardo von Mainz.

Die Lage der Burg machte es begreiflich, wenn sie wie die ganze sie umgebende Landschaft, der Gau Nisani, wo Dohna einst vielleicht eine ähnlich beherrschende Stellung zugedacht war, wie sie die Burg Meißen im Nachbargau Dalaminzi einnahm, jahrhundertelang ein Gegenstand des Wettbewerbs war zwischen den Beherrschern der Mark Meißen und des Böhmerlandes. Wir müssen darauf verzichten, an dieser Stelle die vielfach dunkeln Vorgänge im einzelnen zu verfolgen. Seit im Jahre 1076 König Heinrich IV. dem Herzog Wratislaw von Böhmen die Mark Meißen verlieh, erscheinen wenigstens im Gau Nisani die Fürsten als Landesherren bis etwa zur Mitte des zwölften Jahrhunderts; seitdem aber schalteten hier die Wettiner, die im Anfang des dreizehnten auch als Pfandbesitzer der noch immer reichsunmittelbaren Burg Dohna genannt werden. Diese selbst und die dazu gehörige Herrschaft war um 1150 einem osterländischen Dynasten, dem Heinricus de Rotowa, übertragen worden, dem Stammvater des noch heute blühenden Hauses der Burggrafen von Dohna. Mit dem Sinken der staufischen Macht verschwinden die Beziehungen der Burg zum Reiche. Aber auch über das Haus der Wettiner kamen nach den glänzenden Tagen Heinrichs des Erlauchten Zeiten des Verfalls und der Verwirrung, und so geschah es, daß gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts wieder der böhmische Nachbar in unsrer Gegend die Oberhand bekam: Markgraf Friedrich Clem, der Herr von Dresden, nahm 1289 sein ganzes Gebiet von der Krone Böhmen zu Lehen, der Bischof von Meißen, der eine ihrer Entstehung nach recht dunkle Oberlehnsherrlichkeit über Dresden, Pirna und Umgegend ausübte, und der 1291 auch den unmittelbaren Besitz von Stadt und Schloß Pirna erworben hatte, verkaufte Pirna an König Wenzel, und länger als ein Jahrhundert ist dann Pirna eine böhmische Stadt geblieben.

Auch über Dohna nahm der Böhmenkönig die Lehnshoheit in Anspruch; namentlich Karl IV., der staatskluge Luxemburger, der seit 1334 anfänglich für seinen Vater Johann, dann selbständig über Böhmen herrschte, wußte diese Lehnshoheit kräftig geltend zu machen. Andrerseits freilich hielten auch Friedrich

der Freidige von Meißen und seine Nachfolger, unter denen sich die Machtstellung der Wettiner wieder bedeutend hob, an ihren Rechten den Burggrafen gegenüber fest und wußten sie durch die Übertragung von manchen Lehen, unter denen wir nur die Stadt Dippoldiswalde (1366) nennen, an sich zu fesseln. Die Burggrafen nahmen so eine Doppelstellung ein, die sie klug zur Stärkung ihrer Macht und ihrer Selbständigkeit zu benutzen verstanden; es war ein weites Gebiet zwischen Elbe, Weißeritz, Müglitz und dem Erzgebirge, das ihnen unter den mannigfachsten Rechtstiteln gehörte. In den Verträgen, die im Jahr 1372 zu Pirna Karl IV. und die wettinischen Brüder Friedrich, Balthasar und Wilhelm abschlossen, wurde anerkannt, daß die Burggrafen das „eine Schloß" Dohna von Böhmen, die „andre Feste" von Meißen zu Lehen trugen. Die Burg zerfiel also, wie so manche Schlösser jener Zeit, in zwei gesonderte Teile unter verschiednen Lehnsherren. Nach spätern Nachrichten war die gesamte Burggrafschaft zu zwei Dritteln böhmisches, zu einem Drittel meißnisches Lehen.

Es waren das Verhältnisse, wie sie im Mittelalter nicht selten vorkamen; sie tragen viel dazu bei, wenn dem oberflächlichen Beobachter diese Zeit als eine Kette wüster Fehden erscheint, denn sie enthalten die Keime zahlloser Verwicklungen. Hier nun handelte es sich um wichtige Landesinteressen. Gerade in der Zeit der Bildung des Territorialstaats war der Besitz des Grenzgebiets zwischen Böhmen und der Mark Meißen von höchster strategischer wie wirtschaftlicher Bedeutung; durch ihn war sowohl der freie Verkehr auf der Elbe, dieser vornehmsten Handelsstraße des Landes, als die Beherrschung des Landweges nach Böhmen bestimmt. Ein solches Gebiet in den Händen eines Dynastengeschlechts zu lassen, das sich durch eine schlaue Schaukelpolitik beiden Mächten gegenüber eine fast unabhängige Stellung zu wahren wußte und niemals als zuverlässig gelten durfte, war einem thatkräftigen und weitschauenden Fürsten unmöglich. Und ein solcher Fürst herrschte damals in den meißnischen Landen: Markgraf Wilhelm I., der Einäugige. Er hatte sich nach dem Tode seines ältern Bruders, des Markgrafen Friedrich des Strengen, mit seinem Bruder Balthasar und seinen Neffen Friedrich IV. (später der Streitbare genannt), Wilhelm II. und Georg nach der für Sachsen so verhängnisvollen Sitte der Zeit in den reichen Gesamtbesitz des Hauses geteilt (1382); dabei war ihm die eigentliche Mark Meißen und damit die Pflicht des Grenzschutzes gegen Böhmen zugefallen. Die Zeit, klare Verhältnisse statt der unklaren zu schaffen, konnte nicht günstiger sein; denn wie auf dem deutschen Königsthrone so war auch in Böhmen 1378 auf Karl IV. in seinem Sohne Wenzel ein sehr unähnlicher Erbe gefolgt, der weder hier noch dort auf den von seinem Vater eingeschlagnen Bahnen weiter zu wandeln imstande war, sondern bald in verderbliche Wirren geriet.

An einem Anlaß zum Vorgehn gegen die Burggrafen sollte es nicht lange fehlen. Auf der Burg Dohna saß damals der hochbetagte Burggraf Otto Heyde II. Von seinen vier Söhnen Otto Heyde III., Jeschke, Otto Mul und Jan war ohne Zweifel der zweite, Jeschke, der begabteste und temperamentvollste. Jeschke geriet bei einem festlichen Tanz in Dresden mit einem meißnischen Edelmann aus dem Geschlechte Körbitz in Streit; dieser stellte dem Burggrafen ein Bein, worauf Jeschke ihn „aufs Maul schlug." Spätere Chronisten,

die mit großer Vorliebe diese Szene bei dem „Adelstanz" in Dresden darstellten, wissen noch allerhand Einzelheiten zu berichten; nach ihnen war die Ursache des Streits, daß sich der galante Burggraf Jeschke mit der schönen Gattin des Rützschel von Körbitz beim Tanze „etwas zu gemein gemacht haben mochte." Wenn man freilich ein Wandgemälde, das früher in einem Gute zu Gorknitz gewesen ist, als Beweis für die Richtigkeit dieser Überlieferung geführt, so ist dazu zu bemerken, daß man dieses Bild nach den Kostümen frühestens ins sechzehnte Jahrhundert setzen muß. Wichtiger als die Frage, welche Rolle die Dame in dem Handel gespielt hat, ist die, in welche Zeit er gehört. Die gewöhnliche Angabe, die das Jahr 1401 oder 1402 nennt, ist unrichtig; vielmehr spricht alles dafür, daß die folgenreiche Ohrfeige schon in den ersten Monaten des Jahres 1385 versetzt worden ist. Die schwerbeleidigte Familie Körbitz rächte sich alsbald. Als am 16. April 1385 der alte Burggraf die Taufe eines Enkels mit einem großen Feste auf der Burg feierte, überfiel nächtlicherweise Hans von Körbitz, vielleicht ein Bruder des Rützschel, das Schloß, nahm den Burggrafen Otto Heyde und seinen gleichnamigen Sohn gefangen und zog mit vieler Beute ab; der, auf den es eigentlich abgesehen war, Jeschke, rettete sich in den Turm, und diesen vermochten die Angreifer nicht zu nehmen. Der alte Burggraf starb nicht lange nachher in der Gefangenschaft, während sein Sohn bald darauf wieder in Freiheit war.

Viele Jahre vergehn, ohne daß wir hören, in welcher Weise die Burggrafen diesen verwegnen Überfall vergolten haben. Wohl dauerte vermutlich die Fehde zwischen den beiden Familien fort, aber einerseits mögen Erbschaftsstreitigkeiten zwischen den vier Dohnaschen Brüdern, die erst im Jahre 1394 durch Dreiteilung der Burg und Herrschaft ihr Ende fanden, einen nachdrücklichen Angriff auf die Körbitze verhindert haben; andrerseits aber bestimmten den Markgrafen Wilhelm, der als Lehensherr beider Parteien wohl zum Eingreifen berufen war, und der gewiß diese Gelegenheit zur Demütigung des stolzen Burggrafengeschlechts mit Freuden begrüßte, wichtige politische Gründe zum Abwarten.

Es lag auf der Hand, daß die Burggrafen gegen einen Angriff des einen ihrer Lehnsherren bei dem andern Schutz suchten, und daß dieser bei den wichtigen Interessen, die auch für ihn auf dem Spiele standen, diesen Schutz nicht versagen würde. Ein energisches Vorgehn des Markgrafen mußte also aller Wahrscheinlichkeit nach einen Zusammenstoß mit dem Böhmenkönig zur Folge haben. Nun hatte während der Regierung Karls IV. trotz mancher Eingriffe dieses ebenso geschickten als eigennützigen Politikers in die Rechte der Wettiner doch, abgesehen von wenigen Zwischenfällen, immer ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Böhmen und Meißen bestanden; viel hatten dazu die persönlichen Beziehungen Markgraf Wilhelms zu Karl beigetragen, da der Markgraf seine Jugendzeit zum Teil am Hofe des Königs verlebt hatte und später zu dessen vertrauten Ratgebern gehörte. Das war freilich nach Karls Tode anders geworden, da Wenzel gleich von vornherein durch den Bruch des Verlöbnisses seiner Schwester Anna mit dem jungen Markgrafen Friedrich IV. und deren Vermählung mit König Richard II. von England die Wettiner schwer beleidigt hatte; auch an mannigfachen Grenz-

streitigkeiten, die zuweilen zu offner Fehde führten, fehlte es nicht. Immerhin aber war die Macht des Königs noch zu groß, als daß der Markgraf, ein gelehriger Schüler des vorsichtigen Diplomaten Karl, einen ernstlichen Kampf hätte wagen wollen. Er wartete ab, bis die Mißregierung Wenzels ihre Früchte trug, und begnügte sich einstweilen, in aller Stille soviel als möglich Nutzen aus den böhmischen Wirren zu ziehen — die Erwerbung der böhmischen Herrschaften Eilenburg, Mühlberg, Leisnig wurde damals eingeleitet —, und trat mit dem ränkevollen Vetter Wenzels, dem Markgrafen Jobst von Mähren, dem Bruder von Wilhelms Gemahlin Elisabeth, in nahe Beziehungen. Erst in den letzten Jahren des Jahrhunderts, als Wenzel im eignen Lande allen Boden unter den Füßen verloren hatte und im Reiche seine Absetzung und die Wahl eines neuen Königs ernstlich erwogen wurde, schien ihm der geeignete Zeitpunkt zu einer Abrechnung mit den Burggrafen gekommen zu sein.

Die Zustände in den Grenzlanden hatten sich inzwischen so gestaltet, daß die Pflicht des Landesherrn ein Eingreifen gebieterisch forderte. Die Fehde zwischen den Dohnas und den Körbitzen, die nach der Beendigung der erwähnten Erbschaftsstreitigkeiten heftiger als zuvor entbrannte, führte zu einer so großen Unsicherheit der Straßen, daß sie auch in dieser trotz aller Landfriedensbündnisse an den kleinen Krieg mit seiner Niederbrennung von Dörfern und Beraubung friedlicher Kaufleute sehr gewöhnten Zeit auf die Dauer nicht geduldet werden konnte, namentlich in einer Gegend, deren Bedeutung für den Verkehr wir schon hervorgehoben haben.

Es mag im Jahre 1398 oder im Anfang des folgenden Jahres gewesen sein, als sich Markgraf Wilhelm zuerst gegen die Burggrafen wandte. Aus den Rechnungen, die die Amtsleute dem Markgrafen von Zeit zu Zeit ablegten, ersehen wir nämlich, daß im Februar 1399 das seit dem dreizehnten Jahrhundert den Burggrafen gehörige Schloß Rabenau im Weißeritzthale im Besitz des Markgrafen war; da eine Nachricht über den friedlichen Erwerb der Herrschaft nicht vorliegt, so ist wohl die Annahme erlaubt, daß die Einnahme dieser an der äußersten Westgrenze der Dohnaischen Besitzungen liegenden Burg die erste Waffenthat im Dohnaischen Kriege gewesen ist. Nach zeitgenössischen Berichten gab dann den Anlaß zum Entscheidungskampfe die Beraubung polnischer Kaufleute, die mit Geleit des Markgrafen das Land durchzogen. Über den Verlauf dieses Entscheidungskampfes, dessen Ausgang bei der weit überlegnen Macht des Markgrafen nicht zweifelhaft sein konnte, liegen uns dürftige Nachrichten vor; die meisten verdanken wir dem im Jahre 1482 niedergeschriebnen Bericht eines der hervorragendsten Räte des Kurfürsten Ernst von Sachsen, des Nickel von Köckeritz. Der Markgraf ließ die alte, vielbenutzte Straße von Dresden nach Dohna, den Hauptschauplatz der Heldenthaten der Burggrafen gegen wehrlose Kaufleute, durch Abbrechen einer Brücke über den „tiefen Grund“ bei Klein-Luga ungangbar machen und lenkte dadurch den Verkehr auf die Straße Dresden-Pirna; zu ihrer Sicherung nahm er das burggräfliche Dorf Heidenau in Besitz. Um dieselbe Zeit besetzte er Maxen, das Dorf, das später durch den „Finkenfang,“ die Kapitulation der preußischen Armee unter General Fink am 21. November 1759, so bekannt geworden ist. Wir erfahren von

Gefechten bei Nickern an der Dresden-Dohnaer Straße, beim Kammergut Fichte in der Nähe von Gottleuba, bei Burkhardtswalde, die wohl in die erſten Monate des Jahres 1401 fielen und offenbar zu Niederlagen der Burggrafen führten; die beiden jüngern, Otto Mul und Jan, büßten dabei ihr Leben ein. Anfang März 1401 wurde endlich Dippoldiswalde den Burggrafen abgenommen.

Wenn es trotz des offenbar für die meißniſchen Waffen günſtigen Verlaufs des Feldzugs am 11. März 1401 zu einen Waffenſtillſtande kam, ſo war der Grund der, daß der Markgraf ſeine Streitkräfte für ein andres, größeres Unternehmen brauchte. Der im Auguſt 1400 an Stelle Wenzels von der Mehrzahl der Kurfürſten zum deutſchen König gewählte Pfalzgraf Ruprecht ſchickte ſich eben an, den Böhmenkönig im eignen Lande anzugreifen, und hatte ſchon im Januar Wilhelm auf Grund eines etwa im November 1400 zu Heidelberg abgeſchloſſenen Vertrags zur Waffenhilfe aufgefordert. Wohl hätte der Markgraf gern vorher den Dohnaiſchen Handel zu Ende gebracht und zögerte deshalb mit der Kriegserklärung an Wenzel; allein den Bemühungen des alten Ränkeſchmieds, des Markgrafen Jobſt, gelang es, ihn umzuſtimmen. Gegen Ende Mai erfolgte ein Einfall meißniſcher Truppen in die Gegend von Brüx, der freilich zu weiter nichts als zu großen Verwüſtungen der dort liegenden Güter böhmiſcher Herren führte, aber auch nur ein Vorſpiel der kommenden Ereigniſſe war. Am 16. Juni ſchloß Markgraf Wilhelm zu Rochlitz mit ſeinen Neffen Friedrich, Wilhelm und Georg ein Kriegsbündnis gegen Wenzel, und in den erſten Tagen des Juli überſchritt ein bedeutendes meißniſches Heer unter des Markgrafen eigner Führung die böhmiſche Grenze, rückte raſch bis Prag vor und ſchloß die Stadt, in der ſich Wenzel aufhielt, auf der einen Seite ein, während auf der andern Seite die mit Wenzel zerfallnen böhmiſchen Herren ſie belagerten. So konnte es ſcheinen, als wenn das kühne Vorgehn des Markgrafen die Entſcheidung der Wirren herbeiführen würde, die Wenzel über ſein Land und das Reich gebracht hatte; für das Haus der Wettiner aber öffneten ſich damit glänzende Ausſichten: denn daß ſich ein ſo kluger Rechner wie Wilhelm für den Fall des Gelingens hohen Lohn, vielleicht nichts geringeres als die Krone Böhmens, ausbedungen hatte, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber ſchließlich ſcheiterte der Plan doch. König Ruprecht, machtlos und unſchlüſſig, hatte ſich ſchon im Juni auf Verhandlungen mit Wenzel eingelaſſen und leiſtete die verſprochne Hilfe in ganz unzureichendem Maße; die Mitglieder des dem Könige feindlichen Herrenbundes unter Führung des Erzbiſchofs Wolfram von Prag, die noch am 4. Auguſt vor Prag ein förmliches Bündnis mit den Wettinern abgeſchloſſen hatten, machten wenig Tage ſpäter mit Wenzel einen Vertrag, durch den er einer aus ihnen entnommnen Regentſchaft die Verwaltung des Landes überließ. So blieb dem Markgrafen nichts übrig, als nach einem Feldzug von etwa ſechswöchiger Dauer unverrichteter Sache heimzukehren.

Nun wurde der Kampf gegen die Burggrafen ſofort wieder aufgenommen. Es war wohl noch im Herbſt des Jahres 1401, als Wilhelm die Belagerung ihres Stammſchloſſes begann. Bekanntlich war die Einnahme feſter Plätze für die damalige Kriegskunſt eine der ſchwierigſten Aufgaben; auch die kriegsge-

übten Huſſiten ſcheiterten meiſt daran, als ſie wenig Jahrzehnte ſpäter die ſächſiſchen Lande überſchwemmten. So leiſtete auch die Burg Dohna viele Monate lang hartnäckigen Widerſtand. Noch immer hofften die Burggrafen auf böhmiſche Hilfe; ſie mögen ſich deswegen an den Bruder des machtloſen Wenzel, den König Sigismund von Ungarn, den nachmaligen Kaiſer, gewandt haben, dem jener im Februar 1402 die geſamte Verwaltung des Landes übertrug; aber auch er vermochte ihnen keine wirkſame Unterſtützung zu bringen, mußte vielmehr ſelbſt auf der Hut ſein vor dem Markgrafen, der im Mai 1402 an die Überrumpelung von Pirna dachte und um dieſelbe Zeit durch einen Heereszug in die Gegend von Außig die feſte Burg Schreckenſtein, einen der wichtigſten Punkte zur Beherrſchung des Elbthals, beſetzte.

Wenig Wochen ſpäter war die Widerſtandskraft der Burggrafen erſchöpft. Als der Fall der Burg nahe bevorſtand, begab ſich Markgraf Wilhelm perſönlich zu den Belagerungstruppen, bei denen auch ſein gleichnamiger Neffe anweſend war. Am Tage Gervaſii und Prothaſii, dem 19. Juni 1402, wurde die Burg erſtürmt; ein Leipziger, namens Druckſchuh, ſoll der erſte geweſen ſein, der die Mauern erſtieg.

Burggraf Jeſchke, dem tapfern Führer der Dohnas, war es indes gelungen, kurz vor dem Fall der Feſte nach ſeinem nur eine halbe Stunde entfernten Schloſſe Weeſenſtein zu entkommen. Als Markgraf Wilhelm dies erfuhr, ſaß er gerade bei Tafel; ſofort erhob er ſich und verfolgte den Burggrafen eilends nach Weeſenſtein; ſchon nach vier Tagen mußte Jeſchke auch dieſes Schloß räumen. Noch aber gab er die Partie nicht verloren, ſondern zog ſich auf das feſte Felſenſchloß Königſtein zurück, deſſen Hauptmannſchaft ihm der Böhmenkönig wohl kurz vorher übertragen hatte. Wenn wir hören, daß es dem Burggrafen für 2500 Schock Groſchen verpfändet war, ſo iſt wohl nicht daran zu denken, daß Jeſchke damals in der Lage war, eine ſo bedeutende Summe dem Könige zu leihen; vielmehr war die Verpfändung ſicher nur eine Form, in der ihm ſein böhmiſcher Lehnsherr Hilfe gewähren wollte. Schon am 24. Juni war Markgraf Wilhelm in Dresden und ſicherte hier ſeinen Neffen unter Anerkennung ihrer Teilnahme an der Eroberung der Burg Dohna den Beſitz für den Fall ſeines kinderloſen Todes zu.

Wie feſt entſchloſſen der Markgraf war, der Burggrafſchaft für alle Zeiten ein Ende zu machen, zeigt namentlich das Schickſal der Burg. Trotz ihrer ſtrategiſchen Wichtigkeit wurde ſie gründlich zerſtört; Berghäuer aus allen Teilen des Landes, die von den Landesherren oft zu Pionierdienſten verwandt wurden, machten die Befeſtigungen dem Erdboden gleich. Heute iſt außer den Fundamenten ſo gut wie nichts erhalten, und es iſt kaum möglich, ſich ein Bild von ihrem einſtigen Zuſtande zu machen; denn ob die wohl aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammenden Abbildungen, die ſich einſt an der Hofmauer des Gutes zu Gorknitz und an der Außenſeite der Dohnaiſchen Kirche vorfanden, der Wirklichkeit entſprachen oder mehr als ein Erzeugnis der Phantaſie anzuſehen ſind, muß dahingeſtellt bleiben. Die Wohngebäude der Burg ſcheinen zunächſt noch erhalten geblieben und von dem landesherrlichen Vogt, dem die Verwaltung der Herrſchaft Dohna übertragen wurde, benutzt worden zu ſein;

später, nachdem diese Herrschaft zum Amte Pirna geschlagen worden war, sind auch sie verfallen, und der Schloßberg ist in Privatbesitz übergegangen. Die Burggrafen aber, die bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein ihre Bemühungen um die Wiedererlangung ihrer Güter erfolglos fortsetzten, sind erst im Jahre 1803 noch einmal vorübergehend in den Besitz ihrer Stammburg gelangt; Burggraf Heinrich Ludwig kaufte sie damals für 1700 Thaler, ließ die Ruinen freilegen, baute ein Häuschen und einen Turm, veräußerte aber 1826 wieder den ganzen Schloßberg für 700 Thaler an die Schützengesellschaft zu Dohna, die oben ein Schießhaus errichtete, aber schon nach vier Jahren unter Vorbehalt der unentgeltlichen Benutzung zu ihren Schießübungen das Grundstück weiter verkaufte. Heute ist das Schießhaus der beste Gasthof Dohnas, und die hübsche Aussicht, die man von dort genießt, lockt manchen Wandrer hinauf. Das ist das Ende des trotzigen Burggrafenschlosses!

Besser erging es der Burg Weesenstein. Sie wurde nicht geschleift, sondern wenig Jahre später der Familie von Bünau, deren Mitglied Günther der Ältere sich große Verdienste um den für den Markgrafen so glücklichen Ausgang der damaligen Kämpfe erworben hatte, als Lehen übertragen und ist bis 1780 im Besitz dieser Familie geblieben. Dann gehörte sie ein halbes Jahrhundert der Familie von Uckermann, von der König Anton im Jahre 1830 Weesenstein kaufte. Heute ist das baugeschichtlich höchst interessante und in seinem Innern beachtenswerte Sammlungen von Kunstwerken und geschichtlichen Erinnerungen bergende Schloß mit seinem prächtigen Parke im Besitz des Königs Georg von Sachsen.

Das Schicksal der Burggrafen war mit dem Falle von Dohna und Weesenstein entschieden. Meißnische Amtleute verwalteten ihre Lande, und zahlreiche Lehnsbriefe des Markgrafen beweisen, daß er sie als ihm gehörig ansah. Wohl richtete König Sigismund, als er im Dezember 1402 nach Böhmen kam, um die starke Partei niederzuwerfen, die sich zur Befreiung des von seinem Bruder gefangen gesetzten Wenzel zusammengefunden hatte, ernste Mahnungen an Wilhelm, die Burggrafen, die Lehnsmannen der Krone Böhmen, nicht weiter zu befehden, sondern ihnen Entschädigung zu gewähren; ja er zog sogar im Januar 1403 mit Waffengewalt gegen das dem Markgrafen gehörige Schloß Riesenburg in Böhmen. Aber Erfolg hatte er weder mit dem einen noch mit dem andern; unter Vermittlung des Landgrafen Balthasar und des Markgrafen Wilhelm II. wurde am 28. April zu Jena ein Waffenstillstand geschlossen.

Inzwischen setzte Burggraf Jeschke von Königstein aus, das keineswegs, wie man meist angenommen hat, wenig Wochen nach dem Falle Dohnas ebenfalls in die Hände des Markgrafen gelangt war, seinen Widerstand hartnäckig fort. Seine Bemühungen brachten es wohl vorzugsweise zu stande, daß nach Ablauf jenes Waffenstillstandes die Fehde zwischen Sigismund und Wilhelm nochmals ausbrach. Zahlreiche Fehdebriefe aus dem Mai und Juni 1403 liegen uns vor; auch die in der Lausitz und in Schlesien ansässigen Linien des Hauses Dohna traten in den Kampf ein, und um die Pfingstzeit mag es an den Grenzen Meißens nach der Lausitz und Böhmen hin sehr kriegerisch zugegangen sein. Anfang Juli ergoß sich über Wilhelm ein neuer Strom von Absagebriefen;

über ſiebzig oberlauſitziſche und böhmiſche Edelleute ſagten dem Markgrafen, dieſesmal im Namen des Königs Sigismund, die Fehde an. Aber der Strom verlief im Sande, als Sigismund Ende Juli Hals über Kopf in ſein ungariſches Reich abziehn mußte, wo ſich ein ſchweres Unwetter zuſammenballte; wir hören von der ſo geräuſchvoll eingeleiteten Fehde nichts, als daß im Auguſt meißniſche Truppen vor Pirna lagen, wohl als die Antwort auf die Fehdeanſage des böhmiſchen Hauptmanns dieſer Feſte Jan von Wartenberg.

Am 11. November 1403 entkam König Wenzel endlich aus der Gefangenſchaft. Es heißt, daß Burggraf Jeſchke ihm dabei behilflich geweſen ſei, und dieſe Vermutung gewinnt dadurch eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit, daß ihm Wenzel am 14. Dezember die böhmiſchen Dörfer Plchow und Hlina und ſieben Hufen zu Schießglock in den Herrſchaften Schlan und Saaz überwies, die ihm dienen ſollten „zu unſerm Schloſſe Königſtein," bis dieſes für die oben erwähnte Pfandſumme vom König gelöſt ſei. Daß Königſtein damals im Beſitze Wilhelms geweſen ſei, ſteht nicht in der Urkunde, und das Gegenteil kann man aus einem im Januar 1404 von Landherren, Burggrafen, Städten, Landboten und dem ganzen Burgfrieden des Saazer Kreiſes an den Markgrafen gerichteten Schreiben folgern, worin über die Beſchädigungen Klage geführt wird, die die vor dem Schloſſe lagernden „Huten und Warten" dem böhmiſchen Grenzgebiet zufügten.

Burggraf Jeſchke verſchwindet mit dem Dezember 1403 ſpurlos aus der Geſchichte. Man erzählte ſpäter, er ſei — wohl weil Wenzel ihm die Hilfe nicht gewährte, auf die er gehofft hatte — zu König Sigismund nach Ofen gegangen, und dieſer habe ihm den Kopf abſchlagen laſſen. Eine Erklärung für dieſes tragiſche Ende des unermüdlichen Vorkämpfers ſeines Hauſes fehlt, man müßte denn annehmen, daß es die Strafe für ſeine Mitwirkung bei der Flucht Wenzels war. Von den vier burggräflichen Brüdern lebte jetzt nur noch der älteſte, Otto Heyde, der im ganzen Verlauf der Fehde ſo gut wie gar nicht erwähnt wird; er hatte wohl in Prag eine Zuflucht gefunden, wo er im Jahre 1415 geſtorben iſt.

Die böhmiſche Politik des Markgrafen Wilhelm, in der die Eroberung Dohnas nur eine Epiſode iſt, ſollte in den nächſten Jahren noch weitere Früchte tragen. Eine Ausſöhnung mit Wenzel, zu der es im Sommer 1404 kam, hatte die Folge, daß am 17. Auguſt Stadt und Schloß Pirna mit der Lehnshoheit über Wehlen dem Markgrafen Wilhelm pfandweiſe verſchrieben wurde. Freilich war Jan von Wartenberg, der ebenfalls Pfandrechte an Pirna hatte, keineswegs geneigt, das Schloß dem Markgrafen zu überlaſſen, mit dem er noch wegen des Schreckenſteins in Fehde ſtand. Erſt am 28. September 1405 kam es nach mannigfachen Kämpfen und Verhandlungen zu einer Übereinkunft, durch die Jan Pirna und das ihm ebenfalls verſchriebne Gottleuba gegen eine Pfandſumme von 3000 Schock pfandweiſe einräumte. Zur Einlöſung des Pfandes iſt es nie gekommen; ſo kann auch Pirna in wenig Jahren ſeine fünfhundertjährige Vereinigung mit den Landen der Wettiner feiern.

Noch immer unbezwungen war der Königſtein. Hören wir auch nur wenig von den Angriffen des Markgrafen auf das feſte Schloß, ſo kann man an

ihrer Fortſetzung doch nicht zweifeln; gerade dieſer wichtige Grenzpunkt durfte nicht in böhmiſchen Händen bleiben. Wir erfahren, daß im Anfang des Jahres 1406 Wenzel, deſſen gutes Verhältnis zu Wilhelm nicht von Beſtand geweſen war, die oberlauſitziſchen Sechsſtädte zu einer Heerfahrt entbot, deren Ziel der Entſatz des bedrohten Königſteins war; aber ſie kamen zu ſpät: Mitte März zwang der Mangel an Lebensmitteln die Burg zur Übergabe. Markgraf Wilhelm hatte das Ziel erreicht, das ihm wohl als eine ſeiner wichtigſten Lebensaufgaben erſcheinen mochte. Die Burggrafſchaft Dohna, die Herrſchaft Pirna, ſo ziemlich alles, was einſt zum Gau Niſani gehört hatte, ja ſogar die von jeher böhmiſche Feſte Königſtein waren in ſeinem Beſitz. Er konnte am 10. Februar 1407 ſeine Augen mit dem Bewußtſein ſchließen, ſein väterliches Erbe nicht bloß gemehrt, ſondern auch gegen den ſlawiſchen Oſten für alle Zukunft geſichert zu haben.

Über die Schickſale der Stadt Dohna während des halben Jahrtauſends wettiniſcher Herrſchaft können wir uns kurz faſſen. Zur Zeit der Burggrafen war es wohl nur ein beſcheidnes Dörflein, das ſich unter den ſchirmenden Mauern des Schloſſes angeſiedelt hatte. Freilich beſaß es ſchon im dreizehnten Jahrhundert eine ſtattliche und reich ausgeſtattete Pfarrkirche, als deren Patrone übrigens nicht die Burggrafen erſcheinen, ſondern die Markgrafen; auch ein Hoſpital, wie es in der Regel nur in Städten vorkommt, wird ſchon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt. Aber als „Städtlein“ wird es nicht vor dem Jahre 1499 bezeichnet. Und auch da ließ man die Eigenſchaft als Stadt noch nicht recht gelten; der Pirnaiſche Mönch Johann Lindner, der um 1530 ſein großes hiſtoriſch-topographiſches Sammelwerk vollendete, nennt es einen „offnen Fleck,“ und in der That ſcheint Dohna niemals Mauern und Türme, die Wahrzeichen der mittelalterlichen Stadt, beſeſſen zu haben. Das beſcheidne kommunale Stillleben, das es dann jahrhundertelang geführt hat, unterſchied ſich kaum irgendwie von dem der andern kleinen Städtchen, an denen Sachſen ſo reich iſt. Nach der letzten Volkszählung hat Dohna 3471 Einwohner. Ob ihm wohl als Hauptſtadt eines Burggrafentums Dohna eine glänzendere Zukunft beſchieden geweſen wäre? Wir möchten es ſtark bezweifeln.

# Griechiſche Reiſeſkizzen

## 2. Athen

Die Wagenfahrt vom Piräus nach der Hauptſtadt bringt dem, der von Sizilien kommt, eine Enttäuſchung. Hier in Attika vermag das Auge nicht in der üppigen Vegetation der „goldnen Muſchel,“ nicht in Apfelſinen- und Limonengärten, nicht einmal in üppigen Weizenfeldern zu ſchwelgen. Attika iſt mageres und dürres Land, der Kephiſſos bewäſſert, in viele Rinnſale und Rinnſälchen geteilt, die Ebne, ſodaß er das Meer nicht erreicht, und die hohen, die Ebne begrenzenden Berg-

züge sind zwar in ihren Formen edel modelliert, aber von matter, graugrüner Färbung. Als ich mit meinen drei Genossen diese erste Fahrt im klassischen Lande machte, fielen mir der dicke Staub auf dem Getreide und den Bäumen, die dürftigen grauen Lehmhütten am Wege und die Nüchternheit der ganzen Gegend stark auf die Nerven. An einer erbärmlichen Schenke, wo schon eine Reihe von Wagen hielt, wurde Halt gemacht, um die Pferde zu tränken. Das ist an dieser Stelle stehender Brauch, und so oft ich von Athen oder nach Athen gefahren bin, nie versäumt worden. Hier sahen wir auch das erste Schöpfrad; ein mit Scheuklappen versehenes, im Kreise trottendes Maultier hielt es in Bewegung. Es pumpte das in einer durch eine gemauerte Decke geschützten Zisterne aufgesammelte Wasser in ein offnes Bassin, von wo es in Rinnen auf die verdurstenden Felder geleitet wurde. Auch der Anblick der Akropolis und der vor uns liegenden Stadt selbst hatte nichts Imponierendes. Die Stadt ist besonders in ihren äußern Teilen ganz modern. Athen wächst nämlich so rasch wie keine andre Hauptstadt Europas. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen 1830 hatte es 2000, 1879 schon 67000 und 1896 gar 130000 Einwohner. Der Grund für dieses mehr als amerikanische Wachstum ist, daß Athen der einzige Ort der unabhängigen griechischen Welt ist, wo sich Bildung, geistige Interessen und etwas größerer Komfort finden; deshalb übt die Stadt eine ganz ungemeine Anziehungskraft auf die wohlhabenden Griechen des Inlandes und besonders auch des Auslandes aus. Reiche Leute setzen sich gern in Athen zur Ruhe, um sich an dem Zentralpunkte hellenischer Bildung ihrer gesammelten Reichtümer zu erfreuen. Infolge dieses raschen Wachstums streckt nun die Stadt an den Hauptstraßen ihre langen Arme weit über ihr Weichbild hinaus vor.

Deutsche Archäologen pflegen im Hotel d'Athènes abzusteigen, dessen Portier in Wien ein ganz leidliches Deutsch gelernt hat, und auch wir fanden hier für 8 bis 9 Goldfranken eine befriedigende Pension. Man thut entschieden gut, am ersten Tage, wo man noch reisemüde ist und keine rechte ästhetische Genußkraft hat, die Akropolis noch nicht zu besteigen. Dazu hat man die ganze Seele, das ganze Gemüt und seine volle geistige Kraft nötig. Besser ist es, sich erst einmal in der Stadt selbst zu orientieren. Die breiten geraden Straßen der Neustadt sind zum Teil mit Bäumen bepflanzt und durchaus modern. Man stößt hier auf schöne öffentliche Gebäude in antikem Stil. In der innern Stadt sind die Hauptverkehrsadern die „Äolos-" und die „Hermesstraße," die sich rechtwinklig schneiden und fast in allen Häusern Kaufläden haben. Man darf übrigens auch in dem feinsten Geschäft nie darauf rechnen, daß irgend eine andre Sprache als Griechisch verstanden wird. Die Hauptanziehung der Stadt ist das große Nationalmuseum. Dieses fordert auch von dem, der sich nur allgemein bilden und keine speziellen Studien betreiben will, ein eingehendes und wiederholtes Studium. Es steht in seiner Art ganz einzig da und bietet von der mykenischen Zeit an, der der erste Riesensaal ganz allein gewidmet ist, bis zur byzantinischen hin die beste Übersicht über die Entwicklung der griechischen Kunst, die es giebt, und zwar aller ihrer Gebiete, nicht nur der Marmorplastik und des Erzgusses, sondern auch der Thonbildnerei

und der Vasenmalerei, der Kleinarbeit in Terrakotta und des Kunsthandwerks. Die Aufstellung und Ausstattung ist zweckmäßig und durchaus vornehm. Den Griechen ist ihr großes Altertum und alles, was damit zusammenhängt, das höchste, was es für sie giebt, und sie lassen es sich etwas kosten, dessen Rest geschmackvoll darzustellen. Freilich bringen ihnen diese Sammlungen auch etwas ein. Denn um ihretwillen kommen ja die Fremden hauptsächlich ins Land. Der Mittelpunkt des archäologischen Studiums in Athen ist für uns Deutsche das Kaiserlich Deutsche archäologische Institut in der Phidiasstraße nahe bei der Universität und dem Hotel d'Athènes. Sein erster Sekretär, Professor Dörpfeld, hat sich um die Ausgrabungen in Olympia, Tiryns, Troja usw. und ihre wissenschaftliche Ausdeutung die größten Verdienste erworben und ist gegenwärtig eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des antiken Bauwesens. Das geräumige Bibliothekzimmer im Erdgeschoß des Instituts mit seinem abgedämpften Oberlicht ist jedem gebildeten Deutschen den ganzen Tag über geöffnet. Er kann hier auch die großartige Sammlung von Photographien aus allen Teilen Griechenlands und des griechischen Asiens bewundern, die in etwa hundert gut geordneten Albums der Besichtigung und Auswahl — das Stück kostet einen Franken — offen stehn. Diese Photographien sind auf den verschiednen Institutsreisen vom Institutsphotographen oder von Dörpfeld selbst aufgenommen worden und weitaus zum größten Teile ganz einzig in ihrer Art und sonst nirgends zu haben.

Im Museum und im Institut kann man ungezählte Stunden hinbringen, ohne sich einen Augenblick zu langweilen. Auch in dem photographischen Laden von Romaides am Verfassungsplatze kann man gute Photographien besichtigen und auswählen. Im übrigen ist für das, was man Amüsement nennt, in Athen herzlich schlecht gesorgt. Wer sich amüsieren will, der soll lieber Berlin oder Paris aufsuchen. In Athen giebt es nur zwei ganz gewöhnliche cafés chantants in der Nähe des Eintrachtsplatzes, wo von 10 Uhr nachts an internationale, zum großen Teile deutsch-österreichische Chansonettensängerinnen ihren mehr als zweifelhaften Sirenengesang ertönen lassen und dem Fremden Zigaretten und Bier abzuluchsen suchen.

Leider ist auch in Attika das Wetter im Frühjahr oft noch herzlich schlecht, und es kann dort mit schauerlicher Gewalt stürmen und regnen. Noch im Mai passierte es mir eines Abends, als ich zu einer Gesellschaft geladen war, daß ich mir unterwegs die Stiefel nicht putzen lassen konnte, weil nicht nur sämtliche andern Menschen, sondern auch sämtliche Lustri (Schuhputzjungen) durch eine fürchterliche Bora von den Straßen weggefegt waren. Zu meiner Befriedigung sah ich nachher, daß ich nicht der einzige war, der mit ungeputzten Stiefeln erscheinen mußte. Auch im April war es in den ersten Tagen nach meiner Ankunft wenn auch nicht regnerisch — es hatte seit Wochen nicht geregnet —, so doch trübe. Und bei trübem Wetter sollte niemand zur Akropolis hinaufsteigen. Nur bei blauem Himmel und bei strahlender Sonne entfaltet dieser Glanzpunkt Athens seinen vollen Zauber, oder auch bei Vollmondschein. Bei nordischer Wolkenstimmung und kaltem Luftzuge fröstelu die Säulen da oben, und auch der Besucher kann nicht recht warm werden. Ich schob

also meinen ersten Besuch der Akropolis auf, bis sich das Wetter aufklärte, und umschlich die ersten zwei Tage meines athenischen Aufenthalts den Burgfelsen wie die Katze den heißen Brei.

Ich ging die Äolosstraße hinauf gerade auf den Felsen zu und mußte mir gestehn, daß die Säulen da vor mir auf der Schnittfläche des Plateaus etwas unerwartet Dünnes und Schwächliches hatten. Am Ende der Straße dicht an den Holzbuden des Bazars traf ich das Gymnasium und die Säulenhalle des Hadrian und dazwischen den „Turm der Winde." Der Wächter hätte mich gern zum Eintritt durch sein Gitter veranlaßt, aber ich begnügte mich, die entsetzlich schleppenden und schwerfälligen Windgötter auf dem achteckigen Turme — sie sind erst aus römischer Zeit — aus der Ferne zu betrachten. Ich schwenkte nun links und schlug mich durch enge und krumme Gassen bis zu dem zierlichen Lysikratesmonument durch, das ursprünglich den Unterbau für einen geweihten Dreifuß bildete, dann von französischen Kapuzinern zum Bibliothekslokal gemacht wurde und noch jetzt der französischen Regierung gehört. Es ist ein feines Nippesbauwerk aus der besten Zeit, liegt aber in einer recht proletarischen Gegend zwischen häßlichen Gassen. Durch eine solche gelangte ich dann zu dem weltberühmten Dionysostheater, dem Urquell der dramatischen Kunst des Abendlandes, und ruhte mich mit Wohlbehagen auf dem marmornen reliefverzierten Ehrensessel des Dionysospriesters aus, der noch jetzt in der Mitte der vordern Sitzreihe prangt. Das Theater liegt schon an der Südseite des Burgberges, und ich stieg nun zu den Felsterrassen hinauf, die sich an dieser Seite unter dem eigentlichen Plateau und von ihm durch die unzugängliche obere Felswand getrennt dahinziehn.

Die obere von ihnen war einst dem Gotte der Gesundheit, dem Asklepios heilig, und noch jetzt liegen hier Säulenknaufe und Trommeln, Kapitelle, Vasen, Blöcke mit Inschriften durcheinander. Auch eine runde, ausgemauerte Grube sieht man hier, in der wahrscheinlich einst Schlangen gehalten wurden, das dem Asklepios heilige Tier, das er auf Bildwerken aus einer Schale zu tränken pflegt. Etwas oberhalb ist in der senkrechten Felswand eine Grotte, in der eine spärliche Quelle in ein halbrundes Bassin herniederrieselt. Statt des Asklepios ist sie jetzt der Mutter Gottes geweiht. Ein Marienbild mit Blumen und Kerzen ist über dem Wasser angebracht. Ein kleines Mädchen reicht dem eintretenden Fremdling ein Blechgefäß mit dem heiligen Wasser und lispelt dazu: „Asklepio, Asklepio," was heißen soll: „Es ist Gesundheitswasser, o Fremdling, du darfst es dreist trinken." Ich reichte der netten Kleinen ein Kupferstück, und die inzwischen herzukommende Mutter hielt sie an, nach griechischer Sitte zum Danke die Hand auf die Brust zu legen und das mühsam gelernte Merci zu stammeln. Rechts von dieser, oberhalb des Theaters, besuchte ich noch eine zweite, größere und tiefere Grottenkapelle, die der Panagia Speliotissa, d. h. der allerheiligsten Höhlenbewohnerin oder der höhlenbewohnenden Allerheiligsten geweiht und mit Kreuz und Lampe, Wachslichtern und alten verblaßten Fresken geschmückt ist. Auf der untern Terrasse schritt ich dann weiter bis zu dem Theater, das der reiche Herodes Attikus zur Zeit Hadrians hat bauen lassen. Da es bedeckt war, so nannte man es, wie alle bedeckten Theater,

Odeon. Es zeugt mit seiner riesigen, dreistöckigen Fassade und seinen wuchtigen Rundbögen von der massiven, gedrungnen Kraft des Römertums, ist freilich gegen das lichte und heitere Theater des Dionysos gehalten ein düstrer Zwinger.

Nun stand ich an der Ecke des Burgberges und stieg hinunter zu dem Thal, das ihn von dem Hügel der Pnyx, dem alten Versammlungsort der atheniſchen Ekklesia, trennt. Hier fand ich die Landstraße entlang das Terrain vollständig aufgewühlt und zahlreiche Baureste, Mauern, Röhren u. dergl. bloßgelegt. Einige Wochen später hielt Dörpfeld an dieser Stelle vor zahlreichem Publikum einen seiner vorzüglich klaren und überzeugenden Vorträge, worin er — wie es uns wenigstens schien — mit Sicherheit nachwies, daß die berühmte Quelle Enneakrunos (die Neunmündige), auch Kallirrhoe (die Schönfließende) genannt, aus der die Athener das Wasser zum Brautbad zu holen pflegten, und die ihr benachbarten Heiligtümer, namentlich das des „Sumpfdionysos," nicht, wie man bis jetzt durch Autoritäten wie Curtius bestimmt geglaubt hat, drüben auf der Ostseite am Ilissos gewesen seien, sondern hier auf der Westseite. Dörpfeld war durch eine genaue Vergleichung der Nachrichten bei den Schriftstellern gegen die übliche Annahme mißtrauisch gemacht worden und hatte infolgedessen die Ausgrabungen an dieser Stelle veranstaltet. Er erzählte, daß das Institut vom Ministerium noch vor der Vollendung der Expropriation der Grundbesitzer die Erlaubnis zum Graben erhalten habe, daß er aber noch jetzt ab und zu Anklageschriften zugestellt bekomme; doch habe ihm der Minister gesagt, er solle sich nicht daran kehren, er werde schon vom Ministerium gedeckt werden. Diese Ausgrabungen ergaben denn auch eine Felskammer mit Nischen, aus der noch jetzt im Winter Wasser träufelt, sodann einen Gang, der zu einem Bassin führt, ferner Steine, die offenbar zu einem Brunnenhaus gehört haben, mit eigentümlichen Höhlungen, wie sie auch anderwärts vorkommen. Außerdem wurden die große von Pisistratus angelegte, durchweg in den Fels gehauene Wasserleitung und die dazu gehörigen Thonröhren und zur Oberfläche führenden Luftschächte aufgefunden und dabei ein frommer Betrug entdeckt, wie sie zu allen Zeiten in maiorem dei gloriam so häufig gewesen sind. Die Wasserleitung führte zu einem großen Bassin, das samt dem Brunnenhaus als profaner Stadtbrunnen diente, zu sakralen Zwecken aber mußte die alte heilige Quelle verwandt werden. Nun reichte deren dürftiges Wässerlein aber für die wachsende Bevölkerung längst nicht mehr aus. Was that der schlaue Tyrann? Er ließ von der großen Wasserleitung einen kleinen Kanal nach ihr hin abzweigen, der aber so geschickt versteckt war, daß die Athener immer nur aus dem heiligen Felsenquell zu schöpfen glaubten. Dörpfeld hat jetzt diese Mystifikation des frommen Glaubens enthüllt. Auch in andern Beziehungen erwiesen sich die Ausgrabungen als höchst fruchtbar. Eine Anzahl kleiner Heiligtümer wurde gefunden und mehrere Keltern, alle schräg geneigt und mit einem Ausflußloch an der tiefsten Stelle, worunter jedesmal ein Gefäß in die Erde gemauert ist. Als ich heute auf der Landstraße an diesen Ausgrabungen vorüber kam, hatte ich keine Ahnung von ihrem Zweck und ihrer Bedeutung, wie man überhaupt nirgends mehr als auf Ausgrabungsfeldern sachgemäßer Leitung bedarf.

Darauf erkletterte ich den kahlen, glatten, stellenweise durch schwierige, schon wieder zerfallne Stufen zugänglich gemachten Hügel des Areopag, wo einst das uralte Blutgericht der Athener tagte, wo der Muttermörder Orestes seine späte Entsühnung fand, wo der Kult der alles rächenden Erinyen seine Stätte hatte. Oben ist nichts mehr zu sehen als einige Felsbettungen, auf denen wahrscheinlich Altäre gestanden haben. Aber unter der Nordostecke — sagt Baedeker —, „innerhalb eines von Gitter umgebnen Raumes, liegen gewaltige Felsblöcke wild durcheinander, unter denen sich, von Schlingpflanzen verkleidet, ein Felsspalt öffnet. Im innersten Winkel derselben bezeichnet eine schwarze Wasserlache wahrscheinlich die Stelle des Erinyenkultus." Ich stieg hinunter, um mich an dieser erhabnen Stelle von religiösen Schauern durchwehn zu lassen, fand auch das Gitter und einige Felsblöcke, im übrigen aber weder Felsspalte noch Schlingpflanzen, noch schwarze Wasserlache, sondern eine von den Bewohnern der unten liegenden Häuser offenbar stark besuchte, übelriechende Lokalität, die man nur mit äußerster Vorsicht betreten konnte. Das ist das Los nicht nur des Schönen, sondern auch des Erhabnen auf der Erde! Überdem bettelte mich an dieser einsamen Stelle ein halbwüchsiger Hirtenjunge, der drei Schafe weidete, so unverschämt an, wie ich in Griechenland sonst nie angebettelt worden bin.

Tief enttäuscht verließ ich diese den Rachegöttinnen verfallne Stätte und flüchtete hinab zu der saubern und schmucken Terrasse, auf der der besterhaltne Tempel der ganzen griechischen Welt steht, der sogenannte Theseustempel, der aber in Wirklichkeit dem Feuergotte Hephaistos geweiht war. Im Mittelalter diente er dann, in eine Kirche verwandelt, dem Kulte des heiligen Georg, der ihn zum Danke dafür vor Plünderung, Kalkbrennerei, Erdbeben und Bombardement schützte. Dieses an Umfang und Höhe verhältnismäßig kleine Gebäude giebt die beste Vorstellung eines griechischen Tempels, wie er in Wirklichkeit war. Nur muß man sich die goldbraune Patina, die der pentelische Marmor im Laufe der Jahrhunderte anzunehmen pflegt, in seiner Phantasie zurückverwandeln in das lichte Weiß, von dem er glänzt, wenn er jungfräulich dem Schoße des Berges entsteigt. Vom Theseustempel führt ein kurzer Weg nördlich zu dem sogenannten Dipylon, dem antiken Stadtthor, bei dem die prachtvolle Gräberstraße beginnt, die uns die Marmorstelen und Reliefplatten noch ganz in ihrer alten Aufstellung an ihrem ursprünglichen Orte und in ihrer natürlichen Umrahmung zeigt, sodaß wir einen Begriff bekommen von der künstlerischen Pracht eines altgriechischen Friedhofes und uns am liebsten hier begraben lassen möchten. Man kann dort stundenlang verweilen, und ich sparte mir deshalb die Besichtigung für ein andermal auf, wandte mich vom Theseustempel nach rechts und gelangte bald durch einige winklige Gassen an der großen Markthalle des Königs Attalos und an einem römischen Forum vorbei zum Turm der Winde zurück. So hatte ich die ganze Akropolis umgangen, gleichsam zerniert oder blockiert. Die Eroberung erfolgte zwei Tage später, am ersten Tage, wo der unbewölkte Zeus vom Himmel lachte.

Es war noch früh am Morgen, als ich mit klopfendem Herzen — denn ich wußte, daß ich einmal wieder vor einem Höhepunkte meines Lebens stand —

durch das Straßengewirr der mittlern Stadtteile möglichst direkt auf den lockend winkenden Burgberg zusteuerte.

Leider muß man, um zur Akropolis zu gelangen, eine Art Fegefeuer passieren. An ihrem Nordfuße nämlich liegt der älteste, armseligste und schmutzigste Stadtteil, der noch ganz auf dem Standpunkt der Türkenzeit steht. Man scheut sich fast, diese übelriechenden, engen Gassen zu betreten, in denen sich Proletarierkinder und häßliche alte Megären herumtreiben — die griechische Frau aus niedern Ständen verliert nämlich im Alter jede Spur von Klassizität im Gesichte, sie wird wie alle Südländerinnen rasch gelb, fett, bärtig und schlumpig. Aber es hilft nichts, wenn man nicht den weiten Umweg, den die Fahrstraße macht, mitmachen will, so muß man durch, und es geht, weil die Griechen keine Italiener sind. In Neapel wäre es ein gefährliches Ding, einen solchen Stadtteil allein zu passieren. Ich sog erleichtert die frischere Luft ein, als ich jenseits dieses unästhetischen Ringes, der den Nordfuß des Burgfelsens einspannt, vor diesem selbst stand. Aber da stieß ich auf ein zweites, ungeahntes Hindernis. Die griechische archäologische Gesellschaft war gerade im Begriff, den ganzen Westabhang, wo der Eingang zur Burg ist, auf- und durchwühlen zu lassen. Der hinaufführende Fußweg war durch diese Arbeiten vollständig zerstört. Ich mußte mir meinen eignen Aufstieg suchen zwischen Schutthügeln, Abgründen, knarrenden Karren und schaufelnden Arbeitern. Und diese Pfadfinderei mußte jedesmal von neuem geleistet werden, wenn ich zur Burg hinaufstieg. Denn jeden Tag zeigte das Ausgrabungsterrain ein ganz andres Aussehn als tags zuvor. Nach einiger Mühe erreichte ich den freien Platz unterhalb des Thores, wo der Fahrweg endet, und die Wagen halten. Hier hat das Geschlecht der Antiquitäten-, Andenken- und Bilderhändler seinen Platz und bemüht sich, jedem Fremden in einem unmöglichen Französisch und noch unmöglichern Deutsch seine Waren aufzuhängen. Unter den Altertümern sollen übrigens bisweilen auch echte Sachen vorkommen.

Nun durchschritt ich das untere Thor und stieg die steile Treppe hinauf. Störend waren mir dabei eiserne Schienen, die in der Mitte des Weges neben der Treppe gelegt waren zum Hinaufschaffen von Baumaterial. Auch war die ganze mir zugekehrte Westfront des Parthenons von einem dichten Baugerüst übersponnen, was mir zunächst sehr ärgerlich war, mir aber bald zum Heile gereichen sollte. Die Bastion, die den kleinen Niketempel trägt, ließ ich zur Rechten, das turmartige Postament, auf dem ehemals das Standbild des Agrippa, des Feldherrn des Augustus, stand, blieb mir zur Linken, und bald stand ich unter dem Säulenwald der Propyläen, der ein mittleres Hauptthor und zwei kleinere Seitenthore überragt. Ich hatte gelernt, daß dies das eigentliche Festungsthor sei, aber ein Blick belehrte mich — und Dörpfeld hat es mir später bestätigt —, daß dieses Thor nie zu Befestigungszwecken gedient haben kann. Das Festungsthor war immer das unten auf halber Höhe des Berges, da wo die Treppe beginnt; die Propyläen sind immer nur Pracht- und Schmuckthor gewesen. Auch einen andern Irrtum meiner Jugend legte ich hier ab, den, daß der mittlere treppenlose Weg, der zum Hauptthor führt, für Reiter und Wagen bestimmt gewesen sei. An Ort und Stelle sieht man

sofort, daß er dazu viel zu steil ist. Reiter und Wagen konnten überhaupt nicht auf die Burg hinauf, sie mußten unten bei den Antiquitätenhändlern verbleiben, auch am Tage des großen Panathenäenfestzuges.

Während ich mir mit meiner Phantasie das festliche Gewimmel ausmalte, wie es in der blühenden Zeit der Stadt am heiligen Tage der Athene hier durch dieses Thor hinauf zog, um der Göttin das neugewebte Gewand auf die Kniee zu legen, erlebte ich ein seltsames Abenteuer. Ich wurde plötzlich in fließendem Französisch angesprochen, und als ich mich umwandte, stand eine junge Dame in einfacher, guter Kleidung vor mir und redete auf mich ein. Ich war so perplex, daß ich anfangs gar nicht verstand, was sie von mir wollte, bis ich dahinter kam, daß sie ein Almosen begehrte. Sie sei lange krank gewesen und infolge dessen in der peinlichsten Not; sie wisse sich keinen andern Rat, als daß sie vertrauenerweckende Personen, die sich an den Schönheiten der griechischen Kunst erfreuten und also einen humanen Sinn und edle Gefühle hegten, um Lindrung ihrer Misere bäte. Sie wisse wohl, daß diese conduite un peu étrange sei, aber sie könne sich nicht helfen; ich sei kein junger Mensch mehr, da dürfe sie hoffen, daß ich ihrer Bitte keinen falschen Sinn unterlegen werde. Was würden meine geehrten Leser in meiner Lage nun gethan haben? Die bleiche Farbe ihres im übrigen ebenmäßigen und nicht unschönen Gesichts und der hektische Glanz ihrer dunkeln Augen bestätigten wenigstens das eine, daß sie nicht gesund war. Ob sie noch andre Absichten hatte, wer wollte das ergründen? Zu einem längern Gespräch an diesem Orte und zu dieser Zeit hatte ich nicht die allermindeste Lust. Mir lag diesesmal mehr an den alten Steinen der Vergangenheit als an jungen Damen der Neuzeit. Was ich gethan habe, verrate ich nicht, aber zufrieden damit war ich bei späterer ruhiger Überlegung nicht. Ich glaube freilich, was ich auch immer gethan hätte, ich wäre nachher damit unzufrieden gewesen. Es giebt eben Lagen, aus denen sich niemand ganz heil und unverworren herausbringen kann.

Rasch verließ ich nun die Stätte dieses Attentats und stieg durch die Hinterhalle immer noch etwas bergauf auf das eigentliche Plateau. Nach wenig Schritten kam ich an den viereckigen Felsausschnitt, worin einst die aus der Marathonbeute gegossene eherne Athena promachos gestanden hat. Auch über sie ist in den Schulen und landläufigen Büchern ein Irrtum im Schwange, der berichtigt werden muß, der nämlich, daß die vergoldete Spitze ihrer hochragenden Lanze schon dem das Südkap Attikas, Sunion, umsegelnden Schiffer sichtbar geworden sei — eine absolute Unmöglichkeit bei der Entfernung. Die langsam ansteigende Fläche ist dicht bedeckt mit Marmorblöcken, Säulentrommeln und allen möglichen Baugliedern und Mauerresten. Zwischen diesen Steinmassen grünt der Rasen und blühen die Blumen, und der würzige Duft der südlichen Flora übt eine fast berauschende Wirkung. Rechts im Vordergrunde liegt der Parthenon, links, mehr zurück, das Erechtheion. Der Besucher wendet sich zunächst immer dem Parthenon zu und wird erst hier oben gewahr, was für ein Riesenbau der aus der Ferne fast unbedeutend erscheinende Tempel ist. Die Säulen sind $10^1/_2$ Meter hoch und haben einen untern Durchmesser von fast zwei Meter. Das Licht der Sonne umspielt die bräunliche Patina

und verwandelt die natürliche Färbung in dunkles Gold. In herber, strenger Pracht erheben sich die ernsten dorischen Säulen, und schwer lasten auf ihnen die mächtigen Balken des Architravs und des Frieses. Und trotz dieser Gedrungenheit und Kraft scheinen die fein berechneten Abmessungen aller Teile, die wunderbar durchsichtige Konstruktion und edle Harmonie des Ganzen und der maßvolle aber höchst wirksame Schmuck des Gebälkes gleichsam die Schwerkraft aufzuheben, sodaß die Erscheinung da vor uns in ihrer edeln Einfalt und stillen Größe fast wie ein Naturgebilde erscheint. Wenn die Natur Tempel hervorbrächte — so sagt man sich unwillkürlich —, so würden es solche sein, wie dieser. Wie der Parthenon in seinem ursprünglichen Glanze und noch im Mittelalter vor der traurigen Verwüstung durch die bombardierenden Venetianer und der schmählichen Beraubung durch den plündernden Lord Elgin ausgesehen hat, davon kann man sich heutzutage, wo die ganze Mitte des Tempels fehlt, kaum noch eine Vorstellung machen. Auch beim Parthenon, wie überhaupt beim griechischen Tempel, ist ein noch jetzt fast allgemein verbreiteter Irrtum zu beseitigen. Man lehrt noch immer, daß das Dach des Tempels ein langes, viereckiges Loch gehabt habe, um das Licht einzulassen, und spricht deshalb von einem sogenannten „Hypäthraltempel." Nur bei ganz wenig Tempeln, wie z. B. bei dem überhaupt eigentümlich gestalteten zu Phigalia, ist diese Annahme möglich oder wahrscheinlich. Bei weitem die meisten und größten hatten ein geschlossenes Dach, und das Licht fiel nur durch die eben deswegen besonders hoch und breit gebildete Thür in das Innere.

Über das Baugerüst an der Westfront empfand ich, wie gesagt, bei meinem ersten Besuch einen wohlberechtigten Ärger. Wenig Tage später pries ich es in meinem Innern, weil es mir den Anblick von etwas verschafft hatte, was nur ganz wenig Menschen zu sehen bekommen haben. Während nämlich der edle Lord Elgin die Hauptmasse des weltberühmten Phidiasfrieses geraubt und nach London gebracht hat, ist gerade der Teil an der Westseite der Cella an Ort und Stelle geblieben, und das Baugerüst war es, das mir dessen Betrachtung ermöglichte. Denn vom Boden aus kann man ihn wegen der Höhe nicht erkennen. Die Griechen schmückten ja ihre Tempel nicht um der Zuschauer, sondern um des Gottes willen. Allerdings war der Zutritt zu dem Baugerüst verboten, und zwei Wächter hüteten es, der eine unten, der andre oben. Ich erfuhr aber bald in der Stadt, daß die Biedermänner gegen einen schweren oder noch besser papierknisternden Händedruck durchaus nicht unempfänglich seien, nur müsse man seine Überredungskunst so anbringen, daß dabei keiner der beiden Wächter den andern zum Zeugen habe. Schlimmstenfalls aber solle man sich auf die „deutsche Schule" und den Kyrios Dörpfeld berufen. Es gelang mir, erst den untern, dann den obern Cerberus zu begütigen, und auf langen Treppen und schmalen Leitern gelangte ich an hämmernden und meißelnden Arbeitern, die mich verständnisvoll ansahen, vorbei an eine Bretterlage, die gerade unter dem Fries angebracht war. So benutzte ich denn die in absehbarer Zeit nicht wiederkehrende Gelegenheit, dieses Meisterwerk der Kunst in seinem natürlichen Rahmen und an der Stelle zu sehen, für die es gearbeitet war. Es sind hier auf der Westseite die Vorbereitungen zum panathenäischen

Festzug dargestellt, und zwar Reiter, die ihre Rosse teils schon bestiegen haben und antreiben, teils erst noch anschirren. Alle Gestalten sind voll Leben, Bewegung, Kraft und Sicherheit, alle freilich in die Sphäre typischer Idealität hineinverklärt, und das entspricht nicht mehr so recht dem modernen Geschmack, der mehr das Charakterisierende, Einzelne, unmittelbar dem Leben entnommne liebt. Immerhin stand ich da auf meinem staubigen, halsbrecherischen Brettergerüst staunend vor einer Kunstblüte, die in ihrer Art unübertroffen und unübertrefflich ist. Dieser Stil konnte nicht weiter fortgebildet werden, er hat im Parthenonfries seinen Höhepunkt erreicht.

Dasselbe ist der Fall mit den herrlichen Jungfrauen, die die südliche Vorhalle des Erechtheions zieren. Diese „Koren," wie man sie jetzt besser statt Karyatiden nennt, lösen das Problem, wie es möglich ist, menschliche Gestalten organisch der Architektur einzugliedern. Sie tragen mit ihren feingeformten Köpfen einen das Kapitell vertretenden Korb und durch ihn das jungfräulicher Kraft entsprechend leicht gehaltne Gebälk. „Und trotz des Architravs Gewicht verleugnen wir die Anmut nicht," läßt Fitger diese Jungfrauen sich rühmen. Sie sind als stellvertretende Säulen einerseits vollkommen organische Teile der Architektur geworden und doch zugleich freie menschliche Wesen mit eignem selbständigen Leben geblieben. Unzähligemal nachgeahmt sind sie doch nie erreicht worden. Eine der Jungfrauen ist leider ebenfalls von Lord Elgin aus ihrer sonnenglänzenden Heimat nach England entführt und jetzt durch eine Nachbildung aus Terrakotta ersetzt worden.

Einem mir völlig unbegreiflichen Rätsel stand ich angesichts dieser „Korenhalle" gegenüber. Diese wird nämlich von dem alten Athenetempel, den Pisistratus erbaut, Kimon erneuert hat, durchschnitten, sodaß die Jungfrauen wenigstens in die Ringhalle dieses Tempels hineinragten. Es war eine der glänzendsten Entdeckungen Dörpfelds, als er, nachdem die Grundmauern dieses Tempels bloßgelegt waren, ihn als den alten sogenannten Hekatompedon („Hundertfüßler," weil seine Cella hundert Fuß lang war) erkannte. Man ist nun geneigt, als selbstverständlich anzunehmen, daß dieser alte Tempel nach der Fertigstellung des Erechtheions abgebrochen wurde. Denn dessen schönster Schmuck, eben die Korenhalle, wurde ja durch ihn verdeckt. Das ist sicher auch beabsichtigt worden, die Priesterschaft hat es aber verhindert, und die Athener waren religiös genug, lieber auf den freien Anblick eines ihrer herrlichsten Kunstwerke zu verzichten, als ein veraltetes Heiligtum zu verletzen. Wie lange der Hekatompedon noch gestanden hat, weiß man nicht; seine Grundmauern sind ganz gewaltig.

In der hintern Ecke des Plateaus, etwas tiefer als die antiken Tempel, liegt ein unscheinbares modernes Gebäude, das aber köstliche Schätze birgt, deren Erhaltung wir durch die Ironie der Geschichte der barbarischen Zerstörungswut der Perser verdanken, die bekanntlich bei ihrem zweimaligen Einfall in Attika alles, ganz besonders aber die Tempel verwüsteten. Als die Athener dann nach dem großen Siege an den Wiederaufbau der Burgtempel gingen, ließen sie zunächst die ziemlich stark nach Nordwesten abfallende Fläche des Plateaus planieren und thaten in den dazu gebrauchten Schutt alles,

was an zertrümmerten oder halbzertrümmerten Bauteilen und Skulpturen zur Hand war. Seit den achtziger Jahren ist nun die ganze Akropolis gründlich aufgeräumt und bis auf den lebendigen Felsen durchforscht worden. Die zahlreichen Bruchstücke von Kunstwerken, die bei diesen Arbeiten zu Tage kamen, sind jetzt in dem Akropolismuseum gesammelt und aufgestellt worden. Gerade infolge der gewaltsamen plötzlichen Zerstörung haben wir also von der ältern attischen Kunst ein genaueres Bild als von den meisten übrigen Kunstperioden. Die Skulpturen des Akropolismuseums machen eben durch ihre herbe Altertümlichkeit, durch das Knospenhafte, Ahnungsvolle, das ihnen, wie den Erzeugnissen aller Vorblütenperioden, anhaftet, einen ganz eignen und reizvollen Eindruck auf den Betrachter. Da ist z. B. ein ganzer Saal voll edler Jungfrauen, wahrscheinlich Priesterinnen, alle prächtig geschmückt in reich gestickten, kunstvoll drapierten Gewändern und mit wohlgedrehten, lang über die Brust herabfallenden Haarsträhnen. Mit freundlich lächelndem Munde schauen sie von allen Seiten aus schmalen, etwas schräg gerichteten Augen auf den Besucher hernieder, sodaß diesem unter dem Kreuzfeuer so massenhafter, bezaubernder, marmorner Liebenswürdigkeit ganz seltsam zu Mute wird. Diese Damen sind übrigens nicht Erzeugnisse der einheimischen attischen sondern der sogenannten Inselkunst, wie sie sich besonders auf Chios ausgebildet hatte, dann aber auch durch Künstler dieser Schule nach Athen und andre Orte Griechenlands übertragen wurde.

(Schluß folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

### Erster Teil

### 1

Der Zug hielt an der kleinen jütischen Eisenbahnstation.

Der Student Niels Glambäk stieg aus dem Coupé — etwas ängstlich, es könnte jemand sehen, daß es nur die dritte Klasse war —, ging durch den leeren Wartesaal, und wie er auf der andern Seite hinaustrat, war er auch schon auf dem echten, unverfälschten „Land."

Weithin dehnte sich eine unbebaute, halb mit Gras, halb mit Heidekraut bewachsene Fläche; er trat in den leichten Tau, der vom frühen Morgen noch dalag. Die Luft war von Lerchengesang erfüllt, der Horizont war fern und blau; der Student war noch nie an einem solchen Orte gewesen.

Er sah aus, als habe er es nötig, an einem solchen Ort zu sein, und überdies recht lange; er war ziemlich bleichschnäblig, dazu etwas schmal in den Schultern und aufgeschossen wie ein richtiges Kopenhagner Kind es ist, das nicht einmal eine ordentlich kräftige Kost bekommt; so sah er wenigstens aus. Übrigens konnte es auch von seiner großen Jugend herkommen; die Studentenmütze saß auf seinem

Kopf, als sei sie ein Jahr zu früh gekauft worden, und das Gesicht war noch ganz kindlich und naiv.

Mit dem Bahnhof hing eine kleine Wirtschaft zusammen. Auf der Thürschwelle der Schenkstube saß der Landbriefträger, ein alter Bauer mit einer Ledertasche; er that sich in der Vormittagsonne gütlich und blinzelte schläfrig mit den Augen. Sonst war niemand zu sehen.

Der Student legte seinen Handkoffer und seinen Sommerüberzieher neben sich ins Gras, zog eine Landkarte heraus und begann sie zu studieren, indem er eine wissenschaftliche Miene aufsetzte, um dem Bauern zu imponieren.

Der Weg nach Rödsten? fragte er schließlich, geht der nun nach rechts oder nach links?

Wollen Sie aufs Schloß? fragte der andre langsam, ohne sich zu rühren.

Ja, zu Seiner Exzellenz Kammerherrn Huitfeldt von Rödsten, dem Minister. Dies sagte der Student wie nebenher, denn er war ein guter Demokrat. Aber er sagte es doch, denn er war auch nur ein Mensch.

Der Mann schob seine Mütze ein wenig zurück. Wollen Sie vielleicht dort in Dienst.

Dienst? Wieso?

Dann sind Sie vielleicht ein Ferienkind? fragte der Briefträger; man konnte ihm nicht ansehen, ob er grinste.

Ferienk— — Der Student richtete sich zornig auf und deutete auf das Studentenzeichen an seiner Mütze. Ich bin Student! Dänischer Student!

Ja, davon weiß ich nichts, sagte der andre unangefochten. Aber wenn Sie aufs Schloß gehn, dann könnten Sie wohl — er kramte in seiner Tasche —, da könnten Sie wohl die Zeitungen hier mitnehmen, dann brauche ich nicht hinzugehn.

Der Student zögerte.

Sie brauchen es nicht umsonst zu thun, sagte der Briefträger schließlich.

Wie können Sie denken, daß ich Bezahlung annehme! Der Student riß die Zeitungen an sich, er war zornig, bückte sich nach Handkoffer und Überzieher und schritt stolz davon.

Warten Sie doch! rief ihm der Briefträger nach. Hier ist auch noch ein Brief an Fräulein Lassen, der muß mit. Er rührte sich nicht von der Stelle, aber der Student ging mechanisch zurück und nahm auch noch, obgleich erbittert, den Brief an Fräulein Lassen in Empfang.

Warten Sie doch! rief der Briefträger noch einmal. Sie möchten wohl nicht ein Glas Bier trinken? Aber nun ging es dem Studenten wie einst Achilleus:

— — — — Da entbrannte der Peleion', und das Herz ihm
Unter der zottigen Brust ratschlagte, wankenden Sinnes,
Ob er, das schneidende Schwert alsbald von der Hüfte sich reißend,
Jagen sie sollt auseinander und niederhaun den Atriden,
Oder stillen den Zorn und die mutige Seele beherrschen — —

Aber es erschien ihm als das beste, seinen Zorn zu unterdrücken; er zog ein Fünfundzwanzig-Örenstück heraus und sagte stolz mit einem Nachklang aus unzähligen Romanen:

Hier, mein guter Mann, und trinkt auf meine Gesundheit — ich bin nämlich ein Verwandter des Ministers Huitfeldt, ich besuche meinen Onkel. — Aber die Stimme klang unsicher vor befangner, kindischer Gemütsbewegung; überdies schämte er sich — nicht weniger kindisch — über seine Gemütsbewegung. Denn er war ja ein guter Demokrat.

Schnack! sagte der Briefträger und sah dem Studenten nach, der mit langen Schritten auf Rödsten zuwanderte.

Das war ein Hanswurst! sagte er grinsend. Wenn er nur die Post nicht vergißt, der Faselhans. Ach was, die Exzellenz merkt nie etwas, und Fräulein

Lassen kann es ganz einerlei sein. — Rasmus! zwei Flaschen Bier für den alten Boten! rief er in die Wirtshausthür hinein.

## 2

Die Landstraße nach Rödsten führt in gerader Richtung über die breite hochliegende Ebne, wo Gras und Heidekraut miteinander kämpfen, dann biegt sie scharf nach rechts ab. Sie biegt ab, weil an dieser Stelle das Land so jäh abfällt, daß kein Fahrweg gerade hinunter gelegt werden konnte. Sie zieht sich deshalb so lange am Rande des Hochlands hin, bis sie einen Einschnitt findet, worin sie sich gemächlich abwärts senken kann. Aber an der Stelle, wo sie abbiegt, da sieht man erst, daß diese mit Heidekraut und Gras bewachsene Fläche, auf der man bisher gewandert war, ein richtiges Hochland ist, denn gerade unter einem liegen die weitgestreckten Wiesen und Ackergründe mit ihren Bächen, Seen, Dörfern, Kirchen und Gehölzen, die Niederung, die von alter Zeit her die Rödstener Flur genannt wird, und deren Mittelpunkt das Rödstener Schloß ist, der alte Herrensitz der Huitfeldter.

An diesem Aussichtspunkt hatte sich Niels Glambäk ins Gras gelegt und sah unverwandt nach dem Schloßturm hinüber, der dort unten über den Linden des Parks aufragte.

Er trocknete sich die Stirn, während er allerlei wunderlichen Gedanken nachhing, Gedanken der Vergangenheit und der Zukunft; die der Vergangenheit waren kleinlich, verworren, schmerzlich; die der Zukunft neblig und beängstigend.

Aber da lag nun also das Schloß. „Onkel Huitfeldts" Schloß.

Wieder trocknete sich Niels Glambäk die Stirn, dann zog er das Butterbrot aus der Tasche, sein Frühstück, das er schon in der Eisenbahn auf der Fahrt durch Seeland hätte verzehren sollen, wo er sich aber geniert hatte; er hatte es dann auf dem Dampfschiff essen wollen, doch da hatte er auch keinen Ort gefunden, wo er allein gewesen wäre. Jetzt war ja kein Grund vorhanden, sich zu genieren, er war auch schrecklich hungrig — aber je länger er auf das Schloß starrte, desto geringer wurde seine Eßlust.

Aber müde war er. Er kroch unter einen Ginsterbusch; in dessen spärlichem Schatten konnte er vielleicht zuerst ein wenig ruhen — na, hier waren ja die Zeitungen (er errötete bei dem Gedanken an den Briefträger); nun wollen wir einmal sehen: die Berlingsche, die Nationalzeitung, Unser Land, die Neue Zeit — was der Tausend! die „Neue Zeit," Redakteur Glambäks, seines Onkels sozialistische Zeitung, hält er die? In der er sich täglich heruntergerissen sieht? Das wird wohl um der Verwandtschaft willen sein!

Er lächelte, aber ohne Lustigkeit. Nun, wir wollen einmal sehen:

„Wir wissen wohl, daß der bevorstehende Sturz des Ministeriums Huitfeldt — wir betrachten den Sturz für ausgemacht — nicht unmittelbar den Sieg des Volks und der Arbeiter bedeutet. Wir nehmen vielmehr an, daß die Krone fortfahren wird, das Faß zu rollen und sich auch für die Zukunft zu sichern, daß die hervorragendsten Nationalidioten des Landes dieses Land regieren werden, das heißt, die Ministergagen erhöhen und mit dem dreieckigen Hut gehn werden, bis nämlich das Volk selbst eines Tages dem Faß den Boden ausschlagen und den Inhalt mit dem Kehrichtwagen hinausfahren wird, samt Krone und Altar und Danebrog und den dreieckigen Hüten. — Exzellenz Huitfeldt, der ja ein Pferdegespann mit Bravour soll leiten können, wird wahrscheinlich zu der Zeit Verwendung als Kutscher bei dem genannten Kehrichtwagen finden können."

Ja, so schreibt Onkel, sagte der Student nachdenklich. Aber im Prinzip ist es doch richtig, das ist ganz gewiß. Und sieh: „Die Verwandtschaft zwischen dem Redakteur dieses Blattes und dem Herrn Minister Kammerherrn Huitfeldt soll uns nicht hindern, wieder ein Exempel von der Inhumanität dieses Gutsbesitzers seinen Bauern gegenüber anzuführen . . ."

Das paßt nun gewiß nicht, ſagte der Student und runzelte die Stirn ein wenig. Aber die Sache ſelbſt, fügte er hinzu und nickte, die Sache ſelbſt iſt doch gut.

„... Tyrannei der Rechten auf Schloß Rödſten.“

Hm. — Aber es iſt doch ein gut redigiertes Blatt, das des Onkels.

Es kann übrigens nicht gerade angenehm für — hm — für Onkel Huitfeldt zu leſen ſein. Es iſt auch wirklich nicht ſehr angenehm für mich, mit dieſer Zeitung zu kommen, wo ich doch Gaſt bin. Nun, wir müſſen wohl weiter. Und was er wohl eigentlich von mir will? O je! rief er und ſah hinab auf das Schloß und das reiche Land rings herum.

Wo die Landſtraße die erwähnte Biegung macht, wird ihre Richtung von einem ſchmalen Fußpfad durch Heidekraut und Ginſter und allerlei Buſchwerk den Abhang hinab fortgeſetzt; dieſer Fußweg ſcheint gerade auf Rödſten zuzuführen. Der Student ſchlug ihn ein, und nach etwa dreiviertel Stunden kam er durch ein Thor in die mächtige Kaſtanienallee, die auf der einen Seite den Park oder Garten von Rödſten abgrenzt. So tief war der Schatten unter dieſen alten Bäumen, daß er einen Augenblick faſt wie blind war, als er direkt aus dem hellen Sonnenſchein hineintrat. Aber auch vom andern Ende der Allee ſtrahlte das Licht zwiſchen den dunkeln Stämmen der Kaſtanien herüber wie durch ein rieſiges Gitter; dort lag eine mächtige Raſenfläche in Sonnenſchein gebadet, und hinter dieſer ſah man das Schloß ſelbſt wieder, die braunen maſſigen Mauern, den dicken Turm, die Brücke über den noch erhaltnen Teil des Burggrabens — ein Stück alte däniſche Geſchichte.

Ich hätte gewiß auf der Landſtraße bleiben und den richtigen Weg hereinkommen ſollen, dachte der Student beklommen. Vorläufig warf er ſich unter einen der Kaſtanienbäume, das Geſicht der leuchtenden Raſenfläche zugekehrt. Wie einſam es hier war, wie groß und ſtill! Es flimmerte einem vor den Augen vor lauter Sonnenſchein und ſaftigem Grün.

Er hörte ferne Flötentöne, die nicht aus dem Schloß zu kommen ſchienen; weiche, melodiſche Töne — wer war wohl hier draußen und ſpielte in dieſer großen Einſamkeit? — ein Pan im Walde — nun etwas ferner, nun etwas näher — eine unbeſtimmte Angſt — ein Fliehenwollen — eine Lähmung des Willens und der Glieder — nun keine Angſt mehr, ſondern ein ſüßes Ruhegefühl; die Töne und das flimmernde Grün ſchmelzen wonnig zuſammen, die Kaſtanie neigt ihre gefingerten Blätter über ſeine Stirn:

Schlafe du, ſchlaf in dem ſommerlichen Mittag, du müder Junge! Raſte und ſchlaf, du Armer, verſchlafe, was da kommen wird, verſchlafe alles miteinander!

## 3

Ein Vierteljahrhundert vor dem Beginn dieſer Erzählung trug ſich ein Ereignis zu, das noch heute in friſcher Erinnerung iſt, und mit dem die alte Stiftsdame von Schreckenhorn bis zum heutigen Tage herumreiſt, es auf allen Herrenhöfen erzählend ... Nein, es iſt wahr, ſie iſt ja nun endlich tot, die alte Stiftsdame, obgleich kein Menſch glaubte, daß ſie wirklich jemals ſterben könnte; ſie ſtarb an einem Krampfanfall auf Stenslykkegaard, und niemand weinte ihr nach, als ihr kleiner Seidenpudel Ami — na, ihre Geſchichte lautete alſo folgendermaßen:

Die verſtorbne Frau Prokurator Glambäk alſo — der Bruder Knud nannte ſie immer die „verſtorbne,“ weil er und ſeine Familie ſie verſtoßen hatten — ging damals, als ſie noch Mathilde de Huitfeldt hieß — nicht von denen von Rödſten, ſondern von der Seitenlinie der Söholmer —, ſie ging alſo hin und verliebte ſich in den Hauslehrer ihrer Brüder, wiſſen Sie. Sie war ja mit Karl verlobt — dem von Rödſten —, der, wie Gott und alle Welt weiß, noch heute mit ſeinem Herzenskummer herumgeht bis an ſein Ende. Aber ſie war und blieb eine Gans. Aber ſchön war ſie, ſie hatte das Huitfeldtiſche „Air,“ wiſſen Sie, und dann ein Paar Augen! Man nannte ſie die „ſchöne Mathilde,“ das thaten alle Herren, oder „die Fliege.“ Es war nichts Böſes an ihr, das iſt ja nie der Fall bei dieſer Art von Menſchen, nichts weiter als Thorheit und ſo. Wir alle, die wir in jener Zeit nach

Söholm kamen, verwunderten uns sehr, daß man den Hauslehrer genommen hatte; er war eigentlich nicht einmal hübsch, aber uns jungen Mädchen — ja ich war damals erst in den Vierzigern —, uns imponierte seine Beredsamkeit; er hatte es ja mit dem Radikalismus und so. Lieber Gott, die ganze Familie Glambäk gehört doch zu den Roten — der Bruder wurde ja später Redakteur der Neuen Zeit, aber schlimmer war es doch, als eines schönen Tags — aber es sind ja Kinder hier, das sollte nicht sein, wenn Erwachsene miteinander reden —, nun, man weiß ja auch nichts, aber nun sollte es auf einmal der Radikale sein und nicht mehr Karl, und die alte Kammerherrin fiel aus einer Ohnmacht in die andre, aber was kann das nützen, wo die Kinder heutzutage so sind, und Karl saß mit seinem Herzenskummer auf Rödsten — und so jung ich auch damals war, sagte ich doch oft und immer wieder zu der Kammerherrin dasselbe, was ich Ihnen, meine Gute, nun auch sage: Wir müssen die Zeit sich austoben lassen, es nützt nichts, dagegen zu löcken, und dann führte ich ja ein Beispiel an und kam auch mit dem Skandal auf Charlottenhof, der damals gerade ruchbar wurde, und das munterte sie ja ein wenig auf, die Ärmste. Der Vater dagegen, Espen de Huitfeldt, der war ja ganz von seinem Kummer hingenommen, und man durfte ihm nicht zu nahe kommen, er entwickelte sich zu einer äußerst widerwärtigen Persönlichkeit und überfiel mich und seine Frau und sagte, ich sei eine Klatschbase, nun bitte ich Sie! Aber ich ertrug es ja, denn Söholm war in vieler Hinsicht ein sehr angenehmer Aufenthalt. Aber später, als dann auch noch das andre dazukam, da nahm es die Wendung, daß er den Mund nie wieder zu etwas anderm aufthat, als daß er sie verstieß und sie die „Verstorbne" nannte; das thaten er und Knud zusammen, und dann starb er am Ärger, und Knud bekam alle Güter, und sie keinen roten Heller. Aber Mathilde und er, der Glambäk, heirateten auf nichts hin in Kopenhagen, wo er Prokurator wurde, und sie sollen wie die Turteltauben gelebt haben, bis der andre dazu kam. Ja, das ist ja eine nette Geschichte! Aber bringt doch die Kinder zu Bett, man sollte Kinder nie so spät aufsein lassen; gute Nacht, süßer Adolf, gute Nacht, süße Inger — sie wird ein hübsches Mädchen, wenn nur der unglückliche Rücken nicht wäre, aber ich sage immer: Gottes Wille, ja das ist ein großer Trost, und eure Mutter kommt schon noch und betet euer Abendgebet mit euch, na jetzt geht nur! Ja, Frau Sternhjelm, ich habe Kinder sehr lieb, könnten Sie es nicht einrichten, daß sie wegbleiben, wenn wir so behaglich beisammen sitzen und plaudern? Aber nun also Mathilde; es vergingen sieben Jahre, und sie bekamen keine Kinder; von ihr kann ich es mir gar nicht denken, deshalb muß der andre Teil daran schuld sein, es giebt ja solche Büchermenschen, ja, ich weiß ja nichts davon; oder von . . . hm ja — ja, Gott bewahre uns vor Klatschereien, ich habe meine ganze Weisheit von meiner Jungfer in Vallöe. Sie seien auch schrecklich arm gewesen, aber dann kam doch noch ein Junge. Ja, liebe Frau Sternhjelm, das kann ich Ihnen nicht sagen, darauf lasse ich mich um keinen Preis ein, aber die Jungfer sagt, es sei sein eignes gewesen, und ich will es hoffen. Aber das ist sicher, daß die Litteratur viel daran schuld war. Denn wenn sie die ersten sieben Jahre bei ihm ausgehalten hatte, wo nichts kam, und nachher noch zwei Jahre mit dem Kind und allem miteinander, dann sollte sie nicht gleich davon laufen, bloß weil sie einen von diesen Romanen in die Hand bekommt. Die Jungfer sagt, einer sei es besonders gewesen, der die „Puppenstube" oder so ähnlich hieß, von dem droben in Norwegen, dem Jonas Ibsen. Ich lese nie Romane, was könnte das nützen, es giebt ja Skandale genug um einen in Vallöe. Aber da war also diese „Puppenstube," die wirkte so auf sie, sagte die Jungfer, daß sie sich plötzlich von der ganzen Geschichte lossagte. Und wir wollen uns nicht haben, Frau Sternhjelm; wenn man einen brustkranken Mann hat, der gepflegt werden muß, und überdies einen zweijährigen Jungen, der daliegt und schreit! Aber es giebt etwas, was Pflicht heißt; ja, es nützt nichts, Frau Sternhjelm, in diesem Punkt gebe ich nicht nach, wie Sie auch nie sehen werden, daß ich mich

von Valløe lossage, diesem Jammerthal, obgleich, wahrhaftigen Gott, Grund genug dazu da wäre, so wie die Menschen dort sind!

Na, wollen Sie nun hinein und mit Ihren Kindern beten — ich meine übrigens, Sie könnten es die Bonne thun lassen, deshalb hat man sie ja. Ja, ich wollte nur noch von Mathilde sagen, daß sie im Ausland — dort lebt sie natürlich von ihren Bekanntschaften und dergleichen —, da soll sie mit einem Maler oder Luftspringer, oder was er sonst war, nun bitte ich Sie! herumgereist sein und nach Paris und Amerika und gar nach Spanien gekommen sein; da ist sie gestorben, sagt die Jungfer, und der Mann daheim war an allen seinen Gebrechen gestorben, und von dem Jungen weiß niemand, wo er geblieben ist.

So war es gekommen, daß sie sie auf Söholm enterbt hatten, und nun gehn Sie nur zu den Kindern hinein, da Sie doch dastehn und zappeln, und seien Sie froh, daß Sie einen Mann haben, dessen Vergangenheit Sie nicht kennen, danach müssen Sie ihn ja nicht fragen!

4

Aber da, wo die Weisheit der Stiftsdame zu Ende ist, da fangen wir an. Denn der kleine zweijährige Junge, das war der Niels Glambäk, der nun unter den Kastanienbäumen seines hochseligen Geschlechts lag und schlief.

Sein Leben war traurig genug gewesen. Der Bruder seines Vaters, der Redakteur der „Neuen Zeit," hatte sich auf seine Weise des Elternlosen angenommen und ihn hauptsächlich mit demokratischem Haß erfüllt, so weit den so ein kleiner Kerl in sich aufnehmen konnte. Aber sobald wie möglich befreite sich der Redakteur von weitern Verpflichtungen und der Verantwortung Niels gegenüber, denn mit dessen Vater, dem Prokurator, hatte er auf keinem intimen Fuß gestanden, und die Mutter hatte ja zu der „Aristokratie" gehört. Der Hauptgrund aber war wohl der gewesen, daß der Redakteur nicht erwartet hatte, aus dem Jungen ein politisches Werkzeug machen zu können. — Nun war er doch Student geworden, wohnte in Regensen, dem akademischen Stift, und studierte Jura. Von dem, was man die „Welt" nennt, hatte er übrigens nicht viel gesehen, als den äußerst demokratischen Umgangskreis des Redakteurs Glambäk. Man hatte in diesem Hause immer viel zu thun, oder was sonst im Wege war, als daß man für eine solche Unbedeutendheit wie Niels besondre Aufmerksamkeit hätte übrig haben sollen. — Von der Huitfeldtischen Seite hörte man natürlich nie ein Wort.

Es war während des politischen Provisoriums, daß Redakteur Glambäk anfing, mit der „Neuen Zeit" in die Höhe zu kommen; als später Karl Huitfeldt auf Rödsten, ein Vetter von dem auf Söholm, einer der leitenden Männer der Rechten wurde, wurde er täglich in der „Neuen Zeit" auf die heftigste Weise verfolgt. Es ist möglich, daß der Name und das Unrecht, das von da vermeintlich über die Glambäks gekommen war, die Feder des Redakteurs gespitzt hatte. Dem widerstreitet nicht, daß derselbe Redakteur Wert darauf legte, auf die „Verwandtschaft zwischen den Glambäks und den Huitfeldts" zu pochen. Von ihm kam es auch her, daß Niels gewohnt war, „Onkel Huitfeldt" zu sagen.

* * *

Die Stiftsdame von Schreckenhorn auf Valløe hatte ihr Nachrichtenwesen so eingerichtet, daß alle Skandalgeschichten und Merkwürdigkeiten, die sich auf den Herrenhöfen ringsum im Lande zutrugen, unmittelbar zu ihrem Ressort gehörten, von ihr persönlich während ihrer ununterbrochnen Sommerreisen von einem Gut zum andern aufgespürt und verbreitet wurden; sie glaubte sich mit dem halben dänischen Adel verwandt. Dagegen hatte sie ihrer „Jungfer" sozusagen das Kopenhagner Departement übertragen, das heißt das, was sich von den Kümmernissen dieser Familien in der Hauptstadt verbarg: das Leben der Söhne oder der Ehemänner dort, heimliche Liaisons, Geldangelegenheiten, obskure Existenzen und dergleichen; denn die

Jungfer war selbst von Kopenhagen und hatte die besten Verbindungen dort. Die geringste Mühe hatte unsre Stiftsdame von ihrem dritten Departement, das das lokale Vallöesche war; dieses besorgte sich nämlich von selbst durch das Ausspionieren der Familien untereinander.

Zu dem Zeitpunkt, wo unsre Geschichte beginnt, hatte die Stiftsdame gerade eine pikante Nachricht durch die Jungfer erhalten, also von dem Kopenhagner Departement. Die Nachricht war von einer solchen Natur, daß die Stiftsdame sich veranlaßt gesehen hatte, sie Seiner Exzellenz Karl Huitfeldt auf Rödsten schriftlich mitzuteilen (indem sie sich zugleich bei ihrem lieben Verwandten für Ende des Sommers zu Besuch anmeldete).

Die Mitteilung der Dame hatte auf Seine Exzellenz wieder die Wirkung, daß er mehrere Tage lang augenscheinlich unruhig und nervös war und hierauf einen Brief absandte an „Student Niels Glambäk, Regensen, Kopenhagen" mit der freundlichen Einladung, in dem herannahenden Sommer einen Ferienbesuch auf Rödsten zu machen. Hinzugefügt war eine Entschuldigung wegen der „vielleicht auffallenden Zuschrift," sowie dafür, daß der Minister außerdem um Aufschub der Erklärung bitten müsse, bis sie sich sehen würden.

Dieses Schreiben von dem sozusagen ersten Manne des Landes versetzte, was ganz begreiflich ist, den kleinen Regensianer in ziemliche Aufregung, besonders da er geglaubt hatte, daß sein Dasein der Exzellenz ganz unbekannt sei. Sein erster Impuls war, den Brief seinem Zimmergenossen zu zeigen und unter den Bewohnern des Stifts etwas neidische Bewundrung hervorzurufen; der nächste dagegen ein rasches Verbergen des Briefes. Denn auf irgend eine Weise mußte er wohl in Verbindung mit seiner Mutter stehn, und es überkam ihn immer wie Angst und Scham, wenn er an sie dachte, Angst und Scham und Zorn, die allezusammen förmlich zum Ekel wurden. Aber er hatte ja durch lange Gewohnheit die Fähigkeit erworben, das von sich weg zu schieben, wenn es über ihn kam, und an andre Dinge zu denken.

Zuerst, als er noch ganz klein war, da hatte er ja geglaubt, daß Onkel Glambäk und Tante Petra sein Vater und seine Mutter seien. Daran konnte er sich nun kaum mehr erinnern, und er fand es sonderbar, daß er überhaupt so etwas hatte denken können. Später bekam er dann zu hören, daß sein rechter Vater und seine Mutter tot seien. Tante Petra selbst hatte es ihm gesagt; er konnte sich noch gut daran erinnern, es kam in Verbindung mit Klagen über die großen Ausgaben für Schulbücher, damals, als er in die Lateinschule kam — aber es hatte keinen andern Eindruck auf ihn gemacht, als daß er alsbald bei sich gedacht hatte, nun habe er also nicht länger die Verpflichtung, Tante Petra zu lieben; und das war eine Erleichterung gewesen.

Darauf in der Schule, da fühlte er es auch nicht weiter, außer dann, wenn alle andern Jungen doch von ihrem Vater und ihrer Mutter sprachen, und wenn sie Geburtstag hatten, meist etwas Gutes mitbrachten, was die Mutter ihnen aufs Brot gestrichen hatte, oder wenn sie mit einem Herrn auf der Straße zusammentrafen, und das war dann der Vater, und sie freuten sich und liefen zu ihm hin, und er lachte und sagte: Mein Junge! — oder wenn einer am Sonntag einen herrlichen Ausflug in den Wald machen durfte, und das war mit Vater und Mutter. —

Nein, wo es eigentlich weh zu thun begann, das war da, wo sie anfingen, über seine Mutter zu *reden*. Er konnte sich gut erinnern, was sie so ungefähr gesagt hatte, das Dienstmädchen Rasmine, aber verstehn hatte er es damals nicht können, und als er dann Rasmine am nächsten Tage gefragt hatte, da hatte sie vor ihm und vor Tante Petra geleugnet, daß sie etwas gesagt habe. Aber schon damals war etwas dabei gewesen, was weh that.

Und dann kam die Zeit, wo er anfing zu *fragen*. Es war wie eine Krankheit bei ihm, daß er fragen mußte. Alle und jedermann fragte er, und das war die

ſchlimmſte Zeit, von der er wußte. Denn einige ſagten etwas halb, aber die meiſten ſagten gar nichts oder nur dummes Zeug. Aber unter denen, die nichts oder nur dummes Zeug redeten, waren wieder einige, die ihn betrübt anſahen, während ſie vor ihm ſtanden, und das war das allerſchlimmſte, denn da kam das, was richtig weh that, beſonders wenn ſie verlegen wurden und ſtotterten und thaten, als ob es ein Scherz ſei, und ihn doch in Wirklichkeit bemitleideten. In der Zeit lernte er, daß man den Leuten mehr an den Augen abſehen müſſe, was ſie meinten, als daß man auf ihre Worte hörte, und je mehr Tante Petra ihm das Fragen verbot, deſto mehr fragte er, bis er eines Tages ganz krank davon wurde, und das ging ſo zu:

Niels mochte ungefähr zehn bis elf Jahre alt ſein, da war in einer der obern Klaſſen ein Knabe, der herumging und den Kameraden die Bedeutung einer Menge von Wörtern und Ausdrücken beibrachte, und da gab es viel Spaß und Gelächter unter einem Teil der Jungen und viel Gemeines in ihren Reden. Da hörte Niels auch die Bedeutung der Worte, die das Dienſtmädchen Rasmine damals über ſeine Mutter geſagt hatte; aber erſt, als er allein von der Schule heimging, verband er das eine mit dem andern. Und da überkam ihn eine ſolche Angſt und ein ſolcher Ekel, daß er dachte: Wenn ich nun nicht jemand finde, dem ich mich anvertrauen kann, dann werde ich krank. Und im vorderſten Zimmer ſaß gerade Tante Petra, und er ſah ſie an, aber ſchließlich ging er doch an ihr vorüber; dann ging er durch das Eßzimmer nach der Thür von Onkel Glambäks Kontor, aber da waren Leute drin; dann ging er in ſein eignes Stübchen — das heißt, hinter dem Eßzimmer war ein kleiner Raum unter der ſchrägen Wand geſchaffen worden, da legte er ſich auf ſein Bett, denn es war ſonſt kein Platz da. Bald nachher hörte er, daß drin im Eßzimmer zu Mittag gegeſſen wurde, und ſchließlich ſagte der Onkel: Wo iſt Niels, iſt er nicht heimgekommen? Und Tante Petra ſagte: Doch, er ging vorhin durchs Zimmer, aber wo er jetzt iſt, weiß ich nicht. Und das Mädchen ſagte: Ja, er ging in ſein Bett. Und da wußte Niels, daß nun jemand zu ihm hereinkommen mußte, denn er war ja richtig krank.

Das war damals; aber ſpäter hatte er es ſich ganz abgewöhnt zu fragen. Und als Onkel Glambäk viele Jahre ſpäter von ſelbſt kam und ihm alles von der Mutter erzählte, ſo wie es war, da machte es keinen weitern Eindruck auf ihn, er hatte es ja ſchon lange gewußt. Da hatte er ſich auch die Fähigkeit erworben, die Gedanken wegzuſchieben, wenn ſie kamen. Sie meldeten ſich immer mit der alten erſtickenden Angſt und dem Jammer und der Scham und dem Drang zu weinen; aber wenn er ſich dann verhärtete und dachte: So eine, die von ihrem zweijährigen Kinde wegläuft, das iſt keine Mutter — dann half es.

Das Neuſte, was Onkel Glambäk ihm mitgeteilt hatte, war — wie es auch immer mit ſeiner Mutter ſein möchte —, von ihrer Familie hätte er jedenfalls Unrecht erlitten; ſie hätte kein Recht, jemand zu verſtoßen der Fehltritte der Eltern wegen, die in den obern Klaſſen ganz allgemein wären; er dürfe jedenfalls nicht darunter leiden; deshalb ſei er verpflichtet, zuerſt die Söholmer und dann den ganzen Namen Huitfeldt zu haſſen, aber auch die Ariſtokratie im allgemeinen, die Rechte, die Beſitzenden, die Regierung — das ſei die Lehre.

Aber die andern haben mir doch nichts gethan! ſagte Niels.

Aber ſie hängen doch alle zuſammen! rief der Onkel fanatiſch.

Niels meinte ja auch, daß der Onkel Recht habe — gewiſſermaßen —, konnte aber doch nicht ſo recht verſtehn, warum er ſo viele haſſen ſollte.

Und der Redakteur gab ihn auf, als einen, der nicht zu einem politiſchen Werkzeug gemacht werden könnte.

## 5

Nachdem Niels die Einladung der Exzellenz einige Dutzend mal durchgeleſen hatte, ging er ein paar Tage darauf mit ihr zum Onkel.

Dieser sah das adliche Siegel und bekam gleich einen roten Kopf. Er überflog rasch das Geschriebne und rief dann mit einer großartigen Handbewegung:

Antworte nicht darauf!

Warum sollte ich nicht antworten? Das wäre ja eine Unhöflichkeit.

Unhöflichkeit? Es giebt nichts, was Unhöflichkeit heißt. Die feine Sippschaft muß überall niedergeschlagen werden, eine andre Höflichkeit schuldet man ihr nicht.

Hm, sagte Niels.

Hierauf nahm der Redakteur den Brief und las ihn noch einmal durch. Diesmal blinzelten die scharfen grauen Augen, und ein leichtes, zufriednes Lächeln erhellte einen Augenblick sein Gesicht. Ah! „Onkel Hultfeldt!“ flüsterte er wie jemand, der bei einem andern eine Entdeckung gemacht, ihn moralisch gefangen hat.

Verstehst du, was er will? fragte Niels eifrig.

Ja, antwortete der Redakteur großartig und schwieg.

Ist es vielleicht — fuhr Niels nach einer Pause fort —, ist es vielleicht das — hm — das große Unrecht, und daß du glaubst, daß er es wieder gut machen wolle? Glaubst du das?

Der Redakteur lächelte spöttisch, ohne auf einen so unmöglichen Gedanken zu antworten.

Na, sagte Niels, es kommt ja allerdings auch nicht von denen auf Söholm, sondern von Rödsten. Soll ich hingehn, Onkel?

Aber dieser antwortete nicht gleich. Er hatte sich in Betrachtungen verloren, die nicht unangenehm für sein Selbstgefühl waren. Natürlich, dachte er, bin ich es, um den es sich handelt. Dem Herrn Minister ist endlich bange vor mir geworden. Er will mir Freundlichkeit erweisen, die „Neue Zeit“ entwaffnen. Ja, ich will ihn lehren!

Diese letzten Worte wurden laut und mit einem Lächeln gesagt, und in Wirklichkeit nahm er sich vor, diese Einladung als einen politischen Zug gegen die Exzellenz zu benützen; es sollte veröffentlicht werden, auf welche Weise der Minister vergeblich versucht hätte, den Redner der Demokratie zu entwaffnen und zu bestechen.

Soll ich hingehn? wiederholte Niels.

Der Redakteur sah, in seinem Gedankengang unterbrochen, auf; aber an dessen Statt stellte sich gleich ein neuer ein.

Hingehn, hingehn, wiederholte er mechanisch und strich sich über das Kinn; das heißt, es sollte mechanisch aussehen, aber in Wirklichkeit suchte er nur Zeit zu gewinnen. Er war ein schnell entschlossener Mann, aber diesesmal war er gegen seine Gewohnheit unsicher, denn, wie gesagt, ein neuer Gedankengang kreuzte sich mit dem vorigen. Dieser neue war nicht weniger menschlich als der andre, und unter seinem Einfluß verweilten die Blicke des Redakteurs auf dem Neffen; er taxierte gleichsam dessen Person, er fand ihn hübsch, ja recht einnehmend, er hatte etwas Feines, was vielleicht dazu angethan war, Gunst zu gewinnen — und wenn nun — wenn nun —

Wähle selbst, sagte der Redakteur.

Ja — dann — möchte ich allerdings am liebsten reisen, sagte Niels und errötete ein wenig.

Der Redakteur hatte diese Antwort vorausgesehen, aber er machte eine großartige Handbewegung, die sagen sollte, daß ein etwaiger unglücklicher Ausfall über das Haupt des andern kommen solle.

Als Niels sich dann verabschiedete, machte der Redakteur für sich seine kleine Handbewegung, die bedeutete: Wenn aber etwas Gutes daraus erfolgt, dann soll es bei Gott *mein* Vorteil sein!

Nachdem sich Niels also entschlossen hatte, zu reisen, beging er trotzdem eine Unterlassungssünde, die nur der verstehn kann, der entweder selbst viel mit jungen Leuten zu thun gehabt hat oder sich lebhaft daran erinnert, wie er selbst als junger

Mensch gewesen ist: er vergaß der Exzellenz zu antworten und sich zu bedanken. Oder besser gesagt, zuerst schob er es von Tag zu Tag hinaus, weil er nämlich nicht wußte, mit welchem Titel diese vornehme Person angeredet werden mußte, und sich schämte, andre deswegen zu fragen, und nachher — vergaß er es.

Und das widerspricht durchaus nicht dem, daß er sehr erfüllt war von dem, was bevorstand, und sich zugleich darauf freute und Angst davor hatte, sowie daß er sich nach bestem Vermögen ausstaffierte. Das „beste Vermögen" bedeutete nun nicht gerade viel.

Jetzt war er also im Rödstener Park und kam sowohl unangemeldet wie auf einem Hinterweg.

Und vorläufig schlief er süß unter einem Kastanienbaum.

6

Ein fortgesetztes durchdringendes Bellen und Heulen in seiner unmittelbaren Nähe drang schließlich an sein Bewußtsein. Er fuhr auf und wurde eines häßlichen Anblicks gewahr.

Ein Mann stand mitten in der Allee über einen Dachshund gebeugt, den er mit dem linken Arm niederdrückte, während er ihm mit einem scharfen Instrument einen Stich nach dem andern in Hals und Nacken versetzte. Der Mann war ein etwas magerer, ältlicher Mensch von mittlerer Größe. Der Boden war mit Blut bedeckt, das Tier zitterte und winselte noch eine Weile; als es endlich tot war, richtete sich der Mann langsam auf und zeigte ein Gesicht von edeln Zügen, aber von auffallender Magerkeit. Dieses Gesicht wandte er Niels zu — und zwar in einer Weise, als hätte er diesen erst jetzt entdeckt — und sagte:

Man tötet zu langsam mit so etwas — er erhob eine kleine bluttriefende Damenschere —, aber warum nimmt man mir auch meine langen Messer?

Niels sah den Mann sprachlos an. Diese gebildete Stimme war nicht die eines Henkers, dieses Gesicht hatte nicht das Gepräge der Grausamkeit, auch schien es nicht deutlich vom Wahnsinn gekennzeichnet zu sein, aber sicherlich von Leiden und auch von tiefem Kummer.

Als er von neuem sprach, war der Tonfall wieder nicht übereinstimmend mit dem vorigen, denn — auf den getöteten Hund hinabsehend — sagte er langsam mit einem gewissen leblosen Pathos, wie wenn er eine Messe läse:

Eirene. Schlaf in Frieden, armer Tonny. Eirene. Ruhe aus von alledem. O Pan, nimm Tonnys Seele auf.

Und er repetierte wie in einem Ritual:

Eirene. Ruhe aus von alledem. Pan, nimm Tonnys Seele auf.

Mein Herr — er wandte sich plötzlich an Niels und sprach in der ersten natürlichen Weise —, mein Herr, ich liebte Tonny. Tonny war der Name dieses Hundes. Er liebte ihn auch. (Bei „er" deutete er auf das Schloß.)

Und darum marterten Sie ihn zu Tode? rief endlich Niels empört und ängstlich zugleich.

Nicht ohne ein gewisses betrübtes Gekränktsein antwortete der Mann:

Zu Tode, ja. Ich schenkte ihn Pan. Mein Herr, Sie sind ein Jünger der Wissenschaft, ich sehe es an dem Emblem Ihrer Mütze, und Sie sollten den großen Plato nicht kennen? Nicht zu sprechen von den mannigfaltigen Stellen im Cicero, nicht zu sprechen von der brahmanischen und sogar von der buddhistischen Lehre; wissen Sie nicht, mein Herr, daß das Leben Leiden ist, und der Tod eine Wohlthat? Ich nenne den Tod: Pan. Pan ist die Ruhe. Pan ist mein Gott, ich bete ihn an.

Niels war es höchst unbehaglich zu Mute; er sagte mit zorniger Stimme:

Aber Sie quälten das Tier vorhin!

Der Mann antwortete mit dem Ton eines ungerecht Angeklagten:

Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nur diese Schere hatte! Ist das meine Schuld? — Übrigens, mein Herr, töte ich nicht alles Lebendige, was ich eigentlich

thun sollte. Ich habe ein weiches Gemüt, ich bin nicht konsequent, ich kann es nicht. Aber — er erhob die Stimme zu tragischem Klang — wenn ich sehe, daß die armen Lebenden den Gipfel des Lebens erreicht haben, die entsetzliche Kulmination, das unvermeidliche Stadium, das wir früher oder später alle erreichen müssen, o, dann bin ich barmherzig, dann schenke ich sie Pan — ja, mein Herr, Sie wissen doch wohl, was ich meine?

Nein, antwortete Niels erschüttert.

Haha, ich dachte es mir. Sie sind gerade so wie die andern. Die Kulmination des Lebens, das Unvermeidliche für uns alle, das ist der Wahnsinn! Ich sah ihn in Tonnys Augen heute morgen, er war wahnsinnig, er hatte diese Kulmination des Leidens erreicht, sein Blick bettelte um die Wohlthat. Ja, mein Herr, ich habe heute drei Wohlthaten erwiesen: einem Kaninchen, einer Taube und nun diesem Tonny. Aber er weiß es nicht. Er ist nicht daheim. — Schlaf in Frieden, ruhe aus von alledem.

Niels war dem Wahnsinn noch nie in dieser Gestalt begegnet, er wich zurück, er eilte die Allee hinunter.

Das hätte er nun nicht nötig gehabt; der Wahnsinnige blieb stehn und betrachtete den toten Tonny mit weicher Zärtlichkeit, zog dann eine Flöte heraus und blies wehmütig darauf. Die Töne klangen hinter Niels, ferner und immer ferner, durch die stillen Gänge des Parks, offenbar war es das Ritual nach der vollendeten „Wohlthat," eine Hymne für Pan nach dem Opfer.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Klatsch. Es ist in den Grenzboten wiederholt auf die Versuche hingewiesen worden, die von der unter konservativer Flagge segelnden „Fronde" seit Jahren immer wieder gemacht werden, dem deutschen Volke das Vertrauen zum Kaiser zu rauben, oder wo es schon gestört ist, nicht wieder aufkommen zu lassen. In den „Hamburger Nachrichten," die sich darin immer hervorgethan haben, ist neuerdings wieder — augenscheinlich durch einen ihrer zahlreichen, den obern Gesellschafts- und Beamtenkreisen nahestehenden Hintermänner — ein Versuch in dieser Richtung gemacht worden, der ganz besonders geeignet ist, den politischen und moralischen Charakter dieses Treibens zu zeigen. Der vielleicht überflüssige, jedenfalls ganz harmlose Reporterbericht von der scherzhaften Äußerung des Kaisers zu Krefelder Damen über die Verlegung einer Garnison nach Krefeld wird in einem dem Blatte angeblich „von freikonservativer Seite aus Berlin" eingesandten Artikel zu dem bezeichneten Zweck in nichtsnutziger Weise klatschhaft ausgebeutet.

Die Krefelder Vorgänge selbst sind in der Tagespresse genügend aufgeklärt worden. Die Stadtverwaltung hat sich seit längerer Zeit bemüht, für Krefeld Garnison zu erhalten, und soll sich bereit erklärt haben, bedeutende Geldmittel für die dazu nötigen Einrichtungen zu opfern. Krefeld ist die einzige deutsche Großstadt, die keine Volksvermehrung aufzuweisen hat, während in andern rheinischen Industriestädten eine rapide Bevölkerungszunahme die Schaffung und Erhaltung ausreichender Garnisoneinrichtungen, wie Kasernen und Exerzier- und Schießplätze, immer schwieriger und kostspieliger macht. Jedenfalls liegen die Verhältnisse so, daß die Verlegung eines Teils der Düsseldorfer Garnison nach Krefeld wahrscheinlich ebenso den Wünschen der Krefelder wie den Interessen des Militärfiskus und der Armee entsprechen würde, und es wäre nichts weniger als auffällig, wenn sie, wie verlautet, schon längst von der Militärverwaltung beschlossen sein sollte. Und was macht trotzdem der Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten" aus der Krefelder Geschichte!

Die „Krefelder Husarengeschichte," schreibt er, werde an sich wohl keine prak-

tischen Folgen haben, sondern im Sande verlaufen. Wenn nicht die Stadtverwaltung selbst schon so verständig sei, den Plan an den dieserhalb an die Stadt zu stellenden Anforderungen scheitern zu lassen, so werde die Sache zwar dem Kriegsminister einige „alsdann nicht unverdiente unangenehme“ Stunden bereiten, aber mit der Ablehnung der bezüglichen Forderungen im Reichstage endigen. Eigentlich müßte schon das Reichsschatzamt ein entscheidendes Veto einlegen, allein das sei bei der Schwäche der Position dieser Zentralstelle selbst bei so schlechter Finanzlage nicht zu erwarten, ebensowenig eine Ablehnung im Bundesrat. Stellen sich die „Hamburger Nachrichten“ schon mit dieser Aufforderung zur rein tendenziösen Opposition vollständig auf die Höhe des „Vorwärts“ und der „Freisinnigen Zeitung,“ so gewinnt der Artikel doch erst durch die folgenden an die „Husarengeschichte“ geknüpften Betrachtungen seine tief zu beklagende Bedeutung.

Wir lebten — heißt es nämlich weiter — nicht mehr im absoluten Staate, und das persönliche Regiment des Herrschers sei nicht nur durch die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung beschränkt, sondern auch an die Mitwirkung selbständig verantwortlicher Minister gebunden: „Es ist ein planmäßiges Bestreben unverkennbar, jene Schranke des persönlichen Regiments zu beseitigen. Kaiser Wilhelm II. sieht in seinen verantwortlichen Räten im Reiche und in Preußen anscheinend allein ausführende Organe seines Willens. Das Wort »Handlanger« spiegelt wohl durchaus richtig seine Auffassung von der Stellung des Monarchen zu seinen Ministern wieder.“ Wie sehr dies in den „zunächst beteiligten Kreisen“ empfunden werde, gehe aus einer Äußerung hervor, die ein kürzlich verstorbner „hoher Staatsbeamter“ bei einem der parlamentarischen Abende dieses Jahres gethan habe. Er habe gesagt, daß Herrn von Miquels Rücktritt nicht sowohl wegen der Kanalfrage, sondern deshalb herbeigeführt worden sei, weil er versucht habe, im Sinne seiner politischen Verantwortlichkeit die Entscheidung des Kaisers zu beeinflussen. Die Richtigkeit der Version könne dahingestellt bleiben, sie sei aber jedenfalls für die Stimmung „in der obersten Beamtenwelt“ bezeichnend.

Und um die Gehässigkeit des Angriffs noch zu verschärfen, ergeht sich der Artikelschreiber schließlich in folgenden Vergleichen: „In einem wesentlichen Punkte unterscheidet sich der Krefelder Vorgang, und nicht zu seinem Vorteil, von der preußischen Königsherrlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts. Der charakteristische Unterschied zwischen dem König, welcher den Junkern gegenüber seine Autorität wie einen rocher de bronze stabilisierte, und seinem großen Sohne einerseits und dem Absolutismus des roi soleil und seiner Nachfolger andrerseits war bekanntlich der, daß jene Preußenkönige sich allein von der Staatsraison und der salus publica leiten ließen und persönlichen Neigungen, Liebhabereien und Impressionen keinen Einfluß auf ihr Regiment gestatteten. Sie waren als Regenten die Verkörperung des Kantschen Imperativs der Pflicht, und darauf beruht zum großen Teil ihre Größe und ihr Verdienst um Preußen und Deutschland.“ Der Artikelschreiber mag vielleicht stolz sein auf die Feinheit, mit der er seinen Vergleich dem Wortlaut nach zwischen jenen großen Preußenkönigen und dem roi soleil macht, dem Leser aber einen ganz andern Vergleich thatsächlich aufzwingt. Er weiß auch wohl ganz gut, daß er der giftigen Wirkung dieses Kunststücks keinen Abbruch thut, wenn er zum Schluß hinzufügt: In den Rahmen ihrer — der Preußenkönige — strengen Auffassung ihres Herrscherberufs passe der „Krefelder Vorgang“ doch nicht ganz hinein. Das sei an sich nicht eben erfreulich, aber außerdem politisch so unerwünscht als möglich. Denn es führe der „ohnehin schon weit verbreiteten Ansicht neue Nahrung zu, daß Liebhabereien, Stimmungen und sonstige Momente subjektiver Art sich jetzt viel stärker geltend machen, als dies sachlich gerechtfertigt ist.“ Irgendwelchen Kommentar braucht das alles gewiß nicht, daß es in seiner Tendenz verstanden wird.

Wenn von Männern, die augenscheinlich in den höhern, staatsmännische Qualitäten beanspruchenden Beamtenkreisen heimisch sind, der „Krefelder Vorgang“ in dem führenden Blatte der „Fronde“ in dieser Weise verwertet wird, so müssen doch end-

lich diesen Beamtenkreisen selbst die Augen darüber aufgehn, welcher unverzeihlichen Pflichtwidrigkeit sie sich schon durch die passive Duldung solches Klatschs seit Jahren schuldig gemacht haben und erst recht in Zukunft schuldig machen würden. Hier haben wir die Grundlagen der „ohnehin schon weit verbreiteten Ansicht," die der Artikelschreiber zu bekämpfen heuchelt, um sie nur umso wirksamer unterstützen zu können, einmal recht handgreiflich vor Augen. Der Krefelder Klatsch ist geradezu typisch dafür.

Daß die freikonservative Partei, der die „Hamburger Nachrichten" selbst ihren Mitarbeiter an die Rockschöße heften, bisher versucht hätte, ihn mit der angemessenen Energie abzuschütteln, davon ist nichts verlautet, obwohl doch zu ihr immer noch eine große Anzahl von Politikern gerechnet wird und sich rechnen läßt, deren vornehme Gesinnung auch in der Politik von heute nicht soweit gelähmt sein kann, daß sie nicht die Elendigkeit solcher Brunnenvergiftung voll Abscheu von sich weisen sollten. Wir kennen den Bann, worin die jungbismarckische Fronde gerade auch diese Partei gefangen hält, und wir hoffen deshalb vorläufig von ihr wie von den Parteien, wie sie jetzt sind, überhaupt sehr wenig. Von dem preußischen Beamtentum aber verlangen wir unbedingt, daß es endlich diesen ganzen widerlichen Klatsch, wo er sich auch hervorwagt, mit dem Ernst zu bekämpfen sich aufrafft, zu dem es dienstlich, politisch und sittlich verpflichtet ist. Mehr als je ist heute die furchtlose Vertretung ihrer eignen, sich auf die salus publica stützenden Überzeugung auch nach oben, auch dem Kaiser gegenüber Pflicht der hohen Beamten. Aber freilich dazu müssen sie vor allen eine solche eigne Überzeugung haben und haben wollen. Ein Strebertum, das mit einem Ohr nach den jeweiligen Wünschen des „Chefs," des „Herrn" horcht und mit dem andern ebenso gespannt auf die Parteiinteressen und die Parteichancen aufmerkt, um je nachdem es der persönliche Vorteil heischt, seine Meinung zu gestalten, wird für das Reich und Preußen ein Fluch. Die traurige Überhandnahme des Klatsches über den Kaiser, wie ihn die Fronde seit Jahren pflegt, ist ein Anzeichen dafür, daß dieses Strebertum schon viel weiter, als erträglich ist, um sich gegriffen hat. Täglich, in den Ämtern, in der Gesellschaft, im Bade tritt unsern Ministern, unsern wirklichen und andern Geheimräten, unsern Regierungsräten und Assessoren dieser Klatsch nahe. Sie kennen ihn alle ganz genau, und aus ihrem eignen Verhalten ihm gegenüber kann und soll jeder Einzelne das Urteil darüber finden, ob er ein pflichttreuer Beamter ist oder ein gesinnungsloser Streber. Für das Fortwuchern des Klatsches in ihrem eignen Kreise sind sie jedenfalls im vollen Umfang und allein verantwortlich.

Ob sie es in demselben Umfang auch für die verheerende Wirkung des Klatsches in der breiten Masse der mittlern und der untern Beamten sind, scheint in Preußen schon deshalb zweifelhaft, weil hier die immer weiter gediehene kastenmäßige Abschließung und Überhebung dem obern Beamtentum allmählich so gut wie jedes Verständnis und Erkenntnisvermögen für das politische und das soziale Empfinden der untern Beamtenklassen geraubt hat. Es kann ihnen deshalb vielleicht entgangen sein, mit welchem Eifer gerade hier der Klatsch über den Kaiser aufgenommen und weiter gesponnen wird, trotz aller nach oben zur Schau getragnen Loyalität, und wie gerade dieser Klatsch die Subaltern- und Unterbeamten in erschreckender Weise aufnahmefähig macht für die demokratischen und sozialdemokratischen Lehren, die ja in demselben Klatsch — nur offner und man möchte fast sagen ehrlicher — mit der „Fronde" wetteifern. Die demokratische und die sozialdemokratische Partei in Preußen geht absichtlich klug und skrupellos darauf aus, der breiten Masse des Volkes die monarchische Institution unvernünftig, schädlich, unerträglich erscheinen zu lassen, und nach bewährtem agitatorischem Rezept glaubt sie das am besten erreichen zu können, wenn sie die Person des Monarchen in ein schlechtes Licht setzt.

Der Klatsch über den Kaiser spielt in dem kommunalen Oppositionstreiben Berlins seit Jahren die Hauptrolle. Wer hier als ganzer Mann die Stimmen haben will, der muß dem Kaiser nur übles nachreden, nichts gutes. Und den zu verhetzenden Arbeitermassen muß der Kaiser erst recht als der persönlich verantwortliche Erhalter alles dessen dargestellt werden, was nach den Lehren des

Sozialismus die Arbeiter an dem sogenannten menschenwürdigen Dasein hindert. Wenn man sich um die Regungen der Volksseele kümmert — was freilich, der neupreußische „Assessor" und wer ihm gleich rangieren möchte, absolut nicht mehr zu können scheint —, so wird man wahrnehmen, daß niemals des Kaisers Worte und Handlungen selbst und unmittelbar der Masse zu mißfälliger Erregung Veranlassung geben, daß im Gegenteil seine impulsive Natur, sein lebhaftes, persönliches Interesse für alles und alle, die ihm nahe kommen, durchaus geeignet ist, die Sympathie des Volkes zu wecken. Es ist immer nur die tendenziöse Vermittlung durch die gebildeten Klassen, der von oben durchsickernde und ausgestreute böswillige Klatsch, wodurch in den Massen unsympathische, falsche Vorstellungen erzeugt werden. Es ist klar, die Natur des Kaisers provoziert zur Kritik, aber sie braucht sie nicht zu scheuen. Wir sind die letzten, die alles, was er thut und sagt, jeder Kritik entzogen sehen wollten. Aber wer sich vom Klatsch freimacht, wer sich bestrebt, der ganzen Persönlichkeit des Monarchen ernstlich gerecht zu werden, der wird sich doch vor allem des Eindrucks höchster Pflichttreue, gewissenhaftester Hingebung an seinen Beruf, rastlosester Fürsorge für die salus publica bei höchster intellektueller Begabung nicht erwehren können, der wird gerade heute im König von Preußen den Geist der großen Preußenkönige bewundern, die der Klatsch der „Fronde" gegen ihn ausspielen möchte, und der wird uns zustimmen, wenn wir das Fortspinnen dieses Klatsches im preußischen Beamtentum für eine Schande erklären, die jeder preußische Beamte persönlich empfinden muß. β

Die sächsischen Kirchenbücher. Der Gedanke, die alten Kirchenbücher als Quellen für die Geschichtsforschung, insbesondre für die Ortsgeschichtsforschung wissenschaftlich zu verwerten, ist kaum ein Jahrzehnt alt und wurde zuerst auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im Jahre 1891 in Sigmaringen auf Grund eines Antrags des Vereins Herold erörtert. Man war von der Wichtigkeit dieser bisher fast ganz vernachlässigten Geschichtsquellen überzeugt und beschloß vor der Hand für ganz Deutschland eine Zusammenstellung über das Alter und den Bestand dieser Kirchenregister zu veröffentlichen, um auf dieser sichern Grundlage dann in die Einzelforschung einzutreten. Seitdem ist die Kirchenbuchfrage nicht wieder von der Tagesordnung der Generalversammlungen verschwunden, und fast alljährlich wird über die Fortschritte der Veröffentlichungen berichtet, die im Laufe der letzten Jahre in allen Teilen des Reichs auf diesem Gebiete unternommen worden sind. So erstattete auf der vorjährigen Versammlung in Freiburg i. B. der Hauptförderer dieser Bestrebungen, Archivrat Dr. E. Jacobs in Wernigerode, einen ausführlichen Bericht über den Ursprung der Kirchenregister bei den verschiednen Völkern. Schon die Israeliten kannten (4. Mose 1, 18) Geburtsbücher, Stammtafeln und Geschlechtsregister, und im römischen Reiche gingen Verzeichnisse der Geburten und Eheschließungen in ziemlich frühe Zeit zurück, da man durch derartige Register die Wehrkraft des Volkes und die Steuerzahler kennen lernen wollte.

Als dann die christliche Kirche entstand, nahm sie die vorgefundnen Kulturelemente des Römerreichs in ihrer Weise selbständig auf und verwertete sie in ihrem Sinne, indem sie ein Verzeichnis der zum Glauben der Christen übertretenden Personen, also der Getauften, sowie der sich Vermählenden und der für den Glauben Gestorbnen anlegte. Mit dem Auftreten der germanischen Völker trat, wie Jacobs sagt, die Kultur um einige Schritte zurück, die Führung der Kirchenregister kam ins Stocken, und es blieben während des Mittelalters nur die bekannten Totenbücher — Nekrologien — übrig, die nur die Namen von Geistlichen und solchen Personen enthielten, die einer Kirche oder einem Kloster Zuwendungen an Geld und Gut vermacht hatten, und deren Gedächtnis deshalb aufrecht erhalten werden mußte.

Erst mit dem Wiederaufleben der Kultur, mit der Renaissance im weitesten Sinne, setzt auch die Kirchenbuchführung wieder ein, und es entstanden allmählich im christlichen Abendlande die ordentlichen Kirchenregister über alle Geburten, Ehe-

schließungen und Sterbefälle in der Gemeinde. Sie sind zuerst in Italien und Südfrankreich, Spanien und Portugal, dann in England und in dem übrigen Frankreich nachweisbar. In Deutschland fällt die Wiedereinführung der Kirchenbücher im großen und ganzen mit der Reformation zusammen, doch sind schon aus früherer Zeit in den südlichen Teilen, einschließlich der Schweiz, eine Anzahl Register aufgefunden worden. Hieraus erklärt sich denn auch die Bedeutung der Aufzeichnungen für die verschiednen Zweige der Wissenschaft, und es ist höchst wünschenswert, daß einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf das wichtige Urkundenmaterial hingelenkt wird, das jahrhundertelang unbeachtet und unbenutzt, zum Teil verwahrlost, verstaubt und vermodert oder zerfressen in den Pfarreien gelegen hat und noch liegt. Es ist nicht weniger wichtig für die allgemeine Geschichte, namentlich für die Kriegsgeschichte, als ganz besonders für die Ortsgeschichte, die in kleinen Ortschaften fast ausschließlich auf die Kirchenbücher angewiesen ist. Daneben haben sie einen unschätzbaren Wert für die jetzt so sehr gepflegte Familienforschung, die sich auch auf die bürgerlichen Geschlechter erstreckt, ferner für die Kulturgeschichte, für die Bevölkerungsbewegung, für die allgemeine und Sittlichkeitsstatistik und für manches andre. Man denke nur an die Tauf- und Vornamen in den verschiednen Jahrhunderten, an die Ab- und Zunahme der Bevölkerung nach den vielen Kriegen der letzten Jahrhunderte, an die sonstigen Schwankungen der Geburts- und Sterbefälle in den verschiednen Zeiträumen, an die Zahl der Eheschließungen, der unehelichen Geburten, der Verbrechen, der Krankheitsfälle usw. in diesem oder jenem Jahrhundert: für alle die Fragen ist, abgesehen von größern Städten, wo es noch andre Listen der Einwohner gab, ausschließlich das Kirchenbuch als einzige Urkunde maßgebend; es enthält für den, der darin zu lesen versteht, eine Fülle von Mitteilungen, die für die Heimatkunde und die Ortsgeschichte, für die angegebnen Hilfswissenschaften der Geschichte von äußerster Wichtigkeit sind. Das lehrt uns in ganz vorzüglicher Weise die im fünfzehnten Hefte der Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte 1901 erschienene Schrift des Pfarrers Franz Blanckmeister in Dresden über die Kirchenbücher im Königreich Sachsen. (210 Seiten.) Der Verfasser giebt zunächst eine Übersicht über den Stand der Kirchenbuchforschung und über die Geschichte der kirchlichen Register, wobei er das erhaltne Bruchstück des Totenbuchs der Kanoniker am Meißner Domstift von 1472 bis 1544 mitteilt, um zu zeigen, wie die Stifter und Klöster ihren Personalbestand führten. Sodann spricht er von der Wiedereinführung der Kirchenbücher durch die Reformation und geht schließlich auf die Entstehungsgeschichte der sächsischen Register über. Dort in dem Mutterlande der Reformation hatte man schon sehr früh mit den Aufzeichnungen begonnen, wenn auch aus der vorreformatorischen Zeit nur ein höchst wertvolles Totenregister in Zwickau erhalten ist, das im Jahre 1502 beginnt und von dem Küster der St. Marien- und Katharinenkirche angelegt worden ist. Der Mann hatte allerdings seinen guten Grund dazu: er buchte nämlich nur die Namen der Honoratioren, die mit vollem Geläute begraben wurden, weil dabei für die Kirche ein Scherflein abfiel. Später wurde daraus ein wirkliches Totenregister, und in den nächsten Jahrzehnten beschaffte man ein Tauf- und Trauregister. Die erste Anweisung der Obrigkeit zur Führung stammt aus dem Jahre 1548; sie geht auf einen Vertrauensmann des Kurfürsten Moritz, den Fürsten Georg III. von Anhalt zurück, der als Koadjutor des Hochstifts Merseburg im genannten Jahre eine bei Jakob Berwaldt in Leipzig gedruckte Verordnung erließ, worin er die Pfarrer anwies, Geburts-, Trau- und Sterberegister anzulegen und aufzubewahren. Der Erfolg blieb nicht aus: von 1548 an mehrt sich die Zahl der noch erhaltnen Kirchenbücher, und einige sind offenbar infolge des Erlasses angelegt worden. Der Kurfürst August setzte die Bemühungen Georgs fort und verordnete 1557 in den Generalartikeln: „Es sollen auch die Pfarrherrn auf den Dörfern gewisse Register halten, wieviel und wes Kinder und Leute sie jährlich taufen, kopulieren oder in Ehestand einsegnen und solche Register also in der Kirchen Verwahrung beilegen, damit die zu jeder Zeit zu befinden.“ Diese beiden Verordnungen hatten den

Grund zur Führung der Kirchenbücher in Sachsen gelegt, und die Vorschriften der folgenden Jahrhunderte hatten wesentlich nur noch den Zweck, die Einrichtung auszugestalten und brauchbarer zu machen. Denn wenn sich z. B. in den ältesten Totenregistern Eintragungen finden wie: Der alte Wächter oder der blinde Christel auf der Ziegelei ist gestorben, so ließen sich daraus unter Umständen erbrechtliche oder andre Ansprüche nicht leicht herleiten. Deshalb wurden die Kirchenbücher immer ausführlicher gestaltet, bis man zuletzt auf eine schematische Anordnung kam, die leider die Poesie der alten Register zerstörte, da für breite Ausführungen, geschichtliche Bemerkungen, gemütliche Randglossen kein Raum mehr blieb.

Über den innern Wert der sächsischen Kirchenbücher hat Blanckmeister eine hohe Meinung; er ist der Ansicht, daß sich aus deren Inhalt leicht eine sächsische Kultur- und Sittengeschichte seit der Reformation herausarbeiten ließe. Die Eintragungen liefern Material zur Bevölkerungsstatistik, zur Statistik der Volksgesundheit und Volkssittlichkeit, zur Geschichte des Bauerntums, des Bürgertums, des Adels, des geistlichen und des Lehrerstandes, zur Geschichte der Vor- und Familiennamen, zur Volkskunde und Geschichte des kirchlichen Lebens. Fast alle Kirchenbücher enthalten mehr oder weniger ausführliche ortsgeschichtliche Nachrichten; die wichtigsten Vorkommnisse in der Geschichte der Gemeinde sind von den Ortsgeistlichen, den gebornen Gemeindechronisten, in den Kirchenbüchern anmerkungsweise gebucht worden.

In diesen Äußerungen des Verfassers liegt thatsächlich der Schwerpunkt der gesamten Kirchenbuchforschung; die Kirchenbücher sind für die ländlichen Ortschaften fast ausnahmlos die einzige Quelle zu deren Geschichte seit der Reformation, und diese Thatsache verdient erst einmal genugsam bekannt zu werden. Man betont immer wieder, Volkstum und Heimatkunde zu pflegen; hier in den alten Kirchenregistern, von denen allein in sächsischen Orten noch etwa 400 aus dem sechzehnten Jahrhundert vorhanden sind, liegen herrliche Schätze für diese Gebiete und warten der Hebung. Ganz richtig nennt Blanckmeister die Geistlichen die gebornen Gemeindechronisten. Sie sind es in frühern Jahrhunderten gewesen und sind es noch; sie sind die berufnen Forscher für die Ortsgeschichte und sollten sich dieses ihnen so bequem und nahe liegende Urkundenmaterial nicht entgehn lassen. Es ist einmal in dieser Zeitschrift in einem trefflichen Aufsatze über die Heimatpflege gesagt worden, die Volksschriftsteller müßten immer erzählen, erzählen aus Gebieten, die dem Volke wirklich nahe liegen. Die Kirchenbücher liefern solchen naheliegenden Stoff, und es giebt auch Landgeistliche, die für jeden Hof einen Stammbaum aus dem Kirchenbuche aufgestellt und möglichst weit zurückgeführt haben. Dafür haben unsre Bauern und Bürger immer ein gutes Verständnis, und sie lassen sich gern von dem Leben und Treiben ihrer Vorfahren erzählen. Wie mancher lange Winterabend könnte beim Glase Bier im gemütlichen Zusammensein auf diese Weise nützlich verwertet werden, wenn der Geistliche oder der Lehrer seine Aufzeichnungen aus dem Kirchenbuche der Gemeinde zum besten gäbe und daran allerlei Bemerkungen über Vergangenheit und Gegenwart anknüpfte. Der gesunde Sinn unsers Volkes ist zum Glück noch immer dafür mindestens ebenso empfänglich, wie für die gegenwärtigen Hetzereien auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, die schließlich nur zu Zerklüftungen, Feindschaften und zur Unzufriedenheit führen.

Man braucht nur einen Blick in die Register hineinzuthun, um deren Reichhaltigkeit zu erkennen: da berichtet der eine Pastor über Krankheiten und Hungersnöte, der andre über Witterungsverhältnisse, ein dritter über Hochwasser, Wildschäden, Pest und schlechte Zeit. Reiche Ausbeute liefern die Kirchenbücher aber insbesondre für die Geschichte der Kriege, und fast jeder Kirchenbuchführer bietet, da Sachsen seit der Reformation der Schauplatz aller größern Kriege gewesen ist, Beiträge zur Kriegsgeschichte. Da werden der Schmalkaldische und der Dreißigjährige Krieg, der schwedische Einfall unter Karl XII., die schlesischen und die napoleonischen Kriege, ja sogar noch die Feldzüge von 1866 und 1870/71 von den verschiedensten Standpunkten aus in einzelnen hervorspringenden Zügen be-

trachtet. Sogar an längern Berichten über geschichtliche Einzelheiten fehlt es nicht; so hat Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit die Erlebnisse des Pfarrers in Großzschocher aus der Zeit von 1806 bis 1815 benutzt. Und derartige Aufzeichnungen stehn nicht vereinzelt da; sie wollen nur aufgesucht sein und verwandt werden.

Das Blanckmeistersche Buch und die ihm voraufgegangnen Veröffentlichungen in andern Landesteilen geben die Anleitung zu weitern Studien; sie berichten über das Alter und den Bestand der Register in jeder einzelnen Gemeinde unter Angabe der Ephorie, der Mutter- und der Tochterkirchen, und was sonst noch dahin gehört. In den Anmerkungen wird gesagt, ob ortsgeschichtliche oder sonstige Nachrichten mit den Registern verbunden sind, ob sie für einzelne Jahre Lücken aufweisen, was leider infolge der Kriege und häufigen Pfarrhausbrände recht oft der Fall ist, und ob das Pfarrarchiv sonst noch wichtige Akten und Urkunden enthält. Auf diese Weise werden die Veröffentlichungen über Alter und Bestand der Kirchenbücher für die Geschichtsforscher ein wichtiges Nachschlagewerk, das erst zur vollen Geltung kommen wird, wenn das Ziel des Gesamtvereins für ganz Deutschland erreicht sein wird. Erst dann wird man auch daran denken dürfen, auf Grund des vollen Überblicks eine Geschichte der Kirchenbuchführung zu schreiben.

Schlieben R. Krieg

Schamhaftigkeit in der Berichterstattung. Wann wird vor Gericht die Öffentlichkeit ausgeschlossen? Wenn Dinge zur Verhandlung kommen, deren Besprechung vor der Öffentlichkeit das Schamgefühl verletzen würde. Wann tagt das Parlament bei geschlossenen Thüren? Wenn es unvermeidlich ist, Gegenstände in der Verhandlung zu berühren, die man nur in vertrautem Kreise bespricht. Und was thut die öffentliche Berichterstattung? Sie gab z. B. kürzlich aller Welt kund, daß die neuste schwere Erkrankung der erhabnen Herrscherin eines Nachbarlandes darauf zurückzuführen war, daß „eine künstliche ..... herbeigeführt wurde, welche mehrere Stunden erforderte.“ Hierin liegt eine unnötige und die Schamhaftigkeit verletzende Bloßstellung der hohen Person. Das Wolffsche Bureau drückt sich in einer andern Nachricht geziemender und doch vollkommen verständlich aus: die Krankheit hatte eine glückliche Hoffnung vernichtet, deren Verwirklichung im September erwartet wurde. Wozu jene Schamlosigkeit?

Und die Nachricht stand in allen Zeitungen und hing auf Extrablättern an den Ecken und in den Schaufenstern! Da lasen sie unsre Kinder. Wen schickt man zuerst aus dem Zimmer, wenn solche Angelegenheiten besprochen werden sollen? Sicherlich die Kinder. Und dann ist vielleicht auch noch nicht die Schamhaftigkeit gewahrt. Gericht und Parlament schließen sogar erwachsene Personen aus. Man hütet die Kinder ängstlich vor der Kenntnis solcher Dinge, die dem höhern Lebensalter vorbehalten sind. Und hier die öffentliche Preisgebung! Giebts dagegen kein Mittel? Haben nicht wenigstens bessere Zeitungen ein hier einschreitendes Anstandsgefühl?

Als vor einem Jahre die Schandgeschichten aus dem bewegten Leben eines Hofes im Südosten in den Zeitungen erschienen, wandte ich mich an eine von diesen und erhielt unter Bedauern die Antwort, daß eine Zeitung in der Veröffentlichung solcher immerhin wichtigen Angelegenheiten nicht hinter der andern zurückstehn könne. Ja, aber warum denn so schamlos? Man redigiere wenigstens in die oben angeführte Wolffsche Form um! Und ein Wort „vom künstlichen Eingriff der Ärzte“ hätte auch in den jüngstverflossenen Tagen allen Wißbegierigen das Nötige enthüllt. Redaktionen verstehn sonst, sich mit ihren Redewendungen um die schlimmsten Klippen herumzuschlängeln. Warum nicht hier? — Mögen diese Zeilen einen Versuch anregen, in der gerügten übeln Sache Wandel zu schaffen! R. F.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Italien und die römiſche Frage

## 1860 bis 1870

Von Otto Kaemmel

Freie Kirche im freien Staat, libera chiesa in libero stato, das waren die letzten Worte des ſterbenden Cavour an ſeinen treuen Pater Jakob, der ihm die Sakramente geſpendet hatte. An dieſem Ideal hat er feſtgehalten, ſeitdem er ſelbſtändig dachte, mit dieſer Zauberformel hoffte er die römiſche Frage zu löſen, nicht äußerlich, nicht mechaniſch, nicht durch Gewalt, ſondern innerlich, durch die Verſöhnung des Papſttums mit dem freien nationalen Staate. Es iſt weder ihm noch einem ſeiner kleinern Nachfolger gelungen, denn die Formel ſelbſt iſt unhaltbar. Kraft ſeiner Souveränität, die in ſeinem Weſen liegt, kann der Staat die Kirche als irdiſche Inſtitution nicht von ſeiner Hoheit, dem ius circa sacra, befreien, weil es zwei Souveränitäten auf demſelben Boden nebeneinander nicht geben kann, und die Souveränität der Kirche, wie ſie noch heute der „politiſche Katholizismus," der Ultramontanismus grundſätzlich beanſprucht, indem er die Freiheit nicht im Staate, ſondern vom Staate fordert, würde die Souveränität des Staats aufheben, die Staatsgewalten der Kirche unterordnen.

Deshalb bezeichnet auch der im Dezember v. J. zu San Remo verſtorbne Kunſt- und Kirchenhiſtoriker Franz Xaver Kraus, einer der edelſten Verfechter des „religiöſen Katholizismus," in ſeinem letzten Werke („Die Erhebung Italiens im neunzehnten Jahrhundert. Cavour") den Grundſatz Cavours als „nur zum Teil wahr und nur zum Teil durchführbar," inſofern er nämlich „das Prinzip der Gewiſſensfreiheit" enthalte, das die „Magna Charta der modernen Kultur und eines menſchenwürdigen Daſeins unſrer Völker darſtellt." Vom Standpunkte des „religiöſen Katholizismus" aus iſt offenbar die ganze Sammlung gedacht, von der dieſer Band nur ein Teil iſt: „Weltgeſchichte in Charakterbildern," herausgegeben von Franz Kampers, Sebaſtian Merkle und Martin Spahn (Mainz, Franz Kirchheim, 1902), und von der bisher außer ihm noch drei Teile in ganz vorzüglicher, auch hinſichtlich der Illuſtrationen durchaus anerkennenswerter Ausſtattung erſchienen ſind (Indiens Kultur in der Blüte-

zeit des Buddhismus; König Asoka, von Edmund Hardy. Der Untergang der antiken Kultur; Augustin, von Georg Freiherrn von Hertling. Die Wiedergeburt Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert; der Große Kurfürst, von Martin Spahn). Ist das Ganze an sich schon ein erfreulicher Beweis dafür, daß unsre katholischen Landsleute ernsthaft an der Arbeit sind, die ihnen oft und nicht mit Unrecht vorgeworfne wissenschaftliche Inferiorität zu überwinden, so trifft das besonders bei F. X. Kraus zu. Seinen Standpunkt dem für einen Katholiken unleugbar schwierigen Stoffe gegenüber bestimmt er im Vorwort also: „Der Verfasser ist im Grunde seines Herzens ebenso strengroyalistisch als legitimistisch gesinnt. Aber er hat auch frühzeitig gelernt, die Dinge der Gegenwart nicht mehr durch das Œuil de bœuf zu sehen, und wie sich die große Entwicklung Italiens und Deutschlands seiner Beobachtung darbot, hat er begriffen, daß die Zeit der alten Parteien vorüber ist, und daß der christlichen Gesellschaft nichts Schlimmeres begegnen konnte, als daß man es unternahm, sie an vergängliche Institutionen binden zu wollen." Er steht deshalb der italienischen Einheitsbewegung ganz unbefangen gegenüber, er verfolgt sie mit Sympathie als eine in den tiefsten Bedürfnissen des Volkes wurzelnde, also berechtigte Entwicklung und zeichnet zunächst in den ersten vier Kapiteln das Wachstum der nationalen Idee und die dichte Schar hervorragender Männer, die sie seit 1815 vertraten, dann Cavour selbst und seine Wirksamkeit, ausgestattet mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug, von dem er in einem Anhange „Litteratur" eine dankenswerte Übersicht giebt. Begreiflich, daß ihn vor allem das Verhältnis zu Rom interessiert.

Graf Cavour selbst war streng kirchlich erzogen worden, aber religiös gestimmt wurde er erst durch den Einfluß seiner protestantischen Verwandten in Genf und der französischen Philosophie. Seit 1839 lernte er dann in Paris die auf Versöhnung des alten Glaubens mit den modernen Ideen, namentlich des sozialen Fortschritts abzielenden Bestrebungen innerhalb des Katholizismus kennen, wie sie von Montalembert, Lacordaire, Ozanam, Coeur u. a. vertreten wurden. Besondern Einfluß auf ihn gewann der Abbé Coeur, der seinen Standpunkt mit den Worten gezeichnet hat: „Es ist Zeit, daß die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen. Wer nur rückwärts zu schauen versteht, wird ebenso wit Lots Gattin versteinern." Wie ernst Cavours religiöse Gesinnung unter diesem Einfluß wurde, bezeugt das Abkommen, das er 1854 angesichts der Choleragefahr in Turin mit dem Pater Jakob traf: er solle ihn nicht verlassen in seiner letzten Stunde. Aber Cavours „religiöser Katholizismus" wollte von dem „politischen Katholizismus" allerdings nichts wissen; als irdische Institution sollte die Kirche ihr äußeres Leben unter die Gesetze des Staates beugen, deshalb trat er energisch für die Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit ein, die Piemont 1850 durchsetzte.

Andrerseits lag ihm, dem überzeugungstreuen Liberalen, die Thorheit liberaler Kammermajoritäten fern, denen die „Freiheit von kirchlichem Druck gleichbedeutend erschien mit der Befugnis, nun ihrerseits die Kirche und das religiöse Leben niederzudrücken." Vielmehr war ihm besonders unter der Einwirkung der Schriften Edgar Vinets und Alexis de Toquevilles das Ideal der „freien

Kirche im freien Staat" aufgeſtiegen, wie es in Nordamerika und Belgien verwirklicht zu ſein ſchien, und er vertrat dieſe Lehre zuerſt in ſeiner Zeitung „Riſorgimento" 1847/48, wie ſein Freund Amadeo Melegari zu gleicher Zeit die Aufhebung des weltlichen Papſttums (des potere temporale) verfocht. Alſo wollte Cavour der Kirche, d. h. praktiſch der römiſchen Kirche, in allen ihren innern Angelegenheiten die größte Freiheit gönnen, nur unter der Bedingung, daß ſie nicht in Widerſpruch mit den Staatsgeſetzen träte. Ein wirkliches Aufſichtsrecht über die Kirche, ein ius circa sacra nahm er für den Staat nicht in Anſpruch. Das dominium temporale des Papſttums aber, der Beſtand des Kirchenſtaats, galt ihm als eine hiſtoriſche Erſcheinung, eine vergängliche Inſtitution, die mit dem Weſen der Kirche nichts zu thun habe und ohne ſie zu ſchädigen, wenn es die Zeitverhältniſſe verlangten, aufgehoben werden könne.

Inwiefern ſich dieſes ſein Ideal, die libera chiesa in libero stato verwirklichen laſſe, das wurde für ihn eine ſchwere praktiſche Frage, als ſich im Jahre 1860 Süditalien und die meiſten Gebiete des Kirchenſtaats mit Ausnahme des Patrimoniums Petri dem Königreich Italien angeſchloſſen hatten. Das Verhältnis war auf die Dauer ſchon deshalb unerträglich, weil eine franzöſiſche Beſatzung in Rom lag, und die ſtürmiſche Leidenſchaft der nationalen Aktionspartei, die als eine ſelbſtändige Macht neben dem Königtum des Hauſes Savoyen ſtand, Rom als die Hauptſtadt des Nationalſtaats verlangte. Um ihrer Agitation dieſe mächtige Waffe zu entwinden, wollte Cavour auf dem Wege der Unterhandlung den Papſt zur Anerkennung der vollzognen Umwälzungen und zum Verzicht auch auf den Reſt ſeiner weltlichen Herrſchaft bewegen. Der Zeitpunkt war nicht übel gewählt, denn Pius IX. ſchien durch die jüngſten Ereigniſſe ſehr gebeugt und zu allem bereit. Napoleon III. aber begünſtigte ein ſolches Abkommen, weil ihm ebenſoviel daran lag, mit Rückſicht auf den franzöſiſchen Klerus den Papſt vor weitern erzwungnen Einbußen zu ſichern als mit Italien in ein feſtes Verhältnis zu kommen, das nur möglich war, wenn er ſeine Truppen aus Rom zurückzog. So ſtellte Dr. Diomede Pantaleoni in Rom einen Entwurf als Grundlage der Verhandlungen auf, der im erſten Teile die Abtretung des Kirchenſtaats und die künftige Stellung des Papſttums, im zweiten das Verhältnis der Kirche zum Staat im allgemeinen regeln ſollte, und Cavour ſtimmte in den meiſten Punkten zu oder machte nur gewiſſe Vorbehalte (veröffentlicht von Kraus im Anhange nach Pantaleoni, L'idea italiana nella soppressione del potere temporale dei papi, Turin, 1884). Danach ſoll der Papſt auf die weltliche Herrſchaft verzichten, aber alle Rechte eines Souveräns genießen, mit einem entſprechenden, ſteuerfreien Grundbeſitz ausgeſtattet werden und die Geſamtheit dieſer Beſtimmungen in das Grundgeſetz des Königreichs aufgenommen werden. Für die Stellung der Kirche ſoll der Grundſatz libera chiesa in libero stato feierlich anerkannt werden. Demgemäß ſollen alle Joſephiniſchen und Leopoldiniſchen Beſtimmungen ſowie die ſogenannte Monarchia sicula fallen und der Staat auf ſein Placet und ſein Inſpektionsrecht verzichten. Der Papſt hat alſo völlige Freiheit, in dogmatiſchen und disziplinellen Dingen ſein Geſetzgebungsrecht und ſeine kirchliche Gerichtsbarkeit auszuüben ſowie mit dem Klerus des Königreichs zu verkehren und Synoden

zu berufen. Zum Unterhalt des Klerus werden bestimmte Güter ausgesetzt. Der Staat verzichtet auf jede Nomination und Präsentation der Bischöfe, die vielmehr von Klerus und Volk gewählt und vom Papst bestätigt werden. Sie bleiben in ihren kanonischen Befugnissen frei von jeder Staatsaufsicht; ebenso hat der Klerus das freie Recht zu predigen und sich der Presse in kirchlichen Angelegenheiten zu bedienen, vorausgesetzt, daß er sich dabei innerhalb der staatlichen Gesetze hält. Dem Bischof steht das Recht der Zensur über den Religionsunterricht zu (der einzige Punkt, den Cavour in Bezug auf die weltlichen Bildungsanstalten rundweg zurückwies), dem Klerus das Recht, geistliche Schulen zu begründen. Die kirchlichen Korporationen und Vereine sind frei, doch hängt die Erteilung der juristischen Person vom Staate ab.

Auf Grund dieses Entwurfs arbeitete Pantaleoni im Auftrage Cavours eine Denkschrift aus und legte sie am 13. Dezember 1860 dem Kardinal Santucci vor. Dieser unterbreitete sie am 18. Januar 1861 dem Papste mit der Erklärung, die weltliche Gewalt sei unhaltbar. Pius IX. schien bereit, sich in alles zu fügen, und wies ihn mit Kardinal Antonelli zu weitern Verhandlungen an, weshalb Antonelli bat, ihn und Santucci von ihrem Eide auf Erhaltung des Kirchenstaats zu entbinden. Zu den weitern Besprechungen wurde Pater Carlo Passaglia zugezogen, der zwar 1859 aus dem Jesuitenorden ausgetreten war, sich aber bei der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis 1854 durch orthodoxen Eifer hervorgethan hatte und Professor der Theologie an der Sapienza war. Er begab sich dann nach Turin und verhandelte hier mit Cavour und Minghetti. Auch von der andern Seite kam man ihm weit entgegen; Nigra schlug damals sogar vor, vom Papste keinen ausdrücklichen Verzicht auf die weltliche Herrschaft zu verlangen, sondern ihn nur zu bitten, daß er bei dem thatsächlichen Zustande „Beruhigung" fasse (semplice acquiescenza). So schien alles im besten Zuge. Aber die gerade damals eingeleitete Einziehung der Klöster in Umbrien und in den Marken reizte den Papst und gab im Vatikan den zelanti, den Unversöhnlichen, das Übergewicht. Am 23. März mußte Passaglia in einem Briefe an Antonelli den Abbruch der Verhandlungen anzeigen. Er verließ Rom und nahm eine Professur für Moralphilosophie an der Universität Turin an; seine Schrift Pro causa italica ad episcopos catholicos wurde auf den Index gesetzt, Pantaleoni aber ohne Prozeß aus Rom verbannt.

Trotz dieses Scheiterns wagte es Cavour, nachdem am 17. März 1861 das Königreich Italien feierlich proklamiert worden war, das Parlament auf seine Politik zu verpflichten. In zwei mächtigen Reden am 25. und 27. März führte er aus: Rom muß die Hauptstadt Italiens werden, aber nicht durch Gewalt, sondern nur mit Zustimmung Frankreichs, der katholischen Welt und des Papstes, unter Sicherung seiner Unabhängigkeit und unter Wahrung des Prinzips libera chiesa in libero stato. Demgemäß beschloß das Parlament am 27. März 1861. Nun versuchte Cavour, in Paris den Abzug der Franzosen aus Rom gegen das Versprechen Italiens, Rom vor jedem Angriff zu schützen, zu erlangen und setzte wenigstens soviel durch, daß Napoleon III. am 5. Juni an Spanien und Österreich die Erklärung abgab, die Ordnung

in Rom könne nur mit Zustimmung der Römer und unter Mitwirkung Italiens hergestellt werden. Allerdings blieb Cavours Programm nicht ohne scharfen Widerspruch auch italienischer Patrioten. Marchese Massimo d'Azeglio ließ im März seine geharnischte Flugschrift erscheinen: Le questioni urgenti. Die nominelle Souveränität des Papstes über Rom soll bestehn bleiben, mit allen Bürgschaften für seine geistliche Unabhängigkeit, die Stadt selbst eine freie Munizipalverfassung erhalten und soweit wie möglich am italienischen Bürgerrecht teilnehmen, also eine italienische Stadt, aber nicht die politische Hauptstadt Italiens werden, zu der es sich nicht eignet. Doch die ungeheure Mehrheit der Nation wollte von solcher Halbheit nichts hören, Roma capitale blieb ihr Schlachtruf, auch als Cavour, viel zu früh für Italien, am 6. Juni 1861 verschieden war. Darin waren alle Parteien mit der Regierung einig. Nur die Wege zum Ziele waren verschieden. Denn soviel war klar: die römische Frage war keine italienische, sondern ebensogut eine europäische Frage, eine kirchliche zugleich und eine politische, eine Frage, in der der italienische Nationalgedanke mit der Idee der Weltkirche, die Souveränität des modernen Staats mit dem Souveränitätsanspruch der römischen Kirche und des Papsttums zusammenstießen und eine prinzipielle Entscheidung nicht möglich war und nicht möglich ist, nur ein modus vivendi. Das aber sahen nur die Regierung und die gemäßigten Parteien ein, sie hofften deshalb, ihr Ziel durch Verhandlungen mit Benützung der wechselnden Weltverhältnisse zu erreichen, die Aktionspartei dagegen durch einen raschen revolutionären Stoß auf Rom im Bunde mit der internationalen Demokratie. Daraus ergaben sich gelegentlich schwere Konflikte zwischen ihr und der königlichen Regierung, die jene ebensowenig gewähren lassen durfte wie gewaltsam zu unterdrücken vermochte.

Bettino Ricasoli, Cavours nächster Nachfolger, betrat also wieder den Weg der Verhandlungen und richtete am 10. September 1861 einen langen Brief an den Papst, worin er ihm ungefähr das anbot, was ihm Cavour zu Anfang desselben Jahres angeboten hatte. Statt jeder Antwort wies die Gazzetta di Roma jede weitere Erörterung mit der in solchen Fällen der vatikanischen Presse geläufigen massiven Grobheit zurück, und auch der Vorschlag des neuen französischen Botschafters in Rom, des Marquis La Vallette, der Papst möge dem König für die annektierten Teile des Kirchenstaats den Titel eines päpstlichen Vikars verleihen, der König dagegen auf Rom verzichten und einen Teil der kirchenstaatlichen Schulden übernehmen, begegnete bei Antonelli schroffer Ablehnung. Darüber wurde Ricasolis Stellung unhaltbar, er trat schon am 2. März 1862 zurück und wurde durch den unzuverlässigen, stark von Frankreich abhängigen Urbano Rattazzi ersetzt. Aber als dieser natürlich die römische Frage auch nicht lösen konnte, und die in Rom zur Heiligsprechung der japanischen Märtyrer (im siebzehnten Jahrhundert) versammelten Bischöfe am 9. Juni 1862 den Papst aufforderten, seine weltliche Herrschaft unter allen Umständen zu behaupten, also den Gegensatz aufs schärfste betonten, da unternahm Garibaldi von Sizilien aus einen Vorstoß auf Rom, und königliche Truppen mußten ihm entgegentreten; sie überwältigten ihn am 29. August im dunkeln Bergwald des Aspromonte bei Reggio und nahmen ihn

gefangen. Damit war der erhoffte Abzug der Franzosen aus Rom auf unbestimmte Zeit vertagt, und Rattazzi fiel am 1. Dezember.

Glücklicher war der energische Marco Minghetti, der nach dem kranken Farini im März 1863 den Vorsitz des Ministeriums übernahm. Isoliert wie Napoleon III. damals war und besorgt über den glänzenden Erfolg der preußischen Politik gegen Dänemark, gewährte er am 15. September 1864 eine Konvention, die Italien verpflichtete, auf Rom nicht nur zu verzichten, sondern es auch vor jedem Angriff zu schützen, aber die Räumung Roms zugestand unter der Bedingung, daß die Hauptstadt des Königreichs von Turin wegverlegt, also eine den Anspruch auf die Roma capitale ausschließende fertige Thatsache geschaffen werde. Als der Ministerialbeschluß, Florenz zur Hauptstadt zu erheben, am 21. September in Turin bekannt wurde, kam es in der sonst so ruhigen Stadt unter dem Rufe Roma e morte! zu bedenklichen Unruhen, die nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten, das Ministerium Minghetti aber, das sie nicht zu verhindern gewußt hatte, mußte am 24. September seine Entlassung nehmen, und die Regierung siedelte zu Anfang 1865 wirklich nach Florenz über.

Zunächst verschwand also die römische Frage von der Tagesordnung, und die Ereignisse des Jahres 1866, die trotz der Niederlagen bei Custozza und Lissa den Italienern Venetien brachten, lenkten die Aufmerksamkeit nach einer ganz andern Richtung. Aber unverrückbar stand ihnen das Ziel Roma capitale vor Augen, und seit dem Aufsteigen der deutschen Einheit bot sich die Aussicht, es mit Hilfe der europäischen Verwicklungen, des unvermeidlichen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich zu erreichen, mit oder gegen Frankreich, im Einvernehmen mit Deutschland oder durch Anschluß Italiens an das werdende französisch-österreichische Bündnis. Daß an einem solchen gearbeitet wurde, darüber bestand schon zu Anfang 1867 in Berlin nicht der mindeste Zweifel, und so schickte man im Mai dieses Jahres Theodor von Bernhardi, einen der schärfsten Beobachter und klügsten Diplomaten, die Bismarck jemals zur Verfügung gehabt hat, neben dem Gesandten von Usedom, dessen Berichte ihm ungenügend erschienen, unter dem Titel eines Militärbevollmächtigten nach Florenz. Denn hier hatte Preußen noch lebhafte Sympathien von 1866 her, und hier war eine auserlesene politische Wetterwarte, um die Bemühungen für das deutschfeindliche Kriegsbündnis zu beobachten und möglichst zu durchkreuzen. Was Bernhardi hier von 1867 bis 1869 erlebt hat, das schildern seine Tagebuchblätter im achten Bande des großen Memoirenwerks (Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. Achter Teil: Zwischen zwei Kriegen; Leipzig, S. Hirzel, 1901) mit wahrhaft photographischer Treue. Seine Verbindungen reichten einerseits bis in die höchsten Regionen des Hofes und der Diplomatie, andrerseits bis tief in die Kreise der Aktionspartei hinein, deren unterirdische, keineswegs auf Italien beschränkte Arbeit aus diesen Aufzeichnungen mit überraschender Klarheit zu Tage tritt; eine fast unübersehbare Schar von Persönlichkeiten der verschiedensten Art und Stellung läßt er in scharfen Umrissen an dem Leser vorüberziehn, die verwickeltsten Verhältnisse durchschaut er mit sicherm Blick, und fast niemals täuscht er sich in seinen Erwartungen. Dabei

bleibt er immer der vornehme, allseitig gebildete Mann, der für Kunst, Geschichte und Natur des schönen Landes das lebendigste Interesse hegt und auch in dieser Beziehung reizvolle Schilderungen einflicht. So liest sich der ganze Band, vielleicht der interessanteste der langen Reihe, wie ein spannender Roman.

Die Parteiverhältnisse in Florenz waren damals sehr eigentümlich. Den König umgab in erster Reihe die piemontesische und französisch gesinnte Consorteria, in zweiter die sogenannte Permanente, die ebenfalls aus Piemontesen bestand und wie die eigentliche Consorteria vor allem die Sonderinteressen Piemonts im Auge hatte, deshalb auch gegen die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz und für Rom als Hauptstadt gewesen war, weil sie dieses Ziel damals für unerreichbar und also Turin als Hauptstadt bis auf weiteres für gesichert hielt. Eine dritte Gruppe waren die landschaftlich organisierten Stellenjäger aus der Lombardei, Toskana und Neapel; allen diesen gegenüber stand die energische, leidenschaftliche nationale Aktionspartei unter Mazzini und Garibaldi, die wie die große Mehrheit aller Italiener überhaupt Frankreich und vor allem Napoleon III. tödlich haßte, dagegen zu Preußen neigte. Da thatsächlich die Piemontesen regierten, den König umgaben und fast alle höhern Stellen im Heere inne hatten, so war der Anschluß an Frankreich das Nächstliegende, vorausgesetzt, daß auf diesem Wege Rom zu gewinnen war.

Der König selbst, begreiflicherweise sehr geneigt, über die Köpfe seiner wechselnden parlamentarischen Ministerien hinweg persönliche Politik zu treiben, hätte sich am liebsten eng an Frankreich gehalten und also eine friedliche Lösung der römischen Frage herbeigeführt. Schon am 8. November 1866 hatte er zu dem österreichischen General Karl Möring, der Venedig übergeben hatte, eben dort unter anderm geäußert: „Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß ich weder Preußen noch Frankreich liebe. Jenes ermüdet mich und beutet mich aus, dieses reizt mich und mein Volk durch seine Protektormiene ... sagen Sie ihm, daß ich mich mit meinen 400000 bis 450000 Mann gegen Preußen zur Verfügung stelle; gegen Frankreich, das würde schwer sein; ich würde es vorziehn, wenn wir beide uns mit diesem Lande verbündeten“ (Erinnerungen an Karl Möring, in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung 1902 Nr. 24). Später, 1867, unterhandelte er durch vertraute Agenten direkt mit Rom; er dachte damals sogar an einen absolutistischen Staatsstreich, um dadurch Rom zu versöhnen, weil damit das „atheistische“ Parlament und „die Freimaurer“ beseitigt würden, und die Hoffnung schien nicht unbegründet, daß sich die Kurie dann zu einer Verständigung herbeilassen werde; sein damaliger Ministerpräsident Ricasoli sprach von einem Protektorat oder Vikariat des Königs über Rom und von einer Zolleinigung und legte am 17. Januar 1867 der Deputiertenkammer ein Gesetz vor, das der Kirche volle Freiheit, ihre Angelegenheiten zu verwalten, verhieß, ihr ganzes Vermögen mit Abzug von 600 Millionen Franken als Preis für die schon eingezognen Kirchengüter zurückgab und dem Papst die Souveränität zusicherte, falls er auf die weltliche Herrschaft verzichte. Das ablehnende Votum der Kammer ersparte dem Minister eine nochmalige Zurückweisung in Rom, erzwang aber auch seinen Rücktritt

(4. April), und wieder trat Rattazzi, ein Mitglied der Consorteria, an seine Stelle. Dieser brachte nun im August 1867, um den schweren finanziellen Verlegenheiten abzuhelfen, ein Gesetz über die völlige Einziehung und den Verkauf der Kirchengüter, also eine Rom aufs äußerste reizende Maßregel durch; aber da jetzt alle Hoffnung auf eine friedliche Lösung geschwunden schien, so bahnte er auch, wie Bernhardi schon im April voraussah, einem neuen Angriff der Aktionspartei auf Rom den Weg, während er zugleich aus Ersparnisrücksichten durch Schwächung der Cadres und Aufhebung der Generalkommandos die Armee fast desorganisierte und Italien thatsächlich bündnisunfähig machte.

Wie sehr sich auch die Aktionspartei des engen Zusammenhangs der europäischen Dinge bewußt war, zeigen ihre Versuche, sich mit Bismarck in Verbindung zu setzen, in dem Augenblicke, wo die Salzburger Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. (18. bis 20. August 1867) das Einvernehmen zwischen Frankreich und Österreich offenbarte. Damals erhielt Bismarck einen vom 9. August datierten Brief Garibaldis mit der Bitte, er möge den beabsichtigten Angriff auf Rom unterstützen, denn nur, wenn Rom auf diese Weise italienisch werde, sei der Eintritt Italiens in das französisch-österreichische Kriegsbündnis zu vermeiden, für das Italien schon 100000 Mann zugesagt habe. Auf Bismarcks Veranlassung hatte dann Bernhardi am 21. September eine geheime Zusammenkunft mit Garibaldi in einem Landhause bei Florenz vor der Porta romana, allerdings ohne positive Ergebnisse (vergleiche den Grenzbotenartikel in Nr. 26: Bismarck und Garibaldi), aber das Unternehmen war damals in voller Vorbereitung, und nur die Verhaftung Garibaldis in Asinalunga (an der Bahnlinie Siena-Chiusi), die Rattazzi aus Furcht vor Frankreich und gemäß der Septemberkonvention am 23. September verfügte, hinderte damals den Einbruch in den Kirchenstaat. Aber Garibaldi entkam wenig Wochen später von Caprera, wohin man ihn entlassen hatte, auf offnem Segelboot an die toskanische Küste, und nun wagte Rattazzi, der am 16. Oktober davon Nachricht hatte, nicht wieder gegen ihn vorzugehn; er meinte vielmehr durch stillschweigende Zulassung seines Unternehmens und des in Rom zugleich geplanten Aufstandes eine vollendete Thatsache schaffen zu können, die Frankreich schließlich anerkennen werde. Damit rechnend kam Garibaldi am 19. Oktober abends ganz offen nach Florenz. Als aber von Paris her die bestimmte Erklärung eintraf, Frankreich werde einen Angriff auf Rom nicht dulden, gab Rattazzi am Morgen des 20. seine Entlassung, und die größte Verwirrung trat ein, da General Cialdini kein Ministerium zustande brachte, und niemand wußte, was er thun sollte.

Diese Konfusion benützend kündigte Garibaldi auf die Nachricht vom Ausbruch des Aufstands in Rom am 22. einer großen Volksmenge vor Santa Maria Novella den Zug gegen Rom an und fuhr darauf am hellen lichten Tage mit Extrazug nach Perugia, um den Oberbefehl über seine Freischaren (etwa 8000 Mann) zu übernehmen. Am 23. überschritt er die römische Grenze, an demselben Tage, wo die römischen Freiwilligen bei Villa Glori unweit des Ponte Molle den päpstlichen Zuaven erlagen. Inzwischen aber übernahm auf das Drängen Frankreichs der klerikal und französisch gesinnte General Menabrea am

26. Oktober die Leitung des Miniſteriums, in der Hoffnung, die unvermeidliche Intervention in Rom wenigſtens gemeinſam mit Frankreich durchführen zu können. An demſelben Tage lief das franzöſiſche Geſchwader aus Toulon aus, am 29. landeten die Truppen in Civitavecchia, am 30. gingen die Italiener über die Grenze vor. Aber eine brutale franzöſiſche Note des Marquis de Mouſtier, die obendrein am 2. November in Moniteur veröffentlicht wurde, forderte drohend den ſofortigen Rückzug der Italiener und brachte Menabrea in die peinlichſte Lage. Am 3. November thaten die neuen Chaſſepots der Franzoſen bei Mentana ihre erſten „Wunder“ an Garibaldis Rothemden, er wich hinter die Grenze zurück und ergab ſich den königlichen Truppen.

(Schluß folgt)

# Das jüdiſche Hehlerrecht

Kürzlich wurden in der dritten Nummer dieſer Zeitſchrift bei einer Beſprechung des Schererſchen Buches über das mittelalterliche Judenrecht alle die Vorrechte aufgeführt, deren ſich die Juden zu erfreuen hatten. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat wieder einmal gezeigt, wie falſch es iſt, wenn eine umfangreiche — übrigens durchaus nicht immer jüdiſche — hiſtoriſche Litteratur die Juden immer und immer wieder nur als die mißhandelten Opfer der engherzigen und grauſamen europäiſch-chriſtlichen Kultur hinſtellt. Gut gings den Juden gewiß nicht immer; ſehr oft ging es ihnen herzlich ſchlecht. Aber ſchwere Zeiten ſind keinem Volk erſpart geblieben. So manche einſt blühende Nation wurde vom Erdboden vertilgt; nur ihr Name iſt auf uns gekommen. Die Juden haben alle Bedrückungen ſiegreich überſtanden. Sie könnten ſtolz darauf ſein; aber nur wenige ſinds. Wer jüdiſche Geſchichtſchreiber zu ſtudieren hat, der findet bis zum Überdruß Jammer und leidenſchaftliche Klagen über längſt verjährtes Unrecht. Ein eigentümliches Zeichen der Schwäche bei ſoviel Standhaftigkeit.

Es iſt eine rückſtändige Geſchichtsauffaſſung, die ſich uns hier offenbart. Zu einem großen Teil iſt ſie aus dem Beſtreben entſprungen, die Flecken des jüdiſchen Volkscharakters zu entſchuldigen; aber darum iſt ſie nicht weniger rückſtändig. Der philoſemitiſche Engländer G. S. Street hat das neulich in der National Review (1901, November) den Juden ſeines Landes vorgehalten, indem er auf die landläufige Behauptung, die Fehler der Juden fänden in den Judenverfolgungen ihren Grund, erwidert: „Das mag eine gute Erklärung ſein; doch iſt es eine ärmliche Entſchuldigung. Man muß die Menſchen nehmen, wie ſie ſind; und die Laſter eines jeden ließen ſich aus irgendwelchen Lebensſchickſalen rechtfertigen, wenn wir dieſe nur immer wüßten.“ Und für das Leben

eines Volkes trifft dieſe Auffaſſung in erhöhtem Maße zu; denn ererbte Charakterzüge haften feſter als anerzogne oder erworbne.

Ein Hauptcharakterzug des jüdiſchen Volkes nun iſt das zähe Feſthalten an der nationalen Eigentümlichkeit. Eine ruhmvolle Vergangenheit, eine hohe Kultur bei größter Abgeſchloſſenheit nach außen hatten in den Juden denſelben nationalen Stolz, dieſelbe Verachtung alles Fremden erzeugt, die wir bei andern Kulturvölkern der Alten Welt finden. Bei den Juden kam jedoch als etwas weſentliches hinzu, daß ſich die theokratiſche Staatsform bei ihnen zur höchſten Vollkommenheit entwickelte, daß ſich Recht und Geſetz, Litteratur und Wiſſenſchaft der Religion unterordnen und harmoniſch einfügen mußten, ſodaß ſich das geſamte jüdiſche Geiſtesleben als ein wunderbar geordnetes Gebäude erhebt, an dem kein Stein fehlen darf, und in das kein fremder Stein hineinpaßt, als ein Tempel, gegründet auf Gottes Wort.

Als ſich dann nach der Zerſtörung des Tempels zu Jeruſalem das jüdiſche Volk über ganz Europa verbreitete, da blieb dieſer geiſtige Tempel beſtehn und vereinte unter ſeinem Dache das zerſprengte Volk. Die früher meiſt mündlich verbreitete Lehre wurde ſchriftlich niedergelegt. Miſchna und Talmud entſtanden, ein geiſtiges Geſamteigentum der Nation, eine Richtſchnur für ganz Israel. Überall, wo Juden wohnten, da entſtanden Talmudſchulen, und jüdiſche Gelehrte pflegten die Liebe zur jüdiſchen Lehre und damit zum jüdiſchen Volkstum. Dieſes gemeinſame Geiſtesleben diente aber nicht nur dazu, die Juden zu verbinden; es trennte ſie auch von den andern Völkern, unter denen ſie wohnten. Denn dieſen mußte dieſe ganze Kultur eben kraft ihres religiös-nationalen Zuges ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben.

Die Völkerwandrung warf Stämme und Raſſen durcheinander. Die Judengemeinden glichen andern verſprengten Volksſplittern. Das frühe Mittelalter war den Juden freund. Ihr Handel blühte mächtig auf; denn wegen ihrer Verbreitung über alle Mittelmeerländer und wegen des Zuſammenhangs ihrer Gemeinden in Morgen- und Abendland waren ſie die gebornen Vermittler des Großhandels, beſonders ſeit die Eroberung Syriens durch die Araber im ſiebenten Jahrhundert ihnen Gelegenheit gab, den mächtigen ſyriſchen Welthandel an ſich zu reißen. Reich und angeſehen waren die Juden des Frankenreichs; ſie blieben zwar Reichsfremde, doch waren ſie mächtig unter dem gnädigen Schutze der Könige, beſonders Karls des Großen und ſeines Nachfolgers.

Dann kam das Verhängnis, langſam zunächſt, doch unabwendbar. Die Buntſcheckigkeit der Völkerſtämme verſchwand in den großen Nationen des Mittelalters, die ſich ihrer eignen Art bewußt wurden. An die Stelle des perſönlichen Stammesrechts trat das territoriale Recht. Die Juden allein wollten und konnten ſich nicht aſſimilieren; ſie blieben Landfremde, eine eigne Nation auf fremder Erde, die ſich mit den Reichsangehörigen nicht vermiſchte, die ſich der im Mittelalter alles beherrſchenden chriſtlichen Kirche entzog, die ihre nationalen und religiöſen Bräuche hatte und unter ſich nach eignem Rechte lebte. Daß die Juden aus dem Bann ihrer Kultur, aus ihrem Volkstum nicht heraus konnten, iſt ihre Tragik. Dies allein genügte und mußte ge-

nügen, die Juden zu den Parias aller Völker des Abendlandes zu machen. Kein Volk wird einen Eindringling in ſeinen Volkskörper als etwas beſſeres anſehen als den Volksgenoſſen, außer wenn es durch die Überlegenheit eines fremden Eroberers dazu gezwungen wird. Die Juden hätten Haß und Verachtung geerntet, auch wenn es nicht ihre Vorfahren geweſen wären, die Chriſtum kreuzigten, auch wenn ſie nicht das reiche Handelsvolk geweſen wären, das ſie damals waren. Wozu erſt nach Gründen ſuchen? Sie liegen auf der Hand.

Der Verfaſſer des obenerwähnten Grenzbotenaufſatzes hat Ludwig den Frommen, den die jüdiſchen Geſchichtſchreiber als den mildeſten und gnädigſten Herrſcher preiſen, für das traurige Schickſal der Juden beſonders verantwortlich gemacht. Er ſei es geweſen, der „durch unvernünftige Begünſtigung der Juden ſeinen Unterthanen den intenſivſten Judenhaß eingepflanzt habe.“ Gewiß: wer hoch ſteigt, fällt tief; und hätten die Juden unter Ludwig es nicht ſo gut gehabt, ſo wären ſie vielleicht nicht ſo tief in Schmach und Blut getaucht worden. Aber Ludwig und andern Fürſten, die die Juden begünſtigten, deren Schickſal in die Schuhe zu ſchieben, das geht denn doch nicht an; denn das Los der Juden war ſchon beſiegelt, wie wir oben geſehen haben. Immerhin aber hat der in jenem Aufſatz entwickelte Gedanke viel anziehendes. Nicht nur unter Ludwig, ſondern während des ganzen Mittelalters gereichten den Juden ihre Vorrechte vor den Chriſten mehr als ihre Rechtsbeſchränkungen zum Nachteile.

Eins dieſer verhängnisvollen Privilegien war das Recht, Geld auf Zinſen zu leihn, das dem mittelalterlichen Chriſten kraft kirchlichen Verbots verſagt war, das Wucherrecht. Ein andres nicht minder verderbliches war das Hehlerrecht, das Recht, geſtohlne Sachen ohne Schaden zu kaufen und zu Pfande zu nehmen. Dem jüdiſchen Hehlerrecht, das eine der intereſſanteſten Erſcheinungen des mittelalterlichen Judenrechts darſtellt, das aber bisher rechtshiſtoriſch wenig erforſcht war, habe ich kürzlich eingehendere Studien widmen können.*) Es galt während des Mittelalters in gleicher Weiſe in Deutſchland, Frankreich, Italien, Spanien, Polen und vermutlich auch in England. Zahlloſe Rechtsquellen erwähnen es als ein Privileg der gemeinen Judenſchaft.

In Deutſchland begegnet es uns zuerſt in einem Privileg Heinrichs IV. für Speirer Juden von 1090 in folgender Form: „Wenn eine geſtohlne Sache bei einem von ihnen gefunden wird, ſo ſoll der Jude, wenn er ſie gekauft zu haben behauptet, durch Eid nach ſeinem Geſetz beweiſen, wie teuer er ſie gekauft hat. Dieſen Preis ſoll er zurückerhalten und dafür die Sache dem Eigentümer zurückgeben.“ Der Jude konnte alſo gefahrlos Diebsgut kaufen und zu Pfande nehmen. Meldete ſich der Eigentümer, ſo konnte der Jude die Thatſache des Erwerbsgeſchäfts und die Höhe ſeiner Auslagen allein auf ſeinen Eid nehmen und erhielt ſein Kapital und bei Verpfändung meiſt auch die Zinſen erſetzt. Das widerſtreitet dem deutſchen wie dem römiſchen Recht. Geſtohlne Sachen

*) Enwerung und Eigentum im deutſchen Fahrnisrecht. Jena, Guſtav Fiſcher, 1902. 10 Mark. Dritter Abſchnitt: Das jüdiſche Hehlerrecht, S. 166 bis 278.

konnte nach diesen Rechten der Eigentümer jederzeit von jedem Inhaber herausfordern.*) Wie kam es, daß man den Juden ein besseres Recht gewährte?

Wenn der Verfasser des Sachsenspiegels über die Judenprivilegien berichtet: „Diese Ordnung erlangte Joseph für die Juden vom Könige Vespasianus, da er dessen Sohn Titus gesund machte von der Gicht," so ist das natürlich ein Märchen; immerhin läßt sich daraus auf ein hohes Alter der Bestimmungen schließen. Richtiger sagt der Schwabenspiegel: „Leiht ein Jude auf diebiges oder räubiges Gut, so sollte er das Gut wieder herausgeben wie ein Christ; das wäre recht. Doch haben sie ein besser Recht erkaufet; das haben ihnen die Könige gegeben wider Recht, daß sie leihen auf diebiges und auf räubiges Gut." Denn es trifft zu, daß das erste Auftreten und die weite Verbreitung dieses jüdischen Vorrechts im germanischen Rechtsgebiet durch seine Aufnahme in die Königsprivilegien, die sich die Juden ausstellen ließen, veranlaßt wurde. Dennoch aber ist es älter; es ist, wie jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann, talmudischer Herkunft, altes jüdisches Nationalrecht. Auch nach dem unter den europäischen Juden geltenden talmudischen Recht konnte der Käufer oder Pfandnehmer einer gestohlnen Sache immer Ersatz des darauf gegebnen verlangen, wenn er nur nicht gewußt hatte, daß die Sache gestohlen sei. Verdächtig konnte sie ihm vorkommen; er durfte sie auch von einem notorischen Diebe oder um einen Hehlerpreis kaufen. Das schadete ihm in seinem Rechte nicht.

Und genau dieselben Rechtsgrundsätze, die uns so unmoralisch erscheinen, die aber der Talmud mit dem Streben nach Erleichterung des Verkehrs rechtfertigt, wurden von deutschen Königen in Privilegien zu Gunsten von Reichsfremden anerkannt! Wie reimt sich das zusammen? Nun, Heinrich dem Vierten und seinen Nachfolgern erschienen sie gewiß auch nicht einwandsfrei; aber als unsittlich empfand man im Mittelalter auch das Zinsennehmen, und eben darum erlaubte man es den verachteten Juden. Denn man brauchte gewerbsmäßige Gelddarleiher. Ebenso bedurfte man auch der Althändler, Trödler und Pfandleiher, und alle diese Berufsarten waren es, auf die die Juden im Laufe des Mittelalters zurückgedrängt worden waren, nachdem sie ihren Warengroßhandel an die aufblühenden Städte verloren hatten. Da nun aber das mittelalterliche Recht den als Dieb bestrafte, der eine gestohlne Sache an sich brachte und sich nicht durch Benennung seines Vormannes über den Erwerb ausweisen konnte, so wären solche Gewerbetreibende, die häufig darauf angewiesen sind, von Unbekannten Sachen zu erwerben, in einer sehr gefährdeten Lage gewesen. Was lag da für die Juden näher, als daß sie sich ihr angestammtes Recht, durch das sie völlig sicher gestellt wurden, auch für den Verkehr mit Nichtjuden bestätigen ließen? Und diese Bestätigung erfolgte willig durch die Könige, unter deren Schutz und Schirm die Juden als kaiserliche Kammerknechte standen, denn das Judenregal gehörte ja zu den Haupteinnahmequellen des Reichs. Ebenso handelten dann später, als das Judenregal auf die Landesherren übergegangen war, die Fürsten und Städte. Aber

*) Ausnahmen werden in germanischen Rechten nur für den Kauf auf freiem Markt und in ähnlichen Fällen gemacht, wo der Kauf erhöhte Sicherheit bot. Vgl. das oben zitierte Buch, S. 123 ff. 293 ff.

auch für die Chriſten war das Hehlerrecht der Juden nicht unpraktiſch; denn in Zeiten mangelhafter Rechtsſicherheit war es oft ſchwer, zu ſeinem Eigentum zu gelangen. Da mußte man froh ſein, wenn man ſicher war, es bei den Juden um einen geringen Hehlerpreis auslöſen zu können. So erlaubte man in Goslar den Juden ſogar dann, auf geſtohlne Sachen zu leihen, wenn ihnen durch den Eigentümer von dem Diebſtahl Mitteilung gemacht worden war, freilich in dieſem Falle nur den vierten Teil des Wertes. Selbſtverſtändlich brauchten ſie den Dieb dann nicht zu verraten; denn das würde ja den Zweck der Einrichtung vereitelt haben.

Daß aber trotz alledem das Hehlerrecht den Juden nicht zum Heile gereichen konnte, das leuchtet ein. Abgeſehen von dem entſittlichenden Einfluß, den es auf die Juden ſelbſt ausüben mußte, drückte es ihre ſoziale Stellung tief herab, indem es ſie in die Gemeinſchaft von Räubern und Verbrechern brachte, erregte andrerſeits den Neid und die Habſucht der kleinen chriſtlichen Gewerbetreibenden, empörte auch den Billigdenkenden durch die bloße Thatſache der Bevorzugung des Juden vor dem Chriſten im Rechte. Charakteriſtiſch für dieſe Auffaſſung ſind mehrere Auslaſſungen des Wiener Stadtrechts. Der Verfaſſer dieſes Rechtsbuches erklärt es an einer Stelle für ungerecht, die Juden zu bevorrechten, derart, daß ſie beſſer daſtünden als die Chriſten, „es müßten denn die Juden eine Beſcheidenheit thun, die ſelten bei euch Juden gegen uns Chriſten iſt.“ Ein andermal ſagt er: „Wie es um die Pfänder ſei geſtellt, die man unter die Juden ſetzt, das findet ihr hernach geſchrieben in der Juden Handfeſte, und doch nicht als redlich und recht wäre, da die verfluchten Juden viel beſſer Recht haben gegen die Chriſten, denn die Chriſten gegen die Juden. Denn alle die Pfänder, die geſtohlen und geraubt ſind, wo man die findet bei Chriſten, es ſei Schankwirt, Händler, Bäcker oder Fleiſcher, Krämer oder wie die genannt ſind, die müſſen die wiedergeben ohne alle Löſung . . . und hat der arme Mann ſeine Pfennig verloren, die er auf die Pfänder geborgt hat. . . . Das dünket den Juden nicht; uſw.“ Dieſe Anſchauung führte denn auch noch im Mittelalter zu zahlreichen Beſchränkungen des Hehlerrechts. Auf Grund des Vorgehns des Sachſenſpiegels und im Anſchluß an das deutſche Rechtsbewußtſein gab man bald ziemlich allgemein den Löſungsanſpruch nur, wenn der Jude öffentlich gekauft hatte; oft verbot man ihm auch, von verdächtigen oder unbekannten Perſonen zu kaufen. Ferner wurden ganze Kategorien von Sachen, wie Kirchengeräte, blutiges und naſſes Gewand, Ackergeräte, Handwerkszeug, Waffen uſw., vom Hehlerrecht ausgeſchloſſen, teils aus religiöſen Gründen, teils wegen ihrer Diebſtahlsverdächtigkeit.

Dennoch aber blieb das Hehlerrecht im großen und ganzen beſtehn, bis es im ſechzehnten Jahrhundert durch Reichsgeſetz aufgehoben wurde, nachdem ſich ſchon vorher zahlreiche Fürſten und Städte durch „Privilegien wider die Juden,“ die ſie ſich erteilen ließen, davon befreit hatten. Partikulär erhielt es ſich aber trotzdem noch viel länger. So finden wir es z. B. 1650 in Halberſtadt, 1714 in Berlin, 1717 in Mannheim uſw., ja ganz vereinzelt iſt es wohl auch im neunzehnten Jahrhundert noch angewandt worden. Auch iſt es klar, daß die Juden, einmal daran gewöhnt, geſtohlne Sachen zu kaufen.

schwer davon lassen konnten; und zahlreich sind auch in späterer Zeit die Klagen über Juden als Diebshehler. Dabei muß jedoch anerkannt werden, daß sich die Rabbiner alle Mühe gaben, die Juden durch ihre Autorität und durch Strafandrohung von dem gefährlichen Hehlergewerbe abzubringen. Ein sehr interessanter Beschluß einer deutschen Rabbinersynode vom Jahre 1603 sei hier wiedergegeben: „Wie wir hören und mit eignen Augen gesehen haben, sind die großen und fürchterlichen Leiden — gepriesen sei Gott, der uns nicht ganz zu ihrer Beute hat werden lassen — über uns gekommen durch das Verschulden jener Sünder, die das Silber und das Gold, das in der Hand von Dieben ist, erwerben. Darum ist von diesem Augenblick und weiter beschlossen, daß, wenn von einem erwiesen ist, daß er mit einem, der ein Dieb ist, Geschäfte macht, von ihm etwas abkauft oder ihm ein Darlehn auf ein Pfand giebt, oder daß es einer jener Gegenstände ist, die uns von unserm Herrn, dem Kaiser — Gott erhöhe seinen Glanz! — verboten sind, so soll derselbe abgesondert und abgeschieden sein von der gemeinen Judenschaft.“ Die angedrohte Strafe ist der jüdische Bann. Es ist bemerkenswert, daß sich die berufensten Vertreter Israels in Deutschland völlig klar darüber waren, daß ihre Leiden zu einem großen Teile auf das Hehlergewerbe der Juden zurückzuführen seien.

Andrerseits aber wurden die Juden in einzelnen deutschen Staaten bis in die neuste Zeit gewissermaßen von Amts wegen zum Hehlen angehalten. Mehrfach wird verlangt, daß der Jude, der eine gestohlne Sache kauft oder zu Pfande nimmt, der Obrigkeit Mitteilung macht oder die Sache gar dort hinterlegt. Die Behörde händigt sie dann dem Eigentümer aus, der dem Juden sein Geld erstatten muß. Ein eigentümliches Verfahren wurde noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in Frankfurt a. M. geübt. War einem dort etwas gestohlen worden, so wandte man sich vertrauensvoll an den Judenschulklöpfer, einen jüdischen Gemeindebeamten, der seinen Namen daher hatte, daß er morgens und abends, wenn es Zeit war, zur Synagoge zu gehn, mit einem hölzernen Hammer an die Hausthüren der Juden schlug. Der Schulklöpfer ließ sich nun von dem Bestohlnen zunächst versprechen, daß dieser die Sache auslösen werde, wenn sie bei einem Juden gefunden würde. War die Sache über vier Gulden wert, so mußte dieses Versprechen feierlich vor den Bürgermeistern der Reichsstadt abgelegt werden. Wenn diese Formalität erfüllt war, so wurde „ein Judenschulbann angelegt,“ d. h. der Schulklöpfer verkündete beim Sabbatgottesdienst der in der Synagoge versammelten Judengemeinde, die und die näher bezeichneten Sachen seien gestohlen worden; bei Strafe des Bannes habe sie jeder Jude, der sie etwa gekauft oder als Pfand angenommen habe, ihm, dem Schulklöpfer, auszuliefern. Wurden diesem die Sachen dann von einem Juden gebracht, so übergab er sie seinerseits gegen Erstattung des Kaufpreises oder der Pfandsumme, deren Höhe der Jude beschwor, an den Eigentümer. Die Frage, ob der Jude den Dieb anzugeben habe, war eine Zeit lang streitig, wurde aber 1724 zu Gunsten des Diebes entschieden.

Alle diese Reste des jüdischen Hehlerrechts wurden spätestens im neunzehnten

Jahrhundert durch die Judenemanzipation beseitigt; aber daß dieses Stück Mittelalter überhaupt so weit in die Neuzeit hineinragt, ist gewiß bemerkenswert und überraschend, dennoch aber auffallenderweise bisher unbeachtet geblieben, was sich vielleicht daraus erklärt, daß das Hehlerrecht durchaus keinen Einfluß auf das moderne Recht ausgeübt hat. Der ihm zu Grunde liegende Gedanke war nicht mehr lebensfähig. Anders war das in der Blütezeit des Hehlerrechts, im Mittelalter. Da finden sich mannigfache Spuren der Ausdehnung dieses Judenprivilegs auf Christen. Besonders waren es solche Gewerbetreibende, die, wie der Schankwirt und andre, öfter in die Lage kamen, auf Pfänder zu leihen, denen man den jüdischen Lösungsanspruch erteilte, meist jedoch nur bei öffentlichem Erwerbe. Ebenso privilegierte man später Goldschmiede, Trödler und christliche Pfandleiher. Die letzten Spuren dieser Anwendung talmudischer Rechtsgrundsätze auf Nichtjuden finden sich in den Privilegien städtischer Leihhäuser. Im Mittelalter waren es aber vor allem die sogenannten Kawerschen, die das Judenprivileg in vollem Umfange genossen. Diese merkwürdige Menschenklasse, die erst ganz neuerdings durch die Forschungen von Aloys Schulte*) in das helle Licht der Geschichte getreten ist, führte ihren Namen zwar von der französischen Stadt Cahors, stammte aber aus Asti in Oberitalien. Der Grund dieser Namensverschiebung ist noch nicht erkannt; möglicherweise aber waren Bürger von Cahors Vorläufer der Astigianen in deren Gewerbe, im Wuchergeschäft. Diese reichen christlichen Kaufleute aus einer damals bedeutenden italienischen Stadt, die sich weit über ganz Deutschland, Frankreich und die Niederlande verbreiteten, wagten es, den kanonischen Wuchergesetzen zu trotzen und den Juden in deren eigenster Domäne, im Geldhandel und im Darlehnsgeschäft, Konkurrenz zu machen. Von ihnen, die auch häufig nach ihrem Heimatlande Lombarden genannt werden, stammt unser Lombardgeschäft. Was es heißen will, daß sie als Christen im dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert den Wucher betrieben, führt Schulte aus: „Es war ein fortgesetztes Vergehn nicht allein gegen das kirchliche Zinsverbot, gegen ein Verbot, das im Zinse den Wucher treffen wollte, aber nur mit Mühe aufrecht erhalten wurde, sondern gegen den Geist des Christentums; was sie betrieben, war die praktische Leugnung der Nächstenliebe. . . . Das Wuchergewerbe stellte diese Lombarden den unehrlichen Leuten und den Juden gleich. Ihre rechtliche wie die wirtschaftliche Existenz war fast dieselbe, nur fehlte bei ihnen der religiöse Gegensatz zwischen Schuldner und Gläubiger.“ Daß sie sich in ihren Privilegien das Hehlerrecht der Juden zusprechen ließen, war nur eine logische Konsequenz ihres Gewerbes; andernfalls würden sie den Juden auf dem Gebiete des Pfandleihgeschäfts auch kaum haben Konkurrenz machen können. Aber hinwiederum konnte es nicht ausbleiben, daß nun auch die Obrigkeit des Landes, wo sie sich aufhielten, sie für das ansah, wozu sie sich selber gemacht hatten, für christliche Juden. Waren die Juden Knechte der kaiserlichen Kammer, so waren es auch die Kawerschen. Drum sprach es Karl IV. aus, daß „alle Kawerschen, Wucherer und Juden Unser und des

*) Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs, Leipzig, 1900, I, 290 bis 327.

Reichs Kammer dienen und gehören.“ Die Könige verpfändeten die Kawerſchen, wie ſie ihre Juden verpfändeten, und verliehen die Lombardenſteuer an Fürſten und Städte, gleichwie die Judenſteuern. „So — ſagt Schulte — hatten die Herren einer freien Stadt Italiens ſich in Deutſchland erniedrigt.“ Man ſieht: auch die Kawerſchen ernteten den Fluch des jüdiſchen Hehlerrechts.

Breslau Herbert Meyer

# Vier Bismarckiſche Ahnherren im großen Kirchenbann

## Ein Zeitbild während der bayriſchen Herrſchaft in der Mark Brandenburg

Von G. v. Bismarck

Interdikt und Bannſtrahl waren ſeit den Tagen Gregors VII. beliebte Kampfmittel der anmaßlichen Papſtkirche geworden, jeden wie auch immer gearteten Widerſtand zu beſeitigen. Aber eine bis zum Unfug mißbrauchte Anwendung dieſer Waffen mußte ſie notwendig ſchartig machen. Nichtsdeſtoweniger haben ſie ihre Wirkung ſelten verfehlt. Das kirchliche Bedürfnis während des Mittelalters, zumal nach der formalen Seite hin, war innerlich zu aufrichtig und feſt eingewurzelt, als daß die Ausſchließung von der Gemeinſchaft der Gläubigen ſamt den bürgerlichen Folgen ohne jeden Eindruck hätte bleiben können, auch dann, wenn die Maßreglung mit den „Dingen vom Jenſeits“ nicht im allerentfernteſten Zuſammenhange ſtand. Wohl gelang es dieſem oder jenem, ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken und der Strafe zu trotzen; aber ſobald es ans Sterben ging, hörte mit dem Gedanken an ein ehrſames chriſtliches Begräbnis der Spaß auf. Und der Klerus trug ſchon Sorge, daß das Schickſal der Leiche des gebannt geſtorbnen Kaiſers Heinrichs IV. eine ſtete Warnung blieb.

Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts war Kaiſer Ludwig der Bayer als Ghibelline bei ſeinem unvermeidlichen Zuſammenſtoße mit den theokratiſchen Anmaßungen des zu Avignon in franzöſiſcher Abhängigkeit reſidierenden Papſtes Johanns XII. von dieſem mit dem Banne beſtraft, und ſeine Länder waren mit dem Interdikt belegt worden. Mithin auch die Mark Brandenburg, als des Kaiſers noch junger Sohn Ludwig dort erſchien, den der Kaiſer nach dem Ausſterben der askaniſchen Markgrafen mit dieſem Lande belehnt hatte. In der Altmark dagegen als ihrem verſchriebnen Wittum regierte Waldemars, des letzten märkiſchen Askaniers, junge Witwe Agnes, die ſchon nach wenig Monaten mit dem Herzog Otto von Braunſchweig, alſo einem Welfen, eine zweite Ehe eingegangen war. Schon deshalb herrſchten hier nicht ſo furchtbare Zuſtände als drüben jenſeits der Elbe, wo die Geiſtlichen nur mit drakoniſchen Maßregeln zur Erfüllung der Kirchendienſte veranlaßt werden konnten. Zudem gehörte der größte Teil der Altmark zur Diözeſe Halberſtadt, deren Biſchof, weil er den päpſtlichen Anſpruch, ſeine Wahl zu beſtätigen, hartnäckig zurück-

gewiesen hatte und deshalb von Johann XII. für abgesetzt erklärt worden war, den Befehlen aus Avignon nicht Folge geleistet haben wird.

Markgraf Ludwigs Ziel ist es von Anbeginn gewesen, die abgetrennte Altmark mit der Mark Brandenburg unter seiner Regierung wieder zu vereinigen. Lediglich zu diesem Behufe trat er in Gemeinschaft mit Herzog Otto, dem Gemahl der Markgräfin und Mitregenten, den Besitzansprüchen des Erzbischofs von Magdeburg auf die Altmark entgegen, sodaß sich auch die Haltung des dortigen Klerus gegen Ludwig zunächst freundlich gestaltete. Da gab das Ableben der Markgräfin der bisherigen Gestaltung der politischen und der Parteiverhältnisse eine wesentlich andre Richtung. Der Erzbischof erklärte die Altmark sofort als ein ihm nunmehr heimgefallnes Stiftslehen. Als er jedoch in dem Kriege gegen Herzog Otto und gegen die zu Schutz und Trutz mit dem Adel der Altmark verbündeten Städte Stendal, Tangermünde, Gardelegen, Osterburg keine entscheidenden Vorteile errang, verklagte er den Herzog sowie die genannten Städte, diese als ungetreue Unterthanen, beim Kaiser und Papst. In dem durch den Papst herbeigeführten Vergleich mit Otto ließ der Erzbischof seine Ansprüche zwar fallen; da aber Ludwig bei ihm die Belehnung mit allen streitigen Besitzungen nachsuchte und auch erhielt, so wurde er Lehnsherr davon und erreichte also seine Absicht auf mittelbarem Wege.

Mit diesem Frontwechsel Ludwigs war der Bruch mit Herzog Otto zur Thatsache geworden, zugleich aber auch die Altmark allen Heimsuchungen ausgesetzt. Denn indem an die Stelle des bisher nur latenten Kriegszustandes zwischen Guelfen und Ghibellinen nunmehr der offne Kampf trat, zog der Parteihader durch das ganze Land, vor allem in die durch soziale Gegensätze und die Wühlarbeit des Klerus dafür empfänglich gemachte Stadt Stendal. Dort hatten sich die kommunalen Verhältnisse ganz analog denen andrer Städte im Reiche gestaltet und zugespitzt. Durch landesherrliche oder kaiserliche Privilegien in Handel und Wandel sehr wohlhabend gewordne Patriziergeschlechter teilten sich in das Stadtregiment, vertraten die traditionell ghibellinische Gesinnung, hielten also zu Kaiser und Reich. Es erscheint somit ganz erklärlich, wenn die Stendaler Geschlechter und der aus ihnen hervorgegangne Stadtrat ihre Sympathien dem Markgrafen Ludwig, ihres Kaisers Sohn, entgegentrugen, obgleich dieser als ihr Landesfürst ein Fremder war. Auch darf man annehmen, daß vorzugsweise aus dieser kaisertreuen Gesinnung heraus die Bereitwilligkeit entsprang, durch ansehnliche Darlehnssummen das stete Geldbedürfnis Ludwigs und mittelbar auch das seines Vaters im Kampfe gegen die Welfen zu stillen. Dieser Interessengemeinschaft zwischen Ludwig und den „Geschlechtern" erwuchs in den nicht zu ihnen gehörenden Bürgern, sowie in dem Klerus eine Gegnerschaft, die in dem nun einsetzenden kommunalen und Klassenkampf in der Gemeindevertretung erbitterten Ausdruck fand. Auf aristokratisch-oligarchischer Grundlage beruhend, war die Stadtverfassung immer schon den Angriffen der demokratischen Handwerkerpartei ausgesetzt, der „armen" Bürger, wie sie sich den „reichen" Patriziern gegenüber in wohlberechneter Terminologie selbst nannten: sie bezichtigten diese eigennütziger Ausbeutung ihrer Privilegien. In diesem Kampfe, der sich ebensowohl gegen die Geschlechter wie gegen den

Markgrafen richtete, weil er jenen nahe stand, wurde die demokratische Partei auf jede Weise durch den Klerus unterstützt. Zu einem offnen Bruche zunächst zwischen Rat und Klerus kam es im Jahre 1338 in einer Schulangelegenheit.

In Stendal wurde von dem Nikolai-Domstift eine Schule geleitet, die einzige der Stadt. Mag es nun die in geistigen Anstalten notwendig sich ergebende Einseitigkeit gewesen sein, die den Patriziern und der Großkaufmannschaft zur Vorbildung für ihren Beruf mit seinen vielfachen Beziehungen zum Auslande nicht mehr genügen konnte, oder die auch im Lehrkörper sich geltend machende sittliche Verwilderung der Geistlichkeit, oder endlich in Verbindung mit solchen Mißständen die politische Beeinflussung der Schüler im welfischen Sinne — kurz, der Rat gründete trotz Protestes des Domstifts eine eigne Schule (das heutige Gymnasium) und ließ den Unterricht beginnen. Es war aber dieser allerdings sehr ungewöhnliche Schritt vorsichtshalber und zum erstenmal unter Zuziehung der Schöppen sowie der Handwerkervorstände gethan worden. Der fanatisch welfische Dompropst wandte sich infolge dieses unerhörten Eingriffs in die Schule, die ureigenste Domäne der Kirche, beschwerdeführend an den zuständigen Bischof, den Welfen Albrecht II. von Halberstadt. Dieser forderte unter Androhung der Exkommunikation des Rats die Schließung der Schule und den Abbruch des Gebäudes. Da jedoch der Rat nicht Folge leistete, mußten alle Ratsherren bei Namensnennung von den Kanzeln herab nochmals zum Gehorsam ermahnt werden; und als der hierfür gesetzte Termin von acht Tagen gleichfalls fruchtlos verstrich, erfolgte deren Bestrafung mit dem großen Banne. Demnach wurden die Widersetzlichen jeden Sonntag in allen Kirchen bei brennenden Kerzen unter Glockengeläut als von jeder Gemeinschaft mit der Kirche und mit den Gläubigen ausgeschlossen verkündet. Das genügte dem Bischof jedoch keineswegs. Denn in der wohlberechneten Absicht, die kirchlich wie politisch hinter den widerhaarigen Ratsmannen stehenden Geschlechter zugleich auch in ihrem gegensätzlichen Verhältnis zu den „armen“ Bürgern zu treffen, erfolgte die Ausdehnung des Bannes als Interdikt auf die Stadt, also auf die gesamte Bürgerschaft. Und ein Heer von Klerikern unterzog sich sodann der berufsmäßigen Pflicht, die „armen“ Bürger über den unheilvollen Einfluß der Geschlechter auf ihr irdisches wie jenseitiges Wohl des weitern aufzuklären. Mit unzweifelhaftem Erfolge! denn die schon bestehende Kluft zwischen beiden Parteien der Bürgerschaft erweiterte sich immer mehr, ließ sich nicht mehr überbrücken. Aber in der Sache selbst hatte die Kirche den erhofften durchschlagenden Erfolg nicht: der Rat beharrte auf dem Fortbestande der Schule.

Unter den vierzehn Mitgliedern des Rats, die in einer für die damalige Zeit gewiß mutigen Weise der Kirche gegenüber für ihre Überzeugung eintraten, war auch Rudolf von Bismarck. Den alten Geschlechtern angehörig und sehr wohlhabend, besaß er als gewesener Altmeister der vornehmen Gewandschneidergilde — Großhandel von Tuchen — viel Ansehen; und wie aus der Bewertung seiner Persönlichkeit durch den Klerus hervorgeht, muß er auf die Gestaltung kommunaler wie politischer Angelegenheiten von bestimmendem Einfluß gewesen sein. Als er im Jahre 1340 aus dem Leben schied, lag er

also noch im großen Kirchenbanne. Der Rat jedoch ehrte das Andenken des verdienten Mannes, indem er die erledigte Ratsstelle sofort seinem erst neunundzwanzigjährigen Sohne Nikolaus übertrug. Auch ließ er sich erst im folgenden Jahre zu einem Vergleich bereitfinden, wonach gegen die Abtretung von Liegenschaften an das Domstift zur Gründung eines Altars, sowie unter der Bedingung der Bestätigung des Schulleiters durch den Dompropst die städtische Schulanstalt erhalten blieb.

Das war eine im Verhältnis zu der prinzipiellen Bedeutung der Angelegenheit durchaus billige Sühne für die Stadt. Einer weniger günstigen Behandlung erfreute sich aber der junge Ratsherr Klaus von Bismarck, als er in kindlicher Sorge um das Seelenheil des exkommuniziert gestorbnen Vaters wegen Aufhebung des Bannes ein Sühneabkommen mit der Kirche zu treffen sich anschickte. Für die Kirche mag in diesem Falle und bei der Zumessung der Pön auch die geistige Bedeutung des bittstellenden Sohnes wie dessen günstige materielle Lage entscheidend gewesen sein. Anders wenigstens wäre es nicht erklärbar, daß die in der Vereignung sichrer Liegenschaften bestehende Buße des einen Mannes den etwa vierfachen Wert dessen betrug, was die ganze Stadt für Beilegung des Schulstreits hinzugeben genötigt worden war.

Inzwischen hatte der Stendaler Rat, gestützt auf eine Entscheidung des Kaisers zu Gunsten seines Sohnes, des Markgrafen Ludwig, in dessen Kriege gegen Herzog Otto um die Altmark, offen für den Bayern Partei ergriffen. Hierbei erfolgte neben der Gestellung von Mannen die pekuniäre Unterstützung statt lediglich aus den privaten Geldern der Patrizier, wie bisher, nunmehr auch durch Geldmittel aus der Stadtkasse. Das war eine sehr anfechtbare Handlungsweise. Auch dann setzte sich der Rat hierbei formell ins Unrecht, wenn seinem politischen Ziele, der Wiedervereinigung der Altmark mit dem übrigen Kurfürstentum unter einer Hand die volle Berechtigung zugesprochen werden muß. Jedenfalls wurde der Unzufriedenheit der Bürgerschaft weitere Nahrung zugeführt, und dem Klerus erwünschte Gelegenheit gegeben, seine welfische Maulwurfsarbeit fröhlich fortzusetzen. Der volle Erfolg dieser Bemühungen konnte auch nicht durch den Entschluß des kriegsmüde gewordnen Herzogs Otto beeinträchtigt werden, die Altmark gegen eine Geldentschädigung an Ludwig abzutreten. Und der erneute päpstliche Bann gegen den Kaiser und seinen Sohn als Gottesverächter und Störer christlicher Ordnung wegen der Verehelichung Ludwigs mit der zu diesem Behufe geschiednen Margaretha Maultasch-Tirol that das übrige, in Verbindung mit den Klagen über Willkürherrschaft der Geschlechter im Sommer 1345 einen Volksaufstand in Stendal hervorzurufen. Dieser brachte wie auch anderwärts im Reiche den Ständekampf zur Entscheidung. Die bisherige Stadtverfassung wurde für immer beseitigt, die Macht der Gewandschneidergilde gebrochen, ihre Güter konfisziert, und eine Anzahl der vornehmsten alten Familien aus der Stadt vertrieben. Unter diesen befand sich als Bestgehaßter der Ratmann Klaus Bismarck. Ohnehin schon beneidet und beargwöhnt, wurde er hauptsächlich wegen seiner Beziehungen zum Markgrafen angefeindet, der ihn, ein allerdings ungewöhnlicher Vertrauensbeweis, ein Jahr zuvor mit dem festen Schlosse Burgstall

belehnt, die Familie somit zu einer „schloßgesessenen“ erhoben hatte. Das Bürgerrecht war darum von Klaus von Bismarck nicht aufgegeben worden. Es ist ein Beleg für die ihm beigelegte Wertschätzung, wenn in einem drei Jahre später unter Vermittlung des Markgrafen zustande gekommnen vermögensrechtlichen Abkommen die Stadt ausdrücklich auf seiner Entfernung bestand, während andre Verbannte zurückkehren durften.

Der mit dem neuen Stadtregiment eingezogne beschränkt kleinlich banausische Sinn machte sich zum Schaden der Stadt in mancherlei Hinsicht geltend. Zunächst gerieten die Handelsbeziehungen ins Stocken, der Kredit war geschädigt, der Verdienst blieb aus. Und als der „schwarze Tod“ auch in Stendal furchtbare Einkehr hielt, vermochte der neue Stadtrat in seiner kläglichen Abhängigkeit vom abergläubischen niedern Volke sich nicht zu der menschlich schuldigen Pflicht aufzuschwingen, die Juden gegen Mord und Plünderung zu schützen, denen wegen angeblicher Brunnenvergiftung „das große Sterben“ zur Last gelegt wurde. Zu alledem mußten noch die durch das Auftreten des „falschen Waldemar“ entstehenden Wirren hinzukommen, die das Maß allgemeinen Ungemachs voll machten.

Im übrigen Deutschland sah es freilich nicht besser aus. Ghibellinen und Welfen standen sich todfeindlich gegenüber. Der unauslöschliche Haß des Papstes gegen den immer versöhnungsbereiten Kaiser hatte diesem den klerikal gefügigen Karl von Böhmen-Luxemburg, einen halben Slawen, entgegengestellt, bis nach anderthalb Jahren der unverhoffte Tod des Wittelsbachers den umstrittnen Thron frei machte. Denn des wackern Günthers von Schwarzburg Gegenkönigtum blieb nur eine kurze belanglose Episode. Es war überhaupt die Zeit der Gegenherrschaften im geistlichen wie im weltlichen Regiment. An der Spitze der Christenheit gaben Johann XII. und Nikolaus V. keine erhebenden Beispiele apostolischer Milde und Friedfertigkeit; und viele Bischöfe, die sich der päpstlichen Bestätigung nicht unterwarfen, hatten sich unter erbitterten Kämpfen der vom Papst ernannten Konkurrenten zu erwehren. Dem deutschen Kaiser Ludwig stand, vom Papste unterstützt, zuerst Friedrich von Österreich, dann der Luxemburger, diesem wieder der Schwarzburger gegenüber; um die viel umworbne Altmark stritten sich gar drei Bewerber. Und während sich diese Weltlichen in hergebrachter Weise mit Feuer und Schwert bekriegten, bedienten sich jene, neben übrigens virtuoser Handhabung irdischer Waffen, zugleich auch der geistlichen, indem sie sich gegenseitig verfluchten, bannten und absetzten. Was wunder, wenn solches Gebaren, wenn solche Beispiele schwere Gewissensbedrängnis, Zweifel an der göttlichen Institution der Kirche und daraus hervorgehend Gesetzlosigkeit, Willkür und allgemeine Verwilderung zeitigten. Denn vom Faust- und Fehderecht machte Gebrauch, wer sich stark hierzu fühlte, gleichgiltig, ob Städte, Fürsten, fromme Bischöfe, Ritter oder Schnapphähne. Vereinigungen aber zur Erzwingung des Land- oder Gottesfriedens schienen zunächst den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Und innerhalb des Rahmens solcher Staatsverhältnisse die Beulenpest, der schwarze Tod, Judenbrennen und Büßer- oder Geißlerfahrten. Das Chaos herrschte im lieben Deutschland.

Nur einmal während der dreiunddreißigjährigen Regierungszeit Ludwigs des Bayern, die von Anfang bis zu Ende von dem aufgedrungnen Kampfe gegen das Papsttum erfüllt ist, sehen wir, und zwar in nationaler Beziehung, ein durchaus erfreuliches Bild. Leider nur einmal und vorübergehend. Und in der That, wie der Silberblick, der niemals wiederkehrt, mutet es unser deutsches Empfinden an, wenn der wackre Wittelsbacher die Beschlüsse der vier Kurfürsten sowie des Reichstags am 8. August 1338 zu Sachsenhausen als Reichsgesetze verkündete, nämlich: daß die rechtmäßig erfolgte Königswahl unter allen Umständen giltig, päpstlicher Zustimmung nicht bedürfe; daß deshalb des Papstes Bann gegen den Kaiser für null und nichtig zu erachten, der Gottesdienst bei Amtsentsetzung der etwa widerstrebenden Geistlichen wieder aufzunehmen sei. Was also weder vor- noch nachher jemals geschehn konnte, ist ihm, „dem letzten wirklich deutsch gesinnten Kaiser" des alten Reichs, zu vollbringen beschieden gewesen: er hat Deutschland vereinigt dem anmaßlichen Papsttum gegenüber in die Schranken treten lassen. Diese That allein sichert ihm ein dankbares Andenken.

Sein Nachfolger Karl IV. dachte freilich anders. Schon die Bestätigung als Gegenkönig hatte er vom Papste gegen formelle Anerkennung als Oberlehnsherrn des Reiches klüglich erhandelt. Als „Pfaffenkönig" deshalb mit Hohn und Spott begrüßt, erwies er sodann seine unleugbar hervorragende diplomatische Begabung, indem er alles zu erschleichen wußte: Krone, Land und Leute, Krönung und Anerkennung. Seine Art war durchaus die des kühl berechnenden, Vor- und Nachteil vorsichtig abwägenden Geschäftsmannes. Diese Anlage kam seinem dynastischen Interesse, wie er es in Vermehrung seiner Hausmacht bethätigte, nicht minder zu statten, wie dem Reiche selbst, dessen staatsrechtliche Verhältnisse er nach innen wie außen ordnete und in der „goldnen Bulle" festlegte; auch die Königswahl ohne päpstliche Bestätigung! Seine redlichen Bemühungen jedoch um Herstellung des allgemeinen Landfriedens mußten zumeist an der Auffassung über die Selbsthilfe scheitern, die ebensowohl geistliche wie weltliche Fürsten bei ihren Streitigkeiten an den Tag legten. In dieser Hinsicht geben die Bischöfe von Halberstadt und Hildesheim ein durchaus typisches Beispiel. Aus dem Hause Braunschweig stammend und Brüder des oben genannten Herzogs Otto waren beide echte Söhne ihres Geschlechts: stolz, hochfahrend, herrisch, streitbar und herzenshart. Albrecht II., der Halberstädter, ist eben derselbe, der die Stendaler bannte, und bekannt durch seine Fehde mit dem Grafen Albrecht von Reinstein, dem „Raubgrafen," dessen tragischem Ende er wohl nicht allzufern gestanden haben wird. Gleich seinem Bruder, dem Hildesheimer Heinrich III., war er vom Papste für abgesetzt erklärt und ihm ein Gegenbischof gegeben, weil er sich, gestützt übrigens auf verbriefte Gerechtsame, der päpstlichen Bestätigung unter keinen Umständen fügen wollte. Der Prätendent machte indessen keinerlei Versuch, seine Ansprüche geltend zu machen. Als sich jedoch nach dessen Ableben der vom Kaiser vorgeschlagne und vom Papst ernannte Nachfolger, Graf Albert von Mansfeld, entschlossen zeigte, das Bistum zu behaupten, schritt der streitbare Welfe zum Kriege, und zwar zur Offensive. Im Bunde mit seinen Brüdern, dem Herzog

Otto und dem Hildesheimer, dem er gegen die Grafen von Schwichelt beigestanden, fiel er in die Grafschaft Mansfeld ein, brannte das Kloster Helfta nieder und wütete in den Gebieten der Verbündeten seines Gegners nicht anders als ein Mordbrenner. Besonders arg trieb es der Hildesheimer vor der freien Reichsstadt Nordhausen, deren Bürger er mißhandelte, brandschatzte und verstümmelte. Die Stadt beschwerte sich beim Kaiser, und dieser untersagte jede fernere Bedrückung seiner Schutzbefohlnen auf das strengste. Da schrieb der streitbare Gottesmann dem Reichsoberhaupt einen Brief als Antwort, der in jedem Betracht bezeichnend ist: „Lieber Herr Karl, Römischer König und König von Böhmen. Als ihr mir geschrieben habt um die Bürger zu Nordhausen, darüber entbiete ich euch zu wissen, daß mein Bruder, der Bischof zu Halberstadt, sich viel beklagt hat, daß die Bürger zu Nordhausen seinen und meinen Feinden, dem von Mansfeld und dem von Regenstein behilflich waren mit Speise und Leuten, wovon er trefflich großen Schaden hatte, weshalb ihm nicht zu teil werden konnte, dessen er Not hatte, und deshalb sei er der Bürger Feind. Und wessen Feind der vorbenannte mein Bruder ist, dessen Feind bin ich auch, also lange, bis ihm zu teil wird, dessen er Not hat, und darum, wenn sich die von Nordhausen mit meinem Bruder vergleichen, so wollte ich ihnen keine Not zufügen!" Bei solch verwandtschaftlichem Zusammenstehn der beiden Welfen und Karls Vorsicht ist es erklärlich, wenn dieser sich hütete, wegen offenbarer Mißachtung seiner kaiserlichen Autorität ein Exempel zu statuieren. Denn er wollte sich des geistlichen Einflusses des andern, des Halberstädters, nicht begeben, wenn es darauf ankam, seine Absichten auf Vergrößerung der Hausmacht durch Erwerbung der Mark Brandenburg einschließlich der Altmark zu verwirklichen.

Sehr gelegen, fast wie gerufen, kam ihm dort das Auftreten der rätselhaften Persönlichkeit des „falschen Waldemars," für dessen Aufnahme bei der Bevölkerung durch die dem Bayern Ludwig feindliche Geistlichkeit der Weg geebnet worden war. Jedenfalls belehnte er den „Waldemar" förmlich mit der Mark, forderte unter Reichsachtsandrohung zum Gehorsam gegen ihn auf, verlieh die Nachfolge dem Herzoge Rudolf von Sachsen und — heiratete in zweiter Ehe dessen Tochter Anna. Für Waldemar erklärte sich fast die gesamte Kurmark Brandenburg, sowie die Altmark und huldigte diesem, nachdem er in kluger Berechnung besonders den Städten weitgehende Vollmachten eingeräumt hatte.

Während des darüber ausbrechenden Krieges, worin Ludwig bis über die Oder gehn mußte, ehe er wieder vordrang, hat ihm sein Lehnsmann Klaus von Bismarck seine Vasallentreue und Anhänglichkeit materiell nicht bethätigen können. Erst dann geschah dies, als er die Schwenkung in des Kaisers Politik durchschaute, der zufolge er sich aus einem erbitterten Feinde der Wittelsbacher plötzlich zu ihrem Gönner umgewandelt hatte. Das war so zugegangen. Dem Kaiser war in Anbetracht seiner eignen Absichten auf die Mark die Energie Waldemars und seines Anhanges, der Ballenstedter Fürsten, vor allem aber Rudolfs von Sachsen bedenklich und unbequem geworden. Dies sowohl wie die brennende Begierde, sich feierlich krönen zu lassen und in den Besitz der

von Ludwig verwahrten Reichsinsignien zu gelangen, bewog ihn, äußerlich seinen Frieden mit dem Bayern zu machen, der seine Bereitwilligkeit zur Verständigung mit ihm schon durch seine Vermittlung bei der Verzichtleistung des Schwarzburgers zu seinen Gunsten erwiesen hatte. Auf alle Fälle blieb Karl immer der „Dritte, als Lachender." Er ließ also auf dem Fürstentage zu Spremberg den „Waldemar," indem er mit ihm „gänzlich betrogen worden zu sein" erklärte, glattweg fallen und sprach Ludwig die Mark 1350 wieder zu. Bei dieser Gelegenheit hat er es sich bieten lassen, daß der darüber aufgebrachte Rudolf von Sachsen, sein Schwiegervater, den er zur Rechenschaft forderte, weil er ihn einen „Frevler an Treu und Glauben" öffentlich schalt, ihm hohnlachend das Wort entgegenschleuderte: „Du wagst ja nicht ein Schwert zu ziehn! Hol dich der Satan, feiger, tückischer Böhmenhund!" Der getäuschte Sachse hatte seinen Schwiegersohn und Oberlehnsherrn zu spät erkannt, wie jeder, der ihm vertraute, und setzte nur umso erbitterter den Krieg fort. Aber obwohl Ludwig wieder über die Elbe vordrang, fand er den erhofften Frieden nicht. Da überließ der schwergeprüfte Fürst kampfesmüde die Mark sowie die Weiterführung des Streites seinem jüngern Bruder Ludwig, zum Unterschiede von ihm „der Römer" genannt, weil er in Rom geboren war. Des neuen Markgrafen Lage ließ sich nicht hoffnungsvoll an. Er zeigte jedoch ein warmes Herz, und da — eine Hauptforderung des Landes — auch die fremden Ratgeber durch Einheimische ersetzt wurden, so gewann er auch Sympathien und Vertrauen. Den Frieden vermochte er jedoch nur unter schweren Opfern zu erlangen.

Als oberste Beamte, Vögte oder Hauptleute genannt, walteten vier Vertreter der Ritterschaft, je zwei Schulenburg und zwei Bartensleben, ihres Amts. Als Rat, zuerst nur für die Altmark, bald auch für die gesamte Verwaltung wurde Klaus von Bismarck bestellt. In fast beständiger Begleitung des Markgrafen nahm dieser in der Folge an allen wichtigen Regierungsakten teil, besonders an der so nötigen finanziellen Hebung des Landes wie des Landesherrn. Erst nach achtjähriger Thätigkeit, und nachdem noch zuletzt der vom Kaiser mitbelehnte jüngere Bruder Ludwigs, Otto, zur Mitregierung hatte zugelassen werden müssen, schied er aus seinem Dienstverhältnis, um den ihm von seinem Onkel, dem neuen Erzbischof von Magdeburg, Dietrich von Portitz, angetragnen Posten eines Hauptmanns des Erzstifts zu übernehmen. Das mußte allerdings wie ein Übertritt aus dem ghibellinischen ins welfische Lager erscheinen. Denn Dietrich als kirchlicher Eiferer zeigte sich dem Papste ebenso fanatisch ergeben wie dem Kaiser, dessen Kanzler, vertrauter Rat und Feldherr er gewesen war. Obgleich er auf Karls Veranlassung zu jener wichtigen Stellung berufen worden war, hatte es doch der Vermittlung Bismarcks beim Domkapitel bedurft, daß er von diesem gewählt wurde. Bismarck wird aber wohl kaum befürchtet haben, mit seinen ghibellinischen Überzeugungen in Widerstreit zu geraten; einmal, weil zwischen Wittelsbach und Luxemburg eitel Friede und Freundschaft herrschte, dann aber, weil ihm als bewährtem Finanzmann eine besondre Aufgabe gestellt worden war. Er sollte den Staatshaushalt ordnen und ihm zu diesem Behufe die infolge früher begangner Fehler zahlreich verpfändeten

Besitzungen des Erzstifts durch Einlösung wieder zuführen. Dies mußte zunächst ganz unverfänglich erscheinen. Aber es ist wohl zweifellos, daß ihm, dem in der ganzen Mark angesehenen und einflußreichen Manne, in dem fein angelegten Plane Karls, den Bayern das Land abzuschwindeln und in luxemburgischen Hausbesitz hinüber zu spielen, eine nicht eben unbedeutende Rolle zugedacht war. Dagegen ist es ebenso sicher, daß Klaus von Bismarck, sobald er diese Absicht durchschaute, dem saubern Handel seine Mitwirkung versagt hat. Denn bei keiner jener wunderbaren Abmachungen zwischen dem Erzbischof und dem Markgrafen, die die Lösung der gestellten Aufgabe vorbereiten sollten, ist er genannt worden, weder als Zeuge, noch in andrer Eigenschaft, die seine Billigung darthun könnte.

Es ist nun interessant, wie der menschenkundige und geschäftsgewandte Erzbischof zunächst als Einleitung für die nachfolgende Aktion alle hohen Register zog, die ihm zur Verfügung standen. In seiner Eigenschaft als Priester wußte er dem Markgrafen Ehrfurcht und Vertrauen einzuflößen; durch den Zauber seiner Persönlichkeit umstrickte er ihn mit Freundschaftsbanden; und die dank der vortrefflichen Verwaltung des Erzstifts wieder reich fließenden Mittel setzten ihn in den Stand, den nur zu vertrauensseligen Schützling auch in finanzielle Abhängigkeit zu bringen. Auf diese Weise konnte zu Tangermünde das unverständliche Abkommen getroffen werden, durch das der Markgraf „dem Erzbischof Vollmacht und Gewalt übertrug, seinen Landen und Leuten die nächsten drei Jahre vorzustehn, wie es dem Lande nützlich und gut sei; des Markgrafen Rat, Hof und alle Amtleute zu setzen und zu entsetzen, zwar mit des Markgrafen Beirat, doch nach eignem Gutdünken.“ Diesem Verzicht auf alle Selbständigkeit folgte durch den Erbvertrag von 1363 die Überlassung der Eventualsuccession an das luxemburgische Haus, und als Besiegelung des Versprechens gegenseitiger Unterstützung und immerwährender Freundschaft die Verlobung des jungen Markgrafen Otto mit des Kaisers noch unerwachsener Tochter Elisabeth. Ja sogar dann hielt die unverwüstliche Vertrauensseligkeit Ottos in die Uneigennützigkeit Karls IV. noch stand, als dieser von allen seinen Versprechungen keine einzige hielt. Denn nach seines Bruders Ludwigs Tode 1365 und nach Ablauf der dreijährigen erzbischöflichen Mitregierung räumte er diese auf die Dauer von sechs Jahren nunmehr dem Kaiser selbst ein. In der That, der Erzbischof hatte ein Meisterstück priesterlicher Knetarbeit an dem jungen Wittelsbacher geliefert. Daß bei solcher Indolenz, die diesem die Bezeichnung „der Faule“ eintrug, Karl sich alles, auch den Affront erlauben zu können glaubte, ist bei dessen Charakter nicht verwunderlich. Er vertauschte kraft väterlicher Machtvollkommenheit und Fürsorge seinem Schwiegersohn die junge Braut gegen deren ältere Schwester, eine Witwe, die, weil sie kinderlos geblieben war, weniger Gefahr bot, dem Wittelsbacher einen Erben zu schenken, und bessere Gewähr, auf Grund des Erbvertrags dem Hause Luxemburg die Nachfolge in der Mark zu sichern. Und indem er dem immer geldbedürftigen Markgrafen auch das Auslösungsrecht für die verpfändete Niederlausitz gegen Geldabfindung abzuhandeln wußte, ging dieses Gebiet der Zugehörigkeit zur Mark für immer verloren.

So war der Kaiser seinem Ziele schon recht nahe gekommen. Da raubte der Tod des Erzbischofs Dietrich im Dezember 1367 ihm den klugen Berater und führte „seinem lieben Sohne“ dem Markgrafen in der Person des Klaus von Bismarck sehr unerwünschterweise einen solchen zu. Als Bismarck sich entschloß, dem Rufe des Markgrafen zur Übernahme des obersten Verwaltungspostens als Hofmeister Folge zu leisten, konnte die Sache des Wittelsbachers dem Kaiser gegenüber als eine fast verlorne gelten. Allerdings war er als Lehnsmann und Vasall seinem Fürsten, gegen wen auch immer, die Gefolgschaft schuldig. Eine Amtsübernahme jedoch wie diese mit ihren Folgen, die er gewiß gewürdigt haben wird, lag in Ansehung aller obwaltenden Verhältnisse außerhalb jeder Verpflichtung; es sei denn, daß höhere als rein dynastische Interessen, wie sie sich an die Person des Markgrafen knüpften, einen Entschluß von so ungeheurer Tragweite für das Land nicht nur rechtfertigten, sondern als patriotische Pflicht gebieterisch erheischten. Das war aber hier der Fall. Die nächste Zeit schon sollte es darthun, daß Klaus Bismarck sein mit allen Vollmachten ausgestattetes Amt, ratgeberische Thätigkeit und Verantwortung thatsächlich so aufgefaßt hat.

Die zu lösende Aufgabe bestand in nichts geringerm, als einen letzten Versuch zu wagen, die bevorstehende Vereinigung der Mark mit der Krone Böhmen zu verhindern. Zuvor handelte es sich aber darum, den Markgrafen von der Vormundschaft des Kaisers zu befreien, ihn aus seiner verhängnisvollen Vertrauensseligkeit gegenüber den Absichten seines „lieben Vaters“ herauszureißen, ihn über dessen letzte Ziele aufzuklären. Nachdem dies unter kräftigem Beistande seiner ehemaligen Amts- und Gesinnungsgenossen, Günzels von Bartensleben und Heinrichs von der Schulenburg, endlich gelungen war, erfolgte dann sofort die Beseitigung aller kaiserlichen Räte in der Landesregierung, sämtlich Ausländer, und ihre Ersetzung durch Einheimische. Auch in diesem Amte mußte der Behebung der erdrückenden finanziellen Sorgen die ganze nächste Thätigkeit gewidmet werden. Sie galt ebenso der Sicherstellung des landesherrlichen Einkommens, dessen verpfändete Quellen durch Rückzahlung wieder flüssig gemacht werden mußten, als der Einlösung der Gebiete des Kurfürstentums, die in der Pfandschaft von Nachbarfürsten waren. Durch „klug ersonnene und kräftig durchgeführte Finanzoperationen“ gelang dies bei den sächsischen Fürsten, während die unerfüllbaren Ansprüche der Mecklenburger einen langwierigen, aber von Otto energisch geführten Krieg zur Folge hatten. Obwohl dieser immer und überall die feindliche Hand des Kaisers zu spüren hatte, war er doch zumeist im Vorteil.

Daß die Seele der Thätigkeit und des zähen Widerstandes des Markgrafen vor allem dessen Hofmeister war, daß mit einem Worte der gänzlich unerwartete Umschwung der Verhältnisse in der Mark zu Ungunsten der luxemburgischen Ziele nur diesem zugemessen werden mußte, alles dies hatte der durchtriebne Kaiser bald erkannt. Es entsprach deshalb durchaus seinem Wesen, wenn er auf den Gedanken kam, Klaus von Bismarck durch die Kniffe persönlicher Überredungskünste für seine Sache zu gewinnen. So lud er ihn denn im Frühjahr 1370 unter dem Vorwande der Regelung einer Hinterlassenschafts-

angelegenheit des verstorbnen Erzbischofs von Magdeburg nach Guben und versuchte ihn dem Markgrafen abtrünnig zu machen, wie ihm dies mit dessen bisherigem Verbündeten, dem Herzoge Magnus von Braunschweig, durch listige Vertragsauslegung thatsächlich gelang. Der altmärkische Edelmann bewahrte jedoch seinem Lehnsherrn unweigerlich die Treue, und das ist ihm vom Kaiser auch nicht verziehn worden. Äußerlich hatte es dieser bisher nicht zum offnen Bruche mit dem „lieben Schwiegersohne" kommen lassen. Ein solcher erfolgte vielmehr erst dann, als jener das Ansinnen, die Mark seinem Sohne Wenzel, einem Kinde, abzutreten und ihm, dem Kaiser, sofort die Regierung zu übertragen, sehr entschieden zurückwies. Die infolgedessen ausgesprochne förmliche Friedensabsage konnte aber die Lage Ottos nur klären. Sie enthob diesen aller eingegangnen unwürdigen Verpflichtungen gegen den Schwiegervater, sodaß er nun, durch bayrische und polnisch-ungarische Streitkräfte unterstützt, dem anrückenden kaiserlichen Heere mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten konnte. Der Kaiser wich indessen der Waffenentscheidung aus und betrat wieder das ihm vertrautere Gebiet der Unterhandlungen, in denen ein anderthalbjähriger Waffenstillstand vereinbart wurde. Aber das war der Anfang vom Ende des Markgrafen, der des alten Ruhms seines Hauses eingedenk sich längst wiedergefunden hatte. Denn eben diese Frist, die er zur Besiegung der Mecklenburger nötig zu haben glaubte, kam nicht ihm, sondern dem ränkevollen Kaiser zu gute, der diese gegen ihn aufhetzte, der ferner sich Zeit nehmen konnte, unter Mitwirkung der Kirche zum letzten entscheidenden Schlage auszuholen. Auf seine Veranlassung geschah es nun, daß der Papst dem Markgrafen und seinen Unterthanen das Auftreten gegen die luxemburgische Erbfolge untersagte, und daß ein besondrer päpstlicher Nuntius alle Edeln, Vasallen und Einwohner der Mark im Falle des Ungehorsams gegen den Kaiser „als Verächter apostolischer Verordnungen" mit kirchlichen Strafmitteln bedrohte. Also wohl vorbereitet, erschien Karl nach Ablauf des Waffenstillstandes im Mai 1373 mit einem überlegnen Heere in der Niederlausitz und drang überraschend gegen die Mark vor. Otto leistete hartnäckigen Widerstand und kämpfte nicht ohne Glück. Aber des Papstes Drohung hatte seine Wirkung gethan. Die Unterthanentreue wankte, es begann zu bröckeln, seine Lage gestaltete sich hoffnungslos. Da gab er seine Sache auf. In dem Vertrage von Fürstenwalde trat er und alle bayrischen Herzöge die Mark für 500000 Goldgulden dem luxemburgischen Hause ab.

Das Drama der bayrischen Herrschaft in der Mark war zu Ende. Für den bisherigen markgräflichen Hofmeister sollte es jedoch ein Nachspiel haben. Kaiser Karl hatte als Vormund seines unmündigen Sohnes, und nachdem ihm gehuldigt war, persönlich die Regierung der Mark übernommen, der er nun als seinem erbländischen Hausbesitz von seiner Residenz Tangermünde aus jede Fürsorge zuwandte. Auch ohnedem wäre er es dem unglücklichen Lande schuldig gewesen, da er doch zu dessen Verwüstung ebensoviel beigetragen hatte als die bayrischen Fürsten, denen er weder Ruh noch Rast ließ, bis er ihr Erbe in seiner Hand wußte. Nur ein Teil des Landes leistete ihm übrigens willige Huldigung, der andre fügte sich nur dem Zwange. Unter denen, die ihm und

seinem Hause von Grund der Seele aus abhold blieben, nach wie vor, war Klaus von Bismarck wohl der entschiedenste. Karl wußte es und ließ nichts unversucht, den einflußreichen Mann an seine Person zu fesseln, ihm Gelegenheit zu geben, seine Huld nachzusuchen, sich seinem Dienste zu widmen. Es ist ihm nicht gelungen. Der ehemalige Hofmeister der Wittelsbacher Markgrafen ließ sich nicht ködern, wie der Bischof von Brandenburg. Beharrlich vielmehr wies er die ihm dargebotne Hand zurück und verlegte sogar seinen Wohnsitz von Burgstall, das dem Kaiser jetzt als Lehnsherrn zu jeder Zeit offen stehn mußte, nach Stendal. Daß er auch dem Landtage zu Tangermünde fern blieb, wo Ende Juli 1374 unter geladner Teilnahme vieler weltlichen und geistlichen Fürsten mit unerhörtem Gepränge die Erbeinigung der Mark mit dem Königreiche Böhmen feierlich vollzogen wurde, diese Zurückhaltung erscheint eigentlich ganz selbstverständlich. Stellte doch die Feierlichkeit den Sieg einer Sache dar, deren Bekämpfung bis zum äußersten einen Teil seines Lebensinhalts ausgefüllt hatte. Und so entsprach es durchaus des Kaisers Denkungsweise, wenn er ohne Verständnis für die Sinnesart des unbeugsamen charakterfesten Mannes, und indem er des Tags von Guben gedachte, diesen den Folgen des Kirchenbannes überantwortete, dem jener wegen seiner Lehnstreue als „Verächter apostolischer Verordnungen" verfallen war. Aber da die Papstkirche die Gelegenheit, sich an einem ihr verhaßten Manne bedeutenden Vermögens zu rächen und zu bereichern, niemals entgehn zu lassen pflegt, so wird die im Jahre 1376 durch Klaus von Bismarck erwirkte Zurücknahme des Bannfluchs durch Loskauf ganz gewiß sehr große Aufwendungen an Geld oder Gut erforderlich gemacht haben.

So sicherte sich der streng kirchlich denkende Mann wenigstens ein ehrbares Begräbnis und steuerte seinen und der Seinigen religiösen Gewissensskrupeln. Mit um so größerer Genugthuung durfte er auf sein weltliches Thun zurückschauen, wenngleich seinem Bemühen, das Vaterland vor dem Aufgehn in einem slawischen Reiche zu bewahren, der Erfolg versagt blieb. Aber er hatte sich doch in fast nur trüben Tagen dreien aufeinanderfolgenden bayrischen Herren unter allen Umständen als ein treuer Diener bewährt, und er bewies dieser Dynastie auch die anhängliche Gesinnung, nachdem sie in der Mark zu regieren aufgehört hatte.

Der dritte und letzte Fall kirchlicher Maßregelung von Mitgliedern der Familie von Bismarck fällt dreißig Jahre später, und zwar in das Jahr 1407, zu einer Zeit also, wo sich das luxemburgische Regiment in der Mark unter Jobst von Mähren schon seinem Ende wieder zuneigte. Auf Kaiser Karls für das Land in jeder Hinsicht fürsorgliche Verwaltung war die seines zweiten Sohnes Sigismund gefolgt. Seine Kämpfe um die Krone Polen-Ungarns entzogen ihn jedoch seinem Erblande, das er vernachlässigte, als Geldquelle ausnutzte und schließlich, nachdem er König von Polen geworden war, seinem Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Der brandenburgische Historiker Gerken sagt von ihm: „Die Mark war unter seiner Regierung in einem elenden und erbärmlichen Zustande. Er war beständig abwesend und kam sonst nicht her, als wenn er Geld brauchte; hatte er genug gesammelt und die Kammergüter

verkauft und verpfändet, so reiſete er wieder davon." Da nun auch die von ihm beſtellten Statthalter wenig Anſehen hatten und ſich gleichfalls meiſt außer Land aufhielten, ſo verfiel dieſes in einen Zuſtand allgemeiner Geſetzloſigkeit. Die Willkür des Stärkern trat an die Stelle des Rechts, das jeder ſich auf eigne Fauſt zu verſchaffen ſuchte, wenn er geſchädigt zu ſein glaubte. So ſehen wir Mitglieder einer Familie den Weg der Selbſthilfe beſchreiten, in der der Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, für Friedensliebe und Menſchlichkeit nachweislich immer ein hervorragender Zug geweſen iſt.

Es handelt ſich um zwei Enkel des vorerwähnten Klaus von Bismarck, ein Brüderpaar, Nikolaus III. und Henning. Das Dorf Buchholz weigerte ſich plötzlich, den für ſeinen Holzbedarf aus dem Tanger dem Beſitzer des Schloſſes Burgſtall ſchuldigen „Holzpfennig" weiter zu entrichten. Natürlich ſteckte die Geiſtlichkeit dahinter. Nach dem damals jedem Beſitzer zuſtehenden Rechte eigenmächtiger Auspfändung machten ſich die Brüder für den Wert des verweigerten Holzpfennigs durch Wegnahme einiger Ochſen, Kühe und Schweine bezahlt. Das Dorf gehörte aber grundherrlich zum Stendaler St. Nikolaidomſtift, das nun die rechtliche Begründung der althergebrachten Abgabe beſtritt, aber nicht etwa, um die Bauern davon zu befreien, ſondern um ſie für ſich in Anſpruch zu nehmen. Jedenfalls forderte es Verzichtleiſtung der Abgabe zu ſeinen Gunſten, ſowie Herausgabe der Pfandobjekte. Da die beiden Brüder dem Verlangen nicht Folge gaben, ſo verklagte es dieſe wegen Einfalls in ſeine Beſitzungen bei dem Dechanten von Güſtrow in Mecklenburg, der vom Papſte zum Verwalter „der Beſitzungen und Rechte des Domſtifts mit apoſtoliſcher Vollmacht" beſtellt worden war. Dieſer beauftragte wegen Abgelegenheit ſeines Wohnſitzes den Theſaurus der Kirche St. Sebaſtian in Magdeburg, Heinrich von Rodensleben, mit der Verfolgung der Angelegenheit, der nun die beiden Bismarcke vor die Wahl ſtellte: entweder restitutio in integrum nebſt entſprechender Sühneleiſtung für Eingriffe in kirchliche Rechte, oder nach ergebnisloſem Ablauf der hierzu geſtellten Friſt die Verhängung der großen Exkommunikation.

Mit dem Ausſpielen ihres letzten und ſtärkſten Trumpfes wird die Kirche ihres Erfolges wohl ſicher geweſen ſein. Aber da geſchah das von niedern Laien bisher unerhörte. Die beiden Brüder kehrten ſich nicht allein nicht an die Drohung, ſondern ſie ſagten ſogar dem Stendaler Domkapitel wie dem Theſaurus die Fehde an, um mit den Waffen in der Hand die Anerkennung ihres unzweifelhaften Rechts zu erzwingen. Wutſchnaubend über ſolche frevelhafte Nichtachtung ſeiner mit beſondrer apoſtoliſcher Vollmacht ergangnen Verfügung lud ſie der Theſaurus nochmals vor, widrigenfalls ſie der Strafe der Beraubung aller Ehre, des Verfalls in öffentliche Infamie, der Ausſchließung von allen Zuſammenkünften Adlicher und der Buße von 50 Mark reinen Goldes verfallen würden. Auf die Brüder machte jedoch auch dieſe Androhung nicht den allergeringſten Eindruck. Und ſo erfolgte denn die Verkündigung der gedachten Strafen von den Kanzeln aller Kirchen Magdeburgs und der Altmark. Es mag dies jedoch dem unerſchütterlichen Glauben des Brüderpaares in ihr Recht ſowie deren öffentlichem Anſehen wenig oder gar keinen Abbruch gethan

haben, denn dieſe ſetzten unbekümmert und verſchärft die Fehde fort und ſchädigten ihre geiſtlichen Bedränger, wo ſie am empfindlichſten waren, an irdiſchem Hab und Gut. Nun blieb dem geängſtigten Domkapitel nichts übrig, als mit Rückſicht auf die Unzulänglichkeit der ſchartigen geiſtlichen Waffen die Entſcheidung der einzig zuſtändigen richterlichen Autorität anzurufen, nämlich die des Landesherrn. Anſtandslos haben die beiden Bismarcke ſich dieſer unterworfen. Denn daß es ihnen lediglich auf die beiden Fragen des Rechts und der Gerichtszuſtändigkeit ankam, nicht auf den für ſie doch minimalen Beſitz, ergiebt ſich daraus, daß ſie bereitwillig in den vom Markgrafen Jobſt vorgeſchlagnen Vergleich einwilligten. Die ſtrittige Hebung in Buchholz wurde ihnen als Pertinenz ihres Lehnbeſitzes zuerkannt. Dagegen gaben ſie ſolche ihrem Lehnsherrn Jobſt, als Rechtsnachfolger deſſen, der ſie damit beliehen hatte, freiwillig wieder heim, worauf dieſer es dem Stifte ſchenkte, und zwar als Erſatz für die durch die Fehde entſtandnen Beſchädigungen und Verluſte. Ein beſondrer gleichfalls durch den Markgrafen herbeigeführter Friedensſchluß beider kontrahierenden Teile beendete dieſe Angelegenheit, die begreiflicherweiſe ungeheures Aufſehen erregt hatte.

# Geiſt und Materie in der Kunſt

Von Georg Göhler in Leipzig

Der uralte Dualismus von ὕλη und νοῦς, der auch in der Philoſophie noch lange nicht als überwunden gelten kann, ſpielt im Reiche der Kunſt eine eigentümliche Rolle. In der Äſthetik iſt er nicht gut anwendbar, da er mit dem der Begriffe Form und Inhalt, die hier ihr Unweſen treiben, doch nur in ſehr gezwungner Weiſe vereinigt werden kann. Aber im praktiſchen Kunſtleben iſt er um ſo wichtiger, und zumal in den redenden Künſten, wo er nicht nur für das Schaffen, ſondern auch für die Wiedergabe der ſchon vorhandnen Werke Geltung hat. Es hat darum ſein Gutes, ſich den Wert und das Verhältnis der beiden Begriffe wieder einmal klar zu machen, ſchon um gewiſſe Mißſtände im künſtleriſchen Urteilen zu erkennen und zu vermeiden.

Jedes Kunſtwerk enthält einen oder mehrere geiſtige Werte, pſychiſche Elemente, die ſich aber nur in einer materiellen, ſtofflichen, ſinnlich wahrnehmbaren Hülle deutlich machen können; und jede Wiedergabe eines Kunſtwerks der redenden Künſte erfordert neben der geiſtigen Fähigkeit, künſtleriſch nachſchaffen zu können, eine Menge techniſcher, materieller, ſtofflicher Qualitäten, die dieſe Wiedergabe erſt ermöglichen. Das iſt ſo gut wie ſelbſtverſtändlich. Im Kunſtwerk müſſen immer Geiſt und Materie verbunden ſein, und auch bei ſeiner Darſtellung ſind Elemente beider abſolut notwendig.

Beiſpiele zeigen aber noch beſſer, worum es ſich handelt. — Ein Maler

habe die Idee, den Stimmungsgehalt eines nebligen Herbstmorgens in der Heide aus einem Bilde auf den Beschauer wirken zu lassen. Er selbst kann für alle die feinen Schattierungen, für die zarten und verschwommnen Linien das feinste Gefühl haben, das „Geistige," das Poetische des Vorwurfs kann ihn völlig durchdringen, und doch wird ers nicht auf die Leinwand zaubern, wenn ihm die technischen Fähigkeiten zur Gestaltung fehlen, wenn er nicht Herr der Materie ist. Ein andrer Maler wieder weiß lange nicht so viel innerliche Werte aus der Natur herauszufühlen, kann aber das, was er empfindet, sichrer darstellen, ist mit Pinsel und Farbe mehr befreundet als mit dem „Geiste." Oder ein Musiker habe einen Vorwurf für eine Sinfonie gefunden. Der Gedanke sei gut und musikalisch durchführbar. Aber der Komponist ist zu sehr Ritter vom Geiste. Er vergißt, daß seine Musik vor allem klingen soll. Er hört nicht innerlich, er singt nicht, ihm fehlen die Organe für Klangschönheit und Farbe. Das Werk wird ein musikalischer Wandkarton, farblos und tot. Ein andrer Tonsetzer dagegen hat immer die Ohren und die Feder voll klingender Melodien, versteht sich aufs Aufbauen, aufs Ausmalen. Nur besonders tief gehn seine Gedanken nicht.

Schließlich denke man sich eine Schauspielerin. Sie hat moderne Luft geatmet und ist ein Nervenmädchen bis in die Fingerspitzen. Alles wird vergeistigt. Jedes Wort vibriert, jeder Satz hat seine innerliche Nüance. Sie kann nichts spielen, ohne die arme Dichtung des Dichters mit allen ihren uns fremden Empfindungen vollzupfropfen. Es trieft alles von Tiefsinn, Anspielung, Nebensinn, Unterströmung, von Weibergeist. Das gute, ästhetische Mädchen bildet sich wunder was auf ihre Leistung ein. Und dabei kann sie nicht einmal sprechen, hat ihre Mienen nicht in der Gewalt, noch weniger ihren Atem, hat keine Ahnung von Prosodie, zerrupft und zerreißt alle Verse, giebt Accente an unsinnigen Stellen, vokalisiert schlecht, kurz — kann nichts. Hat nur — — — sogenannten Geist.

Die Beispiele werden gezeigt haben, wie wir den in der Überschrift genannten Gegensatz aufgefaßt wissen wollen. Zugleich wird auch klar geworden sein, daß jede Kunst jeder Gattung die beiden Begriffe zu ihrem Dasein unbedingt braucht.

Die Schwierigkeit beginnt nun, sobald man das Verhältnis beider Komponenten, ihren größern oder geringern Wert, ihre absolute künstlerische Bedeutung feststellen, sobald man sozusagen in dem Parallelogramm der Kräfte die Diagonale finden will, in der das Ideal einer künstlerischen Leistung liegt.

Denn gerade dieses Ideal, bei dem sich die beiden Bedingungen zu einer völlig harmonischen Wirkung vereinigen, ist nur selten, ja wohl überhaupt nicht vorhanden. Vielleicht ist das menschlich notwendig; das Unzulängliche auch der Kunst besteht gerade darin. Jedenfalls erhält deren ganze Entwicklung durch die Jahrhunderte, das Werden jeder einzelnen Kunstrichtung wie der ganze Verlauf der künstlerischen Weltbetrachtung das Gepräge dadurch, daß bald der eine Begriff vorherrscht, bald der andre. Und das ist ein Dualismus, den man nie aus der Welt schaffen wird. Niemals wird man behaupten können, der Geist müsse den Vorrang haben, denn er sei für die Existenz der

Kunst ausschlaggebend; niemals wird auch die Materie allein Kunst gebären. Es wird ewig bei diesem Dualismus bleiben, der bald radikal links, bald siegesgewiß rechts schwenken, bald wieder auf einem Mittelwege die erträumte Herrlichkeit der höchsten Höhe zu erreichen hoffen wird. Aber gerade auf dieser Straße, mit beiden Rossen im Gespann, ist der Aufstieg am schwersten. Durch Einseitigkeit bringt es mancher zu bedeutenden Leistungen. Universell und groß sein: wie ganz wenige können das!

Ich verzichte darauf, an Beispielen zu erweisen, daß die Einheit thatsächlich fast nirgends erreicht worden ist. Wie es unter den Menschen ganz wenige giebt, die wie Goethe einen schönen, gesunden Körper, glückliche, äußere Lebensumstände und höchste geistige Kraft zugleich ihr eigen nennen, wie oft die größten Geister im kranken, ärmlichen Körper wohnen, wie andrerseits kräftige Herkulesnaturen und blühend schöne Weiber geistig sehr oft kläglich dürftig ausgestattet sind, so erleben wir in allen Künsten die Thatsache, daß ein Überschuß geistiger Fähigkeiten in der Malerei Mängel in der Farbe, in der Musik solche im Klang nach sich zieht, und daß, wer mit Farben, Licht und Tonfülle, mit glänzender Diktion blendet, meist nicht aus den Tiefen der Geisteswelt herkommt, die er vortäuscht, und nur erborgtes, bald verlöschendes Licht bringt.

Man gehe die Reihen der Maler des Quattrocento und des Cinquecento durch, man vergleiche die italienischen Kirchenkomponisten des sechzehnten Jahrhunderts mit denen Deutschlands, man denke sogar an Größen wie Rafael oder Händel: kann man nicht bei allen, wenn man ein besonders charakteristisches Gegenbild daneben hält, ein kleines Minus bald von geistiger Tiefe, bald von Beherrschung des Materiellen feststellen? Spielen nicht einseitige Kritiker gern Michelangelos Genialität gegen Rafaels Glätte, Bachs tiefe Innerlichkeit gegen Händels weltmännische Kunst aus? Und nun sehe man sich die moderne Kunst an; in allen ihren tausend Spezialabteilungen dasselbe Spiel: da der Geist auf die Spitze getrieben, und Technik, Farbe, Form, Klang usw., alles souverän verachtet; dort wieder der Glaube an die alleinseligmachende Materie, ein Kultus der sinnlichen Grundelemente der Künste, ebenso einseitig wie die Anbetung des Geistes im andern Lager.

Wer genau und lange zugesehen hat, wird wissen, daß die zweite Kunstauffassung heutzutage seltner ist. Wir leben in einer Zeit, in der man gern den Geist gegen die Materie ausspielt und soweit gehn zu dürfen meint, daß man das von ihm Durchdrungensein als das A und O aller Kunst ansieht. Nun ist ja sicher, daß es für den Künstler nur eine Übersetzung des berühmten Satzes vom Logos giebt, und die heißt, wenn sie auch nicht im Goethischen Faust steht: „Im Anfang war der Geist!“ Aber — noch leben wir auf der Erde und können ihre Felsen und Bäume, ihren Lehm und Sand nicht mit unserm Geist aus der Welt schaffen. Und darum ist es gut heutzutage, wo das viele wollen, oder wo die Verfechter des Geistes in der Kunst zum mindesten sehr geringschätzig von deren sinnlichen Elementen denken, einmal zu sagen: „Verachtet mir die Erde nicht!“

Und diese Erde, die heißt bei den Malern Farbe und Gestalt, bei den Musikern Klang, beim Schauspieler Sprache, beim Sänger Stimme. Bei allen

Künstlern ist sie das, was beherrscht, was „gekonnt," was überhaupt erst da sein muß, ehe der vielgeliebte Geist wirken kann.

Wasser allein thuts freilich nicht, aber Geist allein hilft in der Kunst auch zu nichts. Das aber übersieht man vielfach heutzutage. Oder haben wir nicht eine Menge Maler gehabt, die nur Ideen hatten? Und Musiker, denen das Gefühl dafür verloren gegangen ist, daß ihnen ihre tiefsten Probleme nichts nützen, wenn sich ihnen nicht alles zu Klang und Musik fügt? Verachten nicht viele unsrer allerintimsten Kunstfreunde den Sänger, dessen blühende Stimme nicht unter den Regungen der allerfeinsten Seelenschwingungen zittert? Ist das alles nicht zum großen Teil Komödie und ein dekadentes Kokettieren mit Geist?

Oftmals sind es ja wirklich die tiefer Angelegten, die über eine Schwäche in der Stimme eines Sängers gern hinwegsehen und sich von dem Geiste des Künstlers über die Mängel seiner physischen Begabung oder künstlerischen Ausbildung hinwegtäuschen lassen. Aber ist es nicht bei ungebildeten Männern und hysterischen Frauen vielfach auch eine lächerliche Mode, die sie mitmachen, um ihre Unfähigkeit zu wirklichem, vollsaftigem Kunstgenuß zu verschleiern? Und haben diese Geister, zu denen leider auch viele Kritiker gehören, ein Recht, mit mitleidigem Lächeln auf die hinabzuschauen, die unkultiviert genug sind, auch einmal Verlangen nach der ganzen Schönheit der sinnlichen Grundlagen jeder Kunst zu haben?

Es ist wohl an der Zeit, einmal auf die Gefahren einer allzu begeisterten Apotheose des Geistes hinzuweisen, die zum großen Teil die Verirrungen des modernen Ästhetentums und ähnliche Auswüchse verschuldet hat. Das alte Wort des großen Kenners einer auch sehr verdorbnen Zeit, das Wort Juvenals: Mens sana in corpore sano ist auch in Kunstdingen eine unsterbliche Wahrheit trotz der Verachtung, mit der „die Wissenden der heiligen Kunst" auf einen so irdischen Begriff wie „gesund" hinabschauen.

Es ist ja gewiß recht sehr gut, wenn ein junges Mädchen nicht nur hübsch ist und rote Backen und frische Lippen hat, sondern auch geistig mitlebt. Aber von Geist allein ist noch keiner satt geworden. Dann geht er meist lieber nach der andern Seite.

Auch in der Kunst muß die Reaktion beginnen. Ja, die Zeit scheint schon da zu sein, die der Materie, der lieben Erde wieder ihr Recht giebt. Sollten dabei zunächst einmal die geistigen Elemente etwas zu kurz kommen, so wollen wir nicht weinen. Daß sie von den Sinnen nicht ganz totgedrückt werden, dafür sorgt die Kunstgeschichte ganz von selbst.

So wie jetzt die Anmaßung der Vergeistigten eine Reaktion verlangt, so würde auch gegen eine Monokratie der Materie mit Notwendigkeit der Kampf der geistigen Elemente beginnen. So weit brauchts aber gar nicht zu kommen. Denn wenn auch eine gänzlich harmonische Verschmelzung infolge der irdischen Unzulänglichkeit nicht möglich ist, so könnten doch Künstler und Kritiker die Kunst dem Idealbilde immer möglichst nahe bringen, wenn sie das Gleichgewicht der beiden Grundbedingungen aller künstlerischen Thätigkeit immer im Auge behalten wollten. Wie schwer es ist, den idealen Schnittpunkt der beiden

Parallelen — denn ſo muß man eigentlich das Verhältnis von Geiſt und Materie graphiſch darſtellen — in der realen Erſcheinung vorzutäuſchen, das zeigt ja ſchon ein ganz landläufiges Beiſpiel. Unſre Konzert- und Theaterſänger haben meiſt entweder eine ſchöne Stimme und minder begabtes Hirn, oder viel Intelligenz und Schwächen der Stimme. Ganz wenige vereinigen beides, in idealer Weiſe vereint es keiner. Immer bleibt ein Reſt. Und ſo iſt es in allen Künſten, ſo iſt es bei Geigern, bei Pianiſten, bei Schauſpielern, bei Komponiſten und Malern und Dichtern.

Jetzt liegen dank der allgemeinen Geiſtesrichtung faſt überall die Verhältniſſe ſo, daß wir nach der Materie zu ſteuern müſſen, wenn wir im rechten Fahrwaſſer bleiben wollen. Denn auch der Strom des Geiſtes hat tote Arme, die zuletzt verſanden. Man kann auch an Hypertrophie des Geiſtes ſterben! Gönnen wir dieſen modernen Tod unſern äſthetiſchen Herren und Salondamen. Beſſer iſts wohl, robuſt im Ganzen zu leben!

# Griechiſche Reiſeſkizzen

## 2. Athen

(Schluß)

Auch wer für die griechiſche Baukunſt und Bildhauerkunſt wenig Sinn hat, kommt bei einer Beſichtigung der Akropolis doch auf ſeine Rechnung. Denn es wartet hier ſeiner auch ein ganz unvergleichlicher Naturgenuß. Die Ausſicht vom Rande der Akropolis iſt an jedem Punkte ſchön, an zwei entgegengeſetzten Stellen aber hinreißend und — man kann ſagen — weltberühmt. Das iſt erſtens von dem kleinen Niketempelchen, das vor den Propyläen auf ſteilem Steinturme liegt. Wer unter den Säulen ſeiner Hinterhalle ſteht, der ſteht zwar hart am Abgrund und muß ſich hüten, daß er nicht hinunterſtürzt, wie es weiland König Ägeus, der Vater des Theſeus, allerdings abſichtlich, that, als er auf dem Schiffe, das ihm ſeinen Sohn zurückbrachte, ſtatt des erhofften weißen Segels ein ſchwarzes erblickte. Dafür ſchweift ſein Auge über die grünen Olivenhaine der Kephiſſosebne bis zum Piräus mit der Höhe von Munychia und dem ſchön geſchwungnen Strande von Phaleron. Aus dem Meere ſteigen die Berginſeln Ägina und Salamis auf, und dahinter bilden die zackigen Linien der argiviſchen und der arkadiſchen Gebirge den Horizont. Die Hauptreize dieſer Landſchaft, wie faſt aller griechiſchen Landſchaften, ſind die innige Vermählung von Meer und Land, die ſich in unendlichem Wechſel gegenſeitig durchdringen, die plaſtiſche Schärfe und Feinheit der Gebirgskonturen, und die Klarheit der Luft, die an ſchönen Tagen alle Schattierungen und Farben verſtärkt und erhöht und alle Umriſſe ſcharf ab-

hebt. Während diese Aussicht nach der Seeseite zu geht, ist die andre nach der Stadt und dem Lande gerichtet. An der Nordostecke des Burgfelsens ist nämlich ein mit Steinbrüstung und Bänken versehenes Belvedere angebracht, von dem aus man über die Stadt hin weit ins Land schaut. Gegenüber erhebt sich das Wahrzeichen Athens, die steile Pyramide des Lykabettos mit dem weißglänzenden Klostergebäude auf seinem Gipfel, und dahinter der Pentelikon, dessen weiße Marmorbrüche wie Schnee glänzen. Die öden, grauen, aber gewaltigen Züge des Parnes links und des Hymettos rechts grenzen das Bild ab. Überall feine und edle Linien ohne Prunk und Üppigkeit, aber voll Schönheit, Klarheit und individuellster Eigentümlichkeit.

Unmittelbar zu unsern Füßen liegt die Stadt selbst. Leicht erkennen wir alle Hauptgebäude, das kastenartig gebaute unschöne Schloß mit dem Verfassungsplatz davor, das mit Säulenarkaden versehene vornehme und teure Hotel Grande Bretagne, das geschmackvolle, ebenfalls mit Säulen geschmückte Haus unsers berühmten Landsmanns Schliemann, auf dessen Dache wir durch ein Opernglas deutlich die Marmorstatuen erkennen, die es zieren, ferner die Akademie, die Universität u. a. Die Häuser der Stadt sind, um das Eindringen der Hitze zu erschweren, alle weiß oder weißlich gestrichen. Die Blendung ist dadurch so stark, daß der Nordländer gut thut, seine Augen bei Sonnenschein durch ein rauchgraues Glas zu schützen.

Wohlthuend wirkt im Gegensatz dazu das tiefe Grün der Baumplätze und Gärten. Ganz besonders fällt uns ins Auge die große grüne Oase hinter dem Schlosse, der prachtvolle Schloßgarten, den ein deutscher Gärtner im Dienste der Königin Amalia aus einem wüsten Stück Land hervorgezaubert hat, freilich mit sehr bedeutenden Kosten, die in diesem trocknen Lande zumeist immer die Bewässerung verursacht; hier hat man einen antiken Kanal benutzt, um den Pflanzen das segenspendende Naß zuzuführen. Leider ist der Garten nur an drei Nachmittagen und immer nur auf wenig Stunden geöffnet, er ist aber so schön, daß man am liebsten die ganze Zeit in ihm zubringen möchte. Er erinnert nicht bloß an die Tasca und die andern berühmten Gärten Palermos, sondern übertrifft sie an Reichtum und Mannigfaltigkeit der Vegetation. Wir Nordländer müssen immer wieder darüber erstaunen, was die Sonne des Südens zu leisten imstande ist, sobald die belebende Feuchtigkeit und die ordnende und pflegende Hand des Menschen dazukommt. Wie oft habe ich mich beim Anblick dieser bunten, reizvollen Üppigkeit verwünscht, daß ich nicht Botanik studiert habe; dann hätte ich gewußt, was ich sah. Hier giebt es Palmen und Koniferen, Bananen und Kakteen, dichtschattige Laubgänge, alleinstehende Baumriesen, saftstrotzende Rasenplätze und bunte Blumenbeete. Die gewundnen Wege, auf denen man wie in einem Zauberpark dahinwandelt, führen zu den wunderbarsten Überraschungen, und zwar nicht zu unechter Spielerei, wie sie die Großen bei uns lieben oder liebten, wie Liebestempel, Borkenbrücken, chinesische Pagoden oder Muschelgrotten, sondern zu den echtesten und größten, wie man sie eben nur hier haben kann. Der Baumgang öffnet sich plötzlich, und man sieht in den grünen Laubrahmen gefaßt, wie ein Gemälde, die Akropolis oder das blaue Meer mit seinen Inseln oder die Säulen des Olympieion.

Dieſe ſieht man übrigens auch von dem Belvedere oben auf der Burg. Sie ſind die Reſte des Rieſentempels, den der große Baukaiſer Hadrian hier an der Stelle eines ältern Bauwerks errichtet hat, und repräſentieren durch ihre Koloſſalität — ſie ſind beinahe doppelt ſo hoch als die des Parthenons — die ganze Art des Römertums. Die Römer wollten durch die Maſſe, die Wucht, das Gigantiſche aller Dimenſionen imponieren, während es den Griechen bei aller Größe und allem Ernſt doch vorwiegend auf die Harmonie der Teile und die Übereinſtimmung zum Ganzen ankam.

Hinter dem Olympieion fließt der Iliſſos, der im Sommer ohne den geringſten Tropfen Waſſer lediglich ein Kies- und Lehmbett iſt. Jenſeits dieſes ſogenannten Baches ſieht man auf einer leichten Anhöhe einen dunkeln Cypreſſenhain. Es iſt der Friedhof. Der Deutſche wird nicht verſäumen, ihn zu beſuchen, um ſich das Mauſoleum Schliemanns anzuſehen. Dieſes liegt vor dem Eingang links auf der Höhe und beſteht in einem kleinen ſtrahlend weißen Amphiproſtylostempel in doriſchem Stile. Zwiſchen den Säulen der Vorhalle ſteht die Marmorbüſte des unten in der Grabkammer Ruhenden. Den ſchönſten Schmuck aber giebt ein Fries ab, der ſich in der Breite eines Meters um den Unterbau des Tempels zieht und in edelm klaſſiſchem Stile homeriſche Szenen darſtellt. Das Ganze iſt in der That ein des begeiſterten Homer- und Griechenfreundes würdiges Denkmal. Was den ſonſtigen Marmorſchmuck des Friedhofs betrifft, ſo reicht er weder an den der italieniſchen Cimiterien, noch an den des antiken Friedhofs am Dipylon heran.

Die griechiſchen Begräbnisſtätten ſind überhaupt viel kleiner und unbedeutender als die aller andern Länder, die ich ſonſt geſehen habe. Bei uns im Norden hat jedes Dorf ſeinen wohlgepflegten, blumengeſchmückten Friedhof, in Italien bewundert man auch an kleinen Orten die kunſtvollen Marmorarbeiten auf den Gräbern. Überall ſieht man die Zeichen der Liebe und der Wehmut, des Abſchieds und der Hoffnung auf ein Wiederſehen. In Griechenland ſind die Gräber faſt ſchmucklos; in den Dörfern bezeichnen oft nur Holzpflöcke oder Täfelchen die Stellen, wo die Toten ruhen, ja oft findet man überhaupt keinen Kirchhof, ebenſowenig wie es Kirchtürme giebt. Das ſind zwei Mängel, die ſich auch in der Phyſiognomie der Landſchaft empfindlich fühlbar machen. Ein Dorf ohne zum Himmel weiſende Türme iſt wie ein Schiff ohne Maſt; und ohne ſchattigen, blühenden Kirchhof mit Kreuzen und Steinen fehlt ihm das einzige Stückchen Poeſie und Gemüt, das es ſonſt in ſeiner äußern Erſcheinung hätte. Der Grund für dieſe Vernachläſſigung der Begräbnisplätze iſt der, daß in Griechenland die Leichen ſchon nach drei Jahren wieder exhumiert, und nachdem ſie mit warmem Wein gewaſchen und gereinigt worden ſind, dem Beinhauſe oder der Maſſengrube übergeben werden. Freilich iſt nach ſo kurzer Zeit die Verweſung erſt ſelten vollendet. Von den Perſonen aber, deren Leichen bei der Exhumierung noch Fleiſchteile zeigen, glaubte man, daß ſie im Jenſeits keine Ruhe finden oder gar als Vampire ihre Angehörigen in das Grab nachziehn. Die Kirche, deren Sache es war, dies durch Weihungen und Gebete zu verhindern und dem Toten Ruhe im Grabe zu ſchaffen, zog

von diesem Aberglauben reichen Gewinn an frommen Gaben und Geldspenden. Darum herrscht dieser Aberglaube, auf dem Lande wenigstens, sicher auch heute noch; die Popen werden alles thun, eine für sie so lukrative Volksvorstellung lebendig zu erhalten.

So wenig wie diese Sitte der frühzeitigen Exhumierung gefällt uns die Art der Bestattung. Der Tote wird in offnem Sarge zu Grabe getragen, sodaß man auf der Straße oft Leichen zu sehen bekommt. Dann wird er, wenigstens bei den Ärmern, ohne Sarg in die Erde gesenkt, sodaß dieser nur als Tragbahre, nicht als schützende Hülle dient. Vorher aber werden die Kleider und Schuhe zerschnitten, damit nicht etwa Diebe danach graben und sie stehlen. Eine an sich schöne, aber der Hygiene widersprechende Sitte ist die, dem Verstorbnen einen Kuß mit auf den Weg zu geben.

Im Altertum setzte man den Toten schöne Marmordenkmäler. Ein antiker Friedhof, wie der noch erhaltne beim Dipylon, sah deshalb ungleich reicher und schmuckvoller aus als die jetzigen. Auf den Grabstelen war in der Regel eine Abschiedsszene oder auch der Tote in seiner alltäglichen Beschäftigung dargestellt, Frauen, wie sie sich schmücken lassen, Knaben, wie sie spielen. Die Schrecken des Todes empfand man und empfindet man noch jetzt in den südlichen Ländern nicht so stark, wie bei uns im Norden. Jedenfalls wirkt hier noch die antike Anschauungsweise nach. Lessing hat bekanntlich den Satz ausgesprochen, daß die Religion, die dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur (d. i. nichts andres als) seine Vernunft brauchte.*) Andrerseits hebt der Apostel Paulus gerade hervor, daß durch die neue Religion dem Tode sein Stachel genommen sei. Wir werden also von der Einwirkung der christlichen Lehre am besten ganz absehen und uns mit der Feststellung der Thatsache begnügen, daß die natürlichen Schrecken des Todes im Süden geringer erscheinen als im Norden, weniger vielleicht für den Sterbenden — wer wollte das ermitteln — als für die Überlebenden. Man ist vielleicht zur Erklärung rasch bei der Hand mit der größern Gemütstiefe, der stärkern Innerlichkeit der germanischen Völker, die infolge ihres melancholischen Ernstes der Verlust eines geliebten Menschen viel schwerer ankommt als die leichtlebigern, sanguinischen Südländer. Sollte wirklich die Kraft zu lieben und zu trauern irgend ein Kulturvolk in höherm Maße haben als ein andres? Mir will das nicht recht wahrscheinlich vorkommen, und wir haben alle Ursache, uns vor geistigen Überhebungen, als hätten wir in sittlicher Hinsicht vor andern Völkern etwas voraus, zu hüten. Dagegen ist wohl sicher, daß die strahlende Sonne und die freundliche Wärme, all der bunte Farbenglanz des Südens dem Menschen ein besseres Gegengewicht gegen alle Trübseligkeit und Traurigkeit verleihen als unser kühles Nebelgerieſel und unser grauer Wolkenhimmel. Wie litt nicht Goethe hierunter nach seiner Rückkehr aus Italien, wie legt sich nicht

*) In der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet (Schluß).

ſolche Regenſtimmung, wenn ſie anhält, drückend auf unſer aller Gemüt, wie lechzen wir nicht oft innerlich nach einem einzigen Strahl der Sonne? Wir werden alſo ſchon durch unſre Natur dazu geführt, unſern ſchmerzlichen Gedanken nachzuhängen, uns grübelnd in ſie zu verſenken; der Südländer wird ſich eher wieder des holden Tages freuen. Das Licht der Sonne zu ſchauen, war ja ſchon dem Homer der Inbegriff des Daſeins und ſeine höchſte Wonne.

Noch einen andern Gedanken möchte ich hier auszuſprechen wagen, einen Gedanken, der dem Verſtandesmenſchen freilich thöricht, ja abgeſchmackt erſcheinen muß, der mir aber dennoch eine unbeſtreitbare pſychologiſche Wahrheit zu enthalten ſcheint. Warum ruhen Eheleute oder ganze Familien gern im Grabe nebeneinander? Warum werden oft große Koſten nicht geſcheut, einen Toten bei ſeinen Angehörigen zu betten? Warum waſchen wir die Leiche und kleiden ſie ſauber, und warum ſchmücken wir die Gräber? Warum werden in manchen Gegenden am heiligen Abend brennende Chriſtbäumchen auf die Kindergräber geſtellt? Doch nicht bloß um unſrer ſelbſt oder gar um der Vorübergehenden willen. Allem dem liegt vielmehr unbewußt und unausgeſprochen die inſtinktive Idee zu Grunde, als ſei der Tote noch nicht ſo ganz tot, daß er gar nichts mehr von ſeinem Zuſtande und ſeiner Umgebung merke oder wahrnehme. Wir fühlen immer noch mit dem Toten als mit einem ſinnlich empfindenden Weſen, die allen Naturvölkern gemeinſamen Vorſtellungen, die auch unſre Vorfahren hegten, leben unzerſtörbar im verborgenſten Winkel unſrer Seele weiter, weil ſie einem natürlichen Zuge unſers Herzens entſprechen. Denn es bäumt ſich in uns das Lebensbewußtſein, das Lebensintereſſe möchte ich ſagen, dagegen auf, daß nun mit einemmal wirklich alle und jede Empfindung ausgelöſcht ſein ſoll. Zwar unſer Verſtand belehrt uns eines Beſſern — aber was vermag dieſer ſteifleinene Herr gegen die Wärme des Herzens und eine jahrtauſendalte Vererbung? Wenn das ſich nun ſo verhält, wie furchtbar muß es dann ſein, daß das Liebſte, was wir beſitzen, in die naßkalte ſchnee- und regendurchtränkte Erde oder in eine hartgefrorne Grube geſenkt wird? Dem Südländer dagegen erſcheint bei der Hitze das kühle Grab inſtinktiv als ein angenehmer Aufenthalt, um den er den Verſtorbnen wohl gar beneiden möchte.

Doch ich ſtehe immer noch auf dem Belvedere der Akropolis und ſchaue hinab auf die Stadt und die große, ſtille Landſchaft. Es giebt einige Erſcheinungen auf Erden, bei deren Anblick man ſofort empfindet, daß in ihnen etwas ganz Großes, wirklich Echtes liegt, etwas, was ſich den Grenzen der Unendlichkeit nähert und den, der es mit verſtändnisvollem Auge geſchaut hat, nie wieder ganz zurückſinken laſſen kann in banauſiſche Alltäglichkeit. Zu dieſen Erſcheinungen gehört das ewige Rom mit ſeinem Forum und ſeinen Paläſten, zu ihnen nicht minder die Akropolis von Athen und der Ausblick von ihr auf das kleine, aber für die edelſten Seiten der menſchlichen Kultur ſo unendlich große und bedeutſame Land. In ſolche Gedanken verſunken verweilte ich oben auf der Burg, bis die Sonne hinter den Bergen von Salamis verſchwand, und der Abend heraufzog.

Das Schauſpiel des Sonnenunterganges von der Akropolis zu genießen

empfiehlt Baedeker, und Lord Byron besingt es sogar in schwungvollen Versen. Es machte auch auf mich einen solchen Eindruck, daß ich am nächsten Tage gegen Abend wieder zur Burg hinaufsteigen wollte. Ich hatte mich aber verspätet, und da ich auf der großen Straße vom Piräusbahnhof herkam, so stieg ich rechts den Hügel der Pnyx hinauf und setzte mich auf eine Felsstufe, um hier den Sonnenuntergang zu erwarten. Es war einer der glücklichsten Gedanken meines Lebens, und ich möchte zu Nutz und Frommen aller Athenreisenden in diesem Punkte den Baedeker berichtigen oder vielmehr ergänzen. Der Sonnenuntergang von der Pnyx oder von dem noch weiter entfernt liegenden Musenhügel, auf dem das weithinblickende Philopapposdenkmal steht, übertrifft bei weitem den von der Akropolis selbst, und zwar deshalb, weil eben diese hier nicht der Ausgangspunkt, sondern der Gegenstand der Betrachtung ist. Sobald sich die Sonne dem Horizont zuneigt, erstrahlt plötzlich der ganze sich vor uns auftürmende Säulenwald in rötlichem Scheine, der sich mit der bräunlichen Farbe des Marmors zu einem tiefen Goldrot verbindet; die Fenster der Stadt erglühn, oben vom Kloster des Lykabettos blitzt es wie von strahlenden Fackeln herunter, die altersgrauen Bergrücken, die rechts und links das Bild einrahmen, erglänzen wie von frischer Jugend, als seien sie eben erst dem mütterlichen Schoße der Erde entstiegen, der weiße Marmorbusen des Pentelikon färbt sich tiefrot wie der Schnee beim Alpenglühn, die zarten Wölkchen am Himmel erscheinen wie goldne Flocken, Himmel und Erde sind plötzlich in die zartesten Tinten getaucht. Man glaubt in einer phantastischen, unbegreiflich herrlichen Märchenlandschaft zu sein. Aber wie alles Herrliche auf Erden vergeht auch dieses wunderbare, einzige Phänomen nur allzu rasch. Die Sonne sinkt tiefer, und die warmen Töne verbleichen, das Feuer in den Fenstern verlischt, braun stehn wieder die Säulen, grau die Berge, der Himmel wird violett, dann grünlich, zuletzt graublau, und wie mit einem Schlage springen aus dem dunkeln Hintergrunde wie glänzende Punkte die südlichen Sterne hervor, und die ambrosische Nacht breitet ihren Schleier über Berg und Stadt. Von jenem Abend an habe ich den Sonnenuntergang gegenüber der Akropolis bei gutem Wetter nie versäumt; sogar wenn ich weite Tagestouren gemacht hatte, richtete ich mich so ein, daß ich bei Sonnenuntergang auf der Pnyx saß, wo einst die alten Athener ihre stürmischen Volksversammlungen abhielten, und wo jetzt der wunderbare Farbenzauber der Seele den tiefsten Frieden schenkte.

Seltsamerweise war mein endlicher Abschied von der Akropolis höchst unpoetisch, ja tragikomisch. Als ich am letzten Tage meiner Anwesenheit in Athen trauernden Herzens für immer all das Herrliche da oben verlassen hatte, fand ich den Weg am Rande der Häuser durch einen frischgezognen Graben versperrt. Ich ging also an den Schutthügeln und Einschnitten entlang, ohne jedoch einen Ausweg zu finden. Eine Reihe der ärmlichsten Häuser mit kleinen Höfen trennte mich von der Straße, und ich entschloß mich zuletzt kurz, durch einen dieser Höfe zu gehn. Kaum aber war ich, die Thür öffnend, in den nächsten eingetreten, so fielen mich seine Wächter, zwei ruppige, kettenlose Köter, mit wütendem Gebell an. Ich bückte mich rasch, einen Stein aufzuheben, dabei

paſſierte mir etwas menſchliches an den Beinkleidern. Flüchtend erreichte ich, ohne eines Menſchen gewahr geworden zu ſein, die gegenüberliegende, nach der Straße zu führende Thür, auf den Ferſen gefolgt von den Unholden, und ſchlug ſie den Beſtien vor der Naſe zu. Zum Glück traf ich bald auf eine Straße mit Schneiderläden. Der bebrillte Inhaber des einen beſſerte den Schaden etwas grob, aber doch ausreichend. Ja, vom Erhabnen bis zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.

Die Griechen feierten nicht nur im Altertum viele Feſte, ſie ſind auch heute noch ein feſtfreudiges Volk geblieben. Man plant ſogar eine Erneuerung der Spiele zu Olympia. Vor der Hand hat man die panathenäiſchen Spiele in der antiken Rennbahn wieder erneuert. Ein reicher ausländiſcher Grieche hat im Jahre 1896 das alte Stadion am Iliſſos zu dieſem Zweck erneuern laſſen. Die untern Sitzreihen ſind aus Marmor wieder hergeſtellt, die obern ſind durch Holzlagen teilweiſe wieder benutzbar gemacht. Das Ganze iſt eine rieſige, über zweihundert Meter lange Anlage. In dem abſchließenden Halbrund, wo dereinſt die Wagen die ſchwierige Umfahrt um die Prellſäule zu machen hatten, und wo ehemals die Marmorſeſſel für amtliche und Standesperſonen ſtanden, fand ich die Loge für das königliche Paar und den Hof, und davor eine neue, aber einer antiken in jeder Beziehung getreu nachgebildete Doppelherme. Es lag darin, beſonders angeſichts der königlichen Loge, die doch auch für Damen beſtimmt iſt, für uns, die wir anders gewohnt ſind, etwas Seltſames, aber die Griechen haben ſich ein gutes Stück antiker Naivität bewahrt, und das Muſter ihrer großen Vorfahren macht bei ihnen vieles möglich, was bei uns, auch ohne lex Heinze, nicht erlaubt wäre. Auch die Kränze und Blumengewinde, mit denen dieſe Doppelherme umgeben war, dienten nicht zur Verhüllung, ſondern lediglich zum Schmucke.

Leider konnte ich die Spiele ſelbſt nicht mit anſehen. Sie fanden erſt ſtatt, als ich ſchon fort war. Dagegen war ich zur Zeit des atheniſchen Nationalfeſtes in der Stadt. Dieſes wird am 7. April gefeiert, weil an dieſem Tage im Jahre 1821 Athen den Aufſtändiſchen in die Hände fiel und damit vom Türkenjoch befreit wurde. Schon am Abend vorher war Gottesdienſt in der ſogenannten großen Metropolis, der Hauptkirche der Stadt. Der weite Raum war ganz voll Menſchen, Weihrauch, Kerzen und unaufhörlichem Chorgeplärr. Das Volk ſtrömte, ſich drängend, beſtändig ein und aus. Am Eingang reichte ein Pope jedem Eintretenden eine Reliquie zum Küſſen dar, fuhr ihm mit einem Büſchel naſſer heiliger Pflanzen über das Geſicht und hielt ihm dann dieſen ebenfalls zum Küſſen dar. Ein junger Kleriker ſtand mit einem großen Meſſingteller daneben und empfing die frommen Dankesſpenden. Schon lag ein ganzer Haufe Kupferlepta auf dem Teller, und immer noch drängten ſich Arm und Reich zum Wedel und Opfer heran.

Am andern Morgen ſollte auf dem Platze vor der Metropolis Parade und Kirchfahrt des Hofes und der Staatswürdenträger ſein. Ich hatte mich, um einen guten Platz zu bekommen, ſchon ganz früh an Ort und Stelle begeben und ſah den Aufmarſch mit an. Ziemlich dürftiges Militär, die Studenten, die Schulen erſchienen und bildeten Spalier, Muſikbanden ſpielten,

Polizisten suchten mit einem langgezognen Na ligete! die Straßen frei zu halten. Ich stand auf dem schrägen Rand der Rampe vor der Kirche, balancierend und gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, und litt unsäglich unter den unglaublichen Gerüchen, die aus meiner proletischen Umgebung aufstiegen, und unter dem rücksichtslosen Zigarettenrauchen, das Hut und Kleider in beständiger Gefahr erhielt. Ein Knote niederster Sorte aus dem Piräus mit dem vorhellenischen, schwarzhaarigen Ureinwohnertypus molestierte mich durch beständige Versuche, mich wegzudrängen. Ich sah hier wieder einmal recht klar, daß die Hauptwaffe des Menschen nicht seine Arme und Beine sind, sondern seine Zunge, und daß er, wenn er diese nicht gebrauchen kann, wehrlos ist. Meine deutschen, französischen, zuletzt auch italienischen Flüche beantwortete er mit dem frechen, dummpfiffigen Lachen des gebornen Heloten, der einmal ausnahmsweise die Macht in der Hand hat. So lange die Staatswürdenträger, Minister und Generale auffuhren, gelang es mir noch, meinen Dränger durch kräftiges Gegendrängen nach hinten immer wieder zurückzustoßen. Als aber der Wasilews (König) selber herauffuhr, und die Menge hier und da ein schwaches sito! (er lebe) hören ließ, einige sogar die Hüte abnahmen, da riß mich mein wüster Hintersasse einfach zurück und quetschte sich schräg an meinen Platz. Das ging nicht ohne starke Rempelei unter den Nachbarn ab, und es erhob sich ein mißbilligendes Geschrei und eine sehr lebhafte Gestikulation. Einer rief meinem Widersacher zu: Inne xenos (er ist ein Fremdling), worauf jener die Dehors der vielgerühmten griechischen Gastfreundschaft nachträglich zu wahren suchte und mich mit einer einladenden Handbewegung und einem oriste (bitte) aufforderte — hinter ihn zu treten. Ich aber setzte meinen Hut fest, murmelte etwas von philoxenia (Gastfreundlichkeit) und ging, mir nach rückwärts Bahn brechend, meines Weges. Den König selbst habe ich also hier nicht gesehen, und um den entscheidenden Moment bin ich gebracht worden. Später sah ich ihn dann bei einer Sitzung des archäologischen Instituts. Die Erkenntnis nahm ich mir dagegen von diesem Nationalfeste mit, daß der Pöbel immer Pöbel bleibt, auch bei den als besonders höflich und gastfrei bekannten Völkern.

Da hatte es eine Dame, die ich kennen lernte, gescheiter angefangen. Als ich nämlich tags darauf, zum Ausgehn fertig, die Treppe des Hotels hinunterging, stand besagte Dame, die ich schon einigemal im Speisesaale gesehen hatte, auf der Flur und sagte zu mir auf Deutsch:

„Verzeihen Sie, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, ob heute das Museum geöffnet ist?“

Ich hätte mir nun gleich sagen können, daß diese Frage nur dazu dienen sollte, mit mir anzubändeln. Denn wenn sie wirklich nicht wußte, was sie fragte, so hätte sie es leicht aus dem Baedeker ersehen können. Ich sagte mir das aber nicht, sondern freute mich, einer Dame dienen zu können, die zwar schon ziemlich d'un certain age und über jede Gefährlichkeit hinaus aber doch immer eine Landsmännin war. Ich gab ihr also Bescheid und teilte ihr zugleich mit, daß ich heute als am zweiten Ostertag zunächst in die deutsche Gesandtschaftskapelle zum deutschen Gottesdienst und dann erst ins Museum

gehn wolle. Sie änderte darauf ſofort ihren Plan und erklärte, mich begleiten zu wollen. Das machte mich ſtutzig, aber was thun? Wir gingen alſo ſelbander, und ſie erzählte mir nun unterwegs von ihren Reiſeerfolgen. Sie ſei in Kairo und Jeruſalem, in Damaskus und Smyrna geweſen, überall allein, aber überall habe man ſich ihrer auf das liebenswürdigſte angenommen. Sie verſtehe ſich freilich auch auf das Alleinreiſen. Man brauche ſich als Dame nur an irgend einen anſtändigen Herrn vertrauensvoll zu wenden, dann werde man überall zurechtgewieſen, eingeführt und mitgenommen. Sie frage und bitte immer ganz ungeniert, damit komme ſie am weiteſten. „Geſtern z. B. — fuhr ſie fort — wollte ich die Parade an der Kirche ſehen und wandte mich einfach an einen der Herren Offiziere, die am Eingang unter den Fahnen ſtanden. Er verſtand etwas franzöſiſch und führte mich ſofort in die Kirche, und zwar an einen bevorzugten Platz, ſodaß ich den König und den ganzen Gottesdienſt aus der Nähe betrachten konnte.“ Sie hat, ſo dachte ich bei dieſer Erzählung, ihre Zunge gebraucht, ich meine Ellbogen, und ſie hat ihr Ziel erreicht, ich nicht! Doch dämmerte mir zugleich der Verdacht auf, daß ſie mich als vertrauenerweckenden, anſtändigen Herrn zu ihrem Opfer auserkoren hatte, daß ſie meinen Schutz wohl auch des weitern in Anſpruch nehmen und mich dadurch in meinen Bewegungen ſchwer behindern würde. Nur nicht ſolchen weiblichen Anhang auf Reiſen bekommen, der aus erwieſenen Gefälligkeiten raſch mit mehr oder weniger zarter Hand die Schlinge der moraliſchen Verpflichtung zu drehn weiß und aus geleiſteten Ritterdienſten ein Dienſtbarkeitsverhältnis als ſelbſtverſtändlich ableitet. Leider irrten wir vergeblich in den weiten Höfen und Korridoren des öden Schloſſes herum, vom poſtenſtehenden Eſzonos zum Thürhüter und vom Thürhüter zum Kammerlakaien. Dieſer öffnete uns die völlig leere evangeliſche Kapelle mit den Worten: den inne ekklisia (es iſt keine Kirche), und wir mußten abziehn. Ich entſchuldigte mich bei meiner Begleiterin wegen des unnützen Weges, den ich ihr verurſacht hatte, bemerkte aber, daß ich lieber auf die Akropolis als ins Muſeum gehn wolle, da ich dort noch Studien zu machen hätte. Sie antwortete etwas ſpitz: „Dann haben Sie alſo Ihren Plan geändert.“

„Allerdings, es geht nicht anders.“

Sie blieb ſtehn und überlegte.

„Ich könnte eigentlich auch mit auf die Akropolis gehn, aber — es iſt mir jetzt zu heiß, und wir treffen uns ja auch im Hotel. Alſo auf Wiederſehen!“

Zu Mittag ſetzte ſie ſich an den Tiſch, wo ich mit einigen deutſchen Herren, die ebenfalls die Inſtitutsreiſen unter Profeſſor Dörpfeld mitmachen wollten, meine Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Sie mochte wohl erwarten, daß ich mich nunmehr vorſtellen würde, aber ich unterließ das abſichtlich. Im übrigen erreichte ſie alles, was ſie wollte. Am nächſten Tage hielt Dörpfeld eine Vorleſung über die Heimat des Odyſſeus, bei der der Hof und die Mitglieder der deutſchen Geſandtſchaft anweſend waren. Wer ſaß in großer Toilette in einer der vorderſten Reihen? Meine Dame. Wenig Tage darauf traten wir die Peloponnesreiſe an. Wer ſtand im Reiſegewande mit auf dem

Bahnhof? Meine Dame. Sie stieg auch richtig ein und fuhr mit uns bis Korinth. Nach ihrem unfehlbaren Rezept hatte sie sich einfach an Dörpfeld selbst gewandt und von diesem die Erlaubnis zum Anschluß bekommen. Allerdings mußte sie aus Mangel an Zeit schon in Korinth umkehren, aber sie kann doch nun zu Hause erzählen, daß sie mit Dörpfeld gereist sei, und das ist ein Ruhmestitel, besonders für eine Dame. Auf meiner nächsten Reise werde ich mich als ältere Dame kostümieren. Damit kommt man am weitesten, vorausgesetzt, daß man den nötigen Mangel an Zaghaftigkeit besitzt.

Doch das ewig Weibliche hat mich von meiner Schilderung des Nationalfestes ganz ab-, wenn auch nicht gerade hinangezogen. Es ist aber nicht viel mehr darüber zu sagen. Am Nachmittag und Abend des 7. April wogte natürlich eine festlich gekleidete Menschenmenge durch die Hauptstraßen, alle Cafés waren zum Überfließen voll, und auf dem Verfassungsplatz vor dem Schloß standen die Leute Kopf an Kopf, um die Militärmusik anzuhören. Abends fanden dann Umzüge der Universität und der Schulen statt, wobei man, statt wie bei uns qualmige Fackeln, hübsche bunte Stocklaternen trug. Die Illumination in den Hauptstraßen und an den öffentlichen Gebäuden war recht gut, nur das Finanzministerium glänzte durch auffallende Sparsamkeit. Es hatte wohl Ursache dazu.

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

### Erster Teil

7

Niels näherte sich dem Schloß durch verschiedne Kastanien- und Lindenalleen, er ging auch quer über ein paar Rasenplätze; überall dieselbe öde Stille. Zwischen ein paar mächtigen Strebepfeilern, die offenbar nachträglich als Stützen angebaut worden waren, war der Haupteingang oder das Portal, das allein schon durch seine Höhe imponierte und jede Ausschmückung verachtete, nur war über der eichnen Flügelthür das Huitfeldtische adliche Wappen in Sandstein ausgehauen.

Nicht ohne Beklemmung trat Niels in den Schatten der Strebepfeiler und stieg die breiten steinernen Stufen hinan. Während er dann oben stand und überlegte, wurde die Thür von innen geöffnet, und ein paar Diener eilten heraus, ohne Notiz von ihm zu nehmen. In der Vorhalle, einem mächtigen Raum mit steinernen Fliesen, mehreren Thüren an den Seiten, Hirschgeweihen und dunkeln Ölbildern an den Wänden, standen einige andre Dienstleute, und in ihrer Mitte eine Dame in mittlern Jahren mit einem schönen, verständigen Gesicht; es schien über irgend etwas, was passiert war, einige Bestürzung zu herrschen. Niels trat, die Mütze in der Hand, vor die Dame hin:

Entschuldigen Sie, ich kam durch den Park, ich ...

Die Dame unterbrach ihn schnell. Sind Sie durch den Park gekommen? Sind Sie dort jemand begegnet? Jemand mit einer Flöte?

Niels erzählte mit wenig Worten, was er in der Kastanienallee erlebt hatte, und nannte auch den Hund Tonny.

Die Dame schlug entsetzt die Hände zusammen und wandte sich wie vorwurfsvoll an die Dienerschaft. Hierauf sagte sie zu Niels:

Ich muß Ihnen sagen, daß wir gerade heute Herrn Engelbrecht nicht — der Herr, den Sie trafen —, er hätte heute nicht allein draußen sein sollen. Und Tonny! Das wird ihm besonders weh thun! Sie hatte noch mehr sagen wollen, unterbrach sich aber mit einem: Ach Gott!

Denn durch das Portal trat in demselben Augenblick der gesuchte Herr Engelbrecht selbst. Es mußte ihm also gelungen sein, an den Dienern vorbeizuschlüpfen. Obgleich einige Blutflecken an seinen Kleidern Zeugnis von seinem Thun ablegten, schien er doch jetzt ein ganz andrer Mensch zu sein als vorhin. Nicht ohne Eleganz trat er auf die Dame zu:

Fräulein Lassen, beruhigen Sie sich, es ist nun vorüber. Auf Ehre. Und mein Tag wird, wie Sie wissen, ordnungsgemäß fürs erste nicht wieder kommen. Mit einem Lächeln und scherzhaft ausgestrecktem Zeigefinger fuhr er fort (die Hand war vom Blut gereinigt):

Aber, Fräulein Lassen, Sie hätten heute besser auf mich acht geben sollen! Sie sahen ja die Symptome heute morgen! Nun, ich gehe jetzt auf mein Zimmer; Sie sehen mich zur Mittagstafel wieder! Vale!

Und scheinbar ohne den Studenten zu bemerken, entfernte er sich mit einer Verbeugung durch eine der Thüren.

Fräulein Lassen seufzte sichtbarlich erleichtert auf und wandte sich dann mit einer freundlich fragenden Miene an Niels:

Sie wollen vielleicht Seine Exzellenz aufsuchen? Er ist leider in diesen Tagen verreist, er ist in Kopenhagen.

Ich bin Glambäk, Student Niels Glambäck, ich ... ich habe die Ehre, zu ... ja, ich hatte eine Einladung bekommen von ... von Seiner Exzellenz ...

Über die Stirn des Fräuleins war bei der ersten Erwähnung des Namens Glambäk eine leichte Wolke geglitten, aber gleich bei der zweiten Erwähnung: „Student Niels Glambäk" wurde sie von einem kurzen prüfenden Ausdruck und dann von gastfreundlichem Wohlwollen abgelöst:

Ach so! — Dann seien Sie willkommen, Herr Student Glambäk! Aber wir hatten fast eine Nachricht von Ihnen erwartet. Dann wären Sie auch im Wagen abgeholt worden.

Ja, sagte Niels sehr verlegen. Es war allerdings ein Fehler von mir, daß ich nicht geantwortet habe.

Fräulein Lassen betrachtete ihn und lächelte ein wenig, es kam ihm so vor, als mische sich etwas Gutes und Mütterliches in dieses Lächeln. — Wir können Exzellenz jeden Tag zurückerwarten, sagte sie.

Dann wechselte sie ein paar flüsternde Worte mit einer der Mägde; diese nahm Niels ohne ein Wort Koffer und Überzieher ab, verneigte sich und stellte sich dann gleichsam wartend an eine der Thüren.

Wenn Sie sich nun nach der Reise ein wenig ausruhn wollen, sagte Fräulein Lassen, so wird Ihnen das Mädchen dort Ihre Zimmer zeigen. — Niels fiel die Mehrzahl „Ihre Zimmer" auf, und es wurde ihm beklommen zu Mut. Dann ging er durch die mit Fliesen belegte Halle; seine Schritte weckten einen Widerhall, er fühlte dabei etwas wie Schwäche in den Beinen.

## 8

Durch verschiedne Korridore und über mehrere Treppen führte das Mädchen ihn in seine Wohnung im obern Stockwerk: Wohnzimmer und Schlafstube, beide sehr behaglich und geräumig, mit der Aussicht über den Park.

Sind beide für mich? rief Niels unwillkürlich, bereute aber sogleich die Worte.

Das Mädchen sah ihn fragend an.

Ich meine ... begann Niels, bekam aber dann einen kleinen Hustenanfall. Das Mädchen wartete ehrerbietig, aber als der Husten nicht aufhörte, verneigte sie sich und verschwand lautlos durch die Thür.

Gleich darauf wurde angeklopft, und ein ernsthafter Diener mit einer erstaunlich schönen Hemdenbrust trat ein; er trug ein Brett mit Backwerk, Rotwein und Wasser. Nachdem er es auf den Tisch gestellt hatte, sagte er mit melancholischer Stimme:

Das Fräulein hat mir befohlen, den Herrn auf diesen Knopf aufmerksam zu machen, falls der Herr etwas wünschen sollte.

Diesen? Vielen Dank, antwortete Niels so höflich, daß er sich selbst darüber als eine Unterthänigkeit ärgerte.

Das Fräulein hat mir befohlen, dem Herrn den Weg zur Bibliothek zu zeigen, falls der Herr zu lesen wünschen sollte.

Danke, ja wenn ich Lust dazu bekomme. Diesesmal klinge seine Stimme fast zu brutal, meinte er selbst.

Das Fräulein hat mir befohlen, dem Herrn den Weg in den Park zu weisen, falls ...

Gut, sehr gut.

... und dem Herrn mitzuteilen, daß die Tafel um sieben Uhr stattfindet; es wird ein Gonggong zwanzig Minuten vorher gebraucht.

Das Wort „Tafel" hatte Niels vorhin schon Schrecken eingejagt, und jetzt, bei der Nennung dieses „Gonggongs" war er sich bewußt, daß er ziemlich schafsmäßig dreinschaue. Die Hemdenbrust machte eine ernsthafte Verbeugung und verließ ihn.

Vor der Thür schien ein kurzes Getuschel stattzufinden; es klang auch etwas dazwischen, was als ein spöttisches Lachen gedeutet werden konnte —

O je! dachte Niels mit Herzbeklemmung. Und mit einer Reminiszenz an Dickens, die ihm aber nun nicht mehr lustig vorkam, murmelte er:

„Ein Gonggong? Ich frage Sie, was ist ein Gonggong?"

Aber da standen ja der Wein und die Kuchen!

Und alsbald bekamen die Dinge ein helleres Aussehen. Der verrückte Herr Engelbrecht, das lautlose Dienstmädchen, der melancholische Diener, sogar die „Tafel" kamen ihm nun wie lustige Aufgaben vor, die er schon zustande bringen würde. Und dies waren *seine* Zimmer, und *sein* war auch die Aussicht auf den Park! Mit einem Glas Rotwein in der Hand (wie ungewohnt!) stand er am offnen Fenster, und ein Grandseigneurgefühl stieg in ihm auf.

Ah! sagte er — Nun fehlt mir nur noch das „Gonggong."

Ich pfeife drauf! wenn ich nur wenigstens wüßte, was es wäre. „Es wird gebraucht," sagte er, der Diener. „Gebrauchen," wer soll es gebrauchen? Doch wohl wir Tischgäste; eine gesellschaftliche Pflicht, die von einem erwartet wird. Man prostituiert sich, wenn man sie unterläßt. Ebenso, wenn man fragt. „Zwanzig Minuten vorher," das ist ja entsetzlich!

Dann ging er entschlossen hin und drückte auf seinen Knopf, um zu klingeln. Das Resultat abwartend, stärkte er seinen Mut einstweilen mit noch etwas Rotwein.

Der melancholische Diener fand sich ein, das Zimmer leuchtete wieder von dem Glanz seiner Brust. Niels verlor den Mut zu fragen; einen Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf, den Diener zu bitten, ihm ein französisches Lexikon zu holen, ein spanisches, ein italienisches, ein russisches — oder er wollte selbst in die Bibliothek, um „Gonggong" zu finden.

Es giebt kein Alter, wo die Dinge des Lebens so verkehrte Dimensionen annehmen, als das, wo man aufhört Kind zu sein, ohne doch schon Mann zu sein. Kleine Fragen scheinen Entscheidungen für das ganze Leben zu sein, Verlegenheiten wachsen zu wahrem Unglück an, der Maßstab für die eignen Worte und Hand-

lungen wie für die andrer wird verrückt, und — das ist das schlimmste — man fühlt es selbst. Die Unbeholfenheit, die von der Umgebung nur mit einem Lächeln betrachtet wird, empfindet man in Wirklichkeit als ein großes Leiden.

Und Niels litt in diesem Augenblick dem imponierenden Diener gegenüber; seine Gedanken fuhren wie ein verirrter Vogel herum, er haßte sich selbst, den Diener und diesen ganzen kalten und fremden Ort. Dann sagte er schließlich etwas, was niemand verstehn wird, es sei denn, daß er sich an sich selbst aus jener Zeit erinnern kann, wo auch er übermäßig jung gewesen war:

Ich möchte gern ... ob es nicht möglich wäre ... ob ich Fräulein Lassen einen Augenblick sprechen könnte.

Lieber Gott, die verirrten Gedanken waren es, die suchten, ob sie nicht an diesem fremden und kalten Ort nur ein ganz kleines bischen Mütterliches oder Behagliches finden könnten ... war denn nicht vorhin jemand mit einem freundlichen Lächeln dagewesen? ...

Ob ich Fräulein Lassen nicht einen Augenblick sprechen könnte?

Die Augen des Dieners schienen sich ein ganz klein wenig zu heben; die Hemdenbrust strahlte unverändert von derselben Stelle aus.

Ja, wollen Sie mir nicht sagen, wo sie wohnt?

Die Brust leuchtete mit verstärktem Glanz, wie ein erstaunter Fixstern, machte darauf eine Verbeugung und verschwand.

Was habe ich nur gethan! dachte Niels. Mittlerweile holte er in aller Eile aus seinem Handkoffer seinen Galaanzug heraus und zog ihn an, das heißt, einen frischen Kragen und frische Manschetten.

Wie weit überlegen strahlte nicht der Diener, als sein Glanz wieder das Zimmer erfüllte.

Das Fräulein befiehlt mir, den Herrn zu bitten, mir zu folgen.

Sie schritten aufs neue durch eine Menge Korridore, der Diener deutete auf eine Thür, verbeugte sich und verschwand.

## 9

Fräulein Lassen wohnte angenehm und geräumig. Niels bekam das Gefühl, daß hier die Heimat sein müsse auch für ihn, wenn sie jemals in der großen, leblosen Welt dieses Schlosses zu finden war. Sie war ihm freundlich entgegen gekommen:

Kann ich Ihnen bei irgend etwas behilflich sein?

Da ist etwas, was ich nicht recht kenne, sagte Niels, und hierauf — sie unsicher und errötend ansehend —: Sie dürfen nicht denken, daß es sonderbar von mir sei, ich weiß wohl, daß es im Grunde genommen nur eine Bagatelle ist — aber — was ist eigentlich ein — Gonggong?

Sie lachte leise, aber Niels merkte doch, daß es nicht geschah, weil sie ihn verspottete.

Denn ich wollte den Diener nicht fragen, das werden Sie verstehn — aber ich weiß es wirklich nicht.

Sie können es dort drüben sehen — sie zeigte es ihm draußen auf der Flur —; einer der Diener schlägt darauf, wenn wir zu Mittag essen sollen.

Ach! seufzte Niels erleichtert. Er merkte auch, daß es mit Absicht und Güte war, daß sie „zu Mittag essen" und nicht „zur Tafel gehn" sagte; er bekam ein Gefühl, nach allen Seiten und Enden hin durchschaut zu sein, aber durchschaut von einem mütterlichen Auge.

Da brach er plötzlich in die Worte aus: Ich muß Ihnen sagen, daß ich keine Mutter habe.

Der Ausbruch war eine Folge von dem, was er fühlte — nämlich von einem mütterlichen Auge durchschaut zu sein; es kam unwillkürlich heraus und wurde mit leiser Stimme und abgewandtem Blick gesagt.

Sie mußte den verborgnen Zusammenhang verstanden haben, denn während er sich noch über seinen Ausruf schämte, fühlte er seine Hand ergriffen, auf eine Weise, die ihm ganz wie die einer Mutter vorkam.

Und dann that er sogar noch etwas — oder wollte es vielleicht auch nur — er wußte selbst nicht, was von beiden —, aber es war sehr kindisch, und es machte, daß das Fräulein ein wenig lachte und zurückwich und sagte:

Nein, das geht nicht!

Dann sah er sie an: sie lachte noch, aber in ihren Augen glänzten Thränen.

Da sagte er: Ich habe auch keinen Vater — und da trat auch ihm das Wasser in die Augen, ihm, dem stud. jur. Niels Glambäk.

Darauf lachte er verlegen.

Das ist ja eine nette Geschichte, sagte er und trocknete rasch seine Augen. Nun ja, ich danke! Er reichte ihr die Hand zum Abschied.

Draußen auf dem Gang konnte er das Gonggong in Augenschein nehmen. Hier schien er in einen neuen Zweifel zu geraten, und er ging wieder zurück.

Entschuldigen Sie, Fräulein Lassen, aber da ist noch etwas andres — zwanzig Minuten, sagte der Diener —

Lieber Gott, Sie sind aber auch — sagte sie lachend —, man kleidet sich zu Tisch um.

Kleidet sich um? Er sah an seinem feinen grauen Anzug hinunter und dachte, er sei doch erträglich prachtvoll gekleidet. Aber nun verstand er, daß ein schwarzer Anzug verlangt werde, vielleicht sogar ein Frack.

Ja, aber ich habe nur einen kleinen Koffer bei mir, das ist sehr unangenehm, ich dachte —

Nun will ich Ihnen etwas sagen — sie hatte noch immer das leichte Lächeln, das so wohlthuend war, weil es die Kleinigkeiten auf den rechten Platz setzte und doch auch hier Hilfe versprach —, Herr Engelbrecht hat gewiß mehrere gute Frackanzüge, die Ihnen gewiß passen werden. Sie können gut einen von Herrn Engelbrecht leihen, er ist ein sehr gefälliger Mensch, ausgenommen — na. Warten Sie ein wenig, es ist wohl besser, wenn ich selbst ... Gehn Sie jetzt nur auf Ihr Zimmer.

Wer ist eigentlich Herr Engelbrecht?

Er war ... er war vor vielen Jahren Hauslehrer hier, aber jetzt ... nun wohnt er hier. Er hat ihn sehr lieb.

Was er eigentlich von mir will — Exzellenz meine ich?

Ja — sehen Sie ... es ist besser, Sie warten, bis er selbst kommt. Er kann jeden Tag ankommen. — Gehn Sie jetzt nur.

Und kurz nachher kam auf Nielsens Zimmer nicht ein Diener, sondern das Fräulein selbst — wofür Niels sehr dankbar war — mit einem feinen schwarzen Frack. Es war ein Billet dabei, worin Herr Engelbrecht zierlich seine Freude darüber ausdrückte, daß er „einem Nebenmenschen und besonders einem Mitjünger der Wissenschaft“ in einer noch so kleinen Sache aushelfen dürfe.

Ob das wohl eine Stichelei ist? fragte Niels.

Hm, sehen Sie — man kann nicht leicht klug aus ihm werden. Manchmal kann er anzüglich sein, aber gefällig und gut ist er doch. Er ist vielerlei, er ist auch gelehrt und fein, aber dann ist er auch — ja, Sie wissen es ja. Er ist ein höchst unglücklicher Mensch. — Seien Sie gut mit ihm, fügte sie warm hinzu.

Ich? „Gut“ sein gegen irgend jemand hier? — Wenn nur Sie hier ... sagte er leise.

Nun nun. Was für ein Kind Sie doch sind!

Niels räusperte sich, männlich tief — ein künstliches Räuspern.

Hören Sie nun, sagte sie. Sie dürfen bei Tisch nicht mit der geringsten Anspielung kommen, weder in Beziehung auf den Frack noch auf die Begegnung im Park.

Nein, natürlich nicht, antwortete Niels, indem er sich bestrebte, den Ton

des erfahrnen Weltmanns anzunehmen. Als sich dann ihre Augen trafen, lachten sie beide.

Aber noch lange, nachdem sie gegangen war, klangen die Worte in seinen Ohren: Was für ein Kind Sie doch sind! Und er ballte die Faust, war aber auf der andern Seite doch froh darüber.

## 10

An der „Tafel" nahmen zu Nielsens Verwundrung nur das Fräulein, Herr Engelbrecht und er selbst teil. Nichtsdestoweniger ging alles sehr stilvoll zu, aber nicht üppig, und man wurde von zwei Dienern in weißen Handschuhen bedient.

Herr Engelbrecht hatte sogleich verlangt, Niels vorgestellt zu werden — als ob sie einander noch nicht gesehen hätten —, und führte während der Mahlzeit eine sehr lebhafte und gebildete Unterhaltung mit dem Fräulein und mit Niels, den er mehreremal „unsern Jünger der Wissenschaft" nannte; er aß zierlich und genoß nur wenig Wein, bewegte sich mit Vorliebe und ein wenig Eitelkeit in antiken Gesprächsstoffen, zeigte dagegen eine paradoxe Geringschätzung für die Angelegenheiten der Gegenwart. Der „Fortschritt" der Zeit wurde mit spöttischer Betonung erwähnt, politische Bewegungen beinahe mit Haß. Niels, der von seinen radikalen Umgebungen gewohnt war, den Anfang der Geschichte Dänemarks von 1848 und den der Weltgeschichte von 1789 an zu rechnen, hörte nun zu seiner Verblüffung, daß nichts von Wert sei, außer Hellas und Rom, daß beinahe alles „Moderne" ein Unglück sei, daß die Menschheit durch alle Revolutionen und „sogenannten Reformationen" nur rückwärts und abwärts gehe, ja daß sogar das Christentum eine aufrührerische Neuerung sei, die Kirche von Anfang an eine plebejische Institution, die Bibel ein sozialistisches Nachschlagebuch —

Als das Fräulein hier Pst! machte, antwortete Engelbrecht nur mit einer gewandten Verbeugung und einem griechischen Zitat.

Und Niels begann, wie er so oft vorher von den Paradoxen des Radikalismus hingerissen worden war, nun auch von diesem ungestümen Contra ergriffen zu werden. Das Paradoxe ist ja die Begeistrungsquelle der Jugend.

Und er sah auf zu der getäfelten Decke des Saals, die so hoch da oben war; die Wände dehnten sich so fern und groß, und draußen schaute die herrschaftliche Linde durch eines der vielscheibigen hohen Fenster herein. Er betrachtete die Weltgeschichte doch von einem höhern Standpunkt als der Onkel, dachte Niels.

Auf der Terrasse draußen wurden den Herren Kaffee und Zigarren angeboten. Hier sagte Niels:

Aber, Herr Engelbrecht, Kaffee und Zigarren sind auch moderne Erfindungen.

Man ist nicht immer konsequent, antwortete Herr Engelbrecht und blies eine feine Rauchsäule durch seine gespitzten Lippen. Nunc in Aristippi furtim, mein Jünger der Wissenschaft.

Was Sie vorhin über Rom und Hellas sagten, begann Niels nach einer Weile, das kam mir wirklich großartig vor. Aber — was sollen wir thun — denn die Geschichte und die Kultur des Altertums sind ja, wenn wir sie richtig lesen, auch voller Revolutionen und Reformationen.

Herr Engelbrecht sah eine Weile still vor sich hin, dann ermannte er sich, wie es schien:

Wie beliebt? — Na, nun hörte ich, was Sie bemerkten. Richtig, richtig, Rom war eine Empörung gegen Hellas — Hellas selbst — ja von Hellas selbst verehre ich eigentlich nur das Bleibende. Das Bleibende ist Pan.

Nun erkannte Niels in Engelbrechts Blick den leidenden Ausdruck vom Vormittag wieder.

Pan, fuhr Engelbrecht fort, Pan wird von den Philologen falsch abgeleitet. Meiner Meinung nach kommt es von pauon, der Haltgebietende, Sie verstehn, der Vernichter. Deshalb bete ich Pan an.

Bei Niels vermischten sich auf sonderbare Art ungleiche Empfindungen: die erhabne Highlife-Stimmung beim Dinerkaffee hier auf der weiten Terrasse, die Rasenflächen und Alleen, steinernen Treppen und Balustraden vor ihm; lange Schlagschatten der Kastanien und Linden im Garten, und an der rotbraunen Mauer aus Mönchssteinen Klematis, Kaprifolium und wilder Wein — dieses ihm bisher unbekannte Wohlbehagen mischte sich mit einem heimlichen Grauen vor der Person, mit der er sprach, aber auch mit dem paradoxen Interesse für das, was sie sagte, und mit der größten Neugierde dem Manne selbst gegenüber.

Übrigens, fuhr Herr Engelbrecht fort, verehrten ihn die Inder viel reiner als die Hellenen — Nirvana, mein junger Freund; der Tod, weg, fort, Eirene, verschlafe alles — oder haben Sie früher schon so etwas gehört? Er schielte plötzlich mit einem scharfen Blick zu Niels herüber.

Dieser wagte nicht zu sagen: Ja, heute vormittag, und Engelbrecht fuhr fort (mit einem andern Blick, der sagte: Ach, ich weiß es doch, aber es thut nichts):

Nein, mein Jünger der Wissenschaft, wir müssen weiter zurück als nach Hellas! Hellas ist wieder eine Empörung gegen Ägypten, und Ägypten wieder — ach, mein Herr, wenn Sie so alt wären wie ich, dann würden Sie einsehen, daß Ägypten an all unsern Leiden schuld ist, Ägypten ist nämlich schuld an der Kultur! Die Kultur, diese Reihe schändlicher Empörungen und Abfälle ...

Die Kultur! Schändliche Empörung? Aber wie könnte ein Leben da sein, menschliches Leben ohne Kultur?

Sie haben Recht, Sie haben Recht! fuhr Engelbrecht mit zunehmendem Fanatismus fort. Wir müssen viel weiter zurück — das Leben — da haben Sie unsern ersten Abfall, die Urempörung gegen Pan, und die Quelle aller Schändlichkeiten; das Leben! Er sprach das Wort mit der größten Erbitterung aus, schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit größerer Selbstbeherrschung fort:

Das erste Paar, das das erste Leben in die Welt setzte — ich spreche nicht mit Darwin, denn Darwin hat Unrecht —, da wurde das erste Verbrechen begangen. Ich will sagen irdisches Verbrechen, denn, denn ... (hier drohte die Leidenschaft wieder die Oberhand zu bekommen) denn der, der wieder das erste Paar schuf ... das war ... das war wahrlich nicht der gute Pan, sondern Pans Feind, ein Aufrührerischer, ein aufrührerischer Demiurg ... Er, den ihr, er, den ihr ... nennt — Hier schlug er plötzlich um und fügte gedämpft hinzu: Bereschit baráh —

Niels saß still und beklommen da.

Nun immerhin, furtim — Engelbrecht lächelte äußerst behaglich und schenkte Niels ein Gläschen Likör ein, für sich aber kaum ein halbes. — Er hat den besten Kognak im Land; ein Glas können Sie schon ertragen; ich genieße es besser in kleinen Dosen ... furtim also — er grüßte mit dem Glas, stand auf und entfernte sich.

Das Fräulein kam vorüber; sie war in der Allee unter der Terrasse auf und ab gegangen.

Wo geht er nun hin? fragte Niels.

Nun studiert er, bis es Nacht wird. Später werden Sie seine Flöte rings im Park hören.

Es ist gewiß ein sehr begabter Mann.

Ja — so wird man ihn wohl nennen dürfen. Aber das beste an ihm ist doch das, daß er ihn liebt. Angst vor ihm brauchen Sie jetzt nicht zu haben, nun, wo es vorüber ist.

* * *

Dann plauderten sie noch ein wenig zusammen; sie zeigte ihm auch die Bibliothek, einen imponierenden Saal mit Bücherregalen durch zwei Etagen hinauf, einer fortlaufenden Galerie und einem riesigen Tisch in der Mitte. Ebenso das Billardzimmer, den Musiksaal, die Gemäldesammlung und vieles andre.

Morgen können Sie alles draußen zu sehen bekommen, wenn Sie sich dafür interessieren; die Ställe? — Sie reiten wohl — nein, es ist wahr — aber Sie wollen es lernen?

Ich werde ja nur so kurz hier sein.

Ja — wer weiß?

Liebes Fräulein Lassen, was bedeutet das, was Sie da sagen? Was will er von mir?

Sie sollten lieber warten, bis er kommt. Es kann jeden Tag sein, ich hatte fast einen Brief erwartet. — Und seien Sie nur natürlich, so wie Sie sind, das wird er — morgen bei der Taf— bei Tisch werden Sie mit einigen der Angestellten des Schlosses Bekanntschaft machen.

Ja, aber wenn er nicht da ist?

Auch wenn Exzellenz nicht da ist. Es ist am Sonntag stehende Sitte.

* * *

Und bald war dieser Tag vorüber; von den offnen Fenstern seines Schlafzimmers sah Niels in einer merkwürdigen Stimmung über die dunkeln Baumwipfel; der Park sah nun einem Wald ähnlich. Wehmütige Flötentöne wurden zu ihm hereingetragen, und der Vorhang flatterte gegen seine Wange.

Das Leben ist doch viel größer, als wozu Onkel Glambäk es machen will, sagte er und blies das Licht aus.

Man darf aber auch nicht hingehn und ein Verräter an der Demokratie werden, fügte er hinzu und legte sich mit einem zufriednen Seufzer in die Kissen.

Die bunten Bilder des Tags schwirrten unter den geschlossenen Lidern vor ihm herum; es ergötzte ihn, wie die Bilder wechselten, sich verkleinerten und zu einem Punkt wurden, der dann verschwand. — Jetzt disputierte er mit seinem Onkel Redakteur und behauptete, der Name Glambäk sei nicht ordinär, sondern er sei der Name einer alten Ritterburg, aus der die Familie stamme.

## 11

Beim Mittagessen am nächsten Tage wurde Niels einigen der Beamten des Guts vorgestellt, der gewöhnlichen Gesellschaft nach der üblichen Sitte auf Rödsten; da waren der Verwalter, der Gärtner, der Unterverwalter, dazu ein Schreiber von dem Gutskontor, und ein paar Volontäre, lauter jüngere Leute, mit Ausnahme des Verwalters. Dieser, ein breitschultriger, jovialer Jüte, war der einzige, dessen Betragen Niels ganz unbefangen vorkam; es schien, als habe er ein altes Privilegium auf naive freie Ausdrucksweise, von welchem Privilegium er auch ganz ungeniert Gebrauch machte. Das Betragen der andern schien hauptsächlich in Nachahmung zu bestehn, teils des wirklichen Gesellschaftstons der Herrschaft, teils des alten Verwalters ebenso echten, ungenierten Humors, wurde aber in diesem Bestreben im Zaum gehalten durch die Anwesenheit Fräulein Lassens, das die einzige Dame bei Tisch war. Die Herren kamen alle im Frack und zeigten sehr viel Routine in den kleinen gesellschaftlichen Regeln bei Tisch, bei der Behandlung der Speisen, dem Einschenken des Weins und dergleichen. Hierin beneidete sie Niels und that es ihnen heimlich nach, doch war es ihm klar, daß trotz der Routine noch etwas mangelte; das war doch wohl noch nicht die richtige Gesellschaft, diese Sonntagskompagnie, dachte er, und er konnte es nicht unterlassen, sich daran zu erinnern, daß er selbst — von Mutterseite — doch im Grunde zu der Herrschaft gehörte. Und dann war er ja auch ein dänischer Student! Und er begann mit größerm Selbstbewußtsein das Glas zu heben und sich reichlicher einzuschenken; dort saß ja außerdem das ruhige Fräulein Lassen, von der eine Sicherheit auf ihn überging; und dort saß Herr Engelbrecht, schweigsamer als gestern, korrekt, für die gute Gesellschaft geboren, einen kaum merklichen ironischen Ausdruck um den Mund, meinte Niels.

Es wurde bei Tisch eifrig politisiert, mit Ausnahme von Herrn Engelbrecht, der die Politik geringschätzte und nie eine Zeitung las. Die Herren gehörten alle zur Rechten. Man sprach von dem bevorstehenden Minister- und Systemwechsel, dem bevorstehenden Sturz der Rechten als Regierungspartei. Der Meiereiinspektor zeigte sogar die neue Ministerliste; seine Zeitung hatte sie an diesem Tage gebracht, doch vorerst nur gerüchtweise. Sie war vom größten Interesse, besonders hier auf dem Hof, denn Huitfeldt war ja unter den gestürzten Ministern.

Wie die neuen Namen vorgelesen wurden, wurden sie von lauten Rufen des Spotts oder der Entrüstung begleitet, je nachdem der Charakter des Einzelnen gerade beschaffen war. Hierauf folgten die Kommentare, und diese waren nicht schmeichelhaft.

Als dies eine Zeit lang gedauert hatte und eine Art Pause eingetreten war, sagte einer ganz wehmütig:

Ja, es geht abwärts. Von Karl Huitfeldt zu Wilhelm Strihme! Von Strihme kommen wir bei Gott das nächste mal zu Glambäk, dem sozialistischen Redakteur.

Hm! — erklang es nun von Fräulein Lassen, und so gewohnt war man, auf das zu achten, was von dieser Seite kam, daß sogleich Stillschweigen eintrat, und man sich daran erinnerte, daß ein Verwandter Glambäks am Tische saß.

Niels war rot geworden, er sagte:

Ich meine nun, es sei gut, daß das Volk zur Herrschaft gelangt.

Der Verwalter sagte gutmütig: Darf ich mit Ihnen anstoßen, Herr Student? Es ist recht, daß Sie Ihren Onkel verteidigen.

Es entstand eine kleine Pause, dann sagte jemand:

Wie Exzellenz es wohl aufnehmen werden, unsre Exzellenz?

Wieder entstand eine Pause. Dann fielen die Bemerkungen abgerissen:

Es muß den König schwer gekränkt haben.

Den König — ich würde lieber abgedankt haben.

Der König — nein, der hätte Härte gegen Härte setzen sollen.

Das konnte er nicht wegen der andern. Der König wollte zeigen, daß es deren Schuld sei.

Der König will zeigen, wie es geht, wenn die Rechte ihn im Stich läßt.

Die Königsmacht ist geschwächt.

Potztausend! Wenn die Königsmacht sich rührt, dann werden alle beide, die Rechte und die Linke artig.

Die Sozialisten und die von der Linken geraten aneinander, ihr werdet es schon sehen. Was meinen Sie, Herr Engelbrecht?

Wie beliebt? — Nun ich meine: omne declive.

Hochmütiger Kerl! murmelte der Verwalter.

Nun hob Fräulein Lassen die Tafel auf.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Partei, Politik und Wissenschaft.** Professor Friedrich Paulsen spricht in seinem neuen Buche über „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium“ (Berlin, A. Asher und Co., 1902) auch mehrfach über die Stellung der Wissenschaft zur Politik und zu den politischen Parteien. Er thut dies in einer Weise, die zwar den modernen Anschauungen mit sehr feinem Gefühl Rechnung trägt und deshalb bei der Mehrheit der politisierenden Gebildeten und namentlich auch bei unserm höhern Beamtentum viel Lob erwarten darf. Aber gerade die er-

ziehende Wirkung auf das Parteiwesen und das politische Verhalten der sogenannten leitenden Kreise, die jetzt am meisten not thut, wird es wohl am wenigsten haben. Er sagt unter anderm: solle es eine Wissenschaft vom Staat und von der Gesellschaft geben, so müsse sie wie jede Wissenschaft allein durch die freie Untersuchung der Thatsachen zustande kommen; eine Staats- und Gesellschaftslehre, der das Ergebnis der Untersuchung vorgeschrieben wäre, hätte keinerlei theoretische Bedeutung, sondern höchstens einigen technischen Wert, nämlich als Mittel der Macht, sich in der Macht zu erhalten. Dann fährt er fort: „Den Parteien ist nun allerdings die Wissenschaft nichts andres als eines der Mittel, sich durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung in der Macht zu erhalten; die Wahrheit als solche geht die Parteien gar nichts an: ist sie *für* uns, gut; ist sie *gegen* uns, fort mit ihr! Das ist die Maxime jeder Partei als solcher, zu der sie freilich sich nicht bekennt und nicht bekennen kann: die »Wissenschaft« verlöre natürlich auch ihren Wert als Mittel der Macht, sobald sie als Satzung der Macht erschiene; sie wirkt auf die Meinung der Menschen nur, so lange sie als freies Erzeugnis des Verstandes erscheint. Die herrschende Partei wird also überall eine in Wirklichkeit abhängige, öffentlich aber ihrer Freiheit sich rühmende Wissenschaft wünschen, wie es für einen dem Machiavellismus zu huldigen entschlossenen Fürsten nach Voltaires witziger Bemerkung durchaus sich empfiehlt, damit anzufangen, daß er einen Anti-Machiavelli schreibt."

Wenn Paulsen wirklich sagen will, was diese Worte sagen, so wirft er nicht etwa dem heutigen Parteiwesen und der heutigen Politik vor, daß sie sich nicht um die Wahrheit kümmerten, sondern er lehrt, daß die Wahrheit um ihrer selbst willen die Parteien und die Politiker überhaupt gar nichts angehe, und daß sie also die Wahrheit zu verachten und die Wissenschaft zu fälschen ein Recht hätten. Mit einer etwas andern Färbung tritt derselbe Gedanke hervor, wenn er später einmal sagt: der politisch Handelnde handle ja nicht für seinen persönlichen Vorteil, sondern für das Wohl des Ganzen: „was aber wäre hierfür nicht erlaubt?"

Weist er klar und bestimmt den Parteien und den Politikern, auch den regierenden, ihre Stellung jenseits von Gut und Böse an, so ist die Stellung, die er der Wissenschaft zu den Parteien und den Politikern anweist, weniger klar und bestimmt. Was er über das Verhalten der Universitätsprofessoren und der sonstigen berufsmäßigen Wahrheitsforscher zu den Parteien und zur Politik sagt, enthält, namentlich auf die heutigen Zustände bezogen, manches Schöne. In Summa aber glaubt er die Sache mit folgenden Sätzen abthun zu können: So werde es also bei der Kantischen Trennung zwischen Politikern und Philosophen bleiben müssen; die Platonische Gleichsetzung sei unmöglich, unmöglich durch die Funktion: wer den tiefen und stillen Gedanken, die in der Volksseele schlummern, hören solle, dürfe nicht in das lärmende Getriebe der Tagespolitik gestellt sein; und umgekehrt, wer den Karren vorwärts bringen solle, dürfe nicht ein zu zart besaitetes Nervensystem, ja vielleicht nicht einmal ein allzu empfindliches Gewissen haben; und auch seine Fähigkeit, Menschen aller Art zu brauchen, dürfe nicht durch einen allzu zärtlichen sittlichen Geschmack eingeschränkt sein. Doch bleibe es wichtig, „daß Könige und Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen."

Die Universitätsprofessoren und die berufsmäßigen Philosophen sind nun freilich nicht identisch mit der Wissenschaft und der Wahrheit, aber in der Hauptsache wird man wohl Paulsens Meinung, soweit sie aus dem neuen Buch zu entnehmen ist, so formulieren müssen: Die Politik hat nichts mit Wahrheit, Sittlichkeit, und die Wahrheit und die Sittlichkeit haben nichts mit Politik zu thun. Wenn „Philosophen" über Partei, Politik und Wissenschaft schreiben, so werden sie in der Hauptsache nicht nein und nicht ja zu sagen haben, worin es ja der sogenannte „Historismus" zu einer sehr bedeutenden Kunstfertigkeit gebracht hat Das Gewissen in den Parteien und Politikern in Bezug auf Wahrheit und Sittlichkeit zu schärfen ist jedenfalls ihre Sache nicht. Wenn schon die Wissenschaft Politik lehrt, so muß sie im wesentlichen auf die Lehre Machiavellis hinauslaufen.

Das aber wäre ein arger Fehler und ein großes Unglück. Wir wollen hier weniger von der äußern Politik, der Weltpolitik sprechen, obgleich die Predigt des Machiavellismus, wie sie von wissenschaftlichen Politikern, Rechtslehrern, ja sogar Theologen für angebracht gehalten wird, auch bei ihr eine Verirrung ist und zum Unglück führen muß. Das deutsche Volksgewissen lehnt sich hier wunderbarerweise fast energischer dagegen auf, als in der innern Politik. Oft sogar wird es dadurch zu ungerechten und unvernünftigen Vorwürfen gegen die eigne Politik des Reichs verleitet, wie namentlich in der Burenfrage. Das Deutsche Reich hätte, wie die Sachen lagen, nicht nur die größte Dummheit begangen, sondern auch eine große Sünde am deutschen Volk, hätte es sich für die gerechte Sache der Buren in Kriegsgefahr begeben. Aber unsre Prediger des Machiavellismus, die überhaupt jede sittliche Beurteilung der Burenfrage als unzulässig abwiesen, haben das Gewissen des deutschen Volks vielmehr gereizt als beruhigt. Wenn die Engländer den Frieden nur geschlossen hätten, um die Buren zum Niederlegen der Waffen zu veranlassen, und jetzt erst recht an die Vernichtung des tapfern Volks gingen, ohne jede Rücksicht auf alles, was sie, um die Waffenstreckung zu erreichen, versprochen haben, so würden unsre Herren Machiavellisten auch diesen niederträchtigen Verrat konsequenterweise als jenseits von Gut und Böse liegend betrachten und die Entrüstung darüber als unangebrachte Gefühlsduselei verhöhnen müssen. Denn zum Wohl des Ganzen, d. h. des britischen Weltreichs und Reichtums, würde Herr Chamberlain auch dann handeln: „was aber wäre hierfür nicht erlaubt?“ — Wenn man nur die Macht hat!

Die unsittliche Verlogenheit oder der Machiavellismus der Parteien treibt bei uns hauptsächlich in der innern Politik sein Wesen. Hier ist auch der Machiavellismus der berufsmäßigen Politiker viel ausgebildeter und zugleich gefährlicher. Das ist so, aber deshalb muß es nicht so sein, wie der Historismus sich einredet. Nein: es darf und soll nicht so sein, und wenn die ganze moderne Wissenschaft, Philosophie und Ethik für unser nationales Gedeihn noch etwas wert sein will, so darf sie sich gegen diesen Krebsschaden an unserm Volksleben nicht blind stellen, sondern muß mit dem heiligen Ernst, der ihre Pflicht ist, und mit der gewaltigen Macht, die sie zum Guten wie zum Bösen hat, ihm zu Leibe gehn. Sie muß das Gewissen des Volkes für Wahrheit und Gerechtigkeit auch in den öffentlichen Dingen wieder schärfen und für das Ideale auch in der Politik den Sinn wieder pflegen, mag es den allmächtigen Parteien und dem Beamtenstrebertum auch noch so sehr gegen den Strich gehn. Nur wenn das längere Zeit mit allem Nachdruck geschieht, können wir hoffen, wieder zu einem gesunden Parteileben zu kommen, das freilich wie alles Menschliche niemals ganz dem Ideal entsprechen, niemals frei von Sünde sein wird, aber doch wie alles Menschliche nicht die Sünde an sich zu sein braucht und bleiben darf. Das Volk in seiner Masse ist für die Unsittlichkeit der Parteien und der Politik gar nicht verantwortlich. Parteien und Politik werden von den Gebildeten gemacht, verdorben und veredelt. Diese aber sind der wissenschaftlichen Einwirkung unmittelbar zugänglich, hängen von ihr ab, auch in dem modernen Machiavellismus. Hier finden die Universitäten und was zu ihnen gehört das Feld, wo sie das Unkraut, das sie haben wachsen lassen, wieder ausrotten sollen. Mit den Volkshochschulen können sie vorläufig das Volk in Ruhe lassen. Oder soll etwa die machiavellistische Wurstigkeit gegen Gut und Böse auf diese Art noch gründlicher in den Massen gezüchtet werden? Bringen wir nur erst die gebildeten Klassen wieder zu philosophischeren, humanistischeren, idealeren Urteilen über wahr, gerecht und sittlich auch in den öffentlichen Dingen, so wird sich von selbst eine neue Parteibildung vollziehn. Schon jetzt ist doch die Zahl derer groß, die von dem scheinbar unausrottbar und schon ex cathedra gepredigten Machiavellismus angeekelt sich der aktiven Teilnahme am politischen Leben entschlagen, auch wenn sie nicht „Theoretiker“ von Berufs wegen sind. Die Zeit ist da, wo es gilt, die „Praktiker“ scharf zu machen gegen die Ausartung im Partei- und im sonstigen

politischen Leben. Die Scharfmacher müssen die Theoretiker sein, aber dann müßten sie freilich nicht blasiert und stumpf gemacht sein durch den neumodischen Historismus.

Was hat nicht dieser Historismus in den letzten zwanzig Jahren allein zur sozialdemokratischen Verseuchung der industriellen Bevölkerung beigetragen! Setzt man die Lüge in der Politik, weil sie ist, auch ins Recht, so darf man sich nicht wundern, daß die Partei, die die Lüge am frechsten und vollkommensten handhabt, die Massen, die am leichtesten belogen werden, auch am vollkommensten beherrscht. Kürzlich ist eine Reihe von achtzehn Flugblättern — „Stücken" — von einem Pseudonymus J. Fischart jun. unter dem Titel „Anweisungen für sozialdemokratische Redner" erschienen, in denen der frivole Machiavellismus, d. h. die Verlogenheit der sozialdemokratischen „Methode" und damit auch des Wesens der sozialdemokratischen Partei selbst in satirischer Form treffend gebrandmarkt wird. Der Verfasser hat die Presse und die sonstige Bearbeitung des Volks durch die Partei mit erstaunlicher Gründlichkeit studiert, die Lüge in zahlreichen Einzelfragen an Beispielen schonungslos bloßgelegt und die sozialdemokratische Wühlarbeit in ihrer ganzen Unsittlichkeit und Gefährlichkeit dem modernen Bildungsphilister unter die Nase gehalten. Gerade durch die Anwendung der Lehren auf das Einzelne — meint er — erkenne man, mit welcher Kunst und Beflissenheit die sozialdemokratischen Parteihäupter das ganze Reich in ein großes Rieselfeld verwandelten. In Tausenden von Kanälen, großen und kleinen, werde der Schlamm darüber geleitet, der nach und nach den bisherigen geschichtlichen, nationalen, sittlichen Boden des Volkes überdecken und einen Sumpf herstellen solle, worin die sozialdemokratischen Pflanzen gedeihen könnten. Er verschließt sich dabei nicht der Befürchtung, daß ein solches Bloßlegen der „Methode," die immer wieder Anwendung finde, wenig fruchten werde, so lange die „andern Leute" einen großen, wenn nicht den größten Teil der Bevölkerung ohne weiteres der Bearbeitung durch die sozialdemokratischen Agitatoren und die unzähligen Produkte ihrer Presse überließen. Nur vor den Wahlen vielleicht werde die Sozialdemokratie ein paar Wochen lebhafter bekämpft. Aber wenn sich dann neue Tausende von sozialdemokratischen Stimmen auswiesen, ein süßer Trost bleibe dem ehrsamen Bürger, der freundliche Glaube: die Sozialdemokratie sei nicht mehr, was sie war. Die „internationale, revolutionäre Republik" empfehle sie nur noch aus alter Gewohnheit den Genossen; sie sei jetzt harmlose radikale Oppositionspartei, und alles Liebäugeln mit gewaltsamen aufständischen Bewegungen in Ost und West, in Süd und Nord sei bloß unschuldiges Kokettieren. „Und die ganze »sittliche« Erziehung durch die Kampfweise und die Kampfmittel — — das ist nun mal so!"

Wir empfehlen Herrn Fischart jun. recht angelegentlich, seine satirische Ader doch einmal ganz besonders dem Verhalten der neumodischen politischen Wissenschaft zu dieser beklagenswerten Erscheinung zu widmen. Namentlich auch der beliebten Phrase von der „Notwendigkeit und Nützlichkeit" der sozialdemokratischen Partei. Aber freilich wird er die sozialdemokratische Lüge nicht wirksam bekämpfen, wenn er nicht auch die Verlogenheit der andern Parteien unter seine scharfe Lauge nimmt. Die Herren Machiavellisten sagen, und die Gebildeten glauben ihnen, daß alles auf den Zweck ankomme, für den man lügt. Wer die Interessen der besitzenden Klassen oder der reichsten darunter als die Hauptsache betrachtet, die es jetzt „zum Wohl des Ganzen" zu schützen gelte, der hat dann das Recht, Regierung und Wähler dafür durch die ausbündigsten Lügen scharf zu machen. Und vollends die Herren von der Regierung selbst müssen als gelehrige Schüler des Machiavellismus das Lügen für die oberste Amtspflicht halten. „Das ist nun mal so!" sagt der blasierte Historismus natürlich auch dazu. Und so lassen die Herren das ganze Volk zum Rieselfeld werden, zum politischen Sumpf von oben bis unten. Eine ganze Weile läßt sich auch auf solchem Boden fortwursteln, aber wenn Katastrophen kommen, die fest aufzutreten zwingen, dann fehlt auf einmal überall der Boden unter den Füßen. β

La Société pour la protection des paysages de France. Der dem preußischen Abgeordnetenhause vorliegende Entwurf eines Gesetzes gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden, das die Aufstellung von Reklameschildern und sonstigen Aufschriften und Abbildungen außerhalb geschlossener Ortschaften verhindern soll, soweit das Landschaftsbild verunziert wird, giebt uns Gelegenheit, auf eine Vereinigung in Frankreich hinzuweisen, die weit ausgedehnter denselben Zweck verfolgt: es ist die in der Überschrift genannte Gesellschaft zum Schutze der Landschaften Frankreichs. Sie ist im vorigen Jahr entstanden und hat Satzungen herausgegeben, die auch bei uns in Deutschland Beachtung verdienen und zur Nachahmung anregen. Im ersten Artikel wird zunächst der allgemeine Zweck der Gesellschaft angegeben: nämlich die Ansicht zu verbreiten, daß alle Naturschönheit im Zusammenhang und im einzelnen ein Bestandteil des öffentlichen Wohls sei, der für die Ehre und den Reichtum des Landes ebenso notwendig sei, wie für dessen Annehmlichkeit. Die Gesellschaft hat sodann die besondern Zwecke: 1. die Landschaften davor zu schützen, daß sie durch Geschäfts- und andre Reklamen, überhaupt durch jeden Mißbrauch mit dem Ankleben von Zetteln verunstaltet werden; 2. zu verhindern, daß die Naturschönheiten durch die Spekulation und durch Bauwerke, die man ohne jede Rücksicht auf den Anblick der Gegend errichtet, entwürdigt und zerstört werden; 3. die Kenntnis der Naturschönheiten des Landes zu fördern und jeden Akt der Zerstörungswut (vandalisme), der gegen die Schönheit der Landschaft gerichtet ist, an die Öffentlichkeit zu bringen.

Im zweiten Artikel werden die Hilfsmittel der Gesellschaft genannt, die geeignet sind, die Landschaft für immer wirksam zu schützen. Dahin gehören: 1. die Veröffentlichung eines Verzeichnisses, das die unmittelbar bedrohten Hauptpunkte der Landschaften angiebt; sodann vollständigere Bezirksverzeichnisse, die auch über die noch nicht verunstalteten Landschaften berichten sollen, deren Schutz aber für die Zukunft nötig wird; 2. das Studium der Gesetze und der Verwaltungsvorschriften, die geeignet sind, die Naturschönheiten zu gefährden, ebenso die Prüfung der Gesetzentwürfe zu deren Schutz; 3. eine Zeitschrift, die wertvolle Artikel enthalten soll, Nachrichten der Mitglieder und Berichte der Abgeordneten über den Stand der schwebenden Fragen vom ästhetischen, polizeilichen und juristischen Standpunkt; ferner das Ergebnis der Erhebungen in den bedrohten Gegenden, die Liste neuer Mitglieder und ähnliches; 4. Rundschreiben an die Naturfreunde; Mitteilungen in der heimatlichen und der Pariser Presse; Schritte bei den Eigentümern und Behörden, Ausflüge, Dienstreisen zur Belehrung von Gemeinden, die dem Naturschutz gleichgiltig oder feindlich gegenüberstehn; schließlich Unterstützung durch die Mittel der Gesellschaft und durch Beiträge der Mitglieder, sowie durch Wohlthätigkeitsausstellungen und ähnliche Feste; 5. ein inniges Einvernehmen und Zusammenwirken mit den Gesellschaften, die ein mehr oder weniger verwandtes Ziel verfolgen, wie der Alpenklup, der Touringklub, die Gesellschaft des Amis des Arbres, die Vereinigung der Denkmalsfreunde, die geographischen und ethnographischen Gesellschaften, die Vereine für Volkskunst, für Geschichts- und Altertumskunde, die Künstlerkreise usw.; 6. von Zeit zu Zeit Ausstellungen von Kunstwerken und Photographien, die die Landschaften, Baumgruppen, Felspartien wiedergeben, die es zu schützen gilt; 7. photographische Ansichten und andre Bilder für die Schulen, und zwar möglichst aus der Heimat selbst, um die Kinder für die tägliche Schönheit dieser empfänglich zu machen, anstatt ihnen Sehnsucht nach andern Gegenden einzuflößen, die sie doch niemals sehen werden. Ferner andre vergleichende Studienbilder für die Schulen der Architekten und Ingenieure, um zu zeigen, daß ein Bauwerk niemals die Natur zu verunzieren braucht; im Gegensatz dazu Bilder von Bauten, durch die die bewundrungswürdigen Naturschönheiten ohne Not roh zerstört worden sind.

Der dritte Artikel handelt von den verschiednen Arten der Mitglieder: es giebt einfach zahlende (adhérents), ferner solche, die einer Gesellschaft angehören,

membres sociétaires, und schenkende, membres donateurs. Die ordentlichen Mitglieder zahlen jährlich drei Franken, die Gesellschaftsmitglieder zehn Franken, die Schenker müssen einen Gesamtbetrag von wenigstens 200 Franken einzahlen. Jedes zahlende Mitglied erhält die Zeitschrift unentgeltlich. Eine Ablösung der einzelnen Jahresbeiträge durch eine einmalige Einzahlung von 100 Franken verleiht die Mitgliedschaft auf Lebenszeit.

Die folgenden Artikel regeln die Verwaltung und den Betrieb der Gesellschaft; sie wird von einem leitenden Ausschusse verwaltet, der aus den Mitgliedern des Vorstandes und 45 weitern Mitgliedern besteht. Von diesen werden zwei Drittel von den Künstlern, Kritikern, Schriftstellern, ein Drittel von den Vorsitzenden der befreundeten Klubs und Vereine gewählt. Außerdem sollen Männer in den Ausschuß berufen werden, deren sachverständiges Urteil für die Gesellschaft von Nutzen ist: z. B. Staatsräte, Anwälte, Ärzte, Eisenbahnbeamte, Ingenieure, Oberforstmeister, Wegebaumeister usw. Alljährlich scheidet ein Drittel der Mitglieder des Ausschusses aus, aber die ausscheidenden können wiedergewählt werden; auch ist der Ausschuß ermächtigt, sich selbst bei der Erledigung einer Stelle durch Wahl zu ergänzen, was aber die Hauptversammlung genehmigen muß. Innerhalb des Ausschusses wird ein Vorstand gewählt, der aus einem Vorsitzenden, zwei oder drei Stellvertretern, einem Schatzmeister, einem Haupt- und zwei oder drei andern Schriftführern besteht. Ferner bezeichnet der Ausschuß, dessen Mitglieder dauernd in Paris wohnen, eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten (délégués), die mit der Einrichtung und Leitung der Gesellschaft in den Provinzen betraut werden, und zwar werden diese aus den Bewohnern der Landesteile gewählt, deren Gegend und Sitten sie genau kennen. Diese Abgeordneten können sich aus ihrer Heimat noch ein andres Mitglied zuordnen, das ihnen bei der Verbreitung der Ziele der Gesellschaft behilflich sein und dieser neue Mitglieder zuführen soll. Schließlich sollen die Abgeordneten dem Ausschuß Berichte einsenden, wenn sie es für nötig halten, und der Vorsitzende sie dazu auffordert. Zur Zeit ihres Aufenthalts (passage) in Paris können sie an den Sitzungen des Ausschusses teilnehmen; dieser versammelt sich in jedem Monat, und so oft er von dem Vorsitzenden oder einem bevollmächtigten Vorstandsmitgliede zusammenberufen wird.

Alljährlich findet eine allgemeine Versammlung der Mitglieder der Gesellschaft statt; sie wird von dem Vorstand einberufen, der zugleich die Tagesordnung aufstellt und über die Geschäftsführung und die Vermögenslage berichtet. Die Versammlung prüft die Rechnungen des abgeschlossenen Rechnungsjahrs, genehmigt die Vorschläge des folgenden, beschließt über die Fragen der Tagesordnung und bestätigt die etwaigen Ergänzungswahlen des Ausschusses. Außerdem wird den Mitgliedern der Jahresbericht überreicht.

Die folgenden Artikel treffen dann weitere Bestimmungen über den Reservefonds, über die Änderung der Satzungen und über die innere Anordnung (règlement intérieur) der Verwaltung; sie kommen für uns nicht in Betracht. Dagegen lohnt es sich, noch einen Blick auf die Liste der Ausschußmitglieder zu werfen, deren Namen und Stellung den Satzungen voraufgestellt worden sind. Vorsitzender ist Sully Prudhomme von der Akademie; stellvertretende Vorsitzende sind Frédéric Mistral, André Theuriet, ebenfalls von der Akademie, und Gustave Larroumet, ständiger Sekretär der Akademie der schönen Künste; Hauptschriftführer ist der Schriftsteller Robert de Souza*) und Schatzmeister Wehrlé, Beamter der Nationalbank. Zum Ausschuß gehören ferner noch drei Mitglieder der französischen Akademie, acht Maler und Bildhauer, mehrere Architekten, sieben Schriftsteller, mehrere Museumsdirektoren, Staatsräte in hohen Stellungen, mehrere Vorsitzende der schon genannten Klubs, Oberforstmeister, Wegebaumeister (ingénieurs en chef des Ponts

*) R. de Souza wohnt in Paris 23, avenue du Bois de Boulogne und erteilt Auskunft über die Gesellschaft, versendet auch die Satzungen.

et Chaussées), ein Professor von der Akademie der Arzneikunde, Advokaten u. a. hervorragende Männer der Wissenschaft. Man sieht daraus, daß es den Franzosen, die auch schon längst ein Denkmalschutzgesetz haben, mit dem Naturschutz ernst ist; die Satzungen sind so weitgreifend und umfassend, daß sie auch für deutsche Verhältnisse in jeder Beziehung als Muster für einen Heimatschutzverein gelten können, der den Zweck hat, die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Schönheit ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen. Seit vielen Jahren zwar arbeitet der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine an den Entwürfen zu einem allgemeinen Denkmalschutzgesetz; aber es ist bis jetzt noch nichts annehmbares zustande gekommen, weil man mit zuviel Einzelregierungen zu thun hat, die teilweise schon Sonderbestimmungen darüber getroffen haben, zum Teil wenigstens mit der Verzeichnung der Kunst- und Baudenkmäler beschäftigt sind. Wenn also schon auf diesem Gebiete vieles zu wünschen übrig bleibt, so ist für den Naturschutz noch weniger Hoffnung, in absehbarer Zeit eine einheitliche und eindringliche Gesetzgebung zu erzielen. Frankreich hat mit der Gründung dieser Gesellschaft gewissermaßen den Weg der Selbsthilfe betreten, seine Landschaften gegen die immer weiter um sich greifende Verunstaltung zu schützen, und wird sicherlich damit Erfolg haben, wenn die Satzungen streng befolgt werden. In Deutschland dagegen ruft man die Polizei an, die Schutz gegen den Frevel gewähren soll. Das ist viel bequemer und einfacher; ob aber der Erfolg ebenso sein wird, wie jenseits der Vogesen, bleibt abzuwarten. Der vorliegende preußische Entwurf beschäftigt sich ausschließlich mit den Reklameschildern, deren Aufstellung außerhalb geschlossener Ortschaften in besonders schönen Gegenden verboten werden kann. Alles andre, was die Schönheit der Landschaft verunstalten kann, wird nicht berührt.

Hier gäbe es für einen allgemeinen deutschen Natur- und Heimatschutzverein noch ein reiches Arbeitsfeld. Was ein solcher Verein auf nationalem Gebiete leisten kann, sehen wir am besten an dem Allgemeinen deutschen Sprachverein, der sich mit seinen Verzweigungen über ganz Deutschland erstreckt, in den höchsten Beamtenkreisen Mitglieder hat und schon bedeutende Erfolge aufweisen kann. Das Gefühl für Heimatkunde, Heimatkunst und deutsches Volkstum regt sich überall, und es bedarf vielleicht nur eines Anstoßes von berufner Seite dazu, auch auf diesem Gebiete ähnliche Leistungen hervorzubringen wie auf dem Sprachgebiete.

Schlieben R. Krieg

Anodyn. Ein Leser schreibt uns: Vielleicht interessiert es die Leser der Grenzboten in Hinblick auf den Artikel: Incidit in Scyllam in Nr. 25, zu hören, daß auch in der Diplomatensprache „anodyn" in dem an jener Stelle gebrauchten Sinne verwandt wird. Fürst Bismarck sagt in den Gedanken und Erinnerungen (I, 314) von der Militärkonvention, die aus Anlaß des polnischen Aufstandes 1863 zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen wurde, u. a.: „Ein Abkommen militärisch-politischer Natur, welches Rußland mit dem germanischen Gegner des Panslawismus gegen den polnischen »Bruderstamm« schloß, war ein entscheidender Schlag auf die Aussichten der polonisierenden Partei am russischen Hofe; und in diesem Sinne hat das militärisch ziemlich anodyne Abkommen seinen Zweck reichlich erfüllt."

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Der Tag der Zukunft



Der Tag der Zukunft ist der Tag, an dem wir uns selbst gehören. Wir sind nicht mehr Sklaven unserer Vergangenheit, unserer Fehler, unserer Ängste. Wir sind frei. Frei, unser Leben zu gestalten, wie wir es wollen. Frei, unsere Träume zu verwirklichen. Frei, zu lieben, wen wir lieben wollen. Frei, zu sein, wer wir sein wollen. Der Tag der Zukunft ist der Tag, an dem wir uns selbst gehören. Wir sind nicht mehr Sklaven unserer Vergangenheit, unserer Fehler, unserer Ängste. Wir sind frei. Frei, unser Leben zu gestalten, wie wir es wollen. Frei, unsere Träume zu verwirklichen. Frei, zu lieben, wen wir lieben wollen. Frei, zu sein, wer wir sein wollen. Der Tag der Zukunft ist der Tag, an dem wir uns selbst gehören. Wir sind nicht mehr Sklaven unserer Vergangenheit, unserer Fehler, unserer Ängste. Wir sind frei. Frei, unser Leben zu gestalten, wie wir es wollen. Frei, unsere Träume zu verwirklichen. Frei, zu lieben, wen wir lieben wollen. Frei, zu sein, wer wir sein wollen.

Nur ein durch den ungesunden Parteigeist auch in persönlich gut patriotischen Reichstagsmitgliedern erzeugter böser Wille könnte das endgiltige Scheitern der Vorlage herbeiführen. Um so beschämender ist es, daß man trotzdem die Aussichten des Tarifs immer noch als ungünstig betrachten muß.

Guten Willen von den Sozialdemokraten zu erwarten, ist natürlich von vornherein ausgeschlossen. Die agitatorische Parteitaktik und Parteilüge ist hier alles. Aber ihre Stimmenzahl allein ist weder in der Kommission noch im Plenum eine wirkliche Gefahr für das Zustandekommen des Tarifs, nur durch eine regelrechte, bis zum äußersten getriebne Obstruktion würden sie ernsthaft gefährlich werden. Daß sie zu diesem Mittel greifen werden, sobald sie Erfolg für sich davon erwarten könnten, kann nicht bezweifelt werden. Aber sie sind zu kluge Taktiker, als daß sie sich leichtfertig eine Blamage zuzögen, und sie kennen die Voraussetzungen, unter denen die Obstruktion allein zum Siege führen kann, sehr gut. Ein gewisser moralischer Rechtstitel, an den die große Masse auch über die eigne Partei hinaus glaubt, gehört besonders dazu. Die Obstruenten müssen „ins Recht gesetzt" sein oder scheinen. Die Wiener „Zeit" brachte darüber vor etwa einem Vierteljahr einen Artikel, der zwar im Einzelnen und im Ganzen manches irrtümliche und doktrinäre enthielt, doch auf richtiges hinwies, indem er behauptete, zur Obstruktion gehöre „Moral." Wenn in der Politik so oft das Unrecht siege, sagte er, so doch nur dann, wenn das Unrecht die Macht, im parlamentarischen Leben die Majorität, auf seiner Seite habe und mißbrauche. Die Obstruktion sei aber nicht die Waffe der Majorität, sondern der Minorität. Und die Minorität sei zumeist nicht einmal stark genug, das Recht durchzusetzen, geschweige denn das Unrecht zu erzwingen. Sie könne nur dann ausnahmsweise siegen, wenn ihre Kraft, durch die moralische Gewalt ihrer Bestrebungen gestärkt, die der Majorität aber durch das Unmoralische ihres Thuns geschwächt werde, also praktisch nur, wenn die Majorität einen Rechtsbruch, und zwar nicht einen kleinen, der bloß die Juristen errege, sondern einen großen Rechtsbruch, der jeden guten Bürger in Wallung bringe, an der Minorität begehe.

Das Wahre, was darin liegt, wird der Leser selbst herausfinden. Bis jetzt kann von ernsthafter Obstruktion der Sozialdemokratie in der Zolltarifsache kaum geredet werden. Ihre aussichtslosen Anträge auf Zollfreiheit und die langen Reden darüber haben wohl nicht mehr zur Verschleppung der Beratungen beigetragen, als die Anträge der Agrarier auf Zollverschärfungen, die die Regierung als unannehmbar erklärt hatte, die aber trotzdem von der Mehrheit angenommen worden sind. Es ist klar, daß dadurch das Zustandekommen des Tarifs mehr gefährdet worden ist, als durch die bisherige „Taktik" der Sozialdemokraten. Auch das Plenum wird die sozialdemokratischen Obstruktionsgelüste zu ersticken vermögen. Nur hüte man sich, sie ins Recht zu setzen, wozu durchaus nicht ein schwerer „Rechtsbruch" im staatsrechtlichen Sinne nötig wäre, sondern schon ein eklatanter Erfolg politischer Ungerechtigkeit ausreichen würde, den die rücksichtslose Herrschsucht der Parlamentsmehrheit erzwänge.

Auch die Stimmenzahl der Parteien, die sich freisinnig nennen, ist zu klein, als daß sie, auch mit den sozialdemokratischen Stimmen zusammen, das

Zustandekommen des Tarifs verhindern könnte, wenn die übrigen Parteien über seine Verabschiedung einig wären. Aber ungeheuer schwer würde das Verhalten der freisinnigen Reichstagsfraktionen und ihrer ansehnlichen Hintermännerschaft für die Obstruktion ins Gewicht fallen. Wir denken dabei hauptsächlich an den Handelsvertragsverein, dessen Bildung wir als berechtigt, auch in Rücksicht auf die salus publica, anerkannt haben, dessen wirtschaftspolitisches Verständnis und dessen patriotische Gesinnung anzuzweifeln für uns bis jetzt kein Grund vorliegt, und dessen zukünftige Bedeutung unsers Erachtens unter Umständen in spätern wirtschaftlichen Kämpfen sehr gut und ersprießlich werden könnte. Im politischen Parteileben von heute gelten moralische Beurteilungen der Taktik nicht als Beleidigungen, und wir glauben deshalb auch niemand zu beleidigen, wenn wir es offen aussprechen, daß sich die Leitung des genannten Vereins in seiner Stellung zum Obstruktionsgedanken einer für uns unbegreiflichen Zweideutigkeit schuldig gemacht hat und namentlich jetzt, wie die Sachen nun einmal liegen, schuldig macht. Daß die Mitglieder des Reichstags und der Tarifkommission, hinter denen der Verein steht, für die im Entwurf durch die Mindestzölle festgelegte Erhöhung der Agrarzölle stimmen sollen, verlangen wir nicht, auch nicht, daß sie den von einer blinden Vorliebe für das Protektionssystem diktierten übertriebnen Erhöhungen der sonstigen Tarifsätze für Agrar- und Industrieerzeugnisse keinen Widerstand leisten. Dadurch wird das Zustandekommen des Tarifs nicht verhindert, wohl aber können dadurch manche Fehler aus ihm ausgemerzt werden. Dagegen muß man bei dem heutigen Stande der Dinge von dem Handelsvertragsverein verlangen, daß er ehrlich und ausschließlich die salus publica ins Auge faßt und unter Berücksichtigung der gesamten politischen und wirtschaftspolitischen, auch der Parteiverhältnisse im Inland wie im Ausland den in den oben erwähnten Erklärungen festgelegten Standpunkt der verbündeten Regierungen reiflich in Erwägung zieht und sich schlüssig darüber macht, ob für ihn ein tolerare posse möglich oder der rücksichtslose Kampf gegen diesen Standpunkt der Regierung auf dem Wege der Obstruktion im Bunde mit der Sozialdemokratie geboten sei. Ein Drittes giebt es heute für den Verein nicht. Wenn aber die politischen Qualitäten, die wir bisher dem Verein und seinem frühern Führer zutrauen zu dürfen glaubten, ihm noch eigen sind, so kann seine ehrliche Entscheidung nur im Sinne des tolerare posse und gegen die Obstruktion fallen.

Daß die Erklärungen der Regierungen unabänderlich sind, steht für uns fest. Es ist das auch die Voraussetzung, unter der wir die Entscheidung des Handelsvertragsvereins für das tolerare posse für die einzig mögliche, weil einzig vernünftige und patriotische Entscheidung halten. Wir wissen sehr wohl, daß die Überzeugung von der Unabänderlichkeit des Standpunkts der Regierung von den Parteien nicht durchweg geteilt wird. Die Sozialdemokratie höhnt natürlich darüber, weil sie nichts mehr wünscht, als daß die verbündeten Regierungen dem agrarischen Zwang nachgeben und ihrem so oft und mit solchem auffälligen Nachdruck betonten Standpunkt untreu werden möchten; sie hoffen, damit den bisher fehlenden casus obstructionis zu erhalten. Wenn auch im Handelsvertragsverein gegen die Festigkeit des Regierungsstandpunkts noch immer ein gewisses Mißtrauen herrschen sollte, so wäre das wohl daraus

zu erklären, daß fast die gesamte Rechte des Reichstags, Zentrum und Konservative, unausgesetzt dieses Mißtrauen als berechtigt hinstellen. Aber dieses Mißtrauen kann bei der Entscheidung, die wir vom Handelsvertragsverein verlangen, eigentlich gar nicht ins Gewicht fallen. Die Entscheidung ist ja nur unter jener Voraussetzung zu treffen. Aber den bestimmten Erklärungen der Regierungen gegenüber muß die Zweideutigkeit des Handelsvertragsvereins Mißtrauen gegen ihn und seine gegenwärtige Führung wachrufen, und dieses Mißtrauen kommt natürlich niemand mehr zu statten als den agrarischen Ultras.

An die Adresse des Handelsvertragsvereins ist ein kürzlich in Conrads Jahrbüchern erschienener Artikel hauptsächlich und mit Recht gerichtet, dem die Tagespresse offiziösen Ursprung zugeschrieben hat. Manche Wunderlichkeiten des Inhalts deuten darauf hin. In der Hauptsache können wir ihn aber den Adressaten nur dringend zur Beherzigung empfehlen, denn er weist in der That überzeugend und durchaus sachlich nach, daß das Nichtzustandekommen des neuen Tarifs gerade der von den verbündeten Regierungen erstrebten Kontinuität unsrer Handelsvertragspolitik sehr nachteilig werden würde. Der Verfasser zieht für den Fall des Scheiterns der Tarifvorlage zuerst den Gedanken einer Erneuerung der alten Handelsverträge, wie sie sind, auf längere Zeit in Betracht. Daß die Politiker des Handelsvertragsvereins diesen Ausweg als Utopie erkennen müssen, wenn sie die Partei- und sonstigen Verhältnisse bei uns und im Ausland erwägen, unterliegt gar keinem Zweifel. Wollte der Verein seine Unterstützung einer sozialdemokratischen Obstruktion durch den Hinweis auf ihn zu rechtfertigen versuchen, so wäre das ein chikanöser Vorwand, der ihm das Vertrauen jeder ihrer Verantwortung bewußten Regierung in jeder politischen Frage entziehn müßte. Zu zweit ist in dem Artikel der Gedanke der einfachen Unterlassung der Kündigung der bestehenden Handelsverträge erwähnt. Daß man dazu unter Umständen für ein oder zwei Jahre als Notbehelf wird greifen müssen, ist gewiß nicht ganz von der Hand zu weisen. Aber der dadurch geschaffne Zustand wäre, wenn er länger dauerte, doch gerade das Gegenteil von dem, was der Handelsvertragsverein so dringend von unsrer Zollpolitik verlangt, das Gegenteil von langfristigen Handelsverträgen. Die Unsicherheit würde ganz unerträglich sein. Etwas mehr Sinn hätte scheinbar das Verlangen, daß die Verhandlungen über neue Handelsverträge auf der Grundlage des alten autonomen Tarifs geführt, und die Verträge daraufhin abgeschlossen werden sollten. Wir haben die Notwendigkeit einer gründlichen Revision unsers alten Tarifschemas, das in der Hauptsache Verhältnissen entspricht, die über achtzig Jahre zurückliegen, schon früher in den Grenzboten ausführlicher nachgewiesen, und zwar in voller Übereinstimmung mit den Schriften des Handelsvertragsvereins. Die Vorteile, die der neue Tarif bei den Vertragsverhandlungen unsrer Unterhändler zum Zweck der Erlangung günstigerer Bedingungen für unsre Ausfuhr bietet, sind so klar, daß sich die kaufmännisch versierten Intelligenzen des Vereins ihm ganz gewiß am wenigsten verschließen. Die vielleicht zu große Spezialisierung, und daß die Herren Konzipienten des neuen Tarifs den frommen Wunsch gehabt haben mögen, sie zu übertriebner Schutzzöllnerei auszunützen, kann daran nichts

ändern. Ganz unbegreiflich ist es uns auch schon früher erschienen, daß der Handelsvertragsverein der Regierung grundsätzlich die von ihr für die Verhandlungen als unerläßlich erkannten ausgiebigern Kompensationsobjekte und Druckmittel im neuen Tarif verweigern könnte. Wie der Artikel andeutet, soll der Abgeordnete Gothein, der jetzt für den leitenden Politiker des Vereins gilt, erklärt haben, daß er eine solche Verweigerung nicht wolle. Aber dann soll er auch danach handeln, was er allem Anschein nach nicht zu thun für nötig hält. Die fast schablonenhaft fortgesetzten Anträge auf Herabsetzung der neuen Zollsätze auf das Maß der alten sind in ihrer Tendenz den Anträgen der Sozialdemokratie auf Zollfreiheit bedenklich ähnlich. Vielleicht in der Mehrzahl der industriellen Zollpositionen enthält der alte autonome Tarif gar keine höhern Sätze als der alte Vertragstarif, und diese Positionen sind noch dazu vielfach Sammelpositionen. Da ist doch eine Verschärfung des neuen Verhandlungstarifs angesichts der unbestreitbaren, wenn auch sehr zu beklagenden Zunahme der hochschutzzöllnerischen Tarifpolitik im Auslande gerade im Interesse einer liberalern Gestaltung unsrer Handelsbeziehungen zum Auslande nur vernünftig und nötig. Der Handelsvertragsverein würde sich durch eine chikanöse Behandlung auch dieser Frage nicht nur der Regierung gegenüber, sondern auch allen besonnenen liberalen Handelspolitikern gegenüber arg ins Unrecht setzen. Freilich hat in der Abmessung der neuen Zollsätze von vornherein die Absicht einer starken und durchgängigen Erhöhung auch der industriellen Schutzzölle unstreitig eine verhängnisvolle Rolle gespielt, und vollends muß den von der Kommissionsmehrheit beschlossenen weitern Erhöhungen der Charakter von Kompensationsobjekten vielfach abgesprochen werden. Da muß ausgebessert werden, was noch auszubessern ist. Aber das könnte die grundsätzliche und chikanöse Opposition gegen ausgiebige Kompensationszölle niemals entschuldigen.

Zuletzt bespricht der Artikel in Conrads Jahrbüchern sehr ausführlich den Gedanken von Verhandlungen über neue Handelsverträge auf Grund des noch nicht zum Gesetz gewordnen Tarifentwurfs. Uns erscheint dieser Gedanke nur als eine unfruchtbare Folge der Verranntheit der ganzen Lage. Es wird sich wohl so leicht kein Geheimer oder andrer Rat in Deutschland, der im diplomatischen Dienst erfahren ist, zum Unterhändler auf dieser in der Luft schwebenden „Basis“ hergeben. Die Ausländer würden uns einfach auslachen, wenn wir daraufhin wirklich Verträge abschließen wollten, die doch in allen Punkten von den Zufälligkeiten der parlamentarischen Parteitreibereien abhingen. Die leitenden Handelspolitiker und Diplomaten auch im Auslande wissen doch längst, wie es bei uns damit aussieht. Die klägliche Zerfahrenheit unsers parlamentarischen Wesens wird auf alle Fälle unsern Unterhändlern die Position den Ausländern gegenüber ungünstiger machen, vollends aber würde diese Wirkung eintreten, wenn der ganze Tarifentwurf unter den Tisch fiele. Das sollte der Handelsvertragsverein denn doch auch, und nicht zuletzt bedenken, ehe er sich entschließt, im Bunde mit den Sozialdemokraten — nicht etwa der Schutzzöllnerei unter den Regierungsleuten — sondern der Regierung als solcher, der deutschen Reichspolitik in ihrer Stellung zum Ausland eine Niederlage zu bereiten, die unter allen Umständen eine Krisis von gar nicht abzusehenden Folgen herbeiführen

müßte. Daß Stimmen aus dem Zentralverband deutscher Industrieller neuerdings der Regierung dazu raten, vor Verabschiedung eines neuen Tarifs Handelsverträge zu vereinbaren und sie dann dem Reichstage zur Annahme oder Ablehnung en bloc mit der Devise „Friß Vogel oder stirb!" vorzulegen, sollte den Handelsvertragsverein doch ernstlich warnen, diese Brücke zu betreten. Die Ablehnung en bloc wäre dann mehr als wahrscheinlich. Und was dann? Das „Kartell der Linken," von dem man spricht, würde der Regierung unter keinen Umständen eine Mehrheit bieten, nicht einmal, wenn es sie der Zahl nach erlangen könnte, auf die die Regierung sich zur Anbahnung einer liberalern Zollpolitik stützen könnte. Daß vorbereitende Verhandlungen zwischen der deutschen Regierung und dem Auslande schon jetzt stattfinden, ist selbstverständlich. Von ihnen ist hier nicht die Rede, sondern nur von Verhandlungen zum Zweck der Vereinbarung von Handelsverträgen vor der Verabschiedung eines Zolltarifs.

Unverständlich ist es uns freilich, wie sich der Verfasser des Artikels in Conrads Jahrbüchern darüber folgendermaßen auslassen konnte. Oder ist das etwa eine besondre Feinheit? Gelange der Entwurf nicht zur Annahme — schreibt er —, sei es, daß der Reichstag ihn ablehnte, sei es, daß die Zersplitterung und die Dauer der Beratungen in der Kommission und im Plenum des Reichstags sie in ungemessene Ferne hinausrücke, so würde man darin im Ausland „einen Erfolg der amtlichen Politik zu erblicken nur vereinzelt geneigt sein."(!) Viel eher sei zu befürchten, daß aus diesem Ausgange der Schluß gezogen werden würde, „die Träger und Organe der Politik des Reichs befänden sich nicht im genügenden Einklang mit der Mehrheit der Volksvertretung oder hätten eine zuverlässige Mehrheit, wie sie für praktische Erfolge der Politik in der Regel dringend erwünscht ist, überhaupt nicht hinter sich." Wie konnte man den Lesern von Conrads Jahrbüchern mit so etwas kommen! Sollte die Politik des Fortwurstelns mit dem obligaten Sand in die Augen nach unten und oben und nach links und rechts schon soweit gediehen sein, daß man die Fiktion aufrecht erhalten wollte und aufrecht erhalten zu können glaubte, die Mehrheit der Volksvertretung befände sich in genügendem Einklange mit den Trägern und Organen der Politik des Reichs? Das glaubt heute doch kein Mensch mehr, wo die Misere der Zolltariffrage zum Himmel schreit. Unzweideutig und unausgesetzt müssen Volksvertreter und Volk über die Unhaltbarkeit, Unerträglichkeit und Gefährlichkeit unsrer parlamentarischen Parteiverhältnisse belehrt werden, gerade wegen dieser Misere. Man könnte fast glauben, der Verfasser hätte ironisch werden wollen. Seine wohlgedrechselten Sätze wären zum Lachen, wenn die Sache nicht zum Weinen wäre.

Wer die vier Spezies im Rechenbuche absolviert hat, muß sich sagen, daß die Gefahr für den Zolltarif vor allem in der Hartnäckigkeit liegt, mit der die konservativen Parteien und das Zentrum immer noch ihre längst unsachlich gewordne Opposition gegen den Standpunkt der verbündeten Regierungen fortsetzen. Stünden sie treu zur Regierung, so wäre die Opposition links machtlos, auch der von ihr ersehnte casus obstructionis wäre dann ausgeschlossen, und die Obstruktion selbst würde, wenn sie versucht werden sollte, für ihre Anstifter nur mit einer Blamage enden. Dagegen verlangen die

Agrarier, die die Rechte beherrschen, immer noch, daß sich die verbündeten Regierungen in einer in der parlamentarischen Geschichte des Deutschen Reichs unerhörten Weise vor ihrer Herrschsucht demütigen sollen. Denn nur wer die Unwahrheit sagen will, könnte einen von der Rechten erzwungnen Widerruf der von den berufnen Organen namens der verbündeten Regierungen in so scharfer Form und wiederholt abgegebnen Unannehmbarkeitserklärungen anders bezeichnen. Man vergegenwärtige sich doch endlich einmal die Folgen, die das Gelingen dieser Machtprobe eines parteikonservativen Parlamentarismus haben müßte. Auch wenn es gelänge, bei dem schärfsten und sogar bei skrupellosem Eingreifen der Organe der zur Unterwerfung gezwungnen Regierung bei den neuen Reichstagswahlen eine mächtige agrarkonservative Majorität zu schaffen, so würde damit die Krisis nicht beendet sein, sondern in zerrüttendster Form erst beginnen. Die Obstruktion würde dann gleichsam in Permanenz erklärt und zugleich aussichtsvoll werden. Von einer stetigen, im rechten Sinne konservativen Weiterentwicklung unsers innerpolitischen Lebens könnte gar keine Rede sein. Ein schroffer Umschlag würde natürlich nicht ausbleiben. Und alles dies sollten die guten Patrioten und getreuen Monarchisten in der konservativen Partei und im Zentrum leichtherzig auf ihre Verantwortung nehmen wollen, um vor den Wählermassen draußen auf dem Lande ihr Prestige zu wahren? Denn sachliche Gründe, wie die Abwendung des sonst sichern Ruins der Landwirtschaft, des Bauernstands usw., können unmöglich mehr für die Hartnäckigkeit der agrarischen Opposition geltend gemacht werden, nachdem die verbündeten Regierungen bis auf eine so kleine Differenz den Forderungen entgegengekommen sind. Wir können an eine solche Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit der Agrarier im Reichstag immer noch nicht glauben.

Aber um so dringender ist auch zu wünschen, daß die im Handelsvertragsverein dominierenden Elemente durch ihre zweideutige Taktik, ihr Kokettieren mit den sozialdemokratischen Obstruktionsgelüsten nicht jetzt noch weiter, wie wir schon sagten, den agrarischen Ultras willkommnes Wasser auf die Mühle leiten, der Regierung das Behaupten ihrer Stellung erschweren. Die Fehler des Zolltarifs sind kein Grund, ihn ganz unter den Tisch zu werfen, ganz abgesehen von der Verwerflichkeit der Obstruktion vom Standpunkt der konstitutionellen Verfassung, die Conrad kürzlich den Herren vom Verein so nachdrücklich zu Gemüte geführt hat.

In Schmollers Jahrbuch, im zweiten Heft des laufenden Jahrgangs, ist ein Aufsatz von Dr. Hjalmar Schacht erschienen: „Inhalt und Kritik des Zolltarifentwurfs vom Standpunkte der deutschen Industrie," worin die Fehler des Entwurfs meist zutreffend sehr scharf gerügt werden. Wir haben wiederholt auf die verkehrte Industrieschutzzöllnerei des Entwurfs hingewiesen und bedauert, daß der Handelsvertragsverein seine sachlichen Angriffe weniger gegen sie, wo er mit größerm Sachverständnis sein Urteil in die Wagschale hatte werfen können, als gegen den Agrarierschutz gerichtet hat. Er ist eben gerade für die Industrieschutzzöllnerei viel zu spät aufgestanden. Die Herren haben sich schwerer Unterlassungssünden zu zeihen. Fast die gesamte deutsche Industrie, auch die der Fertigfabrikate, fanden sie im Banne strammer schutz-

zöllnerischer Organisationen vor, als sie sich erst zu organisieren anfingen. Sie haben der Regierung nicht die geringste Hilfe geleistet. Hätten unsre Geheimräte noch zehnmal mehr Industrielle befragt, der Bundesrat hätte doch immer den Gesamteindruck von ihren Wünschen erhalten: Nur höhere Schutzzollmauern! Der industriellen Zollerhöhungen im Verhandlungstarif wegen sollte deshalb am wenigsten der Verein den Entwurf zu Falle gebracht zu sehen wünschen. Die Verhandlungstarifsätze können durch die Verträge herabgesetzt werden, und dabei der Regierung mit praktischen, sachlichen, staatsmännischen Argumenten und Ratschlägen gegenüber den rührigen, wohleingerichteten schutzzöllnerischen Beratern an die Hand zu gehn, sollte er jetzt für seine Hauptaufgabe betrachten, nicht aber sich jeden Einfluß durch Kokettieren mit den Obstruktionisten verderben.

Wir geben Schmoller Recht, wenn er in einer Nachschrift zu dem Schachtschen Aufsatz die Hoffnung ausdrückt, „daß der Tarif trotz seiner Fehler in den Händen einer geschickten Diplomatie immer noch genügende Chancen für Verhandlungen mit dem Auslande biete." Es wäre nur sehr zu wünschen, daß, wie wir schon vor Jahr und Tag einmal verlangt haben, unsre nationalökonomischen Autoritäten nicht nur ihre schriftstellernden Schüler zur eingehenden und unbefangnen Besprechung des Zolltarifs veranlaßten, sondern sich selbst mit ihrem ganzen Gewicht und Namen dieser Aufgabe unterzögen. Die große Masse mehr oder minder einseitig gehaltner Vereinsvorträge von Professoren, die dann in Broschürenform den Büchermarkt überschwemmten, haben bisher zur Klärung der parlamentarischen Lage des Tarifs auch nicht das geringste beigetragen. Die Misere der Lage gereicht den derzeitigen Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft nicht gerade zum Ruhm. Möchte auch von dieser Seite der Vernunft und der Wahrheit noch in der letzten Stunde einiger Succurs kommen. Die Lage ist doch wirklich ernst genug.

# Italien und die römische Frage

## 1860 bis 1870

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

So standen die Franzosen wieder in Rom wie vor der Septemberkonvention, und Napoleon hatte aufs neue ein kräftiges Mittel in der Hand, Italien durch Verheißung von Zugeständnissen in der römischen Sache in das Bündnis gegen Deutschland hereinzuziehn. Andrerseits waren freilich die Italiener über die „Mörder von Mentana" aufs höchste erbittert und viel eher geneigt, sich im Falle eines Zusammenstoßes mindestens neutral zu halten. Insofern lief diese

abermalige Beſetzung Roms durch die Franzoſen nicht gegen das deutſche Intereſſe. Daß Deutſchland aber eine Auflöſung der italieniſchen Einheit nicht dulden werde, das wußte man ſo gut in Paris wie in Florenz.

Zugeſtändniſſe an Italien in der römiſchen Sache waren freilich für Napoleon III. ohne Gefahr nur dann möglich, wenn es gelang, die Kurie mit dem „ſubalpiniſchen Räuberkönig“ auszuſöhnen. Er kam deshalb wieder auf einen abſolutiſtiſchen Staatsſtreich zurück, fand aber jetzt dafür in Florenz kein geneigtes Ohr. Er ſchlug im November ſein Lieblingsmittel, einen europäiſchen Kongreß zur Löſung der römiſchen Frage vor, begegnete aber überall offner oder verhüllter Ablehnung. Zugleich gewann an ſeinem Hofe die klerikale Partei immer mehr Boden, und am 5. Dezember gab Rouher im Geſetzgebenden Körper die beſtimmte Erklärung ab, daß die Italiener „niemals“ in Rom einziehn würden. Trotz dieſes ſtolzen jamais wurde über das Bündnis zu Anfang 1868 wieder verhandelt, und die Konvention (Integrität Italiens, Räumung Roms, Bündnis) war nahe am Abſchluß, was Uſedom am 17. April nach Bernhardis Erkundigungen an Bismarck berichtete, aber die Weigerung Pius IX., irgendwelches Zugeſtändnis zu machen, trat wieder dazwiſchen. Sogar Menabrea, der ſich gegen die Angriffe im Parlament glücklich behauptete, war deshalb für die Neutralität Italiens in einem mitteleuropäiſchen Kriege, und Bernhardi konnte am 23. Mai an Moltke ſchreiben, die Sache ſei zu Ende, die Konvention ſei geſcheitert.

Es iſt begreiflich, daß die deutſche Diplomatie das mit großer Befriedigung aufnahm, wie alles, was die gefährlichen Wege Napoleons III. kreuzte. Sie warnte deshalb in Florenz immer wieder vor neuen Unternehmungen gegen Rom und vor Staatsſtreichgelüſten, die beide nur den Klerikalen zu gute gekommen wären, und ſie verfolgte mit Intereſſe die geheimen Vorbereitungen der Aktionspartei zu einer Revolution in Spanien. Denn eben damals hatte ſich Napoleon III. unter dem Einfluſſe der Klerikalen der Königin Iſabella genähert und trug ſich ſogar mit dem Gedanken, die franzöſiſche Beſatzung in Rom durch eine ſpaniſche abzulöſen, um ſowohl den Papſt zu ſchützen, als auch ſelbſt aus dem unbequemen römiſchen Handel herauszukommen. Seit dem Juni 1868 fanden in Italien geheime Werbungen für Spanien auf den populären Namen Preußens ſtatt. Nur deshalb erfuhr auch Bernhardi davon, da ſich Freiſchärler direkt bei ihm meldeten. Seit dem 16. Juli erwartete er den Ausbruch der Revolution, und die Nachricht von der Erhebung, die er am 22. September erhielt, erfüllte ebenſo ihn mit großer Genugthuung, wie das Auswärtige Amt in Berlin, wo man von dieſer „ſpaniſchen Fliege“ eine lähmende Wirkung auf Napoleons III. Politik erwartete. In jedem Falle war für ihn nämlich durch den Sturz Iſabellas, der ihn vollkommen überraſchte, Spanien aus einem Bundesgenoſſen in einen mindeſtens unſichern Nachbar verwandelt, mochte nun dort eine Republik aufkommen oder ein Montpenſier, alſo ein Orleans den Thron beſteigen.

Es blieb ihm ſomit nichts andres übrig, als die Verhandlungen mit Italien wieder aufzunehmen, um zu einer Verſtändigung über Rom zu kommen. Sie wurden zunächſt von den beiden Monarchen perſönlich geführt, und zwar auf

Grund einer Wiederherstellung der Septemberkonvention von 1864 und eines französisch-österreichischen Verteidigungsbündnisses, dem Italien beitreten sollte. Zu Ende Mai 1869 war man einig, und die Vertragsurkunden gingen an die drei Monarchen zur Unterzeichnung; da aber Menabrea im Juli nicht wagte, sie dem Ministerrate vorzulegen, so konnte sie Viktor Emanuel nicht vollziehn. In Berlin war man von diesen Dingen wenigstens soweit unterrichtet, daß man an dem thatsächlichen Bestande des Bündnisses nicht zweifelte, aber man rechnete bestimmt auf das Widerstreben der italienischen Patrioten, namentlich der Aktionspartei. In der That erklärte Mazzini ein Bündnis Italiens mit Frankreich gegen Preußen für ein „Verbrechen," Garibaldi war „unerschütterlich gut preußisch gesinnt," und Francesco Crispi sprach sich gegen jedes Abkommen über Rom aus, weil es die Zukunft gefährde. Bernhardi hat diese Dinge nicht mehr in Florenz erlebt, denn er kehrte im November 1868 nach Deutschland zurück, verfolgte sie aber auch von dort aus vermöge seiner alten Verbindungen aufs genauste. Als er am 10. April 1869 nach Spanien auf einen neuen wichtigen Beobachtungsposten abreiste, wo er nicht der Gesandtschaft unterstellt sein sollte, war man im Auswärtigen Amt vollkommen überzeugt, daß der Bruch bevorstehe.

Unzweifelhaft werden die noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen Bernhardis über seinen spanischen Aufenthalt manchen scharfen Lichtstrahl auf das fallen lassen, was sich dort 1869/70 abspielte, und was die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruch des Krieges von 1870 gab. Aber wir wissen ja jetzt, wie die Thronkandidatur Leopolds von Hohenzollern seit 1869 von Bismarck eifrig gefördert wurde, wie 1870 im März und Juni zwischen Frankreich und Österreich über einen gemeinsamen militärischen Operationsplan wenn nicht für 1870, so doch für 1871 unterhandelt wurde, wie dann Napoleon III. sich dazu drängen ließ, im Juli die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen als Kriegsfall aufzugreifen und seine Diplomatie vorschnell zum Bruche trieb, ehe der Dreibund noch formell abgeschlossen war. Nun bot der Kaiser in Florenz den Abzug seiner Truppen aus Rom und die Rückkehr zur Septemberkonvention an, wenn Italien ein Offensivbündnis mit ihm eingehn wolle. König Viktor Emanuel antwortete am 20. Juli grundsätzlich zustimmend, aber wieder wurde Rom der Stein des Anstoßes. Denn Beusts Vorschlag, Rom jetzt ohne weiteres an Italien zu überlassen, drang in Paris auch jetzt nicht durch, und als ein Telegramm Grammonts in Florenz am 23. Juli nichts weiter bot als eben die Erneuerung der Septemberkonvention, da fiel dort die Entscheidung gegen das französische Bündnis: Italien erklärte nach dem Vorgang Österreichs am 24. Juli seine Neutralität. In der That hätte es die erbitterte Volksstimmung, die gegen „die Mörder von Mentana" tobte, der Regierung sehr schwer gemacht, mit Frankreich zu gehn, und sie wußte, daß für diesen Fall die Aktionspartei einen neuen Angriff auf Rom vorbereite, dem sie aus nationalen Gründen gar nicht entgegentreten konnte, und der dann gelungen wäre, denn am 26. Juli hatte Napoleon III. seinen Truppen den Befehl erteilt, die ewige Stadt zu räumen.

Nichtsdestoweniger hielt Beust den Gedanken fest, den Franzosen indirekt

zu Hilfe zu kommen, indem er mit Italien zuſammen eine Vermittlung anbieten und dabei die Bedingung ſtellen wollte, daß der Norddeutſche Bund den Prager Frieden aufrecht erhalte, alſo auf den Anſchluß Süddeutſchlands verzichte. Da die Ablehnung in dieſem Augenblicke ganz ſicher war, ſo wäre damit der casus belli gefunden geweſen, und die beiden Mächte hätten dann nach Vollendung ihrer Rüſtungen etwa zu Anfang September in den Krieg eingreifen können. Wie ernſt Graf Bismarck dieſe Dinge noch im Auguſt nahm, wie befliſſen er deshalb die Verbindungen mit der italieniſchen Aktionspartei aufrecht erhielt, hat er ſelbſt in den „Gedanken und Erinnerungen“ offen bekannt (I. 103 f., vergl. Buſch, Tagebuchblätter I. 46 f., II. 283 und meine Kritiſchen Studien zu Fürſt Bismarcks Gedanken und Erinnerungen S. 56 f.). Aber die Vorbedingung, an der Italiens Beitritt hing, die Preisgebung Roms, war in Paris nicht durchzuſetzen, nur die Erneuerung der Septemberkonvention wollte man dort zugeſtehn, und ein letzter Verſuch durch den italieniſchen Militärbevollmächtigten Grafen Vimercati, in Metz am 3. Auguſt dem Kaiſer die Preisgabe Roms zu entreißen, mißlang. Am 5. Auguſt kehrte Vimercati ohne jedes Ergebnis nach Florenz zurück, am Abend traf die Depeſche von Weißenburg ein, in der Nacht des 6. das Telegramm von Wörth, das den allertiefſten Eindruck machte. Frankreich, der Sieger von Magenta war geſchlagen, Rom geräumt, Italien durch keine Verpflichtung gebunden, die Bahn endlich frei.

Auch in Rom wußte man, was nun bevorſtand. Als der franzöſiſche Geſandte im Vatikan mitteilte, daß die franzöſiſche Brigade abziehn werde, ſagte ihm der päpſtliche Staatsſekretär Kardinal Antonelli zornig: „Ihr gebt uns dem ſichern Verderben preis, obwohl ihr ſo gut wißt wie wir, daß ſich die Italiener nicht einen Augenblick durch einen Vertrag binden laſſen. Wir haben Unrecht gehabt, auf euern Schutz zu bauen.“

Gewiß, an eine Verſtändigung mit Italien konnte die Kurie am wenigſten damals denken, wo ſoeben am 18. Juli das Dogma von der päpſtlichen Unfehlbarkeit in allen den Glauben oder die Sitten betreffenden Lehren mit Zuſtimmung des Konzils verkündet und damit die abſolute Gewalt des Papſtes über die Kirche begründet worden war. Dieſer Machtvollkommenheit gegenüber hatte der Staat in kirchlichen Angelegenheiten nicht mehr den Schatten eines Rechts, wie das ſchon der allerdings ohne förmliche dogmatiſche Geltung im Anſchluß an die päpſtliche Encyklika Quanta cura vom 8. Dezember 1864 veröffentlichte „Syllabus,“ das Verzeichnis von achtzig „Irrlehren,“ in ausführlicher Weiſe dargethan hatte; die Kirche, d. h. der Papſt war danach abſolut ſouverän und dem Staate ſchlechthin übergeordnet. Und ein Papſt wie dieſer, „feſt und unerſchütterlich, dabei glatt und hart wie Marmor, geiſtig unendlich genügſam, gedankenarm und unwiſſend, ohne Verſtändnis für die geiſtigen Zuſtände und Bedürfniſſe der Menſchheit, aber gläubig wie eine Nonne und vor allem tief durchdrungen von der Verehrung für die eigne Perſon als das Gefäß des heiligen Geiſtes, dabei Abſolutiſt von der Zehe bis zum Scheitel“ (Quirinus, Römiſche Briefe vom Konzil, 1870, S. 625 f.), ein Papſt, der von ſich ſagte: „Als Abbate Maſtai habe ich an die Unfehl-

barkeit geglaubt, als Papst Mastai fühle ich sie," und der in der Allokution vom 22. Juni 1868 die liberale österreichische Verfassung von 1867 als ein Werk von unaussprechlicher Abscheulichkeit und Verruchtheit erklärt hatte, das der Rechtskraft entbehre, der konnte gar nicht auf den Gedanken kommen, auf irgendwelches Recht zu Gunsten einer kirchenräuberischen Regierung zu verzichten, nur um seiner Nation die Einheit und den innern Frieden zu geben.

So ging das zweite Kaiserreich nicht zum wenigsten an Rom zu Grunde. Denn hätte es sich entschließen können, Rom den Italienern zu überlassen, oder hätte sich die Kurie in Würdigung der Zwangslage, in der der Kaiser gegenüber den französischen Klerikalen und die italienische Regierung gegenüber der nationalen Strömung waren, mit der Weltklugheit, die ihr so oft nachgerühmt worden ist, entschließen können, unter Protest der Gewalt weichend, sich mit Italien, das ja nichts dringender wünschte, gütlich zu verständigen, so kam der Kriegsbund gegen Deutschland zustande, und der Sieg der drei katholischen Mächte, der doch wohl in Roms Wünschen lag, war, wenn nicht sicher, so doch möglich, vielleicht wahrscheinlich. Statt dessen brach mit dem napoleonischen Kaisertum, ihrer Schutzmacht, auch die weltliche Papstherrschaft zusammen.

Als die Kunde von Sedan durch die Welt flog, wäre in Italien niemand imstande gewesen, dem stürmischen Rufe: Roma capitale! zu widerstehn. Die Regierung mußte rasch handeln, sofort, auf der Stelle, sie durfte um keinen Preis der Aktionspartei erlauben, sich auf Rom zu werfen; ihre Autorität, ja die Basis ihres Daseins wäre sonst für alle Zukunft verloren gewesen. Die Frage stand nicht mehr so, ob Italien Rom nehmen sollte, sondern nur noch so, ob die königliche Regierung oder die revolutionäre Aktionspartei Rom nehmen sollte. So kündigte schon am 7. September der Minister des Auswärtigen Visconti-Venosta den Mächten an, daß die Italiener Rom besetzen würden auch zum Schutze des Papstes, und das war, wie die Dinge standen, keine leere Redensart. Aber noch einen letzten Versuch machte der König zu einer Verständigung, indem er am 8. September den Grafen Ponza di San Martino mit einem eigenhändigen Schreiben an den Papst sandte und ihn darin als „ein anhänglicher Sohn" der Kirche um Nachgiebigkeit bat. Wie vorauszusehen war, beharrte Pius IX. in seinem Antwortschreiben, das am 11. September in Florenz anlangte, auf seinem Non possumus. An demselben Tage überschritt General Cadorna die Grenze des Kirchenstaats, mit absichtlicher Langsamkeit vorgehend, um der Kurie Zeit zur Überlegung zu lassen.

Am 18. September standen die Italiener vor der ewigen Stadt, aber sie erwiderten das Feuer nicht, das von den alten Mauern auf sie gerichtet wurde; erst am Morgen des 20. Septembers, als die auch jetzt noch erwartete Übergabe ausblieb, schritten sie zum Artillerieangriff. Eine wirksame Gegenwehr war natürlich unmöglich; deshalb wies Pius IX. seinen General Kanzler ausdrücklich an, sich nur so lange zu wehren, bis Bresche geschossen sei, um „die Gewaltthat zu konstatieren"; dann sollten Unterhandlungen angeknüpft werden. Die offizielle Annahme der Italiener, nur die fremden Truppen hätten den Kampf gewollt, ist also hinfällig; der Papst vielmehr befahl den Kampf, wenn

auch nur zu einem bestimmten, mehr demonstrativen als militärischen Zwecke, und er war immerhin ernst genug, denn er dauerte drei Stunden und kostete den Italienern, wie eine Inschrift an der Mauer vor der Porta Pia meldet, 48 Tote, was für eine nur formelle Gegenwehr doch ziemlich viel ist. Erst als an der Porta Pia Bresche in die Mauer Aurelians gelegt worden war, und die Italiener stürmten, stieg auf der Engelsburg die weiße Fahne auf, die Päpstlichen stellten den Kampf ein und gingen über den Tiber nach der Leostadt zurück, wobei es noch hier und da, namentlich am Kapitol, zu kurzen Zusammenstößen mit der empörten Bevölkerung kam, die dann die einrückenden Italiener mit stürmischem Jubel, mit Blumen und Kränzen empfing. Noch am 20. wurde die Kapitulation abgeschlossen; die Ordnung wurde sofort hergestellt, und eine Giunta unter dem Herzog von Sermoneta, einem der ersten Nobili Roms, übernahm vorläufig die Leitung der Stadtverwaltung. Die päpstlichen Truppen wurden am 21. mit Ausnahme der Palastwachen entwaffnet und aufgelöst, auch die Leostadt auf Ersuchen des Generals Kanzler von italienischen Truppen besetzt, damit die Ordnung auch dort aufrecht erhalten würde.

Dem königlichen Delegierten bei den italienischen Truppen, Baron August Blanc, fiel die heikle Aufgabe zu, eine gewisse Verbindung mit dem Vatikan herzustellen. Nach den von ihm an den Minister des Auswärtigen in diesen Tagen vom 24. September bis zum 9. Oktober gerichteten ausführlichen Depeschen (italienisch in der nicht veröffentlichten Schrift: Roma, Settembre-Ottobre 1870, Roma 1895, deutsch in der Deutschen Rundschau 1895, Dezemberheft 490 ff.) war er von dem aufrichtigsten Bestreben beseelt, dem päpstlichen Hofe das Peinliche des Übergangs zu mildern und womöglich eine innere Annäherung vorzubereiten; aber obwohl seine Besprechungen mit dem Kardinal Antonelli beiderseits in den verbindlichsten Formen geführt wurden, von ihrem grundsätzlichen Standpunkte wichen beide doch kein Haar breit, und nur die örtlichen Verhältnisse wurden von beiden Seiten in versöhnlichem Sinne geordnet. Auf Antonellis Ersuchen besetzten die Italiener auch die Engelsburg und schafften die Pulvervorräte, die dort und in den vatikanischen Gärten lagen, weg; auch wurden alle Spitäler der Leostadt für die Verwundeten und die Kranken des italienischen Heeres willig geöffnet.

Andrerseits unterdrückte General Cadorna alle Angriffe auf Papst und Kirche auch in der Presse und ließ den Wunsch einer Audienz beim Papste für seine Offiziere aussprechen. Ferner wurde die Errichtung einer Post- und Telegraphenanstalt im Vatikan angeboten und eine Summe von 50000 Scudi, die monatlich für den päpstlichen Hofhalt erforderlich war, auf Antonellis Vorstellung sofort ausgezahlt. Auch unterließ es Blanc nicht, immer wieder zu betonen, daß sich Papst wie Kardinäle völlig frei in der Stadt bewegen könnten; es sei eine schwerwiegende Sache für ihn, wenn er auf die Ausübung seiner geistlichen Funktionen in seinem Territorium verzichten wolle, das würde nur den Radikalen zu gute kommen. An eine Abreise dachte Pius IX. zunächst nicht; aber wie Graf Harry von Arnim, der norddeutsche Gesandte beim heiligen Stuhle, dem Baron Blanc erzählte, „erwartete er, per-

ſönlich von ganz myſtiſchen Ideen beherrſcht, noch ein Wunder," und niemand konnte deshalb wiſſen, was er thun werde. Am 2. Oktober ſtimmte die Bevölkerung Roms und des Patrimoniums einmütig für den Anſchluß an das Königreich Italien, am 8. Oktober beſchloß das Parlament die Einverleibung und die Verlegung der Hauptſtadt nach Rom, am 1. Juli 1871 ſiedelte die Regierung dorthin über. Das Verhältnis zur Kurie regelte das Garantiegeſetz vom 31. Mai 1871 im weſentlichen nach den Grundſätzen Cavours. Dem Papſte blieben alle Rechte und Ehren eines Souveräns mit einer Jahresrente von $3^3/_4$ Millionen Lire, die freie Benutzung der ſtaatlichen Verkehrsanſtalten, die Exterritorialität des Vatikans, des Laterans, der Cancellaria und des Sommerſchloſſes Caſtel Gandolfo, endlich die Freiheit der geiſtlichen Bildungsanſtalten in Rom und in den Biſchofsſtädten der römiſchen Diözeſe von jeder ſtaatlichen Aufſicht.

Die Nation hatte ihr mit ſeltner Konſequenz verfolgtes Ziel, die Roma capitale erreicht, ihre politiſche Einheit war vollendet. Die gewaltſame Art, wie das Ziel erreicht wurde, war in dieſem Augenblick unvermeidlich. Aber ein Unglück war dieſe Löſung der römiſchen Frage doch, ein Unglück zugleich für die Italiener wie für die römiſche Kirche, denn es war keine innere, nur eine äußerliche Löſung. Seitdem ſtehn ſich in derſelben Stadt Papſttum und nationales Königtum wie zwei feindliche oder vielmehr einander offiziell ignorierende Gewalten gegenüber. Der Papſt iſt der freiwillige „Gefangne" im Vatikan, den er nie verläßt, der Königshof im Quirinal aber wird von den katholiſchen Fürſten Europas gemieden. Schlimmer als dieſe Unbequemlichkeiten iſt es, daß patriotiſche Italiener nicht Anhänger des Papſttums ſein können, Anhänger des Papſttums nicht italieniſche Patrioten, daß dieſen deshalb jede thätige Teilnahme am Staatsleben unterſagt iſt (nè elettori nè eletti), große Gruppen der Geſellſchaft alſo im Parlament gar nicht vertreten ſind (es giebt dort keine klerikale Partei), alſo auch keinen Einfluß auf die Staatsleitung ausüben, ſondern müßig beiſeite ſtehn, wohl aber die Kirche im Auslande die italieniſchen Intereſſen nicht vertritt, ſondern oft bekämpft.

Da dem Italiener die Anlage zum Fanatiker fehlt, ſo wächſt die Entfremdung von der Kirche und damit von der Religion unter den Gebildeten, und die italieniſche Geiſtlichkeit, die doch mit dem Volke erwachſen iſt und gern national ſein möchte, kommt aus den Gewiſſenskonflikten nicht heraus. Infolge dieſes Zwieſpalts fehlt auch der weltlichen Schule die feſte ſittliche Grundlage der Erziehung, der Religionsunterricht, denn von Laien darf er nicht und von Geiſtlichen kann er nicht erteilt werden, weil die Kirche alles thut, um die Autorität des nationalen Staats zu untergraben. Durch das alles wird die Regierung immer mehr auf die Seite der extremen, kirchen- und religionsfeindlichen Partei gedrängt. So ruinieren ſich Staat und Kirche gegenſeitig (vgl. Nobili-Vitelleſchi in der Nuova Antologia vom 16. Oktober 1900, 695 ff.). So ſcharf, ſo unverſöhnlich haben ſich große Prinzipien, Nationalſtaat und Weltkirche, weltliche Staatsgewalt und päpſtliche Theokratie kaum jemals und irgendwo gegenübergeſtanden wie im heutigen Italien.

Aber ſind ſie wirklich unverſöhnlich? Der italieniſche Staat iſt es nicht.

Er kann nicht vergeſſen, daß das Papſttum eine gloria italiana geweſen iſt, die Regierung einer im weſentlichen italieniſchen Prälatur über eine Weltkirche. Er hat das Garantiegeſetz aufs gewiſſenhafteſte beobachtet, und eine Erfahrung von mehr als dreißig Jahren hat bewieſen, daß die verheißene Freiheit des Papſtes durchaus geſichert, daß ſein geiſtliches Anſehen ſeit dem Verluſt der weltlichen Herrſchaft geſtiegen, nicht geſunken, daß alſo die weltliche Herrſchaft für die Ausübung ſeines geiſtlichen Amts vollkommen überflüſſig iſt. Und iſt der Vatikan in ſeiner Oppoſition gegen die weltliche Regierung wirklich ſo ganz konſequent? Wenn ſich der Papſt wegen angeblichen Mangels an freier Bewegung im Vatikan einſchließt, die Kardinäle thun das nicht; ſie verkehren unbehelligt in der ganzen Stadt, wenn ſie auch ihre goldſtrotzenden Karoſſen zu ihrer großen Erleichterung abgeſchafft haben, und der Papſt empfängt fremde nicht katholiſche Fürſten, die dem Königshofe einen Beſuch abſtatten, alſo ſeine Exiſtenz in Rom feierlich anerkennen, nur daß ſie zuvor in einem neutralen Hauſe Station gemacht haben müſſen. Und ſind die katholiſchen Monarchen konſequent, die ſich zwar den Königshof im Quirinal verbieten laſſen, aber ihre Geſandten bei ihm beglaubigen? Praktiſch vertragen ſich beide, Quirinal und Vatikan, eben doch miteinander. Was die Kurie hindert, den thatſächlichen Zuſtand völlig anzuerkennen, das iſt gar kein praktiſches Bedürfnis, ſondern nur die Konſequenz einer eiſenfeſten Tradition, die, ſonſt eine Stärke Roms, hier zur Schwäche wird, weil ſie den Weg zur Verſtändigung mit der Zeit verſperrt. Das potere temporale beruht doch auf keinem Dogma, auf keiner Stiftung Chriſti oder der Apoſtel, es war das Ergebnis einer gewaltthätigen Zeit, wo das Papſttum ohne weltliche Macht nicht leben konnte; es iſt untergegangen, wie andre politiſche Bildungen, als es ſich überlebt hatte und überflüſſig geworden war, es wäre nur herzuſtellen durch eine Zerſtörung des Königreichs Italien, alſo durch eine europäiſche Kataſtrophe, die auch das Deutſche Reich zerſtören müßte, da es die Auflöſung der italieniſchen Einheit niemals zulaſſen könnte. Und hat nicht vor hundert Jahren die Kurie den Untergang der geiſtlichen Fürſtentümer in Deutſchland ruhig hinnehmen müſſen? Oft genug bewegt ſich eben die Geſchichte in Rechtsbrüchen, nämlich dann, wenn überlieferte Rechtszuſtände den lebendigen Bedürfniſſen keinen Raum laſſen.

Sollten ſolche Erwägungen den klugen Männern, die im Vatikan regieren, ganz entgehn? Kann die oberſte Leitung der Heilsanſtalt, die nach ihrer Lehre des Himmelreichs Schlüſſel in Händen hält, wirklich, indem ſie den Zwieſpalt mit dem Staate verewigt, das Seelenheil von Millionen opfern nur um des Anſpruchs auf die Wiederherſtellung einer wertlos gewordnen weltlichen Herrſchaft willen? Jede Theokratie, heißt es, iſt unverbeſſerlich, und ſie geht zu Grunde, wenn ihre Zeit um iſt. Aber das gilt im vollen Sinne nur dann, wenn ſie vergängliche, weltliche Inſtitutionen auf eine unabänderliche, göttliche Verordnung gründen will, wie es der Islam gethan hat. Das gilt nicht von einer rein geiſtlichen Theokratie, und was den Vatikan vom Quirinal trennt, das iſt ja gar nicht das geiſtliche theokratiſche Prinzip, ſondern eben nur der Anſpruch auf die weltliche Herrſchaft. Faßt heute oder morgen oder in zehn Jahren der Papſt einen hochherzigen Entſchluß, ſpendet er wieder den Segen von der Loggia

der Peterskirche aus den Zehntausenden, die unter ihm auf dem majestätischen Platze Berninis knieen, oder zeigt er sich wie früher in der ewigen Stadt, läßt er das Verbot nè elettori nè eletti auch nur stillschweigend fallen, so würde ihn unendlicher und aufrichtiger Jubel begrüßen.

Aber es wird vielleicht klug sein, damit nicht mehr gar zu lange zu zaudern. Gerade in den romanischen Ländern, wo der gebildete, denkende Mensch nur noch die Wahl hat, sich der kirchlichen Autorität blind zu unterwerfen oder ein ungläubiger Voltairianer zu werden, wächst die Entfremdung von der Kirche und damit von der Religion reißend schnell, und in Rom ist eine ganze Generation aufgekommen, die den Papst kaum mehr gesehen hat, und die gelernt hat, ohne ihn zu leben, die über das Märchen von seiner Gefangenschaft, an das nur noch die einfältigen Oltramontani jenseits der Alpen glauben, spottet und die weltliche Herrschaft des Priesterkönigs längst vergessen hat. Es ist schon manches „Narrenschiff der Zeit" am Felsen Petri gescheitert, aber auf diesem Felsen ist das dominium temporale nicht gegründet. Der „religiöse Katholizismus," der im Aufsteigen ist, hat die Ansprüche der Kirche auf weltliche Herrschaft als etwas Unwesentliches, an die historische Entwicklung Gebundnes und also Vergängliches aufgegeben, und „diese Idee des religiösen Katholizismus, einmal hinausgeworfen, wird, wie Kraus sagt, ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern."

# Zur Reform der Strafrechtspflege

Geschaffen ist das einheitliche Zivilrecht für das gesamte Vaterland, und damit ist die eine der beiden großen Aufgaben gelöst, die der deutschen Gesetzgebung auf dem Gebiete des Rechtslebens erwachsen waren. Noch aber harrt die andre, nicht minder wichtige Aufgabe der Erledigung, die Reform des Strafrechts. Sie wird allenthalben dringend verlangt, und fast kann man die Fülle der gemachten Reformvorschläge nicht mehr übersehen. Hier, um nur einiges aufzuzählen, bekämpft man als schablonenhaft und formalistisch das Grundprinzip des Strafgesetzbuchs, wonach bekanntlich alle Strafthaten in Verbrechen, Vergehen und Übertretungen eingeteilt sind, dort seine — man vergleiche insbesondre die Bestimmungen über die Qualifikationen des Diebstahls — geradezu unglaubliche Kasuistik. Hier will man den Kreis der Delikte, bei denen nur auf Antrag Strafverfolgung eintreten soll, erweitert wissen, verlangt den Antrag insbesondre für die Verfolgung der Majestätsbeleidigung, dort auf dem Gebiete der Sittlichkeitsdelikte fordert man Ausscheidung einer ganzen Reihe von Strafbestimmungen, weil man es nicht sowohl zu thun habe mit Bethätigungen verbrecherischen Willens, als vielmehr mit Ausflüssen krankhaften Triebes. Auf

dem Gebiete des Verfahrens wird hier stürmisch die Einführung der Berufung gegen die landgerichtlichen Urteile, dort die Beseitigung der Schwurgerichte gefordert, am heißesten ist aber der Kampf der Meinungen wegen des Strafvollzugs entbrannt. Wie und wo sind an „Jugendlichen" Strafen zu vollstrecken; soll auf kurz- oder langzeitige Freiheitsstrafen erkannt werden; ist es nicht überhaupt geboten, den Verbrecher nur bedingt zu verurteilen, d. h. so, daß die Strafe dann nur zu vollstrecken ist, wenn der Verurteilte eine ihm gewährte Probezeit nicht besteht?!

Es ist hier nicht der Ort, auf die Menge dieser Fragen näher einzugehn, umsoweniger, als insbesondre auf dem Gebiete des Strafvollzugs die Ansichten sich noch so wenig geklärt haben, daß der Zeitpunkt für eine durchgreifende Reform doch noch nicht herangekommen sein dürfte. Indessen drei Punkte erscheinen uns auch heute schon spruchreif. Sie sind es wert, daß auch das Interesse weiterer Kreise für sie erweckt werde. Sie betreffen Bestimmungen des Strafgesetzbuchs, die tagtäglich von den Gerichten angewandt, dabei aber nur allzu häufig als unsachgemäß und verkehrt empfunden werden.

Bei dem ersten Punkte handelt es sich um die Frage nach der Grenze der Strafmündigkeit. Sie ist nach dem geltenden Rechte auf das vollendete zwölfte Jahr festgesetzt. Um über die Tragweite dieser Bestimmung klar zu werden, halte man sich gegenwärtig, daß allein im Jahre 1896 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze (alle andern strafbaren Handlungen also ungerechnet) 11407 Knaben und 2057 Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren bestraft worden sind, und erwäge dann weiter, daß von diesen bestraften Kindern jedes dann wieder zur Schule zurückgekehrt ist, wenn es nicht bis zu seiner Entlassung aus der Strafanstalt dem schulpflichtigen Alter entwachsen gewesen ist. Welche Eindrücke wird es mit in die Schule gebracht haben? Immerhin noch weniger schlechte, wenn die Strafe in besondern Strafanstalten für Jugendliche vollstreckt worden ist. Aber solche giebt es durchaus nicht in allen deutschen Bundesstaaten, und auch wo es deren giebt, ist die Regel die, daß der Verurteilte nur dann dorthin gebracht wird, wenn die Strafe unter einem gewissen Maße bleibt. Wie aber dann, wenn das verurteilte Schulkind in demselben Gefängnis mit erwachsenen, vielleicht im Verbrechertum ergrauten Personen seine Strafe erleidet, ohne daß eine strenge Sonderung stattfindet oder auch nur stattfinden könnte? Wird nicht schon ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum genügen, ihm Kenntnisse sehr schlimmer Art beizubringen? Und mit diesen Eindrücken bewegt sich dann der Bestrafte wieder unter seinen Altersgenossen, Kindern, die, oft ebenso verwahrlost wie er, nur des leisen Anstoßes bedürfen, daß sie ebenfalls auf die abschüssige Bahn der strafbaren That geraten. Das sind einfach ungeheuerliche Zustände, und mit Notwendigkeit ergiebt sich die Forderung, entweder die Strafmündigkeit über das schulpflichtige Alter hinaus anzusetzen und das bis zu diesem Zeitpunkte strafbare Kind, damit es zur Einkehr und Besserung gelange, der staatlichen Zwangserziehung zu überweisen, wozu — freilich nur für das Kind unter zwölf Jahren — § 55 des Strafgesetzbuchs jetzt schon die erforderliche Handhabe bietet; oder aber es muß bestimmt werden, daß ein aus dem Gefängnis entlassenes Kind nicht

wieder zur allgemeinen Schule zurückkehren dürfe. Es liegt auf der Hand, daß, ganz abgesehen von praktischen Gründen, der ersten Forderung der Vorzug gegeben werden muß. Denn wenn durch die zweite auch dem vorgebeugt würde, daß das Kind die Gefängniseindrücke in der Schule weiter verbreite, so bleiben sie doch in seiner Seele haften und können dort unter Umständen nicht wieder gut zu machenden Schaden anrichten.

Sehr verwandt mit der eben besprochnen Frage ist die andre, nämlich ob die sogenannten „jugendlichen Verbrecher," d. h. Personen von der Grenze der Strafmündigkeit aufwärts bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre, ob diese auch fernerhin, wie das Gesetz jetzt vorschreibt, ausnahmslos bestraft werden müssen, wenn sie bei der Begehung ihrer That „die zur Erkenntnis von deren Strafbarkeit erforderliche Einsicht" gehabt haben; und ob nur dann auf die zu ihrer „Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln," insbesondre also die Zwangserziehung solle erkannt werden dürfen, wenn man diese Einsicht nicht hat nachweisen können. Es mag dahingestellt bleiben, ob es nicht in vielen Fällen überhaupt sehr schwierig sein wird, zur Gewißheit zu gelangen, der Thäter habe diese Einsicht wirklich gehabt, und ob nicht gerade hierbei der Richter leicht fehlgreifen wird. Aber auch wenn sich mit voller Sicherheit ergeben hat, daß der Angeklagte die notwendige Einsicht gehabt habe, wird dann die Bestrafung auch regelmäßig am Platze sein? Ich meine nur dann, wenn es sich um einen „Jugendlichen" handelt, aus dessen Vorleben sich ergiebt, daß auch die geordnete zwangsmäßige Erziehung nicht imstande sei, ihn von dem Wege des Bösen zurückzuleiten. Aber so gewiß es ist, daß es jugendliche Verbrecher giebt, die gewohnheitsmäßig stehlen und betrügen, Rowdies, die mit cynischer Roheit Gewaltthätigkeiten verüben, wo und wie sie nur können; nicht weniger sicher ist es, daß das gottlob bei weitem nicht der überwiegende Teil derer ist, die als Jugendliche verurteilt werden. Im Gegenteil die Mehrzahl fehlt aus Schwachheit und nicht aus verbrecherischer Neigung, und ihnen gegenüber verkenne man doch nicht, daß die Freiheitsstrafe — nur um sie kann es sich ja handeln —, die unmittelbar auch der Besserung der Sträflinge dienen soll, in Wirklichkeit, zumal wenn es unmöglich ist, die Strafe in völliger Isolierung zu vollziehn, diesen Besserungszweck nur in geringem Maße zu erfüllen vermag. Und deshalb tritt auch hier gebieterisch die Notwendigkeit zu Tage, daß dem Richter die Befugnis eingeräumt werde, frei und ohne Rücksicht auf die vorhandne oder die fehlende Einsicht des Übelthäters zwischen Strafe und Zwangserziehung zu wählen. Die Fähigkeit, das Richtige zu treffen, darf dem Richter unbedenklich zugetraut werden, denn er hat reichlich Gelegenheit, sich bei der tagtäglich an ihn herantretenden Frage, ob mildernde Umstände zuzubilligen seien oder nicht, das hierzu nötige Gefühl und Unterscheidungsvermögen anzueignen.

Und nun zu dem letzten Punkte. Er betrifft die Frage nach der Bestrafung des rückfälligen Verbrechers. Durchaus naheliegend ist der Gedanke, daß in der Regel der Verbrecher, der wiederholt trotz eingetretner Bestrafung dasselbe Delikt begeht, für die Wiederholung härter bestraft werden müsse als für das erste Vergehen. Es erscheint deshalb nur gerechtfertigt, wenn beim

Raub und bei den ihm gleichgestellten Delikten, bei Diebstahl, Hehlerei und Betrug, Handlungen, bei denen erfahrungsgemäß die Wiederholung auf „eingewurzelter Neigung zu Eingriffen in fremdes Eigentum“ beruht, dieser Gedanke im Gesetz auch ausdrücklich formuliert ist. Und zwar in der Weise, daß beim Raub und bei den ihm gleichgestellten Strafthaten schon der erste Rückfall mit der Rückfallsstrafe bedroht ist, während bei den drei andern Delikten zwei Vorbestrafungen vorangegangen sein müssen, wenn die Rückfallsstrafe angewandt werden darf.

Aber freilich mit den Strafen, die der Gesetzgeber nun für den Rückfall angedroht hat, ist er weit über das Ziel hinaus gegangen. Noch einigermaßen kann man diese Strafen (Zuchthaus nicht unter fünf Jahren, bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter einem Jahre) beim Raub und bei den ihm gleichgestellten strafbaren Handlungen rechtfertigen. Hier handelt es sich um so schwere Eingriffe in fremde Rechtssphäre, daß ernste, ja harte Vergeltung eintreten muß. Aber gilt dasselbe auch bei dem Diebstahl, bei der Hehlerei, bei dem Betruge im Rückfalle?

Als geringste Strafen sind hier festgesetzt:

| | wenn mildernde Umstände nicht vorliegen, | wenn solche vorhanden sind, |
|---|---|---|
| bei einfachem Diebstahl und einfacher Hehlerei . . . . . | ein Jahr Zuchthaus, | drei Monate Gefängnis, |
| bei schwerem Diebstahl und schwerer Hehlerei . . . . . | zwei Jahre Zuchthaus, | ein Jahr Gefängnis, |
| bei Betrug . . . . . | ein Jahr Zuchthaus, | drei Monate Gefängnis. |

Nun braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß natürlich auch hier viele Fälle vorkommen, wo nicht das geringste Bedenken obwalten wird, über die gesetzten „Mindeststrafmaße“ hinauszugehn, aber ungleich häufiger ist die Sachlage so, daß die Beschränkung des Richters durch das Mindeststrafmaß zu zweifellosen Härten führt. Beispiele mögen die Richtigkeit meiner Behauptung darthun:

Ein Arbeiter hat zweimal gestohlen, dann sich aber jahrelang gut gehalten. Infolge von Krankheit ist er außer Stellung gekommen und gerät so in Not, daß ihm auch die nötige Kleidung fehlt. Da geht er eines Abends an einem Schuppen vorbei, wo, wie er weiß, Arbeiter ihre Arbeitssachen hängen haben. Er unterliegt der Versuchung, sprengt die verschlossene Thür des Schuppens auf und nimmt sich eine der dort verwahrten Jacken im Werte von sechs Mark. Schwerer Rückfallsdiebstahl, der mindestens mit einem Jahr Gefängnis bestraft werden muß!

Oder ein andrer Fall: Eine Frauensperson, die zweimal wegen Diebstahl vorbestraft worden ist, nimmt sich aus einem Kohlenkeller, nachdem sie das Vorlegeschloß mit einem falschen Schlüssel geöffnet hat, für fünfundzwanzig Pfennige Kohlen. Hier liegt ebenfalls schwerer Rückfallsdiebstahl vor, also ist das Minimum bei Zubilligung mildernder Umstände ein Jahr Gefängnis. Wäre der Kohlenkeller offen gewesen, dann hätte sie nur drei Monate Gefängnis bekommen, aber das Öffnen mit dem falschen Schlüssel trägt ihr sieben Monate Gefängnis ein. Oder endlich: Ein zweimal wegen Betrugs Vorbestrafter er-

schwindelt sich ein Mittagbrot im Werte von fünfzig Pfennigen; er hat sich des Rückfallsbetrugs schuldig gemacht, für den mindestens drei Monate Gefängnis verhängt werden müssen.

Und nun beachte man weiter das folgende. Bei Diebstahl, Hehlerei und Betrug wird das Vergehen erst nach vorausgegangner zweimaliger Bestrafung als Rückfall im Sinne des Gesetzes angesehen. Ohne weiteres leuchtet ein, daß dabei von Bedeutung sein muß, ob die drei Vergehen in kurzen Zeiträumen aufeinander folgen, oder ob eine lange Spanne Zeit dazwischen liegt. Dieser Erwägung hat sich auch der Gesetzgeber nicht verschlossen, aber ihr nur soweit Einfluß gegönnt, als die Bestrafung wegen Rückfalls ausgeschlossen sein soll, wenn seit der Verbüßung der Strafe für das zweite Vergehen bis zum dritten Vergehen zehn Jahre verflossen sind. Dagegen ist bedeutungslos der Zeitraum, der zwischen der Bestrafung für das erste und der Begehung des dritten Vergehens liegt; es können zwanzig und noch mehr Jahre vergangen sein, trotzdem erfolgt die Bestrafung wegen Rückfalls, sobald nur die erwähnte Frist seit der Verbüßung oder dem Erlaß der Strafe für das zweite Vergehen noch nicht abgelaufen ist. So wenigstens legt das Reichsgericht, allerdings im Widerspruche zu namhaften Theoretikern, die Bestimmungen des Gesetzes aus, und die Praxis hat sich ihm begreiflicherweise angeschlossen. Kann man in Fällen, bei denen die einzelnen Vergehen derart weit auseinander liegen, wirklich noch sagen, daß eine aus eingewurzelter Neigung zum Diebstahl entspringende That die strengere Sühne erheische?

Man könnte sagen, etwaigen Härten müßte im Wege der Gnade abgeholfen werden. Aber das Recht der Gnade ist nicht dazu bestimmt, Fehler der Gesetzgebung wieder gut zu machen. Ein Gesetzgebungsfehler liegt aber vor, denn nicht in der Ausnahme, sondern in der Regel zeigt sich die getroffne gesetzliche Bestimmung als unzulänglich. Wie zu bessern sei, darüber kann man streiten. Ich meine, daß das Richtige getroffen wäre, wenn bestimmt würde, daß der erste und der zweite Fall des Vergehns nicht länger als zehn Jahre auseinander liegen dürfen, wenn die Strafminima im allgemeinen herabgemindert, jedenfalls wenigstens bei mildernden Umständen statt auf drei Monate und ein Jahr Gefängnis auf einen Monat und drei Monate Gefängnis festgesetzt würden. Daß sich dann als Folge zu milde Strafen ergeben würden, ist nicht zu befürchten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade bei Eigentumsvergehen der deutsche Richter streng zu strafen geneigt ist.

Noch einem Einwande muß ich begegnen. Man wird vielleicht meinen, es seien Bestimmungen doch nur singulärer Natur, um die es sich hier handle, und deshalb sei es nicht angemessen, sie vor der allgemeinen Reform des Strafgesetzbuchs zu verändern. Aber dem gegenüber halte man sich gegenwärtig, daß Rückfallsdiebstahl und Rückfallsbetrug das tägliche Brot der Strafkammern sind, daß kaum eine Sitzung vergehen wird, wo nicht über beide Delikte verhandelt und geurteilt werden muß. Und es ist ein großer Übelstand, wenn es in der Urteilsbegründung dann nur zu oft heißt, eine mildere Strafe habe man trotz der für den Angeklagten sprechenden Umstände gegenüber den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht festsetzen können.

Raſtlos arbeitet die deutſche Geſetzgebung, um der Vielgeſtaltigkeit des modernen Lebens gerecht zu werden. Möchte ſie auch der eben dargelegten Aufgaben nicht vergeſſen! Es ſind Aufgaben, die ihrem äußern Umfange nach zwar klein, aber, wie ich meine, bedeutungsvoll und dringend ſind. Ihre Löſung wird dazu beitragen, die deutſche Strafrechtspflege ihrer Beſtimmung näher zu bringen, nämlich dem Dienſte der Gerechtigkeit. G. L.

# Von der neuſten Phyſik

Auf Exaktheit, haben wir bei verſchiednen Gelegenheiten ausgeführt, können die Naturwiſſenſchaften nur Anſpruch machen, ſoweit ſie ſich entweder auf die Beſchreibung der Erſcheinungen beſchränken, oder die Richtigkeit ihrer ſich immer auf Hypotheſen ſtützenden Erklärungen durch Rechnung, namentlich durch Vorausberechnung des Endergebniſſes einer Reihe von Veränderungen, beweiſen. Man kann alſo ſagen: Naturwiſſenſchaft iſt exakt, ſoweit ſie beſchreibend oder mathematiſch iſt. Deshalb iſt die Biologie keine exakte Wiſſenſchaft und kann niemals eine ſolche werden. Exakt ſind außer den beſchreibenden Zweigen nur die Chemie und die Phyſik, und die allerexakteſte bleibt die Aſtronomie, die mit einer einzigen Hypotheſe: der Gravitation, auskommt. Das Wort Erklärung bedeutet nur: Aufdeckung der urſächlichen Verkettung einzelner Reihen oder Gruppen von Veränderungen. Die Urſache ſelbſt bleibt unbekannt. Der Name, den ihr die Wiſſenſchaft giebt, wie Gravitation, chemiſche Verwandtſchaft, iſt eben nur der Name für die unbekannte Urſache einer Gruppe von Erſcheinungen. Für manche Urſachen, wie für die der elektriſchen und der Lichtwellen, haben wir noch nicht einmal einen Namen, denn die Worte Elektrizität und Licht bezeichnen nicht die Urſache, ſondern die vom Menſchen wahrgenommne Wirkung dieſer Wellen. Nur die Urſachen der mechaniſchen Bewegung ſind bekannt; es ſind Ortsbewegungen von Maſſen, die ihre Bewegungen durch Druck, Zug oder Stoß andern Maſſen mitteilen. Einige der zur Zeit in Deutſchland maßgebenden Phyſiker gehn nun in der Beſorgnis, ihre Wiſſenſchaft möchte durch Verwendung von Hypotheſen inexakt werden, ſo weit, daß ſie den Begriff der Urſache ganz ausſchalten und die Phyſik zu einer nur beſchreibenden Wiſſenſchaft machen wollen. Nachdem ſchon der Mitbegründer der Spektralanalyſe, Kirchhoff, gelegentlich einmal die Phyſik als eine beſchreibende Wiſſenſchaft bezeichnet hatte, ſchreibt in neuerer Zeit Mach: „Faſt muß man ſagen, daß die mit einem Anflug von Herablaſſung ſo genannten beſchreibenden Naturwiſſenſchaften an Wiſſenſchaftlichkeit die noch kürzlich ſehr üblichen phyſikaliſchen Darſtellungen überholt haben. Die impoſanteſten Sätze der Phyſik, löſen wir ſie in ihre Elemente auf, unterſcheiden ſich in nichts von den beſchreibenden Sätzen des Naturhiſtorikers. Was wir Urſache und Wirkung nennen,

sind hervorstechende Merkmale einer Erfahrung, die für unsre Gedankenbildung wichtig sind. Ihre Bedeutung blaßt ab und geht auf andre Merkmale über, sobald eine Erfahrung geläufig wird. Die sinnlichen Elemente erweisen sich als abhängig voneinander. Man denkt sich diese Abhängigkeit am besten so wie die gegenseitige Abhängigkeit der Seiten und Winkel eines Dreiecks, nur weitaus mannigfaltiger und verwickelter. Wir wollen die Begriffe Ursache und Wirkung ihrer Verschwommenheit und Vieldeutigkeit wegen vermeiden." (Ich entnehme dieses Zitat der Abhandlung „Mechanik und Biologie" von J. Reinke im Oktober-Novemberheft 1901 der Deutschen Rundschau.)

Gegen diese Entthronung der Kausalität, die ein paar Jahrzehnte lang die Alleinherrschaft in den Naturwissenschaften behauptet hatte, wendet sich E. von Hartmann in seinem neusten Werke: Die Weltanschauung der modernen Physik. (Leipzig, Hermann Haacke, 1902.) Im letzten Kapitel spricht er sich über die Methode der modernen Physik und über den erkenntnistheoretischen Standpunkt ihrer Vertreter folgendermaßen aus. Die theoretische Physik strebt gleich der Naturphilosophie Schellings und seiner Zeitgenossen danach, die Natur aus Grundbegriffen zu konstruieren; die Erfahrung dient ihr nur zur Auffindung dieser Grundbegriffe, und das Experiment zur Bestätigung der daraus abgeleiteten Konstruktionen. Von der Naturphilosophie des vorigen Jahrhunderts unterscheidet sie sich dadurch, daß sie bei ihren Deduktionen streng mathematisch verfährt und so zu exakten, d. h. meßbaren Ergebnissen gelangt, und daß ihre Deduktionen auf einem viel reichern und genauer ermittelten Erfahrungsmaterial ruhn. Sie ist aber auch ebenso wie die Naturphilosophie der Täuschung verfallen, daß sie Gewißheit zu gewähren vermöge. Sie bildet sich ein, auf Hypothesen verzichten zu können. Das vermöchte sie aber auch dann nicht, wenn sie sich wirklich auf bloße Beschreibung beschränken könnte, wofern man darunter nicht die Beschreibung von lauter einzelnen Gegenständen oder Erscheinungen versteht. Denn kein Ding ist einem andern vollkommen gleich. Umfaßt demnach die Beschreibung eine ganze Gruppe von Dingen, so muß sie zur Begriffbildung ihre Zuflucht nehmen; sie muß das allen Einzeldingen oder Einzelvorgängen Gemeinsame angeben und die unwesentlichen Unterschiede unberücksichtigt lassen. Weil aber der Beschreibende niemals sicher ist, ob die von ihm angegebnen Merkmale wirklich alle wesentlich sind und ob er kein wesentliches ausgelassen hat, darum haftet jeder solchen Abstraktion der mehr oder weniger hypothetische Charakter an. Die letzten Grundbegriffe der Physik wie Energie, Stoff, Kraft, Naturgesetz sind völlig hypothetisch. Dasselbe gilt von jedem einzelnen Naturgesetz. Naturgesetze, d. h. Regeln des Geschehns, können nur durch Deduktion gefunden werden: daraus, daß in allen beobachteten Fällen die Körper im luftleeren Raume mit derselben Geschwindigkeit und Beschleunigung fallen, schließt man, daß es in allen Fällen geschehe. Aber da es eben nicht möglich ist, alle Fälle zu beobachten, man also nicht unbedingt weiß, ob die gefundne Regel in allen Fällen zutrifft, so bleibt sie hypothetisch; man nimmt eben an, daß was unter denselben Bedingungen in tausend Fällen geschehn ist, unter denselben Bedingungen in allen Fällen geschehe.

Der Chemiker Ostwald meint, wenn alle in der Formel, die ein Gesetz darstellt, vorkommenden Größen meßbar sind, dann sei dieses Gesetz nicht mehr hypothetisch. Hartmann wendet dagegen ein, im strengen Sinne des Wortes meßbar seien nur räumliche Strecken; alles andre werde indirekt gemessen, z. B. die Temperatur an der Ausdehnung eines erwärmten Körpers. Jede solche indirekte Messung beruhe aber auf Voraussetzungen, in die sich Irrtümer einschleichen können; so z. B. das Messen mit dem Thermometer auf der Voraussetzung, daß sich der zum Messen benutzte Körper gleichmäßig ausdehnt. Es gehe deshalb nicht an, den Begriff der Hypothese auf die Ursachenhypothesen zu beschränken, und man entfliehe der Unentbehrlichkeit der Hypothese nicht dadurch, daß man auf die Ergründung der Ursachen verzichte. Sei es ja schon eine Hypothese, daß die Natur, die wir uns vorstellen, wirklich vorhanden sei, da wir in Wirklichkeit nichts wahrnehmen als die Zustände unsrer eignen Seele. Und eine Hypothese ist es, fahren wir mit Hartmann fort, daß den von uns vorgestellten Bewegungen wirkliche Bewegungen im Raum entsprechen. Die reine Bewegungslehre (Phoronomie) ist noch keine Physik. Daß die Länge und die Richtung des Weges, die ein von zwei Seiten gestoßner Körper zurücklegt, durch die Diagonale eines Parallelogramms ausgedrückt werden kann, das finden wir mit unserm gesetzmäßigen Denken. Daß aber so etwas in der Natur wirklich vorgeht, ist eine Hypothese, und erst durch diese Hypothese wird die Phoronomie zur Mechanik.

Demnach giebt es keine Naturwissenschaft, die Gewißheit zu gewähren vermöchte; aber die wohlbegründeten Hypothesen der modernen Physik gewähren einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß sich damit sowohl theoretisch wie praktisch auskommen läßt. Die Wissenschaftlichkeit eines Verfahrens ist also nicht davon abhängig, ob dabei Hypothesen verwandt werden oder nicht, sondern davon, ob sich der Forscher des hypothetischen Charakters seines Verfahrens bewußt bleibt oder nicht. Erkennt er an, daß er mit Hypothesen arbeitet, so verfährt er wissenschaftlich, mögen auch die Hypothesen, deren er sich bedient, nur einen geringen Wahrscheinlichkeitswert haben. Dagegen wird das Verfahren auch bei einem hohen Wahrscheinlichkeitswert unwissenschaftlich, wenn sich der Forscher vortäuscht, er könne absolut gewisse Erkenntnis bieten. Das gilt auch von solchen Forschern, die alle Hypothesen verschmähen, bei denen sich diese Selbsttäuschung nicht aufrecht erhalten läßt, dafür sich aber die hypothetische Natur der Begriffe und Gesetze, die sie behalten, verbergen. Sollte es in Zukunft gelingen, den Wahrscheinlichkeitskoeffizienten jeder Hypothese zu berechnen [wie man jetzt die Wahrscheinlichkeitskoeffizienten von Lebenslängen berechnet], also die Bestimmung der Wahrscheinlichkeitsgrade exakt zu machen, so würde sich diese zukünftige Physik von der heutigen so unterscheiden wie diese von einer frühern Physik, die noch gar keine Mathematik verwandte. Daß die Physik ihren hypothetischen Charakter anerkenne, meint Hartmann, sei eine Lebensfrage für sie. Die Philosophie habe ihr Ansehen eingebüßt, weil sie in der Hegelschen Periode den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhob. Denselben Anspruch habe dann ein paar Jahrzehnte hindurch die Naturwissenschaft erhoben. Jetzt richte derselbe Skeptizismus, der im Bunde mit

den Naturwissenschaften die Philosophie entthront hat, seine Angriffe gegen den Bundesgenossen, und es könne diesem, dessen Lehren ziemlich allgemein als Dogmen geglaubt worden seien, so ergehn wie der Philosophie: die Naturwissenschaften könnten eine Zeit lang unterschätzt werden.

Mir scheint, daß diese Gefahr nur der Physiologie und der Biologie droht, nicht der Physik und der Chemie. Denn einmal leisten diese beiden Wissenschaften der Praxis so große Dienste, daß sie keinen Augenblick entbehrt werden können, und daß über ihrem praktischen Nutzen etwaige Sünden rein theoretischer Natur bereitwillig verziehn, wo nicht ganz übersehen werden dürften. Dann aber sind die Physiker, wie Hartmann selbst Seite 113 bemerkt, im allgemeinen immer bescheiden geblieben. Nicht sie, sondern die Biologen haben die Geltung der physikalischen Gesetze auf Gebiete ausgedehnt, auf denen Physik und Chemie versagen, und eben der Verzicht auf die Ergründung der Ursachen, den ihnen der Philosoph zum Vorwurf macht, ist ja ein neues Zeugnis für ihre Bescheidenheit. Hartmann erklärt nun freilich diese seltne Tugend im vorliegenden Falle für übel angebracht. Nicht bloß deswegen, weil der Physiker mit diesem Verzicht um die gefürchteten Hypothesen nicht herum kommt, auch nicht bloß deswegen, weil der Kausalitätstrieb zur Natur des Menschen gehört, und der Verzicht auf seine Befriedigung Selbstverstümmelung sein würde, sondern hauptsächlich darum, weil der Verzicht unwissenschaftlich ist und die Physik unmöglich macht. Es geht nicht an, mit Mach alle Abhängigkeiten für funktionelle anzusehen. Diese lassen sich umkehren; es ist gleichgiltig, ob ich sage: die Größe des Winkels $\alpha$ im Dreieck wächst mit der Seite a, oder die Länge der Seite a wächst mit dem Winkel $\alpha$, ob ich durch Verlängerung der Seite den Winkel oder durch Vergrößerung des Winkels die Seite wachsen lasse. Wenn dagegen die abgeschossene Kugel ein Loch ins Brett reißt, kann ich nicht sagen: die fortfliegenden Holzteilchen haben die Kugel herbeigezogen und durch das Loch gelenkt. Der Weltlauf läßt sich nicht umkehren, und zwei aufeinanderfolgende Veränderungen, deren eine aus der andern hervorgeht, verhalten sich nicht wie mathematische Funktionen, sondern wie Ursache und Wirkung zu einander, Begriffe, die also beide keine leere Einbildung sind. Dem Kausalitätsgedanken entspricht ein wirkliches Geschehn, und dieses Geschehn ist eben der Gegenstand der Physik, die ohne ihn gegenstandslos sein und zu einer auf physikalische Vorstellungen angewandten Geometrie verblassen würde. Und woher sollte die Geometrie diese Vorstellungen nehmen, wenn nichts geschähe? Der Mathematiker kann den Ansatz nur ausrechnen; aufstellen muß ihn der Physiker ohne Hilfe der Mathematik. Ohne Naturgeschehn giebt es keine Physik, und ohne Ursache geschieht nichts in der Natur. Darum sind Ursachhypothesen nicht zu entbehren. „Die Hypotheseophobie ist eine ebensolche Kinderkrankheit der Physik, wie der Glaube an die absolute Gewißheit ihrer Lehren."

Diesen methodologischen Betrachtungen ist also der letzte Abschnitt des Buches gewidmet. In den zehn vorangehenden Kapiteln behandelt Hartmann die Hauptprobleme der Physik. Da er in dieser Wissenschaft nicht Dilettant sondern Fachmann ist, man sich also auf ihn verlassen kann, benutzen wir sein Buch dazu, die Leser über einige Hauptergebnisse zu orientieren. Was von

jeder künſtlichen Maſchinerie gilt, daß ſie kein perpetuum mobile ſein kann, weil die ihr zugeführte Energie allmählich durch Reibung und auf andre Weiſe verloren geht, das gilt auch vom Weltganzen. Dieſes muß nach Hartmann begrenzt gedacht werden. (Vorſtellbar iſt eine begrenzte Welt ſo wenig wie eine unendliche.) In einer unendlichen Welt würde das Geſetz von der Konſtanz der Energie fürs Ganze keinen Sinn haben, für die Teile nur annähernd richtig ſein. Zu dem Geſetze von der Konſtanz der Energie kommt nun noch die Erfahrung, daß bei jeder geleiſteten Arbeit ein Teil der Energie in Wärme umgeſetzt wird, die ſich zerſtreut und nicht mehr in eine andre Energieform, nicht mehr in Arbeit zurückverwandelt werden kann. Aus dieſer Erfahrung hat Clauſius das Geſetz abgeleitet: Die Entropie der Welt ſtrebt einem Maximum zu, wobei das Wort Entropie die Menge von Wärme bedeutet, die nicht mehr in Arbeit zurückverwandelt werden kann. Wenn alle Bewegungsenergie in Wärme verwandelt und die Temperatur in allen Teilen des Weltalls ausgeglichen ſein wird, dann iſt die Welt ein ſtarrer Körper, denn nur wo Intenſitätsdifferenzen vorkommen, die nach Ausgleich ſtreben, geſchieht etwas. In dieſem ſtarren Körper iſt nichts mehr vorhanden, was zum Beginn eines neuen Weltprozeſſes den Anſtoß geben könnte. Das phyſikaliſch ausgerechnete Weltende ſieht alſo anders aus als die mancherlei Weltenden, die man ſich ſonſt vorphantaſiert. Als Glaubensartikel brauchen wir es uns nicht aufdrängen zu laſſen, weil ja kein Forſcher alle im Weltall vorhandnen Kräfte und Möglichkeiten aufzuſpüren vermag.

Nachdem Heinrich Hertz die elektriſchen Erſcheinungen auf Ätherwellen zurückgeführt hat, weiß man, daß es ſich mit der Erzeugung, Fortpflanzung und Wahrnehmung der elektriſchen, thermiſchen und Lichterſcheinungen genau ſo verhält wie mit dem Schall. Stehende Schwingungen eines Körpers: eines Metall- oder Holzſtücks oder einer Saite, erzeugen fortſchreitende Luftwellen, und dieſe ſetzen ſich an den getroffnen Stellen eines menſchlichen Körpers wieder in ſtehende Schwingungen um. Ob dieſe als bloße Erſchütterung oder als Schall oder als Ton empfunden werden, das hängt einerſeits von der Länge und Zahl der Luftwellen, andrerſeits von der Beſchaffenheit der getroffnen Nervenenden ab: wo kein Gehörnerv, da kein Schall oder Ton. So hängt es von der Länge und Zahl der Ätherſchwingungen ab und von der Art des Gegenſtandes, den ſie treffen und erzittern machen, ob ſie als Licht, Wärme oder Elektrizität zum Vorſchein kommen. — Wenn man die Einwirkung eines Gegenſtandes auf andre Gegenſtände, die ihm nach menſchlichem Maße nahe liegen, Nahewirkung nennt, ſo ſind alle Wirkungen mit Ausnahme der Gravitation Nahewirkungen, denn ſo weit auch die Geſtirne von uns entfernt ſind, ihr Licht erreicht uns doch nur in der Weiſe, daß immer eins von den dazwiſchen liegenden Ätherteilchen ſeine Schwingungen dem benachbarten mitteilt. Alle Verſuche großer Phyſiker, auch die Gravitation in eine Nahewirkung aufzulöſen, ſind bisher mißlungen. Hartmann hält ſolche Verſuche für überflüſſig, weil es nach ihm gar keine Nahewirkung giebt, vielmehr alle Wirkungen, ſowohl die mechaniſchen wie die verſchiednen Arten der molekularen und Ätherwirkungen, Fernwirkungen ſind. Denn weder Körper- noch Äther-

atome berühren ſich jemals. Daß die Hand den Hebel berührt, mit dem ſie eine Maſchine in Bewegung ſetzt, iſt nur Schein. Aber auch die Atome einer Molekel, auch Ätheratome, die einander in Schwingungen verſetzen, berühren einander nicht. Ob aber die beiden Dinge, die aufeinander wirken, um molare, d. h. mit dem Auge und mit einem körperlichen Maße meßbare, oder nur um molekulare Strecken voneinander entfernt ſind, das ändert nichts an dem Weſen der Sache; Gegenſtände, die einander nicht berühren, ſind entfernt voneinander; jede Wirkung wird auf einen vom wirkenden Gegenſtand entfernten ausgeübt, iſt deshalb Fernwirkung, und wenn Fernwirkung etwas unbegreifliches ſein ſoll, ſo iſt die Fortpflanzung des Lichts, die Erwärmung des Ofens und das Heben eines Steins nicht begreiflicher, als daß die Erde von der Sonne angezogen wird.

Die Berechtigung dieſer Auffaſſung wird erſt durch die Darſtellung der Konſtitution der Materie vollkommen klar. Namentlich die genauere Unterſuchung des Verhaltens der Gaſe gegeneinander, des Durchſchlüpfens des einen Gaſes durchs andre wie durch einen leeren Raum hat die Erkenntnis erſchloſſen, daß die materielle Raumerfüllung etwas ganz andres iſt als ſubſtantielle, ſtoffliche Ausfüllung des Raumes. Ausführlich zeigt Hartmann, daß ſich weder die Annahme einer den Raum ſtetig erfüllenden Subſtanz halten läßt noch die Korpuskularhypotheſe, nach der zwar die ſinnlich wahrnehmbaren Körper aus unverbundnen Atomen beſtehn, dieſe aber raumausfüllende Stoffteilchen ſind. Die Atome müſſen deshalb als mathematiſche Punkte aufgefaßt werden, was zuerſt der Jeſuit Boscovich in ſeinem 1759 erſchienenen Werke über die Einheit der Naturkräfte gelehrt hat. Es iſt intereſſant, den Nachweis der Stoffloſigkeit der Materie bei Hartmann, beſonders auf Seite 177 bis 180, mit dem bei Lotze zu vergleichen. Lotze ſchließt den Beweis, der im erſten Bande des Mikrokosmus geführt wird (Seite 37 bis 38 und Seite 387 bis 390), mit dem Satze: „So werden wir genötigt, die ausgedehnte Materie als ein Syſtem unausgedehnter Weſen zu faſſen, die durch ihre Kräfte ſich ihre gegenſeitige Lage im Raume vorzeichnen, und indem ſie der Verſchiebung untereinander wie dem Eindringen eines Fremden Widerſtand leiſten, jene Erſcheinungen der Undurchdringlichkeit und der ſtetigen Raumerfüllung hervorbringen.“ Die Raumerfüllung, ſchreibt Hartmann Seite 173, „iſt eine Folge von Abſtoßungskräften der Teilchen untereinander und gegen die Körper, die denſelben Raum einzunehmen verſuchen. Denkt man ſich einen Raum ſtofflich erfüllt, ſo liegt in dieſer Vorſtellung nichts, was logiſch nötigen könnte, den Begriff der Undurchdringlichkeit damit zu verbinden; nur die ſinnliche Erfahrung, daß feſte und flüſſige Körper den erobérten Raum verteidigen, hat zur Gewöhnung an dieſe Vorſtellungsverknüpfung geführt und ſie ſo feſt eingeprägt, daß ſie zu einem ſchwer zu überwindenden ſinnlichen Vorurteil geworden iſt. Es iſt nichts im Begriff des Stoffes, was hindern könnte, daß beliebig viele Stoffe gleichzeitig denſelben Raum einnehmen; Undurchdringlichkeit iſt erſt etwas zum Begriff des Stoffes hinzukommendes, das aus Widerſtandsentfaltung, d. h. aus Kraftäußerung entſpringt. Der Stoff an ſich iſt kraftlos, und die Kräfte zum Widerſtande müſſen ebenſogut wie irgendwelche

andre Kräfte erſt zu ihm hinzukommen. Mit dieſer Einſicht hört jedes Intereſſe der Phyſik an der Exiſtenz des Stoffes auf und geht auf die Kräfte über, die der Undurchdringlichkeit zu Grunde liegen.“ Boscovich und Fechner haben das verkannt und ſich in den Widerſpruch verwickelt, die Atome trotz ihrer Ausdehnungsloſigkeit immer noch für etwas Stoffliches zu halten.

Außerdem findet es Hartmann fehlerhaft, daß Boscovich nur eine Art von Atomen kennt und ihr Spiel daraus erklärt, daß ſie ſich auf molare Entfernungen anziehn, auf kleinſte Entfernungen abſtoßen, und daß die Anziehung mit der Entfernung abnimmt, die Abſtoßung mit der Annäherung wächſt. Hartmann nimmt mit der Mehrzahl der heutigen Phyſiker zwei Arten von Atomen an, Körper- und Ätheratome. Körperatome ziehn alle Atome an, Ätheratome ſtoßen alle Atome ab. Körper- und Ätheratome ſtoßen ſich auf Molekularentfernungen ab, während ſie ſich auf molare Entfernungen anziehn. Das iſt jedoch nicht ſo zu verſtehn, als ob ſie mit der Entfernung ihr Verhalten änderten; was ſich ändert, das iſt nur die Wirkung ihres ſich immer gleichbleibenden Verhaltens. In unmittelbarer Nähe überwiegt die abſtoßende Kraft der Ätheratome, bei weiter Entfernung die anziehende Kraft der Körperatome. Körperatome und Körperatome ziehn einander immer an, Äther- und Ätheratome ſtoßen einander immer ab. Zwei Körperatome können nie in einen Punkt zuſammengepreßt werden, weil die ſie auseinanderhaltende Abſtoßung der zwiſchen ihnen liegenden Ätheratome, die man ſich wie eine auseinanderhaltende Feder denken mag, unüberwindlich ſtark iſt; darauf beruht die Ausdehnung der Materie. Das Atom iſt nach Hartmanns Beſchreibung ein höchſt wunderbares Weſen. „Wirken kann das Atom im geſamten Raum bis ins Unendliche außer in ſeinem Ausgangspunkt, dem jeweiligen Ort ſeine Kraftzentrums. Dies iſt der einzige Punkt des ganzen Raumes, in dem es ſchlechthin wirkungsunfähig iſt.“ Denn denken wir uns, das Anziehungsſtreben zweier Körperatome ſei erfüllt, ſie ſeien in einem Punkt zuſammengefallen, ſo kann an dieſem Punkte weiter nichts vorgehn. „Nennt man dieſen Ort den Sitz des Atoms, ſo hat es in ſeinem Sitz nur ein imaginäres oder fiktives Daſein, aber kein wirkliches, weder ein aktuelles noch ein potentielles.“ Wirklich wird es außerhalb ſeines Sitzes nach allen Richtungen hin, in denen es andre Atome treffen kann, und der Durchſchnittspunkt dieſer Richtungen iſt eben ſein Sitz. Als ein Weſen, von dem Kraftwirkungen ausgehn, nennt es Hartmann eine Dynamide. Dieſe beweglichen Dynamiden ſind das einzige Reale in der unorganiſchen Natur. Die Kraft ſelbſt, als die hypothetiſche Urſache der Kraftwirkungen, iſt unräumlich zu denken. Und nun kommt das Wunderbare! „Da die potentielle Realität der Dynamiden den ganzen Raum erfüllt, ſo ſind alle Dynamiden ineinander, obgleich ihre homologen Punkte [warum er die oben bezeichneten Durchſchnittspunkte, die doch ohne Zweifel gemeint ſind, homologe Punkte nennt, iſt mir nicht deutlich] ſich nicht decken. Die Fernwirkung verliert damit alles Auffallende, weil die Entfernung zweier Dynamiden nur zwiſchen ihren homologen Punkten gemeſſen wird, ſie in toto aber ineinanderfallen und denſelben Raum einnehmen.“

Hartmann nennt dieſe Konſtruktion der Materie Dynamismus und ſetzt

ihm die Energetik Oſtwalds und Machs und die von Hertz ausgebildete Hylokinetik entgegen. Die drei Ausdrücke beſagen, daß bei der Meſſung und Berechnung phyſikaliſcher Erſcheinungen zu den beiden Größen Weglänge und Zeitdauer als dritte hinzugenommen wird entweder die Kraftäußerung, oder die Energie, oder die Maſſe. Energie wird das halbe Produkt aus der Maſſe und dem Quadrat der Geſchwindigkeit genannt, Kraftäußerung das Produkt aus Maſſe und Beſchleunigung. Je nachdem die eine oder die andre dieſer drei Größen bevorzugt wird, werden die andern beiden als abgeleitete behandelt. „Faßt man mit den Energetikern die Energie als den urſprünglichen Begriff auf, ſo ſind Maſſe und Kraftäußerung abgeleitete Begriffe, nämlich Maſſe das Verhältnis der Energie zum halben Geſchwindigkeitsquadrat, und Kraftäußerung das Verhältnis [der Energie] zu der Raumſtrecke, die durchlaufen werden muß, um dieſes Quantum Energie zu entfalten, beziehungsweiſe zu vernichten.“ Der Unterſchied iſt alſo zunächſt nur ein Unterſchied von Rechenmethoden, und die Wahl der drei Methoden hängt davon ab, welche von ihnen zur Löſung einer vorliegenden Aufgabe am bequemſten erſcheint. Aber dieſe verſchiednen Methoden neigen verſchiednen Hypotheſen zu, und die Unterſchiede machen Miene, ſich ins Metaphyſiſche auszuwachſen. Die atomiſtiſche Naturerklärung hat alle Veränderungen auf Ortsveränderungen der Atome zurückgeführt, die Mechanik zu einer Molekularmechanik erweitert und ſo die Umwandlung einer Energieform in die andre begreiflich gemacht, indem ſie z. B. lehrt, daß, wenn der fliegende Stein ein Hindernis trifft, ſich ſeine molare Raumbewegung in ſehr kleine räumliche Bewegungen der getroffnen Holz- oder Eiſenteile umſetzen, in räumliche Bewegungen, Schwingungen, die wir als Wärmeempfindung wahrnehmen können. Die Energetiker dagegen betrachten die Energie als etwas Subſtantielles, und die verſchiednen Energieformen als qualitativ verſchiedne Dinge, die nicht auf Molekularmechanik zurückgeführt werden können. Damit ſind ſie die atomiſtiſche Hypthеſe los — wollen ſie ſich doch, wie oben bemerkt wurde, auf Hypotheſen womöglich gar nicht einlaſſen —, haben dafür aber die ſubſtantielle Energie eingetauſcht, die doch wohl auch eine Hypotheſe genannt werden muß, und die man ſich nicht einmal vorſtellen kann, während die Molekularbewegungen wenigſtens vorſtellbar ſind. Hartmann wirft den Energetikern vor, daß ſie die Energie für einen metaphyſiſchen Erklärungsgrund halten, während doch die verſchiednen Energieformen nur Gruppen von Erſcheinungen ſind. Die Hylokinetik endlich iſt, auch wenn ſie rechneriſch richtige Reſultate ergiebt, nach Hartmann deswegen unhaltbar, weil ſie in den überwundnen Begriff der Stofflichkeit der Materie zurückfällt. Die Sache ſcheint ſo zu liegen, daß, nachdem die Geſetze für die chemiſchen, elektriſchen, optiſchen und Wärmeerſcheinungen gefunden ſind, die atomiſtiſche Hypotheſe entbehrt werden kann, daß aber ohne ſie jene Geſetze nicht hätten gefunden werden können. Den Vorzug der Vorſtellbarkeit behält ſie vorläufig, ſolange nicht eine neue brauchbare von gleicher Vorſtellbarkeit gefunden wird. Gewiß iſt mit ihr noch nicht das letzte Wort geſprochen. Sie wird noch von einer andern Seite her bedroht. Chemiker haben entdeckt, daß die Trennſtücke aufgelöſter Molekeln elektriſch geladen ſind. Man nennt ſolche elektriſche Molekel-

teile Jonen, und nach Reinke werden von manchen dieſe Jonen für Verbindungen von Atomen chemiſcher Elemente mit elektriſchen Atomen gehalten, ſodaß alſo poſitive und negative Elektrizität als chemiſche Elemente behandelt werden, und die Meinung, die längſt für überwunden galt, wieder auftaucht, poſitive und negative Elektrizität ſeien zwei Flüſſigkeiten. Hartmann hält es für möglich, daß man ſich durch weitere ſolche Entdeckungen genötigt ſehen werde, auch in der Optik zu Newtons Emiſſionstheorie zurückzukehren, alſo das Licht für ein Element zu halten, glaubt aber, daß in dieſem Falle die Undulationstheorie nicht preisgegeben, ſondern mit jener verbunden werden werde. Es mag zum Schluß noch daran erinnert werden, daß es Kant iſt, der die dynamiſche Konſtruktion der Materie begründet hat. Liebmann faßt (Gedanken und Thatſachen II, S. 129) Kants Lehre in folgenden Sätzen zuſammen. „Alles Materielle iſt undurchdringlich; Undurchdringlichkeit aber beruht auf dem Widerſtand oder der Repulſion, die ein Körper oder Körperteilchen oder punktuelles Kraftzentrum auf andre Körper oder Körperteilchen oder punktuelle Kraftzentra ausübt. Wäre nun dieſe Repulſion die einzige der Materie zu Grunde liegende Kraft, ſo würde das Materielle, da ſich die Monaden abſtoßen, im unendlichen Raume zu unendlich geringer Dichtigkeit verflüchtigen müſſen, und es würde alſo leerer, nicht erfüllter Raum zuſtande kommen. Darum bedarf es einer zweiten, die Abſtoßung einſchränkenden Grundkraft, der Attraktion, die die Verflüchtigung hindert. Wirkte die Attraktion allein, ſo würde ſich das Materielle in einem einzigen Punkte zuſammenziehn, folglich, ebenſo wie bei alleiniger Wirkſamkeit der Repulſion, ein leerer Raum, aber kein Körper zuſtande kommen. Wenn aber Attraktionskraft und Repulſionskraft, ſich gegenſeitig einſchränkend, in geſetzlich beſtimmter Weiſe zuſammenwirken, dann entſteht das, was man einen Körper nennt. Die Körper ſind krafterfüllte Räume voll raumerfüllender Kräfte.“ Liebmann bemerkt zu dem letzten Satze: „Das iſt ein Pleonasmus, aber er iſt beabſichtigt.“

(Schluß folgt)

# Griechiſche Reiſeſkizzen

## 3. Attiſche Tage

Während die Südländer vorwiegend Stadtmenſchen ſind und ihr Hauptvergnügen darin finden, abends auf der Piazza ihrer Stadt zuſammenzuſtehn, oder in den Straßen zu flanieren, oder auf dem Trottoir vor einem Café ſtundenlang bei einem einzigen Getränk zu konverſieren und Zigaretten zu rauchen, treibt es uns Nordländer, wo wir auch hinkommen, in die Weite. Wir können keinen Berg ſehen, ohne von heißer Sehnſucht, ihn zu beſteigen, ergriffen zu werden, keinen Wald,

ohne das Bedürfnis zu empfinden, ihn zu durchstreifen, kein fließendes Gewässer, ohne den Wunsch zu hegen, womöglich seine Quelle auszuspüren. Im Süden habe ich diese Sehnsucht sogar immer doppelt stark empfunden. An unsre mitteldeutschen Gebirge ist man bald gewöhnt; wie das eine aussieht, so sieht ungefähr auch das andre aus. Auch die Alpen haben durchaus nordischen Charakter. Im Süden aber ist alles anders, nicht nur die Vegetation und der Charakter der Bergformation, sondern auch der Himmel und die Luft. Man sieht bei der großen Klarheit der Atmosphäre meilenweit ins Land hinaus; Berge erheben sich fast greifbar nahe, alle ihre Falten und Schluchten treten unumschleiert zu Tage. Das zieht mächtig an, täuscht freilich auch nicht selten über die Entfernung. Man rückt am frühen Morgen aus und denkt, zu Mittag zurück zu sein, aber der Berg lockt zwar immer in gleicher Klarheit, scheint aber beständig vor dem Wandrer zurückzuweichen, man kommt ihm nicht näher.

Wir Nordeuropäer sind von Haus aus geneigt, die Umgegend jeder Großstadt für hochkultiviertes Land zu halten, wo es an jedem einigermaßen schönen Punkte großartige Vergnügungsetablissements giebt, und man zum mindesten überall anständige Verpflegung und Unterkunft findet. Wer mit solchen Ideen von Athen aus Ausflüge aufs Land unternimmt, wird eine furchtbare Enttäuschung erleben. Einzig und allein die langgezogne Hafenbucht des Phaleron am Fuß der Munychia, wo die Athener ihr sommerliches Seebad haben, und wohin auch eine Trambahn führt, ist mit einem modernen Restaurant und sogar mit einem Sommertheater versehen. Auch in dem hübschen Villenort Kephisia, wo die wohlhabenden Athener ihre Villeggiaturen abzuhalten pflegen, giebt es erträgliche Gasthäuser. Im übrigen aber hört die Kultur auf, sobald man über das Weichbild der Stadt hinauskommt. Da findet man nur armselige Dörfer mit elenden Lehmhütten und ganz primitiven Schenken, in denen es außer stark reziniertem Wein, Mastixschnaps und dem würfelförmigen, weichlich schmeckenden, stark parfümierten Lukumi schlechterdings nichts giebt. Man muß also bei jedem größern Ausflug seinen Proviant und Wein mitnehmen.

Eine Annehmlichkeit dagegen, die besonders den von Italien und Sizilien kommenden höchlichst anmutet, ist es, daß man in Griechenland nur wenig von Bettlern belästigt wird. Auch ist die Fremdenbrandschatzung durch allerlei kleine Dienste und Verkaufsgegenstände, wie sie jenseits des ionischen Meeres so üppig in Flor steht, hier ungleich weniger ausgebildet. Die Griechen machen durchweg den Eindruck einer wohlhabendern und darum anständigern Nation als die Süditaliener. Und doch sind ihre Staatsfinanzen mindestens ebenso zerrüttet wie die italienischen, wahrscheinlich aber noch weit mehr, was sich schon darin ausspricht, daß die Papierdrachme, die den nominellen Wert eines Franken, also von 80 Pfennigen, hat, auf nicht viel über 50 Pfennige im Kurse steht. Deshalb kommen alle europäischen Industrieerzeugnisse dem Fremden auf den ersten Blick sehr teuer vor. Man denkt zunächst nur an den Nennwert. Als ich mir für die Peloponnesreise in einem der ersten Geschäfte eine wollne Decke kaufte, prallte ich bei der Nennung des Preises saranda pende (45) ordentlich zurück, und doch war die Decke mit etwa 23 Mark keineswegs zu teuer bezahlt. Dieser geringe Kurs der Papierdrachme macht das Leben in

Griechenland auch so billig, indem die schon an sich nicht hohen Preise für Lebensmittel, Getränke, Wagenfahrten für unsre Geldempfindung immer noch auf die Hälfte reduziert werden müssen.

Der Grund der verhältnismäßigen Wohlhabenheit und Zufriedenheit des griechischen Volks ist neben dem geringern Steuerdruck wohl hauptsächlich in den bessern sozialen Verhältnissen zu suchen. In Griechenland ist der größte Teil des Areals bäuerlicher Mittel- und Kleinbesitz, es giebt nur wenig oder keine Latifundien, die bekanntlich schon zur Römerzeit Italiens Gemeinwohlstand vernichtet haben, es giebt auch nicht die höllischen Pachtverhältnisse, die den italienischen Landbauer in so vielen Gegenden zwingen, den besten Teil seiner Arbeitskraft für einen nichtsthuenden Gransignore zu erschöpfen. Man denke jedoch nicht, daß die Griechen etwa ein besonders ehrliches Volk wären. Vor kleinern Betrügereien im Handel und Wandel ist man keineswegs sicher. Die Griechen waren schon im Altertum verschmitzt und zum Betrügen geneigt, der „vielgewandte" Odysseus, dem man alles nachrühmen kann, nur nicht gerade Ehrlichkeit, war eines ihrer Heldenideale, und lange Knechtung unter dem türkischen Joche hat das Volk auch nicht biedrer und rechtschaffner gemacht, denn „die Hälfte der Tugend nimmt Zeus dem Manne, wenn ihn der Tag der Knechtschaft ergreift." Aber die Griechen zeigen im Verkehr mit Fremden nicht die kriechende und doch unverschämte Aufdringlichkeit und nicht die plebejische, winselnde Klettenhaftigkeit des Süditalieners. Wie stark die Griechen mit Slawen und Albanesen gemischt sind, ist bekanntlich eine offne Frage, aber eine reinere und edlere Rasse stellen sie jedenfalls dar als das aus dem Abhub des Orients und des Occidents zusammengebraute Völkergemisch Unteritaliens. Darum ist ihre Haltung und ihr ganzes Auftreten stolzer und selbstbewußter. Nach diesen Vorbemerkungen komme ich zu den attischen Tagen selbst.

Als bloßer Spaziergang ist zu rechnen die Besteigung des Lykabettos, des steilen Kegels, der mehr noch als die Akropolis das Wahrzeichen Athens ist. Von dem Gipfel, den eine Kapelle des heiligen Georg krönt — bei uns würde es ein fashionables Restaurant sein —, genießt man eine herrliche Rundsicht, die im Baedeker teilweise abgebildet ist. Sie ist das Gegenstück zur Akropolisaussicht, ist nur ungleich umfassender, weil der Lykabettos 277 Meter, über 100 Meter höher ist als die Akropolis (156 Meter). Wer das Frühaufstehn nicht scheut, der wird gut thun, sich von hier einmal den Sonnenaufgang anzusehen. Der ist hier dem Sonnenuntergang vorzuziehn, weil bei ihm die Lichtseiten der Akropolis und der Stadt dem Beschauer zugekehrt sind.

Ein schon bedeutend weiterer Spaziergang ist der nach Kloster Daphni, der hin und zurück etwa vier Stunden in Anspruch nimmt. Man kommt am Dipylon vorbei und durchschreitet auf der einst heiligen Straße nach Eleusis den herrlichen Ölbaumhain, den der Kephissos, „der Gartenfluß" — das bedeutet der Name — tränkt. Hier kann man uralte knorrige Bäume bewundern, und die künstliche Bewässerung ermöglicht dem Bauern, unter den blaßgrünen Blättern der Olivenbäume auch noch Wein oder Getreidefrucht zu ziehn. So-

bald aber das ansteigende Terrain keine Rinnsale mehr zuläßt, beginnt dürres und wenig ergiebiges Land, und die Königliche Pulverfabrik mit ihrem Schornstein drückt dann weiter der Landschaft den Stempel trostloser Prosa auf. Nur einige Grundbaureste der Grabdenkmäler, von denen einst die ganze Straße eingefaßt war, erinnern, daß man hier in klassischem Lande ist.*)

Das Kloster liegt ziemlich auf der Höhe des Passes, der durch das Ägaleosgebirge westwärts nach Theben und nach dem Isthmos führt. Es ist auf antiken Grundmauern errichtet. Ursprünglich stand hier ein Tempel des Apollo, mit Namen Delfina, dann wurde eine byzantinische Klosterkirche daraus, die dem heiligen Basilius geweiht war. Dann erschienen im Mittelalter französische Zisterziensermönche und führten ihren heiligen Benedikt dort ein. Drei Jahrhunderte später verdrängte diesen wiederum der heilige Basilius. Jetzt ist die Kirche von keinem Heiligen mehr bewohnt, verfallen und reizlos. Nur einige verblaßte Goldgrundmosaiken, besonders ein steifer und strenger Christuskopf, zeugen noch von der ehemaligen Pracht und Würde. Im übrigen ist außer vielem Gemäuer und einigen Sarkophagen mit fränkischen Wappenbildern nichts Sehenswertes mehr vorhanden. Gegenüber dem Kloster war ein Zeltlager aufgeschlagen für griechische Truppen, die dort Schießübungen abhielten. Die Soldaten hatten aber keinen Dienst, sondern lagen faul umher, und die beiden dürftigen Schenken am Wege wimmelten geradezu von Zigaretten rauchenden Offizieren.

Man thut gut, von dem Kloster noch eine halbe Stunde weiter zu gehn. Da hat man zuerst die Bucht von Eleusis vor sich, die hier wie ein rings von Bergen eingefaßter Rundsee aussieht, bis plötzlich die Straße nach rechts schwenkt, und man nun mit einemmal die thriasische Ebne vor sich hat, die zusammen mit der eleusischen Bucht eine abgeschlossene Landschaft von großartiger Einfachheit und feierlicher Ruhe, ohne sichtbare Verbindung mit der Außenwelt bildet. Hier ist die Stelle, wo der Ackerbau auf Erden seinen Ursprung genommen hat. Die Göttin Demeter selbst hat ihn den Bewohnern dieser fruchtbaren Ebne gelehrt. Ihr waren deshalb die berühmten, von Schiller besungnen Mysterien von Eleusis geweiht. Jetzt ist Lessina ein elendes Albanesendorf; doch sind in den achtziger Jahren die Propyläen und der große Weihetempel wieder aufgegraben worden, und es verlohnt sich schon, mit der Eisenbahn einmal hinüberzufahren und sich zwischen den mächtigen Säulenstümpfen mysteriös oder im Heiligtum des Hades unterirdisch anhauchen zu lassen.

Ein Ausflug, den wohl kein Athenreisender unterläßt, ist der nach dem

*) Zu diesen gehören die Reste des Denkmals der berühmten Hetäre Pythionika, der Freundin der spätern Gattin des Harpalos, des Günstlings Alexanders des Großen, der mit den ungeheuern Schätzen, die er aus Babylon entwandt hatte, nach Athen gekommen war und dort mit seinem Geld alles erreichte, was er wollte. Für das Grabdenkmal seiner Geliebten zahlte er 100 Talente (450000 Mark nach unsrer Währung, dem Werte nach aber das Fünfsache), wovon der Architekt Charikles allein 30 Talente erhielt. Das Denkmal war ein kleiner Tempel der „Aphrodite-Pythionike.“ Er lag genau da, wo der von Eleusis kommende Wandrer zum erstenmal die Zinnen der Akropolis erblickte. Dadurch lassen sich die Reste, die übrigens höchst unbedeutend sind, mit ziemlicher Sicherheit feststellen; sie liegen links vom Wege dicht vor dem Eintritt in den eigentlichen Paß.

Piräus, und wenn es sein kann, nach der Insel Salamis. Mit dem Piräus steht und fällt Athen als Groß- und Handelsstadt. Die zackige Halbinsel war ursprünglich eine Insel und ist noch jetzt durch sumpfiges Gelände von der Stadt getrennt; schon der Name bezeichnet das „jenseits (peras) gelegne." Auf der Höhe von Munychia thronte der König „Einsam" (munos). Die paar athenischen Handelsschiffe, die es bis zu den Perserkriegen gab, ankerten auf der offnen Reede des Phaleron, der sich damals weiter landeinwärts erstreckte als jetzt. Themistokles und dann Perikles befestigten den Piräus, bauten seine Hafenanlagen aus und verbanden ihn durch die langen Mauern mit der Hauptstadt zu einem einzigen unangreifbaren Festungskomplex. Aus der kleinbürgerlichen Ackerstadt erwuchs nun rasch die seebeherrschende Welt- und Handelsstadt und behauptete etwas von dieser großen Stellung trotz aller Niederlagen und Schicksalswechsel, auch unter makedonischer und römischer Herrschaft, bis der Piräus von Sulla im Jahre 86 zerstört wurde. Von da an war Athen nur noch Kunst- und Studienstadt.

Als 1835 die Regierung von Nauplia nach Athen verlegt wurde, bestand der Piräus nur aus einigen elenden Fischerhütten, und sogar sein alter Name war der venetianischen Bezeichnung Porto Leone (Löwenhafen) gewichen. Jetzt ist der Piräus aus seinen Trümmern neu erstanden und in noch rascherm Wachstum begriffen als die Hauptstadt selbst, er hat heute schon über 60000 Einwohner und hat die übrigen griechischen Hafenstädte, sogar Syra und Patras, überholt. Er ist einer der besten Häfen, die es überhaupt giebt, und vermag auch die schwersten Linienschiffe unsrer Zeit aufzunehmen. Die Stadt zeigt natürlich ihren modernen Ursprung auch in ihrer Anlage, sie besteht aus lauter regelmäßigen Häuserquadraten, zwischen denen sich geradlinige Straßen rechtwinklig schneiden — ein langweiliges, unerfreuliches Nest mit vielen Kneipen und Magazinen. Aber die noch aus der alten Zeit vorhandnen Baureste und mehr noch die natürliche Beschaffenheit der Häfen selbst machen einen Besuch des Piräus für jeden, der sich ein wirklich lebendiges Bild vom Gange der athenischen und also der griechischen Geschichte machen will, zu einer unerläßlichen Notwendigkeit.

Herr Dr. Wilhelm, der Sekretär des österreichischen archäologischen Instituts in Athen, der, von inschriftlichen Arbeiten ausgehend, auch die alte Geschichte und Geographie in den Kreis seiner Studien gezogen hat, ein noch junger, äußerst tüchtiger und thätiger Mann, lud die in Athen anwesenden deutschen und österreichischen Archäologen an einem schönen Apriltage zu einer Besichtigung des Piräus unter seiner sachkundigen Führung ein. Wir mieteten am Phaleron eine genügende Anzahl Wagen und umfuhren die Befestigungen der Landseite bis zur Halbinsel Eetionea, wo zwei prachtvolle Rundtürme unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Leider wurde der belehrende Vortrag unsers Führers hier sehr durch einen angetrunknen Landsmann gestört, der von unten beständig heraufrief: „Glaubts nicht, das ist der Satan, Lucifer spricht aus dem," bis er endlich abschwankte. Solche Szenen können einem besonders im Auslande die Schamröte ins Gesicht treiben. Denn wer sich vor einem fremden Volke blamiert, der blamiert zugleich seine Nation.

Von Eetionea aus kann man auch am besten die Verschlußmauern des Hafens betrachten, die im wesentlichen noch heute die des Themistokles sind. Doch sind neue im Bau begriffen, eine beträchtliche Strecke weiter auswärts, durch deren Vollendung der Hafen eine ansehnliche Vergrößerung erfahren wird. Wir bestiegen dann von neuem unsre Wagen und fuhren auf der breiten Fahrstraße zwischen Gebirge und Meer zunächst bis zum Throne des Xerxes, einem vorspringenden Felsen, von dem aus dieser König der Schlacht zugeschaut haben soll, und dann weiter zur Fähre gegenüber Salamis. Hier liegt am Fuße des Berges eine einsame primitive Schenke, deren Laube heute jedoch mit harmlos fröhlichen Sonntagsgästen, Männlein und Weiblein, besetzt war. Man erfreute sich an dünner klimpernder Guitarrenmusik. Es kann gar nichts Graueres geben auf Erden als die fast vegetationslosen Kalkberge des Festlandes sowohl wie der Insel, die sich hier in halbstündiger Entfernung gegenüber liegen. Die Landschaft würde einfach trostlos sein, wenn sich nicht das Meer gerade hier von seiner allerblausten Seite zeigte — ich erinnere mich nicht, es je wieder so ultramarin, so „übermeeresblau" gesehen zu haben. Ein frischer Wind blähte das Segel unsers Fährbootes, und bald setzten wir den Fuß an den heiligen Strand von Salamis. Wir stiegen sofort den Hügel hinauf, auf dem ehemals die alte Stadt Salamis gelegen hat, und hatten nun die Ambelakibai vor uns, in der die hellenische Flotte den Angriff der persischen erwartete.

Der Zweck unsrer Exkursion war der, uns an Ort und Stelle die Unmöglichkeit der Annahme deutlich zu machen, die früher allgemein war, und der selbst namhafte Gelehrte zum Teil noch heute anhangen, daß die eine Hälfte der persischen Flotte, um die Griechen einzuschließen, die ganze Insel umsegelt habe. Das scheitert schon daran, daß das Manöver viel zu lange gedauert haben würde und ganz unnötige Schwierigkeiten und Gefahren mit sich gebracht hätte. Die Phönizier fuhren vielmehr vom Piräus her einfach am Festlande entlang und schlossen die Meerenge nach der eleusischen Bucht zu ab, während die Jonier die Durchfahrt nach dem Piräus zu bewachten. Die Griechen hatten somit gegen zwei Fronten zu kämpfen, aber ihr rechter Flügel war durch die lange, felsige Landzunge von Kynosura gedeckt. Die ganze Gegend zeigte sich uns in dem leuchtenden Glanz der Sonne wie plastisch ausgearbeitet. Jede Klippe, jede Insel trat goldumrändert aus dem blauen Gewässer hervor, und die Phantasie konnte sich den furchtbaren Kampf, wo „Schiff in Schiff den ehernen Stachel einschlug, und jeder trieb den Kiel auf Feindes Kiel," leicht ausmalen. Des Äschylos grandiose Schilderung, die uns Wilhelm vorlas, machte hier an Ort und Stelle doch einen andern Eindruck als im Hörsaale der Berliner Universität, wo sie uns Moritz Haupt dereinst kritisch interpretierte. Auch auf einen großen Tumulus am Strande wies Wilhelm hin, anscheinend ein Massengrab. Es war noch nicht geöffnet worden, aber Wilhelm hoffte durchzusetzen, daß die griechische Regierung es untersuchen ließe, und erwartete manchen Aufschluß davon. Wie man hört, ist die Sache inzwischen auch in die Wege geleitet worden.

Nach etwa zweistündigem Aufenthalt auf der „göttlichen Salamis" rauschte

unſer Kiel wieder zum Fährhaus zurück. Hier verzehrten wir unter dem Holzdach vor dem Hauſe unſre mitgenommnen Vorräte und ſahen das Schlachtfeld oder vielmehr Schlachtmeer von der andern, der perſiſchen Seite. In raſcher Fahrt führten uns unſre Wagen dann zum Piräus zurück. Unſre Reiſekaſſe war reich genug, jedem im „Volksgarten," dem großen Gartenlokal des Piräus, noch einen Kaffee zu gewähren, ja es wurde verkündigt, daß die Hälfte von uns ſich noch die Stiefel wichſen laſſen dürfe. Da rief plötzlich alles nach den Luſtri (Schuhputzjungen), und jeder ſtreckte ſeine Füße nach vorn, um zuerſt dranzukommen und des dargebotnen Rieſenvorteils nicht verluſtig zu gehn.

Zu Fuß gingen wir dann zu dem Theater aus helleniſcher Zeit, fuhren dann auf einem großen Boote quer über die kreisrunde, kleine, faſt geſchloſſene Bucht von Zea und bewunderten an der andern Seite die Reſte der antiken Schiffshäuſer. Jedes Schiff hatte ſeinen beſondern ſteinernen Stand und war durch eine Säulenreihe vom Nachbar getrennt. Während wir aus der perikleiſchen Zeit faſt gar nichts von der attiſchen Marine wiſſen, kennen wir ihre Verhältniſſe aus der Zeit des Lykurg (von Chäronea 338 an), aus der auch die ſchönen Schiffshäuſer ſtammen, ziemlich genau. Inſchriften belehren uns, daß es damals im Piräus 94, in Munychia 82, in Zea aber gar 166 ſegelfertig ausgerüſtete Schiffe gab. Es muß alſo der größte Teil der Bucht von ſolchen Schiffshäuſern umgeben geweſen ſein.

Unmittelbar über Zea erhebt ſich ſteil die Höhe von Munychia, die wir jetzt hinanſtiegen. Von oben ſieht man die Häfen Athens wie auf einer Landkarte. Der weite blaue Buſen von Phaleron und die kleine, ſich eng an den Felſen ſchmiegende Bucht von Munychia lagen vor uns, Zea und in weiterer Entfernung Stadt und Hafen des Piräus hinter uns. Auch die Ausſicht auf Athen, auf die braunen attiſchen Gebirge und auf die kühn geſchwungne Küſtenlinie des alten Phaleron iſt unſagbar ſchön. Oben auf der Höhe ſteht ein Kirchlein des heiligen Elias, gegen das von allen Seiten neugebaute Häuſer in langen Linien wie zum Sturm anrücken. In einigen Jahren wird ohne Zweifel die ganze Höhe von Munychia bebaut ſein. Es wurde hier übrigens auch dem nicht militäriſch geſchulten Auge ſofort klar, welche ungeheuern Schwierigkeiten der Angriff der dreißig Tyrannen auf die Stellung des Thraſybul hier oben haben mußte, da er auf einer von Häuſern eingefaßten Straße erfolgte, die eine Entwicklung der oligarchiſchen Übermacht verhinderte. Der Aufſtieg iſt in der That ſo ſteil, daß die hintern Reihen der Verteidiger über die Köpfe der vordern wegſchießen können. Sehr ſteil war auch unſer Abſtieg nach dem Phaleron zu, wo wir dann von der weitausgebauten Landungsbrücke aus den köſtlichen Seeduft einſogen. Gern hätten wir ein Bad genommen, aber die Seebäder waren noch nicht eröffnet. Auch waren die Plätze vor den Reſtaurants noch zum größten Teil leer. Denn das atheniſche Publikum ebenſo wie das italieniſche hält das Meer erſt von einer Temperatur an für badefähig, die es uns Nordländern ſchon wieder ungenießbar macht. Die Saiſon beginnt erſt Ende Mai oder Anfang Juni.

Bevor die Freiheitsmänner unter Thraſybulos den Piräus überrumpelten,

hatten sie sich bekanntlich von Theben aus des Grenzkastells Phyle durch Überfall bemächtigt. Ein Ausflug zu diesem interessanten Punkte ist sehr lohnend, nimmt aber einen vollen Tag in Anspruch. Ich hatte im Hotel einen deutschen Gymnasialprofessor getroffen, der über Konstantinopel und Smyrna nach Athen gekommen war, und zwar in Begleitung zweier junger Leute, von denen der eine ein erst kürzlich der Schule entsprungner Student, der andre sogar noch Gymnasiast war, der sich seine Osterferien um einige Wochen hatte verlängern lassen. Wo will das noch hinaus mit unsrer Bildung, wenn sogar schon unsre Gymnasiasten Ferienreisen nach Griechenland und dem Orient unternehmen? Welche herrliche, nie geträumte Zukunft öffnet sich da unsern höhern Schulen! Diese jungen Leute trafen wir nebenbei bemerkt später während der Peloponnesreise an verschiednen Punkten wieder, z. B. in Mykenä, Argos, Messenien. Sie hatten sich von ihrem Mentor getrennt und reisten nun auf eigne Faust im Peloponnes herum, ein nachahmenswertes Beispiel für unsre blasierten Pflastertreter und Kaffeehausjünglinge, denen schon ein Spaziergang vors Thor zu viel ist. Diese beiden Jünglinge kannten also noch vom Unterricht her das Kastell Phyle, und in ihrer Erinnerung umwitterte diese Feste wohl noch ein gewisser freiheitlicher Hauch. Sie schlugen also vor, sie zu besuchen, und wir beiden ältern waren gern zu diesem Ausflug bereit.

Ein zweispänniger Landauer führte also uns vier eines schönen Morgens hinaus in die ausgedörrte attische Ebne; die Oliven des Kephissos waren mit dicker Staublage bedeckt, der Fluß selbst, da wo wir ihn passierten, ohne einen Tropfen Wasser. Neró tipote (kein Wasser), seufzte unser Kutscher. Hier und da drehte ein Maultier verdrossen sein Schöpfrad. Nur Pyrgos, das ehemalige Mustergut der Königin Amalie, war mit seinem dunkelgrünen Park und seinen hochragenden Cypressen eine erfreuliche Oase in der allgemeinen mattgrauen Färbung, und die Berge verliehen auch heute durch ihre plastische Feinheit, ihre Größe und Klarheit der attischen Landschaft den ihr eigentümlichen Zauber. Bald fuhren wir an den weißglänzenden Häuserchen von Epano-Liossia vorbei in die Vorberge des Parnes hinein. Der Weg wurde hier miserabel, und bei den ersten Häusern von Chassia mußten wir aussteigen und den Wagen zurücklassen. Der Schenkwirt des Dorfes schleifte uns einen halbwüchsigen Burschen heran als den, der uns führen sollte. Nach einigem Feilschen, bei dem der Kutscher entschieden unsre Partei nahm, kamen wir auf einen Führerlohn von vier Drachmen überein. Währenddessen kamen zwei überaus häßliche Weiber mit einigen überaus schönen Stickereien an uns heran; es funkelte nur so von Goldfäden und gelber Seide. Da diese Jüngerinnen der kunstsinnigen Pallas Athene nur albanesisch sprachen, so konnten wir mit ihnen nur durch Zeichen verhandeln, auch hatten wir zum Kauf keine Lust. Denn die beiden jungen Leute hatten selbstverständlich kein Geld, der Gymnasialprofessor war unvermählt und unverlobt, hatte also keine Veranlassung, Dinge zu kaufen, die Frauen gefallen, und ich war für einen teuern Luxuskauf längst zu nüchtern und verständig. Wir brachen also das Zeichengespräch ab und traten unsern Marsch an.

Wir wanderten hier durch den alten Gau von Acharnä, dessen Bewohner in den Waldungen des Parnes als Holzfäller und Kohlenbrenner ein hartes Dasein führten, dafür aber auch als die kräftigsten und freiheitsliebendsten Bewohner Attikas bekannt waren. Gleich hinter Chassia glaubten wir auf eine Zigeunerhorde zu stoßen. Es waren aber nur die Weiber dieses Ortes, die hier ihre große Osterwäsche abhielten, die einzige, die sie im ganzen Jahre zu halten pflegen, dann aber gründlich. Hinter einer verfallnen Mauer, wo es Schutz gegen den Wind gab, brannte eine Anzahl Reisigfeuer, über denen Kessel hingen. Natürlich war in der Nähe auch eine Quelle mit Brunnen. Die beiden Stickerinnen waren noch Göttinnen gewesen gegen die Schauergestalten, die hier um diese Feuer ihr Wesen trieben, Wasser schleppten und auf Steinen die einzelnen Wäschestücke weiß schlugen. Jede, wie sie da war, hätte auf der Bühne als Meisterin der Hexenküche im Faust Furore gemacht. Dennoch ließen wir uns von ihnen mit Lust aus frisch gefüllten Eimern den köstlichen Labetrunk kredenzen. Denn es war schon jetzt, etwa um zehn Uhr, drückend heiß.

Nun ging es energisch den Parnes hinan. Überall blendendes Felsgrau, auf dem Wege, in den zerrissenen Schluchten, an den steilen, glatten Wänden. Hoch über uns wurde das Gebirge von der gewaltigen Felswand gekrönt, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Streitwagen „das Harma“ hieß, und die von der Akropolis aus so scharf ins Auge springt. Sie diente den athenischen Sehern als Augenpunkt für ihre Blitzbeobachtungen. Immer glatter, steiniger und steiler wurde der Weg, unser Schweiß floß bald in Strömen. Die dürftigen, von dicken Raupennestern bedeckten Kiefern gewährten keinen Schatten, und neró tipote. Von den buntfarbigen Anemonen, die nach den Reisebüchern hier die Thäler bedecken sollen, war schlechterdings nichts zu sehen, sogar der Rasen war „so braun und dürr,“ und meine drei Wandergenossen waren unbeschadet aller ihrer guten Eigenschaften keineswegs imstande, mir diese „Heide zum Paradiese“ umzuwandeln. Dazu hätte doch ein andres Wesen gehört.

Als eine wahre Wohlthat begrüßten wir es darum, als wir plötzlich das kleine Monastiri zur Panagia ton kliston, zur „Mutter Gottes im Engpaß“ vor uns erblickten. Tief eingebettet in einer engen Falte des Berges und von immerwährendem Wasser benetzt bot es uns mit seinen schattenspendenden Laubbäumen einen erquickenden Ruheort. Zwei steinalte „Kalogiri,“ d. i. schöne Greise — so nennen die Griechen ihre Mönche — begrüßten uns mit Händeschütteln und dem üblichen kalôs orisate (seid willkommen) und labten uns auf dem Holzbalkon mit kühlem Wasser und reziniertem Wein. Die neben dem Wohngebäude liegende kleine Kirche war eng und dunkel und erfüllt mit dem muffigen Weihrauch- und Kerzengeruch byzantinischer Kirchen. Neben diesem unerquicklichen Hauptraum waren noch unerquicklichere Nebenräume, in deren enger Dumpfheit man kaum atmen zu können vermeinte. Welcher Grad von Stumpfsinn oder Resignation gehört dazu, in diesem verborgnen Winkel bei dürftiger vegetarischer Kost, fürchterlichem Wein und ohne geistige Anregung jahrelang zu leben und in dem dumpfen Kirchlein jahrein jahraus dieselben Litaneien herunter zu beten. Was thut man nicht alles, sich den Himmel zu

verdienen! Leider konnten wir in das Seelenleben dieser „Schöngreise“ nicht recht eindringen, da es mit dem gegenseitigen Verstehn recht schwach bestellt war. Doch verstanden wir wenigstens die Frage, ob wir Angli (Engländer) seien, und beantworteten sie gebührend. Nachher begnügte man sich, den gegenseitigen guten Willen durch Gesundheitzutrinken auszudrücken.

(Schluß folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

Erster Teil

12

Das schlimmste war, daß Niels merkte, er müsse zu viel Wein getrunken haben. Er merkte es erst draußen auf der Terrasse beim Kaffee. Er begann stark aus seiner Zigarre zu dampfen und barsch auszusehen.

Einer der jungen Volontäre trat zu ihm.

Sie sind Student? fragte er und stellte sich vor ihn.

Ja, sagte Niels und nahm höflich die Zigarre aus dem Munde.

Hm, äußerte der andre und dampfte stark. „Herr im Reiche der Geister,“ was?

Ach! antwortete Niels. Aber in demselben Augenblick begriff er, daß ihm der andre zu Leibe wolle; deshalb steckte er die Zigarre wieder in den Mund und blies kräftige Rauchwolken hinaus, sodaß sie sich nun beide in die roten Gesichter dampften.

Wohnen Sie in Regensen? fragte der Praktikant und spreizte die Beine.

Ja, antwortete Niels und machte es ebenso. Aber da sich jetzt das Fräulein näherte, zog er seine Beine wieder zusammen und nahm die Zigarre aus dem Munde.

Sagen Sie mir — äh — ißt man den Fisch mit dem Messer — in Regensen? fragte der andre.

Das verstehe ich nicht, antwortete Niels. Aber der andre hatte sich schon auf dem Absatz umgedreht und entfernte sich mit höhnischem Grinsen.

Nein, das verstand ich wahrhaftig nicht, wiederholte Niels vor sich hin und begann darüber nachzugrübeln, aber nun stand Fräulein Lassen neben ihm.

Das muß ich sie fragen, dachte er und begann:

Wollen Sie mir nicht sagen — wollen Sie mir nicht sagen — jawohl, nun hatte er wahrhaftig vergessen, was er wollte! Das war das schlimmste von allem, denn nun konnte doch jedermann deutlich sehen, daß er zuviel getrunken hatte. — Und mit einer großen Anstrengung brachte er eine andre gleichgiltige Frage zusammen.

Wollen Sie mir nicht sagen, es ist wohl unter diesen hier keiner, der Student wäre?

Nein, antwortete Fräulein Lassen nachdenklich. Am ehesten noch, fuhr sie lächelnd fort, der junge Herr Reenberg dort, der Gärtner; er stammt aus einer litterarischen Familie, sagt er — und er dichtet übrigens auch selbst. Er ist erst kürzlich hierhergekommen und ist wohl noch etwas jung für sein Alter, so . . .

Wie? sagte Niels ganz zerstreut, denn nun war ihm wieder eingefallen, was er hatte fragen wollen — es war ja wegen des Fischs — ja, denn er hatte sein Messer zum Fisch essen genommen. Ob das wohl so entsetzlich war, und entdeckt

war es also auch! Ob er sich wohl Fräulein Lassen anvertrauen sollte — — Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er nahm mechanisch ein Glas Kognak, da sah er ihren Blick auf sich gerichtet und setzte das Glas hart wieder nieder — sie schien ihn mißbilligend zu betrachten, während sie sich entfernte, es war ganz gräßlich —

Der junge Reenberg, Gärtner und Dichter zugleich, trat zu ihm; er hatte seinen Namen nennen hören. Er sah gutmütig aus, hatte aber ein rotes Gesicht, und seine Augen funkelten.

Sie sind auch ein Romantiker? Ich kann es Ihnen ansehen; ach, das ist eine Qual, furchtbar.

Ich bin kein Romantiker, antwortete Niels. Ich bin in der „Studentenverbindung."

Dann schreiben Sie also sexuelle Romane? Sie sind glücklich dran, Sie können einen Verleger bekommen.

Ich bin gar kein Schriftsteller, ich studiere Jura.

Ich aber bin leider darauf beschränkt, Romantiker zu sein. Es fehlt einem an den Erlebnissen hier draußen, verstehn Sie. Es kommt nicht viel dabei heraus, daß man hier unter den Bäumen spazieren geht. Nein, nur wer über die sexuellen Fragen der Zeit schreibt . . .

Meinen Sie nicht die „aktuellen"?

Sieh, da geht er seiner Wege! rief Herr Reenberg und deutete auf Engelbrecht. Er geht immer ohne Kognak weg. Ein riesig merkwürdiger Mann. Seine Jugend ist unter den schrecklichsten Ausschweifungen vergangen, ganz über alles Maß, sodaß das Gehirn schließlich versagte; daneben war er auch ein riesiger Philosoph. Er hatte damals schon dieselben Zimmer, haben Sie sie gesehen — nicht? — nein, es giebt wohl niemand, da da hinein dürfte. — Können Sie sehen, daß er *ihm* gleicht?

Welchem „ihm"? Es fing an Niels zu interessieren.

Die andern verneinen es ja, aber ich kann es sehen. In der Vorhalle da, der mit den hervorstehenden Augen, das können Sie doch sehen, das ist der Vater . . . Still . . . Das ist wirklich ein sehr guter Kognak, wenn man dichten soll; wenn man nur einen Verleger hätte! Nein, Sie können es glauben, da ist Stoff genug zu einem richtigen sexuellen Herrenhofroman; Sie müssen ihn benutzen.

Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nicht . . .

Er nahm ihn also zu sich aufs Schloß, er ging unter dem Namen Hauslehrer, und als er dann starb, da enthüllte er es ihm, und da blieb er natürlich da.

Sie sagen „er" von allen, ich kann Ihnen durchaus nicht folgen.

Über das eine Zimmer schrieb er Regulare, es steht noch dort, und über das andre Furtim, das dritte richtete er sich erst später ein, als er verrückt wurde. Er *mußte* ja verrückt werden. Jede Nacht hatte er oben in seinem Furtim alle Mädchen und Frauen, die es giebt; er griff sie hier auf dem Gut und ringsherum auf dem ganzen Lande auf, er hatte geradezu Spione —

Unterdessen war der alte Verwalter herzugekommen und hatte der Geschichte mit einem mißbilligenden Ausdruck zugehört. Nun unterbrach er Reenberg:

Das ist Übertreibung, Reenberg. Sie haben überhaupt eine zu starke Phantasie. Er hatte seinerzeit ein paar Gewohnheiten in der Beziehung, das ist wahr, aber wer hat die nicht, hätte ich beinahe gesagt; aber nicht so, nicht so. Meinen Sie, der Alte hätte das geduldet — hier auf dem Schlosse?

Ja, das sagen Sie so, Herr Franck. Jetzt giebt es hier nur ärmliche Erlebnisse, Herr Glambäk, man geht hier zwischen den Bäumen herum, man ist darauf beschränkt, Romantiker zu werden, und einen Verleger kann man nicht bekommen, obgleich man aus einer litterarischen Familie stammt — und es gab eine Zeit, wo ich das meiste von Schach-Staffeldt auswendig konnte —

Niels unterbrach ihn: Geht das alles auf Herrn Engelbrecht, was Sie da erzählen?

Ja, so nennt man ihn ja — still —, und als er dann ganz und gar verbraucht war — so sagen sie —, da schloß er sein Furtim einige Zeit zu — lebte vollständig regelmäßig — und blieb unentwegt in seinem Regulare, wo er alle seine Philosophie und seine Bücher hatte. Regulare, ich weiß nicht recht, was das bedeutet, es war wohl, weil er nun recht nötig hatte, sich zu regulieren, kann es so richtig sein?

O ja, aber ich glaube nicht, daß regulare ein Zeitwort ist.

Nun, mir ist es einerlei; aber da blieb er dann Tag und Nacht mit der riesigsten Leidenschaft. Sie sollten nur seine Bibliothek sehen, es ist mehr Griechisch in dieser Bibliothek, als heutzutage in allen Staaten Griechenlands zusammen, weil die Wissenschaft im Verhältnis zu dem, was sie während meiner Schulzeit war, furchtbar zurückgegangen ist. Ich wäre gern ein Gelehrter geworden, wir waren damals schon mitten im Madvig, aber dann nahm man mich aus der Schule, und nun sehen Sie mich hier — na, also Regulare ist kein Zeitwort, regulavi, regulatum, das glaubte ich doch —

Ja, aber wegen Herrn Engelbrechts —

Jawohl, ein durchaus merkwürdiger Mensch; und als nun die Zeit gekommen war, da begann er wieder mit dem Furtim — das Furtim, kann dieses Wort wohl etwas mit „Frauenzimmer" zu thun haben, was? — Nicht? ja, dann würde es wahrlich ausgezeichnet passen. Aber das können Sie sich sagen, so etwas geht auf die Dauer nicht. Schließlich brach er zusammen und gab alle Ausschweifungen auf, mit der riesigsten Strenge. Ich will nicht sagen, daß er verrückt sei, ausgenommen zu gewissen Zeiten, sehr unschuldig; er bringt dann kleine Tiere um, aber man giebt dann ja auf ihn acht. Er hat Weltschmerz, wie man es heißt. Wenn der über ihn kommt, schließt er sich ein; er hat ein drittes Zimmer, das nennt er Pan — das ist wohl auch kein Zeitwort? — Aber in diesen Pan, sagen sie, nimmt er kleine Tiere mit und schlägt sie tot, gerade wie die römischen Kaiser in meiner Schulzeit. Sonst ist er ganz nett, nur daß er keinen Kognak mehr trinkt und von jedem Erlebnis frei ist, wie die draußen in der Wüste, die Azteken oder wie sie heißen. Ja über den Mann könnte man einen der größten Romane schreiben, wenn die Verleger nicht wären . . .

Sie haben eine zu starke Phantasie, Reenberg, unterbrach ihn der Verwalter aufs neue. Sie sollten heiraten, Reenberg, das thäte ich; dann wird man sie los. Und nun wollen wir unsern Mund über ihn halten — er gab Reenberg einen kräftigen Schlag auf den Rücken —, jeder hat seine Fehler.

So ist Herr Franck, sagte Reenberg seufzend. Er ist animiert, er pflegt nicht alle Tage so animiert zu sein, aber immer am Sonntag; bei mir ist es eher umgekehrt.

## 13

Nun Sie! sagte der Verwalter, indem er sich an Niels wandte und Reenberg losließ. Ich kann Sie verdammt gut leiden; ich habe selbst einen Sohn, der studieren soll. Aber offen gestanden, ich verstehe nicht recht, warum Sie eigentlich hier sind.

Ich auch nicht, antwortete Niels.

Hören Sie, das haben Sie wahrhaftig ergötzlich gesagt! — Er sah ihn scharf an. Ich meine, Sie sehen jemand ähnlich, den ich kennen sollte. Hol mich der Teufel, Sie schlagen in die Rasse von Söholm, ja das thun Sie.

Bei der Nennung des Wortes „Söholm" durchfuhr es Niels; es war ihm, als werde er auf einmal nüchtern. Als der andre fortfuhr, ihn genau zu betrachten, sagte er schließlich:

Meine Mutter war auch von Söholm.

Nein, ich meine bei Gott nicht den Pfarrer, oder den Schulmeister, oder den Schmied, oder die andern Bauern da herum, ich meine die Rasse selbst.

Meine Mutter war auch eine geborne Huitfeldt.

Ihre Mutter — wie könnte denn Ihre Mutter eine Huitfeldt sein? — Wart einmal, wart einmal, wie hieß er nur, der eklige Kerl, der Hauslehrer, der, mit dem sie durchging . . .

Das war mein Vater, brach Niels los, und er „ging" nicht „durch," er . . . er . . .

Nun nun. Darf ich mit Ihnen anstoßen? Es ist ganz natürlich, daß Sie Ihren Vater verteidigen . . . Ja freilich, freilich, er hieß ja auch Glambäk, hm! hm! Prosit!

Ich will nicht mit Ihnen anstoßen.

Nun sehen Sie, hol mich der Teufel, ganz der Mathilde ähnlich, wenn sie im Feuer war; sonst war sie immer so sanft, gerade so wie Sie. — Nein, Sie sind also ein Sohn der „Fliege"! — Der Verwalter richtete sich im Stuhl auf mit einem ganz roten Gesicht, ob es nun vor Rührung oder infolge des Kognaks war. — Nein, sind Sie das! — Mathilde war — ich nenne sie eben immer Mathilde, denn ich sage Ihnen, sie war ein allerliebstes kleines Mädelchen, damals, als ich auf Söholm anfing — nein, sie, „die Fliege," sie war wahrlich . . .

Es ist meine Mutter! rief Niels in Seelenqual.

Jawohl, jawohl — und es ist ganz natürlich, daß Sie Ihre Mutter verteidigen — aber hören Sie, sagen Sie mir, als sie dann wieder durch — na ja, aber es war doch bei Gott auch etwas mit einem Seiltän— nun nun, nichts für ungut, jeder hat seine Fehler, wir können nicht alle Heilige sein, aber — ja — wenn Sie es wissen! es würde mich interessieren, wo sie nun wohl ihre Luftspr— ich meine, wo sie jetzt — hm — existiert, was? Im Ausland, hieß es, was?

Es dauerte eine Weile, dann sagte Niels:

Sie ist tot, Mutter ist tot.

O! Ja. So. Ja, so hieß es. Tot. Na ja. Ich kondoliere. Hm.

Ein wunderliches Gefühl beschlich Niels, besonders bei diesem „es hieß so." Mit einer gewissen Heftigkeit — ihm selbst unerklärlich — wiederholte er:

Mutter ist tot! Das ist sie!

Jawohl. — Um Verzeihung, aber — hm — (das übrige wurde mit einem eigentümlichen und tiefen Ernst gesagt) aber — hm — sie hat ihm viel Kummer gemacht.

Niels fühlte das Verlangen, aufzufahren, wurde aber von diesem tiefen Ernst zurückgehalten. Er sah, wie sich Herrn Francks Stirnhaut hinaufzog, und sich parallele Runzeln darin bildeten; eine neue und überraschende Vorstellung schien dem Mann aufzusteigen und ihn zu veranlassen, tief in Gedanken zu versinken.

Er weiß nicht, wie er dazu kommt, aber ganz plötzlich fragt Niels:

Was glauben Sie, warum ich hier bin? Sagen Sie es mir, wenn Sie es wissen, Herr Franck!

Dieser überlegt und schweigt und starrt Niels an. Und dann läßt er einen langen, pfeifenden Ton hören Pfü—ü—ü, sehr lang gezogen, dann läßt er die Stirnhaut wieder sinken und preßt die Lippen fest zusammen.

Niels wiederholt seine Frage mit großer Heftigkeit. Herr Franck sagt trocken:

Nein, nun sind sie alle heimgegangen, und dort geht das Fräulein spazieren. Nun ja, ich habe ja auch meine fünf festen Kognaks bekommen, dies ist bei mir jetzt die Regel, in frühern Tagen konnte ich mehr vertragen.

Adjös, Fräulein, und schönen Dank! Pfü—ü—ü — — er sieht Niels an, während er sich entfernt.

* * *

Schon war es dunkel, schon erklangen Flötentöne in den stillen Alleen; Niels ging zu seinem Zimmer hinauf. Aber zuvor ging er an Fräulein Lassens Wohnung vorüber; er wanderte vor ihrer Wohnung auf und ab, auf und ab, auf und ab mit leisen Schritten, sie mußte doch wohl endlich kommen . . .

Er hatte nun keinen heißen Kopf mehr, eher einen kalten, mußte sich aber doch den Schweiß von der Stirn wischen.

Aber dort kam sie ja, endlich!

Sind Sie hier, Glambäk? Ich habe Sie eben gesucht.

Fräulein Lassen, liebes Fräulein Lassen! Sie müssen mir durchaus sagen, warum ich . . .

Er wurde durch ihren aufgehobnen Finger und durch einen gewissen Ausdruck in ihrem Gesicht zum Verstummen gebracht.

Lieber Glambäk, wenn Sie heute von den Herren dies oder das gehört haben — sie sind nicht immer ganz korrekt —, aber wenn es so ist, dann möchte ich Sie bitten, warten Sie, bis er selbst kommt.

Und Niels unterwarf sich ihrer mütterlichen Fürsorge. Nur das fragte er — er flüsterte es —, eine naive Frage:

Ist es etwas Gutes oder etwas Schlimmes?

Es kann gut werden — recht gut.

Danke, sagte er und reichte ihr die Hand in kindlicher Weise. Aber sogleich zog er sie beschämt zurück.

Fräulein Lassen!

Ja, mein Freund.

Ich habe mich nicht ganz nett betragen; ich habe zu viel Wein getrunken.

Sie schüttelte nur ein wenig den Kopf, mütterlich, etwas betrübt. Dann lächelte sie und reichte ihm die Hand.

Danke, Fräulein Lassen!

## 14

Er hatte sich schon zu Bett gelegt, hatte vielleicht auch schon ein wenig geschlafen, als er Wagengerassel zu vernehmen glaubte, Hundegebell und danach Stimmen und allerlei Unruhe in den Zimmern unter ihm . . . Nun, das war nichts, weswegen man sich wach zu erhalten brauchte . . . . aber dann, es konnte mehrere Stunden später sein, es konnten auch nur ein paar Minuten sein, da erklang ganz deutlich Fräulein Lassens Stimme, die im Korridor draußen zu sein schien:

Ich kann es nicht begreifen! — Ihr Ton war aufgeregter als gewöhnlich.

Eine männliche Stimme antwortete:

Ja, ich mußte einen Wagen auf der Station nehmen — aber nun keine Unruhe mehr meinethalben.

Das Fräulein antwortete:

Wie gesagt, Exzellenz, ich habe den Brief nicht bekommen.

Niels richtete sich im Bett auf: Er also! — Nun schienen sich Stimmen und Schritte der Sprechenden zu entfernen; Niels legte sich wieder nieder und versuchte sich nach den Worten und dem Tonfall, die er gehört hatte, ein Bild von dem Herrn des Hauses zu machen — die Töne hatten tief und weich und männlich geklungen . . .

Das Bild — ja er hatte ja wohl Photographien und Zeitungsbilder von diesem Manne gesehen, aber eben meistens karikierte. Denn wenig Männer im Lande waren — besonders in der letzten Zeit — von der demokratischen Presse mehr besprochen und beschrieben und verspottet und verfolgt worden als Minister Huitfeldt. Aber auf der andern Seite: wenig Politiker waren in Wirklichkeit persönlich weniger bekannt. Gesehen hatte ihn Niels noch nie.

Aber während er nun daliegt und sich dieses Bild ausmalt, kommt ein andrer Gedanke über ihn, der ihn jäh auffahren macht. In der Dunkelheit tastet er mit der Hand nach seinem Rock, dann in dessen innere Tasche; er zündet fieberhaft erregt ein Zündholz an — ganz richtig: der Brief! Der Brief an Fräulein Lassen, der, den er hätte abliefern sollen, der, dessen Ausbleiben die ganze nächtliche Ruhestörung verursacht hat!

Wieder ein Skandal durch mich! — und was soll ich nun thun?

Wenn Niels ein vernünftiger, erwachsener Mensch gewesen wäre, da hätte er sich wohl schnell mit dem Gedanken beruhigt: Ach, ein großes Unglück ist ja nicht geschehen! — Aber die Jugend hält nun gerade nichts für ein größeres Unglück, als in ein ungünstiges Licht bei ihrer Umgebung zu kommen; es war also nicht ganz allein um des Fräuleins und der Exzellenz willen, daß Niels sich nun fragte: Was soll ich nun thun?

Und wenn er ein verständiger Mensch gewesen wäre, dann hätte er auch wohl leicht die Antwort gefunden. — Nichts, natürlich, denn du kannst ja nicht erwischt werden. — Aber da die Jugend von Natur nicht allein eitel sondern auch hochgesinnt ist, so vollführte Niels nun folgende hochsinnige und vollkommen unnötige That: er kleidete sich unverzüglich an und ging mit einem Licht und den Brief in der Hand über verschiedne dunkle Korridore und Treppen hinunter — indem er sich nach den Lauten vorwärts tastete und ihnen nachging —, bis er ein erleuchtetes Zimmer fand, das, das er suchte . . .

Er klopfte an, aber es rief niemand Herein. Die Thür war angelehnt; er klopfte noch einmal vergeblich, und dann trat er ein.

## 15

In einem Kabinett oder Arbeitszimmer, das recht einfach eingerichtet war, saß er an einem Tisch, der Thür den Rücken zugekehrt. Auf dem Tische stand ein einfacher Imbiß, etwas Brot und Thee. Er schien jedoch nicht an das Essen zu denken, sondern stützte den Kopf auf den rechten Arm, sodaß die Fingerspitzen die Schläfen berührten. Hätte er nicht so aufrecht dagesessen, hätte man glauben können, er schliefe.

Niels trat an die andre Seite des Tisches und sah nun Huitfeldt von der Lampe hell beleuchtet.

Ein Mann gut in den Fünfzigern, aber aufrecht und jugendlich von Gestalt. Die Gesichtszüge waren schön und edel, und doch, unleugbar, die Karikaturen waren ähnlich! Aber so, daß sich das, was die Bilder als weinerlich hingestellt hatten, hier als eine stille und schöne Wehmut fand. Der kahle Schädel und das verhältnismäßig große Vorderhaupt der Bilder waren hier eine hohe, gewölbte Stirn, eine passende Stätte edler Gedanken. So erkannte man auch die lächerlich kleine Nase, den kirschenförmigen Trutzmund, das charakterlos zurückweichende Kinn der Bilder in diesen feingeschnittnen Gesichtsformen wieder. Augenblicklich schien ein mehr als gewöhnlicher Kummer oder auch große Müdigkeit das etwas Schwache, das unleugbar in dem Charakter dieses Gesichts liegen konnte, noch zu verstärken.

Die Geistesabwesenheit der Exzellenz schien nicht weichen zu wollen, nicht einmal, als sie sich des Hinzutretens eines andern bewußt wurde.

Wer sind Sie? fragte Huitfeldt, aber scheinbar ohne Überraschung oder Interesse, sogar ohne daß er seine charakteristische Stellung veränderte, die Fingerspitzen von der Schläfe nahm.

Niels sagte seinen Namen.

Da trat ein Ausdruck in die Augen der Exzellenz — sie waren schön braun —, ein Ausdruck wie von entschwundnen Gedanken, die erwachen wollten, wie von alten Worten, die wieder gesagt werden wollten, wie von fernen Tagen, deren Sonne aufs neue aufgehn möchte. Aber das Aufdämmern verbleicht, die entschwundnen Worte und Gedanken sinken zurück in die Nacht.

Es glitt wie ein Schleier oder ein Schatten über die schönen braunen Augen; er sah immerfort Niels an, ohne den Brief, den dieser hinlegte, zu beachten und die Entschuldigungen, die er vorbrachte, zu hören. Nun sprach er mit sehr leiser und sehr weicher Stimme, wie jemand, der nur mit sich selbst und seinen Erinnerungen spricht:

Setzen Sie sich ein wenig, ich bitte Sie.

Sehr unbehaglich wäre diese Situation für Niels gewesen, wenn er nicht in dem wechselnden Schattenspiel dieser Augen etwas gefunden hätte, was ihn mit einer eigentümlichen Sympathie fesselte, ja ein Gefühl der Zärtlichkeit, über das er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Aber das Schattenspiel dieser Augen, das waren die Träume und Erinnerungen, die an seinem Innern vorüberglitten, die Träume der Vergangenheit, die in langen Reihen unter der gedankenvollen Stirn vorüberglitten:

O ihr entschwundnen Zeiten, ihr jungen Tage! Es giebt eine Stelle an dem großen See, dort, wo der Waldweg vorüberführt. So still der See, so tief der Wald! Und drinnen zur Linken, gut versteckt in der Tiefe des Waldes, ist ein offner Platz; da schwankt es leise in den Blütenbüscheln des Waldgrases, die wie ein dünner, graublauer Schleier über die Ebne ziehn — zarte Erinnerungen, teure Erinnerungen! Und der alte, mit Flechten bewachsene Lärchenbaum rauscht darüber, rings um den Stamm stehn blühende Kaprifolien — wo in der weiten Welt duften die Kaprifolien noch so süß? Teure Erinnerungen, ach, ach, denn an dieser Stelle sah ich sie zum erstenmal, ja sah ich sie zum erstenmal mit den Augen eines Liebenden!

Die Kinder hatten diesen Platz entdeckt; sie war selbst noch ein Kind an Jahren, kaum sechzehn Jahre alt, aber ich hatte eben mein Examen gemacht; sie und die gleichaltrigen, die lustige Ferienjugend auf Söholm, sie hatten diesen Platz entdeckt, es war das „Himbeerland," niemand sonst kannte es, die Sonne brannte glühend heiß auf den Boden der Fläche, und zwischen dem graublauen Schleier lugte es rot hervor, Beere an Beere, und die Kinder jubelten, ich stand am Wege und sah zu, ich war ja älter: sie kam zu mir her mit Himbeeren, die auf einen Strohhalm gezogen waren.

Soll ich sie bekommen? frage ich und betrachte gedankenvoll die lichte Gestalt, die sanften, dunkelgrauen Augen.

Ja, Vetter — denn ich habe dich am liebsten!

Es wurde gesagt, wie ein Kind spricht; sie wußte nicht, daß sie schon ein Weib war, aber ich, ich war ein Mann — sie wußte nicht, daß ihre Worte einen Sturm in meinem Herzen erweckten, ein Brausen in meinem Blut, plötzlich wie ein Regenschauer auf dem Meere. — Aber ich schwieg, ich wich scheu zurück vor ihrer großen Jugend — aber damals war es, daß meine Augen aufgethan wurden, ich sah sie zum erstenmal, sah sie als die Liebe meines Lebens, die einzige Liebe meines ganzen Lebens! — Niemals seither hat sich der Sturm in meiner Brust gelegt, die brausenden Wogen schlagen ja noch immer an mein altes Herz — ach! ach, wie die Kaprifolien duften! Der See ist glänzend hell, und der Waldweg still, und sie — so schön!

O ihr Erinnerungen, o ihr alten Tage! — Es ist Winter, Weihnachtszeit, der große Weihnachtsball auf Söholm. Sie ist des Festes Königin, sie, die erwachsene Tochter des Hauses, die schönste. Ich habe mit ihr getanzt, ich habe sie zu Tische geführt, aber noch habe ich nicht von meiner Liebe zu ihr gesprochen — in der winterlichen Sternennacht trete ich allein auf den Altan, der Frostwind kühlt meine Wange, ich schaue durch die Scheiben hinein auf den bunten, leuchtenden Wirbel im Tanzsaal, sehe von außen hinein zu ihr hinüber: da kommt es mir vor, als sei es fast eine Profanation, daß sie im Wirbel und Tanz und in dem schweren Atem der Menschen da drinnen ist; ich meine, sie gehöre in das verschleiernde Gras der einsamen Fläche, in den Lufthauch unter dem freien Himmel und in das Rauschen der hohen Bäume, daß sie dort weilen müsse, wo der See still ruht, und der Wald am tiefsten ist, als ob sie immer dort sein müsse, wo sie sagte ... „denn ich habe dich am liebsten"! — Und die Worte klingen wie hörbar in meiner Seele und wecken wieder den Sturm jenes Sommertags —

Und als sie später auf den Altan herauskommt, da, da spreche ich — und ich halte sie in meinen Armen, und sie hat sich mir versprochen für Zeit und Ewigkeit —

Mädchen! Mädchen! du geliebtes! du treues! du — für Zeit und Ewigkeit!

O Erinnerungen! lügneriſche Erinnerungen, nagende, quälende — treue Erinnerungen! — —

Er kam, er, er, der Hauslehrer. Und jener Brief: ſie habe ſich in ihren Gefühlen getäuſcht, ſie ſei noch ſo jung.

Mädchen, Mädchen, ſo hatteſt du dich an jenem Abend getäuſcht und an den vielen, vielen Abenden nachher, wo du mir die Worte der Treue wiederholteſt, die Worte der Liebe für Zeit und Ewigkeit ...

Und Seine Exzellenz bewegt qualvoll die feinen Finger, von der umfaßten Schläfe gleitet die Hand langſam vor, bis ſie die Augen beſchattet und ihm die Geſtalt des Sohnes des Hauslehrers verbirgt ...

Weib, Weib! Täuſchteſt du dich auch in deinen Gefühlen, als du ſpäter, als Gattin und Mutter verrieteſt und verließeſt ... Und als du dich fremden Männern hingabſt ...

Exzellenz bewegt ſich unruhig auf dem Stuhl; er ſcheint zu ſtöhnen.

Er nimmt die Hand von den Augen und ſagt — Qual in der Stimme und Bitterkeit im Blick:

Sie ſind alſo ein Sohn von ihr —?

Aber wie er nun Niels betrachtet, da verſchwindet die Bitterkeit wieder aus dem Blick, langſam ändert ſich deſſen Ausdruck. Denn vor ſeiner Seele ſteigt — in reinem, unverdunkeltem Glanz — das Bild jener erſten Mathilde auf, jener Mathilde auf der einſamen Fläche im Sonnenglanz des Sommers und im Rauſchen der hohen Bäume, lauter Licht, lauter Reinheit, lauter Anmut — — ſind hier Blumen im Zimmer? Sind Kaprifolien und Gras und duftende Beeren aus dem Walde hier?

Huitfeldt ſeufzt tief auf, als ob er erwache —

Sie ſind alſo ein Sohn von Ma— von ihr? Und dieſesmal iſt die Stimme weich, und im Blick liegt eine unſägliche Zärtlichkeit.

Ja, ſagt Niels, meine Mutter hieß Mathilde Huitfeldt. Aber nicht begreift Niels — oder vielleicht hat er doch jetzt angefangen, ſie halb zu begreifen — die Urſache des Ausdrucks der forſchenden Augen:

Ich wußte es nicht, bis vor — vor einigen Wochen, ſagt Seine Exzellenz und ſpielt mit dem Brief, der auf dem Tiſche liegt. Aber ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind.

Darf ich nicht — fügt er hinzu, Nielſens Frage vorgreifend, darf ich nicht mit der Erklärung noch ein wenig warten; es iſt ſpät heute abend, außerdem bin ich ein wenig müde, ein wenig angegriffen ...

Niels ſenkt den Kopf. Dann wartet er eine Weile und ſagt hierauf — er ſagt es in der beſten Abſicht:

Sind Sie geſtürzt — ich meine, ſind Sie als Miniſter geſtürzt worden?

Er meint nämlich, er müſſe die Güte, die er in dieſen Augen geſehen hat, mit ein wenig Teilnahme vergelten; und — womöglich auch ein klein bischen vergelten — ſo weit er nun alles geahnt und erfaßt hat —: jene entſchwundnen Gedanken, jene fernen Tage, deren Sonne für den kummervollen Mann untergegangen war. Deshalb ſagt er mit ehrerbietiger Teilnahme:

Sind Sie als Miniſter geſtürzt worden?

Was? ſagt die Exzellenz. Und hierauf, indem ſie aufſteht und nicht zu Niels zu ſprechen ſcheint:

Ja, ich bin geſtürzt worden, und mehr iſt mit mir geſtürzt.

Niels betrachtet ihn, wie er daſteht, „geſtürzt," aber geſtürzt als ein Mann, aufrecht und ungebeugt, überwunden nicht in ſeiner Perſon, ſondern in der Sache, die er repräſentiert hat. Niels bereut, Dinge berührt zu haben, die ſo weit außer ſeinem Bereich liegen, kann aber doch nicht anders als froh darüber ſein, daß er Huitfeldt auch ſo und nicht immer als den in Erinnerungen Verſunknen ſieht. Niels iſt ſtolz auf ihn!

Und mehr mit mir! sagt die Exzellenz.

Was er damit meint, versteht Niels sehr wohl. So viel von Politik hat er doch gehört, daß er dies vollkommen versteht. Die Exzellenz meint, daß ein Prinzip gestürzt worden sei, ein System, ein aristokratisches und historisches Dänemark. Niels begreift sehr wohl, daß dieser Sturz für einen Mann, der Huitfeldt heißt, viel mehr bedeutet als den Verlust der eignen Macht.

Aber der aufrichtige Hochsinn, der Niels vorhin getrieben hatte, mit einem Geständnis zu kommen, das er sich hätte ersparen können, derselbe Hochsinn treibt ihn nun, in die Worte auszubrechen:

Ich muß Ihnen doch sagen, ich gehöre zur Linken.

Er meint damit eine wichtige Erklärung abgegeben zu haben, aber die Exzellenz lächelt nur und sagt:

Ja ja, mein lieber Niels Gl— aber darf ich Sie nicht kurzweg Niels nennen, wir sind ja doch ein wenig verwandt? — Ja ja, lieber junger Niels. — Heute abend nur so viel — Sie können doch wohl einige Zeit hier auf Rödsten bleiben? Und, wie gesagt, die nähere Erklärung morgen!

Von einer unüberlegten und halb unbewußten Eingebung geleitet trat nun Niels vor, sah der Exzellenz fest in die Augen und sagte leise:

Die Erklärung, Herr Huitfeldt — ich glaube beinahe, ich habe sie schon erhalten.

Huitfeldt nahm seine Hand.

Niels, Niels —

Er wollte mehr sagen — vielleicht einen Nachklang der alten Worte, der fernen Tage — aber er besann sich, winkte nur mit der Hand und wünschte Gute Nacht.

Aber noch in derselben Nacht schrieb Niels in aller Kürze an seinen Onkel, daß er die Ferien über auf Rödsten bleiben werde, sowie an seinen Zimmergenossen in Regensen, daß er ihm einige seiner juristischen Bücher schicken möchte.

## 16

Niels kam in einem kleinen Einspänner aus der nächsten Stadt zurückgefahren. Es machte ihm Freude, selbst zu kutschieren — obgleich bei diesen ersten Versuchen immer ein Kutscher neben ihm saß —, aber noch größere Freude machte es ihm, sich als den Besitzer der großen und der kleinen Pakete, die hinter ihm lagen, zu fühlen, nämlich seiner Einkäufe in der Stadt, die aus einer vollständigen Herrengarderobe bestanden, einem Geschenk Seiner Exzellenz.

Ja, Exzellenz hatte ihm sogar noch viel mehr gegeben als das! Und die feine Art, in der es geschehen war, war das beste von allem ... und es war, als hätte er in Fräulein Lassen eine Mutter bekommen ... Niels dachte an den Onkel daheim mit den großartigen Gesten und den vielen Worten; an dessen Frau, sie, die „Tante" zu nennen ihm so schwer wurde, sie mit den ewigen Sticheleien auf seine vornehme mütterliche Herkunft; an die sonderbar fremden Kinder, seine Vettern und Basen; an die Bekannten des Hauses, ihr Benehmen und ihr ewiges bittres Politisieren; an die Redaktionsräume; an die „Neue Zeit" selbst — es ist wahr: in der letzten Zeit war Karl Huitfeldts Name merkwürdig geschont, ja sogar mit einer gewissen Courtoisie behandelt worden —; er dachte an sein ganzes früheres Leben, wo er eigentlich furchtbar einsam und verlassen gewesen war — und dann dachte er wieder an Rödsten und alles dort — und er blinzelte mit den Augen in den Sonnenschein.

Am Rödstener Bahnhof hielt er an; in seinem Behagen und in einem gewissen Herrschaftsgefühl ließ er Per, dem Kutscher, Bier geben.

Der alte Briefbote saß auf der Schwelle gerade wie in den alten Tagen. (Niels dachte „alte Tage," und es war doch erst zwei Wochen her!)

Was zum Teufel! sagte der Bote, indem er die Augen mit der Hand beschattete, was zum Teufel — dann war es doch nicht gelogen — nicht ganz?

Was denn? fragte Niels und lachte ihm vergnügt zu wie einem alten Bekannten.

Was? wiederholte der Bote. Na, das, was Sie sagten, und wozu Sie sich machten; das, daß Exzellenz Ihr Onkel sei.

Dies kam Niels ungelegen; er warf einen raschen Blick nach dem Kutscher hin.

Sie werden doch noch wissen, was Sie gesagt haben? „Ich besuche Exzellenz Kammerherrn Huitfeldt auf Rödsten, den Minister, er ist mein Onkel" — das haben Sie gesagt, denn das waren Ihre eignen Worte. „Er ist mein Onkel" — sagten Sie — jawohl, das steht fest.

Niels sagte zum Kutscher etwas wegen des Geschirrs.

Der Landbote fuhr fort:

Als wenn ich nicht auch einen „Onkel" hätte, wenn es darauf ankäme, und der da, Per, auch. Ja, Onkel und den Gottessegen von Geschwisterkindern, aber allerdings, die gehören nicht zu den Großen. Ists nicht richtig so, wie ich sage, Per?

Per, der sich bis jetzt ganz unbeweglich und streng neutral verhalten hatte, nickte nun.

Das habe ich ja auch gar nicht bezweifelt, sagte Niels.

Bezweifelt! Na, das fehlte auch gerade noch, hol mich der Teufel! Nein, denn Per und ich, wir können uns aus früherer Zeit her; ist es nicht richtig, was ich sage, Per?

Per nickte wieder, diesesmal voll Partei ergreifend; er vermied es, Niels anzusehen.

Der Briefträger schlug mit seinem Stock auf den Wagentritt.

Aber nun will ich etwas sagen, denn nun ist eine andre Zeit hier ins Land gekommen, eine für uns Kleinen, jawohl; und Exzellenzen und „Onkels" und Kammerherren giebts nicht mehr, und Minister, das ist was, was jeder werden kann heutzutage, das können Sie Ihrem Onkel mit einem schönen Gruß von dem alten Briefträger ausrichten — nicht darum, daß Exzellenz, ganz persönlich genommen, nicht ein flinker Mann wäre, da kann niemand was dagegen sagen — Per kann übrigens die Post nach Rödsten mitnehmen, da bin ich sie los —

Wollen wir nun fahren? fragte Niels den Kutscher.

Wart ein wenig, sagte der Bote. Der junge Herr ist in der letzten Zeit doch wohl nicht zu groß geworden, daß er dem alten Briefträger nicht noch ein Bier geben könnte?

Niels warf ihm ein Stück Geld hin. — Nun zu!

Auf dem Heimweg begann Niels mehreremal mit Per über den Briefträger zu scherzen, so ein wenig überlegen; aber Per verhielt sich ziemlich reserviert, seinem Betragen bei der Ausfahrt ganz entgegengesetzt, ja ein paarmal kam es Niels vor, als sei ein triumphierender Ausdruck in seinem Gesicht.

Nun bin ich doch — dachte Niels ärgerlich —, nun bin ich doch Per gegenüber ganz ehrlich wie ein guter Kamerad gewesen. Und dieser Landbriefträger, habe ich ihm nicht alle mögliche Freundlichkeit erwiesen? Und alle Dienstleute auf Rödsten, bin ich nicht freundlich gegen sie gewesen, und habe ich nicht die ganze Zeit alles gethan, mir ihr Wohlwollen zu erwerben? — Ich bin ja doch in Wirklichkeit ein guter Demokrat. Aber sie halten trotzdem gegen uns zusammen — dachte er.

Dies „uns" war übrigens nicht gut demokratisch.

Vielleicht fühlte er es, denn während der schweigsamen Heimfahrt wiederholte er sich in Gedanken, wie um sich in der Demokratie zu stärken, die bekannten Phrasen, mit denen er aufgezogen worden war, von den verkümmerten untern Klassen und dem unterdrückten Volk.

## 17

Übrigens ging er den ganzen Tag mit einem schlechten Gewissen und voll Scham umher wegen des „Onkel Huitfeldt"; daß er doch so niederträchtig dumm-vornehm hatte thun können!

Und am Nachmittag ließ Exzellenz ihn bitten, ihn in dem gelben Kabinett aufzusuchen. Das gelbe Kabinett war sein Lieblingsaufenthalt an den Sommerabenden, denn dort schien die Sonne am längsten.

Sie haben mich rufen lassen, Exzellenz? sagte Niels etwas beklommen, und er legte überdies einen Nachdruck auf „Exzellenz"; einen dummen Nachdruck, fühlte er selbst, aber es war wohl eine unwillkürliche Abbitte wegen des „Onkels."

Warum sagen Sie nur jetzt Exzellenz? begann Huitfeldt. Sie pflegen ja sonst Herr Huitfeldt zu sagen, und das steht Ihnen auch am besten.

Aus diesem „es steht Ihnen auch am besten" meinte Niels eine kleine Verstimmung herauszuhören. Wenn nur Herr Huitfeldt nicht auf irgend eine Weise etwas von dieser „Onkel"-Geschichte gehört hatte! Per konnte es ja einem der Diener oder einem der Mädchen gesagt haben, und so konnte es weiter bis zu Fräulein Lassen hinauf gekommen sein. Ob nicht am Ende auch der melancholische Diener vorhin heimlich gelacht hatte, als er ihm die Einladung der Exzellenz überbrachte?

Außerdem, fuhr Herr Huitfeldt fort, außerdem kommt mir als einem abgetretnen Minister streng genommen der Titel gar nicht mehr zu, das können Sie im Staatskalender sehen.

Auch dies klang kalt; es war kein Zweifel mehr möglich. Und einer kindlichen Eingebung folgend brach Niels plötzlich los:

Es ist mir sehr leid, Herr Huitfeldt, sehr, daß ich Sie so — Onkel genannt habe. Ich that es in früherer Zeit immer.

So—oo? — Nun zeigte sich, daß Huitfeldt doch nichts davon gewußt hatte. — So—oo? Also Sie haben mich in früherer Zeit „Onkel" genannt? — Ja, wir sind ja auch Verwandte!

Und es war recht thöricht, daß ich es erzählt habe! rief Niels unwillkürlich.

Es war aber gar nicht so thöricht, sagte Huitfeldt und legte seine Hand freundlich auf Nielsens Haar, denn es steht in einer gewissen Verbindung mit dem, was ich gern . . . hören Sie, unterbrach er sich und versuchte ein leichtes Lächeln zu verbergen, es war wohl der Redak . . . Ihr Onkel, der diesen — hm — Brauch einführte?

Das konnte Niels nicht leugnen.

Ja — wir sind ja auch Verwandte, wiederholte die Exzellenz und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, während sie die Finger der einen Hand mit denen der andern spielen ließ. Dann blieb Huitfeldt vor Niels stehn.

Setzen Sie sich nun, ich möchte Ihnen etwas sagen. — Wieder ging er auf und ab, dann holte er tief Atem und begann wie mit Anstrengung:

Es giebt etwas, was der Vergangenheit angehört, was — was mir heilig ist. Sie und ich kennen — Sie und ich wissen — den Grund unsrer, unsrer gegenseitigen — und Sie sind mir lieb, Niels, Sie sind mir außerordentlich —

Er wandte nun Niels den Rücken zu und machte eine Pause.

Ich bin Ihnen furchtbar dankbar, Herr Huitfeldt.

Und dieser ursprüngliche Grund, Niels, diese — Vergangenheit — von der wollen wir nie sprechen. Auch nicht wir beide untereinander. — Er machte eine Bewegung mit der Hand, als ob schon der Gedanke daran entheiligend sei, und fuhr dann mit einer gewissen Eile fort:

Ich habe indes befürchtet, und diese Furcht ist nun bestärkt worden, daß mein mögliches — mögliches Auftreten gegenüber, ich meine gerade heraus gesagt, womit ich vielleicht habe — Sie habe erfreuen können, oder . . .

Sie haben mir furchtbar viel geschenkt, Herr Huitfeldt.

Na ja, das ist so etwas, was ich meine. Aber ich schulde Ihnen nun — ich hätte Ihnen längst sagen sollen — vielleicht ist meine Art irreführend gewesen — ich spreche Ihnen in diesem Fall meine aufrichtige Entschuldigung aus, aber — hm — Sie müssen aus meinem Auftreten nicht weittragende Schlüsse ziehn — Haben

Sie vielleicht weittragende Schlüsse gezogen? — Er wandte sich plötzlich Niels zu und sah ihm scharf in die Augen.

Ich weiß nicht recht, inwiefern — weittragend? fragte Niels sehr verlegen.

Ich habe hier, fuhr die Exzellenz fort, ich habe hier einen Brief von Ihrem Onk— von dem Redakteur (und während er sprach, riß er den Brief in Stücke, aber ganz leidenschaftslos und gleichsam geistesabwesend) — einen Brief, worin solche Schlüsse unstreitig gezogen sind, ja bis zum äußersten gezogen —

Als ich — man hatte mir ja die Thatsachen verborgen gehalten, ich hatte sie auch vor mir selbst verborgen — aber damals, als ich erfuhr, daß Sie, kurz gesagt, daß Sie existierten — hier hielt er inne und schien sich zu sammeln.

— Damals beschloß ich, Sie zu sehen, Sie kennen zu lernen, Ihr Freund zu werden — Sie in Ihrem Studium zu unterstützen und so weiter, daß es Ihnen nie an etwas fehlen sollte — das haben Sie sich wohl selbst gedacht? — Nein, ich will nicht hören, ob Sie sich das selbst gedacht haben —

Ja, Sie müssen es hören, Herr Huitfeldt, denn ich habe leider manchmal dergleichen gedacht, es ist sehr undankbar von mir ...

Dann haben Sie wohl auch gedacht — sagte Huitfeldt und hielt die Fetzen des Briefes von dem Redakteur zusammengepreßt in der ausgestreckten Hand —, dann haben Sie wohl auch weiter gedacht — weiter?

Aber kann man denn noch weiter denken? rief Niels.

Das freut mich! sagte Huitfeldt mit lauter Stimme. Ihr Ton ist echt. Doch muß ich noch eins aussprechen. Wenn ich sterbe, fallen meine Güter und mein Vermögen dem zu, der meinen Namen trägt. Meine Familie ist die auf Söholm, das müssen Sie wissen; Sie dürfen nichts andres denken. Jedenfalls ... aber hier brach er schnell ab.

Niemals in alle Ewigkeit habe ich ...

Ich glaube Ihnen, lieber Niels. — Und nun wollen wir schließen und nie wieder sprechen von —

Er machte eine Pause und rief dann schmerzlich:

Ach Gott, ach Gott —

Er setzte sich langsam; die Fetzen des Briefs von Redakteur Glambäk fielen aus der schlaff herabhängenden Hand auf den Boden.

Komm zu mir her, mein Freund, mein Freund!

Liebkosend ließ er seine Hand über Nielsens Haar gleiten und flüsterte:

Du hast doch wohl ein Bild von ihr, nicht?

Niels ergriff die schlaff herabhängende Hand und hielt sie lange fest, während die alten Gedanken und die Sonnenstrahlen längst entschwundner Zeiten leise durch das Zimmer glitten. Es schien, als würden sie von dem hellgoldnen Schein, den die Abendsonne zum Abschied durch die hohen Fenster sandte, getragen, sie schienen mit diesem aus dem Raum zu verschwinden, dann eine Weile in den Kastanienblättern draußen zu spielen und schließlich von dem mattweißen Himmel aufgenommen zu werden, als Wesen der Ewigkeit, die zu ihrem Ursprung zurückkehren.

Und während alle dem klangen Flötentöne wehmütig durch die dunkeln Alleen.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals der „Klatsch." Aus dem Kreise der höhern preußischen Verwaltungsbeamten wird uns geschrieben: „Es ist jedesmal erfreulich, wenn die Grenzboten den bedauerlicherweise überhandnehmenden Angriffen gewisser Blätter auf den Kaiser entgegentreten. Der Artikel über die Krefelder Vorgänge in der vorletzten

Nummer ist für uns ein erlösendes Wort gewesen. Die Angriffe, die durch diesen, wir können ihn nicht anders bezeichnen, harmlosen Vorgang hervorgerufen worden sind, haben sicherlich die Grenzen der erlaubten Kritik weit überschritten und einen Charakter angenommen, der nahezu als agitatorisch bezeichnet werden muß. Ein solches Vorgehn kann nicht genug gebrandmarkt werden, und wir können nicht unterlassen, unsrer Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daß dies in den Grenzboten in so zutreffender Weise geschehn ist. Wohin soll es führen, wenn in dieser Weise an dem Staatsoberhaupt Kritik geübt wird. Der Artikel hat denn auch seinen Eindruck nicht verfehlt. Nachdem das große Hamburger Blatt noch unmittelbar vor dem Erscheinen des Artikels Bemerkungen an die Bonner Rede über das übermäßige Trinken der Studenten geknüpft hatte, die den herrschenden, sicherlich übertriebnen Trinkkomment im Gegensatz zu der angeblichen Kaiserrede in wenig glücklicher Weise verteidigten, ist es durch die Ausführungen über den »Klatsch« doch augenscheinlich stutzig geworden. Die Antwort darauf, die zwar prompt erfolgte, trifft nicht den Kern der Sache, der eben als »Klatsch« nur zu treffend bezeichnet worden war, sondern verteidigt eine Kritik, deren Zulässigkeit nicht bestritten worden ist.

Bei dem Interesse, das wir an der Streitfrage nehmen, fühlen wir uns gedrungen, diese unsre Auffassung der Redaktion der Grenzboten zum Ausdruck zu bringen."

Wir drucken diese Zuschrift hier ab, weil uns natürlich Zustimmung aus solchen Kreisen sehr wertvoll erscheint.

**Professor Vetters Rede in Nürnberg.** Die Rede des Professors Vetter aus Bern bei der Festfeier des Germanischen Museums in Nürnberg ist von der schweizerischen und einem Teil der deutschen Presse wegen ihrer Tendenz und ihrer Bedeutung so breit getreten und aufgebauscht worden, daß es überflüssig erscheinen könnte, an dieser Stelle darauf zurückzukommen, wenn die Angelegenheit nicht durch das Auftreten der Berner Studentenschaft und der Polizei, durch die Stellungnahme der Regierung und des Rektorats der Universität eine Färbung erhalten hätte, die nicht allein sehr bedauerlich, sondern leider auch in gewisser Hinsicht typisch erscheint. Aus diesem Grunde halten wir es für gerechtfertigt, in einer Zeitschrift, die nicht nur für einen Tag schreibt, und die in weiten, namentlich akademischen Kreisen eine einflußreiche Stellung einnimmt, die Thatsache noch einmal kurz zusammenzufassen und von unserm Standpunkt aus zu beleuchten.

Professor Vetter hatte in Nürnberg die schweizerischen Universitäten zu vertreten, und außerdem hatte er, wie er selbst bekannt gab, vom Historischen Museum zu Bern den besondern Auftrag erhalten, das Direktorium des Germanischen Museums zu seinem „nationalen, über die Grenzen Deutschlands hinaus alle deutschen Stämme verbindenden Werke" zu beglückwünschen. Dieses Auftrags hat er sich in kurzer, schwungvoller Rede erledigt, die allgemeinen Beifall fand, auch bei den in Nürnberg anwesenden Schweizern, und er hat dabei ganz selbstverständlicherweise darauf hingewiesen, daß die schweizerischen Hochschulen deutscher Zunge eng verknüpft seien mit dem Leben der deutschen Nation, und daß die Vergangenheit beider Länder, d. i. Deutschlands und der deutschen Schweiz, eine gemeinsame sei. Wenn hiergegen wohl von keiner Seite etwas eingewandt werden konnte, so waren es die folgenden Worte: „Eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung also wollen wir in der deutschen Schweiz sein und bleiben, aber allerdings mit sehr bestimmten Reservatrechten," die eine starke Erregung und Entrüstung in der Schweiz und ganz besonders in Bern hervorgerufen haben, ebenso wie der Schluß der Rede, in der er seiner Genugthuung Ausdruck gab, daß der deutsche Schweizer nicht, wie ein Teil des niederdeutschen Stammes, mit der politischen Abtrennung vom Reiche auch die der Sprache und der Kultur vollzogen habe, sondern „daß wir als deutsche Schweizer zugleich dem Geiste nach Deutsche sind."

Das sind also in ihrer Gesamtheit die Äußerungen, wegen der sich ein großer Teil der Schweizer Presse aufgeregt und empört hat, wegen der sich die Berner Studentenschaft veranlaßt fand, dem Professor eine Katzenmusik zu bringen und verschiedne Demonstrationsversammlungen zu halten, wegen der aber auch ältere ernste Männer den Redner in einer Weise angegriffen haben, die ein eigentümliches Licht auf die oft gerühmte schweizerische Unparteilichkeit, politische Kaltblütigkeit usw. wirft. Im „Berner Bund" erschien sogar an leitender Stelle ein Artikel, worin dem Redner der Vorwurf gemacht wird, er habe sich als deutscher Unterthan „in geistiger Beziehung" vorgestellt, worin es in Frage gestellt wird, ob sein Auftreten durch vernünftige Motive bestimmt worden sei, und worin ihm der gemeine Vorwurf ins Gesicht geschleudert wird, er habe seine Rede nur gehalten, um sich „als geeigneten Kandidaten für einen deutschen Lehrstuhl mit fetter Besoldung und Pension vorzustellen." Das schreibt ein Schweizer von einem Schweizer Professor, und ein Blatt von der Bedeutung des „Bundes" druckt es ab ohne jeden Kommentar, ohne jede Einschränkung!

Als wenig Tage später in derselben Zeitung eine Entgegnung auf diesen Artikel — als Korrespondenz eines Deutschschweizers — erschien, der u. a. sagt: „Ich habe in der Rede des Herrn Vetter nur eine große und mächtige Begeisterung des Redners für die Regungen deutscher Kultur gefunden, eine Begeisterung, die gleich erhaben ist über beschränkten nationalen Eigendünkel, wie jene deutsche Kultur, der Herr Vetter in Nürnberg das Wort geredet, erhaben ist über jeglichen nationalen, politischen und religiösen Gegensätzen," da fühlte sich die Redaktion veranlaßt, hiergegen zu remonstrieren und diesen Standpunkt zu verurteilen.

Es kann unter diesen Umständen kaum wunder nehmen, wenn in einer Versammlung der Berner Studentenschaft am 25. Juni junge Leute sich erlaubten, über den „in einzelnen Kreisen Deutschlands, namentlich auch in Professorenkreisen sich breit machenden pangermanistischen Geist" abfällig zu urteilen! Man hätte denken sollen, daß der akademische Senat gegen solche unreife und ganz außerhalb der Kompetenz der studentischen Jugend liegende Demonstrationen energisch auftreten würde; statt dessen faßt der Hochschulsenat einen Beschluß, der wohl die rohen Ausschreitungen der Polizei verurteilt, aber sein Bedauern darüber ausspricht, daß die Rede des Professors Vetter so gewesen sei, „daß sie zu beklagenswerten Mißverständnissen Anlaß gab." Als aber sehr begreiflicher- und sehr berechtigterweise Professor Vetter daraufhin seine Entlassung einreichte, da veröffentlichte der Rektor der Universität, Professor Oncken, in der „Frankfurter Zeitung" eine Erklärung über den Fall Vetter und die Universität Bern, worin er sagt, Vetter werde wohl einsehen, daß zu einem so folgenschweren Schritt, wie es die Demission sei, kein hinreichender Grund vorliege. Die Mitglieder seiner Fakultät hätten ihm schon zu wissen gegeben, „daß ihre kollegiale Achtung für ihn keine Minderung erfahren habe, und er stehe nicht an, ihm im Namen der Hochschule Bern das Gleiche zu versichern." Wir müssen gestehn, daß unserm Empfinden nach in dieser Erklärung die stärkste Beleidigung liegt, die einem Manne angethan werden kann. Es wird hiernach für sehr möglich gehalten, daß die Rede, in der die wissenschaftliche Stellung der Schweiz zu Deutschland besprochen wird, dem Redner eine Verminderung der Achtung seiner Kollegen einträgt, und er hat es mehr oder weniger ihrem guten Willen zu danken, wenn das nicht eintritt! —

Zahlreiche Besprechungen dieser Berner Vorkommnisse in deutschen Blättern ließen das Erstaunen durchschimmern, daß die Rede des Professors Vetter überhaupt eine solche Wirkung in weiten Kreisen der Schweiz und namentlich in wissenschaftlichen Kreisen hervorbringen konnte. Wenn man aber, wie wir, die Schweiz seit vielen Jahren genau kennt, so wundert man sich nicht; es giebt kaum ein zweites Land, wo der Chauvinismus so ausgebildet wäre wie in der Schweiz, namentlich wenn es sich um das Verhältnis zu Deutschland handelt. Der Schweizer mag — wie es oft geschehen ist — noch so sehr dagegen protestieren, es steht

fest, daß im Schweizer Volk und namentlich in seinen gebildeten Kreisen eine Art von Mißtrauen — nahezu Antipathie — gegen Deutschland und Deutschtum wurzelt, und dieses Mißtrauen steigt im Verhältnis zum Breitegrad: mit den Alemannen und Schwaben des Südens finden noch Beziehungen und Sympathien statt, dem Norden und namentlich Preußen gegenüber sind sie nicht allein verschwunden, sondern vielfach ins Gegenteil verkehrt. Die Empfindlichkeit des Schweizers gegen jede Beurteilung seitens Deutscher ist in einer Weise ausgebildet, die aller Beschreibung spottet, und deshalb wird sich auch der Deutsche, und sei er noch so lange in der Schweiz, nie ganz heimisch fühlen lernen; er wird der Schweizer Bevölkerung gegenüber immer der Fremde bleiben, und dieses Gefühl wird sich mit der Zeit nicht abschwächen, sondern eher verstärken. Es ist hierüber, ganz besonders auch in den Grenzboten, schon so viel geschrieben und von unsern Landsleuten so oft geklagt worden, daß wir nicht darauf zurückkommen wollen, aber die Frage drängt sich unwillkürlich auf, ob denn die Schweizer bemüht sind, deutsche Empfindlichkeit zu schonen? Da müssen wir z. B. der Basler Bundesfeier im vorigen Jahre gedenken, die die Losreißung von Deutschland im Jahre 1501 durch Wort und Bild verherrlichte und vielfachen Anlaß zu Klagen der in der Schweiz lebenden Deutschen hätte geben können — wenn wir eben nicht Deutsche wären und in Bezug auf Nationalgefühl, namentlich einem kleinen Nachbarn gegenüber, leider Gottes ein dickes Fell hätten! Wohl wurde mancher Ruf des Unwillens und der Entrüstung laut, wenn es in dem Festspiel hieß: „Wir beugen alle die geilen frechen goldgekrönten Fürsten und überwältigen die Völker“ oder a. a. O.: „Wer seid denn ihr in eurer dumpfen Ebne? Kriechende Knechte um den morschen Thron, feil, und in Hunderten von Niederlagen zum Spott geworden,“ und dergleichen freundliche Redensarten mehr, aber zu mehr als zu stummen Protesten ist es nicht gekommen, und die Deutschen, oder doch viele von ihnen, haben dem Festspiel zugeschaut und Beifall gerufen! —

Möchten doch die Berner Studenten, die sich herausnehmen, über Pangermanismus zu urteilen, die Worte Konrad Ferdinand Meyers beherzigen, der sagt: „Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben ist für uns Schweizer etwas selbstverständliches und notwendiges. Ja, ich habe die Stärke dieses Bedürfnisses stets als den genauen Grad unsrer gründlichen Bildung betrachtet!“

Waldverwüstung. Nach der polnischen Revolution 1863 geschah in Russisch-Polen die Regulierung der gutsherrlichen und der bäuerlichen Verhältnisse mit Nachahmung der preußischen Gesetzgebung. Die Bauern erhielten Eigentum. Es wurde dabei oft sehr willkürlich verfahren und mit der Tendenz, die Bauern zu begünstigen, um sie für die Regierung zu gewinnen und den Adel für die Revolution zu bestrafen. Die Kommissarien, die das Ablösungsgeschäft leiteten, oft verabschiedete Offiziere, hatten vielfach nicht die nötigen juristischen und landwirtschaftlichen Kenntnisse. Das beste Land wurde den Bauern zugeteilt, während die Gutsherren das Übrige und den Wald erhielten. Diese waren in übler Lage, ohne Geld und Kredit, und das machten sich nun die Juden zu nutze. Sie verstanden es, die Gutsbesitzer zu bewegen, ihnen Wald zum Abholzen zu verkaufen. So gingen sie nun mit ihren Regimentern — Regimenter nennt man nämlich die Unternehmer, die mit ihren Arbeitern das Abholzen besorgen — in die Waldungen, und dort begann die Arbeit des Fällens der Bäume, des Behauens der Stämme usw. Von dort wurde dann das natürlich billige Holz — einen Holzzoll gab es noch nicht — nach Deutschland ausgeführt. Auf der Chaussee nach Breslau zum Beispiel sah man damals meilenweit eine Fuhre mit Stämmen oder anderm bearbeiteten Holz hinter der andern, daß kaum Platz war für Post und andres Fuhrwerk, bis endlich die Eisenbahn gebaut war und den Transport übernahm. Kein Wunder, daß das bald die Holzpreise bei uns herabdrückte, daß die Staats- und Privatwaldungen darunter litten, und die jüdischen Holzmillionäre groß wurden. Seitdem geht nun die syste-

matische Entwaldung Polens durch die Juden ihren Gang — bald vierzig Jahre! Auch unsre polnischen Landesteile blieben davon nicht verschont, wie dies auch die Motive zur jetzigen Polenvorlage bestätigen. Zwar wurde mit der Zeit ein Holzzoll eingeführt, der aber zu niedrig war, daß er dem Unfug hätte steuern können. Auch in andern Ländern, die noch reich an Wäldern sind, wird das Zerstörungswerk in ähnlicher Weise betrieben, zum Beispiel in Schweden. Daß es auch im Innern von Rußland der Fall ist, ersieht man aus Tolstoi (Anna Karenina). Am ärgsten ist es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Alle Reisenden wissen von der dortigen rohen Waldverwüstung zu erzählen. Es scheint, daß nur noch in den nordwestlichsten Staaten Oregon und Washington ausgedehnte Waldungen vorhanden sind. In den letzten Jahren las man in den Zeitungen, daß die Regierung von Kanada einen Ausgangszall auf Holz eingeführt habe. Vermutlich eine weise Maßregel. Die amerikanischen Holzhändler werden wohl jetzt dort Geschäfte zu machen angefangen haben, und Kanada wird deshalb da einen Riegel vorgeschoben haben. Wir sollten uns ein Beispiel daran nehmen. Kürzlich war in den Zeitungen auch von ganz unerhörter Waldverwüstung durch Spekulanten im Norden von Kleinasien zu lesen.

Bei uns in Deutschland giebt es ja erfreulicherweise noch Wald, und man ist schon seit längerer Zeit zu der Einsicht gekommen, wie notwendig die Erhaltung der Waldungen ist. Es wird auch nach Möglichkeit aufgeforstet. Aber was hilft das, wenn rund um uns her die Waldungen ausgerottet werden. Wie viele Länder sind zu Grunde gerichtet worden durch diese Zerstörung! Man denke nur an Spanien und Italien, an die Verwüstungen durch Überschwemmungen, die die Folge sind, namentlich auch in Nordamerika. Könnten nicht internationale Abkommen dem Unheil Halt gebieten und eine allgemeine allmähliche Aufforstung herbeiführen, wenigstens in Europa? Die Frage der Waldungen dürfte für die Zukunft eine der wichtigsten Fragen sein.

Otto Seecks zweiter Band. Im ersten Bande seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt (siehe das fünfte Heft des Jahrgangs 1896 der Grenzboten) hat Otto Seeck gezeigt, daß es eine jahrhundertelang fortgesetzte Auslese des Schlechtern gewesen ist, was die mediterranen Völker des Altertums heruntergebracht, zuerst ihre einzelnen Staaten und schließlich ihren Universalstaat aufgelöst hat. Der vorliegende zweite Band (Berlin, Siemenroth und Troschel, 1901) enthält keine neuen Aufschlüsse, ist aber sehr nützlich und empfehlenswert als zusammenfassende anziehende Darstellung und wertvolle Ergänzung dessen, was wir über die Zustände des Reichs unter den spätern Kaisern aus Gibbon, Mommsen und Friedländer gelernt haben, von denen sich Seeck dadurch unterscheidet, daß er das Zeitalter der Antonine nicht so übermäßig glücklich findet. Zwei Drittel des Bandes behandeln die Verwaltung des Reichs in sieben Kapiteln: 1. Der Kaiser und seine Offiziere, 2. Hof und Provinzen, 3. Das Reich und die Einzelstaaten, 4. Die Verwaltung der Städte (vor der Buchausgabe in der Deutschen Rundschau erschienen), 5. Geld und Tribute, 6. Die neuen Steuern, 7. Die Erblichkeit der Stände. Für das fünfte und das sechste Kapitel hat er ohne Zweifel die Abhandlungen von Rodbertus in Hildebrands Jahrbüchern benutzt. Nennen konnte er ihn nicht, weil er grundsätzlich weder Quellen noch Vorarbeiten anführt. Das ist sehr angenehm für den gewöhnlichen Leser, macht aber dem Fachmanne die Nachprüfung unmöglich. Im ersten Band ist der Text ebenso rein von Anmerkungen, Ziffern und Sternchen, aber der Verfasser hat die Quellennachweise in einem 132 Seiten starken Anhange beigefügt; die Seiten- und Zeilenzahl giebt an, wohin jede Anmerkung gehört. Übereinstimmend mit Rodbertus stellt Seeck die Naturalwirtschaft, zu der man von den Anfängen der Geldwirtschaft zurückgekehrt war, als eine Haupturſache der verwüstenden Wirkung des spätrömischen Steuerwesens dar. Was dem Pachtbauer sein Grundherr von der Ernte gelassen hatte, das nahm ihm der

Steuereintreiber, und die Art der Ablieferung ruinierte ihn vollends, denn sein Zug- und Nutzvieh war monatelang unterwegs, die Lieferungen ins Lager oder in die Residenz des Statthalters zu bringen; einen andern Teil des Viehs ritten die kaiserlichen Postboten zu Schanden; sodaß der Betrieb der Landwirtschaft unmöglich wurde, und die Bauern fortliefen, um zu vagabundieren oder Räuber zu werden. Man muß diese Zustände kennen, daß man sich mit den Schattenseiten der Geldwirtschaft aussöhnt, die unter anderm unser heutiges vernünftiges und gar nicht ruinöses Steuerwesen möglich macht. Annähernd ähnliche Zustände wie im römischen Reich bestehn heute in der Nachbarschaft der europäischen Kultur nur noch in der Türkei und in Rußland. Auch unsrer Verkehrstechnik ist es mit zu verdanken, daß heute der Staatsaufwand mit weit geringerer Belästigung der Steuerpflichtigen bestritten werden kann. Man denke, welche Opfer an Zeit, Menschenkraft und Vieh es sogar beim jetzigen vortrefflichen Zustande der Landstraßen noch kosten würde, wenn die Gutsbesitzer ihre Steuern in Gestalt von Getreide und Kartoffeln leisten und mit eignem Gespann in dreißig Meilen weit entfernte Garnisonen, Kriegslager oder Hafenstädte schaffen müßten! Die Entstehung des Kolonats ist ein Prozeß, der sich im germanischen Mittelalter wiederholt hat: Unfreie wurden gehoben, Freie hinabgedrückt, und beide Klassen zu einem neuen Stand von Hörigen verschmolzen. Rodbertus hebt an diesem Prozeß mehr die befreiende Wirkung hervor, Seeck mehr die Grausamkeit, die an den Freien verübt wurde, indem man sie an die Scholle band. Bei einer frühern Gelegenheit haben wir geäußert, ein kräftiger Despot vermöge sehr viel, er könne sogar der Hälfte seiner Unterthanen die Köpfe abschlagen; was er aber schlechterdings nicht könne, das sei, Münzen einen höhern Wert geben, als sie haben, und einen Warenpreis erzwingen, der höher oder niedriger ist als der, den das Gesetz von Angebot und Nachfrage macht. (Das Angebot unterliegt allerdings insofern einigermaßen der Willkür, als es durch absichtliche Minderproduktion oder durch Vernichtung von Vorräten verringert werden kann.) Sehr schöne Belege für diese Wahrheit hat Diokletian durch seine Reformexperimente geliefert, Belege, die einem Spaß machen würden, wenn die Sache nicht so schrecklich wäre. Als seine Münzverschlechterung die unvermeidliche Preissteigerung zur Folge gehabt hatte, erließen die Kaiser 301 ein Preisedikt, dessen Einleitung „von sittlicher Entrüstung trieft über die böse Welt und ihre schamlose Habgier," und worin sie sagen, „sie hätten zwar lange dem Steigen der Sünde schweigend zugesehen, in der Hoffnung, daß die schlechten Menschen endlich von selbst in sich gehn würden; da sie aber trügerisch gewesen sei, müßten sie als Väter des Menschengeschlechts die Besserung ihrer entarteten Kinder thatkräftig in die Hand nehmen." Sie verfügen: wohlfeiler, als die Taxe besage, dürfe jeder verkaufen; dem Großmut wollten sie keine Schranken ziehen; aber wer teurer verkaufe, der habe den Kopf verwirkt. Und zwar sollte nicht bloß der „habgierige" Verkäufer geköpft werden, sondern auch der Käufer, der ihm die Ware zu dem gesetzwidrigen Preis abnahm. Und so wurde denn „frisch drauf los geköpft, bis die Zahl der Straffälligen so groß wurde, daß selbst die kalte Grausamkeit Diokletians vor ihrer Hinrichtung zurückschreckte. Die Preise aber, die er hatte hinunterdrücken wollen, waren noch mehr in die Höhe geschnellt. Denn da kein Kaufmann, der sich nicht ruinieren wollte, ein Geschäft machen konnte, ohne seinen Hals zu wagen, mußte die hohe Gefahrprämie die Ware selbstverständlich noch mehr verteuern."

Im ersten Bande haben wir die Einteilung befremdend gefunden. Auch die des zweiten verstehn wir nicht recht. Auf den Abschnitt Verwaltung (Nr. III des ganzen Werkes) folgt nämlich als vierter: Religion und Sittlichkeit. Das wäre ja an sich ganz in der Ordnung, aber die drei Kapitel des Abschnitts lauten: Der Animismus, der Sonnenglaube, die Religion des Homer. Wir vermuten, daß noch ein dritter Band folgen wird, der die Geschichte der religiösen Entwicklung bis zum Ende der Kaiserzeit fortführen wird; ein Vorwort, das den Plan des Werkes darlegte, hat der Verfasser weder dem ersten noch dem zweiten Bande vorausgeschickt.

Seeck steht auf dem Standpunkt der jüngsten religionsphilosophischen Forscher, die, wie in den Patriarchen und Königen des Alten Testaments, so auch in den Helden der griechischen Sage lauter Sonnen- und Himmelsgötter sehen. Wir glauben ja selbst, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, und geben auch gern zu, daß die Menschenschicksale Elementarvorgänge und Konstellationen widerspiegeln. Aber wenn die rein menschlichen Geschichten von Odysseus und Penelope und von Hero und Leander nichts sein sollen als Einkleidungen der astronomischen Thatsache, daß Sonne und Mond das einemal zur Konjunktion miteinander gelangen und ein andermal nicht, so ist das eine Erklärung von gar nicht erklärungsbedürftigen Dingen, die Herbart geschmacklos nennen würde. Allzuviel Gelehrsamkeit macht die gescheitesten Leute — ein wenig unklug.

La festa dello spille in Rom. Dieses eigentümliche Fest liebenswürdigsten Ursprungs wird in mehreren Kirchen Roms gefeiert. Doch hat es sich nur in S. Pietro noch in seiner ganzen Originalität erhalten.

Schon im Mittelalter wurden in den Kirchen für unbescholtne, mittellose junge Mädchen Stiftungen gemacht, die ihnen ihre Verheiratung oder ihren Eintritt in das Kloster durch eine Aussteuer erleichtern sollten. Im Jahre 1431 wird Papst Eugenius IV. als Protektor dieses frommen Gebrauchs genannt, dann später Sixtus IV., dem 1471 ein gewisser Soderini eine so namhafte Summe zur Verfügung stellte, daß jedes Jahr 38 junge achtzehnjährige Mädchen mit einer Aussteuer von je 161 Lire versorgt werden konnten.

In der einzigen gotischen Kirche aus alter Zeit, S. Maria sopra Minerva, hängt ein schönes Bild der Verkündigung, das man anfänglich Fra Angelico, später Filippo Lippi zuschrieb, jetzt für einen Benozzo Gozzoli erklärt. Dieses Bild stellt die Gründung der frommen Brüderschaft der Santissima Annunziata im Jahre 1439 durch dem spanischen Kardinal Torquemada dar, der in derselben Kapelle, in der das Bild hängt, auch sein Grab hat. Auf goldigem Grunde erscheint der heiligen Jungfrau ein Engel mit der Lilie, der goldgestickte Säckchen mit der Aussteuer drei vor ihr knieenden, weißgekleideten Mädchen darreicht, die ihr von dem im Vordergrunde knieenden Kardinal Torquemada empfohlen werden. Der heilige Vater thront in den Wolken, und eine schneeweiße Taube symbolisiert den heiligen Geist. So haben wir auf diesem ungemein ansprechenden Bilde, namentlich durch die reizvolle Jungfrau, die sich mit anmutig liebevoller Gebärde den Kindern zuneigt, schon den frommen Brauch verkörpert, dessen Anfänge wir so weit zurück verfolgen können.

Die für diesen Zweck gemachten wohlthätigen Stiftungen wurden in verschiednen Kirchen Roms verwaltet, bis sie alle unter die Leitung der Congregazione della Nunziata oder Annunziata traten, die jährlich an die verschiednen Pfarrkirchen die Aussteuern verteilt. Diese variieren von 30 bis 100 Skudi, also 150 bis 500 Lire. Jede junge Römerin zwischen zwölf und achtzehn Jahren darf sich für diese Aussteuer melden, vorausgesetzt, daß der Geistliche, zu dessen Pfarrkirche sie gehört, ihr ein gutes Sittenzeugnis ausstellt und ihre Mittellosigkeit nachweist. Die Mädchen, die sich für das Kloster entscheiden, erhalten die doppelte Summe als Mitgift.

Eine uralte römische Sitte ist nun die eigentümliche Gewandung der künftigen Bräute bei der feierlichen Prozession in der Kirche, in der die festa dello spille gefeiert wird, eigentlich festa degli spilli, da sie ihren sonderbaren Namen eben diesen Stecknadeln, im römischen Dialekt spille, verdankt, die in reicher Menge auf den Umhüllungen prangten. Die jungen Mädchen tragen weiße Kalikomäntel, die wie die weiten herabhängenden Ärmel über und über mit glitzernden Arabesken und Emblemen, mit Herzen, Kelchen, Monogrammen, Blumen und Blättern aus kunstvoll verwandten gewöhnlichen weißen Stecknadeln bedeckt sind. Die große Anzahl Nadeln, die für die reiche Ausschmückung nötig ist, macht die Mäntel ent-

setzlich schwer. Diese wohl nur in Rom in den Klöstern gepflegte Kunst stirbt allmählich aus, und jetzt giebt es nur noch zwei oder drei alte Frauen, die diese Technik verstehn.

Alle diese Mantellate, wie sie vom Volk ihrer Mäntel wegen genannt werden — der richtige Ausdruck ist Ammantate —, tragen außerdem große weiße Schleier, die weltlichen Bräute einen weißen Blumenkranz und das Gesicht unverhüllt; dagegen haben die, die sich den himmlischen Bräutigam auserkoren haben, den Kopf mit einem Stück des Mantels bedeckt, das den Mund, oft auch die Nase verbirgt und nur die Augen frei läßt, ähnlich dem türkischen Yaschmik.

S. Pietro, wo das Fest im Juni, acht Tage nach Corpus domini (Fronleichnamsfest) gefeiert wird, bietet wohl die glänzendste Feier dieser interessanten Zeremonie. Der Hochaltar in seinem flammenden Lichterglanze, die verschiednen Brüderschaften und geistlichen Orden mit Wachskerzen, Standarten und Kirchenfahnen, großen Kruzifixen, der zelebrierende Kardinal unter dem rot und gelben Baldachin mit dem Allerheiligsten, vom hohen Klerus umgeben, dann vor den jungen Mädchen ein kleiner heiliger Johannes mit lebendigem Lamm und lockige Kinder mit Flügeln als Engel verkleidet, die große Schar der jungen Gestalten selbst größtenteils mit auffallend schönen Gesichtern, alles in makellosem Weiß, über die das Flackern der Kerzen magische Reflexe streut, der Boden bedeckt mit Myrten, Blüten und grünen Zweigen — alles das vereint sich in der größten Kirche der Welt mit ihren harmonischen Raumverhältnissen zu einem unvergeßlichen Bilde.

Leider hat der forestiere zu dieser Zeit gewöhnlich schon der ewigen Stadt den Rücken gekehrt, um den sengenden Strahlen der römischen Sonne zu entfliehen, und so muß er sich mit den einfachern Zeremonien in andern Kirchen begnügen, die während des Winters gefeiert werden, wie z. B. im Februar in S. Agostino, dem interessanten Kuppelbau mit der großen Freitreppe, an dessen Eingangswand die berühmte Madonna di S. Agostino aus Marmor ist, die fast unter Juwelen und andern schimmernden Weihgeschenken verschwindet, sodaß im Volk, wenn es eine mit Schmuck überladne Dame sieht, sprichwörtlich geworden ist: Pare la Madonna di S. Agostino! Sie gleicht der Madonna von S. Agostino.

In dieser Kirche wurde la festa delle spille gefeiert; aber diesesmal ohne spille; leider kommen die alten Gebräuche immer mehr ab, und bald wird man nur noch von ihnen lesen können. Die fünfundvierzig jungen Mädchen, alle in modernen weißen Kleidern mit weißen Schleiern, wohnten einer missa cantata bei, worauf ihnen die Kommunion gereicht wurde, nach der sie feierlichen Umgang in den drei Schiffen der Kirche abhielten. Dann erhielt jede die cedola, das ist die Verschreibung der zu erhaltenden Summe, die diesesmal 150 Lire betrug. Unter den jungen Mädchen waren merkwürdigerweise nur weltliche Bräute, während in S. Pietro die verhüllten Himmelsbräute überwiegen.

Im Juni bietet Rom reichliche Entschädigung für etwaige klimatische Unbequemlichkeiten: man erfreut sich der leeren Museen und Gemäldegalerien, die im Winter fortwährend belagert sind, man genießt die schönen Abende mit ihren wunderbaren Beleuchtungen, und man hat Gelegenheit, volkstümliche Feste kennen zu lernen, die in keinem Reisebuch verzeichnet sind. Wer im Monat Juni noch in Rom weilt, der sollte nicht versäumen, der festa delle spille in S. Pietro beizuwohnen!

Rom M. Dantone Helbig

Fehlerberichtigung: Seite 196 dieses Heftes, Zeile 23 v. o. ist in einem Teil der Auflage molekulare statt molare gedruckt worden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

## Eine schöne Frau

Ein Bildband für 12 000 Mark, ein Diamantring für 3 Millionen, ein Pelzmantel für 1 Million, ein Auto für 2 Millionen, ein Haus für 10 Millionen, ein Schloß für 20 Millionen, ein Flugzeug für 30 Millionen, ein Schiff für 50 Millionen und ein Tag Urlaub für 100 Millionen – das sind die Preise, die Sie für eine schöne Frau bezahlen müssen. Wenn Sie sich diese Preise nicht leisten können, dann sollten Sie sich eine häßliche Frau suchen. Sie ist billiger. Und wenn Sie sich auch eine häßliche Frau nicht leisten können, dann bleiben Sie lieber Junggeselle.

Aus der Schönheit der Frau leitet Adam Riese, der Rechenmeister, seine Regeln ab. Er hat sie in Stein gehauen, damit sie unvergeßlich werden. Regel eins: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile. Regel zwei: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile, wenn sie nackt ist. Regel drei: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile, wenn sie nackt ist und sich bewegt. Regel vier: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile, wenn sie nackt ist und sich bewegt und wenn sie lacht. Regel fünf: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile, wenn sie nackt ist und sich bewegt und wenn sie lacht und wenn sie weint. Regel sechs: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile, wenn sie nackt ist und sich bewegt und wenn sie lacht und wenn sie weint und wenn sie schläft. Regel sieben: Die Schönheit einer Frau ist gleich der Summe ihrer Teile, wenn sie nackt ist und sich bewegt und wenn sie lacht und wenn sie weint und wenn sie schläft und wenn sie tot ist.

Adam Riese hat sich geirrt. Er hat nicht gewußt, daß es Frauen gibt, die sich nicht bewegen, wenn sie nackt sind, die nicht lachen, wenn sie nackt sind, die nicht weinen, wenn sie nackt sind, die nicht schlafen, wenn sie nackt sind, die nicht tot sind, wenn sie nackt sind. Er hat nicht gewußt, daß es Frauen gibt, die sich nackt bewegen, lachen, weinen, schlafen, tot sind, und die trotzdem schön sind.

Er hat nicht gewußt, daß es Frauen gibt, die sich nackt bewegen, lachen, weinen, schlafen, tot sind, und die trotzdem schön sind.

im Bismarckischen Sinne „hintanzuhalten." Unsre polnische Frage ist durch unser Polen seit Jahren aufgerollt. Da ist ein Hintanhalten nicht mehr möglich.

Seit der Neubegründung des Deutschen Reichs mit dem preußischen König als Kaiser ist in derselben Mächtigkeit, wie sich die Slawisierung des österreichischen Kaiserreichs vollzogen hat, in unsern polnischen Bevölkerungs- und Gebietsteilen die polnische Frage im Sinne der Wiederherstellung polnischer Unabhängigkeit, also der Losreißung von Preußen und dem Deutschen Reich, wieder angefacht worden. Nur Blindheit oder böser Wille kann noch unsre polnische Bewegung in anderm Sinne zu deuten versuchen. Sie hat längst aufgehört, eine nur staatsrechtliche Frage zu sein, sie ist für uns Deutsche wie für unsre Polen nach Zweck und Ziel eine völkerrechtliche Frage geworden, ein völkerrechtlicher Angriff auf seiten unsrer polnischen Mitbürger, eine völkerrechtliche Verteidigung und Notwehr auf seiten des Reichs und des preußischen Staats. In ihrem wahren Wesen ist die polnische Bewegung als eine hoch- und landesverräterische anzusehen, mögen ihre einzelnen öffentlich hervortretenden Aktionen auch noch nicht den Beweis des Vorhandenseins der Merkmale des Hoch- oder des Landesverrats nach dem Wortlaut des Strafgesetzbuchs ermöglichen, und mögen sich auch sehr viele der Beteiligten des hochverräterischen Charakters ihres Verhaltens selbst noch nicht klar bewußt sein. Die völkerrechtliche Natur der Bewegung muß für die Beurteilung und Behandlung durch die Regierung und auch durch die Legislative in Preußen und im Reich grundsätzlich den Ausschlag geben. Die rein staatsrechtliche Beurteilung wäre nicht nur ein arger politischer Irrtum, sondern eine unverantwortliche Gefährdung des Bestandes des Deutschen Reichs und des deutschen Volks. Wir müssen es einsehen und aussprechen, daß heute in unsrer polnischen Frage für uns der Fall völkerrechtlicher Notwehr gegeben ist, und wir dürfen bei unsern Polen einen Zweifel daran, daß wir demgemäß zu handeln entschlossen sind, ebensowenig aufkommen lassen, wie bei den Schürern der Bewegung im Ausland und den etwa über kurz oder lang ihren Einflüssen unterliegenden ausländischen Regierungen.

Die einzelnen Maßnahmen der Staatsgewalt gegen unsre Polenbewegung bleiben trotzdem zunächst Sache der innern Politik und müssen deshalb streng innerhalb der vom Gesetz gezognen Grenzen gehalten werden. Aber die völkerrechtliche Natur der Frage verlangt andrerseits unbedingt, daß, wo immer die zur Zeit geltende Gesetzgebung der Staatsgewalt nicht die nötigen Vollmachten zur Bekämpfung des Angriffs giebt, diese Vollmachten unverzüglich durch die Legislative ergänzt werden. Es hieße eine sehr wenig liberale, ja eine unsern heutigen Rechts- und Kulturstande Hohn sprechende Politik treiben, wollte man die Regierung durch eine Verzögerung legaler Vollmachten dazu zwingen, ihrerseits Katastrophen, wenn nicht nach altbekannten Mustern selbst herbeizuführen, so doch kommen zu lassen, die ihr durch Proklamierung des Kriegszustandes die nötigen Kampfmittel wenigstens teilweise zur Verfügung stellen würden. So schnell und gründlich als irgend möglich muß die polnische Bewegung im Deutschen Reiche niedergeschlagen werden, damit sie sich nicht

international weiter auswächſt. Man ſoll bedenken, was es bedeuten würde, wenn bei einem Kriege mit dem Auslande, vielleicht nach zwei Fronten, noch ein inländiſcher Krieg geführt werden müßte, daß das aber nicht etwa nur möglich iſt, ſondern daß es von den leitenden Geiſtern, ja von dem Geiſt, der die polniſche Bewegung beſeelt, vorbedacht iſt und vorbereitet wird. So dumm ſind die polniſchen Politiker auf keinen Fall, daß ſie nicht wüßten, daß nur durch einen Krieg, durch den Deutſchland zu Boden geworfen würde, ihre Pläne erfüllt werden könnten, und daß ſie nicht das Verhalten unſrer Polen in dieſem Kriege von langer Hand vorzubereiten ſuchten. Wie die deutſche Schule ſie für den wirtſchaftlichen und den politiſchen Angriff auf das Reich und das Deutſchtum erzogen hat, ſo rechnen ſie auch zuverſichtlich darauf, von der Erziehung der Polen durch den deutſchen Heeresdienſt im Kriegsfalle zu profitieren. Die Gefahr, die daraus erwächſt, iſt mit Händen zu greifen. Wer freilich nicht ſehen und nicht hören will, dem iſt nicht zu helfen.

So entſchieden ich eine deutſche und preußiſche Polenpolitik, nur wenn ſie von dieſer grundſätzlichen Beurteilung der Polenfrage beherrſcht iſt, für richtig halte, ſo bin ich doch weit entfernt davon, zu glauben, daß ihre Löſung in der Hauptſache und von vornherein in gewaltſamen Repreſſivmaßregeln beſtehn und auf dieſem Wege oder überhaupt leicht durchgeführt werden könnte. Am wenigſten würde man zu einem erſprießlichen Ziel gelangen, wenn man die berechtigten nationalen Empfindungen und die ſtaatsbürgerlichen Rechte unſrer polniſchen Mitbürger nicht peinlich ſchonte und dadurch die polniſche Bewegung, und dann nicht bei den Polen allein, ins Recht ſetzte. Der unerbittliche Ernſt, der für uns in dem uns aufgedrungnen Kampfe Pflicht iſt, ſchließt Ritterlichkeit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nicht aus. Unabläſſig wird man bemüht ſein müſſen, goldne Brücken zu bauen, ſoweit ſie die ſchnelle, endgiltige Niederwerfung nicht hindern, und alle unnötigen, kleinlichen Quälereien ebenſo vermeiden müſſen wie alle Operationen, deren Erfolg wir nicht in der Hand haben. Mit Show of power iſt nichts zu machen. Die eigentümliche Natur der Aufgabe verlangt ganz beſondres ſtaatsmänniſches Geſchick und ganz beſondre Energie, verträgt am wenigſten kurzſichtiges Fortwurſteln.

Die größten Schwierigkeiten erwachſen aus der Verquickung der nationalen mit der kirchlichen Seite. Bismarck hat geſagt, daß der Beginn des Kulturkampfes vor dreißig Jahren für ihn hauptſächlich durch ſeine polniſche Seite beſtimmt worden ſei. Leider hat gerade auf ſeiner polniſchen Seite der Kulturkampf mit der empfindlichſten Niederlage für uns geendet. Mit erſtaunlichem Geſchick iſt es wenigſtens den Leitern der polniſchen Bewegung gelungen, ihn für ihre Pläne auszunützen, indem ſie der blindgläubigen polniſchen Bevölkerung die feſte Überzeugung beizubringen wußten, daß der Hochverrat in dieſem Falle ein Akt gebotner Notwehr gegen die vom Staate drohende Vernichtung ihrer Kirche, ihres Glaubens, ihrer Religion wäre. Wer die ungeheure Macht des polniſchen Klerus über das polniſche Volk in Oberſchleſien, Poſen und Weſtpreußen kennt, wer es weiß, mit welcher Bedingungsloſigkeit ſich unſre Polen dem eiſernen Regiment ihrer Geiſtlichkeit unterwerfen, und wer ſich in den letzten dreißig Jahren überzeugt hat, mit welchem glühenden Haß und mit welcher er-

staunlichen Verschlagenheit ein großer Teil der polnischen Geistlichen die Führung der hochverräterischen Bewegung in die Hand genommen hat, und wie bei weitem ihr größter Teil hilfreiche Hand dazu bietet, den kann der Erfolg, den die Bewegung bisher gehabt hat, nicht befremden. Und er wird verstehn, mit welchen ungeheuern Schwierigkeiten die Regierung in ihrer Polenpolitik zu kämpfen hat, und mit welcher Vorsicht sie ihre Kampfmittel auswählen muß. Er sollte vor allem aber auch begreifen, daß weder immer mit offnen Karten gespielt werden darf, noch daß das Spiel gewonnen werden kann, ohne daß manche Stiche dritten, oft sehr unbequemen und unberufnen Mitspielern überlassen werden. Das wird bei der Kritik der Politik der Regierung und bei den öffentlichen Vorschlägen einzelner bestimmter Maßnahmen, wie mir scheint, vielfach nicht genügend beachtet.

Wie kann zuerst dem hochverräterischen Treiben der Geistlichen ein Damm gezogen werden? Ob es bei ernsthaftem Zufassen so unmöglich wie bisher sein sollte, die Herren auf Grund des Wortlauts unsers Strafgesetzbuchs ins Zuchthaus zu schicken, ist ja schwer zu sagen. In § 81 wird bestimmt: Wer das Bundesgebiet ganz oder teilweise einem fremden Staate gewaltsam einzuverleiben oder einen Teil desselben vom Ganzen loszureißen unternimmt, wird wegen Hochverrats mit lebenslänglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Festungshaft bestraft. Als ein Unternehmen, wodurch das Verbrechen des Hochverrats vollendet wird, ist nach § 82 jede Handlung anzusehen, „durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden soll.“ Und § 86 bedroht jede, ein „hochverräterisches Unternehmen“ vorbereitende Handlung mit Zuchthaus bis zu drei Jahren oder Festungshaft von derselben Dauer. Da sind Hinterthüren in Menge vorhanden! Dasselbe gilt von den Strafbestimmungen für Landesverrat. Auch die Paragraphen über den Widerstand gegen die Staatsgewalt und der sogenannte Kanzelparagraph haben sich gegen das hochverräterische und staatsgefährliche Verhalten der Geistlichen selbst bis jetzt als wirkungslos erwiesen. Ein Beichtstuhlparagraph ist nicht möglich. Wo die Bestimmungen gegen die durch die Geistlichen angestiftete Bevölkerung streng zur Anwendung gebracht worden sind, hat man Märtyrer gemacht. Die geistlichen Hochverräter haben ein feines Gefühl für die Fälle, wo es sich verlohnt, ihre Gläubigen zur Bestrafung zu bringen, wie die Wreschner Vorgänge beweisen. Die Schulbehörde möge sich vor Wiederholungen hüten. Der Strafrichter scheint überhaupt dem Gehorsam der ungebildeten Massen gegen die sie zur Gesetzesverletzung anstiftende Geistlichkeit wie einer Elementargewalt machtlos gegenüber zu stehn. Die Leute werden sich zu Hunderten jahrelang einsperren lassen und als nachahmenswerte Beispiele wirken. Ganz anders die geistlichen Hetzer selbst. Wenn man von ihnen, wie sie es wahrhaftig schon um ihre blind vertrauenden Beichtkinder reiflich verdienen, einige zwanzig bis dreißig ins Zuchthaus setzte, so würde das wahrscheinlich Wunder wirken. Zu diesem allein gerechten und humanen strafgerichtlichen Vorgehen wird man sobald wie möglich zu gelangen suchen müssen, auch wenn die Gesetzgebung zu dem Zweck in Bewegung gesetzt werden müßte. Aber dazu gehört die Zustimmung des Reichstags. Ist auf sie zu rechnen?

Die Verwirrung im patriotischen Empfinden, in die infolge des Kulturkampfes leider ein großer Teil der deutschen katholischen Bevölkerung des Reichs geraten war, scheint, Gott sei Dank, im Schwinden zu sein. Das staatsmännische Verständnis und die Vaterlandsliebe ihrer Mitglieder, an denen ja im Ernst nie gezweifelt werden konnte, hat das Verhalten der Zentrumspartei in patriotischere Bahnen geführt, sodaß man von ihr wohl jetzt eine unbefangnere, deutschere Beurteilung und deshalb auch eine schärfere Verurteilung der polnischen Bewegung erwarten darf. Wenn sich Parteien in Zeiten des Kampfes an Irrtümer hängen, so wirkt das noch nach, wenn auch der Irrtum schon erkannt ist. Es ist eine weise Politik der Regierung, wenn sie sich ernsthaft bemüht, den Irrtum zu widerlegen, als ob das Reich die römisch-katholische Kirche beeinträchtige und ihre Angehörigen zurücksetze. Alle die Gleichberechtigung und die freie Religionsübung der die Katholiken verletzenden Gesetze und Einrichtungen wären vom Übel. Wenn die Behandlung der Katholiken durch das Reich und die preußische Regierung in neuerer Zeit in protestantischen Kreisen manchmal mißmutig kritisiert worden ist, so erklärt sich das aus dem frühern Verhalten der römischen Kirche und auch der deutschen Katholiken. Man sollte aber doch auch bedenken, daß wo es sich um die Bekehrung der Massen von festsitzenden Irrtümern handelt, die Argumente drastisch wirken müssen. Die Grenzboten haben wiederholt der protestantischen ecclesia militans das Recht abgesprochen, so wie sie es thut, die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu bekämpfen. Lieber heute als morgen möchte ich das Gesetz aufgehoben sehen, wenn das Verhalten des Zentrums und der katholischen Geistlichkeit im Reiche die Gewähr böte, daß sie endlich ehrlich und rückhaltlos der Staatsgewalt in ihrem Kampf gegen das hochverräterische Treiben der an der polnischen Bewegung beteiligten polnischen Geistlichen ihre guten Dienste leisten wollten. Wird diese Gewähr nicht in der zuverlässigsten Weise geboten, so wäre die Aufhebung des Jesuitengesetzes eine unbegreifliche Thorheit. Sie könnte die polnische Gefahr ganz unübersehbar verschärfen. Träten die deutschen Katholiken in der polnischen Frage treu zur Regierung, so würden sie sich nicht nur überzeugen, daß diese die römisch-katholische Kirche und Religion auch in der polnischen Bevölkerung in keiner Weise beeinträchtigen lassen will, sondern sie würden sich auch um ihre polnischen Glaubensgenossen und um die katholische Kirche in den polnischen Landesteilen hoch verdient machen. Der Kampf gegen die Vorbereitungen zur Losreißung dieser Gebietsteile vom Reich müßte bei dem leider vorhandnen eigentümlichen Glaubensstande der polnischen Bevölkerung, der Verquickung der religiösen mit der politischen Seite der polnischen Frage, selbstverständlich zu argen Härten auch gegen das religiöse Empfinden der mißleiteten Bevölkerung führen, wenn die deutschen Katholiken und katholischen Geistlichen nicht als ehrliche, zuverlässige, patriotische, reichstreue Bundesgenossen der Regierung beim Kampf und bei der Versöhnung der Gemüter energisch mit Hand anlegen wollten. Aber wie kann man an eine zuverlässige Hilfe von dieser Seite glauben, solange sie nicht einmal die hochverräterischen Ziele der polnischen Bewegung, ja nicht einmal ihre aggressive Natur oder überhaupt ihr Unrecht anzuerkennen wagt? Wie die Herren das vor ihrem deutschen

Gewissen, vor ihrer deutschen Ehre und Vaterlandsliebe rechtfertigen können, ist mir unklar. Daß sie reichsfeindlichen Einflüssen von Rom aus darin nachgeben, erscheint mir kaum noch glaublich. Die Thatsache allein, daß es römisch-katholische Geistliche sind, die sich der hochverräterischen Umtriebe schuldig machen, genügt doch auch nicht zur Erklärung. Das Verlangen der Schulbehörden, daß die Kinder auch den Religionsunterricht in deutscher Sprache empfangen sollen, muß und wird ja doch aufgegeben werden, sobald sein Aufgeben nicht mehr gefährlichen Mißdeutungen unterliegt; am besten vielleicht sofort. Das Zentrum mit seiner Gefolgschaft steht in der Polenfrage jedenfalls vor einer entscheidenden Probe. Von ihrem Ausfall wird es abhängen, ob das Reich und die große Mehrheit des deutschen Volkes, nicht nur des evangelischen, von neuem tiefem und dauerndem Mißtrauen gegen die ultramontane Bevölkerung und die römische Kirche erfaßt wird, oder ob sie ihnen die Hochachtung weiter zollen kann, die ihnen jeder unbefangne Deutsche gönnen und wünschen muß.

Besonders viel erörtert wird die Sprachenfrage. Staats- und Amtssprache kann im ganzen Deutschen Reiche nur die deutsche sein, und ebenso selbstverständlich hat der preußische Staat darauf zu halten, nicht nur daß jeder Staatsangehörige Gelegenheit hat, Deutsch zu lernen, sondern daß er auch wirklich Deutsch lernt. Daran darf nicht gerüttelt und gerührt werden. Daß dadurch unsern Polen ihre Muttersprache geraubt würde, ist einfach Unsinn. Thatsächlich aber hetzt die polnische Agitation die Bevölkerung dazu auf, sich gegen diese berechtigte und unerläßliche Forderung der Staatsgewalt in jeder erdenklichen Weise aufzulehnen. Der Staat wird in der Sprachenfrage von jedem Schuljungen und von jedem Bettelweibe systematisch schikaniert, und mit richtigem Blick hat die polnische Bewegung darin ein vortreffliches Agitationsmittel erkannt. Hier gilt es, mit ruhigem Blut klare und erzwingbare Bestimmungen zu treffen und auf ihre strikte Befolgung rücksichtslos zu halten. Die Mätzchen, die die Reichspostverwaltung mit den sogenannten Übersetzungsbureaus gemacht hat, waren wenig am Platze. Wer im Deutschen Reich eine für einen Ort des Deutschen Reichs bestimmte Sendung zur Post giebt, hat sich bei der Adressierung und allem, was zu ihr gehört, der deutschen Sprache zu bedienen. Thut er das nicht, so darf die Postsendung nicht befördert werden, und der Absender, der das weiß, darf sich durchaus nicht beklagen. Wer nicht deutsch schreiben kann, braucht nicht anders behandelt zu werden, als der, der gar nicht schreiben kann; ein Brief mit polnischer Adresse nicht anders als ein Brief, dessen Adresse nur aus drei Kreuzen besteht. Die Herren Polen werden dann bald vor der deutschen Post zu Kreuze kriechen. Aber freilich ernste, rücksichtslose Konsequenz ist ihnen gegenüber in allen Dienst- und Amtssachen durchaus nötig. Vor Gericht und vor allen andern Amtsstellen darf der Gebrauch der polnischen Sprache nur dann erlaubt werden, wenn die die Stelle in Anspruch nehmende oder von ihr in Anspruch genommne Person wirklich der deutschen Sprache nicht in genügendem Maße mächtig ist. Wie die Sachen jetzt liegen, wäre es zu wünschen, daß die Anwendung der polnischen Sprache in allen Fällen von einer protokollarischen eidesstattlichen Erklärung über die Unfähigkeit,

deutsch zu sprechen, abhängig gemacht, und daß diese Erklärung ex officio der Polizei zur Untersuchung der Richtigkeit zugestellt würde. So wie es jetzt getrieben wird, darf es unter keinen Umständen weiter gehn. Notorisch sind die Weigerungen, deutsch zu sprechen, vielfach nichts als Schikane, ein wirksames Mittel, dem aufzuhetzenden Volke fortgesetzt immer neue drastische Beweise von der Ohnmacht der Staatsgewalt vor Augen zu führen. Und wo die Leute wirklich nicht deutsch sprechen können, ist es eine eklatante Blamage für die deutsche Unterrichtsverwaltung der letzten dreißig Jahre. Wie kann sie bei dieser Sachlage so „fortwursteln" wollen! Und wenn für einige Jahre das Schreibwerk dadurch gewaltig anwüchse, so wäre das ein nicht der Rede wertes Übel im Vergleich mit der Schädigung, die sich die staatliche Autorität jetzt Tag für Tag widerstandslos gefallen läßt. Gegen unrichtige eidesstattliche Erklärungen müßte natürlich mit aller Strenge vorgegangen werden. Eindringliche Belehrungen über die Folgen würden dann nach einigen warnenden Beispielen die Zahl der Straffälle bald wesentlich verringern.

Freilich muß dann aber auch alles geschehn, die heranwachsende polnische Jugend deutsch sprechen und schreiben zu lehren. Der obligatorische Fortbildungsunterricht mindestens bis zum achtzehnten Jahre kann nicht entbehrt werden. Das wird viel Geld kosten, aber es muß sein. Halbe Maßregeln sind gerade auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in den polnischen Gebieten jetzt die ärgste Vergeudung öffentlicher Mittel. Es herrscht hier immer noch eine unglaubliche und unverantwortliche bureaukratische Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit. Allerdings gehört dazu ein sehr zahlreiches, tüchtiges, sozial und sittlich musterhaftes und der Regierung und der deutschen Sache zuverlässig ergebnes Lehrer- und Schulaufsichtspersonal. Es muß gefunden und geschaffen werden. Je zuverlässiger die Herren sind, um so schwieriger und unangenehmer ist ihre Lage. Gute Gehalte, gute Wohnungen, Ausstattung der ganzen äußern Lage mit reichlichen Vorzügen aller Art sind natürlich nötig. Um Gottes willen verfahre man hier nicht weiter nach der alten Schablone, nach der der ostelbische Junker und der höhere Beamte und vielfach auch der protestantische Geistliche noch immer den „Dorfschulmeister" behandeln zu dürfen glaubt. Die Mission, die die Herren Lehrer gerade auf dem Lande, gerade in den zurückgebliebensten Bezirken und vollends in den polnischen Gegenden zu erfüllen haben, ist unendlich wichtig, unendlich schwierig, aber auch unendlich ehrenvoll. Je dichter sie im Polnischen sitzen werden, um so erträglicher werden sie leben, um so zuverlässiger werden sie bleiben trotz der Versuchungen, die stündlich von polnischer Seite an sie herantreten. Man sorge für ihre Geselligkeit untereinander und mit andern gebildeten reichstreuen Berufsständen, namentlich mit den Staatsbeamten, denen freilich zum Teil leider erst der gottvergessene Assessoren- und sonstige Dünkel wird abgewöhnt werden müssen, wenn sie imstande sein sollen, in den polnischen Gebietsteilen zum Segen der deutschen Sache, so wie es nötig ist, zu wirken, auf dem Lande wie in den Städten.

Damit ist die große, wichtige Beamtenfrage überhaupt und zwar an einer ihrer heikelsten Seiten angeschnitten. Der Kastengeist und der Standeshochmut,

der seit dreißig Jahren in Norddeutschland in so bedauerlicher Weise zugenommen hat, trägt mit Schuld an der kläglichen Lage des Deutschtums im Osten. Man scheint dagegen noch blind und taub zu sein. Aber bei so schweren und ernsten Aufgaben, wie sie dem Staate in unsrer Zeit bevorstehn, und ganz besonders in dem Kampfe gegen die polnische Gefahr wird man doch wohl bald Jesum Christum auch in dieser Beziehung erkennen müssen. Ich will hier die Frage nicht weiter verfolgen. Gute Lehren helfen nichts; die Not muß beten lehren.

Daß es, wie die Verhältnisse liegen, besonders wünschenswert wäre, recht viele katholische Beamte zur Verwendung in den polnischen Gebieten verfügbar zu haben, ist klar. Man wird aber von ihnen immer auch einen besondern Grad persönlicher Widerstandsfähigkeit gegen die religiöse Seite der polnischen Bewegung verlangen müssen. Wünschenswert ist ferner unstreitig für die deutschen Beamten in den polnischen Gebieten eine möglichst große Kenntnis der polnischen Sprache. Aber wie bei den katholischen wird man auch bei den polnisch sprechenden Beamten auf besondre Zuverlässigkeit der deutschen Gesinnung sehen müssen. Deshalb würden vielleicht Unterrichtskurse in der polnischen Sprache für angehende deutsche Beamte, die in den polnischen Gebietsteilen verwandt werden wollen und sollen, nützlich sein. Es gilt das gerade auch für die höhere Beamtenlaufbahn.

Daß man bei der militärischen Ausbildung der mißleiteten polnischen Bevölkerung alle Vorsicht anwendet, ist wohl anzunehmen. Jede Schwäche und Unvorsichtigkeit wird sich hier ja auch am ärgsten rächen. Etwas zu gleichgiltig scheint man mir aber der wachsenden Ansiedlung polnischer Arbeiter im Westen gegenüber zu stehn. Hier müssen der Staatsgewalt besondre Vollmachten, und wenn „Ausnahmegesetze“ dazu nötig wären, sobald als möglich geschaffen werden. Ob man nicht von den sich außerhalb der polnischen Gebietsteile ansiedelnden polnischen Arbeitern den Nachweis hinreichender Kenntnis der deutschen Sprache verlangen sollte, ist der Erwägung wert. Das Verlangen, daß Polen in öffentlichen Versammlungen deutsch sprechen sollen, widerspricht der Verfassung und setzt die Polen ins Recht.

Ganz besonders aber ist dem sich in der Polenfrage entwickelnden thatsächlichen Kriegszustande gegenüber eine energische Verschärfung der politischen Beobachtung, oder meinetwegen: der polizeilichen Aufsicht, dringend geboten. Vor allem können sehr große geheime Fonds und sehr viele geheime Agenten gar nicht mehr entbehrt werden. Wenn man die den Hochverrat vorbereitenden, das Volk im Widerstande gegen die Staatsgewalt systematisch schulenden Herren Pröpste in Posen und Westpreußen mit ihren Kaplänen und die mit ihnen in regem politischem Verkehr stehenden zahlreichen Laien der höhern und der mittlern Stände jetzt nicht auf Schritt und Tritt überwacht, wird man ihrer niemals Herr werden. So widerwärtig, so abstoßend auch gerade diese Seite der Abwehrmaßregeln anmutet, so ist doch ihre ganz besondre Ausbildung auf das allerdringendste zu empfehlen. Daß sie schon gepflegt wird, ist ja klar. Aber ihre Widerwärtigkeit verleitet nur zu leicht dazu, außergewöhnliche Aufwendungen und Verschärfungen möglichst lange hinauszuschieben.

Reicht das gesetzliche Rüstzeug für die Regierung nicht aus, so muß schleunigst für Ergänzung gesorgt werden. Krieg ist Krieg. Wollen die Herren Polen den Krieg, so sollen sie ihn haben, mit allen Konsequenzen bis zur völligen Niederlage.

Damit sind die politischen Maßnahmen, die zur Niederwerfung der polnischen Bewegung unternommen werden müssen, natürlich noch lange nicht erschöpft. Erschöpfendes zu geben konnte hier auch gar nicht beabsichtigt sein. Wer nicht in die politischen Geschäfte eingeweiht ist, kann doch eigentlich immer nur mehr grundsätzliche Urteile und auch diese nur mit manchem Vorbehalt abgeben. Es kam hier nur darauf an, der Lauheit und der Gleichgiltigkeit, mit der sehr weite Kreise der gebildeten Deutschen der polnischen Gefahr und dem Kampf der Staatsgewalt dagegen gegenüber stehn, den Ernst der Lage vor die Augen zu führen und auch die chauvinistischen Großsprecher an die ungeheuern Schwierigkeiten der zu lösenden Aufgabe zu erinnern, denen sich das moderne Überdeutschtum bis jetzt recht wenig gewachsen gezeigt hat.

Wenn man zur Kräftigung der wirtschaftlichen Lage des Deutschtums und namentlich zur Schaffung einer zahlreichern und widerstandsfähigern deutschen landwirtschaftlichen Bevölkerung in Posen und Westpreußen schon bedeutende öffentliche Mittel aufgewandt und noch beträchtlichere aufzuwenden sich entschlossen hat, so kann das nur gebilligt werden. Die Grenzboten sind von jeher für eine möglichst energische Fortführung der Ansiedlung Deutscher in den polnischen Gebietsteilen eingetreten, und ich glaube, wenn der Staat auch Hunderte von Millionen opfern müßte, um zu erreichen, daß sich in dreißig Jahren die kleinbäuerliche und die landwirtschaftliche Arbeiterbevölkerung um einige Hunderttausende — was sehr wohl möglich wäre — vermehrt hätte, daß das Geld gut angelegt worden wäre. Aber alle diese positiven Maßregeln zur wirtschaftlichen Förderung des Deutschtums im Osten werden — so wenig sie unterlassen werden dürfen — nichts helfen, wenn nicht mit allem Nachdruck die politischen Maßregeln gegen die polnische Bewegung durchgeführt werden. Man hält die deutschen Landwirte und Gewerbetreibenden in der neuen polnischen Heimat nicht fest, wenn sie überall und täglich der Gehässigkeit und der Übermacht der wie die Kletten zusammenhaltenden polnischen Einwohnerschaft begegnen und die Ohnmacht der deutschen Staatsgewalt, des Treibens Herr zu werden, empfinden. Entweder suchen sie möglichst schnell, neuerdings auch auf die finanziellen Staatsunterstützungen spekulierend, ein gutes Geschäft zu machen und dann wieder abzuziehn, oder sie unterliegen über kurz oder lang der Versuchung, sich durch Hinneigung zur polnischen Sache ihre persönliche Situation angenehm zu gestalten. Wie mir scheint, werden auch die Hakatisten unmittelbar nicht viel daran besser machen können. Auch die seit Jahren bemerkbare Hinneigung der eingesessenen Juden nach der polnischen Seite ist von hier aus zu betrachten. Daß man zunächst mehr Staatsdomänen schaffen will, ist sehr weise. Wenn man ein Drittel des Milliardensegens vor dreißig Jahren dazu bestimmt hätte — was ich damals hoffte —, so hätten wir wahrscheinlich heute die polnische Frage nur in sehr abgeschwächter Gestalt und wären in der Lage,

eine Besiedlung in großem Maßstabe mit dauerndem Erfolg vorzunehmen. Der Ankauf von großen Gütern zur Verpachtung im ganzen und von Waldkomplexen müßte vom Staat ausgeführt werden, soweit dafür Mittel nur immer flüssig zu machen wären. Aber sein Hauptzweck läge doch erst in der Zukunft, während die Gegenwart schnelles, scharfes, wirksames Zugreifen fordert.

Sehr ernst sollte auch die Frage genommen werden, wie es denn kommt, daß die polnischen Landwirte die deutschen auch wirtschaftlich immer mehr aus dem Felde schlagen, obwohl der Staat dem Deutschtum mit Millionenfonds zur Seite steht. Die Rede, daß die Bedürfnislosigkeit des Polacken und seine menschenunwürdige Lebenshaltung das bewirke, ist längst nicht mehr wahr. Unsre polnischen Bauern, die heute die deutschen verdrängen, sind gerade die, die in Allgemeinbildung und Wirtschaftsführung in den letzten zwanzig Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht haben. Und für die polnischen Großgrundbesitzer hat die Rede niemals gegolten. Sie haben immer gut, oft viel zu gut gelebt. Jetzt leben sie zum großen Teil vernünftiger, und zum Teil wirtschaften sie auch vernünftiger, auch „rationeller," d. h. ohne die Verluste an jedem Hektar Land und an jedem Zentner Frucht, über die die deutschen schreien. Man frage nur einmal an bei den sehr zahlreichen gut deutschen fach-, sach- und volkskundigen Verwaltern polnischer Herrschaften, man wird da — freilich immer nur im kontradiktorischen Verfahren — vieles lernen, was für die deutschen Wirte im Polnischen zwar nicht immer schmeichelhaft ist, für die deutsche Regierung und die deutsche Landwirtschaft aber vielfach um so lehrreicher sein würde. Nach allem, was ich von den verschiedensten Seiten — außer durch Presse und Bücher — über die Sache in den letzten Jahrzehnten erfahren habe, scheint mir der übermäßige Protektionismus, in dem man die deutschen Landwirte erzogen hat, und die übertriebne Lobhudelei, durch die man sie unbescheiden gemacht hat, ihre Widerstandskraft im Kampfe gegen die Polen bei sonst gleichem Licht und Schatten vielfach zu lähmen. Sie rufen als Pioniere des Deutschtums nach Staatshilfe in der Wirtschaft auch da, wo nur die eigne Tüchtigkeit helfen kann und polnischen Wirten auch thatsächlich hilft. Da können freilich Hunderte und viele Hunderte von Millionen verpulvert werden, ohne daß das Deutschtum wirtschaftlich gekräftigt wird. Es fällt mir nicht ein, damit ein bestimmtes, abgeschlossenes Urteil fällen zu wollen, nur daß eine große Gefahr für das Deutschtum aus seiner protektionistischen Verweichlichung zu erwachsen droht, das wage ich mit aller Bestimmtheit auszusprechen. Der Kampf gegen die polnische Bewegung ist sehr schwer und kostspielig. Viele Millionen müssen für die dringlichen politischen Maßregeln flüssig gehalten werden. Schade deshalb um jede Million, die durch die agrarprotektionistische Politik in den Brunnen geworfen würde. Es wäre sehr bequem, die Schuld an dem geringen Erfolge, den bisher das Ansiedlungswerk gehabt hat, seinen leitenden Beamten und ihrem sogenannten Büreaukratismus in die Schuhe zu schieben. Sie haben ihre Aufgabe unter sehr schwierigen Bedingungen zu lösen gehabt. Mit dem Wechsel der Personen ist da nicht geholfen, und die weniger büreaukratische Verwaltung kann leicht eine weniger gewissenhafte werden.

Die Lösung unsrer polnischen Frage von heute ist die Niederwerfung der polnischen Bewegung auf preußischem Boden, und das ist zunächst eine politische, nicht eine wirtschaftliche Aufgabe.

# Grundsätze der magyarischen Politik

Der im gegenwärtigen Augenblick besonders schwere Kampf des Deutschungartums gegen die magyarische Unterdrückung, den man in der Presse der herrschenden Rasse, im ungarischen Reichstag und in den Delegationen mit dem Namen „Alldeutsche Bewegung" belegt, macht eine Darstellung der wahren Absichten des Magyarentums gegenüber den übrigen Nationalitäten des Landes und insbesondre gegenüber den Deutschen erwünscht. Das Verdienst einer solchen Darstellung hat sich der frühere Ministerpräsident Baron Desider Bánffy erworben, indem er in einer Reihe von Artikeln, die in der Halbmonatsschrift „Magyar Közélet" (Ungarisches öffentliches Leben) erschienen sind, die meist uneingestandnen oder in gefällige Gewänder gekleideten Absichten seiner Stammesgenossen offenherzig enthüllt und die anzuwendenden, vielfach auch schon angewandten Mittel ganz ohne Scheu darlegt. Der Pester Lloyd hat diesen sehr lesenswerten Ausführungen auch die Verbreitung in einer Weltsprache verschafft, und so ist jeder deutsche Leser in der Lage, sich ein Urteil über das Schicksal zu bilden, dem zwei Millionen Stammesgenossen in Ungarn entgegengehn.

Der durch seine Gewaltthätigkeit zu Falle gebrachte frühere Ministerpräsident, der seinen Sturz noch immer nicht verschmerzen kann und sich durch Schürung des magyarischen Nationalstolzes bis zur Gluthitze womöglich wieder zur Macht emporschwingen oder mindestens sein Andenken bessern möchte, spricht offen aus, was sehr viele seiner Stammesgenossen wohl denken und wünschen, aber offen einzugestehn sich doch scheuen. Er aber hat den Mut dazu, denn er hat ja nichts zu verlieren. Er sucht aber nicht bloß auf den Chauvinismus seiner Landsleute zu wirken, sondern trachtet auch andre Kräfte seinen Ideen dienstbar zu machen.

In seinem ersten Artikel „Über den Dreibund und die Nationalitäten" geht er von dem Satz aus, daß für den Dreibund die österreichisch-ungarische Monarchie nur dann Wert habe, wenn sie den zersetzenden Bestrebungen, die täglich die Grundlage ihres Bestandes schwächten, Schranken zu ziehn vermöchte, wenn also Ungarn seinen einheitlichen nationalen Charakter nicht nur zu bewahren, sondern durch eine bewußte Politik (der Magyarisierung) auch noch weiter zu entwickeln verstünde. Wenn Deutschland wisse, daß sein einheitlich nationaler Charakter und sein bedingungsloses Germanisationsbestreben die Grundlage und die Gewähr seiner Kraft sei, so gelte das noch mehr für Ungarn, das, wenn es leben wolle, einheitlich magyarisch national sein und

durch seine Magyarisierungsthätigkeit allen offnen und geheimen Bestrebungen entgegentreten müsse, die unter dem Titel der Forderung von Nationalitätsrechten gegen die einheitlich nationale Gestaltung gerichtet seien und verhüllt oder unverhüllt nach außen gravitierten und nach der Vereinigung mit außerhalb des ungarischen Gebiets verteilten Kräften unter die Souveränität einer andern Krone zu gelangen suchten.

Nach dieser angeberischen Wendung sagt der Artikel, eine politische Bedeutung Ungarns sei nur dann möglich, wenn es national und magyarisch sei; magyarisch und einheitlich könne es nur sein, wenn es zu einem magyarischen Nationalstaat werde. Diese Gestaltung liege auch im Interesse der Dynastie, denn nur ein auf der extremst chauvinistischen Grundlage ruhendes und sich entwickelndes Ungarn könne gegen die in Österreich auftretende föderalistische und von Nationalitätsphantasien verseuchte zentrifugale Richtung einen Damm errichten, der ihr Übergreifen nach Ungarn hindre. Die Dynastie habe nur einen einheitlichen Staat, den ungarischen, der von Osten und Süden überall von Nationalstaaten aggressiv nationalpolitischer Tendenz umgeben sei. Zwischen dem national organisierten Westen und Osten könne nur ein ungarischer Staat Bestand haben, dessen Grundlage ebenfalls die Nationalitätsidee bildet. Es sei ein hervorragendes Interesse der Monarchie und der Dynastie, daß der ungarische Nationalstaat, dessen magyarische oder zu Magyaren zu machende Bürger nirgends verwandte Elemente hätten, also keinen Gravitationspunkt außerhalb der Landesgrenzen nach welcher Richtung immer haben könnten, sich weiter entwickle und ausbaue. Und nun mutet Bánffy dem amtlichen Deutschland zu, es dürfe nicht ruhig dem Auftreten der in neuerer Zeit viel stärker und planmäßiger arbeitenden pangermanischen Bewegung zusehen, da dem Dreibund nicht ein polyglottes, sondern nur ein einheitlich national-magyarisches Ungarn von Wert sein könne. Mit dieser Behauptung, die gar keine Notiz von der bekannten Deutschfeindlichkeit und Franzosenfreundlichkeit der magyarischen Volksseele nimmt, die aber nichts weniger als bewiesen ist, ja vielmehr mit gutem Grunde bezweifelt werden muß, verbindet der frühere Ministerpräsident die Erzählung von einem Gespräch, das er mit einem großen deutschen Staatsmanne gehabt haben will, und worin dieser geäußert haben soll, daß er lieber die ohnehin von Tag zu Tag abnehmenden Siebenbürger Sachsen im Interesse der Schaffung des einheitlichen magyarischen Nationalstaates opfern wolle, als daß durch Befriedigung der berechtigten und unberechtigten Ansprüche der übrigen nach auswärts gravitierenden Nationalitäten der Ausgestaltung des einheitlichen magyarischen Staates Schranken gezogen würden.

Also für ein Phantom, dessen Erreichung gegenüber der zur Hälfte nicht magyarischen Bevölkerung Ungarns als ganz unwahrscheinlich bezeichnet werden muß und für das Deutsche Reich in Wahrheit nicht nützlich, sondern schädlich wäre, wird von der deutschen Regierung wirksame Beihilfe zur Entnationalisierung von zwei Millionen Deutschungarn gefordert, die doch natürlich weit zuverlässigere Anhänger des deutschen Bündnisses sein müssen als die Magyaren, denen nach dem bekannten Sprichwort der Deutsche ja doch ein Hundsfott ist.

In einem zweiten Artikel bezeichnet Bánffy als die zukünftige Existenzfrage des ungarischen Staates die Lösung des Problems, ob dieser sich zum „wirklichen" Nationalstaat auszugestalten verstehe und vermöge. Und da erinnert er sich der Lehre der heutigen staatsrechtlichen Theoretiker, daß der ideale Staat ein Rechtsstaat sein solle. Nun giebt er zwar zu, daß man (in der Theorie) nach einem die Rechtsgleichheit verwirklichenden, jedermanns Rechte sichernden staatlichen Organismus streben müsse, erklärt aber rund heraus, daß (in der Praxis) ein im Stadium der Entwicklung stehender Staat kein Rechtsstaat sein könne. Die Schaffung des ungarischen Rechtsstaats als Endziels müsse der Zeit vorbehalten bleiben, da der einheitliche ungarische Nationalstaat schon geschaffen und gesichert sei. Nach der Meinung Bánffys können übrigens in Europa nur noch Nationalstaaten bestehn, und so prägt er seinen magyarischen Landsleuten ein, daß wenn sie bei der Schaffung des einheitlichen magyarischen Nationalstaats das Ideal des Rechtsstaats zu verwirklichen suchten, Ungarn vielleicht ein Staat, vielleicht auch ein Rechtsstaat, aber kein einheitlicher magyarischer Nationalstaat sein könnte. Man dürfe also nicht mit weisen staatsrechtlichen Theorien, sondern müsse mit den zur Schaffung des magyarischen Nationalstaats geeigneten praktischen Mitteln arbeiten, die den Zweck verfolgten, in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens die nationale Einheit und den magyarisch-nationalen Charakter des Landes hervortreten zu lassen.

Unmittelbar darauf versichert aber der gewaltthätigste Ministerpräsident, den Ungarn je gehabt hat, den deutschen, slawischen und rumänischen Staatsbürgern, daß aus all dem durchaus keine Politik der Gewaltthätigkeit oder der Rechtsverletzung folge. Es folge daraus „bloß," daß im öffentlichen Leben Ungarns nichts zur Geltung kommen dürfe, was den magyarischen Charakter des magyarischen Nationalstaats im Innern oder nach außen schwächte und im ungarischen Staate die Entwicklung einer andern Kultur als der magyarischen ermöglichte. Den Schöpfern des Dualismus, die ja alle auch gewußt und gefühlt hätten, daß nur die Schaffung des einheitlichen magyarischen Nationalstaats die Fundamente der fernen Zukunft des Magyarentums bilde, wird der Vorwurf gemacht, daß sie die in den innersten Herzensfalten gehegten Hoffnungen der das Land bewohnenden Nationalitäten nicht gründlich gekannt und nicht an ihre Befriedigung geglaubt hätten, wenn ihnen „Begünstigungen" bei der Benutzung ihrer Sprache, bei ihren Schulen geboten wurden, die in ihrem Endergebnisse die einheitliche nationale Kultur stören und dadurch einen Damm gegen die Entwicklung des einheitlich magyarischen nationalen Charakters errichteten. Sie hätten nicht wahrgenommen, daß die „erbetenen" und im guten Glauben gewährten Begünstigungen nur Mittel dazu gewesen seien, die Zerstörung des einheitlichen magyarisch-nationalen Charakters zu sichern und die Entwicklung einer einheitlichen magyarischen Kultur und Gesellschaft zu verhindern, und daß hierdurch der lebensunfähige polyglotte ungarische Staat zustande gebracht worden sei, der den Keim der Auflösung in sich trage und dem Abgrunde zutreibe.

Die Thatsache, daß das Magyarentum vor der Herstellung des Dualismus den übrigen Nationalitäten vollständige Gleichberechtigung versprochen hatte,

umschreibt Baron Bánffy mit den Worten, der seit 1867 begangne Fehler wurzle in der allgemeinen öffentlichen Stimmung, in der gutgläubigen Unorientiertheit, in der theoretischen staatswissenschaftlichen Weisheit, die das Gebiet der praktischen Politik verlassen habe und im Glauben an fremde doktrinäre Theorien dem Traumbilde des idealen Rechtsstaats nachgelaufen sei, von dem zu phantasieren als zu gefährlich dem Staate Platos überlassen werden solle. Die Wissenschaft und der Rechtsstaat kennten nur Menschen und Bürger, die Politik aber müsse regieren über verzweifelte Massen und über Verschiedenheiten und Gegensätze. Das könne nur eine einheitliche nationale Politik, die die Grundlagen der künftigen Existenz Ungarns legen wolle.

In diesen Aufrichtigkeiten giebt sich der frühere Ministerpräsident und berüchtigte Bistritzer Obergespan ganz als der Gewaltmensch, der sein Ziel ohne jede Rücksicht auf Gesetz und Recht verfolgt, wie er es während seiner Regierung auch seinen magyarischen Landsleuten gegenüber gethan hat, wenn sie oppositionell waren. Obwohl er nun unter dem Jubel des ganzen Landes von Koloman Széll abgelöst worden ist, der mit der Devise: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit“ auch die Hoffnungen der Nichtmagyaren auf Achtung und Schutz ihrer staatsbürgerlichen und nationalen Rechte neu belebt hat, sucht sich der magyarische Chauvinismus doch wieder mit den Bánffyschen Rezepten zu berauschen, weil sie den einheitlichen magyarischen Nationalstaat zum Ziele haben. Und leider huldigt auch Széll dem populären Schlagwort und läßt sich vom Chauvinismus in den Reihen sowohl der eignen Partei wie der Opposition zu Äußerungen, Handlungen und Unterlassungen drängen, die sowohl mit seinem eignen Wahlspruch wie mit den Überlieferungen der Deákschen Politik in schroffem Gegensatze stehn.

Und da fragt es sich beinah, ob die brutale Aufrichtigkeit Bánffys nicht fast besser ist als die schönen Worte Szélls, denen dann seine Handlungen nicht entsprechen. In einem vierten Artikel gesteht nämlich Bánffy offen ein, daß bei der Abfassung des Artikels 44 vom Jahre 1868, der den seinem Inhalt wenig entsprechenden Titel „Von der Gleichberechtigung der Nationalitäten“ führt und einigermaßen auf der Grundlage des Gesetzes steht, das im Jahre 1849 bei der ungünstigen Wendung der Revolution in Szegedin zur Versöhnung der Nichtmagyaren gegeben wurde, daß damals, „in der Anfangszeit des Verfassungslebens,“ d. h. als sich die Magyaren noch der österreichischen Unterdrückung erinnerten, „infolge mangelhafter Kenntnis der Lage“ weiter gegangen worden sei, als dies für den einheitlichen magyarischen Nationalstaat richtig war, daß aber schon damals mit Rücksicht auf die Sicherung der Suprematie des Magyarentums von manchen Begünstigungen „Umgang genommen“ worden sei, die direkt gegen die staatliche und nationale Einheit gerichtet gewesen wären, die man in der Not aber doch bewilligt hätte.

In der That waren die Nationalitäten nichtmagyarischer Zunge der Meinung, daß das Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 ihren Forderungen nicht genüge und insbesondre auch den ihnen während des Verfassungskampfes von magyarischer Seite gemachten Versprechungen nicht entspreche. Ganz unrichtig ist dann aber die Behauptung, daß damals zwischen den Verteidigern

des einheitlichen magyarischen Nationalstaats (d. h. den Magyarisatoren) und den verschiednen „divergierenden Elementen“ (die nämlich ihre Muttersprache verteidigten) der Kampf entbrannt sei, der auch heute noch fortdaure und fortdauern werde, weil er fortdauern müsse, bis entweder der einheitliche magyarische Nationalstaat geschaffen sei, oder der ungarische Staat sich mit dem Siege der Nationalitätenbestrebungen auflösen würde, da eine Lösung auf halbem Wege undenkbar sei. In neuerer Zeit (d. h. in den ganzen seit der Einführung des Nationalitätengesetzes verflossenen 34 Jahren) „höre man allerdings,“ daß die Nationalitäten nicht mehr forderten, als den buchstäblichen Vollzug des (ihnen nicht genügenden) Gesetzes. Aber für Bánffy steht es vollständig außer Zweifel, daß ihnen dies nur als erste Stufe zur Preisgebung der Zukunft des magyarischen Nationalstaats gelte. Den wahren Grund des heute hartnäckiger als je um den nationalen Fortbestand der Nichtmagyaren geführten Kampfes deutet er aber selbst an, indem er sagt, das Nationalitätengesetz lasse sich gar nicht buchstäblich durchführen, weil das öffentliche Leben seit dem Bestehn des Gesetzes viele Änderungen durchgemacht habe, und deshalb sei es von selbst verjährt, oder habe seine Kraft verloren, wenn auch nicht ausdrücklich durch eine gesetzliche Verfügung, so doch infolge des allgemeinen Grundsatzes, daß später geschaffne Gesetze auch stillschweigend ihnen widersprechende gesetzliche Verfügungen früherer Zeit außer Kraft setzen müssen. Die alte Klage der Nationalitäten sei es ja, daß auch, ganz abgesehen von dieser „stillschweigenden“ Praxis, durch Gesetze oder durch Ministerialverordnungen auf Grund gesetzlicher Ermächtigung einzelne (sehr viele!) Bestrebungen des Artikels 44 des Gesetzes von 1868 außer Kraft gesetzt worden sind. Die viel ärgere offne Mißachtung und Umgehung, die den Glauben an die Heiligkeit der Gesetze erschüttern muß, giebt Bánffy durch die Worte zu: „Auch das praktische öffentliche Leben hat einen ansehnlichen Teil des Gesetzes außer Kraft gesetzt, weil das (nach chauvinistischer Ansicht) Unmögliche, Undurchführbare, Absurde auch durch ein Gesetz nicht durchgeführt werden kann.“

Die von Bánffy angeführten Beispiele beweisen gar nichts. Unbestreitbar richtig ist aber die Behauptung des praktischen Politikers Bánffy, man könnte noch zahllose Beispiele anführen, die sämtlich beweisen würden, daß das zu lösende Problem, ob der ungarische Staat ein einheitlicher magyarischer Nationalstaat sein könne oder wolle, bei buchstäblicher Durchführung des Nationalitätengesetzes nicht lösbar sei. In dem Sinne, wie der Nationalstaat jetzt von den Chauvinisten verstanden wird, kann er aber auch bei Nichteinhaltung oder Abschaffung des Nationalitätengesetzes nicht zustande kommen. Denn 50 Prozent einer Landesbevölkerung lassen sich nicht einfach entnationalisieren.

An Bemühungen dazu hat es ja auch bisher nicht gefehlt. Bánffy sagt selbst, die seither geschaffnen Gesetze gingen darauf hinaus, den Gebrauch der magyarischen Sprache im öffentlichen Leben obligatorisch zu machen. Und indem er voraussieht, daß irgend einmal jedermann im Lande magyarisch sprechen wird, was er als gesetzliche Pflicht ansieht, freut er sich schon darüber, daß es dann nicht mehr nötig sein werde, aus Billigkeitsrücksichten über die

den Nationalitäten für den Gebrauch ihrer Sprachen zugesicherten Begünstigungen zu sprechen. Da sich nun heute jeder Staat, der noch kein einheitlicher Nationalstaat ist, zu einem solchen umzugestalten trachte, so müßten auch alle Magyaren vom Standpunkt der Hegemonie ihres Stammes vom nationalen Gedanken durchdrungen sein. Ein guter Patriot sei somit nur, wer im Gegensatz zu den nur die Nationalitäten begünstigenden, Billigkeit und Loyalität verkündenden kosmopolitischen Bestrebungen die exklusive chauvinistische magyarisch-nationale Politik billige.

Bánffy beruft sich auf das von Rumänien, Rußland, Frankreich, England und Deutschland gegebne Beispiel, auf den angeblichen Ausspruch Bismarcks: „Wo Macht, da Recht!" und will nichts von „nationalem Zartgefühl" wissen. Den großen Unterschied zwischen großen Kulturvölkern, die etwa mit Gewalt einverleibte feindselige Volkssplitter zu verschmelzen trachten, und einer kleinen, noch nicht auf der Kulturstufe des europäischen Westens stehenden Nation, die seit Jahrhunderten im Lande wohnende Volksstämme, die zusammen eine größere Seelenzahl haben, aufsaugen möchte, scheint Baron Bánffy nicht begreifen zu können. Er will nicht sehen, daß die Nichtmagyaren in Ungarn nicht auf „Begünstigungen" angewiesen sind, wo ihnen geschichtlich erwachsene, gesetzlich verbriefte Rechte zustehn, wie sie ja auch ihre staatsbürgerlichen Pflichten mindestens ebenso getreulich erfüllen wie ihre magyarischen Mitbürger. Wenn die Magyaren in dem vierten Artikel Bánffys, „Die ungarische Nationalitätenpolitik und die magyarische Gesellschaft," zu einer unablässigen Arbeit im Interesse der Verbreitung ihrer Sprache angeeifert werden, so läßt sich grundsätzlich nichts dagegen sagen. Das wird meistens eine Frage des Taktes sein. Etwas ganz andres aber ist die von Bánffy gepredigte Anwendung von staatlichen Zwangsmitteln mit offner Verletzung der bestehenden Gesetze, die Verleitung der Behörden dazu, das gesetzliche Recht im Interesse der herrschenden Rasse zu beugen. Wenn sich dagegen sowohl der nationale Selbsterhaltungstrieb wie das staatsbürgerliche Rechtsbewußtsein auflehnt, so muß das jedermann begreiflich sein. Die Wahrung des gesetzlichen Rechtes der Muttersprache wird von der chauvinistischen Presse, die seit Jahren ganz im Sinne der Bánffyschen Lehren wirkte, sofort als Pangermanismus, Panslawismus, Dakoromanismus gebrandmarkt und als unpatriotisch verschrieen. Behörden und Gerichte werden gegen gesetzlich unanfechtbare Äußerungen nationalen Bewußtseins bei Nichtmagyaren angerufen.

Der seit einem Jahrtausend vielsprachige ungarische Staat, der zur Lösung so vieler noch rückständiger Kulturaufgaben des innern Friedens so bedürftig wäre, wird durch so bedenkliche Lehren, wie sie Bánffy zwar nicht erfunden hat, aber mit bisher nicht dagewesener Offenheit und Rücksichtslosigkeit verkündet, zu einem Gebiet des Kampfes aller gegen alle gemacht. Das caeterum censeo der von Bánffy gepredigten Nationalitätenpolitik liegt in der von ihm an die magyarische Gesellschaft gerichteten Mahnung: „Wir müssen in unserm Kreise immer und überall Chauvinisten im strengsten und weitesten Sinne des Wortes sein." Das wird auch von der Geistlichkeit in den nationalistischen Gegenden, so z. B. in dem von einer halben Million Deutschen bewohnten

Banate verlangt. Taktvoll, zart und umsichtig, jedoch jederzeit von dem nationalen Gedanken erfüllt, sollen sie ihre Gläubigen leiten und anfangs in der privaten Berührung, dann aber auch von der Kanzel nur magyarisch mit ihnen reden. Also auch die Seelsorge soll den Magyarisierungsbestrebungen dienstbar gemacht werden, wie die magyarische Schule, die den Eltern ihre Kinder entfremdet. Wie groß die Unzufriedenheit über diese seit einem Vierteljahrhundert praktisch geübte Politik nicht bloß unter Slowaken, Serben und Rumänen, sondern auch unter den geduldigen südungarischen Schwaben schon ist, wird nicht in Betracht gezogen. Wenn diese ungarischen Staatsbürger zweiter Klasse sich aber ihrer Haut zu wehren beginnen, wenn sie Achtung ihrer staatsbürgerlichen Rechte auch in der Sprache auf Grund des zu Recht bestehenden Nationalitätengesetzes verlangen, so wird das als magyarenfeindliche Agitation gebrandmarkt und dem Alldeutschen Verband oder der rumänischen Liga in die Schuhe geschoben. Die wenigen deutschgesinnten Blätter, die sich ihres Volkstums annehmen, erregen den höchsten Ingrimm der chauvinistischen Kreise und werden sofort der Magyarenfeindlichkeit und Staatsfeindlichkeit angeklagt. Im Abgeordnetenhaus ist der Regierung ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie nicht gegen die alldeutsche Agitation auftrete. Der Justizminister konnte darauf antworten, daß die von einem Abgeordneten zitierten Stellen keinerlei Handhaben zu strafgerichtlicher Verfolgung böten, und daß der Herausgeber der Großkikindaer Zeitung, Arthur Korn, den der Staatsanwalt wegen Aufreizung gegen die magyarische Nationalität belangt hatte, von den stockungarischen Geschwornen in Szegedin freigesprochen worden sei. Seither ist er allerdings wegen eines Gedichtes: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist," mit Hilfe von Zeugen, die aus belanglosen Äußerungen seine Magyarenfeindlichkeit darthun mußten, während Entlastungszeugen zurückgewiesen wurden, zu der unerhört strengen Strafe von sechs Monaten Staatsgefängnis, und der Schriftleiter des in Temesvar erscheinenden Deutschen Tageblattes für Ungarn, Alwin Cramer, ist wegen eines Artikels über die Ursachen der Auswandrung der südungarischen Schwaben ebenfalls unter Abweisung des Wahrheitsbeweises zu einer Strafe von drei Monaten Staatsgefängnis verurteilt worden. Zur Ehre der ungarischen Justiz muß vorläufig noch angenommen werden, daß der oberste Gerichtshof den gegen die beiden erwähnten Urteile eingereichten Nichtigkeitsklagen Folge geben wird. Preßprozesse schweben noch gegen den Abgeordneten Lutz Korodi, gegen den frühern Abgeordneten Edmund Steinacker und gegen den Schriftsteller Aloys Krisch wegen des Vergehns der Aufreizung gegen die magyarische Nationalität, und zwar gegen Steinacker wegen eines Artikels, worin der Unterschied zwischen ungarisch und magyarisch nach der Analogie von böhmisch und tschechisch dargelegt ist und die Staatsbürger deutscher Zunge aufgefordert werden, als gute Ungarn an ihrer Muttersprache festzuhalten.

Die durch dieses planmäßige Vorgehn der ungarischen Staatsanwaltschaften erregte und stark beeinflußte öffentliche Meinung des Magyarentums ist nun der Boden, in den der von Baron Bánffy in den besprochnen Artikeln ausgestreute chauvinistische Same gefallen ist. Wohl sollte die in ihnen gepredigte brutale Gegnerschaft gegen den Rechtsstaat, als dessen Devise ja auch der

klangvolle Wahlspruch Széells: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit“ gelten darf, zunächst alle auf die Heiligkeit des Gesetzes besonders angewiesenen Oppositionsparteien, dann aber auch den Ministerpräsidenten selbst, der seinen moralischen Triumph über Bánffy der Betonung des Rechtsstandpunkts verdankt, stutzig machen und vor der Anwendung so zweischneidiger politischer Grundsätze warnen, und alle wahren Freunde Ungarns und des Magyarentums können nur wünschen, daß diese Warnung beherzigt werde. Allen naiven Gemütern aber, die an die offiziell verkündete Deutschfreundlichkeit und an den Liberalismus der in Ungarn maßgebenden Kreise glauben, mögen die von Bánffy verkündeten und seinerzeit auch praktisch bethätigten Grundsätze nationaler Politik die Augen öffnen.

# Von der neusten Physik

(Schluß)

Auf die Gefahr hin, daß es mir E. v. Hartmann übel nimmt, knüpfe ich an den Bericht über sein streng fachwissenschaftliches Werk den über ein Buch an, dessen Verfasser die Fachleute vielleicht für einen Phantasten erklären werden; aber es gehört an diese Stelle, weil in ihm die beiden Strömungen, die die augenblickliche Stimmung der Naturforscher charakterisieren, die Abwendung von der Atomistik und die Reaktion gegen die mechanistische Erklärung der Organismen, den allerentschiedensten Ausdruck finden. Josef Schlesinger, ord. öff. Professor an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien, ist, wie er in diesem Buche*) berichtet, zuerst an der atomistischen Undulationstheorie durch die Überlegung irre geworden, daß die unzähligen Wellenbewegungen, die z. B. von allen Punkten der mit Bildern geschmückten Wände eines Saales ausgehn, einander verwirren müßten und unmöglich an jedem beliebigen Punkte im Innern in einem Auge ein deutliches und richtiges Bild der Wandflächen erzeugen könnten. (Hartmann behauptet S. 116, daß sich alle Schwingungen in einem Punkte kreuzen können, ohne einander zu stören; wie sie das fertig bringen, zeigt er freilich nicht, denn was er zur Erklärung anführt: „da alle Schwingungen verschmelzbar sind,“ dürfte nicht jedem als Erklärungsgrund genügen.) Dem Einwande, daß seine Auffassung unwahrscheinlich klinge, begegnet er mit der Bemerkung, daß die Schwingungszahlen der Optik (bekanntlich 400 bis 800 Billionen in der Sekunde) nicht weniger

*) Energismus. Die Lehre von der absolut ruhenden substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltenraumes und der aus ihr wirkenden schöpferischen Urkraft. Mit 14 Figuren. Berlin, Karl Siegismund, 1901. — Den Ausdruck Energismus wählt der Verfasser, um seine Lehre von der Energetik Ostwalds zu unterscheiden. Er widmet sein Buch „der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien am Abschlusse seiner vierzigjährigen akademischen Lehrthätigkeit.“

unwahrscheinlich klingen. (Auch Hartmann sagt an einer Stelle, die ich nicht mehr finde und deshalb nur aus dem Gedächtnis anführen kann, aus solchen ungeheuern Schwingungszahlen, und den entsprechend kleinen Zahlen für die Wellenlängen und für die Durchmesser der Moleküle ersehe man schon, daß es sich bei alledem um Vorgänge handle, die mit dem sinnlich wahrnehmbaren Naturgeschehen kaum noch Ähnlichkeit haben. Aber auf die angenommene Ähnlichkeit stützt sich doch eben die Molekularmechanik.)

Auch Schlesinger erklärt, daß es nichts Stoffliches gebe, und daß die Körper aus Trägern von Thätigkeitsursachen bestehn. Aber er stellt sich diese Träger nicht punktuell vor, sondern als Formen von winziger Größe. Er nennt sie Energieteilchen und meint, sie würden von der Raumsubstanz ausgeströmt, die er sich als ein Beharrliches, Starres, absolut Ruhendes, den ganzen Weltraum stetig und gleichmäßig Erfüllendes denkt. Die Lehre von der Idealität des Raumes erklärt er für den schlimmsten Irrtum Kants. (Auch Hartmann hält den Raum für real, aber nicht für unabhängig von den Atomen, die ihn vielmehr erst erzeugen. Nach Schlesinger ist es der erfüllte Raum oder die Raumsubstanz, woraus die kleinsten Teile der Welt hervorspringen.) Fernwirkungen giebt es nicht. Im Ausdruck stimmt er mit Hartmann überein, indem er ebenfalls die Wirkung von Atom zu Atom als Fernwirkung bezeichnet, aber er hält es eben für undenkbar, daß das Atom durch ein Nichts hindurch auf andre Atome wirken sollte. Die alles erfüllende Raumsubstanz vermittelt alle Wirkungen und verursacht sie zugleich. Sie vermittelt die Bewegungen, indem sie den Widerhalt bildet, an dem sich die Körper fortschieben wie an einer Zahnstange oder auf einem Geleise, und sie verursacht sie zugleich, indem die von ihr ausgehenden Energieteilchen den bewegten Körper fortziehen. Das Energieteilchen hat die Gestalt eines vierseitigen Prismas und besteht aus zwei Hälften. Die hintere Hälfte, w. klammert sich an die Gegenstände an, und die vordere bewegt sich. Wenn eine Kanonenkugel abgeschossen wird, so hört die Wirkung des Gases auf, sobald die Kugel aus dem Rohr herausgetrieben ist; diese müßte also zu Boden fallen. Daß sie weiter fliege, weil ihr eine gewisse Bewegungsgröße mitgeteilt worden sei, ist nur die Umschreibung einer Thatsache aber keine Erklärung. Die Erklärung liegt darin, daß das Pulver außer den Energieteilchen, die zu dauerhaften Gruppen verbunden sind und den Schein der Undurchdringlichkeit haben, das was wir Stoff nennen, auch Energieteilchen einschließt, die sich nur in einem labilen leicht löslichen Bindungszustande befinden. Trennen sie sich von einander und sprengen sie die Massenteilchen des Pulvers, so springen sie auf die Kugel über und schleppen sie an der Raumsubstanz fort, wie der Flügel den Vogel an der Halt gewährenden Luft und das Ruder den Kahn am Wasser fortbewegt. Trifft die Kugel eine Wand, so springen die Energieteilchen auf diese über und zerreißen sie, während die Kugel, auf die sie nicht mehr wirken, zur Ruhe kommt. Auf dieselbe Weise ist auch die Bewegung der Planeten zu denken. Diese schweben also nicht frei, sondern werden von Billionen Zugpferdchen mit Hilfe der Raumsubstanz herumgeschleppt, die die Körper überall durchläßt und sie zugleich hält wie das Wasser den Schwimmer

und die Luft den Vogel. (Schleſinger nennt den Äther der Phyſiker ſpottend verklärtes Pech; der hübſche Name wird wohl ſeiner Raumſubſtanz zurückgegeben werden.)

Die Atome denkt ſich Schleſinger nicht als punktuell und wirklich unteilbar, ſondern im Sinne der Korpuskularhypotheſe als zuſammengeſetzt aus noch kleinern Teilen. Dieſe kleinern Teile oder Stoffuratome nennt er Ätome. Sie ſind alle gleich, und durch verſchiedne Gruppierungen bauen ſie die Stoffatome auf, in denen ſie feſt verbunden ſind. Aber die Ätome ſind noch lange nicht die kleinſten Weſen. Sie ſind ſelbſt wieder zuſammengeſetzt aus Energiemolekülen, die Energiemolekel beſteht aus Energieteilchen, und erſt dieſe ſind die einfachen Weſen. Wenn man bedenkt, zu was für ungeheuerlichen Zahlen man bei der Berechnung der Menge und der Größe der Energieteilchen kommen müßte, ſo wird man nicht finden, daß wir durch die Annahme von Schleſingers Hypotheſe in Beziehung auf unwahrſcheinliche Zahlen viel gebeſſert wären. Jeder Körper iſt von einer Kraftſphäre umgeben, die aus Energiemolekeln beſteht. Die Dichtigkeit der Kraftſphäre nimmt nach dem Mittelpunkte hin zu, und der Körper ſelbſt iſt nichts andres als das Ergebnis der ſtärkſten Verdichtung. An einer gewiſſen Stelle werden die Verdichtungsſyſteme gegen einander undurchdringlich (die abſtoßende Kraft der Ätheratome wächſt bei der größten möglichen Annäherung ins Unendliche, ſagen die Atomiſten), und auf dieſer Stufe der Verdichtung bilden die Energiemolekeln Ätome, die Grundbeſtandteile der Stoffatome. Im Ätom kommen die Energieteilchen zur Ruhe, indem ihre a ſämtlich dem Mittelpunkte zugewandt ſind, weshalb die Bewegungskraft eines jeden von ihnen durch die eines entgegenſtrebenden aufgehoben wird. Das Ätom hat einen undurchdringlichen Kern und zugleich eine Kraftſphäre; durch dieſe zieht es andre Ätome an (ſcheinbar, ſagt der Verfaſſer). Außerdem entwickeln ſie Raumadhäſion, indem ihre w an der Stelle, wo ſie liegen, der Raumſubſtanz anhaften.

Die beſchleunigte Bewegung fallender Körper iſt folgendermaßen zu erklären. Der Fall wird dadurch bewirkt, daß der Körper aus der Kraftſphäre, in der er ſich vorfindet, Energieteilchen losreißt, die wiederum ihn fortreißen. Da er nun in immer dichtere Schichten der Kraftſphäre des Planeten eindringt, wird die Zahl der Energieteilchen, die er frei macht, und die ſich den ſchiebenden und ziehenden Kameraden anſchließen, immer größer, die Bewegung deshalb immer ſchneller. Die Raumſubſtanz iſt alſo das urſprüngliche Mittel oder Werkzeug, durch das Gott die Körperwelt und alle ihre Bewegungen erzeugt. Da dieſe Bewegungen geſetzmäßig vor ſich gehn, ſetzen ſie ein Wiſſen voraus. Wenn die Körpermaſſe ſelbſt die Urſache der Bewegung wäre, müßte ſie z. B. beim freien Falle wiſſen, um wieviel ſie in jeder Sekunde ihre Geſchwindigkeit zu beſchleunigen hätte; wohnt dagegen das Wiſſen nicht ihr inne, ſo muß es in der unbekannten Urſache ihrer Bewegung walten. Auch Lotze und Hartmann haben geſagt, daß weder die Geſetzmäßigkeit an ſich, noch irgend eins der wirklich waltenden Geſetze logiſch gefordert wird. Der Logik iſt es ebenſo gleichgiltig wie dem als tote Maſſe

gedachten Körper, ob dieser seine Bewegung in der Sekunde um 9,8 oder um 98 Meter beschleunigt, oder statt schneller langsamer fällt, wenn er dem Ziele näher kommt, wie der müde Wanderer, der sich, wenn er das ersehnte Bergwirtshaus gesehen hat, bei dem letzten Stückchen Weg Zeit nimmt, oder ob der Stein in der Luft schweben bleibt. Freilich, sagt Hartmann, könnte bei völliger Gesetzlosigkeit nichts herauskommen, aber der Logik ist es so gleichgiltig wie dem toten Stoffteilchen, ob etwas herauskommt; sie fordert bloß, daß nichts sich selbst Widersprechendes geschehe, und ein Chaos ist ein denkbarer, deshalb sich selbst nicht widersprechender Zustand. Soll etwas herauskommen, und sollen sich also die Stoffteilchen gesetzmäßig bewegen, so muß irgend wer da sein, der es will, und der die Bewegungen so ordnet, daß das Gewollte herauskommt. Entweder also müssen die Stoffteilchen selber die Wollenden und Anordnenden sein und trotz ihrer durch keine aussprechbare Zahl anzugebenden Menge in unverbrüchlicher Harmonie miteinander handeln, oder es muß ihnen ein Gott die Bewegung vorschreiben und sie von außen lenken, oder der eine göttliche Wille muß sich in die Fülle der handelnden Wesen gespalten haben.

Schlesinger führt seine Theorie auf allen Gebieten der Physik durch, erklärt z. B. das Licht als Bewegung von Energiemolekülen mit schwacher mechanischer Wirkung. Der Philosoph, der nicht zugleich Physiker von Fach ist, läßt sich bei der Entscheidung für die eine oder die andre Hypothese von seinem Geschmack und von dem nur gefühlsmäßig bestimmten Grade der Wahrscheinlichkeit einer jeden leiten. Ob dieser neue Energismus bei den Physikern und Chemikern Glück haben wird, das hängt hauptsächlich von dem Grade seiner rechnerischen Verwendbarkeit ab. Ist diese geringer als die der geltenden Theorien, oder versagt er in dieser Hinsicht ganz, so wird man über ihn als über ein müßiges Gedankenspiel zur Tagesordnung übergehn. Auf Seite 230 faßt Schlesinger seine Grundgedanken in folgenden Sätzen zusammen: „1. Die Natur ist das Resultat des Wirkens der Urkraft, die sich mit dem absolut ruhenden substantiellen Wesen des Weltenraumes verbunden hat. 2. Im Weltenraum sind unendlich viele Energieteilchen durch die Urkraft ins Dasein gesetzt. 3. Die Energieteilchen empfangen ihre Energie immer aus der Urkraft, und zwar von jener Stelle des Weltenraumes, die sich jeweilig innerhalb des Energieteilchens, in seinem a und in seinem w befindet. 4. Die Urkraft äußert sich als eine denkende unendlich schöpferische Macht dadurch, daß sie die Energieteilchen nach bestimmten Gesetzen bewegt, welche Gesetze der Ausdruck des Willens und Könnens der Urkraft sind. 5. Das Wirken der Urkraft durch die Energieteilchen ist ein zweifaches: a) ein mechanisches, d. h. Widerstände überwindendes; b) ein intelligentes, auf die Erreichung bestimmter Zwecke gerichtetes Wirken. Somit äußert sich durch jedes Energiemolekül mechanische Gewalt und Intelligenz."

Die Entstehung der organischen Wesen und des Geistes beschreibt Schlesinger auf folgende Weise. Die Stoffmolekeln sind die Bausteine, gewisse andre Moleküle leiten den Bau. Die Kohlenstoffatome wissen nicht, welches Lebewesen oder welches Organ eines solchen sie aufbauen sollen, aber die

lenkenden Moleküle, „die feinsten Hände der Urkraft," wissen es. In den leitenden Molekeln ist Intelligenz thätig, und diese wird durch Verminderung der Zahl der zu einem Molekül vereinigten Atome gesteigert; bei einem gewissen Grade der Verminderung tritt Bewußtsein ein. Aus vielen Atomen zusammengesetzte Molekeln haben mehr Bewegungskraft, die aus wenigen bestehenden mehr Intelligenz. Der Mensch ist zwar den höhern Tieren physiologisch und anatomisch ähnlich, unterscheidet sich aber von ihnen durch den Geist und auch durch eine seiner Bestimmung angepaßte leibliche Organisation so wesentlich, daß es nicht angeht, ihn ein Tier zu nennen, und daß man neben das Pflanzen- und das Tierreich ein besondres Menschenreich stellen muß. Die heute vorhandnen Lebewesen haben sich entwickelt, aber nicht eine Art aus der andern, sondern jede Art aus besondern Keimzellen, die von den leitenden Energiemolekeln an geeigneten Stellen in der Erde aus unorganischen Stoffen gebildet worden sind. Die von Darwin beschriebne Zuchtwahl wird erst nach Vollendung jeder Gattung wirksam, und zwar nur innerhalb der einzelnen Gattung. So stammt denn das Menschengeschlecht nicht von tierischen Vorfahren ab, sondern hat sich aus einer besonders dazu bestimmten Art von Keimzellen entwickelt, die in der Erde bis zu Embryonen gediehen, und dann auf der Oberfläche der Erde unter dem Schutze der Urkraft zu Kindern heranwuchsen. (Ähnlich hat den Vorgang Dio von Prusa in der olympischen Rede beschrieben.) Der von der Urkraft gewährte Schutz bestand in der Herstellung der günstigsten klimatischen und Ernährungsbedingungen, die die Bibel in dem Worte Paradies zusammenfaßt. Die heutige Zeugung ist als sekundäre Urzeugung zu bezeichnen. Denn nicht die Eltern sind es, die den Leib des Kindes schaffen; sie sind nur Werkzeuge der Urkraft, und der Mutterleib ist die Werkstätte, in der der Fötus aufgebaut wird, wie er bei der ersten Urzeugung im Schoß der Erde aufgebaut worden ist, aufgebaut wird von den leitenden Molekeln, den Händen der Urkraft. Denn so wenig wie die Eltern haben die Nährstoffe Chemie, Physiologie und Biologie studiert und es darin weiter gebracht als alle Professoren, sodaß sie wüßten, was sie im Leibe des Kindes bauen, und wie sie sich beim Bauen benehmen sollen. Was für erhabne geistige Wesen müßten die Kohlenstoffatome einer Keimzelle sein, wenn sie es fertig brächten, daß die Nase eines Kindes nach zwanzig, dreißig Jahren die Gestalt der Nase der Großmutter annimmt (denn so lange dauert es manchmal, bis die endgiltige Form zustande kommt), oder wenn sie die musikalische Begabung des Vaters auf den Sohn zu übertragen vermöchten! Da demnach kein Stadium der organischen und der geistigen Entwicklung ohne die Leitungsarbeit der höchsten Intelligenz denkbar ist, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß Gott alle Haare unsers Hauptes gezählt haben muß. Was bedeutet denn die Zahl der Haare gegen die der Atome und der Ätome, deren Bewegungen unausgesetzt auf das genauste geleitet werden müssen? Dieses planvolle Wirken setzt Bewußtsein voraus. Daß sich der mit höchster Intelligenz ausgestattete Weltwille in der Welt stufenweise offenbart und die bewußte Intelligenz der Geschöpfe aus bewußtlosen Molekeln emporsteigen macht, das erzeugt den Schein, als ob ein Unbewußtes die Quelle der In-

telligenz sei, und durch diesen Schein haben sich Philosophen wie Schopenhauer irreführen lassen.

Die Seele des Menschen ist ein organisierter Bau von Energien, der sich aus der Keimzelle entwickelt, die Organisation des Leibes leitet und aufrecht erhält. (Man hat sich also wohl die Seele als die Gesamtheit der leitenden Moleküle oder wenigstens als die Hierarchie ihrer Vornehmsten zu denken.) Der Geist ist das einfachste und feinste Seelenmolekül, darum reine Intelligenz. Das Gehirn ist seine Werkstätte und Vorratskammer. Er wandert zwischen den Gehirnsphären hin und her, nimmt die von den Außenstationen der Sinnesorgane eintreffenden Nachrichten und Bilder in Empfang und deponiert ein jedes in einer Gehirnzelle, sodaß die Vorstellungen im Gehirn aufbewahrt werden, wie Bücher in den Fächern einer Bibliothek. Denkend formt der Geist aus den Vorstellungen Begriffe und Urteile, die er wieder in andern Zellen unterbringt. Mittels der Seele, der er Antriebe erteilt, wirkt er auf den Körper ein. Aber zwischen Seele und Leib steht als zweiter Vermittler der Astralleib, eine aus feinsten Stoffen gebildete Hülle der Seele. Die Gehirnthätigkeit häuft täglich Ermüdungsstoffe an, die die weitere Thätigkeit erschweren. Es treten darum am Abend andre Molekeln in Thätigkeit, die bis dahin geruht haben: die Sperrmolekeln und die Betriebsmolekeln; Dienstboten und unqualifizierte Arbeiter des organischen Haushalts. Die Sperrmolekeln errichten Sperrdämme, mit denen sie die Geistmolekel einsperren, sodaß sie an keine der Sinnensphären und Lagerräume herankann, und da sie ohne deren Inhalt nicht thätig zu sein vermag, so schwindet das Bewußtsein. Diese Arbeitspause, den Schlaf, benutzen die Betriebsmolekeln zum großen Reinemachen; sie schaffen die hemmenden Arbeitsabfälle in die Venen und Arterienblut als neuen Heizstoff für die Maschine hinein. Ist die Geistmolekel nicht ganz eng eingeschlossen, kann sie an einige Abteilungen der Vorratskammer oder Bibliothek heran, so wirtschaftet sie darin, rastlos wie sie ist, und es entstehn Träume. Im Tode trennt sich der Astralleib mit seinem geistigen Inhalt vom materiellen Leibe, um den Geist auf den Weg seiner Vollendung im Jenseits zu führen. Da die Seele gleich jedem andern Wesen ihre Kraftsphäre hat, mit der sie weit hinausgreift in den Raum, so sind scheinbare Fernwirkungen möglich. Diesen, den Wunderheilungen, den Wunderkindern, den Erscheinungen Verstorbner, Doppelgängern, der Hypnose und Suggestion sind die letzten Abschnitte gewidmet. Der Verfasser glaubt, daß der Okkultismus eine große Zukunft habe; wie aus der Alchymie die Wissenschaft der Chemie hervorgegangen ist, so werde er eine vollkommnere Naturerkenntnis anbahnen. Schlesinger hält es für seine Pflicht, den metaphysischen Materialismus zu bekämpfen, weil dieser alle Ideale vernichte, also notwendig zum moralischen Materialismus und zum Anarchismus führe. Er hat seinem Buche die dialogische Form gegeben, um den Leser durch breites Auseinanderlegen der Erörterung das Verständnis zu erleichtern. Die Sprache ist, auch abgesehen von österreichischen Unarten wie dem häßlichen „nachdem" für „da," nicht eben mustergiltig; es fehlt ihr namentlich an Präzision.

Was die Hauptsache bei dem zweiten Teil, der Mechanik der organischen

Wesen, betrifft, so leuchtet ein, daß die leitenden Moleküle nichts andres sind als Weismanns Determinanten und Biophoren, die den Aufbau der einzelnen Teile und Organe der Lebewesen besorgen. Alle solche Benennungen sind nur Umschreibungen des unabweisbaren Gedankens, daß die Organismen nicht bloße Erzeugnisse mechanischer Bewegung sein können, und daß ihr Bau von einer unsre Fassungskraft übersteigenden Intelligenz mit Mitteln besorgt wird, die dem menschlichen Forschergeiste unzugänglich bleiben. Wir möchten uns natürlich gern vorstellen können, was sich beim Entstehn, Wachsen und Leben der Organismen ereignet, und wie diese allerinnerste Welt aussieht, geben deshalb den Bausteinen und den Motoren Namen und machen uns ein Phantasiebild von der Bauarbeit und dem Betrieb der lebendigen Maschinen und Fabriken, aber wenn wir nüchtern bleiben, werden wir uns nicht verhehlen, daß das alles keine Naturerklärung sondern nur Dichtung ist; harmlose, vielleicht erhebende Dichtung, wissenschaftlich nützliche aber nur in den Fällen, wo sie, wie die Atom- und Äthertheorie, Rechenansätze liefert. Für die Erforschung der Gesetze, nach denen die Organismen entstehn und sich entwickeln, hat das noch keine Hypothese geleistet, denn die organische Chemie ermittelt bloß die Entstehung und die Veränderungen der Bausteine der Organismen, nicht die der Organismen selbst. Deshalb bleiben, wie gesagt, Physiologie und Biologie vorläufig rein beschreibende Wissenschaften.

Einen neuen Ausdruck für die Hilfskräfte, Hilfsmittel, oder wie man das nennen will, was der organisierende Allgeist beim Bau der Organismen verwendet, hat der Botaniker Reinke gewählt, dessen Werk „Die Welt als That“ Epoche zu machen scheint. Ich habe es noch nicht gelesen und kenne nur zwei kurze Darstellungen seiner Dominantentheorie, die aber seine Meinung hinlänglich klar machen. Auf der vorjährigen Hamburger Naturforscherversammlung hat er gesagt: „So wenig man durch Spannung des Dampfes allein einen Eisenbahnzug vorwärts treiben kann, wenn nicht die verwickelte Maschine der Lokomotive in Thätigkeit tritt; so wenig ein aufgezognes Gewicht die Zeiger der Uhr in dem Tempo dreht, das wir haben wollen, wenn nicht ein kompliziertes Räderwerk die Energie des sinkenden Gewichts in sinnreicher Weise verwendet, um damit die Arbeit der Zeigerdrehung zu verrichten, so wenig würde chemische Energie hinreichen, Lebenserscheinungen hervorzurufen, wenn wir nicht Anlaß hätten, im Protoplasma eine Konfiguration, eine Maschinenstruktur anzunehmen,*) welche auf die verfügbare Energie einwirkt, um sie durch richtige Lenkung und Zerteilung die für die Unterhaltung des Lebens erforderlichen Arbeiten verrichten zu lassen. Eine solche Einwirkung auf die für den Betrieb zur Verfügung stehende Energie kann nur ausgehn von Kräften, die bei Maschinen, wie bei Organismen, in der Struktur gegeben [sind] und so beherrschend auf die Organismen einwirken: darum habe ich diese Kräfte Dominanten genannt. Man kann ihre Einwirkung auf die chemische Energie in der Zelle sich vorstellen als analog der [als Doppelbrechung bekannten]

*) „Wenn wir nicht Anlaß hätten ... anzunehmen,“ drückt den Gedanken nicht genau aus; es muß heißen: wenn nicht irgend etwas vorhanden wäre, das wie eine Maschine lenkend einwirkt.

Einwirkung des Kalkſpatkriſtalls auf die Energieart des Lichts, das ihn durchſtrahlt." Und in dem erwähnten Artikel der Deutſchen Rundſchau ſchreibt Reinke: „Die Energie des Mühlbachs allein ſchafft kein Mehl, ſie muß durch die Zuſammenſetzung des Mechanismus der Mühle gelenkt und gerichtet werden, um zweckentſprechend zu wirken. Es tritt alſo in der Mühle zur Energie etwas hinzu, das nicht ſelbſt Energie iſt, und das man die Maſchinenbedingungen jenes körperlichen Syſtems nennt, das wir als Mühle bezeichnen. Ebenſowenig würde die Energie einer zuſammengedrückten Stahlfeder uns die Zeit angeben, wenn nicht die Maſchinenbedingungen der Taſchenuhr hinzuträten, die wohl jede unbefangne Auffaſſung als das wichtigſte an der Uhr anerkennen wird. Dieſe Maſchinenbedingungen laſſen ſich zerlegen in Struktur und eine von der Struktur ausgehende Kraft, die ich als Dominante bezeichne. Da zahlreiche Maſchinenbedingungen in jedem komplizierten Organismus vorhanden ſind, ſo muß auch von einer Mehrzahl von Dominanten geſprochen werden. Nun laſſen ſich die Lebenserſcheinungen des Organismus auch nicht reſtlos energetiſch [das heißt aus den bekannten Energieformen der unorganiſchen Natur, der mechaniſchen, thermiſchen uſw.] erklären, ſondern es tritt ein wichtiger nicht energetiſcher Faktor hinzu, der z. B. die Entwicklung regelt. Stellen wir uns das belebte Syſtem unter dem Bilde einer Maſchine vor, ſo liegt die Hypotheſe äußerſt nahe, daß jener nicht energetiſche Faktor von der Struktur des Organismus abhängt, daß er den Maſchinenbedingungen der Mechanismen analog iſt, und ich habe darum auch bei Organismen von Dominanten geſprochen, welche den Gang der energetiſchen Elementarprozeſſe im Organismus regulieren. Alle Verrichtungen und ſelbſt die Leiſtungen des tieriſchen Inſtinkts ſuchte ich in dieſer Weiſe auf Dominanten zurückzuführen, die den Dominanten der Maſchinen analog ſind."

Freilich vermag man auch mit der Maſchinentheorie noch nicht alles zu erklären; Reinke glaubt, daß ſie an drei Stellen verſage: gegenüber der Zweckmäßigkeit des Körpers, ſeiner Organe, Verrichtungen und Reaktionen, gegenüber der Fortpflanzung und Entwicklung und den geiſtigen, den Bewußtſeinserſcheinungen. Daß Geiſt und Bewußtſein nichts Materielles ſind (obwohl man von einem Mechanismus der Vorſtellungen ſprechen darf), ſieht jeder Nichtverbohrte ein, und daß es vergebliche Mühe iſt, die Geheimniſſe der Fortpflanzung und Entwicklung mechaniſch erklären zu wollen, beweiſt jeder neue mißlungne Verſuch. Aber wunderlich iſt es, daß Reinke die Zweckmäßigkeit nicht mechaniſtiſch erklären zu können glaubt. Ein Mechanismus iſt ja gar nichts andres als eine zweckmäßige Anordnung von Körpern, weshalb jeder Mechanismus, jede Maſchine einen Mechanikus vorausſetzt, und alle großen Phyſiker, die ſich mit dem Weltmechanismus beſchäftigt haben: ein Kopernikus, ein Kepler, ein Newton, fromme Verehrer des großen Weltmechanikus geweſen ſind. Mit der Maſchine iſt der Maſchinenbauer und der Zweck gegeben, denn jede Maſchine wird für einen beſtimmten Zweck eingerichtet; darin beſteht eben ihr Weſen. Alle Dominanten können deshalb, gleich den Dominanten der Uhr, der Mühle und des Mühlenwehrs, immer nur als Diener und Werkzeuge einer zweckſetzenden Intelligenz gedacht werden. Das weiß natürlich auch Reinke, und er führt

eine Stelle aus einem Vortrage Machs an, worin sich dieser über die Telephobie der Biologen Häckelscher Richtung lustig macht. „Wozu hat der Mensch zwei Augen? Sollten Sie mit dieser Frage an einen modernen Naturforscher geraten, so können Sie von Glück sagen, wenn Sie mit dem bloßen Schreck davonkommen. Entschuldigen Sie, spricht der mit strenger Miene, der Mensch hat seine Augen zu gar nichts; die Natur ist keine Person und daher nicht so ordinär, irgend welche Zwecke zu verfolgen. Das ist noch nichts! Ich kannte einen Professor, der hielt vor Entsetzen seinen Schülern das Maul zu, wenn sie eine so unwissenschaftliche Frage stellen wollten." Dr. Kohnstamm stellt denn auch, in der Frankfurter Zeitung den Hamburger Vortrag Reinkes erörternd, der Biologie die Aufgabe, zu erklären, wie aus dem Kausalgetriebe Zweckmäßiges hervorgehn könne; der Neudarwinismus habe diese Aufgabe noch nicht gelöst. Eine Anmerkung hierzu lautet: „Keinesfalls ist der Zeitpunkt glücklich gewählt, den stolzen, für seine Vorläufigkeit reichlich soliden Bau unsrer darwinistischen Väter ohne zwingenden Grund, mit unnötigem Geräusch, belletristisch abzubrechen." Das verstehe ich nicht. Sehen Karl Ernst von Baer, Eduard von Hartmann, der Zoologe Eimer, der Botaniker Reinke, der Biologe Driesch wie Belletristen aus? H. Driesch hat schon 1896 im Biologischen Zentralblatt S. 355 geschrieben: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andre Kuriosum unsers Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie; beide sind Variationen über das Thema: wie man eine ganze Generation an der Nase führt, und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben." Oder soll das „belletristisch" bedeuten: in populärer Form und in nichtfachwissenschaftlichen Zeitungen und Zeitschriften? Dann wäre diese Mahnung Vogt, Häckel und ihren zahlreichen Schülern gegenüber vor vierzig Jahren weit mehr am Platze gewesen. Was aber das unnötige Geräusch betrifft — welche gelehrte Sekte hat wohl in allen Jahrhunderten mehr Lärm gemacht als die Darwinianer! So stark war der Lärm und ist er noch, daß die fachwissenschaftliche Kritik des Darwinismus vollständig übertäubt worden und die Kunde davon noch gar nicht bis zu den Ohren des großen Publikums, ja noch nicht einmal bis zu denen der Zeitungsredakteure gedrungen ist; die Mehrzahl der Gebildeten, die nicht über Fachwissen verfügen, dürfte heute noch alle Lehrsätze Darwins, wo nicht gar alle Hypothesen Häckels, für unerschütterliche Ergebnisse exakter Wissenschaft halten.

Die Anmerkung schließt mit einem Sätzchen aus Zarathustra: „Denn eben wieder fliegen die Nachtvögel aus." Ist es „voraussetzungslos," ist es auch nur im schlichtesten Sinne des Wortes ehrlich, wenn man neue Forschungsergebnisse deswegen nicht will ins Publikum dringen lassen, weil sie einem verhaßten Gegner zu gute kommen könnten? Übrigens, wer ist mit den Nachtvögeln gemeint? Alle Theisten, alle gläubigen Christen? Mir scheint, die Bezeichnung passe besser auf die Atheisten. Denn wenn man glaubt, daß die Menschen die einzigen selbstbewußten Wesen in der Welt seien, daß sie beim Tode vergehn, und daß die Abkühlung der Sonne oder der Sonnen allem Leben und also auch allem Bewußtsein eine Ende machen werde, so ist die Welt eine schauervolle ewige Nacht, aus der verhältnismäßig wenig Lichtfünklein

eine kurze Zeitspanne lang auftauchen, um wieder im Nichts zu verschwinden, während Gott und das ewige Leben der Seligen einen ewigen Tag schaffen. Meint man aber die Abergläubischen und die Feinde der Wissenschaft aus Bigotterie, so wäre es doch wahrhaftig kein geeignetes Mittel, diese zu bekämpfen, wenn man dem Publikum die Thatsache verbergen wollte, daß die Wissenschaft schon längst über den Darwinismus hinaus fortgeschritten ist; das wäre ja die Praxis, die man immer, und zwar mit Recht, den Kirchen, namentlich der katholischen Kirche zum Vorwurf macht. J.

# Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

## 1. Falsche und richtige Zeitfragen

Unter musikalischen Zeitfragen sind hier nicht Fragen über Tempo und Takt sondern, dem allgemeinen Gebrauch des Begriffs entsprechend, musikalische Angelegenheiten besonders dringlicher Natur gemeint. Es handelt sich bei ihnen um Einrichtungen, Bräuche und Anschauungen, die, von Haus aus gut und vernünftig, im Wandel der Zeit veraltet, bedenklich und gefährlich geworden sind, die ohne Zeitverlust verbessert oder beseitigt werden müssen. Auch die Künste sind der Erkrankung und dem Siechtum ausgesetzt, die feine Natur der Musik in besonderm Grade. Darum genügt es nicht bloß, ihre Leistungen und ihre Arbeit zu verfolgen, sondern es bedarf der beständigen Beobachtung ihres Gesamtorganismus und rechtzeitiger Eingriffe in die Anfänge falscher Entwicklung.

Diese Forderung wird grundsätzlich allgemein zugegeben, aber thatsächlich sehr wenig befolgt. Der gegenwärtige Nutzen und die zukünftige Entwicklung ihrer Kunst liegt ganz gewiß allen Musikern ohne Ausnahme am Herzen, aber ebenso gewiß ist es, daß die überwiegende Mehrheit der Musiker eine ganze Reihe arger Mißstände und Schäden kurzsichtig übersieht und sich unfähig erweist, die wirklichen Zeitfragen zu stellen und zu lösen.

Am einfachsten läßt sich das aus dem Inhalt und der Richtung der heutigen musikalischen Kritik beweisen. Dabei soll dieses Wort im umfassendsten Sinne verstanden werden und sich über die gesamte musikalische Schriftstellerei, wissenschaftliche und populäre jeder Art, über Bücher und Zeitungen erstrecken. Quantitativ ist diese Kritik eine Macht, jedes Städtchen, wo ein Wochenblättchen bestehn kann, stellt in ihm auch einen besondern Musikwächter. Auch hohen Wert werden ihr alle zugestehn, denen etwas von der Fülle der Belehrung zugekommen ist, die durch die großen Musikerbiographien, durch die Schriften bedeutender Komponisten über das neunzehnte Jahrhundert ausgestreut worden ist, alle, die erfahren haben, was der gute Kritiker einer

Tageszeitung dem Musikleben eines Ortes sein kann. Aber für die eigentlichen Zeitfragen in der Musik hat diese gesamte Kritik wenig gethan, und sie hat keineswegs vermocht, sie dem Gewissen der mitlebenden Generation zum Bewußtsein zu bringen. Die Musikreferenten der Zeitungen stoßen tagtäglich auf solche Zeitfragen, sie berühren sie auch, verfolgen sie aber nicht über den lokalen und nächstliegenden Bedarf hinaus und treten untereinander nicht in Fühlung. In den Büchern über Musik erfährt man von den musikalischen Zeitfragen nur das, was die Ästhetik betrifft, prosaischen Dingen wird da in der Regel aus dem Wege gegangen. Sehr beachtlich machen allerdings die Schriften Wagners und Liszts eine Ausnahme, aber ebenso beachtlich ist es, daß die Ideen dieser Männer, soweit sie am praktischen Musikwesen Kritik üben, niemand aufgenommen hat. Wie es um die Erkenntnis wichtiger Zeitfragen in der heutigen Musikwelt bestellt ist, hat sich am deutlichsten gezeigt, als jüngst der Jahrhundertwechsel die musikalische Schriftstellerei förmlich zwang, sich mit der Zukunft der Tonkunst zu beschäftigen. Allgemein und übereinstimmend äußerte sich da eine rühmliche Sorge um das fernere Schicksal der deutschen Komposition, aber nicht weniger allgemein war die Befangenheit in den Ansprüchen an diese Komposition. Genau wie vor fünfzig Jahren wurde noch gerufen: „Der böse Wagner, der böse Liszt!“ Der sogenannte Fortschritt dagegen stellte schon neue Propheten auf. Weit bedenklicher als dieser gar nicht aus der Welt zu schaffende Widerspruch in der Beurteilung von Kompositionsrichtungen ist aber die Thatsache, daß sich diese Säkularbetrachtungen ausschließlich auf die Komposition beschränkten. Gegen diese Einseitigkeit muß Einspruch erhoben werden. Sie kann uns sehr teuer zu stehn kommen, denn das Heil der Kunst hängt durchaus nicht bloß von der Komposition ab; sie ist nicht die einzige musikalische Zeitfrage, sie ist nicht einmal immer und ohne weiteres die wichtigste. Sie ist es z. B. für die Gegenwart nicht, sondern sie darf heute unbedenklich unter den Sorgenkindern der deutschen Musik übergangen und solange sich selbst überlassen werden, bis dringlichere Fragen gelöst sind. Ein schönes Heim ist viel wert, aber vor allem muß ein Haus fest und sicher stehn, muß Schutz gegen Bodengift, gegen Wind und Wetter bieten; dann erst kommt der Stil. Die Musik muß im Volk vor allem der Empfänglichkeit und des Verständnisses sicher sein, muß auf Grund einer wohl überwachten Musikpflege ihre Macht und ihren Segen entfalten können; dann erst darf über Komponisten und Kompositionsrichtungen gestritten werden. Diese einfache Wahrheit übersieht die musikalische Fachwelt, und sie weiß deshalb die wirklichen musikalischen Zeitfragen nicht zu finden.

Sie ergeben sich ohne Schwierigkeit aus einer eingehenden und methodischen Prüfung der Gesamtlage der Musik. Man hat da wie der Kaufmann bei der Inventur zu fragen: Wie verhalten sich in der letzten Rechnungsperiode Gewinn und Verlust? Die Rechnungsperiode wäre das neunzehnte Jahrhundert. Die durchzurechnende Masse wird man praktischerweise auf die deutsche Musik, die uns am nächsten liegt und auf die wir einwirken können, beschränken, und man wird sie zur bessern Übersicht in die geläufigen beiden Hauptgruppen: Komposition und Musikpflege teilen dürfen.

Da gehört denn ohne Zweifel das neunzehnte Jahrhundert in der Komposition zu unsern großen Zeiten. Die Namen Beethoven, C. M. von Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Wagner, Liszt und Brahms umfassen eine Summe von Begabung und erworbner Meisterschaft, der in derselben Zeit das Ausland nichts an die Seite zu stellen hat. Durch zahlreiche Kleinmeister verstärkt, beweist diese Reihe, daß das starke musikalische Feuer, das sich an Renaissance und Reformation einst entzündet hat, im deutschen Volk, als die Gründung des neuen Reichs nahte und vollzogen wurde, noch nicht erloschen war. Erst im neunzehnten Jahrhundert haben einzelne Felder der Komposition: Sinfonie, Lied, Musikdrama, die höchste Ernte ergeben. Der Niedergang, den Kirchenmusik und Oratorium erlitten, wurde durch die Wiederbelebung alter Meister, die eine der folgenreichsten Leistungen in der Musik des neunzehnten Jahrhunderts ist, mehr als ausgeglichen. Das Ergebnis lautet also: Auf die Komposition des neunzehnten Jahrhunderts dürfen wir mit Stolz sehen. Auch seine Musikpflege kann auf vielversprechende Neubildungen verweisen. Das schon oft, bei den Litteratenchören der Hussiten, bei den Kantoreyen der Lutheraner, bei den italienischen Akademien, bei den städtischen und bürgerlichen Musikkollegien des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts erprobte Aufgebot musikalischer Laienkraft rief Chorvereine und Liedertafeln ins Leben, die Hausmusik erhielt durch die allgemeine Verbreitung des Klavierspiels eine neue höchst wertvolle Stütze, über ganz Deutschland zog sich allmählich ein Netz musikalischer Fachschulen, die die Ausbildung der Fachmusiker wesentlich erleicherten, ihre Anzahl über den Bedarf vermehrten.

Jedoch hat dieser Neuerwerb nur zum Teil gehalten, was er versprach, und zu diesem teilweisen Fehlschlag kommt noch eine Reihe positiver, schwerer Verluste, die in dieser Zeit die praktische Musik Deutschlands trafen: den Kriegsnöten, der neuen Entwicklung des geistigen Lebens, der Geselligkeit, des Gemeinsinns, der Steigerung des Verkehrs, der Gewerbefreiheit sind eine Menge musikalischer Institute und Sitten zum Opfer gefallen, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch überall, auch an kleinen Orten, wichtige Bestandteile des Kulturapparats waren: die bürgerlichen Musikkollegien mit ihren wöchentlichen Konzerten sind fast spurlos, die Stadtpfeifereien und Schulchöre bis auf wenig Reste verschwunden. In den Klöstern, in den Schlössern des Adels, in den Palästen städtischer Patrizier findet man keine Orchester mehr, die Zahl der fürstlichen Hofkapellen hat sich weit mehr vermindert als die der Residenzen. Nur ganz alte Leute erinnern sich noch an Gregorisingen, an Neujahrsblasen und an die musikalischen Quartalumzüge. Nur in ganz vereinzelten, versteckten Kleinstädten trifft man noch auf Kurrenden, hört man morgens, mittags, abends Musik vom Kirchtum oder vom Rathaus. Der ehemalige Riesenbedarf an Ständchen und sogenannten Aufwartungen bei Familienfesten, bei städtischen und staatlichen Feierlichkeiten, der den goldnen Boden des Musikhandwerks bildete, ist aufs spärlichste zusammengeschrumpft. Die Straßenmusik ist zum Bettel geworden, in der Hausmusik das Quartettspiel und eine ganze Reihe der kostbarsten Gruppen nahezu ausgestorben. Die Mehrheit unsrer Musikfreunde kann sich gar nicht denken,

daß ein Land mit Musik besser versorgt sein könnte, als das heutige Deutschland mit seinen großen Chören, seinen großen Orchestern und seinen berühmten Dirigenten. In einer jeder Kritik baren Bewunderung dieses Besitzes sieht sie voll Mitleid auf die alte Zeit, und doch war uns diese durch den Reichtum und durch die Dezentralisierung ihrer Musikpflege unendlich überlegen. Heute teilen wir die Musik in Gießkannen aus, in den frühern Jahrhunderten fiel sie wie ein Himmelsregen über das ganze deutsche Land, durchdrang alle Stände und Klassen und hielt in öden Zeiten ganz allein das Volk geistig so frisch, daß nach der Schlesischen Dichterschule wieder die Schiller und Goethe möglich wurden. Daß sie das konnte, war die Wirkung der eben aufgezählten Musikorgane, Bräuche und Mittel. Ihnen verdankt es auch Deutschland, daß seine Komposition auf dem internationalen Musikmarkt zur Herrschaft gelangte.

Das Ergebnis unsrer Inventur lautet demnach: Dem erfreulichen und bedeutenden Zuwachs in der Komposition steht eine sehr empfindliche und starke Einbuße in der Musikpflege des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber. Daraus folgt, daß für die nächste Zeit viel eifriger Organisationskritik getrieben werden muß, und daß dies eigentlich schon längst hätte geschehn müssen.

Aus drei Gründen ist das versäumt worden. Der erste ist der Wert, den die Komposition für die Musik nach der Natur der Sache hat. Die Komposition ist die glänzendste Frucht in der musikalischen Kultur eines Volks, ein bedeutungsvolles Stück seines geistigen Hausrats überhaupt, nach außen hin sogar der entscheidende musikalische Maßstab. Wir haben in Europa Stämme und Länder, die sehr eifrig und sehr gut musizieren, aber sie zählen so wenig mit wie die exotischen Naturvölker, weil sie keine Komponisten haben. Auf vorgeschrittener Stufe ist ohne besondre Komposition kein geordnetes Musikwesen denkbar.

Der zweite Grund liegt darin, daß das neunzehnte Jahrhundert von seiner Mitte ab für die Komposition eine Kriegszeit war. Der Streit für oder gegen die sogenannten Neudeutschen nahm die Gemüter immer ausschließlicher in Beschlag. Niemand legte Gewicht auf den Fortgang der Friedensarbeit, es schien völlig zu genügen, daß sie nicht still stand. Die Neudeutschen siegten, aber die Kampfeshitze verflog nicht so schnell und blendete hüben und drüben weiter.

Der dritte Grund hängt mit dem zweiten zusammen. Während des deutschen Wirrwarrs hatte die Musik des Auslands vernünftig weitergearbeitet und angefangen hoch zu kommen, und dadurch geriet die deutsche Komposition plötzlich vor eine neue, der Menge ganz unerwartete Krisis. Seit dem sechzehnten Jahrhundert daran gewöhnt, daß sich die Kräfte höchsten Ranges auf dem Fuße folgten, sehen wir mit Bestürzung den Platz eines von aller Welt bewunderten deutschen Meisters seit längerer Zeit unbesetzt, sehen unsre internationale Stellung, unsre eignen Konzertsäle und Opernhäuser von einer slawischen und romanischen Konkurrenz bedroht, gegen die bloße Entrüstung nichts hilft. Da ists nun menschlich sehr begreiflich und lobenswert, wenn die Kritik wieder ihre Hauptaufgabe darin sieht, der deutschen Komposition unter die Arme zu greifen.

Jedoch können wir unsre Komposition durch Loben und Beraten nicht

stärker machen, als sie von Natur ist. Wir können darauf halten, daß die Tonsetzer ihr Handwerk ordentlich verstehn, daß sie ihre Kunst nach allen Richtungen, namentlich auch geschichtlich, gehörig übersehen, daß sie auf der Höhe der allgemeinen Bildung stehn, daß endlich die unpoetischen Köpfe vom Mitbewerb ausgeschlossen werden. Aber darüber hinaus sind wir machtlos.

Da hängt die Komposition vom geistigen Gehalt der Zeit ab, insbesondre vom Stand der Religion und der Philosophie, wie der Aufschwung der Deutschen in Luthers Zeit, wie der Zusammenhang der Beethovenschen Sinfonie mit der klassischen Periode deutschen Denkens und Dichtens glänzend zeigt. Die Entwicklung der Komposition wird zuletzt und vielleicht am entschiedensten von dem allgemeinen musikalischen Vermögen von Volk und Land beeinflußt. Auf einem guten Boden gedeiht sie von allein, auf einem dürren richtet auch das größte Talent, das der Zufall dahin wirft, nur wenig aus. Der für die allgemeine Geschichte von Karl Lamprecht aufs neue zu Ehren gebrachte Satz: Große Thaten, große Persönlichkeiten sind zum wesentlichen Teil das Produkt realer Verhältnisse, die Ideen wurzeln auch im materiellen Boden, gedeihen und verderben mit ihm, gilt auch für die Musik. Ihre Geschichte belegt seine Wahrheit mit Hunderten von wichtigen Beispielen. Die Höhepunkte deutscher Komposition schließen an die Zeiten der Kantoreyen und der collegia musica an, die früher unmusikalische Schweiz ist durch Nägeli und seine Reform des Schulgesangs, Belgien durch das Brüsseler Konservatorium zur heutigen Bedeutung gekommen. Den Gegenbeweis liefern England und Italien. Jenes, in der Madrigalenzeit und noch im Frühling der neuen Instrumentalmusik ein wichtiges musikalisches Exportland, ist heute von der ausländischen Komposition so abhängig, daß Uneingeweihte sogar die musikalische Begabung des Landes bezweifeln. Der Rückgang datiert von dem Augenblick an, wo es galt, das Musikdrama einzuführen. Nur London bekam Opernhäuser, die Provinz verlor die Fühlung mit der neuen Entwicklung, das ganze musikalische Volksvermögen sank. Italien wieder hat über der einseitigen Hingebung an die Oper die rechtzeitige Errichtung von Konzertorchestern und Chorinstituten versäumt und damit einen Schaden an seiner Bildung erlitten, der bis heute noch nicht wieder ausgeglichen ist.

Gerade die Interessen der Komposition verlangen also, daß vor allem die Musikpflege eines Landes vollständig in Ordnung ist, und daß deren Betriebsfragen unter allen Umständen jederzeit ernst genommen werden. Das gilt doppelt, wenn, wie es augenblicklich der Fall ist, bedeutende Einbußen vorliegen.

Durch die Forderung regerer Organisationskritik soll natürlich die Kompositionskritik nicht beseitigt werden. Sie hat zunächst noch eine große Reihe Aufgaben zu erledigen, die seit langer Zeit fällig sind. Es fehlen uns z. B. nach Fächern und Kompositionsgattungen geordnete Musikgeschichten, die musikalische Orts- und Landesgeschichte hat noch arge Lücken. Dann aber wächst in Theorie und Geschichte, es wächst auf allen Gebieten, die zur Kompositionskritik gehören, fast täglich frischer Stoff zu. Es wird fortwährend wieder nötig sein, Neues, Ungekanntes, Unverstandnes zu erklären, hier der Über-

schätzung, dort der Unterschätzung zu steuern. Aber unnötig ist es, daß jedermann, der einmal mit Richard Wagner bei Angermann gesessen hat, darüber berichtet, unnötig, daß der Farbe von Beethovens Nachtmütze eine wissenschaftliche Untersuchung gewidmet wird. Allzu stark wird die Wißbegierde der Musikwelt für bloßen biographischen Klatsch in Anspruch genommen, und sogar ernsten Kreisen fehlt der Blick für die Dinge, über die zu sprechen notwendig ist. Hier die Liste für ein Quartal von Leitartikeln einer der bessern Musikzeitungen:

Persönliche Erinnerungen an R. Wagner, Geschichte des Gürzenich-Orchesters, Beethovens Frauenkreis, Berlioz-Studien, Zur Geschichte der deutschen komischen Oper, R. Wagner und Johanna Spyri, Ein Ton, Schutz dem Parsifal!, Über Volksgesang und Volksmusik, Hans von Bülow, S. Bach als Lehrmeister, Bruneau als Dramatiker, Schikaneder, Gustav Mahler, Poesie und Musik der Minnesinger, Aus Karl Loewes Leben und Schriften, Wotan, Über die Entwicklung der Notenschrift, Geschichte des Berliner Philharmonischen Orchesters, Hermann Götz, Vicenzo Bellini, Mozarts Messe in C moll, Richard Strauß, Märchen, Persönliche Erinnerungen an F. Nietzsche, Musikalische Spaziergänge auf Dresdner Friedhöfen.

Sie läßt an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen, aber eine wirkliche Zeitfrage, wenn man nicht die Verehrung von Bülow und R. Strauß für eine solche hält, ist nicht darunter, jedenfalls geht die Organisationskritik ganz leer dabei aus. Stehts mit den Büchern etwa anders? Nein, schon seit der Mozartschen Zeit nicht. Da haben wir Ehlerts Briefe über Musik, Rubinsteins Pamphlet über die Musik und ihre Meister — um sehr bekannte Arbeiten herauszugreifen —, was enthalten sie? Trotz der weitgegriffnen Titel nichts als Kompositionskritik.

Keineswegs ist diese gefährliche Schläfrigkeit ein uraltes Erbstück der musikalischen Schriftstellerei. Die scriptores musici, die wir (in den bekannten Sammlungen von Gerbert und Coussemaker) aus der Ära Karls des Großen vor uns haben, lassen die Kompositionen beiseite. Denn daran fehlte es nicht, wohl aber an der Kunst des Lesens und Treffens. Mit den Kreuzzügen und der Geburt der mehrstimmigen Musik ändert sich das. Aber mit der Fürsorge für Schaffen und Verstehen vereinen die litterarischen Wortführer der Musik das Interesse für Lage und Leistungen von Sängern und Spielern. Ohne es zu wollen, sind so M. Prätorius, Mattheson u. a. wichtige Geschichtsquellen geworden. Wie ereifert sich Forkel in seiner Musikgeschichte, leider ungehört, für die Erhaltung und die Aufbesserung von Schulchören und Stadtpfeifereien! Das Wandeln in Wolken beginnt wohl mit Nägeli. Er ist der erste, der „Vorlesungen über Musik" veröffentlicht, in denen nur von der komponierenden Musik gehandelt wird, in denen diese von lauter —ismen und —itäten lebt.

Allzulang hat diese Nägelische Methode geherrscht und die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt von den nächstliegenden Pflichten abgelenkt. Mit dieser Methode muß gebrochen werden. Wer neue Parteibrände schürt, wer vom modernen Geist oder von sonst etwas getrieben die Heißsporne zu einem Kreuzzug für einen heute lebenden Komponisten, gleichviel ob Gott oder Götze, zu sammeln sucht, der stellt falsche Zeitfragen, der versündigt sich an der

deutſchen Muſik. Sollte ihr der Himmel für die nächſten hundert Jahre einen großen ſchaffenden Meiſter verſagen, daran wird ſie nicht zu Grunde gehn. Aber ſie muß dem Volke zum Fluche werden, wenn nicht der weitern Verdummung der Berufsmuſiker, nicht der Muſikheuchelei in der Laienwelt geſteuert wird. Dagegen läßt ſich nur vom Muſikbetrieb aus helfen, und es wird darum im einzelnen nachzuweiſen ſein, wie und wo er verbeſſert werden muß. Zu dieſem Zweck ſollen im folgenden die Hauptfragen, die ſich auf die Fundierung und die Verwendung der Muſik in der Gegenwart beziehn, unterſucht werden. Die Antworten werden ſich von Fall zu Fall aus dem Vergleich der von der Sache gebotenen Ziele mit den wirklichen Leiſtungen ergeben; damit aber die Ergebniſſe an Sicherheit gewinnen, ſoll, ſoweit möglich, überall auch die Geſchichte mit befragt werden. Sie lehrt nicht bloß gewordne und beſtehende Verhältniſſe verſtehn und gerecht beurteilen, ſondern ſie giebt auch häufig die beſten, durch Erfahrung ſchon bewährten Ideen für vorzunehmende Reformen an die Hand.

# Griechiſche Reiſeſkizzen

## 3. Attiſche Tage

(Schluß)

Als wir aus dem beſchatteten kühlen Winkel hinaustraten in die grüngraue Fichtenwildnis, ſchlug uns die volle Mittagshitze, als käme ſie aus einem Backofen, entgegen, aber der durch die Sonnenſtrahlen aus den Bäumen hervorgelockte kräftige Harzduft umflutete uns erquickend. Noch eine Stunde galt es zu ſteigen bis zu einer Höhe von ziemlich 700 Metern. Sogar hier oben fanden ſich zwiſchen dem Wald noch einzelne mit Weizen beſtandne Feldparzellen. Endlich erſchien oben links zwiſchen den Baumwipfeln die Mauer des „Kaſtro“ jenſeits von einer undurchſchreitbaren Schlucht. Ich eilte, von Feuereifer beſeelt, meinen Begleitern voraus und ſtand bald auf der noch ziemlich hohen Quadermauer eines unregelmäßigen Vierecks mit ausgebautem rundem Turm. Herrlich war von hier aus der Blick auf die Thal-, Stein- und Waldwildnis, und es wurde mir ſofort deutlich, daß das verhältnismäßig kleine Kaſtell den Weg von Athen nach Theben vollſtändig beherrſchte. Der Berg ſelbſt fällt nach drei Seiten ſchroff ab und iſt nur nach Oſten zugänglich — eine vorzügliche Poſition für den Schutz der attiſchen Grenze gegen Boötien. Über die Schluchten des Parnes ſah man weit hinaus in die Ebne, und hinten waren ganz klar und deutlich der Lykabettos und die Akropolis zu erkennen. Es war alſo möglich, ſich von dieſer Grenzburg aus mit der Hauptſtadt durch Feuerzeichen zu verſtändigen. Thraſybul hätte keinen beſſern Punkt

wählen können, um von ihm aus die Oligarchenherrſchaft aus den Angeln zu heben.

Meine Begleiter waren inzwiſchen herangekommen, und nachdem wir alles beſehen und manches photographiert hatten, lagerten wir draußen vor der Mauer auf einigen der herabgefallnen Quaderſtücke und verzehrten, den Blick in die Ferne auf die hitzeflimmernde Ebne gerichtet, das mitgebrachte Mahl. Unſer halbwüchſiger Führer wurde natürlich zur Tafel gezogen, nahm aber, weil es die megali ebdomas (große Woche vor Oſtern) und alſo Hochfaſten war, nur unſer Brot. Das Fleiſch und ſogar den Käſe wies er zurück, obwohl ihm erſichtlich der Mund nach dieſen Leckerbiſſen wäſſerte. Da ſchoß mir der Gedanke durch den Sinn, einmal zu prüfen, wie feſt die Gebote der griechiſchen Kirche in den Seelen ihrer Bekenner verankert ſeien. Ich ſpielte alſo den Verſucher auf dem bekannten hohen Berge, reichte ihm ein Hühnerbein und ein Stück Käſe dar und ſagte mit verführeriſchem Lächeln: kanénas iereſs vlepi (kein Prieſter ſieht es). Er aber erwiderte, indem er die Stirnhaut nach griechiſcher Art verneinend hochzog, mit einem ehrfurchtsvollen Augenaufblick gen Himmel: Oehi! theos vlepi (nein, Gott ſieht es), und der Verſucher mußte beſchämt von dannen weichen. Der junge, geſunde Burſche, der gerade ſo recht in den zur Aufſäſſigkeit neigenden Flegeljahren ſtand, hätte ſich, glaub ich, lieber die Zunge abgebiſſen, als durch den Genuß einer kleinen Unze Käſe den Schöpfer Himmels und der Erde beleidigt. So groß iſt die Gewalt der religiöſen Vorſtellungen über den Menſchen, beſonders im Orient. Je weiter man nach Oſten vordringt, um ſo tiefer greift die Religion mit ihren Vorſchriften und Verboten, ihren Zeremonien und Regeln auch in das äußere Leben der Menſchen ein, bei den griechiſchen Orthodoxen mehr als bei den römiſchen Katholiken, bei den Mohammedanern mehr als bei den Griechen, und bei den Indern mehr als bei den Mohammedanern. Dahinter ſcheint es dann wieder weniger zu werden. Die Summe der Faſttage in der griechiſchen Kirche macht ungefähr den vierten Teil des Jahres aus. Während dieſer Zeit lebt der Gläubige, wenigſtens wenn er arm iſt, ausſchließlich von Brot und Oliven.

Auf dem Rückweg führte uns unſer braver Faſtenjüngling, dem die ſtrengen Enthaltungsvorſchriften ſeiner Kirche übrigens keineswegs die Kraft und Schnelle der Glieder geraubt hatten, den zweiten Weg, der uns an der andern Thalſeite nach Chaſſia hinabführte und noch ſchönere Blicke in die Berglandſchaft und auf das Harma gewährte, als der erſte. Faſt verſchmachtend langten wir endlich wieder bei den ſchönen Wäſcherinnen an und ſtürzten uns auf die bereitwillig dargereichten Eimer. In dem Orte ſelbſt begegnete uns eine große Prozeſſion von Knaben und Mädchen, die hinter einer Kirchenfahne her ihre eintönigen Geſänge piepſten und plärrten, uns aber trotzdem grüßten, indem ſie militäriſch die Hand an die Mütze legten. Sie ſollten vom Himmel den ſchon wochenlang ausgebliebnen Regen erflehen. In der Schenke hatte der Wirt den landesüblichen Maſtixſchnaps und außerdem noch Honig, aber kein Brot; wir mußten die ſüße Speiſe alſo mit den Löffeln eſſen. Der Wirt deutete auf die Prozeſſion, die nach einiger Zeit zurückkehrte und vor uns vorbeidefilierte, und ſagte: Wrochí tipote, kyrios dhen theli (kein Regen, der Herr

will nicht). Dann wies er auf die kümmerlichen, angesengten Felder und sagte: Dystychia! (Unglück). In Athen erfuhr ich dann, daß während die Getreidedörfer Bittprozessionen um Regen veranstalteten, die Korinthen- und Weindörfer Dankprozessionen wegen seines Ausbleibens und Gebete um weitere Dauer der Dürre abhielten. Jedenfalls haben es schon die alten Griechen nicht anders gemacht. Das Wasser ist ja die große Lebensfrage für die südliche Landwirtschaft, und nicht umsonst sah man den höchsten Gott selbst als Spender des lebenbringenden Nasses an. Freilich mag der alte Zeus, wenn er so mit Opfern und Wohlgerüchen von zwei Seiten her in entgegengesetztem Sinne bearbeitet wurde, bisweilen in Verlegenheit und Unwillen beide Backen aufgeblasen haben.

Neben Kastell Phyle lernt jeder Gymnasiast noch das Kastell Dekelea kennen, weil es die Spartaner im peloponnesischen Kriege dauernd besetzten und von dort aus den Athenern so viel Abbruch thaten, daß der ganze letzte Teil des Krieges davon den Namen des dekeleischen erhalten hat. Wo damals das spartanische Kastell lag, liegt jetzt der Königliche Park, der das Schloß von Tatoi umgiebt. In kurzer, angenehmer Nachmittagsfahrt erreicht man von der Bahnstation Kephisia aus diese freundliche und den Nordländer infolge des schönen Hochwalds besonders ansprechende Sommerresidenz der Königlichen Familie. Man fährt dabei eine kleine Strecke neben den verrosteten Schwellen und dem grasbedeckten Bahnkörper der schon seit fünfzehn Jahren „im Bau begriffnen" Larissabahn hin. Diese ist bestimmt, Athen über Thessalien an die europäische Festlandsbahn Saloniki—Belgrad anzuschließen und Athen dadurch für immer von dem inselartigen Charakter zu befreien, den die Stadt in Bezug auf den Verkehr jetzt noch hat. Ein paar Baugesellschaften sind aber bei diesem Unternehmen schon verkracht, und eine Menge deutsches Kapital ist dabei verloren gegangen oder steht noch auf dem Spiel. Die Aktien stehn gegenwärtig nur 38 bis 40 Prozent. Während meiner Anwesenheit hieß es, der Bau solle demnächst von einer neuen Gesellschaft wieder aufgenommen werden. Hoffen wir, daß er dann auch zu Ende geführt wird.

Durch ein Thor fährt man alsdann an Wirtschaftsgebäuden und Gartenmauern vorüber und erstaunt beim Einbiegen in den Park in der That über die hohen und schönen Fichten, Weißpappeln und Oleanderbäume; auch das saftige Grün der Wiesen fiel uns sehr angenehm gegen die draußen herrschende Dürre auf. Ich machte diesen Ausflug mit einem dänischen Herrn, der den Inspektor des Königlichen Wirtschaftsgutes, seinen Landsmann, schon kennen gelernt hatte. Dieser erschien denn auch bald nach unsrer Ankunft, hoch zu Roß, begrüßte uns in fließendem Deutsch und führte uns in seine Ställe, die denen des weiland König Augias nicht im mindesten gleichen, sondern wahrhafte Muster von Sauberkeit waren. Pferde sowohl wie Kühe fraßen hier aus marmornen Krippen. Dieser Umstand, den man in Märchen und Erzählungen als einen der Gipfel ausschweifendsten Reichtums oder lächerlicher Großthuerei hervorzuheben pflegt, kann hier noch nicht einmal als Luxus gelten. Ich möchte glauben, daß bei der Unverwüstlichkeit des Steins marmorne Krippen in Tatoi auf die Dauer billiger sind als hölzerne. Denn

gutes Holz ist dort rar, und die Unterhaltung des Parks kostet schweres Geld, besonders wegen der Bewässerung, die — wie der Inspektor klagte — im Hochsommer trotz aller Leitungen auch hier sehr schwierig und oft mangelhaft ist. Nachher erschien auch die Leiterin der Molkerei, eine junge, kräftige Vollblutdänin mit dem blonden, zarten Teint der nordischen Germanen, von Haus aus Bauernmädchen von der Insel Seeland, jetzt königlich griechische Milchvorsteherin, die in dem südlichen Klima keineswegs hingewelkt, sondern im Gegenteil wie eine Rose erblüht war. Sie zeigte uns ihre vorzüglichen Einrichtungen für die Käse- und Butterbereitung, führte uns mit Stolz zu ihren ergiebigsten Milchkühen, die ebenfalls aus marmornen Krippen fraßen, und folgte dann samt dem Inspektor unsrer Einladung, mit zum Xenodochion zu kommen.

Hier giebt es nämlich den sogenannten Dekeleawein, ein vorzügliches Getränk, das die erfrischende blumige Säuerlichkeit des Nordens mit dem Feuer des Südens vereinigt. Für jeden Weinverständigen ist schon wegen dieses Stoffes der Besuch von Tatoi aufs dringendste anzuraten. Aber es sitzt sich auch höchst angenehm unter den alten knorrigen Oliven vor dem ländlichen Wirtshaus am Rande des schönen Parkes, und da, wo einst die Schritte finsterblickender lakonischer Wachtposten widerhallten, ertönte jetzt fröhliches Gläserklingen und heiteres Gespräch. Wunderbar war es mir, hier im fremden Lande einer Jungfrau gegenüber zu sitzen, die mir vollkommen meines Stammes und Blutes zu sein schien, und doch mich nicht mit ihr verständigen zu können, weil unsre Sprachen verschieden waren. Endlich verfiel ich darauf, mit dieser germanischen Schwester in Odin die unabweislichen Höflichkeiten und von Herzen kommenden Freundlichkeiten in griechischer Sprache auszutauschen. Wer von meinen Lesern hat schon einmal mit einer jungen hübschen Dänin griechisch gesprochen? Ich kann versichern, diese Verschmelzung des griechischen und des germanischen Elements ist ein Genuß. Der Inspektor muß übrigens ein Herz von Stein haben, wenn es neben dieser Kollegin oder Untergebnen nicht hinschmilzt, noch dazu bei der Hitze! Auch unsern Rosselenker zogen wir nach der von griechischer Gastfreundschaft gebotnen Sitte in unsern Kreis, und so fand denn hier eine Verbrüderung von Dänemark, Deutschland und Hellas statt, die zu den weitgehendsten politischen Hoffnungen berechtigte. Wie wärs mit einem neuen Dreibund auf dieser Basis, wenn der alte über kurz oder lang einmal wacklig werden sollte?

Die Zeit verging so rasch, daß wir die schnell hereinbrechende Dunkelheit mit Schrecken gewahr wurden und nun eilig aufbrachen, um den letzten Zug in Kephisia nicht zu verfehlen. Ein gediegnes Trinkgeld that denn auch das übliche Wunder.

Wie reizvoll ist es, so durch die griechische Abendlandschaft auf guter Straße dahinzurollen. Unser Gespräch verfiel dabei auf die geschichtliche Bedeutung der Feste Dekelea, und wir fanden uns in der Verwundrung darüber zusammen, daß die Athener nie auch nur den geringsten Versuch gemacht haben, den Landesfeind wieder aus dem Lande zu treiben, ja daß es schon als etwas Großes galt, wenn Alkibiades durch besondre militärische Ver-

anstaltungen den von den Lakedämoniern so lange verhinderten heiligen Zug nach Eleusis einmal wieder möglich machte. Die Athener haben — das beweisen Phyle, Dekelea und der Piräus — militärisch keineswegs auf der Höhe gestanden. Da waren die Römer andre Leute. Die hätten mit Dekelea kurzen, vielleicht auch langen, aber in jedem Falle Prozeß gemacht.

Während ich diese Ausflüge in Gesellschaft unternahm, mußte ich die Besteigung des Pentelikon allein ausführen, weil ich zu diesem Unternehmen, das vielleicht anstrengend erschien, absolut keinen Gefährten aufzutreiben vermochte. Mich dagegen lockte der hohe Berg, den ich täglich sah, mit unwiderstehlicher, zauberhafter Anziehungskraft, und es schien mir für mein Leben wertvoller, von seinem Gipfel aus einmal auf das klassische Land nieder geschaut als noch einmal mehr im Museum Vasen und Statuen studiert zu haben. Der Pentelikon ist zwar weiter von Athen entfernt als der Hymettos, aber schöner und lohnender, überhaupt der lohnendste der attischen Berge, weil man von ihm auch die andre Seite der Halbinsel sieht. Ich fuhr also bis zur Station Marusi dicht vor Kephisia. Mir gegenüber saß ein Herr, der des Französischen leidlich mächtig war. Ich war bald mit ihm im Gespräch über Land und Leute usw. Er nannte sein Vaterland la lumière du monde, l'origine de la culture humaine und freute sich meiner bereitwilligen Zustimmung. Als ich ihm dann aber den Namen einer der von der Bahn aus sichtbaren Ortschaften, durch die ich auf der Fahrt nach Phyle gekommen war, richtig als Epano-Liossia nannte, geriet er in maßloses Erstaunen und wiederholte ein über das andre mal: On apprend tout dans votre pays! Er glaubte, ich wüßte das aus der Geographiestunde. Du liebe Zeit!

In Marusia angelangt setzte ich mich auf den Platz vor der Schenke und sagte dem Wirt, daß ich einen Führer auf den Pentelikon wünsche. Der ließ mich, wahrscheinlich um mich mürbe zu machen, eine halbe Stunde warten, erklärte mir dann auf mein wiederholtes Andrängen, er wisse keinen als sich selbst, forderte aber zugleich einen ganz übertriebnen Preis. Trotzig, wie ich bin, nahm ich wieder unter meinem Baume Platz und wandte mich an einen vorübergehenden, vertrauenswürdig aussehenden Mann, ob er mich für drei Drachmen auf den Berg führen wolle. Dieser erwiderte, er selbst habe keine Zeit, er werde mir aber einen Führer senden. Ich wartete also weiter, und es erschien — der Lustro (Schuhputzjunge), der mir schon auf der Station seine wichsenden Dienste angeboten hatte, ein zehnjähriges Jüngelchen. Doch was wollte ich machen? Ich mußte schon mit ihm zufrieden sein und erfuhr zunächst von ihm, daß er, wie fast die Hälfte aller männlichen Griechen, auf den Namen Panagiot (von Panagia „allerheiligste") hörte. Wir zogen also selbander zum Dorfe hinaus durch niedrigen heißglühenden Fichtenwald auf das herrliche Gebirge los, das so nahe aussah, als könnten wir es in einer halben Stunde erreichen. Es zeigte sich dabei sofort, daß mein Knabe nicht imstande war, mit mir Schritt zu halten. Ich mußte also meinen Feuereifer mäßigen und aller Augenblicke stehn bleiben, um auf den Kleinen zu warten. So dauerte es mindestens noch einmal so lange als gewöhnlich, bis wir am Fuße des Gebirges anlangten.

Hier liegt sanft gebettet unter weitschattigen Weißpappeln (lefkae), Platanen, Fichten und Cypressen das Kloster Penteli. Vor seinem Eingange laden hölzerne Tische mit Bänken zu ländlicher Rast. Eine Quelle speist eine Cisterne, und saftiger Rasen erquickt das Auge. Würdige Gestalten weißbärtiger Mönche mit hohen, breitgedeckelten, cylinderförmigen Baretten saßen und wandelten hier in beschaulicher Ruhe umher. Sie nahmen nicht die mindeste Notiz von mir, ich also auch nicht von ihnen. Doch reizte es mich, das Kloster selbst einer nähern Besichtigung zu unterziehn. Es ist das reichste im Königreich, da seine Einnahmen jährlich etwa 114000 Drachmen betragen. Dementsprechend waren die Gebäude stattlich, neu und sauber abgeputzt. Über dem Eingang erhebt sich ein Spitztürmchen mit Glocke. Unter diesem hindurch gelangte ich in einen weiten viereckigen Hof, in dessen Mitte das ebenfalls blendend weiße, übrigens verschlossene Gotteshaus stand. Um die Innenseite des Hofes lief an der obern Etage eine Galerie, auf die die Thüren der Mönchszellen führten. Ich stieg eine Treppe hinauf und ging die Galerie entlang, während mein Panagiot sich nicht einmal auf den Hof getraute, sondern vor der heiligen Pforte mit scheuem Blicke herumschlich. Mir aber kam eilig ein weltlich gekleideter, ziemlich pfiffig dreinschauender Mensch nachgegangen, vielleicht der Ökonom des Monastiris, und forderte mich auf, ihm zu folgen. Er öffnete in der linken Ecke des Hofes eine Thür und lud mich ein, näher zu treten. Es war ein für griechische Verhältnisse überraschend fein möbliertes Zimmer, offenbar für die Bewirtung Fremder bestimmt. Aus den nun folgenden Reden verstand ich, daß ich warten solle, er wolle mir Kaffee bringen. Ich hatte dazu keine Zeit und wollte gehn; er aber hielt mich fest, ich müsse doch unbedingt einen Führer aus dem Kloster mitnehmen. Ich sagte ihm, ich hätte ja einen, worauf er grinsend erwiderte, mit dem paedí (Knaben) würde ich den Gipfel nie erreichen. Er wollte natürlich hierbei auf irgend welche Weise Geld verdienen, wahrscheinlich sogar selbst die Führung übernehmen. Seine unangenehme Visage würde mir aber die ganze Partie verdorben haben; darum lehnte ich ab, obgleich er mir wiederholt versicherte, daß der Junge den Weg nicht wisse. Ich verließ also das Kloster, ohne den Jüngern des heiligen Basilius — zu ihm bekennen sich alle griechischen Mönche — etwas zu verdienen gegeben zu haben.

Obwohl es noch am Morgen war, hatte ich diese Mönche doch schon beim Nichtsthun getroffen, ebenso wie am Nachmittag die vom Schluchtkloster bei Phyle, und wie später alle andern griechischen Mönche, mit denen ich noch zusammenkam. Diese Frommen verbringen ihre ganze Zeit mit beschaulichem Hinvegetieren, monotonem Psalmodieren und unvernünftig strengem Fasten. Irgend etwas für die Welt, oder was hier dasselbe ist, für das Reich Gottes wirklich Nützliches zu leisten, fällt ihnen nicht im Traum ein. Die über 1300 Mönche, die es in den 170 Männerklöstern des Königreichs giebt, verzehren ihre 2360000 Drachmen Einkünfte ohne jede Gegenleistung für das Land, das sie doch nährt. Auf den Gedanken, sich mit Jugenderziehung oder Krankenpflege zu beschäftigen, sind sie in ihrem orientalischen Quietismus noch nicht gekommen, und erst in der neusten Zeit wagen dahingehende Vorschläge sich

ſchüchtern ans Tageslicht, Vorſchläge, deren Verwirklichung jedenfalls noch in weitem Felde liegt. Und doch iſt dies eine, oder beſſer geſagt, die Lebensfrage des griechiſchen Mönchtums. Schon ſind die gebildeten Klaſſen des Volkes von Haß und Verachtung dagegen erfüllt, und auch die Verehrung, die der gemeine Mann dem „ſchönen Greiſe“ bisher entgegengebracht hat, ſoll ſtark im Schwinden begriffen ſein.*) Dagegen machen die römiſch-katholiſchen Orden mit ihren Schulen und Krankenanſtalten durch die uneigennützige, nutzbringende Thätigkeit, die ſie auf dieſen für das Volk wichtigſten Gebieten entfalten, eine ganz entſchiedne Propaganda für ihre Sache. Beſonders geſchieht dies auf türkiſchem Boden, aber auch in Athen iſt die beſte höhere Schule gegenwärtig nicht das ſtaatliche, ſondern das von katholiſchen Prieſtern geleitete Leogymnaſium. Sogar hohe Beamte und Abgeordnete ſollen ihre Söhne mit Vorliebe auf dieſe Anſtalt ſchicken, beſonders auch deshalb, weil die Disziplin hier ungleich beſſer ſein ſoll als in den öffentlichen Schulen. Wenn ſich alſo das orientaliſche Mönchtum nicht gründlich von innen heraus reformiert und aus dem frommen Nichtsthun heraus zu freudiger That aufrafft, ſo wird es ſeine Rolle bald ausgeſpielt haben.

Die Prophezeiung des induſtriöſen Kloſtermanns ſchien ſich verwirklichen zu ſollen. Denn bei dem nun beginnenden eigentlichen Aufſtieg wurde mein kleiner Panagiot bald unſicher und blieb wiederholt ſtehn, um ſich den Fall zu überlegen. Der ſchmale, vom Marmorſtaub wie Silber glänzende Pfad ging anfangs noch durch Fichten, dann durch niedriges Buſchwerk ſteil bergauf und führte uns zunächſt zu den großen, neuen Marmorbrüchen, deren weiße Bruſt man ſchon von Athen, ja vom Meere aus ſieht. Hier begann der Junge eine lange Verhandlung mit den Arbeitern, offenbar über den einzuſchlagenden Weg. Ich ſtellte ihn zur Rede, er habe mir doch geſagt, daß er den Weg genau kenne, und nun müſſe er ſich erſt danach erkundigen. Er verſicherte mir zwar wiederum mit der treuherzigſten Miene von der Welt, er ſei ſchon pollaes foraes (oftmals) oben geweſen, aber trotzdem wurde mir immer klarer, daß ich mich auf ſeine Führung nicht verlaſſen konnte.

Der Pfad ſelbſt wurde ganz ſchmal und führte nunmehr durch das, was man in Italien die Macchia nennt: dickblättriges, ſcharfgezacktes, dornenbewehrtes Buſchwerk, das von beiden Seiten über den Weg zuſammengewachſen war, ſodaß für die Beinkleider eine gewiſſe Vorſicht dringend nötig wurde. Als Augenpunkt diente uns zunächſt der einzige Baum, der überhaupt in dieſer Buſchwildnis zu ſehen war. Er ſteht am Fuß einer ziemlich ſteilen Wand, die den Gipfel verdeckt, und birgt unter ſeinem dürftigen Schatten ein zerfallnes kleines Gotteshaus. Dieſe Kapelle iſt, ebenſo wie das Kloſter bei Phyle, jedenfalls an Stelle eines antiken Nymphenheiligtums getreten, denn auch ſie liegt neben einer kleinen Quelle, deren Waſſer hier in einer Falte des Berges den Marmoradern entquillt. Mein ſogenannter Führer bekreuzte ſich ſchon vor dem Eingang und fing dann an, vor dem verblaßten Mutter-

*) Über dieſe Verhältniſſe belehrt gut H. Gelzers „Geiſtliches und Weltliches aus dem Türkiſch-Griechiſchen Orient“ (1900).

gottesbilde, vor dem noch immer die ewige Lampe brannte, mit Kniebeugungen und Lippenbewegungen ſeine Andacht zu verrichten. Ich ſchlürfte draußen mit Behagen die ſpärlichen aber unſchätzbaren Tropfen des heiligen Quells und ſtieg dann allein — der Kleine war mir zu langſam, konnte mir ja auch nichts nützen — im Zickzack durch dick und dünn die grüne Wand in die Höhe, immer dem Pfade nachſpürend. Oben ſah ich den Gipfel wieder vor mir, das Buſchwerk wurde dünner, und nach nochmaliger kurzer Anſtrengung ſtand ich oben. Der Gipfel iſt nur von geringem Umfange. In ſeiner Mitte, da wo einſt ein Standbild der Athene ins Land hinausgeſchaut hatte, liegt jetzt ein großer viereckiger Steinwürfel.

Der Pentelikon iſt ungefähr ſo hoch wie der heimatliche Brocken, aber wie ganz anders iſt ſonſt alles hier als dort. Vom Brocken iſt die Ausſicht immer, auch an ſogenannten klaren Tagen, verſchleiert; man kann ſich freuen, wenn man die nächſtliegenden Partien des Panoramas einigermaßen deutlich erkennt, der Horizont iſt immer umnebelt. Vom Pentelikon dagegen ſieht man wegen des geringen Waſſerdampfs in der Luft faſt ebenſo klar in die Ferne wie in die Nähe. Und in eine wie anders geartete Gegend ſchaut man von ihm! Der eigentümliche Reiz der griechiſchen Landſchaft beſteht in der innigen Verſchlingung, ich möchte faſt ſagen in dem künſtleriſchen Zuſammenwirken von Meer und Gebirgen. Es giebt wohl kaum einen Ausſichtspunkt in Griechenland, von dem aus man nicht an irgend einer Stelle den je nach dem Stande der Sonne ſilbernen oder bläulichen Streifen der heiligen Salzflut erblickte. Die Bergformen ſind, wie wohl alle aus Kalkſtein beſtehenden Gebirge, fein gezeichnet und plaſtiſch modelliert, und da ſie zumeiſt waldlos ſind, ſo ſieht man ihre edeln Konturen unverhüllt und rein. So ſah ich denn auch vom Pentelikon auf der einen Seite in die Kephiſſosebne hinein, ſah Athen ſamt Lykabettos und Akropolis und darüber hinaus das der Sonne zugewandte und darum ſilberne Meer. Nach Oſten ſah ich in das neue, noch unbekannte Land, nämlich über einen ſteilen Abhang und wilde Schluchten hinweg in die bergumſchloſſene, grüne Ebne von Marathon. Jenſeits von dieſer zog ſich ein der Sonne abgewandter und darum blauer Meeresarm dahin, dann kam die Inſel Euböa mit ihren hohen Bergſpitzen, und dann wieder Meer und andre Inſeln. Das Ganze war ein überaus reiches und reizvolles Rundbild, ſodaß das Auge kaum wußte, wo es zuerſt, wo es zuletzt verweilen ſollte. Und jetzt kommt ein Stück Leben in das Bild. Tief unten zu meinen Füßen fährt durch das grüne Dickicht der Bergfalten ein kleiner Eiſenbahnzug. Er bringt aus den erſt 1898 von einer engliſchen Geſellſchaft eröffneten Marmorbrüchen von St. Dionyſo die großen weißen Blöcke hinaus in die Welt, aus denen der Meißel des Künſtlers Statuen, Reliefs und Säulenkapitelle herausarbeiten wird. Was für Herrlichkeiten und Kunſtwerke ſind aus dem weiten Bauche dieſes Berges ſchon im Laufe der Jahrhunderte herausgeholt worden!

Inzwiſchen war auch Panagiot heraufgekommen, wir packten nun die mitgebrachten Herrlichkeiten aus und wollten eben die Hände zum lecker bereiteten Mahle ausſtrecken, da wurden wir zwar nicht von den antiken Harpyien,

wohl aber von einem Schwarm niederträchtiger rötlicher Insekten, etwa in der Größe unsrer Johanniskäfer, überfallen. Diese Bestien umschwärmten uns nicht bloß, sondern setzten sich auf uns und krochen überall hin, wohin sie nur gelangen konnten. Nachdem wir vergeblich versucht hatten, sie abzuschütteln und zu verscheuchen, erklärten wir ihnen den Krieg auf Leben und Tod und erschlugen sie alle. Nach einer Viertelstunde war das grause Gemetzel vorüber, Hunderte von Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Wir konnten uns rühmen, den Pentelikon von einer ägyptischen Plage befreit zu haben, und genossen nun erst des gleich verteilten Mahles. Dann streckte sich Panagiot ins Gestrüpp und entschlummerte, ich aber schob einen niedrigen Stein vor den viereckigen Block und schrieb ein Dutzend Postkarten, leider ohne Ansicht und ohne Originalstempel. Denn da oben giebt es Gott sei Dank keine Post, und mit den Ansichtspostkarten ist oder war es damals in Griechenland überhaupt eine eigne Sache. Es war nämlich eben ein Gesetz in Kraft getreten, wonach eine Postkarte nur dann Giltigkeit hat, wenn die Marke eingeprägt, nicht, wenn sie aufgeklebt ist. Damit waren alle durch Privatindustrie bis dahin hergestellten Ansichtspostkarten mit einem Schlage wertlos geworden, was übrigens einen Händler nicht hinderte, mir am ersten Tage meiner Anwesenheit, als ich meine glückliche Ankunft nach Hause melden wollte, noch ruhig einige aufzuhängen. Erst auf der Post erfuhr ich, daß diese Karten nicht befördert würden. Zum Ersatz hat nun die Post selbst begonnen, Ansichtspostkarten mit eingeprägten Marken herzustellen, aber damals gab es nur erst wenig Arten und nur solche mit Einzelgegenständen, nicht mit Stadt- oder Landschaftsabbildungen.

Zu dem Kapitel Post möchte ich noch bemerken, daß ich in Athen einmal wieder recht handgreiflich darauf hingestoßen worden bin, welches Glück doch die internationalen Verkehrswörter sind. In der ganzen gebildeten Welt heißt die Post „Post," nur die Griechen, vom Teufel der Sprachreinigung besessen, haben sie offiziell in das geschmackvolle, kurze und bequeme tachydhromío (eigentlich „Schnellläuferei") umgetauft. Da irrte ich denn am ersten Tage in den Straßen Athens herum und fragte vergeblich nach dem tachydhromío, weil keiner sich die Mühe gab, meine verkehrte Aussprache und meinen falschen Accent zu verstehn, bis ich endlich darauf verfiel, einfach nach der „Post" zu fragen. Das verstand man; es ist noch volkstümlich, aber wie lange noch? Statt die bequemen Reisewörter Diner, Souper, Logis zu gebrauchen, muß man sich die entsetzlichen jewma, dipno und ipnos einprägen. O, ihr Sprachreiniger à tout prix, geht nach Griechenland und lernt dort am eignen Leibe die Folgen euers völkertrennenden Thuns kennen! Doch zurück auf den Gipfel des Pentelikons, der sich vor dem des Brockens besonders auch dadurch auszeichnet, daß er noch hotel- gast- und eisenbahnrein ist. Gott erhalte ihm diese Sauberkeit!

Nachdem ich also meine epistolika deltaria, die sonst überall „Postkarten" heißen, geschrieben hatte, weckte ich meinen sanft schlummernden Endymion und folgte allzu vertrauensselig seinen Schritten. Denn zum Dank für die genossene Göttermahlzeit, so üppig wie sie ihm sicher in seinem kurzen Leben noch nie zu teil geworden war, führte er mich falsch. Wir standen plötzlich

am Fuße des ſteilen Abhanges, aber von dem Kirchlein durch eine tiefe Bergfalte mit Felsſchlucht getrennt. Da hieß es denn, ſich durch das bis über die Kniee reichende Geſtrüpp einen Weg bahnen, die Schlucht durchklettern und ſich auf der andern Seite wieder in die Höhe arbeiten. Nie habe ich ſo inbrünſtig nach einer Muttergotteskapelle verlangt wie an dem Tage. O Panagia, du haſt mir das ſicher angethan, weil ich dich beim Aufſtieg nicht gebührend verehrt hatte, aber warum haſt du das unſchuldige Kind, das dir doch alle Ehre erwieſen hatte, mit dem Schuldigen leiden laſſen? Natürlich langte ich zuerſt an und mußte eine ganze Weile auf Panagiot warten, der unter dem ſtachligen Zeug ſtellenweiſe faſt verſchwand. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es die allerhöchſte Zeit war, wenn ich den einzigen Zug, der heute noch nach Athen ging, nicht verfehlen wollte. So liefen wir denn förmlich bergab, durcheilten im Sturmſchritt die dürre Kiefernheide und mußten dann noch durch das ganze Dorf Maruſi, da der Bahnhof auf der entgegengeſetzten Seite des Ortes lag — das thun die Bahnhöfe in ſolchen Fällen ja immer.

Es glückte, weil der Zug ſich verſpätet hatte, ich entließ meinen vortrefflichen Führer und ſchlürfte noch auf dem Bahnſteig eine Taſſe des ſatzreichen orientaliſchen Kaffees mit dem herrlichen Gefühl, einen großen und ewig unvergeßlichen Tag genoſſen oder beſſer mir erobert zu haben. Am nächſten Tage bedauerten natürlich alle, die ich ſprach, nicht mit mir gekommen zu ſein. Zu ſpät!

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndſted

### Erſter Teil

### 18

So oft Niels an Herrn Engelbrechts Wohnung vorüberkam, betrachtete er das Wort Regularo, das mit großen lateiniſchen Buchſtaben über der Thür ſtand. Neugierig wünſchte er zu ſehen, was hinter der Thür war, die klaſſiſche Bibliothek, die einen ſo großen Ruf hatte, und dann auch das Furtim und dann noch das geheimnisvollere Pan. Aber er wagte nicht, Herrn Engelbrecht gegenüber dieſe Saiten anzurühren. Und eine Einladung erhielt er nicht.

Dieſer Sonderling zeigte überhaupt Niels gegenüber ein ebenſo zurückhaltendes Weſen wie allen andern gegenüber auch. Nur bei den Mahlzeiten ließ er ſeine Kenntniſſe und ſeine Verachtung der Gegenwart in geiſtreichen Paradoxen ſpielen. Sonſt ſtudierte er, wie es hieß, oder machte ſeine einſamen Spaziergänge im Garten, wo dann die Flöte ſelten fehlte.

Der Hausherr ſelbſt ſchien jedoch in einem nähern Verhältnis zu ihm zu ſtehn — in einem etwas geheimnisvollen — kam es Niels vor: er ſah Huitfeldt manchmal

zu ihm hineingehn und eine Weile dort bleiben. — Bei Gelegenheit zeigte es sich übrigens, daß Engelbrecht auf seine zurückhaltende Weise sehr wohl hilfsbereit und teilnehmend sein konnte.

Eines Morgens beim Thee meldete der melancholische Diener, daß Herr Engelbrecht ihm befohlen habe, dem Fräulein mitzuteilen, daß er seine „Syntoner" habe. Es geschah indes nichts, als daß Herrn Engelbrechts Wohnung von außen abgeschlossen wurde. — Und am nächsten Tage war alles wie vorher, er kam zu den Mahlzeiten, war lebhaft und ganz unbefangen. Aber Niels dachte an Regulare und an Pan und Fortim und war höchst neugierig.

Sehr überrascht war er, und sehr geschmeichelt fühlte er sich, als er bei einem Morgenspaziergang durch den Park von Herrn Engelbrecht eingeholt und zu einem Zwiegespräch aufgefordert wurde.

Sie sind ein Jünger der Wissenschaft, Sie sind jung, Sie sind unparteiisch — drei Dinge, die Sie vor unsrer übrigen Gesellschaft voraus haben —, so begann Herr Engelbrecht und lächelte mit einer morgenfrischen Aufmerksamkeit dazu, die Niels sofort ansteckte.

Ich freue mich sehr, daß Sie mit mir reden wollen — soll es in Ihren Zimmern sein? fuhr Niels mit einer gewissen Schlauheit fort.

Wir können es vielleicht im Gehn abmachen, beeilte sich Herr Engelbrecht zu sagen. Peripatuntes, wie die Aristoteliker — nach einer falschen Übersetzung übrigens. Immerhin (er beobachtete Niels mit einem scharfen Seitenblick), immerhin: täusche ich mich wohl, wenn ich meine, daß Sie es schwer finden, zu einem Verständnis meines Wesens zu kommen?

Ja, das thue ich allerdings, Herr Engelbrecht.

Ich finde es manchmal selbst schwierig. Manchmal auch nicht. Die Sache ist mir natürlich von Wichtigkeit. Ich suche deshalb Hilfe bei Unparteiischen. Also ich komme Ihnen etwas dunkel vor?

Ja, das thun Sie.

Wogegen Sie so offen vor mir liegen wie ein Spiegel.

So—oo? sagte Niels langgezogen, nicht länger sehr geschmeichelt. So—oo, das weiß ich doch nicht.

Indes, gerade das, daß Sie es so schwer finden, mich zu ergründen, verrät in diesem Punkt eine höhere Intelligenz als unsre Umgebung.

(Jetzt fühlte sich Niels wieder angenehm berührt.)

Unsre Umgebung meint nämlich, mich ergründet zu haben (welcher Meinung ich mich anschließe, je nachdem sie mich behandelt), und verrät hoc ipso einen niedern Grad von Intelligenz. Sie dagegen, während Sie mich nicht erfaßt haben, meinen auch nicht, daß Sie mich erfaßt hätten. Das ist schon die zweite Stufe von der Intelligenz, die, auf der sich Sokrates befand.

Aber wo wollen Sie nur hinaus? murmelte Niels, von der Schmeichelei verwirrt.

Wenn nun aber Sokrates mich ebenfalls nicht erfassen konnte, so schreibe ich es seinem Übermaß von Reflexion zu. Reflexion, junger Freund, verwirrt und unterbricht die geraden Linien der Intelligenz. — Ich will Ihnen sagen, wer den geraden Linien folgt, das ist die Naivität, die göttliche Naivität, aber sie fehlte Sokrates.

Hören Sie nun. Ich denke mir also die dritte Stufe der Intelligenz: die, die meint, daß sie mich nicht erfaßt habe und mich doch erfaßt hat. (Von der vierten, die das Wissen und das Bewußtsein des Wissens zugleich enthält, spreche ich nicht, sie giebt es nur in abstracto.) Aber daß Sie sich auf diesem dritten, diesem übersokratischen Standpunkt befinden, dafür ist Hoffnung bei mir vorhanden.

Das ist gewiß nicht der Fall, Herr Engelbrecht, sagte Niels, dem auf diesen Höhen schwindlig wurde.

Wir wollen dessen ungeachtet nun die Probe machen. Was mir Hoffnung macht, ist gerade die Eigenschaft, daß Ihnen die Reflexion vollständig abgeht.

Na — das hoffe ich doch nicht! sagte Niels, aus allen Höhen stürzend.

Und daß Sie so göttlich naiv sind.

Aber ich glaube gar nicht, daß ich das bin! remonstrierte Niels, platt auf der Erde liegend.

Das, was nun geschehen wird (fuhr Engelbrecht mit einer gewissen Feierlichkeit fort), wenn Sie dabei die Probe bestehn, ist eine Demaskierung, eine Offenbarung. Dies schickt sich auch zwischen uns, dies schickt sich zwischen uns als Kameraden.

Kameraden.

Ja! Sind wir beide hier auf dem Schloß nicht in derselben Eigenschaft? Als Drohnen? (Er schielte Niels mit einem undefinierbaren Blick an.)

Ich muß Ihnen doch sagen, daß ich hierher eingeladen worden bin, sonst würde ich nicht ...

Hierher eingeladen? fiel Engelbrecht mit einer merkwürdigen Veränderung im Ton, einem plötzlichen Pathos ein. Ich bin auch hier eingeladen. Von den Generationen der Vergangenheit bin ich eingeladen. — Still! Still! Ich höre das Blut des Geschlechtes rollen. Hierher eingeladen?

Niels schwieg und sah ihn ängstlich an. Und es fiel ihm nun auf, daß eine Ähnlichkeit in den Zügen, nicht nur mit dem Bild in der Halle, sondern auch mit ihm selbst da war.

Und nun, sagte Engelbrecht — er sprach wieder ruhig, aber mit starkem Nachdruck —, und nun kommt die Probe!

Sie haben mich, gerade wie unsre Umgebung auch, unter meinen beiden Gesichtern gesehen. Ich habe meine Tagesseite und meine Nachtseite. Sagen Sie mir nun, welches von diesen beiden Gesichtern die Tagesseite, nämlich das rechte ist, und welches die Nachtseite, das falsche? Antworten Sie!

Niels überlegte, nicht weil er im Zweifel war, sondern weil die Frage mit einer Eindringlichkeit gestellt wurde, die beinahe etwas Schreckeneinjagendes hatte. Schließlich sagte er:

Das ist sehr merkwürdig gefragt. Aber ich würde allerdings sagen, daß Sie, wenn Sie — na — wie gewöhnlich sind, dann sind Sie normal, sogar klug und gelehrt. Aber wenn Sie in Ihren — Perioden sind, wie Sie es nennen, dann, ja dann ist es Ihre Nachtseite.

Da brach Herr Engelbrecht plötzlich in ein lautes Gelächter aus.

Mené mené tekél ufarsin!

Er wandte sich jäh um und ging seines Weges.

Und mehrere Tage lang würdigte er Niels kaum mehr eines Worts, ja kaum eines Blicks.

## 19

Das Leben auf Rödsten war im Augenblick verhältnismäßig wenig gesellschaftlich. Abgesehen von den Mittagessen am Sonntag, wo die auf dem Hofe wohnenden Angestellten geladen waren, kam nur gelegentlich der eine oder der andre Gast. Die Gutsinspektor-, Forstmeister- und Pächterfamilien von einigen zu Rödsten gehörenden Höfen, der Pfarrer des Kirchspiels mit Familie, sowie der Hausarzt waren wohl einmal zum Mittag da, aber die wirklichen großen Gesellschaften sollten erst im Herbst in Verbindung mit den Jagden stattfinden. Die Einsamkeit sagte dem Hausherrn am besten zu, und mit seinen nächsten Verwandten, den Söholms auf Fünen, unterhielt er keine Verbindung. Knud von Söholm wurde sogar nie auf Rödsten genannt.

Eine kleine Unterbrechung der Stille stand bevor, als sich die Stiftsdame von Schreckenhorn anmeldete.

Diese hartgesottne alte Dame lebte jeden Sommer, den Gott gab, von der Gastfreundschaft der Herrenhöfe rings im Lande, mit deren Besitzern sie entweder verwandt war oder in naher Freundschaft zu stehn vorgab. Ihren Winterschlaf hielt sie in ihrer freien Wohnung im Vallöer Schloß, das sie haßte; deshalb rührte sie sich auch schon wieder im Mai wie eine sehr frühzeitige Bärin, und noch mitten im Oktober konnte man sie an irgend einem Ort des Königreichs antreffen. Ihre Stellung hielt sie durch Schrecken aufrecht. Sie hatte viele Grundsätze, unter andern auch den, daß sie nie Trinkgelder gab. Auch war sie schwerhörig, wollte sich aber kein Hörrohr anschaffen.

Sie hat sich angemeldet, sagte Engelbrecht — zwischen ihm und der Stiftsdame war Haß —, sie hat sich angemeldet, ursa ferox. Er deutete auf eine Postkarte, die auf dem Tisch lag.

Niels wurde von Fräulein Lassen ermahnt, den Titel „Euer Gnaden" anzuwenden, doch nur hin und wieder. Was heißt „hin und wieder"? fragte Niels, aber da lachte man ihn aus.

Die Ankunft ging mit Pomp vor sich. Der erste Kutscher Seiner Exzellenz fuhr mit lautem Peitschenknallen die Kalesche vor die Halle.

Ein unförmliches Bündel von Tüchern und Mänteln, aus dem eine herrische, gebogne Nase hervorsah, arbeitete sich über den Wagentritt herunter und sank Seiner Exzellenz in die Arme mit den Worten:

Teurer Huitfeldt, hier haben Sie mich! — Ach, das Reisen ist gräßlich — und was für ein beschwerlicher Aufenthalt war es auf Charlottengaard; ja, Sie kennen ja Augusta, sie ist meine beste Freundin, aber so kleinlich, so lieblos über alle Leute urteilen, Sie bekamen auch Ihr Teil, darauf können Sie sich verlassen! Ja ja! Gottlob, daß man nicht gut hört!

Ach ja! Gottlob! nun ist man doch im Hafen; ja in vier Tagen reise ich nach Stenslykke; es ist zwar ein gräßlicher Ort, aber ich habe es versprechen müssen — —

Hierauf wurden zwei empfindliche Seidenpinscher aus dem Wagen herausgelotst. Diese Tiere begleiteten die Stiftsdame überall und waren die größte Plage für ganz Dänemark. Sie bellten und knurrten fortwährend, fuhren den Leuten zwischen die Beine und rissen ihnen die Sachen herunter, sodaß immer ein Höllenlärm um die Stiftsdame herum war, außer dem, den sie selbst verursachte.

Im Saal angekommen sank sie wieder an die Brust der Exzellenz und sagte mit weinerlicher Stimme:

Und solche Veränderungen in der Politik! Ich mußte Sie sehen, ich mußte Sie trösten, ich mußte mit Ihnen durch dick und dünn gehn; wie ertragen Sie das?

Ganz gut! rief ihr die Exzellenz fröhlich ins Ohr.

Daß Sie nun überdies gestürzt wurden! Daß auch dies noch zu der alten Herzenswunde arrivieren mußte! Ja, Sie sehen auch ganz elend aus. Liebe Lassen, geben Sie ihr denn auch ordentlich zu essen, der liebenswürdigen Exzellenz — ach, es ist ja wahr, nun sind Sie ja gar nicht einmal mehr Exzellenz — dem liebenswürdigen Kammerherrn dann — wissen Sie, was Falck auf Falckenholm sagte, als er es hörte — er ist ja immer boshaft —, ach, daß ich es nicht vergesse, Sie müssen mir ein paar Briefmarken schenken, ich muß nach Falckenholm und nach Lindebjerg schreiben und mich bedanken, wenn auch bei Gott nicht viel war, wofür man sich bedanken konnte. — Und diese Politik! und diese Minister! armes, armes Vaterland! — Danke, gute Lassen, aber ich kann jetzt in all dem Kummer nicht an Ihre trocknen Kuchen denken, aber wenn Sie etwas Warmes hätten oder so eine Kleinigkeit — — Wau, wau! bellten indessen die beiden Seidenpinscher unaufhörlich und füllten das stille Haus mit wüstem Lärm.

* * *

Als die Stiftsdame nach der ersten Mahlzeit etwas zur Ruhe gekommen war, saß sie auf dem Sofa und musterte alles durch. Sie hatte eine Stangenlorgnette von außerordentlichen Dimensionen; vor ihre Augen gehalten wirkte diese auf die betrachtete Person wie die Mündungen von zwei geladnen Kanonen. Auf diese Weise gelang es ihr, auch während der Pausen ihres Redeflusses, wenn die Zunge rein aus Ermattung versagte, den Schrecken unter ihrer Umgebung aufrecht zu erhalten.

Niels war schon seit längerer Zeit der Gegenstand einer solchen demoralisierenden Musterung gewesen, als die Stiftsdame — ohne die Lorgnette vom Auge zu nehmen — ausrief:

Lassen, liebe gute, wer ist der junge Mensch?

Es ist Student Glambäk; ich habe ihn Ihnen vorhin vorgestellt.

Niels stand auf und verbeugte sich.

Glam —? Er ist doch wohl nicht von den Glambäks, von denen mit der Herzenswunde?

Liebe Freundin, rief ihr, sie unterbrechend, Huitfeldt etwas gezwungen ins Ohr, sehnen Sie sich nun nach der Reise nicht vor allem nach etwas Ruhe? — Fräulein Lassen wird sicher —

Ich ruhe mich nie aus, das ist ein Prinzip! sagte die Stiftsdame etwas scharf. Sie fuhr fort, Niels zu fixieren, ließ dann die Lorgnette langsam sinken und rief in einem Übermaß von Verwunderung:

Mir scheint, beim allerhöchsten Gott im Himmel, er ähnelt — sieh, sieh!

Fräulein Lassen fiel augenblicklich ein: Ach, Herr Glambäk, da draußen geht der Gärtner, wollen Sie ihm nicht wegen der Rosen Bescheid sagen, Sie wissen —

Niels ging sogleich hinaus; er hörte die Stiftsdame noch etwas murmeln, aber er verstand nichts davon.

Na, das muß ich sagen — das hat man davon, daß man schreibt, was man weiß — aber so sind die sentimentalen Menschen! . . .

Draußen war natürlich kein Gärtner. Dagegen lief Niels fast Herrn Engelbrecht in die Arme. Dieser sah ihn an:

Was? Sie zittern ja förmlich? Ist sie vielleicht hinter Ihnen hergewesen, die Bärin? — Dann hat sie vermutlich zugleich auch ihn verletzt? Ihn?

Herr Engelbrecht war höchst aufgebracht und murmelte eine griechische Verwünschung in den Bart.

## 20

Das Mittagessen verlief sehr unbehaglich für alle Teilnehmer, ausgenommen für die Stiftsdame, wie es schien. Huitfeldt sah sehr angegriffen aus, Fräulein Lassen suchte mit Gewalt ihre Verstimmung zu unterdrücken, Niels saß wie auf Kohlen, Herr Engelbrecht rollte seine kleinen Augen und betrachtete abwechselnd Huitfeldt und die Stiftsdame — diese führte das Wort fast allein.

Nun, Herr Engelbrecht! es ist wohl immer gleich mit Ihren Perioden? Ja, dergleichen vergeht nur sehr schwer. — Danke, liebe Lassen, ich weiß nicht, ob mir diese Suppe bekommt. Auf Bækkegaard wurde mir übel von der Gemüsesuppe; sie können keine Gemüsesuppe auf Bækkegaard machen. Die Suppe wäre zwar einerlei, wenn nur die Menschen dort zum Aushalten wären. Aber es herrscht Mangel an Takt auf Bækkegaard, wo fortwährend die Baronin großartig dasitzt und die Leute verletzt. Ich habe die Baronin sehr lieb, aber was sie ihrem Mann an bittern Pillen zu schlucken giebt, weil er ja seine Hand nicht von dem ungeratnen Bruder, den er hat, abzieht — — Aber teurer Huitfeldt, fuhr sie in demselben Atem fort, nun sind Sie ja wieder ganz blaß; meine gute Lassen, nehmen Sie doch gewiß auch täglich Rücksicht auf unsre liebe Exzellenz, bedenken Sie auch immer, was sie hat durchmachen müssen, seit — Danke, ich nehme aus Prinzip nie Salz — Ach, wenn ich an den jungen Baron Schaade denke, wie glücklich der nun sein könnte, wo sein Vater endlich gestorben ist, und da hat er die unglückselige Liebe zu — na ja.

Nun fiel Herr Engelbrecht ein; er war erregt und sprach laut über den Tisch hinüber:

Es muß im Winter sehr unbehaglich auf Vallöe sein, Euer Gnaden.

Behaglich? Auf Vallöe?

Unbehaglich — schrie er durch die Hände wie durch ein Sprachrohr.

Ja, da haben Sie Recht, sagte die Stiftsdame sehr lebhaft. Vallöe ist ein Jammerthal! Nun haben wir auch noch den Arzt bekommen; der geht herum und hängt ihnen alle Krankheiten an, die es giebt. Ich bin aus Prinzip nie krank.

Und die Damen selbst, sagte Herr Engelbrecht, müssen sehr unliebenswürdig sein.

Gott, wie Sie mich verstehn, Engelbrecht! Nicht eine ist darunter, mit der man umgehn möchte. Dann fehlen ihnen die Zähne, dann fehlen ihnen die Haare, dann klagt die eine über Gicht, und bald sind sie taub, und bald sind sie alt, und dann stirbt ein Verwandter von der einen, und dann trauern sie — pfui!

Und dann sind sie boshaft? fuhr Engelbrecht fort.

Ja, voller Bosheit.

Und Geizdrachen? (Er schnarrte das Wort heraus, daß es förmlich widerhallte.)

Ach so geizig, so geizig!

Und alte Klatschbasen, die die Leute verleumden?

Na nun! rief Fräulein Lassen unwillkürlich, aber Ihre Gnaden klatschte wie entzückt in die Hände. Er ist ausgezeichnet! sagte sie, sich an die Exzellenz wendend; aber ein scharfer Beobachter hätte einen gefährlichen Blitz in den grauen Augen sehen können.

Während der übrigen Mahlzeit verhielt sich Ihre Gnaden schweigsam, nur fixierte sie wiederholt und lange Niels mit ihrer Lorgnette, während sie dazu murmelte:

Sieh, sieh!

Und die Hunde bellten und balgten sich unter dem Tisch und kratzten den Leuten an die Beine und zerrten an dem Tischtuch und warfen das Mundglas Seiner Exzellenz auf den Boden.

* * *

Einige Tage später verließ Ihre Gnaden Rödsten. Sie reiste nicht nach Stenslykke, wie sie ursprünglich im Sinne gehabt hatte, sondern fand sich statt dessen auf Söholm ein.

Nachdem sie ihre Nase aus den Tüchern herausgewickelt hatte und sich aus dem Wagen in Knuds Arme hatte sinken lassen, rief sie mit klagender Stimme:

Ja, da haben Sie mich, teuerster Hofjägermeister! Ich komme soeben von Karl, dem sentimentalen Menschen! Man hat mich förmlich angeschnauzt, ich bin wie ein gehetztes Reh, und ich kann bei Gott sehr wohl verstehn, daß der König ihn nicht zum Minister gebrauchen kann. Diese Jungfer Lassen und dann er, der Verrückte, den sie Engelbrecht nennen, aber wir wissen wohl, wer er ist, die haben sich zusammengerottet gegen mich, ich habe Tage dort erlebt, die ...

Die Stiftsdame weinte wirklich, als sie in die Zimmer geführt wurde.

Ach, lassen Sie mich Platz nehmen! — Danke, süße Amalie, Sie sind immer so aufmerksam mit dem Saft, oder was es ist, aber ich kann ein Glas richtigen Madeira besser vertragen — Ach Gott sei Dank, nun bin ich doch im Hafen! Ja, ich habe gelitten und gestritten — und all das Schlechte, was über Söholm gesagt wurde, gottlob, daß man nicht gut hören kann ...

Plötzlich stieß sie hervor:

Er ist dort!

Wer?

Sie ließ die Stimme sinken. Er hat es entdeckt!

Was denn?

Sie zögerte einen Augenblick, dann erklang es scharf flüsternd:

Das Kind, ihn, den Sohn, ihren.

Still! flüsterte die Hofjägermeisterin sogleich und sah ängstlich auf ihren Mann.

Nun, welchen ihn? fragte dieser hart.

Die Stiftsdame zog zuerst ihre lange Lorgnette hervor, ließ sich reichlich Zeit dazu und hielt sie vor die Augen, während sie sagte:

Er ist auf Rödsten und wird ganz als Sohn betrachtet, beim wahrhaftigen Gott!

Oho! rief der Hofjägermeister.

Sei gut, Knud, sei gut! sagte Frau Amalie sehr ängstlich.

Er trommelte mit den Fingern hart auf dem Tisch. Die Stiftsdame beobachtete ihn durch die lange Lorgnette, und die alten grauen Augen leuchteten nicht unzufrieden.

Und können Sie nun verstehn, was ich um Ihretwillen gelitten und gestritten habe — für euch, ihr Teuern alle auf Söholm?

Mit eigentümlicher Logik fügte sie dann noch hinzu:

Und eure süße, süße Marie, die euer einziges Kind ist!

## 21

An dem Tage und in der Stunde, wo die Stiftsdame von Schreckenhorn Rödsten verließ, begegnete der Huitfeldtschen Kalesche, die diese Dame auf den Bahnhof beförderte, einer der ärmlichen Einspänner des Rödstener Krugs, worin ein Mann nach dem Schlosse fuhr. Der Weg war schmal, und der Bauernbursche, der den Einspänner kutschierte, hielt schon lange vorher ängstlich zur Rechten; der Herrschaftswagen schien nicht ausweichen zu wollen. Da erhob sich der Mann, der im Einspänner saß, griff selbst nach den Zügeln und lenkte in raschem Tempo mitten in den Weg hinein; dadurch wurde die Kalesche zu einer plötzlichen, ziemlich gefährlichen Wendung gezwungen; die Räder der beiden Wagen rieben sich aneinander im Vorbeifahren, die Stiftsdame kreischte einen Augenblick laut auf, der Mann im Einspänner aber maß den Herrschaftswagen und dessen Inhalt mit einem hochfahrenden, triumphierenden Blick. — Wer war der Kerl? fragte die Stiftsdame. Der Herrschaftskutscher gab keine Antwort; er drohte dem Mann im Einspänner rückwärts mit der Peitsche.

Der Mann fuhr unterdes vor den Haupteingang von Rödsten.

Ist Herr Huitfeldt daheim?

Wen darf ich melden? fragte der Diener.

Ich habe im Sinn, mich Herrn Huitfeldt selbst zu melden, sagte der Mann und trat fest auf die Steinfliesen der Halle.

Der Diener betrachtete ihn einige Augenblicke schweigend, dann ging er voraus und zeigte ihm den Weg.

Der Herr des Hauses saß im gelben Zimmer; er erhob sich halb vor dem Eintretenden.

Ich bin der Redakteur Glambäk, sagte dieser mit dem deutlichen Bewußtsein, daß der Name eine Macht war.

Wie? sagte Seine Exzellenz, während er ganz leicht die Stirn runzelte. Dann deutete er auf einen Stuhl.

Danke, ich will mich nicht setzen, mein Besuch wird nur kurz sein.

Die Exzellenz stand auf. Die beiden standen einander gegenüber, beide Typen, beide Männer; ein Beobachter würde in ihnen leicht charaktervolle Repräsentanten zweier Gesellschaftsklassen, zweier Lebensanschauungen, ja beinahe zweier Zeitalter, zweier Rassen erkannt haben.

Otto Glambäk, der Redakteur des weitverbreiteten Sozialistenblattes „Die Neue Zeit," war ein untersetzter, kräftig gebauter Mann um die Fünfziger. Der Kopf war groß und grob geformt, namentlich kam das Plebejische an den hervorspringenden Backenknochen zum Vorschein. Zwischen diesen und der vorstehenden Stirn lagen die Augen wie hineingezwängt; aus dieser Höhlung heraus leuchteten

sie mit einem greulichen stechenden Schimmer; es lag große Willenskraft darin und nicht wenig Intelligenz. Das Haar war spärlich und blond, ein dünner Schnurrbart machte den Versuch, aristokratisch an den Seiten hinauszustehn, bekam aber dadurch nur den Charakter von etwas Aufgeklebtem. Das Kinn und die Mundpartie waren energisch, ja brutal geformt, das sorgfältige Rasiertsein konnte an Schauspielermanier erinnern; etwas von derselben Art lag auch in der merkwürdig mattweißen Gesichtsfarbe, sowie in einem gewissen Spiel des Blicks, das die Bereitheit, eine Rolle zu spielen, anzudeuten schien.

Denn Redakteur Glambäk war in Wirklichkeit einer von den großen politischen Rollespielenden des Landes. Nicht so, daß seine politische Überzeugung unecht gewesen wäre, im Gegenteil, er war ein fanatischer Demokrat; aber er hatte auf der demokratischen Rednerbühne bald gewisse theatralische Fähigkeiten an sich wahrgenommen und sorgfältig gepflegt, die außerordentlich wirksam waren und ihn weiter brachten als seine meisten Mitdemagogen. — Die edle Kunst der Demagogie bewegt sich ja, wie alle andern Künste auch, auf verschiednen Stufen oder Stadien, wonach die wirkliche Tüchtigkeit gemessen wird. Der einfache Demagog bleibt meist bei den Phrasen stehn, die die Grundlage aller Demagogie sind; der bloße Phrasenmacher wird beklatscht und hervorgerufen, das ist alles, politische Gewalt erhält er nicht. Der im Fach Weitergekommene legt sich darauf, zu verhöhnen und vor allem zu drohen; diese Fertigkeit ruft schon die Furcht hervor. Wer sie hat, wird in politische Stellungen gewählt werden, und zwar nicht bloß von den Anhängern, sondern auch von den Widersachern, so ist der dänische Charakter. Aber es giebt noch höhere Stufen: wer pathetische Saiten anzuschlagen weiß, der wird bewundert, und zu dem wird in die Höhe gesehen; aber wer vollends die sentimentalen Kunstgriffe gründlich versteht — der erst leitet die Herzen des Volks.

Der Redakteur Glambäk hatte sich mit der Fertigkeit eines Schauspielers durch alle diese Stadien hindurch bewegt; er schlug die verschiednen Saiten je nach Bedarf an, und zwar mit einer Berechnung, die selten versagte, ausgenommen Leuten von wirklicher Bildung gegenüber — aber die waren ja in der Minderzahl —; diese bemerkten die Unechtheit daran, daß sich seine Stimmungsübergänge allzu plötzlich vollzogen.

Und während im Anfang unzweifelhaft einige echte Gefühle seiner politischen Richtung zu Grunde gelegen hatten: das Mitgefühl mit den wirklich oder vermeintlich Unterdrückten, sowie der Haß gegen die Unterdrücker, war allmählich — wie es zu gehn pflegt — sein moralischer Sinn geschwächt und geblendet worden, zuerst von dem Willen, um jeden Preis Erfolge zu erzielen, danach von dem wachsenden Drang, zu glänzen und zu gefallen, sodaß der Unterschied zwischen Lüge und Wahrheit vor den Blicken des eiteln Mannes oft ganz verdunkelt wurde. Er hatte es schon so weit gebracht, daß er, wenn er von der Rednerbühne oder in seiner Zeitung wissentliche Lügen hinausschleuderte, dies gewissermaßen mit gutem Gewissen that. Vielleicht schwebten ihm dabei Erinnerungen aus der Schulzeit an die Volkstribunen und deren „Heiligkeit" vor. —

Nun stand er da und sah der Exzellenz steif in die Augen, felsenfest davon überzeugt, daß in allen Abrechnungen zwischen ihm und dem andern, Abrechnungen über Vergangnes oder über Kommendes, in allen Worten und Handlungen, in Lüge oder Wahrheit — überall er, der Demokrat, Recht hätte und Recht behalten würde, nur weil er Demokrat war, der Aristokrat dagegen Unrecht. Und ebenso felsenfest bereit, diesem allen Schaden zuzufügen, den er konnte, ohne Grenze und ohne Rücksicht.

Aber der Aristokrat seinerseits sah Glambäk in die Augen, wohl mit einem gewissen moralischen Widerwillen, aber doch mit einigem Verständnis, ja mit persönlicher Anerkennung. Und vor allem dazu bereit, seinerseits bei allen Abrechnungen Gerechtigkeit walten zu lassen. So stand die Partie also nicht ganz gleich; bei persönlichen Zusammenstößen ist es oft ein Nachteil, wenn man ein Gentleman ist.

22

Sie haben einen Brief erhalten? begann Glambäk. Huitfeldt neigte leicht den Kopf.

Sie haben sich gestattet — über Glambäks mattweißes Gesicht zog sich eine schwache Röte —, Sie haben sich gestattet, Herr Huitfeldt, nicht darauf zu antworten — es sind vierzehn Tage vergangen —

Nun — Herr Redakteur Glambäk —, wenn Sie sich einen Brief von so anzüglicher Natur gestatten konnten, so konnte ich mir doch wohl gestatten, ihn unbeantwortet zu lassen.

Glambäk machte eine Bewegung, als müßte er etwas verschlucken. Dann streckte er seinen Arm mit einer großartigen Bewegung aus. Ich bin gekommen, zu verlangen — ich bin gekommen —

Die Exzellenz unterbrach ihn:

Sie beabsichtigen eine große Rede zu halten? — Bedenken Sie, daß Ihnen hier das Publikum fehlt.

Und Sie — bedenken Sie, wen Sie beleidigen!

Huitfeldt schwieg und zuckte nur leise mit den Achseln. Die Bewegung war fast unmerklich, wurde aber von Glambäks aufmerksamer Eitelkeit doch bemerkt.

Sie haben nicht nötig, meine Macht zu unterschätzen. Sie, gerade Sie haben Beweise davon gesehen! rief er.

Sie meinen Ihre Lügen über mich in Ihrer Zeitung?

Lügen? — Der Ton war Entrüstung, aber der Blick war schauspielermäßig.

Sie wissen, daß Ihre Beispiele meiner „Inhumanität" lauter Lügen waren. Die „Tyrannei" gegen den Waldhüter wurde von diesem selbst widerlegt, der „Eigennutz" in der Kirchensache wurde in der entgegengesetzten Richtung aufgeklärt — aber die Geschichte hatte ihre Wirkung gethan; die „Lumpigkeit" gegen die Zinsbauern mußten Sie zurücknehmen — aber sie hatte einen Teil meiner Bauern aufgehetzt —; sind es diese Sachen, worauf Sie mit Ihren „Beweisen" anspielen?

Wir liegen in Streit miteinander, Herr Huitfeldt, sagte Glambäk mit gracchischem Pathos und der offnen Stirn eines guten Gewissens.

Huitfeldt sah auf die Seite, wie aus Müdigkeit oder Ekel. Es hatte immer zu Huitfeldts Schwäche gehört, auch zu denen des Politikers in den parlamentarischen Kämpfen, daß er sich der Immoralität gegenüber zu bald müde fühlte. Glambäk bemerkte diese Müdigkeit und fühlte sich um so stärker.

Übrigens — Sie haben gewiß auch noch größere Proben meiner Macht gesehen. Wer hat Sie gestürzt, Herr Huitfeldt?

Der Exminister verschmähte es, eine Antwort zu geben, er sah zum Fenster hinaus, mit leicht zusammengezognen Brauen.

Glambäk richtete sich auf oder machte mit dem Oberkörper die Bewegung, die der Vorläufer einer Rede war.

Sie meinen, daß Sie nur von politischen Widersachern gestürzt worden seien? Nein, Herr Kammerherr! Sie und Ihr System sind gestürzt worden von . . .

Was meinen Sie mit meinem „System"? unterbrach ihn Huitfeldt mit gleichgiltiger Stimme; er hatte den Kopf etwas dem Sprechenden zugewandt. — Doch nein, fuhr er fort und machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er sich die Ohren verschließen, denn es graute ihm vor dem Schwall von bekannten Phrasen, die wahrscheinlich nun folgen würden.

Ihr System! schrie Glambäk, und die grauen Augen leuchteten in demokratischem Haß; ich werde später auf Ihr System zurückkommen! — Aber zuerst will ich Ihnen, Sie stolzer Aristokrat, klar machen, wer es war, der Sie von dem Gipfel Ihrer Macht gestürzt hat — und mit leidenschaftlichem Überspringen der Zwischenglieder fuhr er fort: Ich bin es, ich, der Plebejer, der kleine Mann, der Verachtete, ich!

Sie? sagte Huitfeldt mit so viel verächtlicher Verwunderung, als sich mit der

Gleichgiltigkeit der Stimme vereinigen ließ. Aber sogleich fühlte er, daß sein Ausruf nicht ganz ehrlich sei, denn der Mann hatte ja Recht; wenn man die Zwischenglieder mitrechnete, so waren es ja Demagogen wie dieser Glambäk, die den Sturm mit allen Mitteln erweckt und seit Jahrzehnten aufrecht erhalten hatten, diesen Haß, vor dem sich zuerst seine eigne Partei gebeugt hatte und nun zuletzt auch der König ... Ja, in letzter Instanz waren es die Glambäks, die ihn gestürzt hatten ...

Und sobald er das nicht ganz Ehrliche seines Ausrufs erkannt hatte, that er Buße dafür, indem er, wenn auch mit Überwindung, hinzusetzte:

Nun gut — in Wirklichkeit sind Sie es.

Dieses Zugeständnis traf Glambäk wie eine große und unerwartete Freude. Denn wohl verstand er — und erkannte es mit seiner Intelligenz —, daß der andre also imstande gewesen war, ihm, an den Zwischengliedern vorbei, zu einer bittern Wahrheit zu folgen. Aber den moralischen Beweggrund, der Huitfeldt dazu gebracht hatte, dieses Geständnis abzulegen, den verstand er nicht, den hielt er für Schwäche. Er kassierte es nur ein und rief mit Pathos:

Sehen Sie! Hier stehe ich, der Arbeitersohn, der arme Buchdruckerlehrling, in der Stube des Edelmanns — und der Edelmann giebt es zu ... er giebt es zu ...

Diese Worte waren nicht nur Schauspielerei, sondern aufrichtige gerührte Selbstbewunderung; die Augen leuchteten beinahe von Thränen ...

Auch Huitfeldt betrachtete ihn mit einer Art Bewunderung.

Wenn Sie nur Ihre ausgezeichneten Anlagen zum Guten angewandt hätten!

Das Gute, das Gute — sagte Glambäk, und er machte eine abweisende Bewegung mit der Hand; Huitfeldt wandte sich mit der frühern Müdigkeit wieder von ihm ab.

Aber Glambäk wollte seinen geliebten Selbstgenuß nicht so rasch aufgeben. Er bereitete sich im Gegenteil auf reichlichere Schlucke vor. Mit dem einen Fuß trat er einen Schritt vor, machte seine großartige Bewegung und begann:

So wissen Sie denn, Exzellenz, so wissen Sie denn, daß dies ein historischer Augenblick ist. Sie sind in diesem Augenblick nicht die Person Karl Huitfeldt, und ich bin nicht die Person Otto Glambäk, wir sind zwei Systeme, die sich Angesicht in Angesicht stehn, ein tausendjähriges Unterdrücken steht Auge in Auge mit tausendjährigem Leiden. Zum erstenmal seit tausend Jahren erhebt das vergrämte Volk den Blick und fragt: Mit welchem Recht? Zum erstenmal sieht das Volk seinem Unterdrücker ins Auge und sagt: Hüte dich, denn ich bin der Stärkere! Und Herr Kammerher, adlicher Großgrundbesitzer! Exzellenz! zum erstenmal zittert der Unterdrücker!

Hier machte Glambäk eine kleine Kunstpause. Aber Huitfeldt hatte sich abgewandt; am Fenster sitzend hatte er unbewußt seine charakteristische Stellung eingenommen, wenn Gedanken aus der Ferne oder aus der Vergangenheit seine Seele beschäftigten; nämlich die Fingerspitzen an die Schläfe gelegt. Glambäk fuhr mit erhöhter Tribunenstimme fort:

Sie verschließen Ihre Ohren, ich begreife das so gut — aber der Ruf des Volks wird in sie dringen wie ein Donner. Sie schauen zu diesem Fenster hinaus, ich verstehe das so gut! Sie wollen lieber Ihren adlichen Park betrachten als — Ihren tausendjährigen Gläubiger!

Wieder machte er eine Pause.

Wohlan! Sie thun recht daran, diese Parkanlagen, diese Äcker, diese Scheunen, diese Burg mit Zinnen und Türmen zu betrachten. Sie thun recht daran, sättigen Sie Ihre Augen daran, schwelgen Sie in diesem Anblick, denn all dies wird bald aufhören, Ihr Eigentum zu sein; all dies ist das Eigentum des Volks, das Volk wird es zurückfordern, die Huitfeldtischen Güter werden zerstückelt werden, damit Hunderte satt werden, wo vorher einer schwelgen konnte.

Die Hunderte werden nicht gesättigt werden — ich sättige sie! rief Huitfeldt.

Aber diesen seinen einzigen Einwurf in die Diskussion bereuend, weil er von dessen Nutzlosigkeit überzeugt war, wandte er sein Gesicht wieder weg.

Ja, wenden Sie sich nur ab, ich werde Sie zwingen, zuzuhören, das hochadliche Rauschen dieser Linden soll die Stimme des Volks nicht länger übertönen ... Sie hören nicht zu?

Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Ihnen das Publikum hier fehle. — Huitfeldt war aufgestanden und machte Miene zu klingeln. Nun war keine Schwäche mehr in seinem Ausdruck.

Wollen Sie mich hinauswerfen lassen?

Das kommt auf Sie selbst an; können Sie sich kurz fassen und sagen, was Sie hier wollen?

Nun, sagte Glambäk, nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte. Antwort verlangen. Ich habe eine Frage an Sie gerichtet in meinem Brief.

Und ich habe Ihnen nicht darauf geantwortet.

So wiederhole ich also hier, Mann gegenüber Mann: Wollen Sie den Jungen adoptieren?

Huitfeldt schwieg, sein Blick war wie verschleiert, die Lippen zusammengepreßt. Nach einer guten Weile näherte er langsam seinen Finger dem elektrischen Läutewerk.

23

Hier vollführte Glambäk einen seiner Stimmungsübergänge.

Warten Sie ein wenig, Herr Huitfeldt. Hand aufs Herz, finden Sie selbst meine Frage so ganz unberechtigt? — Mit Gewandtheit, nur etwas zu jäh, hatte er seinen Ton moduliert, wie ein geschickter Schauspieler es versteht, neben der Bewahrung der Würde seiner Rolle, von der Drohung, die schrecken soll, zum Appell überzugehn, der rühren soll.

Ich habe mir nicht gedacht, sagte Huitfeldt, und er zog die Hand von dem Läutewerk zurück, ich gestehe — Ihr bisheriges Auftreten Niels gegenüber habe ich nach dem vorliegenden nicht — der Junge ist Ihnen sicherlich freundlich gesinnt, glaube ich, aber — aber als Vater hat dieser arme verwaiste Kerl Sie gerade nicht betrachtet.

Ich habe mich doch seiner von klein auf angenommen.

Ja — Sie haben ihn von klein auf verwandt, als Laufburschen, als Handlanger in der Druckerei, als ... Und später hatte er ja das Stift. Nun, ich sage gar nichts dagegen, daß Sie ihn veranlaßt haben, sich nützlich zu machen — aber wollen Sie mir nun nicht erlauben, sein Versorger zu sein — dieses Anerbieten ist Ihnen ja, ohne Widerspruch zu erfahren, schon längst von Niels selbst mitgeteilt worden ...

Und für dieses Wohlwollen haben der Herr Kammerherr gewiß auch meine Anerkenntlichkeit wahrgenommen, unterbrach ihn Glambäk mit einem vielsagenden Lächeln.

Aber das vielsagende Lächeln kam etwas zu unvermittelt, Huitfeldt sah ihn verständnislos an und fuhr fort:

Aber Adoption — und Erbschaft — darauf kann ich nicht antworten, dazu bin ich außer stande — jetzt.

Ich dachte, sagte Glambäk nach einer Pause — die Stimme war nun wie gedankenvoll und senkte sich künstlerisch zu sentimentaler Wehmut —, ich dachte, ganz abgesehen von der Verwandtschaft, in der wir Glambäks zu Ihnen stehn —

Eine dunkle Röte ergoß sich über Huitfeldts Stirn, aber er schwieg.

— abgesehen also von der Stimme des Bluts, dachte ich, daß diese frische Jugend ... und auf der andern Seite Ihre Kinderlosigkeit, entschuldigen Sie mich, Ihre gewiß etwas traurige Einsamkeit, vielleicht auch Erinnerungen, teure Erinnerungen aus der eignen glücklichern Jugend — was haben Sie?

Dieser letzte Ausruf geschah einzig und allein wegen einer Bewegung, die

Huitfeldt machte, einer konvulsivischen Bewegung mit der Hand nach der Brust, und wegen eines heftigen Leidenszugs, der über sein Gesicht flog.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen. Während dieses Schweigens war Huitfeldts Gedanke: Ist dies nun auch unter den Leuten? Ist dies einem Menschen wie ihm preisgegeben? — Und Glambäks Gedanke war: Ha — ob wohl noch mehr hier zu ergattern ist, etwas aufzuschnappen?

Aber da Glambäk keinen Anhaltspunkt fand, fuhr er fort, und zwar mit dem Lächeln von vorher — nur etwas verstärkt — und dann mit einem Anlauf zu Geschliffenheit:

Außerdem — zwischen Männern von Welt, politischen Männern wie wir — ein solcher Beschluß meinem Neffen gegenüber stellt Sie — hm — stellt Sie auf einen sehr angenehmen Fuß mit der „Neuen Zeit." Schon jetzt haben Sie, wie gesagt, eine veränderte Haltung bei der „Neuen Zeit" wahrgenommen —

Huitfeldt erwachte langsam aus seiner tiefen Niedergeschlagenheit und schien mit Interesse zuzuhören.

Glambäk fuhr fort, indem er die Stimme vertraulich senkte und zugleich ein breites Lächeln wies, das er für das Lächeln eines Mannes von Welt hielt, der auf der Bühne mit einem andern Mann von Welt einen Schurkenstreich ausmacht, der jedoch keinen Schurkenstreich vorstellen soll und deshalb, für die Spielenden wenigstens, auch keiner ist:

Aber wenn Sie sich entschließen könnten — die Karriere des Herrn Kammerherrn kann ja unmöglich abgeschlossen sein — in diesem Fall könnten Sie auf die „Neue Zeit" rechnen . . .

Ah! rief Huitfeldt und drückte heftig auf den Knopf; dreimal drückte er, ein langes Klingeln, ein kurzer Schlag, dann wieder ein sehr langes Klingeln.

Zwei Diener stellten sich beinahe zugleich ein.

Werft diesen Kerl die Tr— Führt diesen Herrn hinaus! sagte die Exzellenz.

Ich räche mich! zischte Glambäk, während er sich rasch davonmachte. Sie werden von mir im Blatt hören . . . Ich . . .

* * *

Die Exzellenz suchte Engelbrecht in den stillen Alleen des Parks auf.

Bruder! sagte er in heftiger Erregung. Sie wollen diese Bäume fällen, sie wollen unsre Burg zerstören, sie wollen unser altes Wappenschild herunterreißen.

Richtig! sagte Engelbrecht, ihm zunickend. Es begann in Ägypten. Es begann mit der Empörung gegen den thebaischen Amon-Ra. Es begann mit der Empörung gegen Gott. Es begann, als das Leben seinen Anfang nahm. Wer da lebt, der gehe von mir! O Bruder, Bruder, gehe von mir, denn ich liebe dich!

Und in einer noch heftigern Erregung, als Huitfeldt sie gezeigt hatte, warf sich Engelbrecht ihm an die Brust und stieß ihn dann von sich.

Aber bis tief in die Nacht hinein hörte Niels die Flötentöne im Park; die Töne waren wilder als gewöhnlich, das Rauschen der Baumwipfel tiefer, und die Dunkelheit darunter noch dichter.

## 24

Von dem Besuch des Onkels erfuhr Niels erst später in Kopenhagen.

Aber wenn er in diesen letzten Wochen seines Aufenthalts auf Rödsten am Morgen sein Fenster öffnete, kam ihm der Park mit jedem Tage trauter und lieber vor. Wenn im Lauf der Nacht ein milder Regen gefallen war, und Blätter und Blüten nun in der Morgensonne in bunter Pracht zu ihm aufschauten, so war ihm das ein Morgengruß der Natur, der ihm zum Herzen drang. Als ob die Natur um seinetwillen illuminierte. Als ob der alte Kastanienbaum, der ihm die fächerförmige Hand entgegenstreckte, ein treuer Freund von ihm wäre. Als ob der Lindenbaum dort mit seinem glänzenden runden Wipfel eine freundliche Mutter sei. Und

das von Tauperlen glänzende Gebüsch dort drüben war eine Schar lachender Schwestern und Brüder.

Herr Gott! seufzte er — denn er hatte sich auf der Kindlichkeit ertappt, daß er zum Fenster hinaus nickte und grüßte. —

Hinter den Scheunen begann das Ackerland. Auf dieser Seite stand lauter Weizen, ein größeres zusammenhängendes Weizenfeld fand sich nirgends in diesem Teil des Reichs. Unter dem milden Regen bei Nacht und dem warmen Sonnenschein bei Tage wurde es jeden Tag gelber; nun erstreckte sich der goldne Teppich wogend über Höhen und Tiefen bis an den Horizont; es war ein wahrer Segen, und es war Niels, als habe auch er teil daran.

Und an einer andern Stelle war die Roggenernte schon im Gange. Niels war unter den Schnittern und Garbenbindern und half auch mit; da spürte der bleiche Jüngling aus der Stadt, wie gut es ist, wenn der Schweiß rinnt, und die Muskeln sich spannen, und die Wangen sich bräunen. Und wenn er dann heim kam — heim, welches gute Wort! —, dann konnten Herr Huitfeldt und Fräulein Lassen ihm zulächeln, wie er sich dachte, daß Vater und Mutter ihn nach einem gut verrichteten Tagewerk empfangen haben würden.

Lieber Gott, dachte er, und da fragt man mich, ob ich es nicht etwas einsam hier hätte! Einsam? Nein, die Buchdruckerei daheim in der Grönnegade und Onkel Glambäk und „Tante" Glambäk und die sozialistische Wirtschaft und die politisierenden Studenten und die Anschauungen in der „studentischen Gesellschaft" und die sauern Bücher — das war Einsamkeit.

Da wo die Landstraße zwischen dem Schloß und dem Bahnhof ihre scharfe Biegung macht, da wo Niels vor sechs Wochen zum erstenmal über die weiten Äcker und Wiesengründe mit ihren Bächen, Seen, Dörfern, Kirchen und Wäldern geschaut hatte, über die fruchtbare Landschaft, die das Rödstener Schloß umfängt — da wandte er sich im Wagen um und winkte mit der Peitsche ein großes Lebewohl! — die Anwesenheit des Kutschers Per, der hinter ihm saß, hatte er ganz vergessen.

Ja ja, sagte Per, Sie kommen doch wieder!

Und kurz darauf fügte er geheimnisvoll hinzu:

Es könnte ja auch sein, daß Sie einmal ganz dablieben.

Was? rief Niels, indem er einen verkehrten Ruck an den Zügeln that.

Sie müssen sie fester in der Hand haben, sagte Per. Dann sah er aus, als wolle er sich über etwas aussprechen — aber als er am Bahnhof den alten Briefträger gewahr wurde, setzte er sich wieder stramm und plauderte nicht mehr mit Niels.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Nochmals Partei, Politik und Wissenschaft.** Herr Professor Dr. Fr. Paulsen schreibt uns: Soeben geht mir Nr. 29 der Grenzboten (17. Juli) zu, worin unter dem „Maßgeblichen und Unmaßgeblichen" einige Bemerkungen über mein vor kurzem erschienenes Buch über die deutschen Universitäten sich finden. Da es mir nicht gleichgiltig ist, wie den Lesern der Grenzboten mein Buch und mein persönliches Bild sich darstellt, so bitte ich mir eine Anmerkung zu jenen Bemerkungen zu gestatten.

Aus der Darstellung des Artikels könnte ein Leser entnehmen, daß ich ein Vertreter des dort gebrandmarkten „Historismus" oder „Machiavellismus" sei, der

Ansicht: „daß die Politik nichts mit Wahrheit und Sittlichkeit und die Wahrheit und Sittlichkeit nichts mit Politik zu thun haben.“ Ich soll „klar und bestimmt den Parteien und den Politikern, auch den regierenden, ihre Stellung jenseits von Gut und Böse“ angewiesen haben. Und ich soll mich damit der Begünstigung des modernen Machiavellismus, den die Universitäten hätten wachsen lassen, der schon ex cathedra gepredigt werde und den Gebildeten die Teilnahme am politischen Leben verekle, schuldig gemacht haben.

Ich gestehe, daß ich durch diese Betrachtungen aufs äußerste überrascht worden bin. Ich wüßte nicht, was mir ferner läge, als die Befürwortung einer vollständigen Ausschaltung der „Wahrheit und Sittlichkeit“ aus der Sphäre der Politik. Ich war bisher der Meinung, daß ich immer und überall mich zu der Ansicht bekannt habe, daß es auch für die Politik Maßstäbe gebe, die jenseits der augenblicklichen Nützlichkeit für nächste national- oder parteipolitische Zwecke gelegen wären. Und dieser Ansicht meinte ich auch in dem angezognen Buche sehr deutlichen Ausdruck gegeben zu haben. Daß meine Darstellung des „Ist“ für eine Darstellung des „Soll“ genommen worden ist, nun, der Fehler liegt wirklich nicht bei mir; oder ich müßte mich denn auf die Darstellungsmittel der deutschen Sprache verzweifelt schlecht verstehn.

Und so ist die Rolle, die ich den Vertretern der Wissenschaft, der „Philosophie“ beilege, nicht die bloß reflektierender Betrachtung oder gar stets bereiter Rechtfertigung dessen, was die Inhaber der Macht thun, sondern eine sehr andre: ich habe für die Universitäten oder das akademische Wesen in seiner Gesamtheit die Stellung eines „öffentlichen Gewissens des Volks in Absicht auf Gut und Böse in der Politik, der innern und der äußern,“ in Anspruch genommen. Dem Handelnden, vor allem dem Politiker, komme leicht das Gewissen abhanden, deshalb sei eine außerhalb der Sphäre der aktuellen Politik stehende Instanz notwendig, die das Urteil des Gewissens zur Geltung bringe. Und die Namen, die ich beispielshalber nenne, Dahlmann und Grimm, die Führer im Kampf der Göttinger für das Recht gegen die Gewaltthat des Königs von Hannover, sind ja wohl auch nicht als Vertreter des Machiavellismus bekannt.

Daß ich aber an den Beruf der Professoren für praktische Politik — Ausnahmen vorbehalten — nicht glaube, daß mir Wahrheitsforschung und die aktive Teilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten so heterogene Funktionen zu sein scheinen, daß die Begabung für beide regelmäßig nicht in derselben Person vereinigt sein kann, daß ich also das Platonische Rezept: die Philosophen zu Königen zu machen, mir nicht anzueignen vermag, das hat doch wohl, man mag im übrigen darüber denken, wie man will, mit „Machiavellismus“ so wenig als mit „Historismus“ zu thun.

Ich darf mir also wohl bis auf weiteres herausnehmen, die Bemerkungen über meine Stellung zu diesen Fragen unter die Kategorie des „Unmaßgeblichen“ einzureihen. —

Dazu ist zu bemerken: In Nr. 29 der Grenzboten sind die Sätze oder Gedanken in Paulsens Buch über „die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium,“ an denen wir Kritik üben zu sollen glaubten, so vollständig, als es bei der gebotnen Kürze möglich war, wiedergegeben, und Paulsen selbst wird nicht behaupten wollen, daß sie etwa in einer Weise aus dem Zusammenhang herausgerissen wären, die ihren Sinn entstellte. Wir haben dem Leser die Möglichkeit geben wollen, sich selbst ein Urteil über ihren Sinn zu bilden, und es genügt eigentlich als Antwort auf die vorstehenden Bemerkungen Paulsens, wenn wir das sagen. Aber da Paulsen die „Maßgeblichkeitsfrage“ aufzuwerfen für geschmackvoll hält, so müssen wir schon noch einige Bemerkungen machen, indem wir den Lesern übrigens dringend empfehlen, das besprochne Werk ganz und mit Aufmerksamkeit zu lesen. Besonders der Satz: „Die herrschende Partei wird also überall eine

in Wirklichkeit abhängige, öffentlich aber ihrer Freiheit sich rühmende Wissenschaft wünschen, wie es für einen dem Machiavellismus zu huldigen entschlossenen Fürsten nach Voltaires witziger Bemerkung durchaus sich empfiehlt, damit anzufangen, daß er einen Anti-Machiavelli schreibt," mußte den Leser bestimmen, anzunehmen, daß auch Paulsen den „Praktikern" in der Politik das Privilegium des „jenseits von Gut und Böse" in sehr weitem Maße, ja überhaupt — denn, wie ist dann die Grenze zu ziehen? — eingeräumt wissen wolle. Seine Bemerkungen über die moralischen Qualitäten des Politikers, der „den Karren vorwärts bringen solle" usw., verstärken diesen Eindruck vollends. Daß er den „Philosophen" eine andre Stellung zur Moral in der Politik zuweist, haben wir dem Leser gesagt. Das kann aber an dem Sinn des Urteils über die Stellung der „Politiker" zu Gut und Böse nichts ändern.

Auch wenn sich Paulsen zu der Ansicht bekennt und immer bekannt hat, daß es „auch in der Politik Maßstäbe gebe," die jenseits der „augenblicklichen" Nützlichkeit für „nächste" nationale oder parteipolitische Zwecke lägen, so ist mit diesem Bekenntnis doch eigentlich wenig oder gar nichts bekannt, was die Herren Politiker moralisch genieren könnte. Sperrangelweit bleiben dem geriebnen Machiavellisten dann immer noch die Hinterthüren für alle Fälle offen. Und das ist eben der Mangel, den wir an dem Buche Paulsens gerade in Anbetracht des wieder allzu sehr um sich greifenden Machiavellismus so schmerzlich empfunden haben: der Mangel an Unzweideutigkeit und Entschiedenheit im Kampfe gegen die Lüge, gegen das Unsittliche, gegen die Sünde des heutigen politischen Treibens. Die Neigung auch der „Philosophen" der neudeutschen Ära, dem Idealismus in der Politik einen Dämpfer aufzudrücken, war ja als Reaktion gegen das Übermaß von Einfluß, den lange Zeit ein übertriebner politischer Idealismus im deutschen Volke ausgeübt hatte, wohl berechtigt, und wenn sie „Realpolitiker" zu sein als einen besondern Vorzug betrachteten, konnte es eine Zeit lang nichts schaden. Aber diese Neigung kann sie nur gar zu leicht dahin bringen, daß sie aufhören, „Philosophen" zu sein, und daß sie als „öffentliches Gewissen des Volks in Absicht auf Gut und Böse in der Politik, der innern und der äußern" stumpf und untauglich werden, obgleich sie natürlich immer die „Maßgeblichen" bleiben werden.

Mit Vorbedacht haben wir übrigens die Kritik der mitgeteilten Sätze mit den Worten eingeleitet: „Wenn Paulsen wirklich sagen will, was diese Worte sagen." Da Paulsen uns nun sagt, daß der Sinn seiner Worte ein andrer ist, als der, den wir in ihnen fanden, so sind wir damit sehr zufrieden. Über die deutsche Sprache als Darstellungsmittel zu reden, haben wir keine Veranlassung. Ja, wir wollten sogar gern zugeben, vorbeigeschossen und unsre an sich berechtigen Betrachtungen über den bei uns herrschenden Historismus und Machiavellismus an die falsche Adresse gerichtet zu haben, wenn Paulsen mit uns auf diesen bösen Feind schösse — aber mit scharfen, nicht mit Platzpatronen. β

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

## Die Steigerung der Produktionsziffern in der deutschen Landwirtschaft

Wenn die folgenden Ausführungen über die Produktionsziffern der deutschen Landwirtschaft, ihre Entwicklung in verschiedenen Zeitabschnitt und ihre Bedeutung für die Volksernährung, sich auf die Jahre 1913 und 1925 beziehen, so ist das deshalb geschehen, weil das Vorkriegsjahr 1913 und das Nachkriegsjahr 1925 (1926) annähernd die gleichen Ziffern für Anbau und Ernte aufweisen. Die Ernteergebnisse des Jahres 1925 sind also für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft unter normalen Verhältnissen. Eine Möglichkeit der Steigerung der Erzeugung liegt heute in der Hauptsache im besseren Ausgleich, d. h. der vollkommeneren Verteilung der Ernten und der Erträge der Erntejahre auf Ernteperioden und auf die Jahre. Wir haben Ernteperioden, in denen wir Überschüsse haben, und solche, in denen wir Mangel, in denen also leider Hungersnot herrscht, und „normale" Jahre, denen wir allgemein glauben, mit ihnen einen ausgeglichenen Ernteertrag zu haben. Wir haben Jahre, in denen wir Mangel haben, in den Nachbarländern Überschüsse sind, „normales Ernteerträgnis" produzieren, und daß wir bei „normalen" die Produktionsziffern nicht mehr erreichen, wie in den Jahren, in denen Überschüsse produziert wurden, daß wir bei den guten Jahren einen Ausgleich durchgeführt sind, in die Jahre, in denen Mangel herrschte, hinübergeben. Dieses Jahr 1913 war ein solches, das Vorkriegsjahr 1925 ist dasjenige, das wir als normales Jahrzehnt ansprechen. Wir Deutschen haben kein Gold, wir Deutsche sind dürftig ausgestattet mit Rohstoffen, Eisenerz, Kohle, Petroleum, Kautschuk, Baumwolle, Wolle, Getreide, Fleisch, Fett, Milch, Eier usw. Die wichtigsten Rohstoffe sind die Produkte unserer Landwirtschaft, sie sind daher auch die wertvollsten Güter, die wir besitzen.

Die Produktionsziffern der deutschen Landwirtschaft im Vorkriegsjahrfünft 1909/13, d. h. die Durchschnittsziffern dieser Jahre, sind die Grundlage für die wirtschaftspolitischen Erörterungen der Nachkriegszeit geworden. Die Ernteergebnisse und Erträge der Vorkriegsjahre sind die besten unserer Landwirtschaft, sie sind die Grundlage dafür, daß die Volksernährung Deutschlands vor Kriegsausbruch, wenn auch nicht vollkommen, wenn aber doch auf einem befriedigenden Niveau

Wenn der besonders sachkundige Verfasser des angeführten Aufsatzes ohne weitere Erklärung von einer Rückkehr zur „extensiven Bewirtschaftung“ spricht, weil die „intensive“ nicht mehr rentabel erscheine, so war er sich natürlich der Relativität der Begriffe „extensiv“ und „intensiv“ wohl bewußt. Es kann sich immer nur darum handeln, daß vielleicht sehr viele schon zu einem hohen Grade von Intensivität gelangten Betriebe zu einer weniger intensiven, also extensivern Wirtschaftsweise zurückkehren müßten, und daß andrerseits die heute noch weniger intensiv, also noch verhältnismäßig extensiv wirtschaftenden Betriebe weniger schnell auf die volle Höhe der Intensivität zu gelangen suchen sollten. Daß es auch sehr zahlreiche Betriebe der zweiten Art in Deutschland giebt, wird niemand bestreiten. Ja man darf wohl behaupten, daß ein großer Teil namentlich der Bauernbetriebe noch „zu,“ das heißt in einem irrationellen Grade extensiv wirtschaftet. Mit Recht weist Dr. Müller darauf hin, daß trotz der Fortschritte im landwirtschaftlichen Betriebe die Verbreitung dieser Fortschritte in der Bevölkerung im ganzen doch noch sehr gering sei, und daß namentlich die Bauern, zäh am alten festhaltend und Neuerungen wenig zugänglich, noch lange nicht in dem erwünschten Maße an den Verbesserungen des Betriebes teil haben. Es darf auch der Begriff des intensiven Betriebes nicht mit dem des „rationellen“ Betriebes verwechselt werden, der sich, wie Krämer*) sagt, mit den gegebnen Bedingungen der Natur und der Verkehrslage in Einklang gesetzt hat und ihren Forderungen entsprechend nach technisch richtigen Grundsätzen geführt wird. Auch der extensive Betrieb könnte sehr rationell eingerichtet und geleitet sein, wie es andrerseits intensive Wirtschaften gebe, die recht irrationell angelegt seien und bleiben würden. In dem Betriebe der Landwirtschaft seien nur die Einrichtungen und die Maßregeln zweckmäßig, „die zum höchsten Überschuß über die aufgewandten Kosten, d. h. zum höchsten reinen Ertrage führen.“**)

Es ist und bleibt richtig, daß die Güter- und Pachtpreise zu einer „übergroßen“ Höhe hinaufgeschraubt worden sind, womit natürlich auch die mit Recht beklagte Überschuldung eines sehr großen Teils der Betriebe zusammenhängt. Wer seit Anfang der sechziger Jahre in landwirtschaftlichen Kreisen östlich von der Elbe heimisch gewesen ist, weiß das auch ohne Fachstudium und ohne Statistik aus den Urteilen sachkundiger, unbefangner, gewissenhafter Landwirte selbst. Es sind nicht nur übergroße Kauf- und Pachtpreise gegenüber dem später eingetretnen rapiden Produktenpreisfall, der nicht vorausgesehen werden konnte, bis zu Anfang der neunziger Jahre gezahlt worden, sondern nach Lage der Dinge im Augenblick des Kaufs oder der Guts- und Pachtübernahme ungerechtfertigte, ja unvernünftige Preise, für die dem Käufer oder Pächter die Verantwortung niemals abgenommen werden kann und darf. Natürlich trifft das nicht in jedem einzelnen Falle zu, wo bis in die letzten Jahre höhere Kauf- und Pachtpreise bewilligt worden sind. Trotz der gesunkenen Produktenpreise und der gestiegnen Arbeitslöhne ist vielen Gütern

*) Handbuch der gesamten Landwirtschaft. Herausgegeben von Dr. Freiherrn von der Goltz. Erster Band S. 350. **) Ebenda S. 52.

auch in der allerneusten Zeit durch wirklich rationelle Intensitätssteigerungen oder durch Eisenbahnanschlüsse und dergleichen ein ganz bedeutender reeller Wertzuwachs zu teil geworden. Wenn sich aber ungeachtet der lauten Klagen über die landwirtschaftliche Notlage eine „ungerechtfertigte" Höhe der Güter- und Pachtpreise bis in die achtziger und neunziger Jahre hielt, so hat selbstverständlich die mit 1879 beginnende Getreidezollpolitik dazu, wie Conrad wiederholt betont hat, auch das ihrige beigetragen. In gewissem Grade war es ja ihr Zweck und ihre Aufgabe, den Rückgang der Güterpreise zu verhindern. Aber sie durfte in der Meinung der landwirtschaftlichen Besitzer nicht zu einer Garantie der ungerechtfertigten Preishöhe umgestempelt werden, was leider nicht ganz vermieden worden ist. Man scheint neuerdings den ungünstigen Einfluß der übergroßen Wertschätzung des Grund und Bodens auf die Lage der deutschen Landwirte ganz bestreiten oder doch verschleiern und namentlich die Gefahr, daß weitere Agrarzollerhöhungen eine neue ungesunde Preissteigerung auf dem Gütermarkt bewirken können, nicht sehen zu wollen. So hat der preußische Landwirtschaftsminister diese Möglichkeit ganz von der Hand gewiesen, und ganz neuerdings hat Professor von Seelhorst in den Preußischen Jahrbüchern (Juniheft) dieses Conradsche Bedenken unbedingt bestritten. Es kann hier auf die Frage nicht näher eingegangen werden, nur das sei gesagt, daß die Neigung der Ostelbier zum Güterhandel überhaupt und ihre Neigung, beim Güterhandel jedem noch so unsichern Haussemotiv immer wieder nachzugeben, sowohl vom preußischen Landwirtschaftsminister wie von dem Göttinger Landwirtschaftsprofessor doch wohl unterschätzt wird. Wenn heute die preußische landwirtschaftliche Verwaltung, was unter Podbielskis Leitung sicher anzunehmen ist, auch abgesehen von der Agrarzollerhöhung auf die Besserung der Lage praktisch und energisch hinzuwirken entschlossen ist, so wird sie sich nicht davor scheuen dürfen, den Landwirten immer wieder einzuschärfen, daß sie der übergroßen Wertschätzung des Grund und Bodens bei Kauf, Erbteilung und Pachtung entsagen und vom Buchwert ihrer Güter das abschreiben, was nach der natürlichen Lage der Dinge abgeschrieben werden muß.

Freilich scheint denn doch auf der andern Seite im Kampf gegen die Übertreibungen des Agrarprotektionismus die ungerechtfertigte Höhe der Güter- und Pachtpreise als Ursache der heutigen Notlage zu einseitig betont und deshalb auch die Heilkraft des „Abschreibens" überschätzt zu werden. Namentlich gilt dies im Vergleich zu der Bedeutung der „übermäßigen Steigerung der Produktionskosten." Wenn die Agrarzollerhöhung diesen Hauptfehler noch steigern, wenn sie eine irrationelle Betriebsintensität noch weiter befördern sollte, so könnte das ein Unglück für die deutschen Landwirte werden, gegen das eine etwaige Hausse in den Güter- und Pachtpreisen wahrscheinlich sehr wenig sagen würde.

Um die Bedeutung der Frage nach der Steigerung der Produktionskosten an einem drastischen Beispiele klar zu machen, gebe ich einige Zahlen aus den im vorigen Jahre von Dr. Rabe unter dem Titel „Vierzig Jahre Brotgetreidebau" (Berlin, 1901) veröffentlichten Untersuchungen über die Kosten der Weizen- und Roggenproduktion in einem intensiven Großbetriebe der Provinz Sachsen seit dem Anfang der sechziger Jahre. Der Verfasser hat

auf Grund der vorhandnen Buchführung folgende Zahlen herausgerechnet. Es betrugen auf den Morgen (¼ Hektar):

| Jahrfünft | die Produktionskosten Weizen und Roggen | die Ernte Weizen | die Ernte Roggen | Gewinn (+) oder Verlust (−) Weizen | Gewinn (+) oder Verlust (−) Roggen |
|---|---|---|---|---|---|
| 1860/64 | 21,65 Mark | 8,41 Zentner | 8,61 Zentner | + 57,28 Mark | + 37,80 Mark |
| 1865/69 | 44,57 „ | 10,38 „ | 8,51 „ | + 65,40 „ | + 26,85 „ |
| 1870/74 | 72,99 „ | 10,92 „ | 10,11 „ | + 60,65 „ | + 22,60 „ |
| 1875/79 | 96,99 „ | 12,85 „ | 12,44 „ | + 42,89 „ | + 8,18 „ |
| 1880/84 | 123,59 „ | 11,80 „ | 13,14 „ | − 4,57 „ | − 6,98 „ |
| 1885/89 | 114,79 „ | 14,00 „ | 13,22 „ | + 6,35 „ | − 15,47 „ |
| 1890/94 | 120,59 „ | 16,42 „ | 14,06 „ | + 22,81 „ | − 5,69 „ |
| 1895/99 | 100,80 „ | 16,06 „ | 12,76 „ | + 25,84 „ | − 12,82 „ |

Ohne vorläufig die Rechnung auf ihre allgemeine Giltigkeit zu prüfen, nehmen wir an, daß sie für die verschiednen Jahrfünfte nach denselben gewissenhaften Grundsätzen aufgestellt ist, sodaß die Zahlen immerhin als Merkmale für das Verhältnis der Veränderungen der verschiednen Posten gelten können. Wir ersehen dann, daß die Produktionskosten von 1860/64 bis 1880/84 von 21,65 Mark auf 123,59 Mark, also um 101,86 Mark oder 470 Prozent gewachsen und dann wieder etwas zurückgegangen sind. Im Jahrfünft 1895/99 waren sie immer noch um 79,15 Mark oder 366 Prozent höher als im Jahrfünft 1860/64. Der Verfasser selbst bemerkt dazu unter anderm folgendes: Aus der „stillen und friedlichen Ebne der extensiven Wirtschaft" sei die Kurve der Produktionskosten im Lauf von 25 Jahren fast ohne Unterbrechung emporgestiegen und halte sich seitdem, allerdings von nicht unbeträchtlichen Schwankungen unterbrochen, auf einer stattlichen Höhe bis zum Schlusse des Jahrhunderts. Sie veranschauliche den gewaltigen Aufschwung, den der Betrieb mit der Einführung des Zuckerrübenbaues genommen habe, und zeige deutlich die Anforderungen, die der intensive Betrieb an das Kapital stelle: „Wenn in der Zeit der besömmerten Brache und reinen Körnerwirtschaft die Jahresausgabe von etwa 31000 Mark ausreichte, um sämtliche Unkosten zu decken, so waren in den achtziger Jahren hierzu 276000 Mark erforderlich. Von siebzehn Mark pro Morgen (im Jahre 1861) stiegen sie innerhalb zwei Dezennien auf hundert hinauf und erreichten 1884 mit 129,75 Mark ihren Höhepunkt. Das bedeutet eine Steigerung von 755 Prozent. Die kritische Prüfung der Entwicklung der einzelnen Konten zeigt, daß die nach 1883 eintretenden Schwankungen und der allmähliche Rückgang im wesentlichen nur durch zwei Ausgabeposten verursacht wurden, nämlich die Verminderung der Ausgaben für künstliche Düngemittel und für Futterartikel; alle übrigen Konten haben bis zum Schlusse unsrer Rechnung in stärkerm oder schwächerm Maße die Tendenz des Anwachsens beibehalten."

Nächstdem interessiert uns die Ernte. Ihr Anwachsen wird am deutlichsten, wenn man die zehnjährigen Durchschnitte betrachtet. Es wurden geerntet auf den Morgen:

| im Jahrzehnt | Weizen | Roggen |
|---|---|---|
| 1860/69 | 9,39 Zentner | 8,56 Zentner |
| 1870/79 | 11,88 „ | 11,28 „ |
| 1880/89 | 12,90 „ | 13,18 „ |
| 1890/99 | 16,23 „ | 13,41 „ |

Vom ersten bis zum letzten Jahrzehnt ist also die Ernte beim Weizen um 72,85 Prozent und beim Roggen um 56,6 Prozent gestiegen. Auch hierzu lassen wir am besten den Verfasser selbst einige Bemerkungen machen. Daß im Laufe der Jahre die Ertragsfähigkeit des ganzen Areals gesteigert worden sei — meint er —, sei ganz natürlich und werde klar, wenn man an der Hand der Buchführung die Entwicklung verfolge, die die Wirtschaft in allen ihren Betriebszweigen „seit der Einführung des Zuckerrübenbaues" genommen habe. Seit dieser Zeit erst datiere die „rationelle Anwendung künstlicher Düngemittel." In den Jahren 1860/65 wären im ganzen dafür nur etwa 0,60 Mark auf den Morgen verausgabt worden, dagegen 1879 — dem Höhepunkt — 30,65 Mark. Der Anbau der Rübe habe ferner eine bessere Ackerbereitung erfordert. Die Drill-, Tief-, Hackkultur sei durchgeführt und deshalb der Zugviehstand zur Bewältigung der Gespannarbeiten ganz bedeutend vermehrt worden. Die aus der Verarbeitung der Zuckerrüben in die Wirtschaft zurückkehrenden Rückstände hätten reichlich Futtermassen geboten, sodaß man zur Verwertung dieser Rückstände zur Viehmast übergegangen sei und zu diesem Zweck in größerm Maße Vieh zugekauft habe. Aber dadurch sei wieder der Zukauf von Futtermitteln notwendig geworden. Vor der Einführung der Zuckerrübenkultur wären überhaupt keine Futtermittel von außen in die Wirtschaft eingeführt worden. Seitdem aber habe es Jahre gegeben, wo dafür auf den Morgen eine Ausgabe von 31,17 Mark gemacht worden sei.

Schon durch diese Bemerkungen des Verfassers wird der Leser zu großer Reserve gegenüber der Gewinn- und Verlustberechnung für die einzelnen Getreidearten oder auch für den Getreidebau überhaupt gemahnt. Wo sich so sehr alles um den Rübenbau gedreht hat, da kann doch unmöglich der Getreidebau für sich allein herausgegriffen werden, ohne daß man in arge Willkürlichkeiten gerät. Es darf eine solche Gewinn- und Verlustberechnung für das Hektar oder auch den Zentner Getreide als richtiges Bild der Rentabilität des Getreidebaues nicht einmal für die betreffende Wirtschaft, geschweige denn allgemein anerkannt werden, da die berechneten Produktionskosten vielleicht zu einem viel größern Teil, als die Rechnung annimmt, dem Rübenbau zuliebe entstanden und ihm zugute gekommen sind, dann aber ihm auch entsprechend zur Last geschrieben werden müßten. Es ist in dieser Beziehung auf das übereinstimmende Urteil Conrads und Dades zu verweisen,*) daß die Berechnung der Produktionskosten einzelner Feldfrüchte überhaupt unmöglich sei. Auch in der Februarsitzung des deutschen Landwirtschaftsrats von 1898 ist das hinreichend zum Ausdruck gekommen, und zwar gegenüber der Mahnung des Grafen Posadowsky, die damals vom Reichsamt des Innern schon in die Wege geleiteten Erhebungen über die Produktionskosten des Getreides als Mittel zur Begründung der Getreidezollerhöhung doch ja nicht zu unterschätzen. Daß diese Erhebungen ergebnislos gewesen sind, macht uns die Unmöglichkeit einer richtigen Lösung der Aufgabe vollends wahrscheinlich. Trotzdem aber geben die Rabischen Zahlen immerhin ungefähr ein Bild von

*) Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXXXX und LXXXXI.

der gewaltigen Steigerung der Produktionskosten überhaupt, seitdem und soweit die intensive Rübenwirtschaft eingetreten ist. Daß in solchen Wirtschaften die Zunahme der Produktionskosten die Zunahme der Summe weit übertrifft, die wegen der übergroßen Wertschätzung des Grund und Bodens zur Verzinsung des Kaufpreises notwendig geworden ist, ist sehr wahrscheinlich und wäre ganz natürlich. Übermäßige Güter- und Pachtpreise können durch übermäßige Produktionskosten ihre Bedeutung sehr leicht ganz und gar verlieren. Nur wird die Lage dadurch nicht besser, sondern viel schlimmer. Man rechnet agrarischerseits jetzt gern heraus, daß auch wenn der ganze Kaufpreis abgeschrieben und der ganze Pachtschilling geschenkt würde, gar kein oder doch ein ganz ungenügender Überschuß herauskäme. Daß daran aber auch eine übermäßige, ungerechtfertigte, unvernünftige Steigerung der Produktionskosten die Hauptschuld haben könne, scheint man — abgesehen von den Arbeitslöhnen, deren Höhe außerhalb des Willens der Betriebsleiter steht — für undenkbar zu halten. Ein solcher Gedanke verstieße eben gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit der Intensität, und vor einem solchen Verstoß scheut sogar Conrad, wie es scheint, zurück.

Wenn sich ein industrieller Produzent entschließt, so und so viel Produktionskosten aufzuwenden, so kann er in der Regel die Produktenmenge, die dabei herauskommt, und auch ihre Qualität ziemlich genau berechnen. Sind es Marktwaren, so richtet sich der Brutto- und der Nettogeldertrag dann freilich auch nach dem Marktpreis. Der Landwirt — namentlich der intensive — wendet seine Produktionskosten in der Hauptsache — die Erntekosten kommen später — auf und muß dann abwarten, was für eine Ernte Boden und Klima, Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein und auch seine eigne und seiner Leute Tüchtigkeit nach Quantität und Qualität daraus entstehn lassen werden. Das macht das landwirtschaftliche Gewerbe in gewissem Grade immer zu einem besonders riskanten. Je höher die Produktionskosten werden, um so größer wird das Risiko, und je größer das Risiko, um so mehr schwinden, beiläufig bemerkt, viele der alten Vorzüge, die bisher die Landwirtschaft als Beruf in sozialer und politischer Beziehung gehabt hat.

Der Aufwand an Produktionskosten steht wenigstens zu einem gewissen Teil im freien Willen des Landwirts. Auch für die gewaltige Steigerung der Kosten in den letzten vierzig Jahren gilt das. Außerhalb des Willens der Unternehmer lag zunächst sicher die Steigerung der Arbeitslohnsätze. Weniger der erhöhte Aufwand an menschlicher Arbeit selbst, der trotz der Zunahme der Maschinenverwendung mit gesteigerter Intensität des Betriebs bisher in Deutschland wahrscheinlich vielfach eingetreten ist. Leider ist die Statistik der landwirtschaftlichen Arbeitslöhne ganz ungenügend. Es liegt dies zum Teil in der Natur der Sache. Der Wert des Naturallohns in allen seinen Formen wird vielfach sehr unterschätzt. Der Geldlohn und seine Bewegung allein ist ein ganz ungenügendes Merkmal für die Bewegung des landwirtschaftlichen Arbeitslohns überhaupt, und alle Vergleichungen zwischen jetzt und früher, die nur auf ihm beruhen, sind wenig wert. Fest steht aber, daß der Arbeitslohn auch, ja gerade in der Landwirtschaft gewaltig gestiegen ist. Aber welchen

Anteil an den Gesamtproduktionskosten er in den modernen intensiven Betrieben ausmacht, steht durchaus nicht fest. Wenn man die landläufigen Klagen über die gestiegnen Produktionskosten hört, so sollte man glauben, daß Arbeitslohn und Abgaben fast ausschließlich an der Steigerung der Produktionskosten schuld wären, daß sie also fast vollständig vom Willen der Landwirte unabhängig eingetreten sei. Das ist aber jedenfalls ein Irrtum, auch wenn man die mit zunehmender Intensität mehr verbrauchte menschliche Arbeitskraft nicht aussondert. Professor S. Werner sagt in seiner sehr verdienstlichen Arbeit über den Landwirtschaftsbetrieb Deutschlands im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, in der Gegenwart und in der Zukunft*): „Durchschnittlich beträgt die Arbeit 41 vom Hundert, die Düngung 40, das Saatgut 6,3 und Insgemein, einschließlich Verwaltungskosten, Abgaben, Versicherungsprämien und Verzinsung des Betriebskapitals, 12,7 vom Hundert." Die Verzinsung des Grundkapitals ist dabei nicht gerechnet. Dr. Rabe giebt a. a. O. für eine bestimmte Wirtschaft für den Morgen Weizen die Löhne und Naturalleistungen an die Arbeiter mit 26 Mark von 86 Mark im ganzen an. Wenn man ein Drittel der Gespannarbeit zu den Löhnen schlägt, kommen etwa 33 Mark heraus. Die auf 30 Mark berechnete Verzinsung des Grundwerts für den Morgen ist in den 86 Mark nicht enthalten. Dagegen giebt im Durchschnitt der Jahre 1893/1894 bis 1897/1898 Professor Howard neuerdings in einem Beispiel für die Produktionskostenberechnung eines bestimmten Gutes einschließlich der Verzinsung des Grundkapitals die Summe der Gesamtkosten mit 432,65 Mark auf 1 Hektar Weizen an, wovon auf Düngerkosten 179,24 Mark, auf Gespannkosten 54,07 Mark und auf Löhne 19,77 Mark kommen. Dr. Schulte**) hat für vier Güter die Rechnung gemacht, wonach der Gesamtaufwand an Arbeit von den gesamten Produktionskosten beim ersten 21,2 Prozent, beim zweiten 18,5, beim dritten 17,5 und beim vierten 23,3 Prozent beträgt. Auch die sonstigen Angaben Howards über „die Produktionskosten unsrer wichtigsten Feldfrüchte" (Berlin, 1901), auf Grund der Ergebnisse von 140 Wirtschaften während der letzten drei bis fünf Jahre, lassen annehmen, daß in den intensiven Wirtschaften allein die Düngerkosten die Arbeitskosten wohl durchweg stark übersteigen; wenigstens im Getreidebau, während sie bei den Hackfrüchten etwas zurücktreten. Hingewiesen sei auch noch auf die 1889 von Professor Drechsler veröffentlichten „Produktionskosten der Hauptgetreidearten"***) in Hannover, wonach gleichfalls die Arbeitskosten hinter den Düngungskosten zum Teil recht weit zurückbleiben. Weniger ist dies bei den von Conrad in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXXXX mitgeteilten Zahlen der Fall. Nach allen diesen Angaben wird es uns wahrscheinlich, daß in den intensiven Betrieben die Kosten der menschlichen Arbeit hinter dem Düngeraufwand mehr oder weniger zurückbleiben. Und zwar gilt das auch bei Einrechnung der Arbeiterversicherungskosten, sogar einschließlich der privaten Haftpflichtversicherung. Die Behauptung, daß die Steigerung der Produktionskosten haupt-

*) Arbeiten der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Heft 51. Berlin, 1900.

**) Landwirtschaftliche Produktionsberechnungen. Inaugural-Dissertation. Leipzig, 1896.

***) Festgabe für Georg Hansen. Tübingen, 1889.

sächlich in der Erhöhung der Arbeitslöhne ihren Grund habe, ist jedenfalls unerwiesen und wahrscheinlich irrig.

Wir haben gesehen, daß in dem von Dr. Rabe beschriebnen Betriebe die Steigerung der Produktionskosten bis zu ihrem Höhepunkt wesentlich auf der Einfuhr gekaufter Dünge- und Futtermittel beruhte, und daß der später eingetretene Rückgang der Produktionskosten ebenso wesentlich durch die Einschränkung dieser beiden Ausgabeposten bewirkt wurde. Auch Howard widmet gerade dem Düngungsaufwand einige sehr beachtenswerte besondre Bemerkungen. Beim Weizen ist in den 140 untersuchten Betrieben — im letzten Jahrfünft — der niedrigste Düngeraufwand für einen Hektar mit 30 Mark und der höchste mit 210 Mark berechnet, das ist ein Mehr des höchsten gegen den niedrigsten Aufwand von 600 Prozent. Dazu schreibt nun Howard: „Man hat also Schritt für Schritt (?) die Düngungsaufwendungen erhöht, um dem allgemeinen Drängen nach Intensitätssteigerung gerecht zu werden und die dabei in Aussicht gestellten Vorteile zu gewinnen. Es handelt sich bei der Düngung um denjenigen Produktionsfaktor, auf den die Entschließung des einzelnen Landwirts vom größten Einfluß ist. Man sieht, es fehlt den Landwirten nicht an Mut und Opferfreudigkeit, trotz der größten Mißerfolge immer neue Anstrengungen zu machen. Die Lehre klingt doch auch zu plausibel, daß man, um viel zu ernten, auch viel düngen müsse.“ Wenn man aber den Düngungsaufwand mit den Ernten vergleiche, so wirkten, fügt er hinzu, die wechselnden Erfolge der Düngung „vielfach erschreckend.“ Wohl würden mit der Steigerung der Aufwendungen überhaupt die größern Erträge häufiger, aber doch keineswegs sicher, und in einem angemessenen Verhältnis stünde Ertrag und Aufwand durchaus nicht. An einer andern Stelle klagt er: „So kam es, daß die Wirtschaften sich immer unrentabler gestalteten, je mehr sie in Bezug auf Anwendung von künstlichen Dünge- und Futtermitteln den Lehren der Landwirtschaftswissenschaft folgten. Ja, es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, den glänzenden wissenschaftlichen Erfolgen in der Erkenntnis der Bedingungen tierischen und pflanzlichen Lebens fast diametral entgegen gestaltet sich die Rentabilität des landwirtschaftlichen Betriebes.“

Wir haben in den Grenzboten (Heft 13 dieses Jahrgangs) schon erwähnt, daß sich der Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, in seiner Reichstagsrede vom 3. Dezember vorigen Jahres auf die Sachkunde Howards und auf die hier besprochne Schrift berufen hat. Er sagte damals, dieser „Sachkenner allerersten Ranges“ habe festgestellt, „daß die Getreidepreise der letzten Jahrzehnte eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge nicht mehr zuließen, weil sie unproduktiv sein würden, und daß diese Getreidepreise die Landwirtschaft nötigten, extensiv zu wirtschaften, weil sonst die Bruttokosten im Verhältnis zum Reinertrage zu hoch seien.“ Was wir bisher aus Howards Arbeit kennen gelernt haben, hat mit den Getreidezöllen nichts zu thun. Er deutete dabei auf Fehler im Betriebe hin, die mit höhern Getreidezöllen wie ohne sie privat- wie volkswirtschaftlich zu beklagen sind und das Privat- wie das Nationalvermögen zu vermindern drohen, statt es zu erhöhen. Daß die Folgen dieser Fehler privatwirtschaftlich den einzelnen Landwirten, die

sie machen, durch immer höhere Getreidezölle auf Kosten der Volkswirtschaft noch eine Zeit lang abgenommen werden können, ist klar. Es ist aber doch sehr die Frage, ob das billig ist, und noch mehr, ob es wirtschaftspolitisch weise ist. Unbefangne und praktische Beurteiler der Sachlage und der intensitätslustigen Landwirte, um die es sich hier handelt, werden sich der Wahrheit nicht verschließen, daß die Erhöhung der Kornzölle, wie sie die Gefahr einer neuen ungesunden Erhöhung der Güterpreise mit sich bringt, noch weit mehr die Neigung zu irrationeller Intensitätssteigerung zu befördern geeignet ist. Gerade weil sich die verbündeten Regierungen entschlossen haben, in Rücksicht auf die unstreitig sehr schwierige Lage der deutschen Landwirtschaft eine Erhöhung der Getreidezölle durchzusetzen, gerade deshalb erwächst ihren Vertretern doppelt die Pflicht, alles aufzubieten, den Landwirten ihre Fehler handgreiflich vor die Augen zu führen, vor allem aber die Frage der übermäßigen Steigerung der Produktionskosten durch gründliche, objektive, von Partei-, Klassen- und Schulvoreingenommenheiten absolut unbeeinflußte Untersuchungen beantworten zu lassen.

Nach Howards Berechnungen auf Grund der Bücher der 140 Wirtschaften würden die Weizenproduzenten — um uns auf diese Frucht zu beschränken — zu einem großen Teil an jedem Zentner, den sie verkaufen, Geld zusetzen. Die Produktionskosten stellen sich in der Regel auf dem Papier auf 5 bis 9 Mark für den Zentner Weizen, die Verwertung in der Regel auf 7 bis 8 Mark. Howard glaubt dabei, daß die intensiven Betriebe, die nicht nach seiner Art Buch führen, im allgemeinen teurer produzieren als seine 140 Musterwirtschaften, daß deshalb im allgemeinen die Produktionskosten näher an 9 Mark als an 6 Mark lägen. Natürlich muß auch hier die Allgemeingiltigkeit der Howardschen Zahlen für die einzelnen Feldfrüchte auf das entschiedenste bestritten werden. Es gilt für sie in vollem Maße alles das, was oben von den Rabischen Zahlen gesagt und zitiert worden ist. Auch hier haben wir hauptsächlich intensive Wirtschaften mit Rübenbau, und schon deshalb in den Produktionskosten der einzelnen Getreidearten fiktive Größen vor uns, die innerhalb der einzelnen Betriebe mit der Zeit einen lehrhaften Wert gewinnen mögen, aber irgend welche Allgemeingiltigkeit absolut nicht beanspruchen dürfen. Alle Achtung vor der von Howard gepriesenen „Empirie," die schließlich jeder Logik entraten zu können glaubt. Aber auch der hartgesottene Empiriker wird sich eines Gruselns nicht erwehren können, wenn er bei Howard liest, daß ein und dieselbe Wirtschaft den Zentner Weizen — in fünfjährigem Durchschnitt — für 3,87 Mark produziert, dagegen den Zentner Roggen für 7,22 Mark. Solche Zahlen deuten an, daß das Material, das hier statistisch verarbeitet wird, dazu ungeeignet und unreif ist. Howard weiß nichts dazu zu sagen, als die doch etwas sehr bequeme Versicherung: „Alle diese Wirtschaften sind seit mehr oder weniger langer Zeit mit den Herstellungskosten ihrer Früchte bekannt."

Dazu, daß die „meisten intensiven Wirtschaften" den Zentner Weizen teurer, als sie ihn verwerten, produzieren sollen, sagt Howard noch folgendes: Man könnte sich fragen, wie es käme, daß Wirtschaften, die in fünfjährigem

Durchschnitt den Zentner Weizen mit 9, 10, 11, ja fast 12 Mark produzierten, während die durchschnittliche Verwertung nur 7 bis 8 Mark betrüge, nicht aufhörten, Weizen zu bauen? Die Antwort müßte lauten: Während der Augenschein in der Ernte die schönsten Hoffnungen vielleicht unterstützte, käme das thatsächliche Druschergebnis wohl meist erst ganz zu Tage, wenn schon die nächste Weizensaat der Erde anvertraut worden sei. Den diesjährigen Mißerfolg glaube man vielleicht auf Unbilden der Witterung während der Blüte und der Reife schieben zu müssen. Neues glaube man in Bezug auf Düngung gelernt und angewandt zu haben. Hinsichtlich der Verwertung hoffe man auf endliche Besserung. Was solle man auch an die Stelle setzen, wo sei denn eine landwirtschaftliche Produktion, die günstiger wäre — wenn bei allen Wirtschaftszweigen nur Verluste zu Tage träten? — Und weiter: „Nach meinem Dafürhalten giebt es für solche(!) Wirtschaften nur eine Möglichkeit, weitern Rückgang aufzuhalten, solange keine höhere Verwertung eintritt, das ist das, was ich als »beschränkte Brachehaltung« bezeichnen möchte. Das heißt: werden die Produkte unsrer Felder so teuer, daß die Felder sich weder verzinsen, noch die direkten Auslagen ersetzen und noch direkte Zuschüsse erfordern, so sollte man davon absehen, das gesamte Areal zu bestellen — vielmehr Gespann- und Leutehaltung, sowie Düngerzukauf einschränken und nur soviel bestellen, als man unter strenger Beobachtung des richtigen Bestellungszeitpunkts in denkbar bester Weise zu düngen und zu bestellen vermag. Der weit verbreitete Grundsatz, daß es unwirtschaftlich sei, auch nur eine Fläche Landes unbenutzt liegen zu lassen, hat nur Sinn, wenn die Bestellungsarbeit auch Früchte trägt, wirklich Rente bringt. Letzteres wird um so eher fraglich, je geringer die Produkte verwertbar sind, bei zunehmendem Produktionsaufwand, d. h. also im intensiven Betrieb." Damit glaube ich Howards Doktrin im wesentlichen erschöpfend dargelegt zu haben. Es schien am Platze, nicht, weil er etwa die Produktionskostenfrage auch nur in annähernd befriedigender Weise beantwortet hätte, sondern weil seine Statistik die Dringlichkeit der Beantwortung klar vor Augen führt. Sie muß, wenn sie richtig ist, zu der Annahme führen, daß unsre „intensiv" wirtschaftende Landwirtschaft zu teuer wirtschaftet, mag der Getreidezoll erhöht werden oder niedrig bleiben. Sehr vielfach ist das sicher auch der Fall, vielleicht in einem für das deutsche Nationalvermögen geradezu ruinösen Umfang.

Wie wäre aber eine solche Erscheinung zu erklären, wo doch alle Welt des staunenden Ruhms voll ist über die gewaltigen und rapiden Fortschritte, die die Technik unsrer Landwirtschaft auf Grund der wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte gemacht habe? Die Gewaltigkeit und die Rapidität des technischen Fortschritts und der wissenschaftlichen Errungenschaften steht ganz außer Zweifel, und ihre segensreichen Wirkungen werden auf die Dauer auch nicht ausbleiben. Sie werden auch in der deutschen Landwirtschaft schließlich dazu führen, was das Endziel jeder technischen und wirtschaftlichen Vervollkommnung ist: zur Verbilligung der Produktion. Wenn die Gewaltigkeit und Rapidität der technischen und der wissenschaftlichen Errungenschaften seit Liebig bis jetzt das Gegenteil bewirkt haben sollten und zum Teil sicher bewirkt

haben, so liegt das in der Natur dieser Errungenschaften und in der Natur des landwirtschaftlichen Betriebs.

Als sich vor etwas mehr als hundert Jahren unendlich viel bescheidnere Umwälzungen im landwirtschaftlichen Betriebe durch die neuen Lehren einiger bahnbrechender Männer vollzogen, da waren auch zunächst schwere wirtschaftliche Niederlagen sehr vieler für die Neuerungen begeisterter Landwirte die Folge. Und nach Liebigs und seiner Nachfolger Entdeckungen konnten böse Übergangskrankheiten vollends nicht ausbleiben. Chemische Versuche sind verhältnismäßig schnell ausgeführt, die Konsequenzen daraus für die Technik schnell gezogen und in allgemeine Lehrsätze formuliert. In der Industrie kann auch der produzierende Betrieb schnell und sicher der neuen Methode angepaßt werden, ohne an Unternehmer und Personal ganz neue, viel höhere Anforderungen zu stellen. In der Landwirtschaft liegt die Sache ganz anders. Schon weil Boden und Klima fast jedes Guts, jeder Gemeinde besondre Verschiedenheiten in der Anwendung der von der Wissenschaft aufgestellten technischen Gesetze verlangt. Aber vor allem doch wohl deshalb, weil sich das hierfür unerläßliche praktische wirtschaftliche Verständnis nur ganz langsam in der landwirtschaftlichen Bevölkerung entwickeln kann. Durch landwirtschaftliche Schulen und Akademien läßt sich zwar die Kenntnis neuer technischer Regeln verhältnismäßig leicht in beschleunigtem Tempo verbreiten, aber die Sicherheit, Umsicht und Vorsicht ihrer Anwendung im praktischen Betriebe nur ganz langsam. Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern es würde auch sehr natürlich sein, wenn die bisher so uneingeschränkt gepriesene rapide Steigerung der sogenannten Intensität des Betriebes in recht weitem Umfang den Aufwand für Hand- und Gespannarbeit, namentlich aber auch den Aufwand für Dünge- und Futtermittel „irrationell" weit über das wirtschaftlich richtige Maß hinaus gesteigert hätte. Das Risiko, das durch das gewaltige Anwachsen des aufgewandten Betriebskapitals, namentlich des umlaufenden, von Tausenden von Besitzern im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der allgemeinen Regeln, aber in Anbetracht der unabänderlichen besondern Verhältnisse der Betriebe doch zu Unrecht übernommen worden ist, hat vielleicht die Verschuldung der Güter noch mehr veranlaßt, als die Überschätzung des Bodenwerts bei Kauf und im Erbgang. Wenn man hört, was in den letzten fünfzehn Jahren allein von Bekannten und Verwandten auf Nimmerwiedersehen in eigne und gepachtete Güter „hineingesteckt" worden ist, so erscheint einem die riesige Zunahme der Hypothekenverschuldung östlich von der Elbe nicht gerade wunderbar. Aber andrerseits kann man dann doch auch sehr zahlreiche Betriebe in der Bekanntschaft finden, deren Leiter den Intensitätssport à tout prix nicht mitgemacht haben, und die deshalb bei den heutigen Getreidepreisen sehr schöne sichere Überschüsse erzielen, wenn auch bei geringen Roherträgen.

Man ist der Doktrin, die auf Erhöhung der Roherträge à tout prix hindrängt, mit dem Satze zu Hilfe gekommen, es sei politisch notwendig, den Nahrungsbedarf und namentlich den Bedarf an Brotgetreide im Inlande selbst zu decken. Es soll hier auf diese Frage nicht näher eingegangen werden. Aber unter keinen Umständen sollte man sich durch sie das Verständnis für

die Notwendigkeit trüben lassen, die Frage, ob und wie weit, rein privatwirtschaftlich betrachtet, unsre Landwirte zu teuer produzieren, gründlich und scharf zu untersuchen. Professor Adolf Mayer sagt in seiner Düngerlehre: „Zu untersuchen, wann eine Düngung eine rentable ist, heißt untersuchen, erstens, unter welchen Umständen sie einen Mehrertrag bewirkt, und zweitens, unter welchen Umständen dieser Mehrertrag ein rentabler ist.“ So ist nicht nur die Düngerfrage zu behandeln, sondern die ganze Produktionskostenfrage und damit die Intensitätsfrage überhaupt. Die Getreidezollfrage soll damit nichts zu thun haben. Die Erhöhung der Getreidezölle, die die verbündeten Regierungen für notwendig erklärt haben, darf niemals dazu führen, unsre Landwirte in einer Betriebsweise zu erhalten, die zwar einen Mehrertrag verheißt, aber einen „unrentabeln“ Mehrertrag.

# Deutsch-amerikanische Freundschaft und ihre Grundbedingung

Der Burenkrieg ist zu Ende. Damit scheint die heißersehnte Konsolidation der englischen Macht in Südafrika erreicht und ihre Vorherrschaft auf dem ganzen Kontinente, wenn auch nach schweren Opfern, vorläufig gesichert. Das ist wichtig; wichtiger vielleicht noch, daß England, durch seine kriegerischen Operationen während der letzten Jahre gelähmt, jetzt seine volle Bewegungsfreiheit wieder erlangt hat. Wie immer sich jedoch auch seine Pläne auf dem Gebiete der auswärtigen Politik gestalten mögen, es wird dabei mit einer Thatsache zu rechnen haben, die es beim Eintritt in die neue Phase als ein fait accompli vorfindet. Ich meine die politische Annäherung Deutschlands an die Vereinigten Staaten, die allen Quertreibereien zum Trotz, von der deutschen Diplomatie meisterhaft eingeleitet, durch die jüngst erfolgte Prinzenreise definitiv vollzogen worden ist.

Die schnelle Niederwerfung Spaniens durch die Vereinigten Staaten mag viele in Erstaunen gesetzt haben. Kein Zweifel, daß sie die Perspektiven, unter denen man den Sieger bisher zu betrachten gewohnt war, total veränderte. Eine neue Weltmacht war auf den Plan getreten, zu der man Stellung nehmen mußte. Daß Deutschland, vielleicht nach einigem Schwanken, dann aber ohne jede Empfindlichkeit die Freundschaft wählte, war keineswegs die einzig mögliche, ja eine für den Fernerstehenden sogar überraschende, für den Eingeweihten die nach Lage der Dinge einzig richtige Entscheidung.

Eingeengt durch das angelsächsische Kolonialreich und den ins Ungemessene ausgreifenden slawischen Koloß mit seinem französischen Bundesgenossen, war das emporstrebende Jungdeutschland in einer zwar nicht gerade beneidenswerten, aber doch vergleichsweise gesicherten Lage. Gewiß war die oft betonte Ver-

wandtschaft in Kultur und Abstammung nicht immer stark genug, in den Beziehungen zu England den Antagonismus zu überwinden, der sich bei beschränktem Nahrungsspielraum, wie zwischen organischen, so auch zwischen sozialen Lebewesen mit ähnlichen Existenzbedingungen immer aufs neue entwickeln muß; während das bloße Fehlen von spezifischen Gegensätzen dieser Art in dem Verhältnis zu Rußland nicht über die beiderseits tief empfundne und allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz gelegentlich auch hervorbrechende Kultur- und Rassenverschiedenheit hinwegzutäuschen vermochte. Wohl aber durfte sich das Reich bei dem rapiden Fortschreiten seiner Land- und Seerüstungen als Glied des Dreibundes um so sicherer fühlen, als seine Niederwerfung für die Gegner verhältnismäßig geringen positiven Gewinn versprach, während eine Niederlage für England eventuell den Verlust Afrikas, für Rußland die definitive Abdrängung von den Meeren Europas bedeuten konnte, eine übermächtige Vereinigung beider endlich zur Vermeidung solches Risikos, wie sie von dem liebenswürdigen Seher der Fortnightly Review nahegelegt worden ist, durch ihre Rivalität auf asiatischem Boden für absehbare Zeit ausgeschlossen erschien.

So etwa lagen die Dinge, als das unvermutete Auftauchen der Vereinigten Staaten neue Kombinationsmöglichkeiten schuf. Denn wenn bei dem fast polaren Gegensatze beider Staatswesen, was die Kultur anlangt, eine russo-amerikanische Verbindung auch kaum zu befürchten war, so doch, seitdem man in England dem „stammverwandten" Sprossen gegenüber den traditionellen Hochmut etwas abgedämpft hat, um so mehr ein anglo-amerikanisches Schutz- und Trutzbündnis, das sich nach den geheimen Wünschen seiner Anstifter zu einer Weltdiktatur auswachsen sollte. Dabei wäre es für Deutschland ziemlich gleichgiltig gewesen, ob die von englischen Interessen beherrschte, von englischen Ideen befruchtete und, nach den bisherigen Proben zu urteilen, gewiß nicht deutschfreundliche Politik dieses Bundes offiziell in London oder, was nach Lage der Dinge für die Zukunft wahrscheinlicher, in Washington gemacht worden wäre. Diese drohende Verschmelzung anglo-amerikanischer Interessen, wenn nicht geradezu verhindert, so doch erschwert zu haben, ist das unschätzbare Verdienst der neuen deutschen Politik.

Es ist also der Anfang gemacht worden mit einer deutsch-amerikanischen entente cordiale, aber, wie sogleich hinzugefügt werden muß, auch nur ein Anfang. Nichts wäre gefährlicher, als sich gerade hierüber einer Illusion hinzugeben. Ja, es kann nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, etwa im Hinblick auf die dem Prinzen Heinrich so freigebig gespendeten Ehren, das bisher Erreichte zu überschätzen. Der Amerikaner ist von Natur gastfrei und prunkliebend; er feiert prächtige Feste mindestens ebenso sehr zu seiner eignen Unterhaltung wie um seiner Gäste willen. Wer den wahrhaft fürstlichen Empfang miterlebt, der wenig Monate vor dem Deutschen einem Japaner, dem alten Marquis Ito, bei seiner Landung an der pazifischen Küste in Seattle zu teil wurde, denkt nüchtern über solche Dinge. Und sicher wird es noch geraumer Zeit und großen Taktes bedürfen, ehe die neue Freundschaft als ein verläßliches Besitztum des deutschen Volkes betrachtet werden kann. Wer das

bestreitet, hat, fürchte ich, keine richtige Vorstellung von der noch immer gewaltigen Bedeutung englischer Einflüsse jenseits des großen Wassers.

Dabei handelt es sich natürlich zunächst um historische Traditionen, wie sie vor allem in der Gemeinsamkeit von Sprache und Litteratur, des Rechtes und der Sitte und nicht zum mindesten der politischen Ideale zum Ausdruck kommen. Hierzu gesellen sich die zahlreichen, durch die amerikanische Frau hergestellten verwandtschaftlichen Beziehungen einflußreicher Familien und die feinen, aber um so dauerhaftern Fäden, die sich ununterbrochen zwischen Wallstreet und Lombardstreet hin und her spinnen, während in den Südstaaten die alte Dankbarkeit gegen England wegen seines Verhaltens im Bürgerkrieg noch längst nicht erloschen ist. Alle diese Dinge zusammen nun führen zu der namentlich von britischer Seite liebevoll gepflegten Fiktion, daß die Vereinigten Staaten im Grunde ein angelsächsisches Land seien, daß die Engländer und die Amerikaner als the two branches of the Anglo Saxon race eine höhere Einheit bilden, eine Fiktion, die auch in Amerika ziemlich weit, und zwar wie Professor Mac Laughlins jüngst veröffentlichtes Buch A history of the American nation beweist, auch bei wissenschaftlichen Schriftstellern verbreitet ist.

Auf der andern Seite sind glücklicherweise auch die Bedingungen für eine deutsch-amerikanische Freundschaft nicht ungünstig. Und zwar kommen als wichtige Umstände in Betracht vor allem die geistigen Wirkungen, die von den deutschen Universitäten auf den amerikanischen Studenten oder unmittelbar auf die amerikanischen Hochschulen ausgeübt werden; ferner die Verpflanzung deutscher Sitte und Kultur durch die im Westen konzentrierten, jedoch mehr oder weniger über das ganze Land verstreuten und vielfach zu maßgebender Stellung gelangten deutschen Einwandrer; endlich die mannigfachen Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden Ländern, deren sorgfältige Pflege bei der fortschreitenden Ausbildung des amerikanischen Exportkapitalismus und dem immer wachsenden Einfluß Deutschlands auf dem europäischen Kontinente wie dem fortgesetzten Steigen seiner Bevölkerung für die Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr wichtiger wird. Ja, man kann sagen, daß abgesehen von gewissen, wohl nicht allzu ernst zu nehmenden handelspolitischen Reibereien einer immer engern Verbrüderung beider Nationen eigentlich nur eine Thatsache im Wege stünde: die mit der Monroe Doctrine unvereinbarliche eventuelle Aneignung süd- oder mittelamerikanischer Gebietsteile durch das Deutsche Reich. Daß jeder derartige Versuch von den Vereinigten Staaten heute als casus belli aufgefaßt werden würde, daran kann nicht gezweifelt werden. Und es muß ferner betont werden, daß allen offiziellen Erklärungen von deutscher Seite zum Trotz in den breiten Massen des amerikanischen Volks ein tiefes Mißtrauen in dieser Hinsicht noch keineswegs ganz gewichen ist.

So ist denn alles Werben um die amerikanische Zuneigung solange verlorne Liebesmühe, als man nicht diesen Plänen für immer entsagt, es sei denn Hoffnung vorhanden, daß in absehbarer Zukunft ein Umschwung in der öffentlichen Meinung des uns befreundeten Landes eintreten werde. Eine solche Annahme würde vielleicht nicht unberechtigt sein, wenn das hartnäckige Festhalten an der Monroe Doctrine, wie manche noch immer zu glauben scheinen,

in der Hauptsache nur eine Caprice, der Ausfluß der herrschsüchtigen Launen weniger Mächtigen, etwa der einflußreichen Leiter des amerikanischen Wirtschaftslebens oder ihrer politischen Freunde wäre. Denn da, wie die Erfahrung gezeigt, bei vollentwickelter kapitalistischer Verkehrswirtschaft die Ausübung ökonomischer Macht, an der sie vor allen Dingen interessiert sind, nicht notwendig an politische Grenzen gebunden ist, sondern nur das Bestehn einer dem Kapitalismus günstigen Rechtsordnung zur Voraussetzung hat, so ließe sich immerhin denken, daß diese Gruppe, gewitzigt durch die kostspieligen Erfahrungen auf den Philippinen und gereizt durch das oft recht unfreundliche Verhalten ihrer süd- und mittelamerikanischen Schützlinge, gegen gewisse Konzessionen für ein Aufgeben der Doktrin in ihrer ganzen Schärfe zu haben wäre.

Gerade aber diese Voraussetzung ist hinfällig. Denn die Monroe Doctrine ist keine Lehre der Wenigen, sondern ein Evangelium der Massen und wird dies voraussichtlich mit jedem neuen Jahre mehr werden. Angesichts der schnell fortschreitenden Auffüllung des Westens nämlich, die durch die in Aussicht genommene staatliche Bewässerungspolitik stark gefördert werden dürfte, erscheinen dem Nordamerikaner die noch unbesetzten oder doch sehr dünn bevölkerten Teile der gemäßigten Zone Südamerikas als ein patrimonium pauperum, das für alle Fälle den Enkeln offen zu halten ist, während das Festsetzen einer monarchischen Macht in den tropischen Gebieten schon aus politischen Gründen nicht geduldet werden würde. Besonders sind die mit der monarchischen Staatsform erfahrungsgemäß verbundnen erblichen Standesunterschiede und die sich hieraus oft ergebenden Herrschaftsverhältnisse dem in den weiten und freien Ebnen des fernen Westens hausenden Farmer, dem die Demokratie, ungleich vielen der anglomanen Östlinge, nicht eine veraltete Form, sondern lebende Wirklichkeit ist, in tiefster Seele zuwider. Und daß es endlich trotz des stetig nach Westen vorrückenden Bevölkerungszentrums gegebnen Falles den Machthabern des Ostens gelingen könnte, in wichtigen nationalen Fragen die öffentliche Meinung des Westens zu besiegen, wird dem unwahrscheinlich dünken, der sich vor Augen hält, daß der folgenreiche spanisch-amerikanische Krieg im letzten entscheidenden Augenblick gegen den Willen der in Washington versammelten Millionäre von eben diesem Westen der Regierung aufgezwungen worden ist.

So hätte man denn zu wählen zwischen Freundschaft und Waffengang, und es ließe sich wenigstens die Frage aufwerfen, ob die Vorherrschaft in Südamerika nicht am Ende einen Krieg wert sei. Ausschlaggebend für ihre richtige Beantwortung möchte der Umstand sein, daß auch ein siegreicher Krieg diesen Besitz nicht garantieren würde. Ja, es ist ernstlich zu befürchten, daß Deutschland die vielleicht mit unsäglichen Opfern errungnen Kolonien auf die Dauer nicht würde halten können. Da nämlich die Vereinigten Staaten von einer europäischen Macht wohl besiegt, schwerlich aber unterworfen oder gar gelähmt werden können, so würde bei dem unermeßlichen Reichtum des Landes und der unbeugsamen Energie seiner Bewohner eine Niederlage voraussichtlich nur der Ausgangspunkt neuer Rüstungen sein. Deutschland würde seinen Erwerb nicht nur mit Waffengewalt zu gewinnen, sondern bei jeder internationalen Verwicklung immer wieder zu verteidigen haben, wobei die Ver-

einigten Staaten über kurz oder lang als „Befreier" des Südens würden auftreten können. Denn ob die bisher meist versuchte Übertragung von Einrichtungen, die sich im Mutterlande „bewährt" haben, in Amerika viel werbende Kraft entfalten würde, muß zweifelhaft erscheinen. Und man darf fast mit Sicherheit annehmen, daß die Bewohner der bisher unabhängigen Staaten des südamerikanischen Kontinents, vor die Alternative gestellt, Glieder einer panamerikanischen Union oder Anhängsel eines europäischen Reiches zu werden, das erste wählen würden.

Giebt man aber, wie die deutsche Regierung das mehrfach erklärt hat, die südamerikanischen Kolonisationshoffnungen endgiltig auf, vielleicht gegen Konzessionen der Union, die an einer friedlichen Lösung der Frage schließlich nicht minder interessiert ist, als wir selbst, so folgt daraus, daß die von gewisser Seite immer wieder geforderte systematische und offizielle Unterstützung der deutschen Auswandrung nach jenen Ländern ein Fehlgriff wäre. Denn eine immer wachsende Ansammlung deutscher Kontingente dort könnte gelegentlich eine gefährliche Versuchung zu bewaffnetem Eingreifen mit allen seinen Konsequenzen werden. Vielmehr wäre, solange es nicht gelungen ist, anderwärts geeignete Kolonisationsgebiete für den heimischen Bevölkerungsüberschuß zu erwerben, die deutsche Auswandrung besser nach den Vereinigten Staaten zu leiten, wo namentlich in den nur dünn besiedelten und ihrer weitern Entwicklung harrenden nördlichen Südstaaten, wie in den durch künstliche Bewässerung auf eine hohe Kulturstufe zu hebenden sogenannten Sage-brush states Montana, Kolorado, Neu-Mexiko und andern, auf absehbare Zeit gerade für den ländlichen Ansiedler noch ein weites Feld mühsamer, aber fruchtbringender Arbeit vorhanden ist, die der eigentliche Yankee meist verschmäht. Ein solcher Zuwachs an conscientious Germans, deren good citizenship allüberall gerühmt wird, könnte schließlich auch dem amerikanischen Patrioten nur erwünscht sein, während er zugleich das sicherste und erfolgreichste Mittel sein würde, eine immer stärkere Deutschland gegenüber England begünstigende Strömung in der öffentlichen Meinung des Landes herbeizuführen. Ja, man könnte dann in besonderm Sinne von einer fortschreitenden „Germanisierung" Amerikas reden.

Diese Hoffnung erscheint durchaus nicht als eine chimärische, wenn man sich klar macht, daß, wie Dr. R. Kuczynski in einer Reihe gründlicher Untersuchungen nachzuweisen trachtet, insbesondre die Bevölkerung Neuenglands, des eigentlichen Sitzes altenglischer Traditionen, sich selbst überlassen, voraussichtlich allmählich aussterben würde. Die Fruchtbarkeit der Gesamtbevölkerung von Massachusetts und Rhode Island, das ist das Ergebnis, zu dem der genannte Autor schließlich gelangt, gleicht der Frankreichs. Dasselbe gilt von ihrer Mortalität. Dagegen bleibt die Fruchtbarkeit der Geburtsbevölkerung um etwa drei Viertel hinter der Frankreichs zurück, eine Differenz, die jedoch keineswegs durch eine entsprechend geringere Sterblichkeit ausgeglichen wird. Wenn sich nun trotzdem die Bevölkerung Frankreichs 1890 bis 1900 kaum auf der alten Höhe erhalten konnte, die Zahl der in Massachusetts und Rhode Island gebornen und in der Union lebenden Personen dagegen einen Zuwachs

von 26,6 und 19 Prozent aufzuweisen hatte, so erklärt sich das aus besondern Umständen. Bei ihrer gegenwärtigen Fruchtbarkeit und Sterblichkeit nämlich würde die Geburtsbevölkerung von Massachusetts und Rhode Island während des letzten Jahrzehnts eine starke Abnahme erlitten haben, wäre sie nur die Nachkommenschaft eines sich aus sich selbst ergänzenden Stocks und nicht zugleich einer Einwandrungsbevölkerung gewesen. Mit Ausschluß dieser würde sich die Gesamtbevölkerung allmählich in eine sich aus sich selbst ergänzende verwandeln. Dies würde zunächst nicht fühlbar werden. Die große Zahl der im Kindesalter stehenden Nachkommen Eingewanderter würde langsam heranwachsen, und das Verhältnis des in einem fruchtbaren und der Sterblichkeit wenig unterworfnen Alter stehenden Bevölkerungsteils würde zunächst günstig bleiben. Aber diese junge Generation würde später nicht durch eine ebenso starke ersetzt werden können. Fruchtbarkeit und Sterblichkeit würden jetzt ihren ungestörten Einfluß ausüben und die der Regeneration unfähige Bevölkerung zum Aussterben bringen.

Ob sich die bezeichnete Tendenz in derselben Stärke auch in den andern Staaten der Union durchsetzen werde, bleibt abzuwarten. Doch ist es aus mehr als einem Grunde wahrscheinlich, und damit ist zugleich gesagt, daß Nordamerika, will es seine neu errungne Machtstellung nicht aufs Spiel setzen, nicht daran denken darf, wie manche empfehlen, seine Pforten dem europäischen Einwandrerstrome zu verschließen. Nur eine fortgesetzte starke englische Einwandrung nun würde imstande sein, die schon durch das frühere Eindringen zahlreicher irischer und deutscher Elemente immerhin abgeschwächte englische Tradition in der alten Kraft zu erhalten. Will jedoch das Mutterland die bedrohliche Lockerung seines weiten Kolonialreichs verhüten, so wird es darauf bedacht sein müssen, seinen Bevölkerungsüberschuß vor allem in die eignen Gebiete zu lenken. Und es kann sich deshalb eigentlich nur darum handeln, ob Germanen (Deutsche und Skandinavier) oder die in immer dichtern Schwärmen hinüberflutenden Slawen in die Lücken eintreten sollen, wie mir scheint, ein weiterer wichtiger Grund für uns, die nun einmal unvermeidliche deutsche Auswandrung in diese Gebiete zu leiten, wenn wir vorbeugend ihrer allmählichen Slawisierung entgegenarbeiten wollen.

Freilich darf man sich nicht einbilden, daß die Deutschamerikaner oder, besser noch, die Americans of German Descent, wie sie sich lieber nennen, jemals die Interessen ihres Adoptivlandes denen des Volks ihrer Väter opfern werden. Das ist aber auch nicht notwendig. Es genügt, wenn sie in allen den Fragen, wo jene nicht auf dem Spiele stehn, treu zu den unsern halten. Und sie werden das als „Germanen in einem durch deutsche Kultur vergeistigten Lande, wo deutsche Litteratur, Wissenschaft und auch die schönen Künste, besonders Musik, gewürdigt werden wie in keinem andern außerdeutschen Lande“ (F. W. Holls), um so sicherer thun, je mehr sich das Deutsche Reich als ein unersetzlicher Förderer der Weltkultur, als ein Kämpfer für die allgemein menschlichen Kulturideale bewährt. „Dem Charakter der Germanen entsprechend beschränken wir uns nach außen, um nach innen unbeschränkt zu sein,“ das hat erst jüngst wieder bei feierlicher Gelegenheit

auch der Kaiser betont. „Weithin zieht unsre Sprache ihre Kreise auch über die Meere; weithin geht der Flug unsrer Wissenschaft und Forschung. Kein Werk aus dem Gebiete neuerer Forschung, welches nicht in unsrer Sprache abgefaßt würde, und kein Gedanke entspringt der Wissenschaft, der nicht von uns zuerst verwertet würde, um nachher von andern Nationen angenommen zu werden. Und dies ist das Weltimperium, welches der germanische Geist anstrebt." In der That, das Schwert des Geistes ist es, mit dem wir die Welt erobern, und in dem Schatze, den wir zu verschenken haben, liegt unsre Kraft. Sicherlich haben wir damit das bessere Teil gewählt. Denn es bemißt sich vor dem Forum der Weltgeschichte — so wenig dies gewissen Leuten mit etwas dürftiger Phantasie einleuchten mag, die sich die Entwicklung des Völkerlebens nun einmal nicht anders als unter dem Bilde einer großen Prügelszene vorstellen können — der wahre Wert einer Nation wie der eines einzelnen Menschen zu guter letzt danach, was ihre Existenz für die Verwirklichung eben der allgemein menschlichen Kulturideale bedeutet hat. Darum begrüßen wir Deutschen die amerikanische Union neidlos bei der Verfolgung ihrer immer höher gesteckten Ziele und widersprechen nicht ihrem stolzen Rufe: Americanisation of the world!, den wir unsrerseits nur durch einen weit bescheidnern ergänzend erwidern: „Germanisierung Amerikas!"

Greifswald Heinrich Waentig

# F. X. Kraus und der „religiöse Katholizismus"

Von Max Wingenroth

Am 29. Dezember 1901 meldete der Telegraph von San Remo den Tod des Freiburger Kirchenhistorikers und Archäologen Franz Xaver Kraus: das scheidende Jahr fügte damit dem deutschen Geistesleben noch einen schweren Verlust zu. Es war nicht nur ein ehrenwerter Professor und stiller Gelehrter, der da gestorben war; es ist auch nicht nur der glänzende Schriftsteller, dessen Essays den verwöhntesten litterarischen Geschmack befriedigten, nicht nur der rastlos thätige Meister der christlichen Archäologie in Deutschland, der Biograph Dantes und der Verfasser der monumentalen Geschichte der christlichen Kunst, dessen Verlust wir beklagen. Mehr als ein halbes Jahr ist seit seinem Tode hingegangen, und noch heute beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit dem Verstorbnen; noch ruhn die Versuche nicht, sein Bild zu verdunkeln oder zu klären. Das kündet auch dem an, der den Namen kaum gekannt hat, daß mit dem, der ihn trug, ein Repräsentant einer besondern Richtung im Leben unsers Volks dahingegangen ist. Er war der interessanteste und kühnste Vertreter dieser Richtung.

In der That bedeutete Krausens Name ein Programm; er bedeutete den Protest gegen die jesuitisch-ultramontanen Bestrebungen in der katholischen

Kirche. Kraus war so ziemlich der Erste, der seit der Generation, die im vatikanischen Konzil unterlag, als Kämpe gegen diese Tendenzen auf den Plan trat. Seitdem sind noch manch andre erstanden, und wir erleben seit einem Jahrzehnt alle Vorzeichen eines neuen großen Entscheidungskampfes im Katholizismus.

Lange Zeit pflegte man diese Kämpfe als eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche anzusehen, um die sich Draußenstehende nicht zu bekümmern hätten. Leider war ja auch unser größter Staatsmann in einem entscheidenden Augenblick dieser Meinung. Seit kurzem ist man davon zurückgekommen, und die Erkenntnis gewinnt immer mehr Boden, daß diese Dinge uns sehr nah berühren. Von den politischen Tagesfragen ganz abgesehen ist es von der größten Bedeutung für die Gesamtheit, was zwei Fünftel unsrer Nation denken und fühlen, ob die Kluft zwischen katholischen und „akatholischen" Deutschen immer größer wird, und unser Volkstum unrettbar in zwei einander geistig fremde Teile zerrissen werden soll, oder — um den Kreis weiter zu ziehn — ob in sämtlichen Kulturvölkern Europas überhaupt dieser Gegensatz verewigt werden soll.

Einen solchen ihrer Ansicht nach aus dem Wesen des Katholizismus heraus unnötigen Gegensatz zu verhindern haben Männer wie Kraus, Schell, Ehrhardt, Wahrmund und andre ihre Stimme erhoben. Ich glaube niemand Unrecht zu thun mit der Behauptung, daß Kraus sowohl der Zeit seines Auftretens nach der Erste als auch der Wirkung seines Protestes nach bisher der Mächtigste war, endlich das ganze Problem in seinem großen Zusammenhang am schärfsten hingestellt hat. Deshalb darf eine zusammenfassende Darlegung seiner Anschauungen, zumal da diese für eine große Richtung geradezu typisch sind, wohl auf Interesse rechnen. Ich werde zunächst mit möglichster Vermeidung eigner Meinung und auch vorerst ohne Berücksichtigung des allzuweit führenden kirchengeschichtlichen Zusammenhangs Krausens Anschauungen darzulegen versuchen, dabei, wo irgend möglich, seine eignen Worte anführen und erst danach ein kurzes Bild seiner Entwicklung und seiner Persönlichkeit entwerfen.

Franz Xaver Kraus ist jederzeit ein getreuer und überzeugter Katholik gewesen: von vornherein muß diese Thatsache festgehalten werden. Gerade in einer zu weit getriebnen Skepsis einer solchen Möglichkeit gegenüber leisten wir Protestanten oft Erkleckliches an Verständnislosigkeit. Kraus hat nicht versäumt, das in seinem Testament noch einmal ausdrücklich mit den Worten zu bekennen: „Ich sterbe, wie ich gelebt, als meiner Kirche bis in den Tod ergebner Sohn; habe ich etwas gedacht, gesagt oder geschrieben, was ihrem oder Christi Geiste zuwider wäre, so sei es hiermit zurückgenommen, und all mein Thun und Lassen sei dem Urteil der katholischen Christenheit unterstellt." Ein Ausspruch, wie ihn ähnlich die meisten bedeutenden Katholiken vor ihrem Tode gethan haben, ohne damit ein Unterwerfen unter die zufällig herrschenden Richtungen und Machthaber zu verstehn. Sie alle und Kraus besonders unterschieden scharf die Kirche von dem jeweiligen Kirchenregiment oder der Kurie. Der Satz zudem, der auf diesen folgt, schließt alle Mißdeutungen aus,

wie wir sie zu hören bekamen, so lange der erste allein (warum?) publiziert war, denn er lautet: „Möge der Herr meine Kirche und mein Vaterland schützen, meinen Kaiser und meinen Großherzog segnen! Lebend und sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil als in der Rückkehr zu dem religiösen Katholizismus, in dem Bruche mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus — in der Erkenntnis, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, und daß der, welcher das Gegenteil predigt, non sapit ea, quae Dei sunt, sed ea, quae hominum (Matth. 16, 23). Dieser Satz enthält in kurzen Worten sein Programm. Seinem Vaterlande treu, war er als echter Sohn deutscher Kultur ein Gegner des baskischen Geistes, der vor dreißig Jahren die Herrschaft in der Kirche errungen hat. Nicht ohne persönlichen Beigeschmack hat er einmal von Katharina von Siena gesagt: „Sie legte Protest ein gegen die Verweltlichung einer Institution, deren kirchliche Bedeutung und geistlicher Beruf von niemand mehr als von ihr verehrt werden konnte.“ (Geschichte der christlichen Kunst II, 2, 131.)

Ausführlicher, als in dem Testamentspassus, hat Kraus seinen Standpunkt im ersten der bekannten kirchenpolitischen Briefe fixiert, die er unter dem Pseudonym Spectator lange Zeit in der Beilage der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte. „Wir stehn — schreibt er in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 180 — zunächst als Publizisten fest auf dem Standpunkt der modernen Staatsidee, deren Magna charta für uns die volle und ungeschmälerte Freiheit des Gewissens bildet; das ist für uns ein erster Prüfstein, an dem wir Freund und Feind erkennen. Wir stehn des weitern auf allen Punkten ein für die Einheit und Größe des Deutschen Reiches unter der Hohenzollernschen Spitze, und wir werden unnachsichtlich alle Machinationen aufdecken und verfolgen, welche den stolzen Bau unterminieren, uns vor das Jahr 1870 zurückwerfen oder Zustände unter uns zurückführen wollen, wie sie vor 1618 bestanden. Und wir stehn drittens ebenso entschieden für die Erhaltung der Monarchie ein, nicht bloß im Interesse der Ordnung, sondern auch im Interesse der Freiheit: wir kündigen offnen Krieg allen Bestrebungen an, welche den Einfluß der Kirche zu Gunsten der demokratischen Politik, zu Gunsten der Herrschaft des vierten Standes über die große gebildete Mehrheit des deutschen Bürgertums mobil machen wollen. . . . Den Kirchenpolitikern aber, welche uns nach einem bündigen Programm zur Beurteilung der gesamten Lage fragen wollten, würden wir sagen, daß uns ein solches vor nahezu neunzehnhundert Jahren in zwei kurzen Sätzen gegeben wurde: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« — und »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist«.“

Wie Kraus in der Gewissensfreiheit die Magna charta der modernen Kultur sah, so erkannte er in der jesuitisch-scholastischen Einzwängung der Geister eine der schwersten Gefahren für das Fortleben des Katholizismus. „Überall bemerken wir die Ansätze einer geistigen Strömung, welche zwar an dem Dogma festhalten, aber um keinen Preis sich mehr mit der hergebrachten scholastischen Bildung zufrieden geben will. . . . Man muß blind und taub sein, um sich nicht zu überzeugen, daß eine große und ernste Stunde für die

Kirche geschlagen hat, und daß für letztere alles auf dem Spiele stünde, gelänge es der Partei, die Kurie, wie durch die Verurteilung des kopernikanischen Weltsystems im Jahre 1633 mit den Naturwissenschaften, so heute mit den sich allen Gebildeten aufdrängenden Gesetzen des historischen Wissens und der litterarischen Kritik in bleibenden Gegensatz zu bringen. Die geistige Verfassung der neusten Gegenwart gleicht genau derjenigen, welche der Verbrennung Savonarolas 1498 gefolgt ist und zu dem Jahre 1517 geführt hat. Eine Situation, wie die oben bezeichnete — eine Spannung zwischen Zentrum und Peripherie, wie die angedeutete, müßte, wenn sie anhält, nach den Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung zu einem Bruch führen.“ (Beilage 1899 Nr. 124.) Nichts konnte der in modernem Geiste aufgewachsene Mann schärfer mißbilligen, als daß man sich vielfach hinter die Glorie eines Thomas von Aquino flüchtete, „ohne zu sehen, daß auch das mächtigste Genie der Vergangenheit nicht mehr ausreicht, um ganz neuen Bedürfnissen und neuen Erfahrungen gegenüber den Dienst als Panacee zu verrichten.“ So schreibt er in der christlichen Kunstgeschichte. Und dort ergreift er wenige Seiten später nochmals die Gelegenheit zu einer ähnlichen Bemerkung; die Sache liegt ihm so am Herzen, daß er sogar dem Florentiner Meister Filippino Lippi einen geistigen Blick verleiht, den dieser natürlich nie gehabt hat. Er spricht da von dem merkwürdigen Anachronismus, daß dieser Maler am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch ein dogmatisch-allegoristisches Bild wie die Glorie des heiligen Thomas malen mußte, „während ihm schon von ferne einleuchten mochte, wie alle menschliche Dialektik nur etwas Bedingtes sei, und jedes, auch das mächtigste Gebäude menschlicher Spekulation nur einen relativen Wert beanspruchen kann.“ (Geschichte der christlichen Kunst II, 1, S. 124 und 141.)

In dieser Überzeugung ist Kraus vor kurzem ein Bundesgenosse geworden aus einem Lager, aus dem selten ähnliche Stimmen an die Öffentlichkeit dringen: der sonst durchaus römisch-korrekte Wiener Hofrat Pernter hat ebenfalls gegen den allein seligmachenden Thomismus der „Theologenschulen,“ wie er vorsichtig sagt, die Stimme erhoben und ihn als schwere Gefahr für die Anerkennung der freien katholischen Forschung von Andersdenkenden bezeichnet. „Wenn man nun aber gar an den Prozeß Galileis denkt — gesteht dieser Verteidiger der katholischen Wissenschaft gegen Mommsen ein —, ohne zu wissen, daß dies ebenfalls nichts andres war, als eine Verurteilung durch die Schule, welche in diesem traurigen Falle es dahin brachte, Galilei vor die Schranken der mit den Anhängern der Schule besetzten Kongregation der Inquisition zu stellen, so erblickt man die Erstarrung der theologischen Schule in ihrer Ablehnung dessen, was nicht nach Thomas geht, in erschreckend greller Beleuchtung. Dieser Fall Galilei steht in seiner ganzen Kraßheit allerdings glücklicherweise vereinzelt da und wird zweifellos keine zweite Auflage mehr erleben, aber der Schaden, welchen er der Reputation katholischer Forscher zugefügt, wirkt heute noch fort.“ (J. M. Pernter, Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholizismus S. 26.)

Ob wir vor einer zweiten Auflage thatsächlich so sicher sind? Nach den

verschiedentlichen Verdammungen und Maßregelungen der letzten Zeit möchten wir das nicht so fest behaupten, und wir wissen, daß z. B. F. X. Kraus meinte, einer gewissen Richtung fehle durchaus nicht der Wille dazu, sondern die Macht. Überhaupt ist der Wiener Hofrat eine beneidenswert harmlose, somit glückliche Natur, wenn er darin nur einen Fehler der „Theologenschulen" sieht. Auch Ehrhardt gleitet, wie das überhaupt seine Gewohnheit ist, vorsichtig darüber hinweg, d. h. er vermeidet es auch hier wie in seinem ganzen Buche, die thatsächlichen Ursachen zu nennen. Für Kraus war der Thomismus doch nur eine der vielen Erscheinungsarten der Denkweise der antigermanisch-jesuitischen Partei, die gerade in der letzten Zeit wieder zu mächtigen Schlägen gegen alle Andersdenkenden ausholt; Schläge, die nach seiner Ansicht der Kirche selbst, die man zu schützen meint, tödliche Wunden zufügen. Für ihn „handelt es sich heute darum, den Katholizismus aus der Beschränktheit und Unwahrhaftigkeit des ultramontanen Prinzips herauszuführen, wie in den Tagen Pauli die Kirche aus dem judenchristlichen Pharisäismus." (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 1.) Politisch äußert sich diese erstarrte Denkart in dem gefährlichen Wahn, man könne auf Kosten großer Nationen vergangne Lebens- und Staatsformen wieder ins Leben zurückführen. „Es ist Zeit, daß die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen. Wer nur rückwärts zu schauen versteht, wird ebenso rasch wie Lots Gattin versteinern.... Auch die Thränen, welche edle Seelen an den Flüssen Babylons weinen, sind kostbar vor Gott, und wir verachten sie nicht, aber wir wissen auch, daß es Ströme lebendigen Wassers giebt, welche über neue Formen des Daseins neues Leben ergießen." (Cavour S. 5.)

Von diesem modernen Standpunkt aus — seiner Überzeugung nach niemals im Widerspruch mit den Grundbedingungen und den Dogmen der Kirche — legte Kraus einen strengen Maßstab an das kirchliche Leben der Neuzeit und übte eine scharfe Kritik an manchen Erscheinungen. Nicht aus besondrer Freude an negierender Kritik! „Wahrlich" ruft er einmal aus, es handelt sich für uns nicht darum, niederzureißen, sondern aufzubauen, und wenn unsre Kritik alles Ungesunde und Unwahre scharf unters Messer nimmt, so geschieht es nur, um das Recht zu gewinnen, alles Gesunde und Lebensfähige um so nachhaltiger zu fördern." (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 253.) Thatsächlich war der gefürchtete Kritiker im Grunde eine konziliante Natur und konnte mit Recht von sich sagen, daß er nicht dazu beitragen möchte, Gegensätze zu verschärfen, die er aufrichtig beklage, und daß er lieber Abgründe überbrücke, über die überhaupt noch ein Steg zu legen sei. (Essays I, 244.) Aber da seinem klaren Auge Mißstände nicht entgingen, und der wahre Kausalnexus nicht verborgen blieb, da ihm jede Unwahrhaftigkeit und jede Verschleierung der Thatsachen aufs äußerste verhaßt war, so mußte ihm die von der maßgebenden Partei und ihren Führern beliebte Taktik das Innerste empören. Er hielt es für seine Pflicht, dagegen aufzutreten: denn wer schweigt, stimmt ein! Und bald ging er von der Verteidigung zum Angriff über. Die Pfeile, die er abschoß, trafen seine Gegner jedesmal an den verwundbarsten Stellen; er hatte ja als machtvolles Rüstzeug einen glänzenden

Geist und einen scharfen Blick, der niemals auf der Oberfläche haften blieb, und der durch eine tiefe Kenntnis der kirchlichen und der weltlichen Litteratur unterstützt war, ein unerhört ausgebreitetes Wissen auf den Gebieten der Kirchen-, Welt- und Kulturgeschichte. Nimmt man dazu noch seine persönliche Bekanntschaft mit den meisten politisch oder litterarisch bedeutenden Persönlichkeiten Europas, auch mit höchststehenden Männern, deren Vertrauen er genoß, so versteht man einigermaßen, wie er seine erstaunliche Fähigkeit gewinnen konnte, politische Vorgänge zu beurteilen und ihre versteckten Motive oder Akteure zu erkennen, die die Gegner am meisten fürchteten. Sie erwiderten seine Angriffe durch heftigere und maßlosere oder versteckte und perfide: der Streit nahm somit die schärfsten Formen an. Aber auch in der Hitze des Gefechts, und obwohl die Hauptgegner seiner Anschauungen am Cortile di S. Dammaso wohnten, vergaß Kraus nie die Ehrerbietung, die er als Katholik dem Oberhaupt der Kirche schuldete, des Papstes Person ist ihm sakrosankt, sie muß außerhalb der Diskussion bleiben. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 177.) Sogar bei der Verdammung der vierzig Sätze Rosminis, die ihm bös ans Herz griff, wünschte er, „daß in der Debatte das Ansehen des heiligen Stuhles in keiner Weise gemindert werde.“ (Essays II, S. 196.) Getreu darin dem Vorbilde Dantes, über den er Wittes Ausspruch zitiert: „Und so hält aller Zorn gegen das Papsttum seiner Zeit den Dichter nicht ab, dem Nachfolger Petri als solchem, ja selbst seinem bittern Feinde Bonifaz VIII. die Ehrerbietung eines gläubigen Katholiken zu beweisen.“ (Dante S. 702.) Es ist dies der Punkt, wo das Verständnis nicht katholischer Beurteiler gewöhnlich aufzuhören pflegt, und doch trennt man auch im übrigen Leben die Person von dem Amt. Der überzeugte Monarchist wird immer, mag er auch die Ansichten des Monarchen nicht teilen, in ihm das Amt ehren und seine Person möglichst aus dem Spiele lassen. Wir haben dies wie überhaupt Krausens feste kirchliche Gesinnung ausdrücklich betont, weil nur die Erkenntnis, daß eine Einsicht in die Schäden der Kirche und Opposition gegen solche durchaus keinen Austritt aus ihr verlangt, uns derartige Persönlichkeiten verständlich macht, denen man wahrlich bitter Unrecht thut, wenn man ihnen ihr in der Kirche bleiben als Inkonsequenz vorwirft und darin eine Zwiespältigkeit sieht. Je suis de l'opposition autant qu'on peut l'être, schrieb Montalembert einst an Lady Herbert, mais je suis bien résolu, quoiqu'il arrive et quoiqu'il m'en coûte, à ne jamais franchir les limites inviolables. . . L'Église n'en reste pour moins l'Église, c'est-à-dire la dépositaire unique des vérités, des vertus qui sont à la fois les plus nécessaires et les plus difficiles d'accès à la société moderne. Elle a plus que jamais (et elle a toute seule) la clef des deux grands mystères de la vie humaine, la douleur et le péché. Treffend wurde bemerkt, daß Krausens Gedanken sich auf ein Ideal richteten, das zu seiner Verwirklichung die Grundlagen der katholischen Kirche: der göttlichen Stiftung, der ununterbrochnen Überlieferung und der monarchischen Verfassung nicht entbehren konnte. (W. Götz in den Münchner Neusten Nachrichten.)

Ebensowenig wie die freidenkenden Katholiken der Vergangenheit, z. B.

Pascal, Lacordaire, Dupanloup, Möhler, hielt sich Kraus aber deshalb zum Stillschweigen verpflichtet, die Stille des Kirchhofs schien ihm kein wünschenswerter Zustand; schon früh, als kaum ernannter Professor der Kirchengeschichte, hat er mit Kardinal Newmans Worten seine Überzeugung ausgesprochen, „daß die treuesten Freunde der Kirche die sind, die ihren Lenkern ungescheut zu sagen wagen: Was ihr da thut, ist Unrecht, und dies und jenes werden die Folgen sein." (Gedächtnisrede auf Alzog S. 21.) Und zwanzig Jahre später hat er in dem letzten kirchenpolitischen Brief des Spectator, der mit dem vielsagenden Motto: Amicus non servus versehen ist, die unter den damaligen, später zu erwähnenden Umständen bedeutsame Erklärung abgegeben: „Der Spectator und sicher all seine Freunde werden, unbeirrt durch Verkennung und Mißhandlung, das Ihrige thun, um den konservativen Gedanken den Sieg zu gewinnen und das wankende Reich der Einheit zu stützen — vor allem dadurch, daß sie über die mißliche Lage der Dinge ehrlich und offen berichten, was sie gesehen, und damit niemand die Möglichkeit lassen, sich über den Ernst der Situation leichtfertig hinwegzutäuschen." (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 124.) Dieses Recht der Meinungsäußerung stand seiner Ansicht nach nicht nur den höchsten Persönlichkeiten der Hierarchie zu; mit Befriedigung konstatiert er in diesem Sinne, daß Raffael in seinem Bilde der Disputa auch Dante und Savonarola verewigt habe auf Papst Julius des Zweiten Geheiß, „dieses gewaltigsten Papstes der Neuzeit, welcher auf diese Weise zwei Männer rehabilitierte, die vorübergehend als Gegner von Päpsten, nicht aber des Papsttums aufgetreten waren, und deren ehrliche, innerste Herzensmeinung hier ebenso anerkannt ward, wie ihr Beruf und Recht, den Ruf nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu erheben." (Dante S. 754.)

Kraus sah darin in gewisser Hinsicht eine antizipierte Rechtfertigung seines Thuns; er glaubte ja ein Fortsetzer der Kirchenpolitik des großen Florentiners zu sein, für den er eine, fast möchte ich sagen religiöse Verehrung hegte. Sie galt fast mehr noch als dem Dichter und dem Schöpfer des Volgare dem Kirchenpolitiker. Dante war so ziemlich der erste, der den Gegensatz zwischen den religiösen Aufgaben der Kirche und den politisch-irdischen Aspirationen ihrer Machthaber deutlich erkannt, klar hingestellt und die schärfste Kritik daran geübt hatte, und nicht ganz mit Unrecht ist neulich behauptet worden, seit Dante sei zuerst wieder durch Kraus diese scharfe Scheidung zwischen religiösem und politischem Katholizismus gemacht sowie diesem letzten energisch der Krieg angekündigt worden; mögen auch in den sechs Jahrhunderten, die verflossen sind, seit der Dichter ins Inferno hinabstieg, zahlreiche erlauchte und bedeutendere Geister ähnlich gefühlt und gewirkt haben.

Mit Meisterhand hat der Freiburger Kirchenhistoriker an verschiednen Stellen die Entwicklung seit den Tagen Dantes oder besser seit denen Innocenz des Dritten bis zum heutigen Tage gezeichnet, bis zu dem Augenblick „der wenigstens auf gewissen Punkten durchgeführten Verwandlung der Kirche in eine politische Partei" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 S. 148), bis zu der Erscheinung, die wir Ultramontanismus nennen. Diesen definierte er, wie folgt: „1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über

den der Religion setzt. 2. Ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt. 3. Ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt, und es sei, wie das der mittelalterliche Kurialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch die weltliche Jurisdiktion über Fürsten und Völker eingeschlossen. 4. Ultramontan ist, wer da meint, religiöse Überzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder durch solche gebrochen werden. 5. Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eignen Gewissens dem Ausspruch einer fremden Autorität zu opfern. Aus dem dritten Punkte, fügt er hinzu, ergiebt sich die Hintansetzung der religiösen und ethischen Gesichtspunkte hinter die politischen Machtinteressen; aus dem ersten und zweiten die unverhältnismäßige Betonung des menschlichen Elements in der Kirche, das dann mit dem göttlichen und mit dem Ideal nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Das natürliche Ergebnis aus dieser falschen Situation ist der chronische Konflikt, in welchem sich der Ultramontanismus mit der historischen Wahrheit befindet; die Unwahrhaftigkeit seiner Geschichtschreibung, die traurige Verlogenheit seiner Presse und das schimpfliche System der Verleumdung und Lüge, welches gegen alle, welche nicht »korrekt« denken, als erlaubt gehandhabt wird.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 175.)

„Mit diesem Systeme muß aufgeräumt werden: es widerstrebt dem Besten, was wir in unsrer deutschen Eigenart besitzen.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 175.) Damit berührt Kraus den Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Religiosität. Es wird sich später Gelegenheit bieten, zu sehen, wie er sich zu dieser Frage stellte, an der gewöhnlich der katholische Theologe aus leicht begreiflichen Gründen gern vorübergeht. Denn die Antwort, die man auf die Frage giebt, ist entscheidend für die Beurteilung der Zukunft wie der Vergangenheit.

Nach diesem eine Kernfrage kurz streifenden Satze fährt der Spectator mit seinen Auslassungen über das ultramontane System fort: „Es ist klar, daß es nicht zur Herrschaft bei uns gelangen kann, ohne das Deutsche Reich und das deutsche Volk zu zerstören. Es ist ebenso klar, daß, wenn man den Katholizismus in Deutschland auf die Dauer erhalten und lebensfähig machen will, er die Formen und den Geist des Ultramontanismus abstoßen muß. Thut er das nicht, so haben wir ein zweites 1517 zu erwarten. Es hat unter den Führern des Zentrums Männer gegeben, die all das so gut wie wir einsahen. Sie meinten aber, man müsse jetzt, wo es sich um die Existenz der Kirche handle, diese Dinge zurückstellen und den Kampf nach außen mit ungeteilter Kraft führen. Ich bin stets andrer Ansicht gewesen. Die Wiederherstellung eines gesunden Verhältnisses der Kirche zu der politischen Gesellschaft, zum Staat, zur Wissenschaft, zur Litteratur kann nicht vor sich gehn, so lange nicht im Innern der Kirche gesunde Verhältnisse und ein gesundes Leben hergestellt sind. Es ist ein schlechter Arzt, der große organische Erkrankungen damit zu heilen glaubt, daß er lokale Eruptionen des Übels mit Salben bestreicht, während der Umlauf der Säfte nicht mehr hergestellt wird, und das innere Prinzip des Lebens abstirbt.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 175.)

Korrespondierend mit der oben gekennzeichneten Umwandlung hatte sich aber auch eine vollständige Verfassungsumwälzung in der Kirche vollzogen, die früh beginnend und mit dem Tridentinum mächtig einsetzend durch das Jahr 1870 und die darauf folgenden Ereignisse besiegelt wurde. Um sie kurz durch ein paar gangbare Worte zu bezeichnen: das monarchisch konstitutionelle Regime war einem absolutistisch-demagogischen gewichen. Waren vor der Reformation die Konzilien in gewisser Hinsicht höchste und letzte Instanz, waren später nach dem Papst und als dessen Berater die Bischöfe maßgebend, so ist der Papst in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unumschränkter Alleinherrscher geworden dank der Hilfe des Ordens Jesu und der durch eine rastlose Agitation zum gefügigen Kampfheer eingedrillten Volksmassen. Bei jedem derartigen Bündnis gerät man aber etwas unter die Herrschaft seiner Helfer: in Rom regieren die Jesuiten, in den einzelnen Ländern statt der Bischöfe die ultramontane Partei und ihre Presse. So mächtig ist diese Herrschaft, daß die Oberhirten, die nicht parieren wollen, vielfach recht derb, manchmal unflätig die Meinung gesagt bekommen, ja daß in seltenen Fällen die Organe dieser Kreise — natürlich nur die geringen, die man leicht desavouieren kann — selbst dem Oberhaupt der Kirche scharf ihr Mißvergnügen aussprechen. Höchst eigentümlich ist es, daß die großen Bündnisse des Papsttums im Laufe der Zeit immer zu seinem Schaden ausgeschlagen sind: das mit den Anjous brachte zwar die Hohenstaufen zu Fall, zog aber in seinen Konsequenzen das avignonesische Exil nach sich und das große Schisma, gab also indirekt einen der Anlässe zu der großen Kirchenrevolution des sechzehnten Jahrhunderts; das spanisch-österreichische Bündnis kostete den Kirchenstaat: was das neuste Bündnis kosten könnte, haben außer Kraus noch andre gut katholische Warner in den letzten Jahren angedeutet, neuerdings vorsichtig Ehrhardt und deutlich Wahrmund. Krausens durchaus aristokratische Natur empörte sich gegen diese — natürlich nur praktisch, nicht theoretisch durchgeführte — Umwandlung der Kirchenregierung, er sah darin die Herrschaft der Demagogie und des Pöbels und bezeichnete sie als eine Wunde, an der die Kirche Gefahr laufe zu verbluten.

Dem allem stellte Kraus sein Ideal des „religiösen Katholizismus" gegenüber, das auf den schon oben angeführten Worten Christi beruht. Der Satz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" war nun von jeher den Vertretern der politisch-irdischen Aspirationen der Kirche nicht bequem, und man hat sich jederzeit auf mehr oder minder geschickte Weise damit abzufinden gesucht. Der erneuten Betonung durch Kraus gegenüber hat man behauptet, daß es doch viel zu wenig positive, faßbar reale, verwendbare Vorstellungen seien, wenn zur nähern Erklärung des Wortes vom „religiösen Katholizismus" nur diese heilige Negation wiederholt werde. Und man hat die festen Anhaltspunkte dafür vermißt, wie, in welchen einzelne Grundsätzen des praktischen Verhaltens der „religiöse Katholizismus" auszuprägen wäre.

Wir sind überzeugt, die meisten unsrer Leser werden mit uns der Ansicht sein, daß sich aus diesem einen Satze für jede christliche Kirche eine ganze Fülle von Vorschriften ergeben. Aber Franz Xaver Kraus hat sich auch gar

nicht mit dieser Zitation begnügt, er hat die Anwendung auf die Gegenwart gemacht und die Gesundungsmittel angegeben. In den meisten Punkten berührt er sich dabei mit der Mehrzahl seiner Gesinnungsgenossen im neunzehnten Jahrhundert, doch hat er das Programm wohl am vielseitigsten und schärfsten gefaßt. Er forderte von der Regierung der Kirche thatsächliche Beschränkung auf die rein religiöse Sphäre, Verzicht auch auf das, was man sozialen Ultramontanismus nennt. Feste Behauptung des Dogmas, in necessariis unitas, darüber hinaus aber, allen sonstigen Bestimmungen und einseitigen, willkürlichen Begrenzungen einer gerade maßgebenden Partei gegenüber Freiheit der Forschung, in dubiis varietas. Diese Forderung klingt selbstverständlich und wird offiziell als berechtigt zugestanden, die Praxis pflegt aber anders zu sein, und man hat, wie Kraus verschiedentlich nachwies, versucht, gewissermaßen „Dogmen zweiten Ranges“ zu konstruieren und ihnen gegenüber dasselbe Verhalten wie den thatsächlichen Dogmen gegenüber verlangt. Es ist deshalb begreiflich und wohl auch verzeihlich, wenn protestantische Beurteiler darin mancher Verwechslung unterliegen. Weiter forderte Kraus vollkommnen Verzicht auf die Beihilfe des „weltlichen Armes,“ der ja nur zu oft noch offen oder versteckt gegen Mißliebige angerufen wird; ehrliche Verständigung mit der modernen Wissenschaft. Keine geheime Unterstützung mehr der Zelanten und der Hetzpresse bei ihren Angriffen auf wahrheitsliebende Geister. Endlich Aufgeben des versteckten Kampfes, der fortwährend gegen die theologischen Fakultäten und ihre Selbständigkeit geführt wird.

In der Regierung der Kirche wünschte Kraus ein gesunderes Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie. „Der Organismus einer so ungeheuern religiös-kirchlichen Genossenschaft, wie der des Katholizismus, kann auf die Dauer nur bestehn, wenn ein gesundes und auf Vertrauen ruhendes Verhältnis des Zentrums und der Peripherie obwaltet. Wird dies Verhältnis von der einen oder der andern Seite angetastet, so tritt eine Erkrankung ein, die nach Umständen einen bloß lokalen Charakter tragen, aber auch zu einem den ganzen Körper der Gesellschaft ergreifenden und zersetzenden Übel sich auswachsen kann. Wir sehen seit den letzten Jahrzehnten eine stets zunehmende Anspannung und Empfindlichkeit der Zentralgewalt, aber auch die unermüdlichen Versuche bestimmter kirchlicher Richtungen, diese Zentralgewalt ihren Zwecken dienstbar zu machen. Andrerseits beobachten wir ebenfalls seit Jahrzehnten einen allmählichen Abblätterungsprozeß an der Peripherie.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 124.)

Neben diesen zentralistischen Bestrebungen macht sich noch die unerfüllbare Sehnsucht verschiedner Kreise geltend, einzelne in der Vergangenheit herrschende Formen des kirchlichen Lebens zur gleichen Geltung in der Gegenwart zu bringen. Dazu gehören z. B. die Orden. Kraus, der ein begeisterter Verehrer verschiedner Orden war und deren großen Wert darin sah, „daß der Gemeinde das Bild gänzlicher Losschälung von den Dingen dieser Welt und voller Hingebung an das Ideal des Evangeliums nicht entschwinde“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 175), betonte jenen Bestrebungen gegenüber, daß in der heutigen Zeit der Weltklerus an Bildung durchschnittlich

höher stehe und bei gleicher Hingabe eine schwere Last von Arbeit, dazu eine weit schwerere Last von pekuniärer Sorge trage. Und wenn er aus dem oben angegebnen Grunde für Bestand der Orden eintrat, so fand er doch, daß „das ewige Rufen unsrer Zentrumspresse nach Kapuzinern u. s. f. eine wahre Beleidigung unsers Weltklerus in sich schließe." „Es sei ein völliges Verkennen der Lage, wenn man sich vorstelle, dem Ordensklerus könne und werde in der Gegenwart, und soweit wir sie zu beurteilen vermögen, in der Zukunft je wieder die führende Rolle zufallen, wie sie einst der Benediktinerorden, die Kluniazenser im elften, die Dominikaner und Franziskaner im dreizehnten, die Jesuiten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gehabt haben." „Alle menschlichen Dinge leben sich einmal aus, und auch die Orden sind — mit Verlaub der Jesuiten möge es gesagt sein — eine menschliche Einrichtung; sie sind als solche an den Kreislauf alles irdischen Lebens gebunden. Sie haben ihren Höhepunkt gehabt, aber sie werden nie mehr zu demselben zurückkehren. Es muß der Zukunft überlassen bleiben, ob sich andre Gestaltungen bilden werden, welche veränderten Zeiten und neuen Bedürfnissen entsprechen." (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 175.)

(Fortsetzung folgt)

# Ein altes Altonaer Stammbuch

Aus einem Nachlaß ist kürzlich dem Altonaer Museum ein kleiner Schatz zugegangen, der vielleicht verdient, auch weitern Kreisen bekannt zu werden: zwei unscheinbare Stammbücher, Erinnerungsblätter, die ein Student während seiner Studienzeit 1768 bis 1771 und später von seinen Lehrern und seinen Freunden gesammelt hat. Heinrich Wilhelm Lawätz, so hieß der „liebenswürdige Herr Besitzer" der Stammbücher, war 1748 in Rendsburg geboren; sein Vater war ein königlicher Beamter in angesehener Stellung, seine Mutter, eine geborne Otte, stammte aus einem kunstsinnigen Hause. Im sechzehnten Jahre kam er nach Altona auf das akademische Gymnasium, das damals noch ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität war. Hier genoß er im Hause des Professors Henrici drei Jahre lang anregenden und bildenden Verkehr. Von 1767 bis 1771 studierte er auf den Universitäten Leipzig und Kiel Jurisprudenz und Philosophie, war später in Altona Justizrat, Direktor des Leihinstituts und vor allem Mitbegründer des bedeutenden, noch heute segensreich wirkenden Unterstützungsinstituts.

Als Schriftsteller hat er sich durch seine geistlichen Oden und Lieder, durch Lustspiele, eine Bibliographie und sonstige Arbeiten an Encyklopädien und Zeitschriften der Mitwelt wohl bekannt gemacht, denn viele damals geistig

hervorragende Männer in seiner Nähe haben ihm in seinem Stammbuch ein Zeichen ihrer Gunst gegeben, und so bieten denn diese schlichten Bände eine Fülle für uns wertvoller Autogramme. Im Jahre 1768, in seinem zweiten Semester in Leipzig, hatte Lawätz beide Bücher angelegt, das eine für seine Studienfreunde, mit manchem derben Witz, nicht für jedermann, das andre für Leute von Rang. Nur von diesem soll hier die Rede sein. Unser Freund war damals schon nicht unbekannt auf dem deutschen Parnaß, er hatte soeben sein Erstlingswerk, ein „moralisches Wochenblatt" herausgegeben. (Leipzig, 1768. 4 Teile.) Hierdurch und wohl auch durch seinen vertrauten Umgang mit Gellert, der sich des jungen Studenten sehr annahm, war er mit den litterarischen Größen der Musenstadt bekannt geworden. „Mein Leipzig ist ein klein Paris, es bildet seine Leute," so denkt man unwillkürlich beim Durchblättern des Albums, das durch seine Eintragungen manchen willkommnen Aufschluß über das vertraute Verhältnis zwischen Professor und Studenten giebt. Lawätz war stud. jur., und billigerweise besuchte er zuerst seinen Lehrer, den Hofrat Böhme, denselben, dem auch Goethes erster Besuch in Leipzig galt. „Ein Mann, dessen Gutmütigkeit sogar polterte," so steht er in Goethes Erinnerung, und so steht er auch mit seiner Eintragung sofort vor unserm geistigen Auge da:

Quod sis, esse velis, nihilque malis.
memoriae ac benevolentiae causa scripsi
Johannes Gottlob Boehmius —

und nun folgen alle Titel und Würden, nicht weniger als vier Zeilen füllend. Manche Namen von Männern, deren Verdienste niemand mehr kennt, stehn breitspurig neben den Einzeichnungen eines Gellert, eines Rabener, eines Lessing, die nur eine schlichte Zeile, Datum und Name bieten. Auch dem Rector magnificus Chr. Gottl. Ludwig, demselben, bei dem Goethe im ersten Semester seinen Tisch hatte, machte Lawätz seine Aufwartung; sonst sind die Eintragungen aus diesem Semester (Winter 1768 bis 69) nur spärlich. Der junge Student ist wohl noch zu zaghaft gewesen, gleich dem Schüler in Goethes Faust, der seinen Meister bittet:

Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn Eure Gunst mir dieses Zeichen!

Crusius, der Theologe, und C. F. Hommel, der Professor der Jurisprudenz, sind die einzigen, die ihm ihre Gunst auf diese Weise zeigen. Um so reicher ist aber die Ernte, die Lawätz auf einer Reise nach Dresden machte. Den Eintragungen nach geschah die Reise vom 10. bis 18. Mai; der Hauptzweck war ohne Zweifel der, die Kunstschätze Dresdens kennen zu lernen. Der von Öser hochgeschätzte Ph. Daniel Lippert, Hutin, der Direktor der Kunstakademie, und sein Kollege Christian Ludwig von Hagedorn, der Bruder des Dichters, werden um ein Zeichen ihrer Gunst ersucht, ferner Oberhofprediger Hermann, der Vater von Goethes Intimus Dr. Hermann, Joh. Wolfgang Dietrich und der Oberbibliothekar Gotthold Crusius. Am 18. Mai schreibt Rabener sich ein, vielleicht mit Beziehung auf eine von seinem Freunde Gellert ausgerichtete Empfehlung:

Inter bonos viros et deum amicitia est, concilianto virtute.
Rabener.

Und zur Bekräftigung dieses Satzes steht auf der Rückseite des Blattes der dritte im Bunde, C. Chr. Gärtner: Christianum hominem magnifice, non loqui, sed agere oportet, eine Eintragung, die sich Lawätz am 10. September desselben Jahres in Braunschweig holte. Es war die Zeit der Freundschaften, und so sehr wir uns jetzt über diese rührselige Zeit erhaben dünken, so verdanken wir doch eben diesen Freundschaftsbündnissen manchen köstlichen Schatz. Empfehlungen durch Freunde waren schon damals die besten Zeugnisse, das wußte auch Basedow zu verwerten, als er 1769 seinen Freundeskreis aufsuchte. Am 26. Mai war er in Leipzig, und Lawätz säumte nicht, von seinem Landsmann eine Einzeichnung zu erbitten. Wunderlich genug ist sie: „Nur vermittelst der Religion wird die Selbstliebe und Nächstenliebe in allen Umständen ein einziger einförmiger Bewegungsgrund." Und darunter: „Leipzig am 26 May 1769 auf der Reise zur Beförderung des Elementarbuches," eine Einzeichnung, die Basedow scheinbar auf seiner Reise des öftern wiederholt hat, denn derselbe Zusatz steht in dem durch Wustmann*) weitern Kreisen bekannt gemachten Stammbuch eines andern Leipziger Studenten, des Joh. Georg Eck.

Während des Semesters finden sich nur noch zwei Eintragungen, die des Physikers Joh. Heinr. Winckler und des Christian Henry Smith, D. of l. and Prof. to Erfurt, alias Professor Chr. H. Schmidt, Bücherfabrikanten wenig glorreichen Andenkens. Erst gegen Ende des Semesters, im August, als sich Lawätz zur Heimreise anschickte, um Leipzig mit Kiel zu vertauschen, suchte er sein Album zu füllen, und da die Einzeichnungen alle genau datiert sind, ergeben sich aus der Vergleichung der Daten ganz interessante Schlüsse. Zuweilen finden sich nicht weniger als zehn Eintragungen an demselben Tage, ja noch an dem Tage seiner Abreise sind einige Sprüche eingezeichnet; man denkt sich ihn auf dem Reisewagen sitzen, der ihn nach Halle bringen soll — da fährt er noch bei den besten Freunden vor, um sich ein Zeichen der Erinnerung zu erbitten.

Der erste, man möchte sagen Abschiedsbesuch, galt wieder dem Rector magnificus, damals (Sommersemester 1769) Professor Plaz. Er schrieb: Mors sola fatetur, quantula sunt hominum corpuscula; dann folgen die übrigen Professoren — manch gutes Wort findet sich hier, aber unter allen Einzeichnungen der gelehrten Kreise kaum ein deutscher Spruch, wenig englische, sonst nur lateinische oder griechische Sentenzen. Ganz anders sieht das Stammbuch aus, in das sich die Studienfreunde einzeichneten. Die Jugend schrieb deutsch, nur ab und zu verirrte sie sich zu einem gezierten französischen oder englischen Reim. Auch die Signatur auf den Stammbüchern ist verschieden. Mit einem selbstgefertigten lustigen Gedichte: „An meine Freunde" führt sich Heinrich Wilhelm Lawätz auf dem ersten Blatte bei seinen Studiengenossen ein, das Buch für die Honoratioren hat an der gleichen Stelle die Inschrift: Henricus Guilelmus Lawaetz, Rendsburgensis MDCCLXVIII.

---

*) Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Leipzig, 1885. Seite 251. Das Stammbuch eines Leipziger Studenten.

Gegen vierzig Eintragungen heimst Lawätz in den letzten Tagen seines Leipziger Aufenthalts ein, alles Namen von Bedeutung, und es ist wohl verständlich, mit welcher Freude der reife Mann später diese Blätter durchgelesen und welchen Nutzen der junge Student aus dem Verkehr mit diesen Geistern gezogen hat. Es sind fast alles gute Bekannte, die uns durch Goethes „Wahrheit und Dichtung" vertraut sind, deren Charakter wir schon kennen. Da sind Ernesti, Ludovici, Platner, Burscher, der Leipziger Papst, Körner, der Großvater des Dichters, Bahrdt, Crusius, C. Andreas Bel, der von Goethe übermütig verspottete Chr. Aug. Clodius, Zollikofer, der Anatom Pohlius, Morus usw. Am 25. August schreibt Gellert seinem jungen Freunde, memoriae ac benevolentiae causa: Fac ea, quae moriens facta fuisse velis; es war der letzte Gruß, denn ein Vierteljahr darauf deckte ihn die Erde. Chr. Felix Weiße schreibt recht bezeichnend, for memory's sake:

What nothing earthly gives or can destroy,
The soul's calm sun-shine and the heart-felt joy,
Is virtue's prize —

Auch mit Öser scheint Lawätz befreundet gewesen zu sein. Darauf lassen nicht nur die Dresdner Bekanntschaften schließen, sondern auch das Datum der Eintragung von seiner Hand. Am 6. September noch schreibt er:

Gott, wer den tausendsten Theil deiner Güte
begreift: ist selbst eine Gottheit —

An demselben Tage reist Lawätz ab und legt auch noch in Halle dem Professor Klotz sein Stammbuch vor.

Von großem Interesse ist es, nach den Eintragungen die Heimreise des Studenten zu verfolgen. Sie geht über Halle, Halberstadt, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg und Altona nach Rendsburg; überall hat das Stammbuch als beste Empfehlungskarte ihm die Thüren und die Herzen geöffnet, und neue Blätter sind den alten zugefügt worden. Da hatte das Stammbuch seine Aufgabe, vom Freunde zum Freunde einen schriftlichen Gruß zu bringen; zuweilen scheinen die Einzeichnungen Verabredung zu sein. Am 7. September schreibt Jacobi in Halle:

Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht,

und am nächsten Tage schreibt Gleim in Halberstadt darunter auf dasselbe Blatt:

Nach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Dieselben Sprüche haben beide Freunde einem Leipziger Studenten drei Jahre vorher in gleicher Weise ins Album geschrieben.*)

So finden sich in dem Buche verwandte Seelen zusammen. Hatte Klotz die wenig geschmackvolle Eintragung gemacht:

Was unterm Monde liegt, ist eitel!

*) S. Wustmann a. a. O. S. 262.

so schreibt ihm J. Wilh. Gabendam in Kiel darunter:

Censura, Sanna, Sarcasmo, luditur aetas;
O curas hominum! O quantum est in rebus inane!

Wie ganz anders verbindet dasselbe Albumblatt Rabener in Dresden mit seinem Freunde Gärtner in Braunschweig.

Am 7. September reiste Lawätz von Halle nach Halberstadt, an demselben Tage schreibt auch Lichtwer in Halberstadt ein, vom 8. bis zum 10. September finden wir aus Braunschweig Einzeichnungen von Schmidt-Phiseldek, dem Organisten Fleischer, und Gärtner, am 12. September ist Lawätz in Lüneburg beim Superintendenten Ebeling. Erst am 24. September beginnen die Eintragungen in Hamburg, Altona und Umgegend. Unter ihnen am 25. Henrici, und vor allem am 30. September Lessing. In das Eckſche Stammbuch hatte dieser vor drei Jahren in Berlin eine Sentenz aus Horaz geschrieben. Hier steht derselbe Spruch in der gleichen Anordnung:

Horatius
Omnis Aristippum decuit color et status et res

---

m. c. scr.
Gotthold Ephraim Lessing
Hamb. 1769. d. ult. mens. Septb.

Ob die Einzeichnung in Beziehung zu seiner damaligen Stimmung, es ist kurz vor dem Weggange aus Hamburg, zu setzen ist, oder ob er die Gewohnheit hatte, diese goldne Lehre jungen Freunden ins Stammbuch zu schreiben, mag dahingestellt bleiben, doch entbehren beide Einzeichnungen mit flüchtiger aber charaktervoller Hand nicht des Interesses. Zwei Tage darauf wird auch Lessings erbitterter Gegner, J. Melchior Goeze, von Lawätz aufgesucht, der ihm zum „gesegneten Andenken" einen Psalmenvers mit auf den Weg giebt.

Im folgenden Wintersemester studiert Lawätz in Kiel und setzt seine Jagd auf Stammbuchblätter fort; die Eintragungen sind von weniger allgemeinem Interesse und mögen hier übergangen werden. Dagegen sind einige spätere Blätter, die Lawätz in Altona und Hamburg von bekannten Personen und durchreisenden Fremden von Rang erhielt, nicht ohne Wert, so die Blätter der beiden Unzer. Joh. August Unzer wie sein Neffe Joh. Christoph Unzer waren berühmte, geachtete Ärzte, nicht minder sind sie als Schriftsteller von Bedeutung gewesen. Die Blätter von ihrer Hand stammen aus dem Jahr 1789, wo Lawätz schon in Altona ansässig war. Mit dem jüngern Unzer steht auf demselben Blatte vereint eine Eintragung von Heinrich von Gerstenberg, dem Dichter des Ugolino, der von 1785 an als Justizdirektor des Lottos in Altona lebte, ein seltsamer Mann, mit sich und der Welt unzufrieden:

Thun aushalten, enthalten:
So lehrten die Alten,
Schnell glauben, hadern, eifern:
Das ists, was die neuen geifern. Altona 1789.

Und noch ein paar damals vielgenannte Namen: Archenholtz, der Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges, und seine Gemahlin Sophie; Etatsrat

Niſſen und ſeine Gemahlin Konſtanze, geborne Weber, die Witwe Mozarts; der Luftſchiffer Blanchard, der im Frühjahr 1792 die Zeilen einſchreibt:

Aethereum tranavit iter quo numine Blanchard
Impavidus sortem non timet Icariam,

und endlich der abenteuerliche Fritz Freiherr von der Trenck, im Auguſt 1792.

Einer aber fehlt: der Meſſiasſänger Klopſtock, deſſen Bekanntſchaft Lawätz ſicher gemacht hat — nicht nur aus nachbarlichen Beziehungen, ſondern vor allem, weil Lawätz während ſeines Aufenthalts in Altona von 1785 bis 1825 ein fruchtbarer, geſchätzter Schriftſteller war. Waren ſie einander feindlich geſinnt, oder waren die Beziehungen ſo innig, daß es der Erinnerung im Stammbuch nicht bedurfte?

Otto Lehmann

# Aus dem Lande der Cypreſſen

Von Charlotte Niese

Italien wird zwar das Land genannt, wo die Zitrone blüht, und ſie blüht auch dort, wächſt und gedeiht; was aber wäre Italien ohne die Cypreſſen? Wie häßlich würde die ſonnenbeglänzte, ſchneeweiße Mauer in den blauen Himmel ragen, wenn nicht ſchwarzgrüne Cypreſſen über ſie hinauswüchſen und einen ſtimmungsvollen Übergang machten. Cypreſſen ſind es, die den großen und kalten Campo Santo ihren ernſten Charakter verleihen, die manches häßliche neumodiſch gekleidete Marmorbild mit ihren ſanften Schatten weniger häßlich machen. Cypreſſen ſtehn auf dem Palatin, auf dem Pincio, in den herrlichen Parks der ewigen Stadt, und was hätte Böcklin wohl anfangen ſollen, wenn er die Cypreſſen der Toteninſel nicht gehabt hätte, von den kleinen Malern und Malerinnen ganz zu ſchweigen, die jahrein jahraus Cypreſſen malen, an den Zitronenbäumen aber vorſichtig vorüber gehn. Die Zitrone iſt auch nicht maleriſch; hin und wieder machen ſich ihre gelben Früchte nicht übel, und der ganze Baum gehört zu Italien wie die Kamelien und die Roſen; aber ein Zitronenhain iſt nicht halb ſo poetiſch wie ein in Blüte ſtehender Apfelgarten im deutſchen Vaterlande.

Dagegen die Cypreſſen! Als ich den Kloſterhof im Lateran zuerſt beſuchte, ſaß ein weiß und roter Chorknabe an einem ſteinalten Brunnen. Er rieb an einem ſilbernen Kirchengerät und ſummte ein Liedchen dazu. Über ihm hing ein blühender Kamelienbuſch, und eine ſchlanke Cypreſſe ſtand zwiſchen ihm und dem Sonnenſchein. Der Kreuzgang lag ſchweigend; nur grüne Eidechſen huſchten über die alten Moſaiken, und aus der Ferne verklang das Orgelſpiel der Kirche: das iſt Italien.

Aber man könnte es auch das Land der Carabinieri nennen. Sie gehören zu der Landſchaft wie die Cypreſſen und ſind auch ſchön, ſtill und erhaben. Auf jeder Station der Eiſenbahn ſieht man die ſchlanken Leute in ihrer kleidſamen altmodiſchen Uniform ſtehn; meiſtens rühren ſie ſich nicht vom Fleck, bis der Zug wieder abgefahren iſt. Alle Italiener ſind lebhaft, nur die Carabinieri machen eine Ausnahme von der Regel. Dabei ſind ſie alle jung und hübſch; mit roten Bäckchen und unſchuldigen Schnurrbärtchen; aber ſo ernſt, als ſei das Lachen eine Sünde. Eine alte, mir bekannte Dame in Rom wollte den Armen drei Lire geben, wenn ſie einen Carabiniere lachen ſehen könnte. Sie hat ihr Gelöbnis bis zu zehn Lire erhöht, iſt das Geld aber nicht los geworden. Und dabei ſtanden an jeder Straßen-

ecke zwei Carabinieri, und auf dem Pincio manchmal drei und vier nebeneinander. Alle unbeweglich, ernst und kühl. Auch Sonntags, wenn sie den schönsten roten Pompon auf ihrem Dreispitz und um ihren Frack rote Borten trugen, wenn sie so köstlich anzuschauen waren, daß einem das Herz im Leibe lachte — sie lachten niemals. Nur wenn der König in Sicht ist, werden sie ein wenig aufgeregt; aber sie beherrschen sich gleich wieder und stehn starr; die Züge bewegungslos, wie das Gesicht des Herrschers, der weder nach rechts noch nach links sieht. Es war an einem köstlichen Apriltage in der Villa Doria Pamfili. Alle Blumen blühten, majestätisch standen die Cypressen, und aus dem dichten Laube der Steineichen kam ab und zu ein ängstlicher Vogellaut. Im Park der Dorias war Korsofahrt, ein Wagen rollte hinter dem andern her, die Fußgänger saßen und standen auf dem Rasen, und die rotröckigen Schüler des deutschen Jesuitenkollegiums hoben sich ab von dem grünen Grunde wie große Mohnblumen. Plötzlich stellte sich ein Carabiniere neben mich. Il re! murmelte er. Ich war so überrascht, ihn sprechen und allein zu sehen, daß er seine Worte wiederholen mußte. Da kamen auch schon zwei Radfahrer, und dann der König und seine Gemahlin. Er fuhr selbst und sah starr auf seine Pferde, und die schöne Königin saß neben ihm und schaute gleichfalls gerade vor sich hin. Niemand grüßte. Weder die Insassen der Wagen, noch die Menschen, die zu Hunderten auf dem Rasen standen. Die Herrschaften schienen auch keinen Gruß zu erwarten. Nur mein Carabiniere stand stramm, und als ich mich nach ihm umsah, hatte er wieder einen Kameraden neben sich.

Weshalb wird der König nicht gegrüßt? erkundigte ich mich bei den Männern des Friedens.

Sie sahen mich an, und ihre Bäckchen wurden röter; aber sie schwiegen in edler Beharrlichkeit und wanderten davon. Hinter mir lachte es ein wenig, und als ich mich umsah, stand ein alter Mönch da unter den Bäumen. Er war dick und schmutzig und schnupfte Tabak aus einer Riesendose. Ich sah ihn fragend an, aber er sagte nichts.

Zwei Tage später betete die Königin Margherita im Trappistenkloster Tre fontane. Es liegt nicht weit von Rom, mitten in der Campagna und zwischen ihren staubigen Feldern. Eine Anpflanzung von Eukalyptusbäumen macht es zu einer Oase, und die guten Paters verkaufen Eukalyptuslikör, Rosenkränze von Eukalyptusfrüchten und Zahnpulver, das auch vom Eukalyptus hergestellt wird.

Unter den Bäumen stehn drei Kirchen: die eine enthält die drei Quellen, die auf diesem Hügel entsprangen, als das Haupt des Apostels Paulus über die Erde rollte und dreimal aufsprang, denn hier hat Paulus seinen Märtyrertod gefunden, und die Säule, an die er gebunden war, steht in derselben Kirche. — Die Königin betete nicht hier, sondern in der zweiten Kapelle, in der der heilige Benediktus eine Vision von der Erfüllung seines Gebetes gehabt hat. Drei Paters standen hinter der knieenden Fürstin und geleiteten sie später in die Teile des Klosters, die eine Frau betreten darf.

Noch immer ist die Königin schön, und ihre nach römischer Sitte blond gefärbten Haare leuchten goldig durch den schwarzen Spitzenschleier.

Leute aus der Campagna hatten sich am Klosterthor aufgestellt und begrüßten die bald darauf wegfahrende Königin mit großer Ehrerbietung. Margherita ist für sie noch immer die wirkliche Königin von Italien, die ein Herz hat für die Armen und Elenden. Sie hat viel Gutes gethan und thut es wohl noch; als die Stadt Rom aus den Thermen des Diokletian ein Nationalmuseum gemacht hat, hat sie in denselben Riesenbau ein Blindenasyl gelegt.

Es liegt ein sonderbarer Widerspruch in dieser Verbindung. Auf der einen Seite werden die Augen der Schönheitsdurstigen mit antiker Schönheit gelabt, auf der andern wandeln die Menschen, die nicht sehen können, und ein leises ernsthaftes Memento steht neben dem Beschauer, der alles wahrnehmen darf, was die Vergangenheit uns geschaffen hat.

Das jetzige Nationalmuseum ist noch dasselbe Kloster, das Michelangelo mit Benutzung der Thermen erbaut hat. Aber die Mönche sind ausgezogen, und in ihren kleinen behaglichen Wohnungen strahlen nackte Marmorleiber. In den kleinen Gärtchen blühen Kamelien nnd Rosen; aber niemand sieht mehr hinein; höchstens ein Fremdling, der nachdenklich für sich allein wandert, und der auch die Juno Ludovisi und die Schätze des Hauses Buoncampagni nicht immer zu betrachten imstande ist. Im Klosterhofe blühen die Rosen den ganzen Winter. Sie ranken sich um antike Säulenreste, um Tierköpfe aus Marmor und um marmorne Menschenglieder, die auf dem Rasen liegen. Das Museum ist so angefüllt, daß mancher wertvolle Überrest in den Klosterhof hat wandern müssen, wo die Sonne ihn bescheint, und der blaue Himmel auf ihn herabsieht. Ich denke mir, daß diese halb ausgestoßenen Antiken mit ihrem Schicksal nicht unzufrieden sind.

Auch der Palatin hat im Winter blühende Rosenhecken. Allerdings wachsen sie nicht dort, wo der Kaiserpalast seine Riesenräume erschließt; und auch das Haus der Livia hat nicht unter Blumen gestanden. Aber vom Eingang an aufwärts wandert man unter Cypressen und neben duftenden Rosenbüschen und freut sich über die vornehme Abgeschlossenheit des Ortes, wo einst die Kaiser lebten. Einige haben allerdings hier auch durch Mörderhand sterben müssen; vorher aber freuten sie sich vielleicht an dem weiten Blick über die Campagna nach den Bergen hinüber, die abends in rosigem Duft liegen.

Am Kolosseum blühen keine Rosen. Da ist dicke Luft, und an heißen Tagen dicker Staub. Aber hier blühen die Kinder Roms, die sich mit Freudengeschrei auf den Fremden stürzen und ihm etwas verkaufen wollen. Ein Steinchen vom Kolosseum, eine Münze, eine wahrhaftige antichità, irgend etwas ganz Merkwürdiges. Andre haben ein geheimnisvolles Leiden, Hunger, oder einen wehen Finger, oder einen eben geschorenen Kopf. Die römischen Kinder haben eine große Auswahl von Krankheiten; man lernt viele italienische Vokabeln bei ihnen, und wenn man lacht, dann lachen sie mit. Aber es ist doch angenehm, einige Soldi in Bereitschaft zu haben und sie sich damit vom Leibe zu halten. Besonders wenn sie zu vertraulich werden und allerhand Beschreibungen von den Tierchen machen, die auf ihren Köpfen wohnen. Aber sie sind auch dankbar und erbieten sich, Sehenswürdigkeiten zu zeigen, die nicht im Baedeker und Meyer verzeichnet sind.

Es giebt auch sehr anständige Bettler. In der Via Sistina, wo ich eine Zeit lang wohnte, machte ich die Bekanntschaft eines kleinen verwachsenen Bettlers, bei dem ich gelegentlich eine Lire wechselte. Wenn er nicht so viel Kupfergeld bei sich hatte, humpelte er davon und brachte mir immer fünfundneunzig Centesimi wieder. Einen Soldo behielt er für sich, das war sein Tribut, und so viel hätte ich auch geben müssen, wenn ich anderswo gewechselt hätte. Nur am San Giuseppe-Tag verlangte er zehn Centesimi; der heilige Joseph war nämlich sein Schutzpatron, und er hieß Giuseppe. Sein gerechtfertigtes Verlangen wurde natürlich anstandslos erfüllt. An diesem Tage sah ich ihn nachmittags in einer kleinen Osteria in der Campagna. Er hatte einen Fiascho Wein vor sich stehn, und neben ihm saß eine sehr geputzte Frau. Als er mich bemerkte, grüßte er mit einiger Zurückhaltung, und auch ich that so, als kennte ich ihn nicht. Man muß nicht indiskret sein.

Später ist mir gesagt worden, daß diese Osteria ein ehemaliges Grabgewölbe sei. Ich habe nicht darauf geachtet und bin später nicht wieder hingekommen. Das ist das Ärgerliche an Rom. Man sieht so viel Wunderliches und Schönes, daß man oft ein wenig nachlässig wird und der Pflicht, überall zu forschen und zu besehen, untreu wird. An jenem Tage war es gerade besonders schön in der Campagna. Die Mandelbäume begannen zu blühen, auf den Weiden sproßte dichtes Gras, und in der Ferne lagen die Aquädukte im Abendglanz. Da ist es dann nicht ganz leicht, an Inschriften auf Gräbern zu denken, man kann ja doch dieses ungeheure Bilderbuch von Rom niemals ganz durchblättern. Ich habe mich denn

auch getröſtet und nachher zufrieden an der Porta furba geſeſſen und das Waſſer der Aqua felice getrunken.

Die Porta furba liegt weit draußen in der Campagna, und das glückliche Waſſer ſprudelt aus dem naheliegenden Brunnen. Von nah und fern kommen die Frauen der Landbewohner und holen ſich Waſſer, das ſie in kupfernen Kannen auf dem Kopfe davontragen. Sonntags ſitzt hier wohl ein Mandolinenſpieler, und man wundert ſich, was er hier will. Denn es ſind nicht allzuviel Fremde, die bis hier hinaus kommen. Nur die Sonntagsjäger ſtreifen in der Nähe herum, und jeden Augenblick hört man es ſchießen. So viele Vögelchen giebts gar nicht mehr in der Campagna, wie dort Schüſſe fallen, hin und wieder aber ſieht man doch einen Mörder mit etlichen Vogelleichen nach Hauſe wandern. Er iſt dann ſehr ſtolz und kann die zornigen Blicke der Fremden nicht begreifen. Ebenſo wenig wie der weiße Koch in der Trattorie es verſteht, wenn man die armen kleinen, knuſprig gebratenen Sänger von ſich weiſt und lieber ein Pollo, ein Hähnchen, beſtellt.

In Rom ſelbſt giebt es nur gefangne Vögel. Sie hängen in Käfigen an den Fenſtern und ſingen luſtig trotz ihrer Gefangenſchaft, und in manchen dunkeln Gaſſen ſchreit und zwitſchert es fortwährend. Aber ein freifliegender Vogel in der Stadt ſelbſt zieht die allgemeine Aufmerkſamkeit an ſich. Irgend ein geſchickter Junge fängt ihn; ein mitleidiger Fremder kauft ihn, um ihm die Freiheit wieder zu geben. Aber er wird dann doch wieder eingefangen, und das Geſchäft beginnt von neuem.

Über das Forum ſah ich einmal zwei Droſſeln fliegen. Da ſtanden die Moſaik- und die Stadtplanhändler, die Droſchenkutſcher und alles, was nicht ins Forum darf, an der Mauer, ſahen den Vögeln nach und ſchüttelten die Köpfe. Zum erſtenmal ging ich unbehelligt meines Wegs. Auf dem Forum wandelten nämlich des Nachts die Geiſter umher, und da Geiſter unberechenbar ſind, ſo können ſie auch am Tage als Vögel verkleidet zwiſchen den neumodiſchen Menſchen umherhuſchen und ſich allerhand Böſes erſinnen. So ſagen die Leute, die es wiſſen können, und wer ihnen nicht glaubt, iſt thöricht. Das Forum iſt geiſterhaft genug. Beſonders vom Kapitol aus im Mondenlicht geſehen. Wenn dann vom Koloſſeum her weiße Nebel aufſteigen und über die via triumphalis gleiten, bedarf es keiner großen Phantaſie, das leiſe Raunen der Steine zu vernehmen. Am Tage iſt es nicht romantiſch. Da wühlt es hier und dort in der Erde; man ſteigt über unendliche Mauerreſte, ſieht in uralte Grabſtätten und kommt ſich ſehr dumm vor, weil man nicht alle vorgetragne Gelehrtheit in ſich aufnehmen kann. Auch beim Koloſſeum ſollen die Geiſter wandern, wenn ich es mir auch kaum denken kann. Dazu wird es zu oft bengaliſch beleuchtet, und zu viel Feuerwerk wird darin abgebrannt. Ehemals riſſen die Römer die Steine des mächtigen Baues auseinander, um Paläſte davon zu bauen; jetzt ſchützen ſie es, nehmen zwei Lire Eintrittsgeld und entweihen es durch eine Schützenfeſtvorſtellung.

Im Mittelalter iſt einmal eine Deputation zum Papſt gekommen, um einige Reliquien von ihm zu erbitten. Es waren gerade keine Knochen von Heiligen zu verſchenken, und der Papſt ließ der Abordnung einen Sack voll Erde aus dem Koloſſeum überreichen. Entrüſtet verweigerte ſie die Annahme einer ſo geringfügigen Gabe. Da hebt der Papſt das Säckchen in die Höhe, und ſiehe da — große Blutstropfen ſickern langſam aus der Erde, die das Blut ſo vieler Glaubenszeugen getrunken hatte.

Im Vatikan hängt das Gemälde, das dieſen Vorgang darſtellt, und heute noch werden im Vatikan alljährlich Tauſende von Roſenkränzen und Bildchen durch Handauflegen des heiligen Vaters geweiht. Leo XIII. würde ſchwerlich verſuchen, Blut aus der Koloſſeumserde zu preſſen; er begnügt ſich mit einfachern Dingen und preßt Geld aus den Gläubigen. In Scharen kommen ſie zu ihm, und es vergeht wohl ſelten ein Tag, an dem er nicht Audienzen erteilte. Es war an einem Sonntag, als ich, mit einer Anzahl belgiſcher Pilger, die unendlich vielen

Stufen zur Wohnung des heiligen Vaters hinaufſtieg. An allen Wendungen der Treppe ſtanden die buntgeſtreiften Schweizer und die Nobelgardiſten; immer von neuem wurde das Billet betrachtet und die äußere Erſcheinung der Pilger mit ſcharfen Blicken gemuſtert. Denn die Pilgerin, die nicht in Schwarz und mit einem ſchwarzen Spitzentuch über den Haaren erſcheint, kann zurückgewieſen werden. Aber alles war in Ordnung. An den Damen war nichts auszuſetzen, die Herren, ſoweit es nicht Geiſtliche waren, trugen Frack und weiße Halsbinde. So alſo verſammelten wir uns in den Stanzen Rafaels und wurden endlich in die Sala del Conſiſtorio geführt, wo ein goldner Thronſeſſel aufgeſtellt war. Während wir uns ordneten, und jeder dieſem Thronſeſſel möglichſt nahe zu ſein wünſchte, wurde noch eine Anzahl kleiner Kiſten herbeigetragen und vor die Thronſtufen geſtellt. Es waren Roſenkränze und Bilder, die vom Papſt geſegnet werden ſollten.

Nach einigem Warten öffneten ſich die Flügelthüren. Voran ſchritt der päpſtliche Dienſt: einige Schweizer, Kammerherren und Nobelgardiſten. Dann erſchien eine rote Sänfte, von rotgekleideten Läufern getragen; es erhob ſich ein großes Jubelgeſchrei, und der Papſt ſaß auf ſeinem Throne. Nach allen Seiten hatte er freundlich gegrüßt; nun hob er die durchſichtige Hand, um Schweigen zu gebieten, und der neben ihm ſtehende Kardinal begann franzöſiſch eine Anſprache an die Pilger zu verleſen. Sie handelte von der Not der Zeit, von dem Dank des heiligen Vaters für die Gläubigen und bewegte ſich in weitern allgemeinen Ausdrücken. Unterdeſſen hatte man Zeit, den Papſt zu betrachten. In ſeinem weißen Gewande, das weiße Käppchen auf dem weißen Haar ſaß er vornübergebeugt und ſah mit glänzenden Augen um ſich. Aufmerkſam hörte er auf den Kardinal, nickte hier und dort eifrig oder machte eine lebhafte Handbewegung. Als der Kardinal fertig war, begann er ſelbſt zu ſprechen. Es war keine feierliche Rede, ſondern mehr eine Art Unterhaltung; und er ſprach jedes Wort deutlich und klar aus. Neulich hat jemand geſchrieben, der Papſt hätte eine greinende Greiſenſtimme. Als ich ihn hörte, wunderte ich mich über den kräftigen Klang ſeiner Worte. Er erzählte, wie er als Nuntius in Brüſſel geweſen, wie er Sonntags aus der Stadt gegangen wäre und ſich an dem fröhlichen Treiben der Menſchen ergötzt hätte. „Ach, es iſt lange her, und die Welt hat ſich ſehr verändert. Aber ich kann wohl ſagen, daß ich die in Brüſſel verlebten Jahre zu den glücklichſten meines Lebens zähle!“

Bei dieſen Worten entſtand ein großer Jubel, und der Papſt lächelte gütig nach allen Seiten.

Wie er nun endlich aufſtand, um den Segen zu erteilen, und nicht allein die Anweſenden, ſondern auch ihre Familie, ihre Freunde und „alle, die euch teuer ſind,“ ſegnete, da erreichte die Begeiſterung ihren Gipfelpunkt. Von allen Seiten rief es: Vivo le pape-roi, vivo lo Saint-père!

Mit dieſem Segen hätte der Empfang eigentlich zu Ende ſein müſſen; aber der Papſt blieb ſitzen, und eine Anzahl von Geiſtlichen und andern Perſonen wurde ihm vorgeſtellt und zum Ringkuß zugelaſſen. Endlich wurden die Roſenkränze durch Handauflegung geſegnet, es bildete ſich von neuem der bunte, mittelalterlich anzuſchauende Zug, und die rote Sänfte verſchwand hinter der Thür.

Eine Zeit lang blieben die Pilger noch im Saale ſtehn; eine Dame hatte ihren Roſenkranz beim Segen des Papſtes hervorgezogen und wollte ihn nun als Reliquie verſchenken; andre ärgerten ſich, daß ſie nicht dasſelbe mit ihren Roſenkränzen gethan hätten, und ſo entſtand eine lebhafte Unterhaltung. Wohl eine halbe Stunde noch wogte ein buntes Leben im Konſiſtorium und im anſtoßenden Klemensſaal. In den Stanzen wanderten zwei Kardinäle und ſahen mit flüchtigem Lächeln auf die eifrigen Pilger. Die feierliche Stimmung war vorüber, die Nobelgardiſten gähnten ein wenig und zupften an ihren weißen Hemdkragen. An einem Fenſter ſtand ein Monſignore und ſah nachdenklich auf das unter ihm liegende Rom. In der Ferne ſchimmerte das Dach des Quirinals — wie viele Fäden ſpinnen ſich vom „alten Peter“ bis zum Königsſchloß?

Unten am Vatikan hielten die Droſchken und verlangten von den heimkehrenden Pilgern die doppelte Taxe. Denn erſtens war Sonntag, und zweitens müſſen doch Pilger in guter Stimmung ſein. Dann fuhr man durch die belebten Straßen und über den Korſo, auf dem die Läden geöffnet waren. Die Sonntagsheiligung iſt in den Augen der Italiener etwas höchſt überflüſſiges und auch unpraktiſches. Wer ſich nur gut mit Gott und den lieben Heiligen ſteht, ſie oft anruft und dadurch zeigt, daß er an ſie denkt, der darf am Sonntag ſchon ſeinen Geſchäften nachgehn.

Mein Kutſcher, der mich nach Hauſe fuhr, ſetzte mir ſeine Gedanken über die Sonntagsheiligung in einem Gemiſch von Italieniſch und Franzöſiſch auseinander. Er hatte ſchon oft Pilger nach und von dem Vatikan gefahren, und man merkte ihm an, daß er der Sache erhaben gegenüberſtand; aber er war doch ein guter Chriſt und glaubte an das Bambino und die heilige Jungfrau von San Agoſtino, von der er mir Wunderdinge erzählte. Ich mußte bei ihm einen Fünfliréſchein wechſeln; er gab mir heraus, was mir zukam, und fuhr mit liebenswürdigem Gruße davon. Nachher entdeckte ich, daß er mich trotz ſeiner Frömmigkeit mit einem falſchen Lire beſchwindelt hatte.

(Fortſetzung folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndſted

### Zweiter Teil

### 1

An einem der kleinen Tiſche vor dem Café in Kopenhagen, das im Volksmund den Namen „das Parapluie“ hat, ſaßen an einem Julivormittag zwei Studenten in den Zwanzigern und hielten zuſammen Sieſta. Der eine war vierſchrötig, robuſt, von heller Geſichtsfarbe und dem Ausſehen nach etwas träge. Sein Anzug ſchien ihm, obgleich er aus teuerm Stoff und von flottem Schnitt war, nicht recht zu ſitzen, ſo ſehr er auch ſelbſt davon überzeugt zu ſein ſchien; das runde, fleiſchige Geſicht, dem einen blaſierten Ausdruck zu geben er ſich Mühe gab, deutete eigentlich auf einen wohlhabenden Hofbauernſohn oder dergleichen. Sein Gefährte dagegen war klein, bleich, hatte ſcharfe Züge und einen unruhigen Ausdruck; ſein Anzug war aus ſchwarzem Tuch, aber etwas abgeſchabt. Neben dem andern nahm er ſich merkwürdig zuſammengeſunken aus, und während jener mit Behagen ſein Glas Bier ſchlürfte und ſich den Zigarrenrauch um den Schnurrbart ziehn ließ, nippte dieſer vorſichtig an einer Taſſe Kaffee. Der Kellner ſchien jedoch allen beiden die Aufmerkſamkeit in gleichem Maß zu erweiſen, die er bekannten Perſonen zu teil werden ließ, denn der eine war der Miniſterſohn Peder Pederſen, deſſen Vater einer der Bauern war, die bei dem „Syſtemwechſel“ in den Rat des Königs berufen worden waren; der andre trug den Namen Louis Pio Glambäk und war der Sohn des gefürchteten und mächtigen ſozialiſtiſchen Redakteurs.

Es iſt Humbug, gab der Miniſterſohn auf eine längere Darlegung Louis Pios zur Antwort. Es iſt Humbug — ich ſehe es ja an Vater und den andern.

Humbug? Iſt Konſequenz Humbug? fragte Louis Pio mit ſtillem Ärger.

Du mit deiner Konſequenz! Nein, das Leben ſelbſt, mein Freund, das prak-

tische Leben. Es ist nicht viel „Konsequenz“ in dem Praktischen, nein. Gott bewahre! — Ich sehe es ja an Vater.

Du schiltst ja förmlich über deinen Vater; du hilfst ja meinem Vater, sie als Überläufer und Verräter auszuschelten.

Keineswegs. Vater und die andern, das sind vernünftige Leute. Keine Rede von „Verrätern.“ Wenn man die Gewalt erlangt hat, dann wird man konservativ, das muß man.

Das ist ja nächstens frech! Welchen Grund hattet ihr denn dann, die alten Konservativen zu stürzen?

Peder Pedersen lachte. Welchen Grund hatten die alten Konservativen seinerzeit, die richtigen alten Konservativen zu stürzen? Die Macht, mein Freund, die ist süß. Da ist nichts Böses dabei.

Doch, es ist gemein! — Aber wir, wir kämpfen für die Freiheit, für das Volk, für — na —

Da siehst du, du verschluckst dich an den Phrasen.

Die Freiheit ist keine Phrase!

Humbug; wartet, bis ihr an die Reihe kommt.

Das wird kommen!

Das will ich gern glauben. Die Demokratie zieht ja wie eine Trommel durchs Land.

Die Kaffeetasse zitterte in Louis Glambäks Hand. Er suchte nach einem Ausdruck, seinem Zorn Luft zu machen. Aber wie das jüngere Geschlecht, das den alten Führern der Linken gefolgt war, den Idealismus der Väter verloren hatte, so schienen nun die Nachkommen der alten Sozialistenhäuptlinge der Schlagfertigkeit und der Kraft ihrer Väter zu ermangeln. Jene waren blasiert geworden, diese schwach; und an beidem war der Zweifel schuld.

Willst du wirklich hier sitzen, Pedersen, und behaupten, daß dein Vater die Freiheit für eine Phrase hält?

Pedersen überlegte. Das fehlte gerade noch, äußerte er schließlich, daß ich für meinen Alten einstehn sollte. Es ist sehr wohl möglich, daß er an die Segnungen des Friedens geglaubt hat, er und die andern. Aber wir jüngern betrachten das Leben mit etwas praktischerm Blick — Hallo, sieh! Er deutete auf den Platz, wo ein junger Mann in tadellosem Reiseanzug an ihnen vorüber in der Richtung zum Bahnhof ging; ein Dienstmann trug seinen Koffer hinter ihm her. Sieh deinen geehrten Vetter dort und nimm ihn dir zum Muster in der Vernünftigkeit; ich wette, daß er wieder auf der Reise zu seinem Kammerherrn ist —

Der Geck! murmelte Louis Pio. Aber Pedersen stand auf; es kam etwas mehr Leben in seinen Blick, er winkte und rief:

Glambäk, hallo! Niels, komm und trink eins mit uns!

Louis Pio machte Miene zu gehn, blieb aber doch sitzen.

## 2

Niels schien gewachsen zu sein in den fünf Jahren. Jedenfalls waren seine Schultern breiter geworden, und seine ganze Gestalt hatte mehr Kraft. Der Blick war klar, der Ausdruck offen und beherzt. Er war nicht mehr der Bleichschnabel von damals.

Ja, ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, sagte er munter, indem er auf seine Uhr sah. O — fügte er mit verändertem Ausdruck hinzu, als er seinen Vetter gewahrte.

Dieser sah nicht auf, sondern rührte mit bebender Hand in seiner Kaffeetasse.

Pedersen bestellte eine Flasche Sauterne.

Willst du nach Rödsten?

Ja.

Prosit Niels! Du hast das bessere Teil erwählt, das nicht von dir genommen

werden kann. Ach ja, wer so einen reichen Kammerherrn und Großgrundbesitzer in der Hinterhand hätte!

Höre, Pedersen, wenn du nun endlich diese alte Antreiberei aufgeben wolltest.

Pedersen änderte sogleich seinen Ton. Es ist bei Gott meine aufrichtige Meinung. Du kannst Huitfeldt gern von mir grüßen — von meinem Vater, meine ich.

Aufrichtig gesprochen — meinst du, er mache sich etwas aus diesem Gruß?

Nein, das ist gerade das Schlimme dabei. Hör, Niels, ich denke so oft — so ein echter Vollblutaristokrat mit großen Gütern, das ist und bleibt doch das Konstante im Lande. Grundbesitz! Grundbesitz! seufzte er.

Louis Pio unterbrach ihn mit unterdrücktem Zorn.

Der wird in Häusleranteile zerstückelt werden.

„Häusleranteile," „Häusler!" murmelte der Hofbauernsohn mit unverhohlner Verachtung. Er wandte sich nun ausschließlich an Niels:

Gehörst du noch zur Linken?

Die Frage schien Niels nicht angenehm zu sein. Ich bin kein Politiker, das weißt du wohl.

Verräter! murmelte Louis Pio über seinem Kaffee.

Niels wandte sich ihm langsam zu. Du solltest das Wort nicht aussprechen, Louis. Du weißt, daß ich dich zerdrücken könnte, und weiß Gott, ich thu es, wenn . . .

Welche Logik! unterbrach ihn Louis Pio, seine physische Furcht hinter der Logik verschanzend.

Niels fuhr mit Widerwillen fort:

Dein Vater, Louis, und ihr alle, ihr seid so gegen mich gewesen, daß ich mich euch zu besonderm Dank verpflichtet fühle; ja, du lachst, aber die Sache ist die, die Sache ist — es war, als dränge er ein Aufwallen der Brust und der Stimme zurück, und er mußte einen Augenblick innehalten. Der andre rührte in seinem Kaffee.

Dein Vater — fuhr Niels fort —, dein Vater und deine Mutter und ihr seid alle, nun, jetzt kann ich es beurteilen, was ich als kleiner Junge nicht konnte — und das weiß ich, wenn ich mich eines so kleinen hilflosen Burschen hätte annehmen müssen, der überdies der einzige Sohn meines Bruders gewesen wäre — wie sich so einer nach einem richtigen Vater und einer Mutter sehnt —

Hahaha, lachte Louis Pio gezwungen. Das ist logisch! Sich seiner politischen Ansichten —

Politische Ansichten! Jetzt bin ich erwachsen, sage ich euch allen miteinander, und ich teile eure politischen Ansichten nicht, das werde ich doch wohl dürfen! Es kann wohl sein, daß ich damals —

— „Damals" — haha!

Ich haue dich durch für dieses „Haha!" Ich sage nicht, daß ich *seine* politischen Ansichten teile, ich darf mir erlauben, noch gar keine fertigen Ansichten zu haben, denn ich bin erst dreiundzwanzig Jahre alt. Aber das sollt ihr wissen, du und dein Vater ist es gewesen, der mich verstoßen hat — und wenn ich nun jemand getroffen habe, der gut gegen mich gewesen ist — so — dann wage es, ein Wort gegen ihn zu sagen!

Louis Pio stand rasch auf (that aber, als thue er es langsam), lachte höhnisch und trollte sich.

Die beiden Zurückgebliebnen schwiegen eine Weile.

Humbug! sagte Peder Pedersen. Dann fügte er vertraulich flüsternd hinzu:

Glaubst du, daß du ihn beerben wirst?

Das weiß ich nicht, antwortete Niels kalt; ich liebe solche Gespräche nicht.

Der andre forschte weiter:

Du studierst ja jetzt nur noch Landwirtschaft, hast du die Jurisprudenz an den Nagel gehängt?

Niels war aufgestanden. Das weiß ich nicht. Aber ich muß nun zur Eisenbahn.

Er stockte, und die Unterbrechung geschah ganz plötzlich und sehr auffallend. Sein Blick war starr auf eine offne Droschke gerichtet, die langsam dicht an den beiden vorüberfuhr und dem Bahnhof zu um die Ecke bog. Die Hand folgte der Richtung des Blicks, er stand wie hypnotisiert da und starrte dem Wagen nach; eine warme Farbe war ihm in Stirn und Wangen gestiegen, er war rot bis an die Wurzeln seines hellen lockigen Haarschopfs. Hübsch sah er aus!

Der Inhalt der Droschke mußte sehenswert gewesen sein, denn auch Peder Pedersen starrte; er hatte sogar den Kneifer aufgesetzt. Verflixt hübsch! murmelte er.

Niels hörte es nicht. In seinen Gedanken war er in der Gemäldeausstellung in Charlottenborg, wo es ihm vor einigen Tagen widerfahren war, stundenlang in den Räumen mit der Reizendsten, Entzückendsten, der Unbekannten, der Ersten, der Einzigen — nein, wohl nicht der Ersten — doch, der Ersten —

Wie hatte er es nicht an jenem Tage in dem Labyrinth Charlottenborgs mit Schlauheit darauf angelegt, ihr zu begegnen und es doch als zufällig erscheinen zu lassen, sie einzuholen und doch nicht aufdringlich zu erscheinen, in demselben Zimmer mit ihr zu sein und doch nicht bemerkt zu werden — ja doch, vielleicht doch um bemerkt zu werden, aber nur ein wenig, ganz wenig —

Und wenn er es dann so eingerichtet hatte, daß er, anscheinend in ein Bild vertieft, hurtig auf die Seite treten konnte, damit sie näher kommen könnte; oder wenn er in einer Thüröffnung einen Schritt zurücktreten konnte, um sie vorbei zu lassen — ach, wie klopfte da nicht das frohe junge Herz! — Einmal hatte er auf diese Weise einer Dame auf das Kleid getreten — und das hatte er sich als Verdienst angerechnet.

Und nun — die Glambäks und die Pedersens waren nicht mehr für ihn da; der alltägliche Kopenhagner Platz wurde zu einem romantischen Festplatz, die bekannten langweiligen Gebäude rings herum hatten einen charaktervollen und sprechenden Stil angenommen, das trübe Wetter hatte sich plötzlich in Sonnenschein verwandelt, alle Menschen waren vergnügt, das Rathaus ragte königlich in die blaue Luft, vom Flügelschlag der Tauben und der Schwalben umkreist.

Der Lohndiener näherte sich, nahm die Mütze ab und machte auf die Zeit aufmerksam.

Na, seufzte Niels, dann müssen wir wohl aufbrechen. Hören Sie — sagte er plötzlich und wandte sein strahlendes Gesicht dem Dienstmann zu —, hören Sie, können Sie nicht sehen, wie wunderschön Kopenhagen ist?

Na, das weiß Gott! sagte der Dienstmann und trabte mit dem Koffer hinter ihm her.

## 3

Zug nach Korsör! ruft der Schaffner und schlägt die Waggonthür zu. Hält nicht vor Roskilde!

Niels läuft den Fahrsteig entlang; es ist die allerhöchste Zeit. Zweite Klasse! ruft er.

Er kommt in ein Abteil mit Handlungsreisenden. Aber auf dem Tritt sieht er zufällig durch das nächste Coupéfenster — Sie! sie! Haben sich ihre Blicke getroffen oder nicht? Sie! sie! ...

Aber der Zug ist in Bewegung; er taumelt in den Schoß eines Mitreisenden; dieser macht eine ärgerliche Bemerkung; Niels meint, es sei Scherz und lacht. Denn er ist glücklich: sie sitzt ja in der Nähe, fast neben ihm, sie reisen zusammen! — wenigstens bis Roskilde.

Der Zug hält wohl nicht vor Roskilde? fragt Niels.

Sie konnten ja hören, was er sagte! antwortet der mürrische Reisende; Niels aber findet, daß es ein herrlicher Mensch sei.

Niels weiß nicht, was er in einer so glücklichen Stunde thun soll. Er bietet

seinem Nachbar eine Zigarre an. Der Nachbar zögert, läßt sich aber erweichen; er ist nun nicht länger mürrisch, nur würdig.

Die Mitreisenden fangen an, Worte zu wechseln, zuerst vorsichtig, prüfend. Es zeigt sich, daß es lauter Handlungsreisende sind, einer reist in Manufaktur, der andre in Wein, einer in Zigarren. Der in Wein ist der vornehmste, wie es scheint. Er spricht mit dem in Zigarren, weniger mit dem in Manufaktur. Dieser sagt:

. . . So? Sie reisen auf Bornholm — kleine Verhältnisse da, kleine Verhältnisse.

Der andre schweigt eine Weile, läßt den Blick langsam über den andern hingleiten und sagt dann mit Gewicht:

Kleine Verhältnisse, ja!

So gewichtig ist diese Erwiderung, daß alle unwillkürlich fühlen, daß dieser Herr der Überlegne im Wagenabteil ist. Der erste nimmt die Zigarre aus dem Munde, lächelt achtungsvoll — vorher war er nachlässig — und sagt halb unterthänig:

Da haben Sie Recht, es sind recht kleine Verhältnisse auf Bornholm.

Nach diesem Gedankenaustausch tritt wieder Schweigen ein. Niels kommt es vor, als sei Licht und Glanz über die Sprechenden ausgegossen — (und drinnen, dicht neben ihm sitzt sie!) —, er sagt interessiert:

Es ist gewiß schön auf Bornholm!

Es dauert eine Weile, dann antwortet man ihm, zwar nicht der Überlegne, aber der Nächstüberlegne:

O ja, es hat angefangen, sich dort ein wenig zu bessern, seit die Gasthöfe und die Eisenbahn —

Es ist eine Herablassung, daß er dies sagt; dann wendet er sich von Niels ab und spricht mit dem Weinreisenden (und mit größerer Achtung in der Stimme):

Dann arbeiten Sie mit Kofod? Kofod und Kompagnie?

Nein — er führt unsre Waren nicht.

Nein, beeilt der erste sich zu bemerken, es sind nur kleine Verhältnisse dort.

(Aber drinnen neben ihm sitzt sie, die Einzige, die Erste!)

Nun unterbricht ein dritter das Schweigen; er sagt zu einem ihm Gegenübersitzenden:

Sind Sie nicht Peter Hamborg? Ich habe Ihren Bruder gekannt; ein lustiger Kerl, er war in Ringköbing angestellt wie ich auch, ehe er starb; es war Anno 83.

Ach ja. — Sie reisen für Schulz und Gommerich, nicht wahr? antwortet der Gegenübersitzende.

Jawohl. Ich habe Ihren Bruder gekannt, Christian hieß er, Christian Hamborg, er starb gerade Anno 83. Nein, was war er für ein lustiger Kerl! Er trank nie zwei Schnäpse wie wir andern, nein, es hieß: Ein Schnaps oder drei Schnäpse oder auch fünfe. Immer die ungeraden Zahlen, das hatte er so an sich, ein merkwürdiger Mann. — Wie nun zum Beispiel in Ringköbing, wo wir im Pelikan saßen, ich und der alte Rasmussen, und dann kam Christian Hamborg, Ihr Bruder, das war Anno 83, ehe er starb —

Im Pelikan, sagten Sie? Ich glaubte . . .

Nein, wenn Sie nach Ringköbing wollen, dann müssen Sie im Pelikan absteigen.

So? Ich glaubte im „Nordstern."

Nein, im „Pelikan." Im Pelikan ist es so: Wenn Sie sagen: Zwei Glas Punsch — oder sagen wir vier oder fünf Glas Punsch, denn man ist ja meistens mit andern zusammen, Sie treffen immer jemand dort —, wenn Sie also sagen: Eine Runde Punsch, von dem, den Cornelius Jensen zu bekommen pflegt — Cornelius Jensen, das ist meine Wenigkeit —, wenn Sie also sagen: Eine Runde von Cornelius Jensens Punsch, dann bekommen Sie einen einzig dastehenden Punsch, sagen wir, den einzigen Punsch, den ich hochachte, in ganz Jütland —

Hier fällt der Überlegne ein; er wendet sich nicht an den Sprechenden, sondern an den Zweitüberlegnen:

Punsch? Ich trinke nie Punsch, das ist doch ein überwundner Standpunkt. — Und nun fühlen alle, daß dem mit dem Punsch eine Schmach widerfahren ist. Das fühlen auch die, die selbst Punsch zu trinken pflegen. Es entsteht eine kleine Pause.

(Aber da drinnen, dicht daneben!)

Schließlich spricht der Cornelius Jensen wieder mit seinem Gegenüber, aber diesesmal gedämpfter.

Den alten Rasmussen, kannten Sie den nicht? Nein, er starb Anno 72 — das war wohl vor Ihrer Zeit? Er mochte den Punsch auch nicht, ausgenommen, wenn er ihn in Familien bekam. Das Familienleben, das war sein ein und sein alles, wenn jemand da war, den er kannte. Er gehörte zu den angenehmen Reisenden, wissen Sie. Er konnte zum Beispiel ganz behaglich bei einem gefüllten Kohlkopf im Schoße der Familie sitzen, mit den kleinen Kindern und den Damen, ohne Léoville oder sowas. Das Familienleben, sagte er immer, daran ist bei Gott etwas!

Ach ja. — Wie war es denn mit dem alten Rasmussen? heiratete er schließlich nicht noch?

Nur das einemal in Svendborg, aber das bereute er; es hieß, sie prügelte ihn — das war, ehe er starb, er starb Anno 72.

Ach ja. — Ich kannte auch so einen Familienmenschen. Alle seine Vergnügungen und dergleichen — er war ein sehr kräftiger Mensch und so — aber alles dieser Art wurde von seinem Heim streng ferngehalten und ausschließlich in die Öffentlichkeit verlegt; er wachte förmlich über der Heiligkeit des Herdes, so drückte er sich aus; er wache über der Heimat, sagte er.

Ja, so sollte es eigentlich bei uns allen sein. Aber was ist ein Mann?

Ach nein.

Die beiden Gegenüber versanken eine Weile in moralisches Schweigen.

Der, von dem Sie sprachen, sagte schließlich Cornelius Jensen, der Familienhammel, war der Reisender?

Nein, er war eine feste Filiale in Skive. Ich besuchte ihn oft — die Frau war gerade so. Ordnung; und kein Vergnügen im Hause. Wenn Ihr Vergnügen haben wollt, bitte draußen, nach Viborg, darin waren sie einig. Ein reizendes Heim, das kleine Haus in Skive, wenn man einmal auf diesem Punkt angelangt ist.

Wieder eine kleine Pause. — Niels, der in dieser Stunde alles merkwürdig und herrlich findet, sagt:

Es ist gewiß eine herrliche Natur da droben am Limfjord?

Man giebt ihm keine Antwort — einer sagt kurz darauf:

In Holstebro, da giebt es eine Spezialität, gebratnen Lammskopf, es ist ein Frühstücksgericht, im Hotel Uttenreiter.

Gebratner Lammskopf ist gut, sagt der Überlegne anerkennend. Und der, der zuerst den gebratnen Lammskopf erwähnt hat, fühlt sich in seiner Selbstachtung gestärkt.

Roskilde! ruft der Schaffner. Niels eilt ans Fenster; er will sehen, ob sie aussteigt. — Nein, Gott sei Dank, so fahren sie also wenigstens bis Slagelse zusammen.

Aber angenommen — angenommen, er könnte in den nächsten Abteil kommen! (Er könnte ja thun, als sei er erst jetzt in Roskilde eingestiegen.) Ach, Sie erlauben!

Er springt hinaus — aber geht es nun auch — wenn sie am Fenster wäre — nein. Aber ein älterer Herr, ein furchtbar aristokratischer — o weh, und es ist überdies erste Klasse! — Niels steigt wieder in sein altes Coupé.

Früh—stücks—kör—be! Früh—stücks—kör—be!

Ja, Niels muß frühstücken. Die Handlungsreisenden mustern die belegten Brote, und während der Fahrt erzählen sie, wie das Butterbrot in den verschiednen

Städten Dänemarks und in den Gasthäusern der Städte allerorten beschaffen sei; die ganze Geographie von Dänemark wird von diesem Gesichtspunkt aus repetiert.

„Slagelse!" Ob sie hier in Slagelse aussteigt?

Wieder nicht!

Es dämmert eine Hoffnung für den Großen Belt auf! Und auf der Fähre ist ja kein Unterschied zwischen erster und zweiter Klasse. Niels schließt die Augen und läßt Hoffnungsbilder vor sich aufdämmern.

In Korsör springt er mit fieberhafter Hast hinaus und stellt sich neben den Tritt des nächsten Abteils. Man konnte sich ja die Möglichkeit denken, sie könnte ja auf dem Tritt ausgleiten, man hat ja dergleichen schon früher gehört — gesetzt, er könnte sie stützen und halten —

Aber der aristokratische Herr ist schon da und hilft ihr heraus.

Aber gesehen hat er sie, sie gesehen!

Ob sie wohl auch ihn gesehen hat?

4

Man geht an Bord der Fähre.

Die Fähre braucht fünf Viertelstunden. Ganze fünf Viertelstunden. Während dieser Zeit muß er doch oft Gelegenheit bekommen —

Aber es ist eine Mauer zwischen ihnen. Der alte Herr ist die Mauer. Es ist ihr Vater, Niels hat sie Vater zu ihm sagen hören. Er ist die ganze Zeit um sie.

Die meisten Reisenden gehn zum Essen in den Salon hinunter. Auch sie geht mit dem alten Herrn hinunter. Niels hat schon gegessen, das war dumm. Aber er kann ja gut noch einmal essen; er geht auch hinunter. — O weh, er sitzt ganz weit weg von ihnen.

Wenn sie doch bei Tisch irgend etwas vermißte oder wünschte! Wenn doch der alte Herr irgend etwas vermißte! Niels liebt den alten Herrn. Niels wünscht, er könnte etwas für ihn sein: ein Trost und eine Stütze für seine alten Tage.

Aber der alte Herr braucht keinen Trost und keine Stütze. Im Gegenteil, er findet sich ohne Nielsens Hilfe ganz ausgezeichnet gut zurecht.

Man geht auf das Verdeck zurück.

Es ist noch immer eine Mauer um sie her. Niels ist nicht mehr so glücklich wie vorher. Doch — schrecklich glücklich, denn dasselbe Schiff trägt sie beide. Wenn sie nur wenigstens einen Handschuh oder ein Taschentuch verlieren möchte, das hat man doch schon öfters gehört. Wenn sie nur seekrank würde, sodaß er hinunterspringen und Wasser für sie holen könnte! Wenn sie nur über Bord fallen wollte, damit er —

Niels ist allein auf dem Verdeck. Wie kommt denn das, wo sind denn die andern? Ja, es regnet ja, es gießt, es schüttet. Niels hat es nur nicht bemerkt.

Nyborg, Nyborg! Er ahnt es, hier müssen sie sich trennen. —

Man kennt den alten Herrn auf dem Bahnhof in Nyborg. Die Bediensteten nehmen die Mützen vor ihm ab, der Stationsvorstand spricht mit ihm, nennt ihn Herr Hofjägermeister und fragt, wie die Reise verlaufen sei. Sie stehn vor einem Wagenabteil erster Klasse, der Hofjägermeister und der Vorstand. Dieser fragt, wie sich das Fräulein Tochter auf der Reise befunden habe. Sie zeigt sich am Coupéfenster und sagt: Danke, ausgezeichnet, großartig! Der Vorstand grüßt höflich aber eilig und entfernt sich. Es scheint, daß sie jedenfalls weiter reist. Niels steht ein Stück entfernt; es ist ihm, als höre er das Klopfen seines Herzens.

Der Hofjägermeister sagt zu dem Zugführer: Wollen Sie nun ein wenig auf meine Tochter aufpassen? Ich kann leider nicht von Hause abkommen. Sie ist erst siebzehn Jahre.

Nein, achtzehn, wenn ich bitten darf, sagt sie.

Der Zugführer sagt mit einer galanten Verbeugung: Ja, wir garantieren

für das gnädige Fräulein, das heißt, durch Fünen. — Nielsens Herz klopft nicht mehr, es hüpft und springt. Sie wird also allein reisen, und zwar durch ganz Fünen, mit ihm!

Niels stürzt davon, er muß an den Billetschalter, um sein Billet zweiter Klasse gegen eins erster umzutauschen.

Es läutet zum erstenmal.

Nichtsdestoweniger — er muß etwas Konfekt oder dergleichen bei sich haben, er stürzt davon — nichts da, nichts da! Die Leute lachen ihn aus, er stürzt weiter!

Geben Sie mir etwas Konfekt, Madam, Bonbons, etwas Feines!

Die Büffettdame steht da und schwatzt; Niels ergreift eine Tüte mit Schokolade, hat kein kleines Geld im Portemonnaie, wirft ein Zweikronenstück hin und läuft, läuft.

Er rennt eine alte Frau und zwei kleine Jungen um; dies rechnet er sich als Verdienst an und läuft.

Es hat gepfiffen, es hat von der Lokomotive her geantwortet; die Wagen haben schon einen Ruck gethan.

Adieu, adieu! winkt sie zum Fenster heraus; sie hat den alten Herrn geküßt, wahrhaftig, sie hat ihn geküßt — der Zug ist langsam in Bewegung — adieu, und grüße Mutter!

Niels stürzt an dem alten Herrn vorbei — trotz seiner wahnsinnigen Eile verbeugt sich Niels tief, und der alte Herr erwidert mit einem kurzen verwunderten Gegengruß.

Erster! ruft er heiser, erste Klasse — die dort!

Es ist zu spät! Damit winkt der Stationsvorstand ihn zurück — aber Niels, ganz desperat, hinauf auf den Tritt des Zugs, der schon gleichmäßig fährt, hinauf auf den nächsten besten Tritt, die Thür auf und hinein.

So! stöhnt er. Die Passagiere lachen und machen ihm Platz.

5

Die dritte Klasse ist es, in die er hineingekommen ist. — Draußen auf der Landstraße am Bahnhof hält ein Herrschaftswagen; er sieht den alten Herrn einsteigen. Er hat einen Kuß von ihr bekommen, denkt Niels und wundert sich, daß dem alten Herrn nicht vor lauter Seligkeit Flügel an den Schultern herausgewachsen sind.

Jetzt erholt er sich ein wenig. Der Zug ist schon in voller Fahrt. Er sucht nach seinem Billet und faßt es mitsamt der Schokolade. Das ist Blutgeld! murmelt er zornig und wirft die Schokolade zum Fenster hinaus. Das Billet ist erster Klasse! Das ist nutzlos! denkt er in demselben Atemzug und wirft es auch hinaus, hinter der Schokolade her.

Ein Schaffner zeigt sich am Fenster. Der Herr, der selbst hineingesprungen ist, ist er hier?

Der bin ich, sagt Niels.

Sie haben für die Geschichte Strafe zu bezahlen, Herr.

Jawohl, antwortet Niels. Wieviel?

Der Schaffner lacht über seine Atemlosigkeit und nennt eine viel zu große Summe.

So viel habe ich nicht bei mir.

Na — dann wird es später abgemacht — vor Gericht.

Vor Gericht?

Darf ich dann um die Fahrkarten der Reisenden bitten? sagt der Schaffner.

Man zieht die Karten heraus; nun erinnert sich Niels, wie desperat er sich mit der seinigen benommen hat.

Ich habe keine, sagt er.

Haben Sie auch keine Fahrkarte? Der Schaffner sieht ihn streng an.

Einer der Passagiere will ihm zu Hilfe kommen und sagt:

Wir andern haben gesehen, daß er ein Billet hatte, aber er warf es zum Fenster hinaus, er war so in der Hitze.

Haben Sie Ihr Billet zum Fenster hinausgeworfen? fragt der Schaffner. Da fangen die Mitreisenden an zu lachen. Das Übermaß des Unglücks hat die Wirkung auf Niels, daß er auch lacht; der Schaffner kratzt sich im Nacken und lacht schließlich auch.

Die jungen Leute sind so sehr hitzig, wiederholt der Passagier, der Niels helfen will.

Ja ja, dann können Sie es mir bezahlen, dann werde ich — — Wo wollen Sie hin?

Niels nennt Strib. Das ist eine neue Dummheit, denn er soll ja ein gutes Stück nach Jütland hinauf. Aber er hat nur eins im Kopf, daß sie durch Fünen fährt. Strib ist die letzte Station auf Fünen, deshalb giebt er Strib an.

Na ja, es wird geordnet werden. — Niels giebt das Geld für das Billet, dazu ein sehr reichliches Trinkgeld und überdies einige Zigarren. Der Schaffner bedankt sich und ist von nun an sein Freund; so oft er am Fenster vorbeikommt, lächelt er ihm gewogen zu.

Niels sieht sich unter seinen Reisekameraden um. Der, der ihm hat helfen wollen, ist ein braves Bäuerlein von Fünen. Außerdem ist eine geschlossene Familie am andern Fenster. Vater, Mutter und zwei erwachsene Töchter. Diese Familie hat einen gewissen bürgerlich vornehmen Zuschnitt, sie bleibt für sich; die Frau nennt den Mann „Grünfeldt"; sie sind beide geborne Grünfeldt, bekommt man zu wissen. Die Töchter heißen Ritta und Aurora. Es giebt sehr wenig rechte Familien außer den Grünfeldts.

Junge Leute sind so sehr hitzig, sagt das Bäuerlein zum drittenmal. Die Familie Grünfeldt betrachtet Niels und taxiert ihn auf eine aristokratische Herkunft.

Die Frau sagt: Man kann eigentlich recht gut dritter Klasse fahren, nicht wahr, Grünfeldt? Die Tante riet uns allerdings ab, aber man kann es auch gut treffen. Ritta, deine Handschuhe!

Mutter, es ist jetzt nobel, ohne Handschuhe zu reisen, wenn man unter sich ist.

Aurora fällt ein: Onkel Joachim fährt auch nie anders als in der Dritten; da vermeidet man diese Handlungsreisenden, sagt Onkel Joachim.

Ja, Joachim ist ein echter Grünfeldt, sagt die Frau.

Aber Niels denkt nur an sie. Jedenfalls ist sie doch in demselben Zug mit ihm.

Die Familie Grünfeldt fängt an belegte Brote auszupacken; die Frau schielt nach Niels hin und sagt:

Grünfeldt, iß. Das kann man recht gut, dann entgeht man diesem Restaurationsessen.

Restaurationen sind eigentlich recht ordinär, sagt Ritta. Und sie essen. Der Bauer zieht eine Schnapsflasche heraus, trinkt, wischt sie mit der Hand ab und bietet sie Niels an:

Junge Leute pflegen durstig zu sein!

Und Frau Grünfeldt bietet ihm huldvollst von den Butterbroten an.

Wenn Sie fürlieb nehmen wollen, ein wenig improvisiert, Fischpudding, er ist aus Hecht gemacht —

Niels ißt und trinkt und ist gut Freund mit den Grünfeldts und mit dem Bäuerlein.

In Odense steigt die Familie Grünfeldt aus; sie wird von einem ganzen Clan andrer Grünfeldts mit verwandtschaftlicher Freude empfangen.

An ihrer Stelle füllt sich das Coupé mit Soldaten. Es ist ein ganzes kleines Kommando Rekruten auf Übung, und es ist auch ein Sergeant dabei. Die Sol-

daten ſehen geſund, aber marſchmüde aus. Sie machen großen Lärm beim Einſteigen, ſtoßen die Gewehre auf den Boden, werfen die Torniſter auf die Wandbretter und reden füniſch und jütländiſch durcheinander. Dann tritt Ruhe ein, einige duſeln, die Köpfe auf die Schultern der andern gelegt, andre putzen ein wenig an ihren Säbeln oder Gewehren. Das Coupé riecht allmählich nach Pulver und Schweiß und Eſſen.

Nielſens Nachbar beginnt mit leiſer Stimme eine Geſchichte zu erzählen; die Geſchichte iſt ſchlüpfrig, die Kameraden lachen, aber leiſe und ſchläfrig. Der Erzähler macht es ſchlimmer und ſchlimmer. Der Sergeant ſitzt ruhig da und hört zu oder hört auch nicht zu, er verhält ſich ganz gleichgiltig dabei; es iſt ein hübſcher, ſchlankgebauter Menſch, die Uniform ſitzt ſtramm und flott, das Geſicht iſt froh, ein richtiges Soldatengeſicht.

Aber Niels wird immer zorniger, je länger er zuhört, denn er denkt daran, daß ſolche Worte in demſelben Zuge laut werden, der das Glück hat, ſie zu fahren. Schließlich ſagt er zu dem Erzähler:

Um Vergebung, aber wollen Sie nicht lieber mit dieſer Geſchichte aufhören?

Der Sergeant ſieht Niels mit großen Augen an; der Erzähler antwortet mit einem gemeinen Schimpfwort, die Kameraden grinſen und ſtoßen die Gewehrkolben auf den Boden.

Niels richtet ſich auf, er ſieht gefährlich aus, packt den Kerl bei Schulter und Bruſt und ſchüttelt ihn mit großer Kraft, die Mütze fällt auf den Boden, und das Gewehr hinterdrein.

Wollen Sie nun das Maul halten!

Ein paar ſpringen auf und packen Niels. Aber der Sergeant ſteht hochaufgerichtet da und kommandiert:

Ruhe! Auf den Platz! — Der Herr hat Recht; Siebenunddreißig, Sie ſind ein Schwein, halten Sie das Maul!

Nun wird es ſtumm und ſtill; der Sergeant hat ſich wieder geſetzt; er ſpricht mit ruhiger Stimme zu ihnen: Was ſoll das heißen? Es ſoll anſtändig zugehn, das iſt doch keine Art an einem fremden Ort, pfui!

So ſind die jungen Leute, ſagt das Bäuerlein beſänftigend.

Niels will dem Sergeanten eine Zigarre anbieten, aber dieſer ſagt: Nein, ich danke! und ſieht kalt vor ſich hin.

Meinen Sie, ich hätte unrichtig gehandelt? ſagt Niels zu ihm.

Ich will Ihnen etwas ſagen, Herr, beginnt der Sergeant — ſein Betragen zeigt die nette Gewandtheit, die bei däniſchen Unteroffizieren ſo häufig iſt. Ich will Ihnen etwas ſagen: Sie kennen die Soldaten nicht. Die Soldaten ſagen manches, was ſie nicht ſo meinen. Und was wollen wir auch thun, wenn wir ſolche langen, ſtrammen Märſche machen, und uns der Schweiß herunterläuft? Da fährt es einem heraus, und man denkt nichts dabei, man will ſich nur ein wenig vergnügen. — Nichtsdeſtoweniger, es ſoll anſtändig zugehn, da habe ich nichts dagegen.

Niels wendet ſich dem ſchuldigen Erzähler zu und findet nun, daß ſein Geſicht nett und gutmütig iſt. Ja, es war nicht ſo bös gemeint, ſagt Niels und verteilt den Inhalt ſeiner Zigarrentaſche unter alle zuſammen. Der Sergeant allein will keine Zigarre annehmen, aber Niels unterhält ſich recht gut mit ihm und mit allen andern.

In Middelfart ſteigen die Soldaten aus; ſie ordnen ſich in Reih und Glied auf dem Bahnſteig. Als der Zug abfährt, wendet ſich der Sergeant zu Niels ans Coupéfenſter und ſalutiert ſtramm.

## 6

Auf der Fähre über den Kleinen Belt iſt ſie auch! Er ſieht ſie. Er grüßt. Und ſie grüßt wieder!

Ja, er hat es gewagt, er hat ſie gegrüßt. Er hat es in der Verwirrung

gethan; das ist schlimm, das ist schlimm, er hat kein Recht dazu; er ist ihr ja gar nicht vorgestellt worden, allerhöchstens hat sie ihn an jenem Tag in der Gemäldesammlung oder jetzt auf der Reise gesehen. Wie unerzogen von ihm, ach, wie er es bereut!

Nein nein nein, er bereut es nicht; er ist glücklich darüber; sie hat ja wieder gegrüßt! An diesen Gruß will er Tag und Nacht denken, an das leichte verwunderte Lächeln, das ganz — ganz — kleine Lächeln, als sie den Kopf kaum merklich neigte. Nein, wie entzückend sie doch ist! Ja an den Augenblick wird er immer denken, von dem wird er zehren, von dem wird er träumen — er wird hoffen — sich sehnen —

Hoffen? Was kann er hoffen? Grüßte sie nicht doch recht fremd und kalt? Ja, aber wie hätte sie denn sonst grüßen sollen? Wurde sie nicht ein wenig rot im Gesicht? Ja, aber war denn das ein Wunder, wenn er so aufdringlich war? Was mußte sie von seinem Vorwitz denken? Sie wußten ja nicht einmal voneinander, wie sie hießen!

Dann grübelt er über ihren Gruß nach, und wie sie dabei ausgesehen hat, und ist glücklich. Dann denkt er an seinen Vorwitz und ist höchst unglücklich; ja das sieht er deutlich, das schlimmste, was er thun könnte, wäre, ihr nun überdies auch noch seine Gesellschaft im Coupé aufzudrängen — nein, er muß sich ganz fern halten, in der dritten Klasse bleiben —

Plötzlich fällt ihm ein, daß er ja durch seine Dummheit von vorhin gar kein Billet mehr hat. In Fredericia geht er deshalb an den Billetschalter; er geht langsam und traurig, ja er will dritte Klasse nehmen und seine verhaßte Person für ewig aus ihrer Nähe verbannen.

Aber was ist das für ein Zauber, der ihn am Billetschalter zwingt, trotzdem erste Klasse zu nehmen? — dann späht er an allen Wagen hin, späht verstohlen, mit einem Falkenblick —

Aber sie ist nicht im Zug!

Auch nicht draußen am Zug.

Sie wollte natürlich nicht weiter als bis Fredericia!

Ja, so wars. Getrennt. Getrennt. Für ewig. Vorbei!

Er steigt also ein, er ist allein im Coupé, und in einsamer erster Klassenmajestät rollt er davon, nach Norden. Er hat noch nie in einem Coupé erster Klasse gesessen, und nun — wie traurig!

Die Dächer von Fredericia gleiten am Fenster vorbei. Er fühlt sich alt; seine Jugend läßt er in Fredericia zurück! Da ist nun sein vergangnes Leben, ein Traum, eine Erinnerung. Er wird gerührt über seine traurige Zukunft, er winkt der kleinen Stadt einen düstern Abschiedsgruß zu, wo er sein Herz gelassen hat. Denn das Tote, das in seiner linken Seite sitzt, ist kein Herz mehr. Leb wohl, du liebe Stadt!

In düsterer und einsamer Majestät sitzt er in seiner ersten Klasse.

Wie traurig und grau das Wetter ist, denkt er, und die Welt im ganzen genommen so häßlich und fad! Er fährt über die bewaldeten Hügel von Vejle, die vom Sonnenlicht überflutet daliegen, er biegt um den glänzenden Fjord, der die Bilder der Küste in seinem Spiegel auffängt, ja, es ist häßlich, in der Welt zu leben.

Von einer der Landstädte zweigt eine Seitenlinie ab; diese muß er nehmen.

Und dann ist er an der Rödstener Station.

Sonst jubelte es immer in seinem Herzen, wenn er erst da war.

* * *

Er hält den Gepäckschein in der Hand, um seinen Koffer in Empfang zu nehmen. In dem öden Wartesaal geht eine Frau rasch an ihm vorüber; sie trägt einen ärmlichen Handkoffer, geht durch den Wartesaal und schlägt dann die Land-

straße nach links ein. Niels betrachtet sie zerstreut, und zwar mit einer unbehaglichen Erinnerung — was war es doch? — Ach ja, denkt er, auf der Kleine-Belt-Fähre, als er sich ihr wirklich einmal hatte nähern wollen, da war es gewesen, daß die Dame mit ihrem Handkoffer dazwischen getreten war; es war recht ärgerlich gewesen — aber warum stehe ich da und denke an das?

Er geht hinaus, der Charabanc von Rödsten hält draußen. Wie kommt denn das? Sie können ihn doch nicht jetzt mit diesem späten Nachmittagszug erwartet haben; er pflegte doch sonst immer mit dem vorhergehenden anzukommen.

Der Kutscher Per grüßt mit der Peitsche und sagt einigermaßen verwundert: Sind Sie auch da, Herr Glambäk? Ja, es ist ja auch für Sie noch Platz genug da — aber das Fräulein, ist nicht ein Fräulein mitgekommen?

Fräulein mitgekommen? fragt Niels und legt seinen Koffer in den Wagen, aber da kommt plötzlich Leben in Per. Halten Sie die Pferde! ruft er, fliegt wie der Wind vom Bock herunter und nähert sich, die Mütze in der Hand, jemand, der hinter Niels zum Vorschein gekommen sein muß; dieser wendet sich um und —

Himmel! Meere und Erde und aller Geschöpfe Gewimmel! — nur Shakespearische Sprache kann hier genügen —

Da steht sie! Sie selbst!

Weißglühendes Eisen anrühren, soll, wie es heißt, dasselbe Gefühl erzeugen, wie wenn man Eis anfaßt. Als Macbeth Bancos Geist sah, hatte er sicher nicht anders ausgesehen als Niels jetzt, wo er die freudigste Überraschung seines Lebens empfand.

Per kehrt mit den Koffern des Fräuleins zurück; er sagt:

Ich habe für Exzellenz noch etwas zu besorgen, die jungen Herrschaften spazieren vielleicht derweilen ein wenig voraus?

Das sagt Per; denn wenn er auch sehr gut weiß, was sich der Herrschaft gegenüber gehört, diese beiden sind doch noch so grausam jung!

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Die Aussichten in China.** Aus Schanghai. Der chinesische Hof ist nach Peking zurückgekehrt, die Gesandten sind vom Kaiser empfangen worden, und die Kaiserin-Witwe hat mit den Frauen und Kindern der verschiednen Gesandtschaften schön gethan. Sie scheint sich dabei große Mühe gegeben zu haben, es vergessen zu machen, daß sie vor anderthalb Jahren keinen Finger gerührt hat, das Leben der Frauen und Kinder aus denselben Gesandtschaften zu retten. Was wir in China doch nicht alles erleben! Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß die Kaiserin-Witwe am wenigsten für die völkerrechtswidrigen Vorgänge des Sommers 1900 verantwortlich war. Mochte die Boxerbewegung auch einigen hohen Mandarinen über den Kopf wachsen und sie dazu zwingen, manches zu thun, was sie selbst für verkehrt hielten: die energische alte Dame auf dem Drachenthrone hat trotzdem das Heft immer in der Hand behalten, daran ist nicht zu zweifeln. Ernstlich ist ihre Schuld auch niemals bestritten worden.

Wer vor einem Jahre die letzten Vorgänge in Peking hätte voraussagen wollen, den hätte man für nicht ganz bei Sinnen erklärt. Der Aufschrei der hiesigen englischen Presse über das Geschehene ist deshalb ziemlich gerechtfertigt. Schwerlich wird man in aller Geschichte eine Parallele dazu finden, daß eine Herrscherin, die sich absichtlich außerhalb des Völkerrechts gestellt hat, so bald nachher wieder von denselben Völkern, denen sie ins Gesicht geschlagen hat, behandelt wird, als ob nichts besondres vorgefallen sei. Gleichwohl muß man die Entrüstung der Engländer

mit Vorsicht aufnehmen, denn sie ist nicht ganz so lauter, wie es auf den ersten Blick scheint. Die Kaiserin-Witwe wie der verstorbne Li Hung-tschang sind nämlich in den letzten Jahren ziemlich ins russische Fahrwasser geraten, und daraus erklärt sich zum guten Teil der englische Kummer.

Aber wenn wir nun versuchen, die Lage unbefangen und ohne politische Voreingenommenheit zu betrachten, so werden wir kaum zu einem befriedigendern Ergebnis gelangen als die Engländer. Die Gesandtschaften scheinen ihr Vorgehn vor allem mit der Annahme rechtfertigen zu wollen, die Kaiserin-Witwe habe ihren Fehler eingesehen und werde sich nun bessern. Woher wissen sie denn das? Die gebildeten chinesischen Kreise in der Hauptstadt sind jedenfalls ganz andrer Ansicht. Wenn nicht alles, was man darüber lesen und hören kann, erlogen oder falsch dargestellt ist — und das läßt sich nicht annehmen —, so hält man in diesen Kreisen die Thränen der Kaiserin-Witwe nicht für Reue-, sondern für Krokodilsthränen, die hauptsächlich aus der Betrübnis über das Mißlingen ihrer Pläne stammen. Wie sollte es auch anders sein! Eine Frau von beinahe siebzig Jahren wird doch nicht im Handumdrehen ihre Auffassung über die Stellung, die sie zu den Fremden einnehmen soll, ändern. Ihre Verteidiger sagen, sie sei schlecht beraten gewesen. Das mag schon richtig sein, aber sie ist doch von nicht geringer Willenskraft und läßt sich sonst nicht leicht beeinflussen. Wenn sie sich also von andrer und besser unterrichteter Seite hätte Rat holen wollen, so würde sie niemand daran zu hindern gewagt haben. Es muß also doch wohl so liegen, daß sie den bessern Rat verschmähte, weil ihre Neigungen sie auf die andre Seite zogen. Fürs erste hat sie freilich eine Lektion bekommen, und sie wird sich deshalb zunächst in acht nehmen. Aber es giebt keinerlei Bürgschaft dafür, daß sie nicht über kurz oder lang eine ähnliche Rolle zu spielen versucht, wie vor zwei Jahren.

Die Zukunft ist also durchaus unsicher, und dies umso mehr, als sich der Kaiser Kuangsü noch immer nicht auf eigne Füße gestellt hat. Freilich ist dies nicht ganz leicht für ihn, da er in einer recht schwierigen Lage ist. Wie nämlich neuerdings behauptet wird, ist er gar nicht rechtmäßiger Herrscher. Als sein Vorgänger Tungtschi, der Sohn der jetzigen Kaiserin-Witwe, im Jahr 1875 starb, da hätte nach altem Herkommen eigentlich ein Mitglied einer jüngern Generation auf den Thron kommen sollen. Diese Sitte hängt mit der chinesischen Ahnenverehrung zusammen, die unbedingt fordert, daß Söhne oder an Sohnesstatt angenommene Kinder vor den Ahnentafeln und an den Gräbern ihrer Eltern Opfer verrichten müssen, wenn die Seelen der Verstorbnen zur Ruhe kommen sollen. Stirbt nun ein Kaiser kinderlos, wie es bei Tungtschi der Fall war, und folgt ihm ein Mitglied einer jüngern Generation, etwa ein Neffe, so wird das als eine posthume Adoption angesehen. In einem solchen Fall kann also der neue Herrscher die Totenopfer für seinen Vorgänger ohne weiteres verrichten. Nun ist Kuangsü aber der Schwestersohn der Kaiserin-Witwe, also der Vetter des vorigen Kaisers. Unter diesen Umständen ist es alles mögliche, daß seine Tante seine Ernennung überhaupt durchsetzen konnte. Es ist jedenfalls ein Beweis für die große Willensstärke, die sie schon damals gehabt haben muß, und die ihr seitdem immer eigen gewesen ist. Denn der Widerstand gegen eine so unerhörte Abweichung von der Regel war am Pekinger Hof begreiflicherweise sehr groß. Einer der Zensoren nahm sich sogar das Leben, als es ihm nicht gelang, die unbeugsame Kaiserin-Witwe von ihrem Vorsatz abzubringen. Diese ließ sich jedoch wenigstens dazu herbei, mit den übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses einen Vertrag aufzusetzen, der noch immer zu Recht bestehn soll, wonach ein Sohn von Kuangsü bei seiner Geburt sofort zum Kaiser und zwar zum Nachfolger von Tungtschi und nicht von Kuangsü ausgerufen werden soll. Wenn diese Angaben auf Wahrheit beruhen — und die innere Wahrscheinlichkeit spricht für ihre Richtigkeit —, so wäre danach die ganze Regierungszeit des jetzigen Kaisers nichts weiter als ein Interregnum. Natürlich hat das die Kaiserin-Witwe nicht in dem vollen Umfang beabsichtigt. Sie wollte gern den Thron für einen ihrer nächsten Verwandten bewahren, aber sie hoffte zugleich, das von ihr durchgesetzte Inter-

regnum werde nur bis zu der Zeit währen, wo Kuangsü erwachsen sei und heiraten könne. Das waren etwa anderthalb Jahrzehnte. Nun ist aber seitdem noch ein weiteres Jahrzehnt vergangen, ohne daß dem Kaiser ein Sohn geboren wäre. Diese Kinderlosigkeit ihres Neffen ist ein böser Streich, den das Schicksal der alten Dame spielt. Denn es giebt viele Chinesen, die glauben, alles Unglück, das das Reich der Mitte in der letzten Zeit betroffen habe, sei lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß die Seele des Kaisers Tungtschi ruhelos im Reiche der Schatten umherirren müsse, weil kein richtiger Nachfolger da sei, der ihr die nötigen Opfer bringe. Es heißt deshalb jetzt, Prinz Tschun, der jüngere Bruder von Kuangsü, solle möglichst bald heiraten, und wenn ihm dann ein Sohn geboren werde, so wolle man diesen zum Kaiser und zum Nachfolger von Tungtschi erklären.

Bei der Unsicherheit, wie sich die Dinge am Pekinger Hof in Zukunft gestalten mögen, ist es fortdauernd von großer Wichtigkeit, die deutschen Interessen in China fest im Auge zu behalten. Die erfreuliche Steigerung von Macht und Ansehen, die wir in den letzten Jahren hier erlangt haben, wird hoffentlich noch lange andauern. Vor allem muß es mit Genugthuung erfüllen, daß endlich die außerordentlich große wirtschaftliche Bedeutung des Yangtsethals anerkannt worden ist. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon seit Jahren hierauf hingewiesen. Mittelchina ist der wirtschaftliche Schwerpunkt des gewaltigen Reichs und sehr viel leistungsfähiger als Nord- und Südchina zusammengenommen. Dies läßt sich aus der Statistik des Seezollamts zahlenmäßig beweisen. Deshalb mußte die frühere gänzliche Abwesenheit unsrer Flagge bei der Dampfschiffahrt auf dem Yangtsekiang für jeden guten Deutschen bedauerlich sein. Dem ist vor einiger Zeit abgeholfen worden. Vorläufig scheinen zwar die deutschen Yangtsedampfer noch mit Verlust arbeiten zu müssen. Die Engländer, besonders die Times, haben es sich nicht entgehn lassen, dies höhnisch und hämisch hervorzuheben. Als ob man bei solchen Unternehmungen sofort auf Erfolg rechnen könnte! So leistungsfähige Gesellschaften wie der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, die die Fahrten auf dem Yangtse gemeinsam betreiben, werden es sich schon gleich gesagt haben, daß die ersten Jahre vermutlich keinen Gewinn bringen würden. Einsichtige und unbefangne Engländer müssen auch zugeben, die deutschen Yangtsedampfer seien kein waghalsiges, sondern vielmehr ein weitaussehendes Unternehmen. Die Times weiß auch natürlich ganz gut, daß es bei zahllosen englischen Unternehmungen ähnlich gewesen ist, und gerade darum ist ihr Benehmen so häßlich und neidisch. Etwas begreiflich ist ein solcher Neid allerdings. Als der Norddeutsche Lloyd seine Fahrten nach Ostasien anfing, wollten sich erst auch keine rechten Erfolge zeigen. Und heute? Giebt es beliebtere Schiffe, als die vier Prachtdampfer der Klasse des König Albert? Wo bleiben dagegen die Dampfer der alten Peninsular and Oriental-Gesellschaft, trotz ihrer etwas größern durchschnittlichen Schnelligkeit?

Bei dem mehr und mehr wachsenden deutschen Einfluß in China wird unser hiesiger Konsulatsdienst eine immer größere Wichtigkeit erlangen, und zwar hauptsächlich darum, weil den im Reich der Mitte wirkenden Konsuln auch die Gerichtsbarkeit über ihre Staatsangehörigen zusteht. Dieser Zustand wird sich auf absehbare Zeit nicht ändern. Nun fragt es sich: Ist es erwünscht, daß die Konsuln die chinesische Sprache erlernen, oder sollen sie sich mit Dolmetschern behelfen? Das ist ein vielumstrittener Punkt. Herr von Brandt, unser früherer Gesandter in Peking, hat wiederholt die Nachahmung des englischen Beispiels befürwortet. Er sagt, die deutsche Regierung habe unter den Dolmetschern in China genügend brauchbares „Material“ für ihre Konsuln. (Weshalb kann man nicht, nebenbei bemerkt, für das aus der Militärsprache stammende, dort an „Kanonenfutter“ erinnernde und auch auf andern Gebieten immer mehr aufkommende „Material“ in solchen Fällen lieber „Personal“ sagen?) Nun, die Sache hat ihre zwei Seiten. Die Engländer lassen ganz junge Leute als Dolmetschereleven nach Peking kommen, wo sie erst tüchtig chinesisch lernen müssen, ehe man sie an die Konsulate in den Vertragshäfen schickt. Dort haben sie dann die volle Anwartschaft, über kurz oder lang

Konsuln zu werden. Da sie auch die Gerichtsbarkeit ausüben, so müssen sie sich die unerläßlichsten juristischen Kenntnisse durch Selbststudium aneignen, so gut oder so schlecht es eben geht. Gewöhnlich suchen sie ein bischen nachzuhelfen, wenn sie ihren ersten Urlaub in der Heimat verleben. Nach deutschen Begriffen ist es freilich auch in den besten Fällen mit der Jurisprudenz dieser Beamten nicht weit her. Aber das macht trotzdem nicht sehr viel aus, da auf den kleinern Konsulaten fast immer nur unwichtige Sachen verhandelt werden oder solche, für die es genug Präzedenzfälle giebt. Mit gesundem Menschenverstand, der dem Engländer meistens zu Gebote steht, kann man da schon weit kommen. In wichtigen Fällen kann immer eine Berufung an den obersten Richter in Schanghai, der ein ordentlicher Jurist ist, eingelegt werden.

Die den deutschen Konsulaten zugeteilten Dolmetschereleven, die meistens Philologen sind, hatten bis jetzt nur recht geringe Aussicht, es einmal zum Konsul zu bringen. Dazu waren die Anforderungen an juristischen Kenntnissen, die an sie gestellt wurden, zu hoch. Jetzt will man auch einen deutschen obersten Richter für China ernennen. Dessen Sitz sollte nach dem fast einstimmigen Wunsch der Deutschen in China wenigstens vorläufig in Schanghai sein und nicht in Tsingtau, weil in Schanghai viel leichter erfahrene kaufmännische Beisitzer zu finden sind als in Tsingtau. Ist ein solcher Richter erst angestellt, und brauchen Berufungen nicht, wie bisher, immer den weiten Weg an das Reichsgericht in Leipzig zu machen, dann wird man die Ansprüche an die juristischen Kenntnisse der Konsuln wohl einigermaßen ermäßigen können. Damit wird dann der Hauptgrund beseitigt sein, der es bisher meistens verbot, die Dolmetscher zu Konsuln aufrücken zu lassen. Hierdurch wird man ohne Zweifel viel Unzufriedenheit aus der Welt schaffen. Denn ein Vergnügen war es gewiß nicht für einen Dolmetscher, der jahrelang seine Pflicht gethan und sich eine gute Kenntnis von Land und Leuten erworben hatte, nicht selten unter viel jüngern Beamten stehn zu müssen, die mitunter nicht einmal ordentlich Englisch konnten, von Chinesisch ganz zu schweigen, bloß weil diese zu der herrschenden Kaste der Assessoren gehörten. Aber völlig werden sich die Schwierigkeiten auf diesem Gebiet wohl auf keine Weise beseitigen lassen, da sie in der Doppelnatur oder, wenn man will, in der dreifachen Natur eines hiesigen Konsuls begründet sind. Denn als Erlerner der nicht leichten chinesischen Sprache ist er am besten Philolog, als Richter muß er Jurist sein, und als Konsul erwartet man von ihm, daß er ein Mann von Welt sei, der mit den verschiedenartigsten Menschen umzugehn wissen soll. Männer, die allen diesen Anforderungen in gleich guter Weise gerecht werden, sind aber gewiß nicht leicht zu finden. Auch bei den Engländern, wo der chinesische Konsulatsdienst ungefähr so eingerichtet ist, wie es von den deutschen Dolmetschern erstrebt wird, giebt es nicht allzu viel Konsuln, die allgemein gelobt werden. Man kann hier oft genug von Engländern hören, mancher ihrer Konsuln tauge besser zum Professor, weil er sich allzu tief in das Studium des Chinesischen versenkt habe. Für deutsche Konsuln in den kleinen Vertragshäfen, wo sie gewöhnlich wenig ihnen zusagenden Verkehr bekommen können, wird die Gefahr, sich ganz in ihre Bücher zu vergraben, noch größer sein als für die englischen, die überall in China weit mehr Landsleute vorfinden.

Schließlich noch ein kleiner Stoßseufzer. Soll denn die schreckliche Schreibweise „Kiautschou“ wirklich beibehalten werden? Wir Deutschen sind und bleiben doch die rechten Pedanten. Erst nehmen wir einen vernünftigen Anlauf und schreiben kurzerhand „Kiautschau,“ was jedermann mundgerecht ist. Dann kommen aber offenbar die Gelehrten darüber her und stellen der zuständigen Behörde in Berlin vor, das sei eine ganz unwissenschaftliche Schreibart, und diese chinesische Endung werde seit langer Zeit auf guten Karten ou gedruckt. Dies verhält sich allerdings so, aber es ist doch wohl ein billiges Verlangen, den Namen einer deutschen Erwerbung, dessen Aussprache jedermann in Deutschland geläufig werden soll, mit einem deutschen und nicht mit einem englischen Doppellaut zu schreiben. Als ich vor nicht langer Zeit in der Heimat war, wurde ich immer wieder gefragt, wie man

das unglückliche Wort eigentlich aussprechen sollte. Die Leute meinten, ich müßte es doch wissen, da ich aus China käme. Du lieber Himmel, ich wußte es auch nicht.

Vom englischen Arbeiter. Der treffliche Schilderer englischer Zustände, der Schwede Gustav F. Steffen, giebt jetzt, wie an dieser Stelle vor einem Jahre gemeldet wurde, Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter mit besondrer Berücksichtigung der Veränderungen ihrer Lebenshaltungen heraus (Stuttgart, Hobbing und Büchle, 1901). Die mir vorliegenden beiden Teile des ersten Bandes, der zweite und der dritte, enthalten die im ersten Teil angekündigte Kritik der sechsbändigen History of agriculture and prices in England von Thorold Rogers. Steffen urteilt: „Rogers war kein großer nationalökonomischer Theoretiker und auch kein sehr feinsinniger Geschichtschreiber, als Sammler von Quellenzeugnissen verdient er jedoch alle Achtung und die gewissenhafte Aufmerksamkeit jedes Wirtschaftshistorikers, der sich auf seinem Gebiete bewegt.“ Seine Schlüsse seien oft formell anfechtbar, schienen aber trotzdem meistens zu materiell richtigen Ergebnissen zu führen; mangelhafte Kritiken ließen die Lücken seiner Forschungen viel größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit seien. Die 88000 Urkunden, die er benutzt habe, würden von berufnen Historikern noch einmal durchgeprüft werden müssen. Für das Kapitel „Aus der Geschichte der englischen Arbeit“ in dem Buche „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ habe ich nicht das Quellenwerk benutzt, sondern das zweibändige Six Centuries of Work and Wages in England, das die statistischen Ergebnisse zu einer zusammenhängenden Darstellung verarbeitet. Steffen findet, daß der Schwarze Tod die außerordentliche Hebung des Arbeiterstandes in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und die Umbildung des Wirtschaftsorganismus nur beschleunigt, nicht ausschließlich verursacht habe, daß der Abstand zwischen der guten Lage der Arbeiter im vierzehnten Jahrhundert und ihrer Not im sechzehnten nicht ganz so grell sei, wie ihn Rogers darstellt, daß der Freibauernstand in England niemals so zahlreich gewesen sei, wie gewöhnlich angenommen wird, weshalb auch seine Vernichtung nicht von entscheidender Bedeutung für das englische Volksleben gewesen sein könne (wenig kommt darauf an, ob die Inhaber der seit dem sechzehnten Jahrhundert verschwindenden bäuerlichen Wirtschaften Yeomen im strengen Sinne des Worts oder Pächter gewesen sind), und er hält die Bevölkerungszahlen, die Rogers angiebt, für zu klein. „Die Bevölkerung Englands mag 1086 (wo das Doomesday Book vollendet wurde) 2 bis $2^1/_2$ Millionen, 1348 (vor dem Schwarzen Tode) ungefähr $3^1/_2$ bis 4 Millionen und 1349 (nach dem Schwarzen Tode) ungefähr $2^1/_2$ Millionen betragen haben. Im Jahre 1688 betrug sie nach King etwa $5^1/_2$ Millionen.“ Aber in allem wesentlichen bestätigt Steffen die Darstellung Rogers, von der ich einen Auszug gegeben habe. Dem Bemühen, den Dingen auf den Grund zu kommen, stellen sich allerdings fast unübersteigliche Hindernisse entgegen, denn, wie Steffen richtig bemerkt, die Beobachtung der lebendigen Wirklichkeit läßt sich durch nichts ersetzen, und ganze Wagenladungen von Urkunden enthalten von dem, was der Historiker hauptsächlich wissen will oder wenigstens wissen wollen soll, meistens so gut wie nichts.

Steffen sucht den Zahlen unter anderm durch die Schilderungen der Dichter Langland und Chaucer Leben einzuhauchen. Ich habe oft hervorgehoben, daß der Reichtum im Mittelalter weniger als heute geeignet war, Neid und Haß zu erregen, weil er nicht so groß war wie heute, weil er fast ausschließlich in Grundbesitz und sein Ertrag in Naturalien bestand, die von niemand als von des Herrn Knechten und Bauern, also von den Armen, aufgegessen und verbraucht werden konnten, und weil die Reichsten unter dem gänzlichen Mangel alles Komforts nicht weniger litten als die Ärmsten. Der einzige Unterschied war, meint Steffen, daß sich die Reichen einen rohen Luxus erlauben konnten, der zur Behaglichkeit wenig beitrug, und daß sie in Hungersnöten die letzten waren, die umkamen. Aber auch dieser Unterschied genügte schon, Unzufriedenheit zu erregen und aufrührerische Gesinnung zu erzeugen. Wenn der Arbeiter, sagt Langland, nicht hohen Lohn erhält, verwünscht er sein

Schicksal, das ihn zum Arbeiter bestimmt hat; er verflucht den König und seine Ratgeber, die Gesetze machen, den Arbeiter zu bedrücken. Das ganze Jahrhundert Wicliffs und der Lollarden war voller Rebellion und kommunistischer Träume. Steffen hebt hervor, daß der Klassenhaß in England nie so giftig gewesen sei wie in Frankreich und Deutschland. Ein Grund davon ist bekanntlich die eigentümliche Verfassung und Rechtspflege des Inselstaats. Fürs Mittelalter kommt hinzu, daß die englischen Bauern niemals das Elend kennen lernten, worin die französischen bis zur Revolution geschmachtet haben. Was aber die (von Steffen noch nicht dargestellte) schlimmste Zeit der englischen Arbeiter betrifft, die von 1780 bis 1820, so kann man es nur aus ihrer Roheit und Unwissenheit erklären, daß sie von fanatischem und unversöhnlichem Haß gegen alles, was einen ganzen Rock hat, freigeblieben sind.

Langland stellt in seinem Peter, dem Pflüger, der für alle säet und schwitzt, den Bauern als den einzigen nützlichen, produktiven und pflichtgetreuen Menschen hin; die Ritter, die Priester, die Juristen und die Beamten sind ihm nichts als Schmarotzer. Aber als ein Tugendmuster erscheint bei ihm auch der durchschnittliche Bauer nicht. Zwischen zwei Hungersnöten hat er an allen guten Dingen Überfluß und schwelgt darin, der vergangnen Not vergessend und ohne Vorsorge für die Zukunft. Paßt ihm die Arbeit nicht, oder hat er alles verpraßt, so gesellt er sich den heulenden Bettlern und landstreichenden Gaunern zu. Nur der Hunger sei imstande, dieses wüste Volk zu bändigen, und der Dichter scheint es zu bedauern, daß Gott nicht öfter diese Zuchtrute schwinge. Wenn diese Schilderung zutrifft — es fehlt bekanntlich nicht an mittelalterlichen Schilderungen des deutschen Bauernlebens, die damit übereinstimmen —, so hat das englische Volk im Mittelalter ungefähr den Charakter gehabt, den wir heute für slawisch halten, und den der Polack zeigt, wo ihn nicht der Preuße in die Kur nimmt. Das wäre ein Beweis dafür, daß die Nationalcharaktere, wenigstens bei den Völkern, in die sich die weiße Rasse gespalten hat, nichts ursprüngliches, sondern ein Produkt von wirtschaftlichen und geographischen Verhältnissen sind. Allerdings darf man, wie Steffen mahnt, solchen Schilderungen nicht unbedingt trauen, da die Schilderer fast immer parteiisch und zu ungerechten Verallgemeinerungen geneigt sind. Langland war ein verbitterter armer Teufel und haßte die Vornehmen. Männer vornehmen Standes dann haben, wenn sie die Üppigkeit der Bauern, die Genußsucht, Faulheit und Unverschämtheit der Arbeiter schilderten, noch dicker aufgetragen als Langland. Doch erlauben schon die Luxusgesetze des vierzehnten Jahrhunderts keinen Zweifel an dem Wohlstand und der Üppigkeit der Bauern, und daß der gemeine Engländer in allen Jahrhunderten so viel und so gut gegessen hat, wie es ihm seine Mittel erlaubten, darin stimmen alle Zeugen überein.

Wenn man bei Steffen wieder einmal liest, wie vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an die Wolle, also eigentlich das Schaf, das Wirtschaftsleben und dadurch den ganzen englischen Gesellschaftskörper umgebaut hat, und daran denkt, wie im neunzehnten King Cotton und König Dampf von England aus dieselbe großartige Leistung für die ganze Welt vollbracht haben, so wundert man sich nicht mehr darüber, daß zwei in England lebende Deutsche den Versuch unternommen haben, aus den Arbeitformen und Arbeiterverhältnissen den Verlauf der Weltgeschichte zu erklären; hätte es niemand versucht, so wäre das weit verwunderlicher. Bei der Einheitlichkeit des englischen Volkslebens mußte es sehr bald dahin kommen, daß der Staat nur noch als die Organisation der Produktionsleiter erschien. Ein Stück aus Steffens Bericht darüber lasse ich abgekürzt folgen. „Der auswärtige Handel Englands war während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts ein unzerreißbares Bindeglied zwischen Landwirtschaft und Industrie, die Landwirtschaft wurde durch ihn veranlaßt, sich den Bedürfnissen der Industrie anzupassen, und brachte es zur Blüte einer Unternehmerschaft, die mit dem Typus des weitblickenden Kaufmanns vieles gemein hatte. Der wagende, organisierende, spekulierende, möglichst im großen arbeitende Unternehmer im Stile der damaligen Überseekaufleute Englands

(the merchants adventurers) wurde unter den gegebnen Verhältnissen die einzige Art von landwirtschaftlichem und gewerblichem Betriebsleiter, der eine Zukunft hatte. Es entstand also in England nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Klasse großer, mittelbar oder unmittelbar für die Weltwirtschaft arbeitender Unternehmer, sowohl in der Landwirtschaft und im Gewerbe als im Binnen- und Ausfuhrhandel. Diese Unternehmer hatten in der Hauptsache gemeinsame Interessen und ähnlichen wirtschaftlichen Charakter. Sie hatten unter den eignen Landsleuten keine ernstlichen Mitbewerber um die wirtschaftliche Macht, denn die wirtschaftlich mächtigsten Stände des Mittelalters, der Feudaladel und die Geistlichkeit, waren oder wurden zu Grunde gerichtet. Der Kampf der englischen Überseekaufleute um die Seeherrschaft fand in der Politik der Regenten und des Parlaments [das ja weiter nichts war als ein Unternehmerausschuß] die kräftigste Unterstützung. Dieses Zusammenwirken der Gesetzgebung und der führenden Interessenrepräsentanten ist schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts bemerkbar. Die englische Staatsmacht hört von da ab nicht auf zu ermitteln, wie sie die wichtigsten Erwerbszweige in ihrem Bestreben, Geld vom Ausländer zu verdienen, unterstützen, und wie sie möglichst viel von diesem verdienten Gelde sich selber zuführen könne. Die Maßregeln wechseln, die Grundidee bleibt unverändert.“ Und auch dem Arbeiterstande gegenüber sind Regierung und Unternehmertum ein Herz und eine Seele, wie Steffen in Übereinstimmung mit Rogers nachweist: nach einer Periode der Freiheit lebt die Hörigkeit wieder auf in der Form, daß die Arbeiter Hörige des Staates sind, der sie zwingt, für die Unternehmer unter den von diesen beliebten Bedingungen zu arbeiten. Daß ohne Zwang die Umbildung des mittelalterlichen Englands in das moderne und ohne diese Umbildung die Ernährung der heutigen Bevölkerung Englands nicht möglich wäre, das liegt auf der Hand. Ob aber jeder Grad und jede Form des angewandten Zwanges durch die Notwendigkeit zu rechtfertigen und ob die ganze moderne Entwicklung Englands als ein Glück zu preisen ist, das sind zwei andre Fragen. — Aus Anlaß dieses Referats schlage ich im Handwörterbuch für Staatswissenschaften den Artikel Rogers nach und finde darin folgenden Satz: „Er verwirft alles, was gegen die Herrschaft der freien Konkurrenz ankämpft, insbesondre Arbeiterkorporationen und Trades Unions und feiert den kapitalistischen Wetteifer, Gewinne zu verfolgen und zu regulieren als Haupthebel der öffentlichen Wohlfahrt.“ Von den theoretischen Arbeiten des englischen Nationalökonomen und Historikers kenne ich nichts als seine Anmerkungen zu Adam Smith. Aber nach dem, was ich S. 81 bis 83 meines oben genannten Buches aus ihm angeführt habe, kann er unmöglich die Gewerkvereine bekämpft haben; der Verfasser des Artikels muß Rogers gründlich mißverstanden haben. Freihändler und Fürsprecher der wirklich freien Konkurrenz ist dieser allerdings gewesen.

Die Grenzboten haben nicht Raum für die Besprechung aller der Schriften, die sie mir schicken. Die bedeutendsten von denen, die zurückstehn müssen, sollen wenigstens bei Gelegenheit genannt werden. Hier reihe ich folgende an: Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Friedrich Julius Naumann. Band VI: Dr. Thissen: Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen. — Entwürfe eines Reichsgesetzes, betreffend die Sicherung der Bauforderungen, nebst Begründung und einer Übersicht der Äußerungen, die zu dem im Jahre 1897 veröffentlichten Gesetzentwurf ergangen sind. Amtliche Ausgabe. Berlin, R. von Deckersche Hofbuchhandlung, 1901. — Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben, von Dr. Karl Kindermann, Professor an der Universität Heidelberg. Jena, Gustav Fischer, 1901. — Minimallohn und Arbeiterbeamtentum von Dr. Ernst Kliem. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Die Arbeitergesetzgebung in den europäischen Ländern von Dr. J. H. van Zanten, wissenschaftlichem Hilfsarbeiter beim städtischen statistischen Bureau und Sekretär der Arbeitskammer für die Baubetriebe in Amsterdam. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Landwirtschaftliche Reinertragberechnungen bei Klein-, Mittel- und Großbetrieb, dargelegt an typischen Beispielen Mittelthüringens von

Dr. Leo Huschke. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Bulletin des internationalen Arbeitsamts. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Sozialpolitische Essais von A. A. Issaieff. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., 1902. — Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirtschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands von Professor Ludwig Pohle, Dozenten an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. Dieses Buch will ich doch flüchtig charakterisieren durch das Roscher entnommene Motto: „Der Ackerbau ist bei jedem kultivierten Volke die Grundlage der übrigen Wirtschaft“ und durch ein paar Sätze aus dem Vorwort. „Ich bin durchaus kein Anhänger der »Theorie von den drei Weltreichen.« Ich glaube absolut nicht, daß die künftige Entwicklung von der Tendenz zur Abschließung der einzelnen Volkswirtschaften gegeneinander beherrscht sein, und daß jedes größere Wirtschaftsgebiet zukünftig sich wirtschaftlich möglichst selbst zu genügen suchen wird. Vielmehr bin auch ich der Meinung, daß die Verflechtung der einzelnen Nationen in die Weltwirtschaft im Laufe der Zeit immer inniger werden und die internationale Arbeitsteilung demgemäß beständig zunehmen wird. Allein ich bin zugleich der Ansicht, daß der jetzt eine so wichtige Rolle spielende internationale Warenaustausch nach der Formel »Fabrikate gegen Bodenprodukte« später bis auf geringe Reste wieder verschwinden und einem Zustande Platz machen wird, bei dem dauernd nur Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate getauscht werden, weil nur bei dieser Art der internationalen Arbeitsteilung es vermieden wird, daß ein Staat auf Kosten eines andern einen Bevölkerungszuwachs erhält. Also beständige Zunahme der internationalen Warenbewegung, aber Aufhören des eigentlichen Exportindustriesystems, das durch den Tausch von Industrieprodukten gegen Nahrungsmittel und Rohstoffe charakterisiert ist.“ J.

Die Ausgrabungen bei Haltern und das Kastell Aliso. Der Aufsatz von Professor Dr. F. Knoke in Heft 21 der Grenzboten, der sich mit diesem Thema beschäftigt und insbesondre gegen Veröffentlichungen des Direktors des Kestnermuseums in Hannover, F. Schuchardt, polemisiert, hatte einen Freund Schuchardts, Herrn Professor Dr. F. Koepp in Münster, veranlaßt, den Grenzboten eine Entgegnung zuzusenden, die für Schuchardt eintrat und Knoke ihrerseits angriff. Die Aufnahme dieser Gegenkritik wurde aus zwei Gründen abgelehnt, einmal, weil es uns nicht recht erschien, jemand, dem wir Raum gegeben hatten, in den Grenzboten selbst angreifen zu lassen, dann aber auch, weil uns die Grenzboten nicht die richtige Stelle zum Austrag der in Betracht kommenden Streitfragen zu sein schienen. Schon Knokes Aufsatz wäre besser in einem Fachblatt erschienen. Herr Professor Koepp erhielt seinen Aufsatz zurück mit dem Anheimgeben, ihn an andrer Stelle zu veröffentlichen, doch wurde ihm die Bereitwilligkeit erklärt, sachliche Berichtigungen in kürzerer Fassung aufzunehmen. Die darauf von ihm eingesandte Berichtigung war zwar kürzer, aber nicht weniger scharf, sodaß mir auch ihr Abdruck nicht möglich erschien, und auf meine Bitte, die Sache ruhen zu lassen, hat Herr Professor Koepp denn auch auf die Erfüllung der ihm gegebnen Zusage verzichtet. Inzwischen war aber sein Aufsatz in der Westfälischen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Band LX (1902) Seite 1 bis 12 abgedruckt worden, und in einer Einleitung dazu war redaktionell gesagt worden, die Grenzboten hätten einige thatsächliche Berichtigungen angenommen, „die ihren Lesern wenigstens zur Warnung dienen“ könnten. Da solche nun thatsächlich nicht in den Grenzboten erschienen sind, sehe ich mich im Interesse Professor Koepps zur Verhütung von Mißdeutungen veranlaßt, diese Mitteilungen zu machen. Wer sich von unsern Lesern für die Sache selbst interessiert, in der die Redaktion der Grenzboten selbstverständlich kein eignes Urteil hat, wird also die Gegenkritik in der genannten Zeitschrift finden. J. G.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

## Innerländische Glockenkunde

Es ist im Bild der ewigen Natur, daß es Licht heißt und Tag ist, wenn die Sonne aufgeht, und daß es Nacht wird und die gestirnte Finsternis sich ausbreitet, sowie es heißt, daß die Glocke läutet und diese Weise der unbewußtlichen Glockenkunde wohl-bekannt ist. Wie aber die Glocken selber, so ist auch ihre Kunde geworden. Sie war im Beginn des Mittelalter der Menschheit Gabe, und damit die Menschen die Gabe zu erweiten lernten, mußte noch einiges Wasser den Rhein hinunterfließen. Die Glocken waren Gaben der Kirche, und die Kirchengabe bildet, wie es in gegenwärtig deutschfreisinnlich heißt, heute so sehr haben, so vergessen Recht, und was Wissen hat, das beschränkt sich Gegenstand der Gabe. Wie es aber mit Geschenken und einer christlichen Kirche besonders gewisse Leute wissen, wenn sie nicht Wissen zu geben, das ist Wissen, das ist Wissen, das ist Wissen

im ganzen vier giebt: die New York Central-, die Erie-, die Pennſylvania- und die Baltimore and Ohio-Bahn. Sie alle reichen von den Häfen des Atlantiſchen Ozeans bis zu den großen Emporien der Mitte, bis Chicago und St. Louis, und durchziehn auf ihrem Wege ſo die reichſten und am dichteſten bevölkerten Gegenden der Union. Die New York Central geht von New York über Albany nach Buffalo und von da am Erieſee entlang über Toledo nach Chicago, während ſie ſich zugleich durch ihren maßgebenden Einfluß auf die Cincinnati, Cleveland, Chicago and St. Louis, die die genannten Städte untereinander verbindet, den Zugang nach St. Louis geſichert hat. Sie iſt ſeit alten Zeiten der Erbbeſitz der Familie Vanderbilt, die kürzlich auch noch die Kontrolle über nahezu ſämtliche Bahnen in den eigentlichen Neuenglandſtaaten hinzuerworben hat. In engem Verhältnis zu dieſer Vanderbiltgruppe ſteht die Eriebahn, die von Jerſey City (New York gegenüber am Hudſon) über Pittsburg der erſtgenannten Bahn parallel, aber ſüdlicher nach Chicago geht, wobei ſie noch einen Zweig nach Cincinnati entſendet. Seit ihrer Reorganiſation im Jahre 1895 liegt ſie in den Händen Morgans, und ihre Hauptbedeutung beſteht darin, daß ſie mit vielen Seitenlinien von Norden her in das nordpennſylvaniſche Anthracitkohlengebiet eindringt und ſomit einen großen Teil des Kohlenverkehrs beſorgt.

Den beiden genannten gegenüber ſteht die große Pennſylvaniabahn, die im Januar 1900 auch die Kontrolle der Baltimore and Ohio gewonnen hat: mit ihren Hauptlinien zieht ſie nunmehr nach mancherlei Neuerwerbungen, unter denen die Cheſapeake and Ohio ſowie die Norfolk and Weſtern genannt ſein mögen, von Jerſey City über Philadelphia und Pittsburg nach St. Louis und Chicago, während ſie zugleich nach Norden bis Buffalo, nach Süden bis Cincinnati und Norfolk an der Cheſapeakebai ausgreift. Einen Hauptteil ihres Verkehrs zieht ſie aus dem pennſylvaniſchen und weſtvirginiſchen Weichkohlengebiet, das ihre Routen nach allen Richtungen hin durchziehn; zugleich aber verfügt ſie in der ihr angegliederten Philadelphia and Readingbahn auch noch über einen Zugang ins Anthracitrevier von Süden her. Ganz kürzlich hat ſie auch die Bahnen auf Long Island an ſich gebracht und plant nun, ſich von ihrem bisherigen Endpunkt Jerſey City durch einen mächtigen Tunnel unter dem Hudſon hindurch einen direkten Eingang in New York zu verſchaffen, wie ihn bis dahin nur die New York Central hat. Schon dieſes letzte Unternehmen zeigt, daß die Morgan-Vanderbiltgruppe und die Pennſylvaniabahn, die von ihrem Präſidenten Caſſatt geleitet wird, im allerbeſten Einvernehmen ſtehn, und beide zuſammen beherrſchen in der That den ganzen Nordoſten mit einer einzigen Ausnahme, die allerdings fortwährend Anlaß zu Streitigkeiten zu geben droht. Dies iſt das Wabaſhnetz, das von Kanſas City im Weſten bis Toledo im Oſten und von hier durch die ihm zugehörige Wheeling and Lake Erie bis nach Wheeling in der Nähe von Pittsburg reicht. Es iſt im Beſitze George Goulds, und da dieſer nun auch allem Anſchein nach über die Delaware and Lackawannabahn verfügt, die unabhängig von den Trunklinien Jerſey City mit Buffalo verbindet, ſo wird ihm die Abſicht zugeſchrieben, er wolle von Wheeling nach Pittsburg hinein und durch eine weitere Verbindung

Pittsburg—Buffalo seinen getrennten Besitz im Osten und Westen zu einer neuen fünften Trunklinie zusammenschweißen, die dann über Chicago und St. Louis tief in den Westen hineinreichen würde. Natürlich wäre das den beiden herrschenden Gruppen aufs höchste unangenehm; deshalb rief Goulds Versuch, die Wheeling—Pittsburg zu bauen, im Herbst vorigen Jahres heftige Drohungen der Pennsylvaniabahn hervor. Ob Gould sich viel darum kümmern wird, steht dahin: bis jetzt sind die Vorbereitungen noch im Gange, wenn gleich das Tempo sehr viel langsamer geworden ist.

Aber der Einfluß der großen Trunkbahnen beschränkt sich nicht auf den Nordosten allein, vielmehr sind sie durch die letzten Ereignisse nun auch in den Baumwoll- und Zuckerrohrstaaten des Südostens zur Herrschaft gelangt. Drei Linien sind es zunächst, die von Washington und Norfolk aus neben einander das Küstenland zwischen Alleghanies und Atlantischem Ozean durchziehn: nahe am Gebirge die Southern Railway, in der Mitte die Seaboard Air und an der Küste die Atlantic Coast Line. Unter ihnen ist die Southern weitaus die bedeutendste. Während die beiden andern hauptsächlich den Verkehr der Küstenstaaten bis nach Florida hin besorgen, wohin die Seaboard Air durch die Florida Central, die Atlantic Coast durch das vor einigen Wochen ihr angegliederte Plantnetz den Zugang hat, durchzieht die Southern den wichtigen Eisendistrikt von Birmingham in Alabama und erreicht durch östliche Anschlußlinien nahezu sämtliche wichtigere Häfen am Atlantischen Ozean. Nach Westen hin treffen ihre Linien den Mississippi an vier Punkten von St. Louis an abwärts, nach Norden den Ohio bei Louisville und Cincinnati, und um so unangenehmer war es für sie, daß sie keinen eignen Zugang nach New Orleans hatte, sondern von ihrem Endpunkt Mobile am Golf bis dorthin die Geleise der Louisville and Nashville benutzen mußte.

Damit ist zuerst der Name gefallen, der in den letzten Transaktionen eine so bedeutende Rolle gespielt hat, und es wird deshalb hier nötig sein, die Lage dieser Bahn eingehender zu schildern. Sie und die ihr ziemlich parallele Illinois Central unterscheiden sich von allen übrigen amerikanischen Bahnnetzen, die dem Hauptzuge des Verkehrs von Osten nach Westen folgen, hauptsächlich durch ihre nordsüdliche Richtung, und zwar reicht die Louisville and Nashville von St. Louis, Louisville und Cincinnati in allmählich konvergierenden Linien bis Mobile und New Orleans, während die Illinois Central von Chicago über St. Louis, von Louisville über Memphis gleichfalls demselben Ziele, der großen Handelsstadt an der Mündung des Mississippi, zustrebt. Beide beherrschen von Osten und Norden her die Zugänge nach New Orleans, und da dieses nicht nur durch den mittelamerikanischen Kanal in Zukunft sehr gewinnen muß, sondern schon in den letzten fünf Jahren seinen Schiffsverkehr um rund 40 Prozent vermehrt hat, so war es klar, daß beide Linien zu wertvollen Objekten für die Spekulation der Eisenbahnmagnaten werden mußten. Bis zum April d. J. nun lagen die Eigentumsverhältnisse so, daß nach allgemeiner Annahme die Southern unter dem Einfluß Morgans, die Atlantic Coast unter dem der Pennsylvaniabahn stand, während die Illinois Central ein Glied des später zu erwähnenden Harrimansyndikats

war. Von der auf diese Weise ziemlich abgeschnittnen Seaboard Air Line nahm man an, daß sie an die den Rothschilds gehörige Louisville and Nashville Anschluß suche, mit der sie schon im westlichen Florida zusammentraf, und dies erschien um so glaublicher, als die Louisville and Nashville für fünf Millionen Dollar neue Aktien ausgeben wollte, um damit die Knoxville und Atalantabahn zu bezahlen, die ihr einen zweiten Berührungspunkt mit der Seaboard Air in Atalanta verschaffte. Da begann etwa Ende März der Großspekulant Mr. Gates mit Unterstützung von Chicagoer Bankfirmen, Aktien der Louisville and Nashville zu kaufen, wobei er bemerkte, daß das Direktorium der Bahn nicht allein selbst nur wenig Aktien besaß, sondern auch noch die Unvorsichtigkeit begangen hatte, schon einen Teil der neuzuemittierenden Aktien zu verkaufen, obwohl diese gesetzlich noch nicht lieferbar waren. Durch geschickte Käufe brachte er 330000 Stück Aktien im offnen Markt an sich, wobei der Kurs von 105 auf 130 stieg, und erwarb so die Kontrolle der Bahn. Da er indessen selber zu schwach war, sie zu halten, so ging er unter Zurückweisung des Kaufangebots der Seaboard Air Line damit zu Morgan, der denn auch auf den Handel einging und die Kontrolle übernahm. Nun wird die Sache so dargestellt, als ob Morgan dabei eigentlich hineingefallen sei, indem Gates ihn zum Ankauf gezwungen habe, denn, sagt man, sonst würde Gates auf Lieferung bestanden und eine Neuauflage des Northern Pacific Corners vom 8. und 9. Mai 1901 hervorgerufen haben. Dies aber mußte Morgan unter allen Umständen vermeiden, um das Publikum, das seit der Northern Pacific-Affäre nicht so rechtes Vertrauen mehr zu den Eisenbahnwerten hat, nicht vollständig kopfscheu zu machen.

Wenn man aber bedenkt, daß die geplante Ausdehnung der Louisville and Nashville gerade die Southern bedrohte, an der Morgan interessiert ist, daß ferner Morgan in der Chicago, Indianopolis and Louisville Eisenbahn, der sogenannten Mononroute, schon seit langem das Stück besitzt, das mit der Louisville eine neue Durchgangslinie Chicago—New Orleans schafft, so wird man die Sache einigermaßen anders beurteilen, wenngleich Morgan ja seine Gründe haben mag, der vorhin mitgeteilten Version nicht zu widersprechen. Wie dem aber auch sei, der Erfolg ist jedenfalls der, daß das ganze Land östlich von dem großen Strome jetzt von den vereinigten Morgan-Pennsylvania-Vanderbilt-Interessen beherrscht wird; ausgenommen sind nur die beiden Gould bahnen, die Wabash und Lackawanna, ferner die Illinois Central, die zum Harrimansyndikat gehört, und endlich die Seaboard Air Line, der aber jetzt jede Möglichkeit einer Ausdehnung abgeschnitten ist. Dabei sind die drei wichtigen Verbindungen New York—Chicago, New York—New Orleans und Chicago—New Orleans durch die Erie-, Southern- und Louisville and Nashvillebahn in Morgans persönlichem Besitz.

Westlich von dem großen Strome dagegen dehnt sich das gewaltige Gebiet der Pacificbahnen aus, die in Anlage und Betrieb so tiefgehende Unterschiede von den Bahnnetzen des Ostens aufweisen, daß man mit Recht den Mississippi als die große Grenzscheide im nordamerikanischen Eisenbahnwesen ansehen kann. Während im Osten die technischen Schwierigkeiten nicht so be-

deutend waren und die Bahnen von vornherein dem Verkehrsbedürfnis einer mehr oder weniger dichten Bevölkerung entgegenkamen, wurden im Westen die Ingenieure durch die Überschreitung der Cordillere sofort vor die größten technischen Aufgaben gestellt, deren Bewältigung nur durch riesige Energie und glänzende Fähigkeiten möglich war. Dazu konnten die Bahnen nicht von vornherein mit einem vorhandnen Verkehr rechnen, vielmehr mußten sie diesen erst als Pioniere der nachrückenden Bevölkerung entwickeln. Fünf Bahnen sind es bisher, die durch den westlichen Teil des Kontinents gehn, und zwar von Süden nach Norden in folgender Reihenfolge: Southern Pacific, Atchison Topeka, Union Pacific, Northern Pacific, Great Northern, und ihnen mag man als sechste die Canada Pacific anschließen, die zwar außerhalb des Gebiets der Union liegt, aber mit den beiden letzten eine durch mancherlei gemeinsame Interessen und gegenseitige Konkurrenz verbundne nördliche Gruppe bildet.

Dagegen lassen sich die drei erstgenannten zu einer südlichen Gruppe zusammenfassen, in der die Union Pacific die bedeutendste ist. Mit ihren Hauptlinien reicht sie von Omaha bis Ogden und von Kansas City bis Denver, also vom Missouri bis ins Herz des Felsengebirges. Aber an beiden Punkten ist durch angegliederte Netze für Anschluß gesorgt: von Ogden führen die Oregon Short Line und die Oregon Railroad Co. bis Portland, Tacoma und Seattle am Puget Sound, während sich in Denver die Union Pacific, Denver and Gulf Line anschließt, die mit einer Verlängerung bis Fort Worth in Texas nach Süden hinabreicht. Dazu hat nun die Hauptgesellschaft im Januar 1901 die Central und die Southern Pacific erworben, von denen jene Ogden mit San Francisco verbindet, während diese von New Orleans über El Paso bis Los Angeles am Stillen Ozean und von da der Küste parallel ihre Linien bis San Francisco und Portland erstreckt.

Dieser gewaltige Komplex von Bahnen liegt in den Händen des sogenannten Harrimansyndikats, das den Standard Oil Trust (Rockefeller), das Bankhaus Kuhn, Loeb und Co., die Vanderbilts sowie die Goulds umfaßt und nach seinem Leiter E. H. Harriman bezeichnet wird. Aber der Einfluß des Syndikats reicht noch bedeutend weiter, insofern ihm auch sämtliche Gouldbahnen (Missouri—Pacific, Missouri—Kansas—Texas, Texas and Pacific und andre, dazu die vorhin genannten Wabash und Illinois Central) angehören, und mit Recht kann man sagen, daß der ganze Südwesten unter seiner Herrschaft steht, allerdings mit einer Ausnahme, die von der Atchison, Topeka and Santa Fé-Eisenbahn gemacht wird. Diese nimmt auch in andrer Beziehung eine gesonderte Stellung ein. Während alle übrigen Pacificbahnen am Missouri und Mississippi enden, ist sie die einzige, die Chicago direkt mit der Küste des Stillen Ozeans verbindet: sie zieht von Chicago aus über Atchison, Kansas City und Topeka bis La Junta am Felsengebirge, wobei sie etwa mittwegs einen Arm nach Süden ausstreckt, der die Golfküste bei Galveston erreicht. Von La Junta aus geht sie im Norden bis Denver, im Süden an Santa Fé vorbei bis El Paso an der mexikanischen Grenze; kurz hinter Santa Fé zweigt sich dann die letzte Hauptstrecke nach San Francisco mit Anschlüssen nach San

Diego und Los Angeles ab. Übrigens soll auch die St. Louis und St. Francisco-Bahn, die von St. Louis in genau südwestlicher Richtung bis tief nach Texas hinein reicht und dort mit Ausläufern der Atchison zusammentrifft, mit dieser in genauem Verhältnis stehn. Das Eigentümliche ist, daß die Atchison ihre finanzielle Unabhängigkeit vollkommen gewahrt hat: unter der Leitung ihres jetzigen Präsidenten Ripley hat sie es zu hoher Blüte gebracht, und da infolge dessen der Wert ihrer Aktien bedeutend gestiegen ist, so wird es einigermaßen schwer halten, sie in die Interessengemeinschaft mit hineinzuziehn.

Besser dagegen ist im Laufe der letzten Jahre die Einigung im Nordwesten gelungen, wo zwei Konkurrenzlinien, die Northern Pacific und weiter nördlich die Great Northern das ganze Land von Minneapolis und St. Paul am obern Mississippi bis Tacoma und Seattle am Puget Sound durchziehn. Die erste von beiden war Anfang der neunziger Jahre fast dem Bankerott verfallen, bis Morgan ihre Reorganisation unternahm und mit glücklicher Hand durchführte: er gilt seit dieser Zeit als der eigentlich leitende Geist im Direktorium der Northern Pacific. Ihre stärkste Mitbewerberin war die Great Northern, die unter der musterhaften Leitung J. J. Hills von Anfang an in vorzüglicher Lage gewesen ist. Aber in der letzten Zeit wurde der früher mit den schärfsten Mitteln geführte Konkurrenzkampf beigelegt, seitdem Hill und Morgan in persönliche Beziehungen traten, und bald reifte zwischen beiden der Plan, durch Verbindung ihrer Bahnen mit den Trunkbahnen, die unter Morgans Einfluß standen, eine einzige große Überlandlinie durch den ganzen Kontinent zu begründen.

Allerdings war die Sache nicht so einfach. Wie wir schon erwähnt haben, enden die drei nördlichen Pacificbahnen Great Northern, Northern und Union Pacific am obern Mississippi und Missouri, und da die Trunkbahnen nur bis Chicago reichen, so hat sich in der Mitte eine Reihe andrer Gesellschaften gebildet, die die Verbindung zwischen Osten und Westen besorgen und meistens ihre Linien bis zum Felsengebirge ausgedehnt haben, ohne jedoch eigne Verbindung nach dem Stillen Ozean zu haben. Es sind dies die Chicago, Milwaukee and St. Paul, die Chicago and Northwestern, die Wisconsin Central, dann weiter südlich die Chicago, Burlington and Quincy, sowie die Rock Island and Pacific: unter ihnen besonders die beiden ersten mächtige Bahnnetze, die neuerdings eine eigne Ausdehnung bis zum Stillen Meer planen sollen. Der Lage nach konnten nur drei, die St. Paul, die Burlington und die Wisconsin Central in Betracht kommen, wobei aber die letzte wegen ihrer geringen Bedeutung beiden Männern nicht geeignet erschien: Morgan wollte von vornherein die St. Paul, Hill die Burlington ankaufen. Allein Morgans Versuch mißglückte Anfang 1901, angeblich weil Rockefeller, der Hauptbesitzer von St. Paul-Aktien, sein Angebot ungenügend fand, und nun wandte man sich dem Hillschen Vorschlag zu, der unter starker Kurssteigerung der Burlingtonwerte auch glücklich durchgeführt worden ist.

Kaum aber war die Erwerbung der Burlington ruchbar geworden, als sich das Harrimansyndikat zu rühren begann, das die Konkurrenz der Burlington fürchtete, weil diese den Linien der Union Pacific bis zum Felsen-

gebirge parallel läuft. Da aber der Handel nicht mehr rückgängig zu machen war, so warfen sich Harriman und seine Leute auf die Northern Pacific-Werte, um womöglich die Kontrolle dieser Bahn, die Morgan nicht vollständig beherrschte, an sich zu bringen, und indem Morgan nun seinerseits dasselbe that, um den Plan zu vereiteln, entstand die starke Steigerung der Northernwerte im Mai des vorigen Jahres, bei der übrigens Deutschland seinen Besitz an Northern-Aktien mit großem Gewinn abgestoßen hat. Als beide Teile genug zu haben glaubten, bestanden sie auf Lieferung der gekauften Stücke, und da zeigte sich, daß viel mehr Stücke verkauft waren, als es überhaupt gab: es begann die wilde Jagd der Verkäufer nach Northernwerten, die am 8. und 9. Mai 1901 den Kurs zeitweilig auf 1000 trieb und zahlreiche Zusammenbrüche zur Folge hatte.

Als man nach einiger Zeit die Sachlage überschauen konnte, erwies sich, daß die Harrimanleute doch den Vorsprung vor Hill und Morgan hatten: von 155 Millionen Dollars an Obligationen und Aktien hatten sie 78 erworben, und nun blieb nur eine Verständigung übrig. Sie erfolgte in der Weise, daß Harriman und seine Leute zurücktraten, wofür sie 15 Millionen Entschädigung und die Zusicherung erhielten, daß die Burlington gesondert und niemals im Gegensatz zur Union Pacific verwaltet werden sollte: als Garantie dafür erhielt das Syndikat mehrere Plätze im Direktorium der Burlington eingeräumt. So endete der große Streit nur mit einem halben Siege Morgans, da er die als Bindeglied zwischen Ost und West gedachte Burlington nun doch nicht allein in seine Gewalt bekommen hat.

Die vorstehende Übersicht der Besitzverhältnisse zeigt, wie weit die Einheitsbewegung schon gediehen ist: von 320000 Kilometern mit etwa 50 Milliarden Mark sind 190000 mit etwa 30 Milliarden, darunter fast alle wichtigen Linien außer der Atchison, in den Händen des Harrimansyndikats, der Morgan-Hill-Vanderbilt- oder der Pennsylvaniaklique. Wenn aber zuletzt mit besondrer Ausführlichkeit der Northern Pacifichandel besprochen ist, so hat das seinen besondern Grund: denn dieser hat in der letzten Zeit eine Wendung genommen, die die bisherige Einheitsbewegung in ihrem Fortschreiten aufs schwerste bedroht. Um das zu verstehn, muß man sich einiger Thatsachen aus der Geschichte des amerikanischen Eisenbahnwesens erinnern. Als sich beim Beginn der sechziger Jahre aus der Masse der kleinen Bahnen zuerst größere Gesellschaften gebildet hatten, da begann bald ein wilder Wettbewerb, der erst dadurch beendet wurde, daß sich die konkurrierenden Linien zum Poolen, d. h. zur gemeinsamen Gewinnbeteiligung zusammenthaten. Aber dies wurde durch das im Jahre 1887 erlassene Gesetz über den zwischenstaatlichen Verkehr verboten, und nun sahen sich die Bahnen, wenn sie in Frieden untereinander leben wollten, genötigt, den Weg der Tarifvereinbarungen zu beschreiten. Aber auch dieser wurde ihnen verlegt, nachdem in mehreren Fällen, zuletzt Oktober 1898, der oberste Gerichtshof seine Entscheidung dahin abgab, daß Tarifvereinbarungen gegen das Shermansche Antitrustgesetz vom 2. Juli 1890 verstießen. Jetzt blieb eben nur noch eine Möglichkeit, die sogenannte Interessengemeinschaft, die sich auf Besitzgemeinschaft gründet,

und ſeit der Zeit wurde es üblich, daß große Geſellſchaften die Majorität in den Aktien konkurrierender Linien zu erwerben oder doch einen möglichſt umfaſſenden Aktienaustauſch herbeizuführen ſuchten, um ſo beide Linien einer gemeinſamen Politik zu unterwerfen. Als bequemſte Form hatte ſich mittlerweile dafür auf induſtriellem Gebiete der ſogenannte merger herausgeſtellt (von to merge = den Untergang, das Aufgehn in etwas bewirken); wenn es ſich nämlich um die Vereinigung konkurrierender Geſellſchaften handelte, ſo wurde eine neue, eben der Merger, begründet, der nun die Aktien der alten Geſellſchaften gegen die ſeinigen umtauſchte und damit die finanzielle Oberleitung übernahm. Dies geſchah nun auch im vorliegenden Falle.

Im November des vorigen Jahres wurde mit 400 Millionen Dollars die Northern Securities Co. gegründet, die die Aktien der Great Northern und der Northern Pacific an ſich nahm und dafür eigne ausgab: der Umtauſch wurde mit bemerkenswerter Schnelligkeit vollzogen. Aber man hatte jetzt die Rechnung ohne die öffentliche Meinung gemacht, in der allmählich eine ſtarke Erbitterung gegen das Treiben der Eiſenbahnmagnaten die Oberhand gewonnen hatte. Am 27. Januar dieſes Jahres bat der Gouverneur von Minneſota, Vanſant, den oberſten Gerichtshof der Union um die Erlaubnis zur Klage gegen die Northern Securities Co., da dieſe (die in New Jerſey eingetragen iſt) gegen gewiſſe Geſetze des Staates verſtoße; aber er wurde abgewieſen, da die beiden konſtituierenden Geſellſchaften, die Great Northern und die Northern Pacific, doch eben in Minneſota domiziliert ſeien und der oberſte Gerichtshof für Streitigkeiten zwiſchen einem Staat und ſeinen eignen Angehörigen nicht zuſtändig ſei. (24. Februar.) Nunmehr ſtrengte der Gouverneur vor den Gerichten von Minneſota den Prozeß an, aber auch dieſe erklärten ſich für nicht zuſtändig, da die Northern Securities Co. in New Jerſey domiziliert ſei und alſo nicht unter den Gerichten von Minneſota ſtünde: Streitigkeiten eines Staates mit Angehörigen eines andern gehörten vor das oberſte Bundesgericht. (21. April.) Der Staat Minneſota war demnach in einer eigentümlichen Zwickmühle. Inzwiſchen aber hatte der Generalſtaatsanwalt ſchon im Namen von Minneſota beim Bundesgericht die Klage gegen die Northern Securities Co. eingereicht, daß ſie gegen das Shermanſche Antitruſtgeſetz verſtoße (3. Mai), und endlich hat ſich nun die Regierung des Staates Waſhington, ebenſo wie vorher Minneſota, an das oberſte Bundesgericht um die Erlaubnis zur Klage gewandt (7. April): dieſe aber wird ihr nicht verweigert werden können, da die drei Geſellſchaften nicht in Waſhington eingetragen ſind. Die beiden letzten Prozeſſe alſo ſchweben noch, und bis jetzt, Ende Juli, iſt eine Entſcheidung noch nicht erfolgt.

Dieſe Entſcheidung wird natürlich von der ſchwerwiegendſten Bedeutung ſein. Weiſt das Gericht die Klage ab, ſo iſt damit das letzte Hindernis für die Einheitsbewegung fortgeräumt, und ſie wird dann früher oder ſpäter dem Ziele zugeführt werden. Der Generalſtaatsanwalt Knox hat mit Recht in ſeiner Anklageſchrift ausgeführt, wenn man jetzt die Northern Securities Co. durchließe, ſo ſtünde nichts im Wege, morgen eine neue noch viel gewaltigere Geſellſchaft zu gründen, die die Aktien ſämtlicher Hauptbahnen gegen ihre

eignen Werte austauschen und das Publikum der Gnade der Korporation ausliefern würde. Giebt dagegen das Bundesgericht der Klage Gehör und verfügt die Auflösung der Northern Securities Co., so erhalten zunächst die beiden nördlichen Pacificbahnen ihr Kapital in ziemlich verwässertem Zustande zurück, zugleich aber geht wahrscheinlich auch das Einvernehmen in betreff der Burlingtonbahn in die Brüche, und der Kampf der beiden Finanzgruppen beginnt von neuem. Sollte aber das Gericht dabei nicht stehn bleiben und womöglich den Erwerb der Kontrolle oder den Aktienaustausch bei konkurrierenden Bahnen ebenfalls für einen Verstoß gegen das Antitrustgesetz erklären, so würde die ganze Bewegung rückgängig gemacht werden müssen, was zu den schwersten Erschütterungen des amerikanischen Geldmarkts führen würde.

Einstweilen ist jedoch die Gefahr noch nicht so groß, und wenn sich die Sachlage verwickeln sollte, ist man auch wohl bereit, die Statuten der bedrohten Gesellschaft den Anforderungen des Generalstaatsanwalts entsprechend umzugestalten, wiewohl Morgan kürzlich erst wieder derartige Pläne in Abrede gestellt hat. Jedenfalls deutet das Benehmen der Eisenbahnmagnaten keineswegs darauf hin, daß sie die Lage für bedrohlich erachten: Morgan hat in den letzten Wochen nicht bloß die Louisville and Nashville-Bahn erworben, sondern auch das Schiffahrtsyndikat begründet und damit für die Trunkbahnen gleichsam eine gemeinsame Fortsetzung über den Atlantischen Ozean geschaffen, wie sie die Pacificbahnen sich einzeln in den verschiednen Dampferlinien über den Stillen Ozean begründet haben. Es wird sich immer mehr herausstellen, daß auch der Anstoß zum Ozeantrust von den Eisenbahnen ausgegangen ist, in denen die riesige Unternehmungslust der Yankees am kräftigsten pulsiert. Ja, es scheint gegenwärtig noch mehr im Werke zu sein: wie es heißt, sind die Eisenbahnmagnaten drauf und dran, auch die letzte unabhängige Überlandbahn, die Canada Pacific aufzukaufen, die sich angeblich eine eigne mit dem Ozeantrust konkurrierende Dampferlinie nach Europa einzurichten gedenkt. Gewiß ist, daß von Newyork aus unbeschränkte Kaufaufträge für Canada Pacific nach Berlin und Paris gegangen sind: seit Anfang April hat sich der Kurs um 25 Prozent gehoben, und es scheint, als ob Deutschland bestrebt ist, seinen Besitz an Canada Pacific-Aktien mit guter Manier zu vorteilhaften Preisen loszuschlagen.

Alles das deutet darauf hin, daß die Eisenbahnmagnaten das Spiel keineswegs verloren geben. Aber hinter der Entscheidung des Gerichts droht eine größere Gefahr: die Erbitterung des amerikanischen Volks, das sich mehr und mehr in der Abhängigkeit der Trustherrscher sieht. Kommt sie zum Ausbruch, so wird wohl eine genaue Staatsaufsicht eintreten, die dann nur die Vorläuferin der Verstaatlichung sein würde, wie sie von vielen Seiten in den Vereinigten Staaten gewünscht wird. Th. Lenschau

# Schmiedekunst

Von R. Graul in Leipzig um 1900

Wo ist sie geblieben, die alte Schmiedekunst, die Schöpferin der prächtigen Gitter, Thore und Thüren, die Meisterin der Beschläge, Bänder und Schlösser? Sie ist nicht mehr. Sie ist gestorben, als die Kunst überhaupt starb, als die Kunst aufhörte, ein Ausdruck des Lebens zu sein, als sie sich in Theorien verlor, als sie sich in Systeme einzwängen ließ, als sie nicht mehr Gemeingut aller war, sondern nur noch Eigentum einzelner Auserwählter. Und sie ist gestorben, als die Technik, die Kunst der Kunst, sich selbst überlebte und zu einer Fertigkeit herabsank, die nur noch Scheinwerke hervorbringt. Heute ist es Mode, sich für Kunstgewerbe zu begeistern, und wir haben Kunstgewerbemuseen, Kunstgewerbeschulen, Kunstgewerbevereine und Kunstgewerbeausstellungen

lichen Geselligkeit entschließen. Es besteht also die Gefahr, daß eine pädagogische Einwirkung, die an sich warme Anerkennung verdient, junge Leute, die aus der freien Ordnung des „Erziehungsstaates" in die Prosa eines bureaukratisch geregelten Berufslebens und unnatürlich gesteigerter sozialer Verhältnisse übertreten, in einen innern Zwiespalt versetzt, der eine richtige Befriedigung im Beruf nicht aufkommen läßt und sie zum Widerspruch gegen die bestehenden geselligen Formen herausfordert. Eine pädagogische Neuerung von grundsätzlicher Bedeutung wird also nur dann Aussicht auf nachhaltigen Erfolg haben, wenn sie getragen wird von einem tiefgehenden, vom Triebe der Selbsterhaltung diktierten Bedürfnis der Nation, das zugleich den Weg zu neuen Möglichkeiten in der Gestaltung des spätern Berufslebens der zu Erziehenden weist.

Ein solches Bedürfnis ist aber zweifellos vorhanden, und die Wege, die es weist, führen nach fremden unentwickelten Ländern, die der Unternehmungslust freien Spielraum, der Tüchtigkeit willkommne Arbeit und unserm heimischen Gewerbfleiß einen aufnahmefähigen Markt verheißen. Der Pädagoge also, der neue Bahnen einschlagen will, hat an die Überseethätigkeit anzuknüpfen. Wie das Bedürfnis der Kirchen und Fürsten, in den Wissenschaften erfahrne Diener auszubilden, zur Gründung der geistlichen und der Laienschulen und später der humanistischen Gymnasien führte, wie dem Bedürfnis des Bürgerstandes die Einrichtung von Stadt- und später Realschulen entsprach, wie in allerneuster Zeit in der nordamerikanischen Union die Einsicht, daß gegenüber der einseitigen Richtung des Volksgeistes auf den Erwerb schon aus politischen Gründen die Schaffung eines ideellen Gegengewichts eine dringende Notwendigkeit sei, abgesehen von den mit wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit verbundnen materiellen Vorteilen, die Trustkönige zu ihren großartigen Universitätsstiftungen veranlaßt hat, so thut in Deutschland not die klare Erkenntnis, daß unserm Unterrichtswesen ein Zweig anzufügen ist, der für die Auslandsthätigkeit oder den Beruf des kolonialen Pioniers im weitesten Sinne dieses Wortes vorbereitet. Hier ist zugleich der gegebne Punkt, wo das unter dem Druck des Berechtigungswesens verkümmerte Privatschulwesen, das bei uns so dringend einer Wiederbelebung bedarf, mit Erfolg einzusetzen vermag.

Werfen wir nun zuerst einen Blick auf die Kolonialpädagogik der andern Kulturstaaten, deren Beispiel für uns am meisten ins Gewicht fällt. In unserm Nachbarlande Frankreich beschäftigt man sich zur Zeit ganz besonders lebhaft mit dem Problem einer kolonialen Jugenderziehung, und unter Überschriften wie L'enseignement colonial oder L'éducation coloniale stellen Tagesblätter und Zeitschriften immer wieder aufs neue das Thema zur Erörterung. Wie G. Faulhaber im „Deutschen Kulturpionier" ausführt, sind schon Bildungsanstalten, die der kolonialen Aufgabe dienen, in Paris, Lyon, Marseille, Algier, Tunis, denen sich seit einiger Zeit eine école pratique de l'enseignement colonial in Joinville-le-Pont in nächster Nähe der Landeshauptstadt zugesellt. Man hat in Frankreich die Empfindung, daß der Fülle der natürlichen Hilfsquellen der französischen Kolonien ein bedeutender Mangel an eigentlich produktiven kleinen Kolonisten, an Bauern und Handwerkern, gegenüberstehe.

Daher der Ruf: il faut démocratiser la colonisation, il faut créer une génération de colonisateurs. Die koloniale Bildung soll Allgemeingut des Volkes werden, une branche importante de notre enseignement public. In diesem Sinne soll auch die Schule überhaupt und die Hochschule dem kolonialen Gedanken dienen. In jedem lycée und collège wie in der ärmlichsten Dorfschule soll kolonialer Unterricht erteilt und besonders auch die énergie coloniale geweckt werden, die darauf brennt, gerade unter ungewohnten Verhältnissen in den Kolonien Wissen und Können zu bethätigen. Die Lehrpläne haben sich diesen Zielen anzupassen durch Beförderung allseitiger körperlicher Ausbildung und Pflege des Handfertigkeitsunterrichts, die Lehrer und die Lehrerinnen sollen in eignen kolonialpädagogischen Kursen an ihren Seminarien die erforderliche Belehrung erhalten. Daß auch die Mädchen beim kolonialen Unterricht nicht übersehen werden, dafür sorgt die Wichtigkeit der Stellung der Frau zur kolonialen Frage, la femme étant dès qu'elle est devenue mère le principal ennemi de la colonisation. Für die Universitäten wird eine wissenschaftliche Behandlung der kolonialen Stoffe, besonders auch eine Vertiefung der kolonisatorischen Idee verlangt. Denn, führt Maurice Courant aus, „Kolonisation ist nicht bloß die wirtschaftliche Ausbeutung eines Landes in Ackerbau, Industrie und Handel, sondern vor allem auch Organisation der Beziehungen zu der eingebornen Bevölkerung. Und zwar heißt wahre Kolonisation nicht, andern Völkern die eigne Kultur aufpfropfen wollen, was ja höchstens zur Erzeugung einer widerlichen Talmikultur führen könnte, sondern ihre Rasse verstehn, ohne Voreingenommenheit erkennen, was sie an Gutem haben, worin sie sich von uns unterscheiden, und was wirklich schlecht an ihnen ist, und dann das erste zu stärken suchen, das zweite zu achten und das dritte zu bessern. Die Hochschule hat demnach in erster Reihe die Fähigkeit und die Aufgabe: d'étudier, de comprendre les institutions des races diverses, de répandre dans la colonisation les idées élevées et sainement civilisatrices.

In Holland besteht eine staatliche Kolonialschule, außerdem wird in den Unterricht besonders der nichthumanistischen Schulen das Kolonialwesen ganz wesentlich mit einbezogen. Gelegenheit ergiebt sich hierzu z. B. an den höhern Bürgerschulen, die etwa unsern Realschulen entsprechen, bei Fächern wie „Staatseinrichtungen der Niederlande" und „Volkswirtschaftslehre und Statistik." Aber auch sonst kommt die Bedeutung der Kolonien, dieses sichtbaren Denkmals der einstigen Seeherrschaft der Niederlande, in dem Unterricht wie im äußern Schulleben zur Geltung. So kann man in den Klassenzimmern Wandsprüche lesen wie den folgenden: „Die methodische Verwertung der Kolonien macht ein kleines Volk groß und glücklich." Daß vollends in England der koloniale Gedanke überall im Schulleben auftaucht, versteht sich bei einem Volke von selbst, das seiner kolonisatorischen Thätigkeit seine heutige Machtstellung und seinen Reichtum verdankt. Es könnte befremden, daß in diesem Lande nur ein einziges colonial college besteht, wenn es nicht bekannt wäre, daß das ganze Schulwesen den Anforderungen Rechnung tragen will, die an eine „kolonisierende und herrschende Rasse" gestellt werden. Ähnliches gilt von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man sich bei der Einrichtung

der Schulen vielfach die englischen Vorbilder zum Muster genommen hat. Von einer eigentlichen Vertiefung der kolonialen Idee, wie man sie in Frankreich wenigstens auf dem Papier anstrebt, wird man hier kaum reden können, und auf den Philippinen tastet man offenbar in der Eingebornenfrage noch ganz im unsichern. Für den Amerikaner mit seinen weiträumigen Verhältnissen ist eben die koloniale Frage noch keineswegs brennend, seine Ausdehnungsbedürfnisse erstrecken sich im wesentlichen auf die Erwerbung und Sicherung neuer Absatzgebiete für seine Erzeugnisse, während er im eignen Lande noch genug zu kolonisieren hat. Dieser Thatsache entspricht die meist auf rasche Verwertung des Gelernten im Leben gerichtete Ausbildung der Jugend, die wenigstens einen Übergang zur kolonisatorischen Thätigkeit im richtigen Lebensalter, wo die Anpassungsfähigkeit noch groß ist, begünstigt. Das wie Deutschland spät zu einer nationalen Einheit gelangte Italien bietet auch hinsichtlich der Auslanderziehung noch ein ähnliches Bild wie Deutschland. Dabei kommt aber in Betracht, daß Italien wohl ungezählte Saisonarbeiter in fremde Länder schickt, aber verhältnismäßig wenig Kolonisten, die solche Länder besiedeln, um dort dauerndes Heimatsrecht zu erwerben. Auch stehn den fleißigen italienischen Bauern in den benachbarten nordafrikanischen Gebieten Ländereien, die einst schon von ihren römischen Vorfahren kolonisiert wurden, zur Besiedlung offen, wo sie ähnliche Verhältnisse wie in ihrer Heimat vorfinden und sich also ohne besondre Vorkenntnisse leicht einleben können. Außerdem sucht die Regierung teilweis Ersatz für mangelnde Kolonialschulen zu schaffen in einer straffen Organisation der italienischen Auslandsschulen, wofür sie größere Geldmittel zur Verfügung hat als die deutsche Reichsregierung und in der Amministrazione scolastica centrale eine eigne Zentralbehörde.

Demgegenüber hatte Deutschland bis jetzt das staatliche Orientalische Seminar zu Berlin und eine private Anstalt, die koloniale Fachschule „Wilhelmshof“ mit zweijährigem Lehrgang in Witzenhausen, aufzuweisen. Neben diesen kommen noch einige katholische Missionsschulen in Betracht, wie die in Hünfeld, die wir in den Vergleich nicht hineinziehn dürfen, da sonst die ähnlichen konfessionellen Anstalten der andern Länder auch anzuführen sind. Nun wird allerdings der Belehrung über die deutschen Kolonien ein nicht wesentlicher Platz im Geographieunterricht sowohl an den höhern wie an den Volksschulen Preußens und wohl der meisten Bundesstaaten eingeräumt. Aber gerade hier zeigt sich die Einseitigkeit, an der unsre ganze Auffassung von der deutschen Pionierthätigkeit leidet, besonders deutlich. Wer schon Gelegenheit gehabt hat, im besondern an kleinern Schulen mit anzuhören, wie der Lehrer sich abquält, um für den dürftigen Stoff das wünschenswerte Interesse aus den Schülern herauszupressen, wie er in der Verzweiflung, nachdem er mit den wenigen Europäern und ihrem Handel und Wandel rasch am Ende seiner Weisheit angekommen ist, einen Eingebornenstamm nach dem andern durchnimmt nach den besondern Merkmalen einer mehr oder weniger phantasievollen Haartracht oder Lendenbekleidung oder Unterschieden des Hüttenbaues und der Bewaffnung, der verzweifelt daran, auf diesem Wege eine „Generation von Kolonisatoren“ zu schaffen. Wie weit mehr käme dabei heraus, wenn der

Lehrer auch an einfachen Dorfschulen imstande und durch die Bestimmungen des Lehrplans veranlaßt wäre, bei der Erwähnung jedes Handelsplatzes in fremden Ländern annähernd die Kopfzahl der dortigen deutschen Kolonie, ihre Bedeutung im Erwerbs- und geselligen Leben, ihre Leistungen für die Erhaltung des Deutschtums besonders auf dem Gebiet des Schulwesens anzugeben! Damit kommen wir auf den Kernpunkt unsrer ganzen Stellung zu der kolonialen Frage — diese hier immer im weitesten Sinne gefaßt — zu sprechen. Das koloniale Thätigkeitsgebiet der angeführten Kulturstaaten mit einer Einschränkung hinsichtlich der Union und Italiens sind weitaus in erster Reihe die Kolonialländer, über denen die nationale Flagge weht. Das Kolonisationsgebiet Deutschlands ist die weite Welt, so weit der Ruf von deutscher Arbeitstüchtigkeit und deutscher Zuverlässigkeit gedrungen ist, wo man nur immer eine geschickte Hand, einen offnen Kopf und Achtung vor dem Gesetz gebührend zu schätzen weiß. Deshalb muß bei uns an die Stelle einer Ausbildung für die Reichskolonien, wie sie die großen Kolonialmächte eingeführt haben, eine solche für die Pionierthätigkeit im Ausland überhaupt treten. Da diese nun außerordentlich weitverzweigt ist, so ergiebt sich ohne weiteres, daß in Deutschland nur eine allgemeine grundlegende Vorbildung geboten werden kann, wie denn erfahrungsgemäß jeder in einem fremden Lande eben seine individuelle Anpassungsfähigkeit erst zu beweisen hat. Die beiden Pole, um die sich diese gesamte Vorbildung drehen muß, sind aber durch die Verhältnisse klar vorgezeichnet. Die Thätigkeit des Deutschen im Ausland ist im wesentlichen wirtschaftlich. Abgesehen ferner von den Volksgenossen, die in der Fremde ihren Stammescharakter ohne weiteres verleugnen, und denen man deutscherseits keine Thräne nachzuweinen braucht, ist das Heiligtum des Deutschen in der Fremde seine nationale Kultur, wie sie in der alten Heimat der Auffassung der Arbeit, der Religion, der Sittlichkeit und der Sitte entspringt. Also muß die Vorbildung für den künftigen Auslandspionier eine wirtschaftlich-nationale sein.

Hier werden wir sogleich einem Einwande begegnen, der sich gegen die Forderung einer besondern wirtschaftlichen Vorbildung für das Ausland wendet. Man wird auf die zahlreichen self made men hinweisen, die sich zum Beispiel in Nordamerika große Vermögen erworben haben, ohne von Deutschland mehr als ihre persönliche Tüchtigkeit und die Kenntnisse einer Volksschule mitgebracht zu haben. Demgegenüber ist zu sagen, daß die Bedingungen für ein wirtschaftliches Gedeihen in den Zeiten der im größten Stile erfolgenden Erschließung gewaltiger Neuländer besonders durch die angelsächsische Rasse wesentlich günstiger waren als heutzutage. Wo man sich früher ohne Kapital, ohne nennenswerte Kenntnisse in Sprache und Naturwissenschaft seinen Weg machte, da wehren jetzt Ringe von eingesessenen Arbeitern dem Neuankömmling den Zutritt, da verlangen die entwickeltern wirtschaftlichen und Bildungsverhältnisse eine höhere geistige Vorbildung. Dazu kommt vielfach eine nativistische Abneigung gegen den Deutschen, der sich nicht mehr wie früher zum geduldigen Prügelknaben andrer Rassen hergeben will. Ferner vergißt man gern die, die im Ausland zu Grunde gegangen

sind, auch mitzuzählen, und zum dritten handelt es sich bei den zu Wohlhabenheit und Ansehen Gelangten meist um Angehörige der niedern Volksklassen, während es gerade darauf ankommt, auch die Söhne der sogenannten Gebildeten heranzuschulen, statt daß man häufig sie erst dann „abschiebt," wenn sie „amerikareif" geworden sind.

Die Aufgabe nun, einen jungen Menschen zur Bewährung wirtschaftlicher Tüchtigkeit unter den erschwerten Verhältnissen, die heutzutage im Ausland großenteils vorliegen, heranzubilden, setzt eine Erziehung der ganzen Persönlichkeit voraus, wie sie an Anstalten, die im wesentlichen nur Unterrichtsanstalten sind, nicht erreicht werden kann. Lehrplan wie außerunterrichtliche Erziehung haben sich gleichmäßig dem gemeinsamen Ziele unterzuordnen. Die erste — die Grundzüge für die übrige Erziehung ergeben sich aus der Charakterisierung des Lehrplans — muß die theoretische Unterweisung möglichst mit der praktischen verbinden und die hauptsächlichen Berufsarten, denen sich der Auslandspionier zu widmen pflegt, die landwirtschaftliche, die technische und die kaufmännische, im Auge behalten, ohne reinfachlich auf diese vorzubereiten. Um mit der Arbeit der Hände zu beginnen, so sind Handfertigkeitsunterricht und später Ausübung einer Anzahl von Handwerken, wie die Unterweisung in gärtnerischer, später auch landwirtschaftlicher Thätigkeit unentbehrliche Unterrichtsfächer. In der Naturkunde ist die systematische Naturlehre zu Gunsten der biologischen Betrachtung einzuschränken und zu ergänzen durch eine Einführung in das Verständnis der das Leben des Menschen und seine Arbeit am meisten beeinflussenden Naturvorgänge, sowie eine möglichst technologische Behandlung der Lehrstoffe. Von welcher Wichtigkeit gerade die Naturwissenschaften für den Auslandspionier sind, das leuchtet ohne weiteres vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ein, aber auch für die Bildung eines gemütlichen Verhältnisses zu einer neu entgegentretenden Natur, die doch für den Kenner überall bekannte Anklänge aufweisen wird, ist eine sinnige Naturbetrachtung von großem Wert. Die Bildung eines wirklichen Heimatsgefühls — und wieviel bedeutet dieses besonders für den landwirtschaftlichen Pionier! — wird am ehesten durch eine intime Versenkung in das Walten und Weben der Naturkräfte begünstigt werden. In der Mathematik kann noch viel geschehen, an der Hand einer Fülle von sinnlichen Anschauungen den praktisch verwendbaren Raum- und Zahlensinn zu entwickeln. Eine Kulturkunde, die von der Anschauung örtlicher wirtschaftlicher Betriebe und von der eignen Handarbeit ausgeht, einen Einblick in die modernen Wirtschaftsarten vermittelt und in einer Wirtschaftslehre mit Rechtsunterweisung ausmündet, ist ein neues, aber für die Schüler unentbehrliches Fach, das seine praktische Ergänzung in deren Beteiligung an Buchführung, Leitung einer eignen Bank und ähnlichem findet. Im Zeichnen wird entsprechend der auch sonst angestrebten Weckung des Selbstvertrauens und selbständiger Thätigkeit eine Loslösung von dem sklavischen Kleben an der Vorlage, eine Projizierung des individuellen Formensinnes nach außen anzustreben sein in der Art, wie Liberty Tadd in Philadelphia schon erfolgreich die Wege gewiesen hat, der auch zur Nutzbarmachung des Zeichnens als Hilfswissenschaft für die verschiedensten Unterrichtszweige in einem bisher

nicht gekannten Umfange anleitet. Daß Pflege der körperlichen Gewandtheit im freien Spiel und in Turnübung und, wenigstens für die reifern Schüler, hygienische Belehrung im Unterrichtsplan nicht fehlen dürfen, versteht sich bei den an die körperliche Rüstigkeit des künftigen Pioniers zu stellenden Anforderungen von selbst. Wenn auch auf einen regelrechten Betrieb des Unterrichts in den alten Sprachen verzichtet werden muß, so könnte doch eine gewisse grammatikalische Schulung durch eine entsprechende Behandlung der französischen Sprache erreicht werden, während andre moderne Sprachen, an ihrer Spitze natürlich das Englische, im großen und ganzen mit Rücksicht auf das besondre Bedürfnis und die praktische Anwendbarkeit gelehrt werden müssen.

Wenn schon in der Behandlung dieser besonders für die spätere wirtschaftliche Thätigkeit eine Allgemeinbildung als Grundlage gewährenden Fächer der Lehrplan seine eignen Wege geht, aber ohne gewaltsame Loslösung von dem erprobten Alten, so ist dies noch mehr der Fall bei den Fächern, die die nationale Seite des Programms betonen sollen. Auch hier muß zunächst einem naheliegenden Einwurf begegnet werden. National sind heutzutage alle öffentlichen Schulen in Deutschland mehr oder weniger. Es wäre eine Anmaßung, wenn man die Bezeichnung „national" im üblichen Sinne als unterscheidendes Merkmal für die neue Schulrichtung in Anspruch nehmen wollte. Es muß also erklärt werden, wie der Ausdruck hier verstanden werden soll. Einmal unterliegt keinem Zweifel, daß in einem alten Kulturland wie Deutschland Schätze verborgen liegen, die für die Erziehung erst gehoben werden müssen. Uns Deutschen geht es in dieser Hinsicht wie den Bewohnern eines landschaftlich reizend liegenden Städtchens mit uralten Erinnerungen und kunstvollen Denkmälern der Vergangenheit, das den Besucher aus der geräuschvollen Großstadt wie ein aus glücklichen Tagen von einstmals durch eine merkwürdige Fügung in die prosaische Gegenwart herübergerettetes Idyll anmutet, während der Einwohner selbst gegen diese Vorzüge abgestumpft sind. An der Hebung dieser Schätze muß gearbeitet werden, und der Zug der Zeit leistet dem Bedürfnis nach einer Vertiefung der Heimatkunde auch durch die Erzeugung der nötigen Hilfsmittel in wissenschaftlicher Litteratur wie künstlerischer Schilderung allen Vorschub.

Ist es erst gelungen, die Wurzeln der Liebe zum Heimatland tief in die Herzen zu senken, dann kann weitergegangen werden zu einer Erweiterung des nationalen Gedankens überhaupt, zur Weckung des Verständnisses für die Besonderheiten der namhaftern Glieder der großen Völkerfamilie, die die Menschheit bilden, an der Hand der Bekanntschaft mit ihrer geschichtlichen Entwicklung, den von ihnen bewohnten Ländern und den charakteristischen Merkmalen ihrer Sprachen und ihrer Litteratur. Die Bedeutung gerade dieser Nationalitätenkunde für künftige Auslandspioniere kommt erst zum vollen Verständnis, wenn wir uns in wenig Zügen die ersten Stadien der Entwicklung von neuen Ländern vergegenwärtigen, wobei wir von den frühern Besiedlungen z. B. europäischer Länder durch ganze Völkerzüge von ethnologischer Einheit an dieser Stelle absehen dürfen. Das erste, was solche Länder brauchen, ist das

nötige Menschenmaterial, die Einwandrungsfrage ist das zu lösende Grundproblem. Wegen der großen anfänglichen Schwierigkeiten pflegen die neuen Länder erst Asyle zu sein, und ich möchte deshalb auch an dem geschichtlichen Kern der römischen Gründungssage trotz der Niebuhrschen Kritik festhalten. Haben sich aber erst Einwandrer aus den verschiedensten Nationen in größerer Anzahl seßhaft gemacht und dank dem großen Kinderreichtum, der unter günstigen Bedingungen einzutreten pflegt, die Bevölkerungszahl rasch gehoben, so tritt immer mehr die Wichtigkeit des zweiten Hauptproblems hervor: die Verschmelzung dieser Nationalitäten zu einer Nation. Wir sehen, wie sich in Nordamerika innerhalb der Vereinigten Staaten dieser Prozeß mit unerhörter Raschheit vollzieht, wir erkennen aber auch die zweischneidige Bedeutung der Zugeständnisse, die zur Erfüllung dieser Aufgabe haben gemacht werden müssen, in der zügellosen Entfesselung wirtschaftlicher Kräfte, in der Verkündigung des Rechts des wirtschaftlich Stärkern über den Schwächern. Andrerseits sehen wir im südlichen Kontinent der Neuen Welt die Nationalitätenfrage in chaotischer Offenheit, ein wirres Nebeneinander von Völkersplittern, deren keiner stark genug ist, sich die andern zu assimilieren. Man darf kühnlich behaupten, daß für die sich immer planmäßiger gestaltende Neukolonisation der unermeßlichen zukunftsreichen Ländergebiete Südamerikas eine künftige befriedigende Lösung der Nationalitätenfrage neben der der rein wirtschaftlichen Erschließung von ausschlaggebender Bedeutung sein wird.

Eine Einführung in das geschichtliche, zivilisatorische und politische Wesen der hier in Betracht kommenden Nationen und Nationalitäten wird also von ganz besondrer Wichtigkeit für die Erreichung unsrer pädagogischen Ziele sein. Wir gelangen auf diesem Wege zu der Auffassung von den Völkern der Geschichte als Persönlichkeiten von selbständigem Gepräge, wie sie unter den Geschichtschreibern vielleicht zuerst Friedrich dem Großen zu klarem Bewußtsein gekommen ist. „Der größte Reiz, den für ihn die Geschichtsbetrachtung hat, liegt im Betrachten der Veränderungen, welche die großen Sammelwesen, genannt Nationen, durch die Kultur erleiden, um schließlich den Kern ihres Charakters dennoch unmittelbar festzuhalten, ja immer wieder herauszuarbeiten“ (Oncken). Diese ganze Betrachtungsweise, der sich Geschichte, Völkerkunde, Geographie, Sprachunterricht und Litteratur dienstbar machen müssen, ist aber — und darauf legen wir den hauptsächlichen Wert — nicht willkürlich von pädagogischer Seite für gut befunden, sondern sie wird durch den Zwang der Verhältnisse in unserm Falle von selbst diktiert, oder mit andern Worten, sie ist die natürlich gegebne. Die Erziehung zur humanitas, der Sinn für das allgemein Menschliche, den das humanistische Gymnasium durch die Beschäftigung mit den bedeutendsten Kulturvölkern des klassischen Altertums bei der Jugend wecken will, soll also für diese wirtschaftlich nationale Schule ersetzt werden durch die Vermittlung eines psychologischen Verständnisses unsers eignen Volkes wie der Kultur- und Halbkulturvölker, mit denen das Deutschtum unausgesetzt in Berührung tritt, und einer Erkenntnis der besondern Aufgaben, die jedem dieser Völker kraft seiner eigentümlichen Anlagen und seiner örtlichen und geschichtlichen Gebundenheit von der Vorsehung zugeteilt worden sind.

Die ethnologische und anthropologische Belehrung über einzelne Eingebornenrassen hat sich hieran zwanglos anzuschließen. Für diese Schule bedeutet der nationale Einschlag in das Gewebe ihres Lehrplans nichts andres als das, was die sogenannten Gesinnungsfächer, darunter besonders der Geschichtsunterricht, für die andern Schulen sind. Wie für sie die Religion ihren Zusammenhang mit der nationalen Art der Völker nicht verleugnet, so wird die Einführung in die neuere politische, die Kulturgeschichte und die Litteraturgeschichte wie auch die Beschäftigung mit den modernen Sprachen im besondern dem Verständnis der Völker als eigentümlicher Persönlichkeiten dienen. Und wie die Erkenntnis der Naturerscheinungen dem künftigen Pionier ermöglichen soll, in ein gemütliches Verhältnis zu der Natur in fremden Ländern zu treten, so soll diese nationale Bildung ihn befähigen, in ein sittliches Verhältnis zu den Bewohnern dieser fremden Länder zu treten. Die Krone dieses Teils des Lehrplans muß natürlich die Behandlung der deutschen Sprache und Litteratur sein als der natürlichen Vermittlerin deutscher Kultur und deutschen Geisteslebens.

Aber es ist hier nicht unsre Absicht, nur die Zahl der pädagogischen Projekte, deren die letzten Jahrzehnte eine hinreichende Menge zu Tage gefördert haben, um ein neues zu vermehren. Dieses mal hat der Deutsche gezeigt, daß er nötigenfalls auch nach dem amerikanischen Rezept: The way to do a thing is to do it zu handeln vermag. In Wertheim am Main in Baden ist zur Verwirklichung der hier ausgesprochnen Grundsätze schon eine „Deutsche Nationalschule“ ins Leben gerufen worden, die ihre Pforten demnächst öffnen wird. Die Ortsverhältnisse sind in dem lieblich gelegnen von einer der schönsten Burgruinen Deutschlands überragten Mainstädtchen ganz besonders günstig. Die ganze Umwelt, die Natur und die Kunstwerke der Vergangenheit bieten hier der Jugend ein unverfälschtes Stück deutscher Kulturwelt, besonders lehrreich für die Knaben deutscher Abstammung aus dem Auslande, deren Eltern für sie als die gegebnen künftigen Auslandspioniere wohl besonders freudig die Gelegenheit benützen werden, ihnen in der alten Heimat eine für das Leben und Wirken draußen eigens vorbereitende Ausbildung zu verschaffen. Zugleich will man einem gerade in diesen Kreisen schmerzlich empfundnen Mangel abhelfen, indem man den Söhnen von Deutschen im Auslande Gelegenheit bietet, sich durch Absolvierung eines dreijährigen Kurses, der gegenüber dem mehr die allgemeine Bildung vermittelnden Unterbau in erster Reihe die hier geschilderte Ausbildung gewähren soll, die Befähigung zum Abdienen der Einjährig-Freiwilligenpflicht zu verschaffen. Während es draußen als Härte empfunden wird, wenn die Knaben schon frühzeitig dem elterlichen Einfluß entzogen werden sollen, nur um gemäß dem Unterrichtsgang im Reich rechtzeitig in die Vorbereitung zur Erlangung des Einjährigenrechts einzutreten, werden manche Eltern, die sonst ihre Söhne in einem fremden Staat naturalisieren lassen würden, diese gern im fünfzehnten und sechzehnten Lebensjahr auf einige Jahre nach Deutschland schicken, zumal wenn die Ausbildung in der geschilderten Weise den Auslandsbedürfnissen angepaßt ist.

Diese Einbeziehung der Söhne Deutscher im Ausland in den Bereich der

„Deutschen Nationalschule“ führt uns von selbst zu der Frage des Verhältnisses einer solchen Schule, die im Reich für das Ausland vorbereitet, zu den deutschen Schulen, die im Auslande selbst ihren Sitz haben. Diese, deren es über tausend giebt — natürlich ganz abgesehen von Österreich-Ungarn und der Schweiz —, könnten die natürlichen Zwischenglieder werden für eine richtige Verwertung unsrer geistigen Erzeugung wie für die Verbreitung der Achtung vor deutschem Wesen in der Welt, wenn sie befruchtet würden durch Mutteranstalten in Deutschland selbst, die im Sinne unsrer Ausführungen eine eigne, wissenschaftlich begründete Kolonialpädagogik in die Praxis übersetzten und zugleich gewissermaßen als Paradigma für sie dienten. Wie wenig meist dem Deutschtum im Auslande mit einem bloßen Abklatsch der einheimischen, auf das Berechtigungswesen zugeschnittenen Schulen gedient ist, geht aus mancherlei Klagen hervor, die draußen laut werden. Aus solcher Notlage heraus schrieb ein deutscher Pfarrer in Südbrasilien kürzlich in die „Alldeutschen Blätter“: „Mit dem armseligen Surrogate deutscher Bildung bleiben wir hier nicht konkurrenzfähig. Viel lieber wäre es uns, wenn wir auf jedes Bündnis mit und jedes Zugeständnis seitens der Romanen verzichteten und der romanischen Bildung eine überlegne germanische Bildung entgegensetzen könnten durch Errichtung eines deutschen erstklassigen Realgymnasiums oder einer höhern Handelsschule als Zentralstelle zur Pflege germanischen Wissens und Könnens.“ Hier ist einem auch sonst häufig ausgesprochnen Bedürfnis ganz richtig Ausdruck verliehen, nur daß der Vorschlag der einfachen Verpflanzung einer deutschen höhern Bildungsanstalt, wie sie für unsre Verhältnisse paßt, auf brasilischen Boden drüben von andrer Seite sofort als unpraktisch erkannt wurde und in einem deutsch-brasilischen Blatte eine Entgegnung veranlaßte, in der vor „Errichtung von Lehrerseminarien, Gymnasien oder andern künstlichen Treibhauspflanzen auf brasilischem Boden“ gewarnt wird. Es liegt nahe, anzunehmen, daß eine Schule, die nach einem zugleich die sonst so häufig vermißte Konzentration aufweisenden und genügend dehnbaren Lehrplan, wie wir ihn zu umgrenzen versucht haben, unterrichtete, für die dortigen Verhältnisse wie oft genug sonst im Auslande die angemessene Lösung der Frage bedeuten könnte. Zugleich wäre eine solche Schule die gegebne Anstalt für die Vorbereitung von Lehrern für das Ausland, woran die Schulen draußen so empfindlich Mangel leiden. Die Wertheimer Anstalt hat auch dementsprechend die Ausbildung solcher, womöglich aus deutschen überseeischen Siedlungsgebieten stammenden Lehrer für ihre besondre Aufgabe in nichtdeutschen Ländern ausdrücklich in ihr Programm mit aufgenommen.

So wurde denn der Wurf gewagt, einen Plan in die That umzusetzen, der einem nationalen Bedürfnis von der größten Bedeutung entgegenkommen will. Die Deutschen draußen werden ja wohl bald die Absicht richtig zu würdigen wissen, da ihr Blick ohnehin für große Weltfragen mehr geschärft ist. Aber auch in Deutschland selbst muß doch einmal der Rückschlag gegen den ungesunden Andrang zur Staatsversorgung und das Hinaufschrauben der Berechtigungen kommen, hoffentlich noch ehe wir am „akademisch gebildeten Weichenwärter“ angelangt sind. Auf den gesunden Sinn des deutschen Volkes

und den weiten Blick derer, die seine Geschicke bestimmen, vertrauen auch die Männer, die das große nationale Werk mutig in Angriff genommen haben. Sie vertrauen vor allem auch auf die Unterstützung der Kreise, die an der Förderung unsrer weltwirtschaftlichen Beziehungen und der Pflege des Deutschtums im Auslande ganz besonders interessiert sind.

# Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

## 2. Vom Nutzen der Musik und von ihren Gefahren

Die eingehende Untersuchung musikalischer Zeitfragen verlangt die Vorfrage: Verdient die Musik überhaupt so ernst genommen zu werden?

Bei den aufrichtigen Freunden unsrer Kunst kann diese Frage verletzen. Gleichwohl ist sie notwendig. Einmal stehn sehr viele Gebildete der Musik gleichgiltig oder verächtlich gegenüber; zum andern hat die Musik nicht zu allen Zeiten dieselbe Wichtigkeit.

Bei dem ersten Punkte muß einen Augenblick verweilt werden. Scheinbar hat er darum nichts weiteres auf sich, weil es Musikfeinde zu jeder Zeit gegeben hat, und weil sie auch heute ersichtlich in der Minderheit sind. Dafür, daß im gebildeten Deutschland die Musikfreundlichkeit entschieden überwiegt, sprechen die Abonnementslisten unsrer Musikvereine, die Honoratiorennamen, aus denen sich ihre Vorstände gewöhnlich zusammensetzen, dafür spricht der Absatz unsrer Klavierfabriken. Man darf aber diese Beweise nicht überschätzen: sie sind in vielen Fällen nicht Ausdruck der Liebe, sondern der Mode und der Eitelkeit. Soweit sie aber gelten und vollzählen, wiegen sie nicht die Thatsache auf, daß in unsern gelehrten Kreisen während des neunzehnten Jahrhunderts das Interesse und das Verständnis für Musik nachweislich und sehr merklich zurückgegangen ist. Aus dieser Thatsache erklären sich die im vorigen Abschnitt aufgezählten Verluste der Musikpflege zum Teil mit. Hätten die Juristen und die Theologen, die in den Gemeinderäten und Staatsbehörden saßen, das rechte Herz für die Musik gehabt, so wären die alten Stadtpfeifereien, die Kirchen- und Schulchöre nicht abgeschafft, sondern nach den Vorschlägen Forkels aufgebessert worden. Wo sind heute die Thibaut, G. Weber, Kiesewetter, von Winterfeld, von Tucher, Ambros, die Schleinitz, Petschke, Veit, Wolfram? Wo sind heute überhaupt Juristen, die als musikalische Schriftsteller und Komponisten Bedeutung hätten? Man vergleiche in den gedruckten Chroniken von Chorinstituten, wie die Berliner und die Breslauer Singakademie: wie viele Vertreter der gelehrten Berufe vor zwei und drei Menschenaltern mitsangen, und wie viele das heute thun? Hoch-

gebildete Männer, mit Poesie und bildender Kunst bis aufs kleinste vertraut, stehn der Musik ganz fremd gegenüber. Glaubt wirklich jemand, daß nur Zeitmangel der Grund dieses Rückgangs ist? Doch sind, da kein Musikzwang besteht, Vorwürfe nicht am Platze.

Zu förmlicher Anklage zwingt dagegen die Vernachlässigung der Musik in der Litteratur. Nicht in der sogenannten schönen. Auch sie ist mit der Zeit der Klassiker und der Romantiker verglichen unmusikalischer geworden; wo sie musikalische Interessen zeigt, äußert sie das vorwiegend durch Streitsucht. Sie hat aber ebenfalls keine musikalischen Pflichten. Dagegen liegen diese für die geschichtliche Litteratur vor. Hier werden sie arg versäumt. Wiederum muß Karl Lamprecht als rühmliche Ausnahme angeführt werden. Die Regel aber ist, daß die Verfasser von Weltgeschichten, von Kulturgeschichten und Litteraturgeschichten die Musik entweder übergehn, oder daß sie sie mit notdürftigen Zwischenreden von Hilfskräften abspeisen. Sogar berühmte Ästhetiker verfahren so, z. B. Th. Vischer. Köstlich ist es, wie ihm sein Freund D. F. Strauß einmal*) rät, sich musikalisch doch auf die eignen Beine zu stellen. Ein halbes Jahr Klavierstunden bei Scherzer in Tübingen, meint er, würden — dem ganz Unvorbereiteten — dazu genügen. Daß in allen Universalhistorikern der Geist des auch als musikgeschichtliche Quelle wichtigen Herodot lebe, ist nicht zu verlangen, daß von Schlachten, Staatsverträgen und komplizierten Entwicklungen in Anspruch genommnen Gelehrten der Kulturwert einer ihnen persönlich fernliegenden Kunst, wie der Musik, entgehn kann, ist verzeihlich. Aber nicht begreiflich ist das bei den Vertretern der jungen deutschen Litteraturgeschichte. Die Frage nach der Kraft, die die elende deutsche Poesie zwischen dem Dreißigjährigen und dem Siebenjährigen Kriege am Leben erhalten und den spätern Aufschwung ermöglicht hat, müßte auf die Musik, auf H. Albert, W. Franck, Ad. Krieger, auf Sperontes und Genossen führen! Aber kein Wort wird davon gesagt, kein Wort darüber, daß Heinrich Schütz für seine Zeit mehr bedeutet als Martin Opitz, Reinhard Keiser mehr als der gesamte Hamburger Dichterkreis.

Gewiß haben sich auch in der ältern Zeit hervorragende Gelehrte nicht bloß der Musik entzogen, sondern sie auch offen bekämpft. Aber berechtigterweise. Dem Leipziger Professor Ernesti, der unter die bekanntesten Beispiele dieser Klasse gehört, liefen die Schüler und die Studenten aus den Stunden und aus den Kollegs fort in die Konzerte und in die Oper. Sein Kollege Gottsched wetterte gegen die Singspiele, weil sie das deutsche Drama erdrückten. Es handelte sich um Abwehr des Übermaßes, und es handelte sich um Ausnahmen. Die Musikfreundlichkeit der deutschen Gelehrtenwelt im allgemeinen wird von der Reformationszeit ab schon genügend durch die Unzahl lateinischer und deutscher Lobgedichte belegt, die bis ins achtzehnte Jahrhundert in den gedruckten Kompositionen den Noten vorausgehn.

Die neuerliche Verminderung der Musikliebe in den Kreisen edelster Bildung ist ebenso unleugbar, wie erklärlich. Sie hat gleichen Schritt gehalten mit der Vermehrung musikalischen Banausentums. Ohne Zweifel läuft unter

*) E. Zeller, D. F. Strauß. Bonn, Emil Strauß Verlag, 1874.

der großen Menge von Vertretern und angeblichen Freunden der Musik heute ein sehr starker Troß von Marodeurs und von Leuten mit, die den Wert der Tonkunst für ernste Augen in Frage stellen müssen. Zahlreicher als unter den übrigen Künstlern sind unter den Berufsmusikern die überspannten und verstimpelten, die geistig toten oder ganz matten Naturen, unter den Musikfreunden die Bewundrer schaler Äußerlichkeit. Politik, Wissenschaft, Poesie existieren für diese Musikknechte nicht. Ihre Umgebung ist von einer Gefahr fürs Vaterland bewegt, ist entzückt über eine wissenschaftliche Entdeckung. Sie werfen die Frage dazwischen: „Haben Sie gestern Herrn Wüllner gehört?" In Varzin ist es vorgekommen, daß ein Leipziger dem Fürsten Bismarck sofort nach der Vorstellung bemerkte: „Durchlaucht kennen doch unser Gewandhaus?" Häufig bestehn diese Musikschwärmer auch noch sehr schlecht, wenn ihnen musikalisch auf den Zahn gefühlt wird. Es giebt da Konzertjubilare, die trotz fünfundzwanzig Aufführungen kein einziges Thema der Neunten Sinfonie anzugeben wissen. Diese Scheinliebe zur Musik ist ja alt, von Kuhnau bis auf Liszt haben sich schriftstellernde Musiker immer wieder darüber belustigt. Aber sie wirkt heute besonders abstoßend, weil unsre Zeit auf allen Gebieten ausdrücklich nach Klarheit, Wahrheit und Solidität trachtet. Auch von der Musik muß sie echte Früchte und einen höhern Nutzen verlangen und leere Schalen verwerfen. Wird der Betrieb der Musik strenger auf diese Forderung gerichtet, so kann sich die Menge ihrer Anhänger zeitweilig lichten, aber sicher wächst dann deren Durchschnittsqualität, und die Musikflucht in den Kreisen der höhern Bildung hört auf.

Dahin kommen wir aber nur dann, wenn über das Wesen der Musik allgemein richtigere Grundansichten herrschen, als das zur Zeit der Fall ist. Unsrer Musikästhetik läßt sich der Vorwurf nicht ersparen, daß sie hier ihre Pflicht versäumt hat. Sie ist in zwei Parteien gespalten, die beide Extreme vertreten. Die eine, die auf Leibniz gestützt die Musik für eine unbewußte Philosophie oder mit Schopenhauer für einen Weltspiegel erklärt, verlangt zu viel, die andre, die ihr den Inhalt abspricht, nur ein Formenspiel in ihr sieht, zu wenig. Jene ist zu transcendental, diese zu trivial; bei beiden muß die sachliche Begründung bemängelt werden. Die erste hat für Freunde der Musik viel Verlockendes und darum unter den Musikern selbst manchen bedeutenden Anhänger gefunden, die zweite die Fachmusiker mit Ausnahme einiger Feinde der Neudeutschen, gegen die sie speziell gerichtet war, mehr erschreckt als erfreut. Bei beiden liegt die Hauptgefahr in der Unbrauchbarkeit der praktischen Ergebnisse. Wer in jedem Dreiklang metaphysische Beziehungen sucht, wird durch die Musik zum Träumen verleitet, er hört auf, in eine große Komposition scharf hineinzusehen, er stiert halb entrückt darüber hin. Daß diese Unsitte dank der Entwicklung der Instrumentalmusik und ihrer Vorherrschaft schon Methode geworden ist, läßt sich gar nicht verkennen. Wer von einer Sinfonie gar nichts verstanden hat und doch mitsprechen möchte, vergleicht sie mit einer Landschaft. Die Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit der Musik ist ein weitverbreiteter Glaubenssatz, für die schon verdorbnen Musikfreunde die Unterlage nebelhafter Schwärmereien, tieferer oder flacherer, meist aber zielloser Gefühls-

wallungen und volltönender Redensarten über das Unendliche, das Ideal, das Schöne im beſondern und im allgemeinen. Sie iſt aber auch für ſcharfe und helle Köpfe die Urſache entſchiedner Gegnerſchaft. Laprade kommt in ſeinem bekannten Buch Contre la musique von ihr aus zu dem ganz logiſchen Schluß: Die Muſik iſt eine tieriſche Kunſt. Die Theorie von der Inhaltloſigkeit der Muſik iſt eigentlich nur eine kecke Erweiterung der Lehre von ihrer Unbeſtimmtheit. Sie ſchadet deshalb weniger, weil ſie beim Muſizieren doch den Verſtand mit heranzieht. Die Muſik als das Spiel tönend bewegter Formen iſt zwar nicht viel mehr als eine Art Gehörſkat, beſtenfalls eine mathematiſche Orgie, aber dabei muß doch aufgepaßt werden. Entſprungen iſt auch dieſe formaliſtiſche Auffaſſung der Muſik dem dilettantiſchen, mechaniſchen, ſybaritiſchen Muſizieren, und ſie hat gleichfalls ſehr ſtark die Gedankenloſigkeit im Muſikbetrieb befördert. Dafür haben wir den genügenden Beweis in der heutigen muſikaliſchen Hermeneutik, in dem elenden Muſikantenquatſch von Tonica und Dominant, der gegenwärtig als Erklärung Haydniſcher und andrer Sinfonien ausgeboten und gekauft wird.

Wir brauchen ſachgemäßere und würdigere Grundanſchauungen über Natur und Weſen der Muſik und haben glücklicherweiſe nicht lange danach zu ſuchen.

An ſich iſt der Gegenſatz zwiſchen Muſikſchwärmerei und Muſikhaß in der Geſchichte der Ziviliſation, bei Völkern und Individuen immer dageweſen. Den Griechen ſtehn die Römer, einem Luther ſteht ein Zwingli, einem Herder ein Kant gegenüber. Im ganzen aber hat ſeit der Renaiſſance bis zur Gegenwart die helleniſtiſche Muſikauffaſſung geherrſcht, und es liegt kein Grund vor, ſie heute fallen zu laſſen. Wenn allerdings die Griechen, von dem göttlichen Urſprung der Muſik überzeugt, ihr in zahlreichen Sagen übernatürliche Wunder zuſchrieben, die Macht, Mauern einzuſtürzen und aufzurichten, Städte zu erbauen und zu zerſtören, Herrſchaft über Himmel und Hölle, Erde und Waſſer, Leben und Tod, Geſundheit und Krankheit, ſo können wir heute nicht mehr ſo weit mitgehn. Außer bei Negern und ihresgleichen dürfte in unſrer Zeit kein Arzt, auf Theophraſtus und Gellius geſtützt, gegen Lenden- und Hüftweh, gegen Otternbiß und Fieber Flötenſtücke verſchreiben oder mit Homer Muſik als den beſten Seuchenſchutz empfehlen wollen. Im achtzehnten Jahrhundert und weiter darüber hinaus kommen noch mediziniſche Schriften*) vor, die den Nachweis zu führen ſuchen, daß das Nervenſyſtem, die Blutbewegung, die Verdauung ſehr willig auf Töne reagieren, daß — wie neuerdings von friſchem entdeckt worden iſt — maßvolles und kunſtmäßiges Singen den Lungen ſehr gut, chromatiſche und ſonſt komplizierte Muſik, griechiſcher Annahme entſprechend, den edeln Organen unter Umſtänden ſchlecht bekommt. Und vielleicht hat mancher Muſikfreund noch heute beobachtet, daß eine gute Orcheſteraufführung von Berlioz Ouvertüre zum „Römiſchen Karneval“ oder die eines ähnlich rhythmiſch erregten Muſikſtücks gegen ein Kopfweh oder eine beginnende Migräne Wunder thut.

*) J. G. F. Franz, Abhandlung von dem Einfluß der Muſik in die Geſundheit der Menſchen (Leipzig, 1770), P. Lichtenthal, Der muſikaliſche Arzt (Wien, 1807), W. A. Bauer, Über den Einfluß der Muſik auf den Menſchen im geſunden und kranken Zuſtand (Wien, 1836) ſind die wichtigſten.

Natürlich sehr musikalische Patienten vorausgesetzt! Aber im allgemeinen werden wir unsrer Medizin nicht zumuten dürfen, daß sie zu den vielen unabweislichen Experimenten, vor die sie jedes Jahr gestellt wird, auch noch das musikalische Kreuz auf sich lade. Doch hat der Glaube an die körperliche Heilkraft der Musik eine sichere Unterlage in dem physischen Element der Musik, das im großen und ganzen auch bei den künstlerischen Wirkungen der Musik mehr Beachtung verdient, als es heute findet.

Für andre Grundfragen können wir aber die musikalische Erbschaft der Hellenen kaum entbehren. Vor allem nicht: ihre Lehre vom Ethos in der Musik, d. h. die Lehre von den moralischen Wirkungen der Musik. Dieses Haupt- und Prachtstück der griechischen Theorie ist noch heute wichtig, wichtiger als das Dutzend noch erhaltener griechischer Hymnen, wichtiger als der ganze technische Teil ihrer Tonlehre. An diesen von allen Seiten schon kommentierten Dingen kann ein Musiker ohne Schaden vorbeigehn. Von den Forderungen dagegen, die griechische Staatsmänner, Philosophen und Dichter an den Charakter der Musik gestellt, von den Beziehungen, die sie zwischen dem Ton und der menschlichen Seele angenommen haben, müßte jeder gebildete Musikfreund die Hauptsachen wenigstens in dem Umfange kennen, in dem sie kürzlich H. Abert*) für die mitgeteilt hat, denen der Reichtum und die Anschaulichkeit der Quellen selbst verschlossen ist. Ein Überbleibsel davon hat sich in der Lehre von der „Charakteristik der Tonarten" bis in die neuste Musiktheorie hinein behauptet, ist aber schon seit der Einführung der Mehrstimmigkeit unbrauchbar und verwirrend geworden. So wie dieses eine Stückchen paßt die Mehrzahl der einzelnen Gesetze des griechischen Ethos nur auf eine Kunst mit einfachsten Elementarverhältnissen, nicht auf unsre moderne Musik, in der jedes Intervall, jeder rhythmische Fuß durch die Harmonie zahlreiche Charakterwandlungen erleidet. Diese Schwierigkeit hat ja schon alle neuern Versuche zum Ausbau einer bloßen melodischen Rhetorik zum Scheitern gebracht, ohne Unterschied, ob sie von einem Forkel oder einem Curt Mey ausgingen. Aber die Grundanschauung in der Lehre vom griechischen Ethos hat an Lebenskraft nichts eingebüßt, die Anschauung, daß die Musik eine bedeutende Macht über die Seele des Menschen hat, daß sie Gemüt und Phantasie erheben oder erniedrigen, klären oder verwirren, den Willen stimmen oder verstimmen, stärken oder schwächen, den Charakter adeln oder verderben kann. Die Poeten haben diese griechische Musikauffassung immer wieder verherrlicht, am bedeutendsten Dryden mit seiner durch Händels „Alexanderfest" weltbekannten Cäcilienode. Die musikalische Praxis aber hat sich in den besten Zeiten von ihr leiten lassen, und an ihrer Hand ists ihr mehr als einmal gelungen, den Geist in der Musik gegen Scholastik und Formalismus durchzusetzen. In eine kurze und bündige Formel zusammengedrängt, lautet die ganze Lehre vom griechischen Ethos: Die Musik ist eine Sprache. Diese Formel klingt nicht sehr tiefsinnig, aber sie hat großen und praktischen Wert, sie ist auch die Erfindung praktischer Musiker, der Leib- und Leitsatz von Männern wie Mattheson,

*) H. Abert, Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik. Leipzig, 1900.

J. A. Hiller, N. Forkel, J. P. Schultz,*) sie ist im achtzehnten Jahrhundert überall, auch bei Ausländern wie Eximeno im Brauch. Daß sie das Wesen der Musik im ganzen, nicht bloß eine merkwürdige Seite trifft, müßte ihr auch die Philosophen gewinnen.

Die Sprache der Töne ersetzt und ergänzt die Wortsprache. Überall, wo das Sprachvermögen fehlt, wo es mangelhaft entwickelt ist, wo es nicht mehr ausreicht, werden Töne und Naturlaute, die Elemente der Musik also, zu Hilfe genommen, beim Tier, beim Kind, beim Wilden. Auch der Kulturmensch verwendet noch Interjektionen, im äußersten Schmerz weint er laut auf, erleichtert das gepreßte Herz durch Seufzen und Klagelaute, durch Lachen, Jubeln und Jauchzen äußert sich das höchste Glück. In der Musik verstehn sich durch ihre Sprachen getrennte Völker. So ist die Musik die Lieblingssprache, die eigentliche Stimme der unverfälschten und ungebundnen Natur: zu ihr kehrt sie zurück, wenn in den Augenblicken der größten Leidenschaften die Wortsprache versagt, der Musik allein vertraut sie ihre intimsten Ahnungen, Träume und Geheimnisse an. Der wirklich Unmusikalische lebt kein volles, inneres Leben. Darum hat auch die Vorsehung allen Sterblichen die Fähigkeit zur Tonsprache in die Wiege mitgegeben, allen mit Ausnahme weniger Unglücklichen. Nicht immer schlägt das Himmelsgeschenk gleich trefflich an. Wie ganze Völker und große Männer, giebt es auch ganze Stände, für die sich die Musik nicht zu eignen scheint. Jedoch bedarf das geschichtliche Beweismaterial noch einer genauen Untersuchung. Sie würde vielleicht zeigen, daß die Musikverachtung von Lücken des nationalen oder des persönlichen Charakters begleitet ist, sie würde die Fürsten, die gut komponiert und schlecht regiert haben, nicht der Musik, sondern der Disharmonie zwischen Pflichten und Neigung auf Rechnung setzen und ihnen in König David, in Friedrich dem Großen die Muster entgegenstellen, sie würde, bei Italienern und Deutschen wenigstens, konstatieren, daß die überwiegende Mehrzahl bedeutender Persönlichkeiten, Staatsmänner und Feldherren eingeschlossen, musikalische Naturen waren. Nur darf man nicht nach Spielen und Singen entscheiden, sondern nach der innern Musik, die in den Schweigenden und Passiven oft viel stärker tönt als in den Fachleuten.

Unsrer Zeit wäre jedenfalls nicht zu raten, daß sie sich der Musik entäußere, denn sie hat keinen Überfluß an Idealen und kann für ihre Aufgaben und ihre Kämpfe sehr gut die Waffen gebrauchen, die die Musik einem Volke liefert. Die Hauptwirkung der Musik besteht darin, daß der Empfindungsapparat bis auf die höchsten Grade von Leichtigkeit und Stärke eingespielt wird. Die zahlreichen musizierenden Philister setzen die Thatsache nicht außer Geltung, daß der im griechischen Sinne musikalische Mensch den im übrigen gleichbegabten Amusischen an Zartgefühl und Begeisterungsfähigkeit übertrifft. Er ist rasch und tief mitleidig, ein sicherer Takt leitet ihn in Herzenssachen und überall, wo die weichen Tugenden den Ausschlag geben. Auch in Fragen von Recht und Unrecht, in Fragen der Ehre und der Sitte entscheidet

*) In Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste.

er sich ohne Zögern so häufig für das Richtige, daß man sagen kann: Musikalisch begabte und gut erzogne Naturen gelangen zu einem natürlichen Adel der Seele, die Musik kann bis zu einem gewissen Grade selbst geringe Herkunft und Mängel der Bildung ausgleichen.

Aber ziemlich allgemein wird es übersehen, daß dieser Erfolg ganz vom richtigen Gebrauch und der richtigen Auffassung der Musik abhängt. Sie kann auch zum Gifte werden, Begeisterungsfähigkeit in Verwirrung, Zartgefühl in weichliche Empfindelei kehren, sie kann einen von Natur kräftigen Menschen zum Sklaven der Launen und Zufälle machen. Hier scheiden sich Wortdichtung und Tondichtung. Auch in der Musik giebt es Reimgeklingel, leere Wortspiele, hohles Geschwätz, aber diese Auswüchse wirken in ihr ungleich verderblicher. Das liegt an dem erwähnten physischen Element der Musik, an der selbständigen Naturkraft von Ton und Rhythmus. Durch dieses physische Element dringt sie dämonisch und unwiderstehlich zum Innern des Menschen vor: erst durch die Macht der Melodie ist „Ein feste Burg" das Trutzlied der protestantischen Welt geworden, ohne die Musik wären die „Marseillaise" und die „Wacht am Rhein" unbekannt geblieben. Von ihrem physischen Element kommen auch die Hauptgefahren der Musik. Es ist vordringlich, herrschsüchtig und vermag die sinnlichen Naturen so zu blenden und zu fesseln, daß sie über ihm die Hauptsache an der Musik, ihren Sprachgehalt und den Geist vergessen. Die Naturmusik unterliegt ihm völlig, die Kulturmusik zeitweilig. Auch unsre Zeit ist ihm stärker geneigt, als gewünscht werden kann, weil sie eine an und für sich schon nervöse, innerlich aufgewühlte Zeit ist. Dem entspricht naturnotwendig die moderne Komposition, dem entspricht die heutige Vorliebe der musikalischen Welt für Gesang und Spiel aus Hunderten von Kehlen und Instrumenten, dem entspricht die Abwendung von schwach besetzter Kammermusik, die Blindheit moderner Musiker gegen den Dissonanzen sparenden Ton der Alten. Der Charakter der Zeit und ihr Musikgeschmack werden sich wieder ändern, die Nervengefahr, die in der dauernden Beschäftigung mit der Musik liegt, wird aber immer bleiben. Der Dilettant kann ihr begegnen durch planvolle Auswahl, dadurch, daß er zeitliches und geistiges Übermaß beim Musizieren vermeidet. Nicht so der Berufsmusiker. Er ist es auch, dessen Charakter durch die Musik bedroht wird. Wie den Schauspieler zwingt auch ihn seine Kunst, und je innerlicher er ist, desto mehr zu einer unbegrenzten Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit. Es ist sein Stolz, sein Glück, daß er jeden Augenblick fremde Stimmungen und Seelenvorgänge wie eigne Erlebnisse darstellen kann. Nur verliert er darüber leicht den innern Halt, die allzugroße Elastizität spielt seinem Temperament und seiner Sittlichkeit unversehens üble Streiche im bürgerlichen Leben. Lombrosos effektsüchtige Theorie vom verrückten Genie ist sicher auch auf Beobachtungen aus den Musikerkreisen aufgebaut.

Wo ist da ein Schutz? Zuerst in der allgemeinen menschlichen Erziehung des Musikers, dann aber auch in seiner künstlerischen. Diese muß vor allem auf Klarheit beim Musizieren gerichtet sein, muß das geistige Element in der Musik überall voranstellen, muß es überall im ganzen und im einzelnen jedes Tongedichts zu finden lehren. Auch hierfür hat sich die hellenistische Auf-

fassung der Musik, die Formel von der Musik als Sprache vorzüglich bewährt! Denn die Vortragslehren des achtzehnten Jahrhunderts dringen nicht bloß auf genaue Beachtung der musikalischen Grammatik und des Formenbaues, sondern sie verlangen auch, daß der Musiker überall die „Affekte" richtig zum Ausdruck bringe. Heute schreiben wir jedes piano, jedes crescendo vor, metronomisieren das Tempo und erleben es doch, daß ein Kyrie wie ein Sturmmarsch klingt. Die Komponisten der frühern Zeit überließen es den Ausführenden, die ganze Dynamik je nach Raumverhältnissen und Disposition zu bestimmen; vor Mißgriffen waren sie durch die Lehre von den Affekten gesichert, die jedem ordentlichen Musiker im Blute saß. Der Gedanke, die Musik sei inhaltlos, oder dieser Inhalt sei völlig unbestimmt und unbestimmbar, lag vom 16. bis zum 18. Jahrhundert außer dem Bereich der Möglichkeit, nur wurde die Bestimmbarkeit auf die Hauptzüge musikalischer Themen und ihrer Umbildungen begrenzt, auf die „Affekte." Der wahre Künstler weiß sie auch heute noch überall zu bestimmen und richtet sich in der Auffassung großer und kleinster Teile eines Musikstückes nach ihnen. Die Zukunftsaufgabe des musikalischen Unterrichts wird es sein, diesen geistigen Halt für den Musikbetrieb, diesen starken Damm gegen die Gefahren der Musik für alle, die musizieren, wieder zurückzugewinnen.

# Zu Lenaus Gedächtnis

(13. August 1902)

Von Otto Ladendorf

Wenn sich der Geburtstag eines Dichters zum hundertsten male jährt, ist man wohl imstande, die Summe seiner poetischen Existenz in geschichtlich gerechter Würdigung zu ziehn. Fraglich ist es nur, ob sich ein solches Fazit wirklich in jedem Falle lohnt, wo man es in unsrer jubiläumsfrohen Zeit zu verkünden beliebt. Solche künstliche Beleuchtung pflegt doch in der Regel bei Sternen dritten und vierten Ranges die Festtage nicht recht zu überdauern. Nikolaus Lenau gehört nicht zu diesen halb oder ganz Vergessenen. Seine dichterische Individualität beweist auch in der Gegenwart noch starke Lebenskraft. Zwar gesteht er selbst, keiner von den glücklichen Dichtern zu sein, die wie Goethe ihrer selbst und ihrer Werke froh werden, aber er ist doch ein ganzer Dichter, ein Lyriker von reicher, eigentümlicher Begabung und hohem Kunstverständnis. Deshalb ist es Versündigung an seinem Genius, sich aus persönlicher Abneigung gegen den tief melancholischen Grundton seiner Lyrik etwa zu summarischer Ablehnung oder Unterschätzung verleiten zu lassen. Das Recht auf künstlerische Verklärung des Schmerzes, wenn dieser nur ehrlich empfunden ist, läßt sich der Dichter ausdrücklich nicht verkümmern, so sehr er selbst leere Thränenkünstelei verurteilt. Daran zu erinnern ist umso mehr Grund, als sich seinerzeit Gottfried Keller

gerade bei Lenaus Tode über „das einseitige und unbefugte Gewäsche“ der Tageskritik gründlich geärgert hat, von der man immer wieder dieselben, einmal angegebnen Phrasen und Schlagwörter zu hören bekomme, statt einmal etwas von dem, was einen am meisten freue, und worüber man Gleichgesinntes vernehmen möchte, zu erfahren. Er hat darum, wie er in seinem Briefe an Ferdinand Freiligrath in Düsseldorf mitteilt (22. September 1850), des Dichters Leichenbegängnis still und ernst in seinem Herzen gefeiert. Gewiß eine würdige Totenandacht für den unglücklichen Sangesgenossen. Zum Säkulartage seiner Geburt geziemt sich nicht sowohl ein wehmütiges Trauern, als ein Wort des Dankes und der Anerkennung für das, was er uns Schönes und Bleibendes geschenkt hat.

Lenau ist vor allen Dingen ein echter Künstler, der seinem Dichterstreben laut eignen Bekenntnisses an Sophie von Löwenthal sein Herzblut opfert und mit jedem Gedicht ein Stück Leben dahingiebt im redlichen Aufwande seines Ernstes. Er ist kein Freund des leichten und spielenden Improvisierens, ihm ist das Dichten eine Folge von künstlerisch gestalteten Konfessionen. Selbstopfer nennt er vielleicht das beste an seiner Poesie. Wie ein Bildhauer die Form zertrümmert, so will er sich selbst zerschlagen, um nur den Gedanken heraustreten zu lassen. Leben, arbeiten, handeln — nach freier Selbstbestimmung, so formuliert er Anfang 1832 in einem Briefe an Karl Mayer sein Programm, als er mit kühnen Entwürfen umgeht, um noch etwas Tüchtiges für die Kunst zu leisten. Und künstlerische Motive sind es sicher vor allem mit gewesen, die ihn über den Ozean in die heilige Stille der Urwälder getrieben haben. Denn einen wahren Reichtum versprach er sich an poetischen Ideen. Allerwärts will er seine Blicke schweifen lassen, um ja keinen Wink seiner „Herzensfreundin Natur“ zu versäumen, die ihn schon auf der Hinreise mit beglückender Ahnung erfüllt. Das Meer, Amerika mit seinem Niagara und dem jungfräulichen Boden seiner Urwälder, beides soll seiner Ausbildung dienen. Und mag ihm auch „das Land der herzlosen Geldsäcke,“ wo es keinen Wein und keine Nachtigall giebt, und wo der Heimatsliebe leise die Adern geöffnet werden, daß sie sich verblutet, eine herbe Enttäuschung bereitet haben, seine poetische Illusion hat doch durch diese Reise eine wesentliche Förderung erfahren. Und künstlerische Ausbildung, so gesteht er selbst voll Begeisterung, sei sein höchster Lebenszweck, dem er alle Kräfte seines Geistes und das Glück seines Gemütes dienstbar machen wolle. Er weiß für seinen hochgespannten Enthusiasmus keinen zusagendern Ausdruck zu finden, als daß er es dem Meister in Chamissos Künstlerlegende gleich thun möchte, der in grauser Verirrung einen harmlosen Jüngling ans Kruzifix nagelt, um nur ein realistisch wahres Bild vom Todesschmerze zu gewinnen: „Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenns nur ein gutes Gedicht giebt. Und wer nicht alles andre gern in die Schanze schlägt, der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedicht: »Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit«; ich möchte sagen: Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit.“ Bei solcher modernen Anschauung konnte er natürlich Schillers Auffassung vom heitern Wesen der Kunst nur rundweg zurückweisen,

wie er ja auch später noch in seinem „Savonarola“ gegen den schönen Schutt der Antiken polemisiert. Dieser hohen Meinung von der poetischen Kunstübung entspricht seine strenge und gewissenhafte Kritik. Er gerät noch nach Jahren über eine verdorbne Stelle in seinen Gedichten in Zorn und Aufregung. Alles Abgeschriebne und Nachgesungne der Durchschnittsdichtungen ist ihm nutzlose Arbeit, weil es keine Förderung der Kunst mit sich bringt. Nur der im heißen Bemühen nach Vollendung ringende gilt ihm als wahrer Künstler und Dichter. Eine gewisse Originalität ist Erfordernis. Und die koste, von wenigen genialen Produkten abgesehen, redliche Arbeit. So Frankl in seinem Büchlein.

Solche Glaubensbekenntnisse haben einen mehr als persönlichen Wert, zumal wenn sie an praktischen Beispielen kontrolliert werden können. Es lohnte sich wirklich, einmal Lenaus ästhetische Anschauungen im Zusammenhang darzustellen. Denn es gewährt immer einen eignen Genuß, einen Dichter in seiner Werkstatt und bei seiner Arbeit zu belauschen. Material giebt es genug, und zwar nicht nur an Lenaus eignen Dichtungen und Briefen. Er hat auch manchen seiner dichtenden Freunde das Konzept korrigiert, mochte er auch zuletzt so kühle Ablehnung erfahren wie bei Justinus Kerner oder so schmollende Verzagtheit hervorrufen wie bei Karl Mayer, den erst freundlicher Zuspruch von Schurz und Emilie Reinbeck aus seiner poetischen Niedergeschlagenheit wieder aufrichtet. Gerade die kleine Lese kritischer Bemerkungen, die dieser Freund mitteilt, illustriert Lenaus ästhetische Anschauungen recht bezeichnend. Ein paar Proben mögen einen Vorschmack geben. So empfiehlt Lenau zwar ein Streben nach seltneren Reimen, aber gegen den Schlendrian poetischer Lieblingswendungen und Modeworte eifert er unnachsichtlich: „Weben, besiegeln, entsiegeln u. a. gehören hierher, das Buch der Natur, die Sternenschrift nicht zu vergessen.“ Desgleichen bedeutet er den schwäbischen Naturdichter, die allzu besonnen und deshalb frostig und prosaisch wirkende Anordnung der Vorder- und Nachsätze zu vermeiden, damit das logische Gerippe nicht bleich und kalt zwischen den Blumengewinden hervorgucke. Parentheſen werden von ihm „wie ein fremder, gewaltsam eingedrungner Keil“ empfunden. Und nicht minder scharf als den Reim, die Stellung und den Ausdruck glossiert er die Wortbildung und den Sprachgebrauch. „Erschließen“ und „erstehen“ möchte er am liebsten ganz totschlagen. Daneben erinnert er an Gedanken aus Lessings Laokoon oder fahndet auf Gottschedische Prosareimereien. Denn alles Gemachte ist ihm in der Poesie verhaßt.

Persönlich freilich ist er nicht frei von Empfindlichkeit. Zwar heißt er kompetente Kritiker als Richter gern willkommen. Aber im allgemeinen ist er den Rezensenten nicht gerade wohl gesinnt, die er beinahe in Bausch und Bogen als „Obenleichthindrüberhuscher“ verhöhnt. Den elenden Stümpern zumal, die ihr Amt ohne Verständnis und ohne Bescheidenheit üben, ist er ebenso gram wie jedem unberufnen Lobredner. Dieser Gesinnung entspricht es, daß er sein Saitenspiel durch kein Fürstenlied entweihen will. Feiles Lob dünkt ihn ebenso unwürdig wie bestellte und bezahlte Arbeit. Darum muß er bei der Korrektur der Schleiferschen Gedichte, in denen neben manchem

Schönen doch auch „Fürsten und Minister, schlechte Dichter und Kapuzinerguardiane, Regierungs- und andre Räte“ besungen werden, alle Freundschaft für den Verfasser zusammennehmen, „um den panegyrischen Mist nicht zum Fenster hinauszuwerfen.“ Wie krampfhaft er selbst den Schein eines Vorwurfes zu vermeiden sucht, davon kann die Vorgeschichte der beiden Prologe auf den Erzherzog Karl von Österreich und für die Überschwemmten von Pest manches erzählen.

Als die wichtigsten Hebel für sein poetisches Schaffen faßt Lenau einmal Beethoven, das Meer, das Hochgebirge und Sophie von Löwenthal zusammen. Man vermißt dabei höchstens die Heimaterinnerungen, deren Spuren Castle mit seinem Verständnis nachgegangen ist. Lenaus Verehrung für Beethovens Meisterschaft grenzt an hingebende Schwärmerei. Dieser Göttliche wirkt auf ihn wie kein Geist sonst auf Erden, versichert er, Shakespeare nicht ausgenommen. Beim sogenannten Teufelsquartett will ihm bei einzelnen Stellen fast das Herz zerspringen vor süßer Verzweiflung. Mit jedem solchen Tonstück fühlt er ein Stück Leben davongehn — und doch ist es ihm ein köstlicher Genuß. Wie er aber in ihm das Höchste in der neuern Kunst sah, so ist ihm überhaupt die Musik das Ausdrucksmittel für die tiefsten und letzten Offenbarungen des menschlichen Herzens. Eine echt romantische Anschauung. So hat er auch nicht der Versuchung widerstanden, in süßen Tönen zu denken, wo die Sprache zu versagen schien. Die bacchantische Wortsymphonie im „Faust,“ die Franz Liszt zu seinem genialen Mephistowalzer begeisterte, die Ausdeutungen der Beethovenschen Symphonien, des Steyrertanzes und der Zigeunerweisen Mischkas sind musikalische Dichtungen dieser Art von teilweise berauschender Wirkung.

Obwohl sich nun Lenau, was die Nachwirkung der Natur auf sein Dichten anlangt, vorzugsweise einen Zögling der österreichischen Alpen nennen möchte, so konnte er doch nicht dem überwältigenden Eindruck des unermeßlichen, regungslosen Ozeans widerstehn, der gerade in seiner stillen Einsamkeit, wenn alle Pulse zu stocken schienen, etwas Unheimliches, Phantastisches für ihn hat. Wenn einer, so hat allerdings Lenau das Recht, zu bekennen, daß seine Poesie in der Natur lebt und webt. Die Natur war ihm wie eine stille Vertraute, zu der er in seinen Kümmernissen flüchtet, um Trost zu suchen. Erklärte er ja ohnehin das Menschenleben nur für das Bild der Natur, wie es sich in den bewegten Wellen unsrer Triebe male. Er selbst führt den sentimentalen Drang zur Natur auf die ironische Auffassung des Menschenlebens zurück, die das Herz nicht befriedige und deshalb dort eine Lösung der quälenden Dissonanzen suchen heiße. Dabei aber ergreift gerade ihn unwiderstehlich „der Geist der Sehnsucht des schwermütigen Hinsterbens,“ den er in der ganzen Natur herausfühlt. In träumerischer Wehmut möchte er das Lied der letzten Nachtigall auf dem letzten Rosenstrauch hören und mit ihm auch dahinsterben in Todesmüdigkeit.

So wird ihm die Natur zum Symbol seiner eignen Trauer und innern Zerrissenheit. Überall klingen ihm verwandte Stimmungen an, und in farbenprächtigen Bildern weiß er sie festzuhalten. In der Ausmünzung dieser Motive

beweist Lenau eine glänzende, fast einzige Gestaltungskraft. So innige Durchdringung des kosmischen und des seelischen Lebens hat mit der unfruchtbaren Aufzählung alter Beschreibungsmethode ebenso wenig zu thun als mit rein formaler Parallelisierung. „Die wahre Naturpoesie — so postuliert er einmal als Rezensent sein künstlerisches Prinzip — muß unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Konflikt bringen und aus diesem Konflikt ein drittes Organischlebendiges resultieren lassen, welches ein Symbol darstellt jener höhern geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind." Die nähere Erläuterung bringt die Theorie, die er aus Mayers poetischen Naturbildchen abstrahiert. Der Kern seiner Ausführungen ist der, daß die zum Symbol gewordne Naturerscheinung nicht Zweck, sondern nur Mittel sein dürfe zur Darstellung einer poetischen Idee. Erst wenn der Dichter seine Gebilde aus seinem Innern hervorgeschafft habe, soll ihm die äußere Natur aus fruchtbarer Anschauung heraus gewissermaßen das Gewand für seine Idee mit an die Hand geben. Als unkünstlerische Manier verpönt er darum das bewußte Herumspionieren in Feld und Wald und das Ausdeuteln der Naturerscheinungen, wie er es an Mayers Pfingstliedern zumal empfand, obwohl er solchen Liederchen selbst anfangs ein allzufreigebiges Lob gezollt hatte, wie ja auch Mörike noch später diesen „tausend Lieblichkeiten," deren Naivität und Kindlichkeit es ihm gleichermaßen angethan haben mochten, Worte herzlicher Anerkennung widmete. Freilich halten diese tändelnden, sonntäglichen Skizzenblätter keinen ernstlichen Vergleich aus mit Lenaus origineller, oft frappierend kühner Natursymbolik.

Zwar kehren gewisse Lieblingswendungen gern wieder. Selten aber ohne eine neue Schattierung. Der finstere Sturmgeselle wird ihm ein andermal zum trunknen Sänger Gottes oder gar zum wackern Rossknecht, der ein munteres Liedel anstimmt und des Blitzes zuckende Geißel auf seine aufgejagten Wolkenrosse schwingt. Die Stelle aber in den „Marionetten," wo er den Sturm laut und plötzlich auffahren läßt, „wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht," traf nach des Dichters Bericht Uhland wie einen elektrischen Schlag, daß er unwillkürlich zusammenzuckte. Nirgends aber schöpft Lenau tiefer aus seiner Brust, als wenn er Symbole der Vergänglichkeit gestaltet. Ergreifend schön ist das Bild von der Sterbestunde des holden Lenzes, der, vom heißen Sonnenpfeil durchbohrt, lächelnd sein Herzblut verströmen läßt, die Rosen. Werden und Vergehn oder ein heimlichstill vergnügtes Tauschen hört er aus dem Rauschen des Waldes heraus, dem die sanften Lüfte leise das welke Laub abschmeicheln. So ist ihm auch der herbstlich gerötete Buchenwald nur das Sinnbild eines Fieberkranken, dem sich vor dem Scheiden noch einmal flüchtig die Wangen färben. Todesmüdigkeit nimmt ihn gefangen, wohin er blickt. Schlaftrunken neigen sich ihm die Kreuze auf den Gräbern. Der vom Abendwind umspielte Baum, dessen Blätter zur Erde wallen, gleicht er nicht einem Kinde, dem im Schlummer das bunte Spielzeug entfällt? Sogar der Himmel läßt in sinnender Trauer die Sonne aus der Hand gleiten. Und ein märchenhafter Zauberschlaf liegt in dem wundervollen holländischen Landschaftsbild über die ganze Natur ausgegossen. Müde schleichen die Bäche

einher. Die Windmühle läßt ermattet die Flügel hängen. Das Hüttlein selbst hat trutzig die Strohkapuze tief ins Gesicht gezogen. Herbstnebel spinnend ist die Natur am Rocken in Schlummer gesunken.

Damit kontrastiert gewaltig die andre Auffassung der Natur als herzloses, grausames Wesen. Dann werden ihm die Wellen zu heißhungrigen Bestien, die schnaubend und bellend ihr Opfer umspringen. Der alte Mörder Ozean aber nimmt die Miene eines verstockten Sünders an, der nach gelungner That apathisch dareinschaut. Bis zur Mythen schaffenden Kraft verdichtet sich die Symbolik, wenn der Dichter die alte Mutter See durch dröhnende Donnerklagen aus ihrer unheimlichen Totenruhe aufstört zur freudenwilden Tanzorgie mit ihren Wolkentöchtern. Diese grandiose Auffassung erreicht er selbst nicht in seinen Lieblingsversen vom ewigen Hirten, der den Weltenbrand ums göttliche Haupt kreisen läßt, die krächzende Eule der Langenweile zu verscheuchen. Er hatte aber gewiß recht, solche Visionen als tiefsinnig, naiv und gewaltig, „wie eine vom Volke, dem größten aller Poeten, erfundne Legende oder Mythe" zu empfinden. Selbst ans Groteske streifen seine Gesichte. Wie ein zerlumpter, zitternder Strolch taumelt der trostlose Ischler Himmel mit immer vollem Humpen von Berg zu Berg. In dieser überquellenden Bilderkraft sucht Lenau seinesgleichen. Sie ist sein originellster und genialster Zug. Sie machte ihn schon den Zeitgenossen zu einem bewunderungswürdigen Gedankenbildhauer.

Die gehoffte Befreiung von seiner seelischen Qual hat Lenau auch durch sein Einfühlen in die Natur nicht gefunden. Der Schmerz saß zu tief. Die Keime seiner melancholischen Lebensanschauung reichen bis in die Kindheit zurück. Erblich belastet von Vaters Seite her, mußte der von der Mutter mit unendlicher Liebe gehegte Liebling Niki mit entgelten, was an ihr der leichtsinnige und charakterlose Gatte gesündigt hatte. Ein phantasiebegabter, temperamentvoller Knabe, von frühauf verwöhnt und verzogen, hatte sich Lenau nie eine kräftige Lebensbejahung zu eigen gemacht, die den Reibungen nicht aus dem Wege geht, sondern siegreich entgegen zu treten sucht. Aber auch seiner Jugend, die übrigens wohl die glücklichste Zeit seines Lebens war, ist er nicht recht froh geworden. Schon als Knabe bekennt er, eine gewisse Freude am Unglück gehabt zu haben, die sich mit fortschreitenden Jahren immer mehr vertiefte. Der Treubruch der unwürdigen Geliebten Bertha Hauer, die erste große Enttäuschung seines jungen Lebens, blieb ihm unüberwindlich tief „ins Mark gesenkt." Er fühlt sich von einer Art Gravitation nach dem Unglück regiert. Und als ihm die mütterlich besorgte Sophie Schwab einmal wegen seiner Welt- und Lebensunzufriedenheit freundschaftlich den Text liest, weiß er ihr nichts andres zu entgegnen, als daß er sich für eine „fatale Abnormität der Menschennatur" halte und deshalb seinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens ausdenke. Gedanken, wie sie sich ihm zum erstenmal bei dem qualvollen Ende der heißgeliebten Mutter aufdrängten. Daher auch seine Furcht, „jene himmlische Rose (Lotte Gmelin) an sein nächtliches Herz zu heften."

Sinnende Melancholie geleitet ihn wie ein Schatten und läßt ihn nicht

mehr frei. Drei Jahre später beichtet er Emilie Reinbeck: „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit.“ Er sprach die Wahrheit, der arme Nimbsch. Die dämonische Seelenknechtschaft, aus der ihn die abgöttisch geliebte Sophie nie wieder freigeben wollte, hätte auch ein gesünderes Gemüt als das seine zerrütten müssen. Die erschütternde Leidenschaftstragödie vom schmerzlichen Entsagen findet in dem Tagebuch des Dichters einen ergreifenden Ausdruck. Und alle die Leidenstöne, vom geheimen Wimmern bis zum wahnsinnigen Aufschrei der Verzweiflung, dringen auch im Liede nachhallend an unser Ohr. Aber auch die Kunst wurde ihm kein rettendes Palliativ. Er seufzt: „Der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens.“ Seinem Seelenzustand entspricht es, wenn er immer düstere Symbole wählt. Dem Aschenstück seiner Zigarre vergleicht er das verglimmende Leben. Bald ist es ihm nur noch ein „stilles Horchen, Sinnen und Sehnen und unabläßiges Wühlen“ in seiner Seele. Ihn dünkt, der Teufel fange an, Jagd zu halten in seinem Nervenwalde. Vergebens, daß er seine „stark abdunkelnde Seele“ am Gesundbrunnen des göttlichen Homer auffrischen will. „*Ἀμφιμέλας*, das heißt ringsum schwarz“ — dies ist sein letzter Schluß. Oder, wie er einige Jahre zuvor summiert hatte: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.“ Über eine gewisse Passivität ist er eben, darin hat Hebbel Recht, nie recht hinausgekommen. Das Nietzschewort vom Leiden am Leben gilt auch für ihn.

So könnte man Kerners Vers „Poesie ist tiefes Schmerzen“ geradezu als Motto über Lenaus Lieder setzen. Denn Todesengel begleiten ihn wie Leopardi und Novalis in Gedanken durch Leben und Gedicht. Bald quält ihn das drückende Bewußtsein eines verfehlten Daseins, bald erfaßt ihn ein sehnendes Verlangen nach der unschuldigen Reinheit des Kindes wie ein tiefes Heimweh. So wenig aber bei diesem melancholischen Grundcharakter von Lenaus Lyrik eine gewisse Eintönigkeit zu leugnen ist, so bewundernswert ist die Kunst des Dichters, ebenso durch zartes Abdämpfen wie durch kraftvolles Crescendo auch innerhalb dieser Grenzen eine wirkungsreiche Steigerung zu erzielen. Wohl finden sich unter den Jugendgedichten mancherlei Anklänge an Klopstock, die Hainbundlyrik, an Horaz und andre. Doch hat Lenau bald seinen eignen Ton gefunden und in den farbenschönen Heidebildern ein neues, fruchtbares Gebiet erschlossen. Kolorit und Realismus der Darstellung zeigen dieselbe Meisterschaft. Auch sonst herrscht Mannigfaltigkeit des Stoffs. Odendichtungen alten Stils, philosophische Reflexionen und Phantasien, Sagen- und Balladenhaftes wechseln mit Schilderungen der Jahreszeiten, mit Reiseblättern aus Hochgebirge, Seeleben und Urwald und Darstellungen persönlicher Erlebnisse. Dazwischen politische Kampfesrufe, Sympathiekundgebungen für die unglücklichen Polen, Gesellschaftskritik, Aphorismen, Epigramme, Improvisationen. Selten vermißt man formelle Glätte. Immer aufs neue fesselt die Musik der Sprache und der Wohllaut der Rhythmen. Leider beeinträchtigt die allzustark vorwaltende Subjektivität des Dichters noch oft die rein künstlerische Wirkung. Wo es ihm aber gelungen ist, diese zu allgemeingiltigem

Ausdruck zu kristallisieren, hat er Dichtungen geschaffen, die zu den Perlen unsrer deutschen Lyrik zu zählen sind. Die berühmten Schilf- und Waldlieder sind nicht die einzigen. Solche Lieder bestricken allerdings durch ihre träumerische Weichheit und sind nach Grüns Wort „feierlich und beruhigend wie sommerabendlicher Glockenklang." Künstlerisch stehn Lenaus Gedichte am höchsten von seinen Leistungen.

Dennoch begnügte er sich nicht mit dem Lorbeerkranz des Lyrikers. Ein Feind des künstlerischen Indifferentismus, sieht er die Aufgabe eines wahren Dichters nach Martensens Bericht darin, „dem unwahren zeitlichen Bewußtsein der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtsein entgegenzusetzen." Mit andern Worten: der Dichter soll seiner Zeit zum Befreier und zum Propheten werden. Deshalb nahm er lebendigen Anteil an den geistigen und politischen Zeitströmungen. Nicht als trockner Moralist, sondern als begeisternder Herold. Es ist ihm nicht gelungen, für seine Ideen die adäquaten Formen zu finden. Die alten Schläuche wurden durch den neuen Wein, den er darein füllte, zersprengt. Aber schon der Versuch, Stoffe früherer Zeiten zum Gefäß ganz moderner Ideen zu machen, erweckt Interesse, zumal da er mit einer gewissen Hartnäckigkeit dabei mit klassischen Vorgängern in Wettbewerb trat. Es mußte ihn geradezu reizen, seine starke künstlerische Individualität mit Meistern wie Goethe und Byron zu messen. Es war ein vergebliches Ankämpfen. Aber auch seine Mißerfolge haben nichts Beschämendes. Drei große episch-lyrische Dichtungen sind die Marksteine dieses Entwicklungsganges: Faust, Savonarola, die Albingenser.

Lenaus Faust ist davon die bedeutendste. Nicht sowohl in Hinsicht auf formelle Geschlossenheit, wohl aber als psychologisches Kunstwerk. Diese Dichtung erscheint als eine Generalbeichte des Denkers und Grüblers Lenau. Nirgends giebt sich der Dichter so persönlich als in diesem aus Lebenserinnerungen und Gemütserfahrungen gewobnen Gedicht. Hier schien ihm der Ort, seinen ganzen innern „Höllenstoff" abzuladen. Die Komposition ist sehr locker. Es sind eigentlich nur „Faustische Bilder," wie der Dichter den Titel anfangs geben wollte, der überdies ausdrücklich nur die psychologische und die metaphysische Einheit betont, da ihm die historische zu begrenzt erschien. Durch diese mehr exemplifikativen Fakta will er sich die Perspektive in einen großen Hintergrund offen halten. Geht man von dieser Absicht des Dichters aus, so wird man das Gedicht nicht einseitig nach Goethes gewaltiger Menschheitstragödie beurteilen. Lenau will nur seinen Faust, sich selbst geben. Er ist durchaus subjektiv. Daß er damit der alten Sage trotz der analogen Schlußwendung nicht gerecht werden konnte, ist klar. Der moderne Skeptiker und der alte erkenntnisdurstige Erzzauberer haben nur wenig gemein. Darüber freilich, daß Lenau auch nach Lessing und Goethe seinen Faust noch vom Teufel holen läßt, braucht man nicht mit ihm zu rechten. Sein Faust scheint eben seiner ganzen Anlage nach zum Untergang prädestiniert. Ganz systematisch arbeitet Mephistopheles an dem Verderben des ihm einmal Ergebnen. Erst löst er ihn von der Gemeinschaft mit Christus. Dann verstrickt er ihn in betäubenden Sinnentaumel und verleitet ihn im Affekt zum Mord. Dadurch führt er den Bruch mit der Natur herbei. Das ist sein zweites Ziel. Faust

empfindet überall geheime Vorwürfe der Natur. Er fühlt sich verstoßen und geächtet von dieser Freundin und beginnt in stolzem Selbstgefühl zu grollen. Die sich regende Reue kämpft er schließlich gewaltsam nieder und verflucht seine Kreaturschaft. Sich in sich selbst zusammenzufassen und selbst Gott zu sein, ist sein letzter Wunsch. Und in dem Bewußtsein träumt er sich todessehnsüchtig das Messer ins Herz. Es ist aber ein sophistischer Trugschluß. Der Teufel triumphiert über den Betrognen. Die Lösung ist keine Lösung. Der Dichter konnte sie auch nicht geben, weil er, wie Prutz bemerkt, selbst keine gefunden hatte. Obgleich aber Lenau seinen Faust im Gegensatz zu Goethe gedichtet hatte, finden sich ebenso zahlreiche unbewußte Parallelen in Stoff wie Anklänge in der Sprache. Auch ein Beweis für die tiefe Nachwirkung des herrlichen Kunstwerks. Desgleichen wirken Reminiscenzen aus Byrons Manfred nach.

Martensens christliche Um- und Ausdeutung dieser pessimistisch-skeptischen Dichtung ist unhaltbar. Dagegen hat er weitgehende Einwirkung ausgeübt auf Lenaus folgende episch-lyrische Proklamation, den „Savonarola," der ihm auch gewidmet ist. Einem Liede Sophies verdankt Lenau die Anregung. Das Gedicht war ursprünglich als Mittelstück einer großen epischen Trilogie, die noch Huß und Hutten umfassen sollte, geplant. Obwohl Lenau damit gleichsam der physiologischen Seite der Reformation gerecht zu werden hoffte, so verleugnet es doch den Charakter eines modernen Tendenzgedichts keineswegs. Denn die Kampfesrufe gegen das heidnische Mediceertum werden von Castle richtig als ein Protest des christgläubigen Dichters gegen Heines Hellenismus gedeutet. Und wenn das Gedicht auch nicht eine „antihegelische Christologie in Jamben" war, so hält doch der Verfasser mit seiner Polemik die zeitgemäße Philosophie und Religionsforschung, gegen Hegel und Strauß, durchaus nicht zurück. Bewundernswert ist es, wie der Dichter den spröden Stoff seinen künstlerischen Zwecken dienstbar zu machen versteht. Er hat es allerdings meisterlich vermocht, den eigentümlichen Duft religiöser Anschauung zusammenzuhalten.

Lenau blieb der in diesem Gedicht bekundeten mystisch-christlichen Weltanschauung nicht lange treu. Sie war nur eine Krisis für ihn. Das pathologische Gegenstück zum „Savonarola" kam nicht recht zur Ausführung. Er ist schließlich zufrieden, daß er aus dem unfruchtbaren Stoffe, dessen „ewige Monotonie des Kriegsgeschreis" ihn verstimmt, einen leidlichen Kranz Romanzen, die sich mit Held Ziska befassen, herausschlägt. Dafür aber findet er glücklichen Ersatz in dem ihm von dem Romanisten Ferdinand Wolf empfohlenen Albingenserstoffe. Durch ihn verleiht Lenau seiner männlich kühnen Überzeugung vom Recht der freien Forschung und dem Siege der unwiderstehlichen Freiheitsgedanken einen fast überwältigenden Ausdruck:

> Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
> Die freie Forschung ists, wozu wir uns bekennen.
> Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten,
> Es gilt das höchste Recht auf Erden zu verfechten.

Es war Lenaus eignes heiliges Gelöbnis. Er duckt sich nicht. Das zeigen

auch die schmetternden Zukunftsfanfaren des Epilogs, der mit seinem grandiosen — „und so weiter!“ eine schier unabsehbare Perspektive eröffnet. Es geht ein großer Zug durch das Gedicht. Sein Held ist der Zweifel nach des Dichters eignem Ausspruch. Allerdings sind die Farben, die schon im „Savonarola“ bisweilen grell aufgesetzt wurden, hier noch schreiender. Willibald Alexis kritisierte nicht unzutreffend: „Gräßliche Bilder mit glühenden Farben und allem Schmelze der Kunst.“

Zu solcher Prophetie hat sich Lenau nicht wieder erhoben. Ehe der „melancholische Sprosser“ ausgesungen hatte, traf ihn der tödliche Schlag. Dennoch ist uns aus seinem Nachlaß noch ein Fragment beschert worden, das man seinen besten lyrischen Epen an die Seite stellen darf: der „Don Juan.“ Ein Gegenstück zum Faust. Die der Dichtung zu Grunde liegende Idee hat Lenau selbst gesprächsweise formuliert. Der Held wird von dem sehnsüchtigen Verlangen nach einem Weibe regiert, indem er im Individuum die Gattung oder nach des Dichters Äußerung das „inkarnierte Weibtum“ selbst genießen kann. Ein vergebliches Trachten, das ihn zuletzt des Lebens ganze Langeweile empfinden läßt, sodaß er, vom Überdruß übermannt, dem Todfeind Don Pedro die Brust bietet und sich erstechen läßt. Das Gedicht ist bisweilen eine dithyrambische Verherrlichung bacchantischen Liebesdrangs. Dennoch bleibt auch der leidenschaftliche Genußjäger von den Qualen der Reue nicht verschont, sodaß er einen Ozean durch seine sündige Seele jagen möchte.

Am 22. August 1850 hatte der wahnsinnige Dulder ausgelitten. Ein reiches lyrisches Talent von naturwüchsiger Gestaltungskraft wurde mit ihm zu Grabe getragen. Der Nachrufe trauernder Sangesgenossen schien kein Ende zu sein. Aber auch vom deutschen Volk ist der Dichter Lenau noch treu verehrt und unvergessen:

Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenrot vergoldet ihre Schwingen. (Anast. Grün.)

# F. X. Kraus und der „religiöse Katholizismus“

Von Max Wingenroth

(Fortsetzung)

Konsequenterweise mußte Kraus weiter fordern, daß das Monstrum einer politischen „katholischen“ Partei aufhöre zu existieren, wie denn eine solche bei der Gründung der „Zentrumsfraktion“ noch nicht geplant war; dieser gehörten doch auch Protestanten an. — Nur dann, wenn parteipolitische Gründe nicht mehr im Wege stehn, sei es den Katholiken möglich, sich ehrlich mit der Idee des modernen Rechtsstaats abzufinden und auf die Geltendmachung angeblicher Herrschaftsrechte der Kirche zu verzichten, die allerdings meist nicht offen, sondern versteckt reklamiert werden. Dazu gehört ja vor

allem die Herrschaft über die Schule. „Zur Zeit, wo die Kirche zum Staate geworden war und die meisten staatlichen Kulturaufgaben von jener absorbiert und bestritten wurden, war die Schule allerdings in allen ihren Etappen der Kirche unterworfen. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum des Ultramontanismus, sich nicht die Vorstellung aneignen zu können, daß dies Verhältnis für immer aufgehoben ist und niemals wiederkehren wird.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 253.) Kraus war kein großer Freund der Simultanschule, durch die seiner Ansicht nach der konfessionelle Gegensatz früh in die Seele der Kinder hineingeworfen werde, aber er verkannte nicht, daß bei der heutigen gemischten Beschaffenheit der Bevölkerung die konfessionelle Schule kaum durchführbar ist. Klar war ihm vor allem, daß „der Staat die Hoheitsrechte über die Schule nicht aufzugeben vermag, ohne seine eigne Idee zu zerstören. Darum hat auch die Freiheit des Unterrichts ihre in der Majestät des Staates gegebne Grenze, die respektiert werden muß, weil es keinem Bürger freisteht, sich von den Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen, solange er Staatsbürger bleiben will, loszusagen, noch dem Staate möglich ist, ihn von solchen zu entbinden, ohne sich selbst zu negieren. Die Kirche in einen Kampf gegen die Oberhoheit des Staates über die Schule hetzen, heißt ein frivoles und völlig aussichtsloses Spiel treiben.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 185.) Des Kampfes Ergebnis wäre nach Kraus wohl die völlige Austreibung der Kirche aus der Schule.

Aus diesem Programm ergeben sich drei weitere Forderungen, die eigentlich an die Spitze gehört hätten, da erst nach ihrer Erfüllung an die Erledigung der andern gedacht werden kann. Erstens: größerer Einfluß der nördlich von den Alpen wohnenden, das heißt also wesentlich der germanischen Völker auf die Leitung der Kirche und entsprechende Zusammensetzung des Kardinalkollegiums, das heute fast rein italienisch ist; zweitens: auf ehrenvolle Weise ausgesprochner Verzicht auf die Wiedererlangung des Kirchenstaats, und drittens: Zurückdämmung des übermächtigen Einflusses der Jesuiten.

Nun hängen aber die letzten beiden Forderungen eng miteinander zusammen. Die Lösung der römischen Frage ist in der That der Angelpunkt, um den sich seit dreißig Jahren die Geschichte der katholischen Kirche dreht. Kraus hat an verschiednen Orten, in der Deutschen Rundschau, in der Rassegna Nazionale, vor allem in den Spectatorbriefen und zuletzt im „Cavour“ die Geschichte der weltlichen Herrschaft der Päpste geschrieben, seit Döllinger wohl das Glänzendste und Zuverlässigste, was darüber publiziert worden ist. Er hat auch die Möglichkeit einer Lösung der Frage nach allen Seiten hin erörtert und staatskundiger als die meisten andern, die sich darüber geäußert haben, alle äußern und innern Schwierigkeiten dargelegt. Für jeden, der sich mit Politik befaßt, dürfte die Kenntnis dieser Artikel vom höchsten Nutzen sein. Trotz aller Schwierigkeiten aber hörte er nicht auf, mit Bischof Bonomelli von Cremona seinen Zeitgenossen zuzurufen: „Die heutige Gesellschaft hat kein Verständnis mehr für die Vorstellung, als könne irdische Herrschaft etwas der Idee des Priestertums inhärentes sein, und wehe dem Priester, der die Augen nicht öffnen will, um diese Dinge so zu sehen, wie sie eben sind.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 125.) Er betonte, daß die Kurie nur einen ehrenvollen Frieden schließen könne, und daß genügende Garantien für die absolute Freiheit des Papstes dazu Bedingung sei, daß also ein gegenseitiges Entgegenkommen der beiden Teile dazu nötig sei. Warum aber eine endliche Lösung nicht nur für Italien, sondern auch für ganz Europa, nicht zum letzten für Deutschland von der größten Wichtigkeit sei, hat er treffend dargelegt und damit die Bedeutung dieser Frage wohl nicht überschätzt; das beweisen die Mächte, die am Fortbestande des Dissenses zwischen Rom und Italien interessiert sind: Frankreich, die Jesuiten und die Ultramontanen. Frankreich aus Gründen seiner internationalen Politik. Die Jesuiten, weil

der heutige Zustand am meisten geeignet ist, ihre Macht über den heiligen Stuhl zu erhalten, denn diese ist zum Teil eine Geldfrage, und nur ein guter Friede mit Italien könnte den heiligen Stuhl nach dieser Hinsicht befreien. Weil endlich der fortdauernde Kampf um die Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft die Verewigung des „politischen Katholizismus" bedeutet, weil durch diesen Kampf eine Beschränkung auf das rein religiöse Gebiet unmöglich ist, weil die Politik Roms durch ihn in allen Fragen beeinflußt und regiert wird, deshalb muß das Weiterbestehn der römischen Frage den Jesuiten und Ultramontanen im Grunde ebenso erfreulich sein, wie sie Kraus verderblich und als eine der schwersten Wunden der Kirche erschien.

Es war also ein innerer Zwang, daß er seit mehr als fünfzehn Jahren immer wieder anonym oder mit offnem Visir auf diesen Punkt zurückkam. Aus dem diametralen Gegensatze gegen die Bestrebungen der Jesuiten ergab sich selbstverständlich auch deren Bekämpfung, und es bedeutet somit eine gänzliche Unkenntnis Krausscher Ideen oder eine absichtliche Vertuschung, wenn dieser Standpunkt von gewisser Seite als ein aus persönlichen Gründen heraus entstandnes Vorurteil, als eine unbegreifliche „vorgefaßte Annahme" bezeichnet worden ist. Kraus wußte sehr genau, warum er beim Falle Schell den Satz niederschrieb: „Ob diese Vorgänge jenen Konservativen die Augen öffnen werden, welche sich im Reichstag dazu hergeben, dem Zentrum und der Sozialdemokratie mit der Rückberufung der Jesuiten Jahr für Jahr eine so niedliche Freude zu machen? Werden sie endlich begreifen, daß das Deutsche Reich noch zu jung und innerlich noch zu wenig erstarkt ist, um seinen unerbittlichen Todfeinden gegenüber sich eine neue Niederlage gestatten zu dürfen?" (Allgemeine Zeitung, Hauptblatt, 1899 Nr. 61.) Er wußte, daß alle seine und seiner Vorgänger Gedanken in den Jesuiten die schärfsten Feinde gehabt haben und immer haben werden, er wußte und sprach es wie oben öfters aus, daß der Orden Jesu der verbissenste Gegner alles deutschen Geistes und der deutschen Nation sei, daß das Zentrum nur seine getreue Armee, allerdings oft mit Unklarheit über diesen letzten Punkt sei; er wußte, daß die berechtigte Freiheit der Forschung katholischer Gelehrten, die er verteidigte, die hartnäckigsten Feinde in den Jesuiten habe, die ja an der Spitze des Index und des Sant' Uffizio stehn, den Jesuiten, die das in ihrem Orden herrschende Gesetz des Kadavergehorsams zum Gesetz des ganzen Katholizismus zu machen suchen. Daher ihr teils versteckter, teils offner Kampf gegen die theologischen Fakultäten, die doch immer noch eine gewisse Freiheit der Forschung bewahrt haben. Sie möchte man um jeden Preis unter die strenge Überwachung und Herrschaft des Bischofs stellen, wie Kraus es nannte: entmannen, und bevor das gelungen ist, die Erziehung des Klerus ihnen mehr und mehr entziehn. Schon in seiner Rektoratsrede wandte sich Kraus scharf gegen diese Bestrebungen, die nur geeignet sind, die Bildungsstufe des Klerus hinabzudrücken, und erklärte, das deutsche Volk würde auf die Dauer keinen Klerus ertragen, dem diese höhere Bildung abginge. (Über das Studium der Theologie sonst und jetzt. Freiburg, 1890.)

So stand F. X. Kraus allezeit auf der Warte, als freier deutscher Mann, als zweifellos mächtigster Kämpfer gegen alle Bestrebungen virorum obscurorum, der der katholischen Kirche in den letzten Jahrzehnten erstanden ist. Selbstverständlich auch als bestgehaßter Mann in den dunkeln Kreisen, die ihn auf jede Weise bekriegten. Mit welchen Mitteln, haben wir noch nach seinem Tode gesehen. Im allgemeinen pflegten ihn solche Angriffe nicht zu berühren, er war eine viel zu gesunde Natur dazu, so setzte er einem seiner Tagebücher den Leitspruch vor: Increpor; vituperor: ergo sum! Aber manchmal schmerzte es ihn, eine innerlich religiöse Natur und einen getreuen Katholiken, doch, gerade diese Eigenschaften angezweifelt zu sehen. „Kein Gift wirkt sicherer,

schrieb er einmal in solcher Stimmung, kein Dolch verwundet schmerzlicher, als derjenige, welchen unsre eignen Hausgenossen auf uns zücken. Für den katholischen Schriftsteller, der die ganze Arbeit seines Lebens dem Dienst seiner Kirche gewidmet, der Tag und Nacht nur auf die Verteidigung der christlichen Wahrheit gesonnen und kein Opfer gescheut hat, um der Sache Christi und seiner Kirche zu dienen, für ihn giebt es keinen tiefern Schmerz, als seine redlichsten Absichten verkannt, die Treue seiner Gesinnung verdächtigt, die Aufrichtigkeit seiner Überzeugung bemängelt, all sein Thun und Lassen von den echten Nachfolgern des biblischen Pharisäismus begeifert und entstellt zu sehen.“ (Essays I, S. 156.) Unter solchen Eindrücken konnte er wohl auch hie und da Anfälle von Mutlosigkeit haben und düster in die Zukunft schauen. „Angesichts des Meeres von Erbärmlichkeiten, das uns umgiebt, überkommt uns der Zweifel, ob die Stimme der Mäßigung noch irgend eine Aussicht habe, gehört zu werden.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896, Nr. 177.) Auf diese Worte folgt eine schöne poetische Stelle, im Traum erscheint ihm die düstere Zukunft der Kirche. Als er aus dem Traume erwacht, tröstet ihn der sechste Gesang des „Paradiso,“ die berühmte Geschichte von Romeo, der seinem Herrn, dem Grafen der Provence, treulich gedient hat, bis ihn das Volk der Neider und der Schmeichler aus dessen Gunst trieb, und er das Land verlassen mußte, im Bewußtsein seiner Treue immer noch Segen über seinen Herrn herabflehend. Dieses Bewußtsein stärkte auch ihn. Und sein fester Glaube an die Lebenskraft der katholischen Kirche half ihm immer wieder über solche Augenblicke hinweg, verlieh ihm den Mut, auf die Zukunft zu hoffen, sodaß er noch wenig Wochen vor seinem Tode die überraschend hoffnungsfreudigen, merkwürdig siegesgewissen Worte niederschreiben konnte: „Die Idee des religiösen Katholizismus, einmal hinausgeworfen, wird ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern; sie wird dem Christentum ein neues Heim bauen, nicht in einer vom Zwang zusammengehaltnen, vom Schrecken beherrschten Umgebung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit.“ (Cavour S. 94.)

In wenig Blättern Krausens Biographie auch nur zu skizzieren, ist unmöglich, man müßte damit beinahe die Geschichte des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert schreiben, da er, mehr noch als Döllinger, mit der gesamten Bewegung in den verschiedensten Ländern verwachsen war und sie alle auf ihn eingewirkt hatten. Es ist dies sozusagen das welthistorische Interesse, das sein Leben bietet, und das ganz auszuschöpfen nur eine große Biographie imstande wäre. Wir müssen uns hier mit kurzen Andeutungen begnügen.

Im Jahre 1840 in Trier geboren, ist Kraus in frommer Umgebung und strenggläubiger Familie aufgewachsen. Es war die Zeit, wo noch, besonders stark in dem weltentlegnen Moselthale, die Romantik lebendig war, sie, die allen Zauber der Poesie ausgoß auf die Geschichte der katholischen Kirche. Krausens Mutter, deren Gesichtszügen die seinen sehr ähnlich waren, scheint in dieser Welt der Poesie heimisch gewesen zu sein, und unter ihrem Einfluß hat sich die schwärmerische Seele des Knaben an deren großen Schöpfungen genährt: er ist immer ihr Verehrer geblieben, und es war ihm jederzeit eine große Befriedigung, wenn er verborgne Schönheiten der geliebten Dichter ans Licht ziehn konnte; ich erinnere mich z. B., mit welcher Begeisterung er mir vor zehn Jahren das Schönste aus Clemens Brentanos Frühlingskranz vorlas. Der Heranwachsende trieb sich ferner viel in Ateliers von Malern herum, die in seinem väterlichen Hause verkehrten, und deren Bilder mit ähnlichen Tönen den Zauber der alten Welt schilderten. In seiner Kunstanschauung, in seinem Urteil über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist er immer Romantiker und Nazarener geblieben.

Dies waren wohl die wichtigsten Jugendeindrücke. Man muß sich dabei erinnern, wie weit die großen Katholiken der ersten Hälfte des Jahrhunderts von der Engherzigkeit entfernt waren, die heute die maßgebenden katholischen Kreise beherrscht. Es genügt an Görres zu erinnern, den ehemaligen Jakobiner, der in unsern Tagen als gefährlich selbständiger, geisteshochmütiger Mann häufigen Zensuren nicht entgangen wäre. Welcher Unterschied zwischen ihm und der Görresgesellschaft mit ihren Politisch-historischen Blättern! Der falsche Klang, den heute der Name Görres hat, rührt wesentlich davon her. Aber man lese nur einmal den Briefwechsel zwischen ihm und Clemens Brentano oder seine Mystik, die allerdings auf den Index sollte, und man wird die Verehrung verstehn, die Kraus sein Leben lang für ihn hegte. Während so die Kreise, unter deren Einfluß der junge Mann stand, nicht in dumpfer Stille befangen waren, muß auch von vornherein in seiner Natur etwas gelegen haben, was ihm alle Engherzigkeit, alle chinesischen Mauern verhaßt machte.

Der Romantik danken wir die Neubelebung und Neugestaltung der historischen Disziplinen, nicht zum wenigsten des Studiums des christlichen Altertums und der Kunstgeschichte. In Trier lebten einige Männer, die den wissensbegierigen Jüngling darauf lenkten: mit welcher Begeisterung mag der junge Romantiker die Ruinen und Kirchen seiner Vaterstadt studiert haben. Damit waren die Keime zu seiner künftigen wissenschaftlichen Entwicklung gelegt. Als Sohn eines so frommen Hauses hatte er sich der Theologie gewidmet. Kuhn und Hefele in Tübingen sind seine Lehrer gewesen, sie, die man die frömmsten und freisten Geister des damaligen Katholizismus genannt hat. Daß Hefele während des Vatikanischen Konzils ein Führer der Antiinfallibilisten war, auf dessen geraden und festen Charakter man die größten Hoffnungen setzte, ist bekannt.

Im Jahre 1865 erhielt Kraus die Priesterweihen. Die Ansprache, die sein Vater bei der Primizfeier an ihn hielt, ist der stärkste Beweis des innig gläubigen Geistes, worin er aufgewachsen ist; er selbst hat später mit mächtiger Beredsamkeit die Bedeutung und die Herrlichkeit seines Standes geschildert. Er hatte sich zugleich den Doktorhut in der Theologie und in der Philosophie erworben. In Bonn hatte er bei Ritschl und Jahn, den großen Meistern der Philologie, studiert. Auch die Sprachwissenschaften sind ja ein Kind und zwar ein bevorzugtes der Romantik gewesen. In ihnen hat sich aber auch der Geist strenger Kritik entwickelt, der manches sagenhafte Gebilde, manche Legende zerstörte. Krausens scharfer Verstand hat hier reichlich Nahrung gefunden, und so legte er denn frühzeitig die Sonde der Kritik an die Denkmäler des Altertums, was ihm hie und da, z. B. von einem alten Lehrer in der Kunstgeschichte, Domkapitular Wilmowsky in Trier, nie verziehen worden ist.

Frühzeitig unternahm er Reisen nach Italien und Frankreich, die für seine Entwicklung von der größten Bedeutung waren. Er ist das gewesen, was ein gangbarer französischer Ausdruck extrêmement curieux nennt. Wo er auch war, in welchem Lande und in welcher Wissenschaft, er suchte immer in das gesamte geistige Schaffen, in die Werke seiner Größten einzudringen. Wann die Gestalt Rosminis, des größten katholischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, in seinen geistigen Gesichtskreis trat, weiß ich nicht genau zu sagen. Aber dieser Mann, der wie ein Heiliger lebte und bei überzeugtester Frömmigkeit von freier, origineller Denkart war, ist ihm immer ein leuchtendes Beispiel gewesen. Zugleich wurde er bekannt mit den Schriften Manzonis, mit Gioberti und andern Italienern. Der größte Dichter der katholischen Welt, Dante, ist von früh auf sein Begleiter gewesen.

So neigte schon der Jüngling mit seinen Sympathien nicht auf die Seite der jesuitischen Partei. Auch die Gestalten der Kirchengeschichte, die ihm früh die liebsten waren, und mit denen er sich oft beschäftigte, sind Vertreter einer

freien Tonart, so z. B. Nikolaus von Cusa, ein Sohn seines engern Vaterlands, so der große Gelehrte Gerson, der ein gemäßigter, während der andre ein geradezu radikaler Vertreter der antipapalistischen Partei im fünfzehnten Jahrhundert war; so die Mystiker, zu denen er sich auch aus innerm Herzenstriebe hingezogen fühlte — Thomas a Kempis führte er jederzeit mit sich —; so Benedikt XIV., vielleicht der geistig am höchsten stehende Papst der letzten drei Jahrhunderte. Kraus ist ja auch einer der wenigen katholischen Schriftsteller, der dem verpönten deutschen Kirchenpolitiker des achtzehnten Jahrhunderts „Justus Febronius,“ dem Weihbischof Nikolaus von Hontheim einen Artikel widmete. Allerdings verband beide das Interesse an ihrer Heimat, deren Historiker Febronius war.

Wichtiger noch als die Aufenthalte in Italien waren für seine Entwicklung vielleicht die in Frankreich. Der lebhafte Sohn der Rheinlande, deren Bevölkerung doch manche Bestandteile gallischen und römischen Blutes enthält, hat den beiden großen romanischen Nationen, ihrer herrlichen Kunst und Litteratur jederzeit besondre Sympathie gewidmet. Schon früh hat er Schriften Lacordaires und Ravignans übersetzt. Der letztgenannte große Prediger war einer der edelsten Jesuiten, die je gelebt haben, und später auch ein entschiedner Gegner des Tones des neugegründeten Organs des Ordens, der Civiltà cattolica. Als Einundzwanzigjähriger ging Kraus auf anderthalb Jahre als Hauslehrer in eine vornehme Familie der Normandie, die dem Grafen Montalembert nahe stand. Hier wurde er mit den Ideen der großen französischen liberalen Katholiken, der Montalembert, Cochin, Gratry, Lacordaire, Dupanloup vertraut. Der tiefe Einblick in die katholische Bewegung in Frankreich, deren Geschichte zu schreiben einer der Pläne war, an deren Ausführung ihn der Tod gehindert hat, ist von grundlegender Bedeutung für seine Geistesrichtung gewesen.

Die französische Kirche, la fille aînée de l'Eglise, die neuerdings ein trefflicher Aufsatz in der Beilage der Allgemeinen Zeitung geschildert hat, ist ihrer Mutter gegenüber ja immer von großer Selbständigkeit gewesen. Ich kann auf die verschiednen Phasen des Gallikanismus bis zur Revolution hier nicht eingehn, möchte aber zur Charakteristik den Satz anführen, mit dem Voltaire die Politik Frankreichs gegenüber dem römischen Stuhl kennzeichnet, und der auch mit Modifikationen von der Stellung des französischen Episkopats gilt: Elle (la France) regarde le Saint Père comme une personne sacrée à laquelle il faut toujours baiser le pied, mais lier quelquefois les mains.

Nach den Stürmen der Revolution, als sich überall ein religiöser Aufschwung vorbereitete, als Chateaubriand den Gebildeten das Christentum ästhetisch genießbar machen wollte, da hatten in Frankreich zwei Männer, Joseph de Maistre und Lamennais die Grundsätze des extremsten Papalismus proklamiert. Wenn auch Lamennais, der nach Döllingers treffendem Ausdruck Glauben und alles an das Pferdehaar der päpstlichen Unfehlbarkeit aufhing, als dieses für ihn riß, mit der Kirche zerfiel, so waren doch seine Ideen leider eine Zeit lang nicht ohne Einfluß auf einige der Männer geblieben, die die Zierde des französischen Katholizismus im zweiten Drittel des Jahrhunderts waren, auf die Montalembert, Lacordaire, Berryer, Ozanam, Cochin und andre. Sie standen seit 1830 an der Spitze der Bewegung. Mit der besten Absicht und ohne zu wissen, was sie thaten, schufen sie in den vierziger Jahren die katholische Partei, ein Werkzeug, wie sie meinten, zur Beschützung der wahren Freiheit der Kirche und der Gewissensfreiheit überhaupt, indem sie aber dieses Wort nicht in dem Sinne verstanden, worin es heute von gewisser Seite gebraucht wird. Nur wenige ahnten die Gefahr, so Ozanam, der wiederholt warnte, so der vornehmste Historiker, den Frankreich im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat, der Graf Tocqueville. Nach der achtundvierziger Revolution schuf diese Partei die loi Falloux, an deren Beseitigung gerade heute

gearbeitet wird. Wenn ihr Urheber, der gemäßigte, durchaus nicht ultramontane Graf Falloux, die verderblichen Wirkungen seines Gesetzes hätte voraussehen können! Bald kehrte sich das Heer, das diese Männer geschaffen hatten, gegen sie, als an seine Spitze Louis Veuillot trat, dieser Prototyp des allmächtigen Journalisten und rabiaten Ultramontanen. Die liberalen Katholiken — insofern ein irreführender Ausdruck, als sie keineswegs irgend ein Dogma in irgend einer Form abgeschwächt wissen wollten — wurden vollständig in die Ecke gedrückt. Erst jetzt gingen ihnen die Augen auf über die furchtbare Bedeutung des in der Kirche allezeit latent vorhandnen politischen Katholizismus. Bei seinen Besuchen in Frankreich — am Anfang und am Ende der sechziger Jahre — fand Kraus diese Lage vor; die korrigierten Ideen der geschlagnen Partei waren auf ihn von größtem Einfluß, teilweise ist er auch ihren Vertretern persönlich nahe getreten. Wo er von ihnen sprach und schrieb, geschah es mit besondrer Wärme. Mit derselben Verehrung hing er an den großen Toten der gallikanischen Kirche, insbesondre an Fénélon und den Einsiedlern von Port Royal. Wie oft hat er mir von den herrlichen Abenden erzählt, die er bei der Lektüre von Sainte Beuves Port-Royal verbracht hat.

Lamartine spricht einmal von der famille universelle que chacun de nous choisit dans tous les pays et dans tous les siècles pour s'en faire la parenté de son âme et la société de ses pensées. Wir haben im Vorhergehenden Krausens geistige Familie kennen gelernt und begreifen, daß wer in den wichtigsten Jahren seiner Entwicklung mit diesen lebenden und toten Geistern in Verkehr stand, für den Ultramontanismus von vornherein verloren war. Eine weitere, grundlegende Geistesrichtung macht sich aber in derselben Zeit bei Kraus bemerkbar. Er wuchs auf in Zeiten, wo der politische Liberalismus in voller Blüte stand, und er ist in gewissem Sinne immer ein Altliberaler geblieben; das zeigt sich in der Art, wie er vom Bürgerstande und von dessen Bedeutung spricht. Durch seine eindringenden Studien war in ihm die Erkenntnis fest geworden, daß der moderne Rechtsstaat die höchste Form des Staatslebens sei, die bisher erreicht wäre, und daß also alle Versuche, diese Staatsform zu Gunsten einer vergangnen zu vernichten und zur Erreichung partikularer Zwecke zu unterminieren, im allerhöchsten Grade verwerflich und zu bekämpfen seien. Zu dieser Überzeugung kam noch eine angeborne politisch-diplomatische Begabung, die zu einer aktiven Beteiligung an der lebendigen Geschichte drängte. Seine Fähigkeiten nach dieser Seite hin wurden denn auch bald gewürdigt, und als junger Kaplan in Pfalzel hatte er schon manche Missionen auszuführen. Schon früher aber, auf der Katholikenversammlung in Trier im Jahre 1865 hat er einen Beweis seiner Anhänglichkeit an den preußischen Staat und seiner Geschicklichkeit gegeben, einen Beweis zugleich, wie früh er schon genau zu trennen wußte, was Gottes und was des Kaisers ist. Dort war von gewisser Seite ein Antrag gegen den Schulzwang und das Schulaufsichtsrecht des Staates geplant. Kraus hatte den Ausbruch des Schulstreits in Baden angesehen, wußte also, was das hieß. Verschiedne loyale Katholiken suchten ihn auf und legten ihm ihre Not vor. „Ich schlug ihnen vor, so erzählt er, das Zustandekommen der ganzen Verhandlung zu verhindern, und ich setzte dann den maßgebenden Persönlichkeiten auseinander, daß das Eingehn auf diesen Gegenstand und die Abfassung gewisser Beschlüsse eine durch nichts motivierte Herausforderung der preußischen Regierung darstelle, die hinsichtlich der Leitung der Schule mit der Kirche im besten Einvernehmen lebe, von den Katholiken aller Länder mit Recht beneidete Einrichtungen gewähre, und deren Gastrecht man hier genieße. Thissen ging sofort auf diese Gesichtspunkte ein und setzte es durch, daß von einer prinzipiellen Diskussion über den Schulzwang abgesehen werde. Was er über die Sache sagte, war im wesentlichen, was ich ihm darüber vorgelegt hatte; es war auch

den Führern kein Zweifel darüber gelassen, daß ein Aufrollen dieser Frage nicht ohne eine sehr scharfe Zurückweisung bleiben werde. So kamen wir damals an diesem Vorspiel des Kulturkampfes vorbei, freilich nicht, ohne daß der Vorsitzende des Kongresses, Freiherr Heinrich von Andlaw, mir nach der Zerstörung seines Feldzugsplanes einen Blick »stechender Hochachtung« zusandte. Die Leute, denen die Concordia Sacerdotii et Imperii schwer im Magen liegt, fingen damals an, mir jenen liebenswürdigen Haß zu widmen, dessen ich mich heute noch erfreue.“ (Essays II. 392.)

In solcher Stimmung, mit zahlreichen gelehrten Arbeiten beschäftigt, traf ihn das Jahr 1870 und das Vatikanische Konzil. Er so wenig wie die bedeutend ältern und erfahrnen Größen des nicht-jesuitischen Katholizismus ahnten zeitig genug alles, was es bringen sollte. Anzeichen waren eigentlich genug vorhanden, ein letztes und deutliches der Syllabus. Aber man gefiel sich lange Zeit darin, diesen nur als eine Abwehr momentan gefährlicher Strömungen aufzufassen, obgleich es immer fühlbarer wurde, daß Pius IX. ganz unter den Einfluß der Societas Jesu geraten war. Beim Antritt seiner Regierung war der Papst dieser ja nichts weniger als gewogen. Es ist bekannt, welchen Eindruck Giobertis und Cesare Balbis Werke auf den Kardinal Mastai-Feretti gemacht hatten. In seinem Auftrag schrieb dann der P. Theiner ein Werk, das Clemens XIV. und die Aufhebung des Ordens rechtfertigen sollte. Aber mit den Ereignissen von 1848/49 und der darauf folgenden Jahre war eine große Wendung in dem Gemüte des edeln, jedoch allzu eindrucksfähigen Papstes vorgegangen. Die Jesuiten, die die unbedingte Herrschaft über seinen Geist gewonnen hatten, wagten jetzt den Versuch, ihren jahrhundertelangen Bemühungen zum Ziel zu verhelfen. Seit seiner Gründung war der Orden der entschiedenste und skrupelloseste Vertreter des extremen Kurialismus und Papalsystems, das er ja nicht geschaffen hatte, da es schon seit einem halben Jahrtausend um Anerkennung kämpfte. Es allein aber konnte ihm, dem blindlings ergebnen Diener, die unbedingte Herrschaft geben.

Wahrlich, zum Erstaunen lange dauert es oft, bis große katholische Geister diese Richtung in ihrer ganzen Gefährlichkeit und allen ihren Kampfmitteln erkennen. So bei den französischen Katholiken, so sogar bei einem so scharfsinnigen Kopf wie Döllinger. Wie einseitig beschränkt erscheint er noch nach manchen Seiten in seinem Werke von 1861! Während die Jesuiten schon seit zwanzig Jahren in Presse und Versammlungen unauffällig aber stetig den Boden für das Infallibilitätsdogma vorbereiteten, ahnten die entgegengesetzten Kreise wohl manches, aber sie gaben sich nicht nur Befürchtungen, sondern auch Hoffnungen hin, wie es unter anderm aus den zwei Briefen über das Konzil von dem berühmten Bischof von Orleans Dupanloup hervorgeht, die Kraus übersetzte. Der junge deutsche Gelehrte bereitete seinerseits eine Schrift über die Reform des Reliquienkultus vor, die er der Synode unterbreiten wollte. So konnte man das Erscheinen des vielberufnen Artikels in der Civiltà cattolica, der die Aufgaben des Konzils verzeichnete, mit dem Einschlagen einer Bombe vergleichen. Allgemeines Erschrecken und Aufraffen! Döllinger schrieb jetzt seine verschiednen Artikel und seinen Janus. An dem ungeheuern Eindruck, den beide auf die Konzilsväter machten, kann man ermessen, welchen Einfluß eine auch nur zehnjährige Agitation gegen das Lieblingsdogma der Jesuiten gehabt hätte. Überall wurden Stimmen des Protestes laut. In Frankreich opponierten die Häupter der liberalen Katholiken im Correspondent. In Deutschland erschien die Koblenzer Laienadresse, der Montalembert aus vollem Herzen zustimmte. In ihr sind die Grundzüge dessen enthalten, was Krausens späteres Programm wurde, sie war von ihm und Mosler redigiert. Es war alles zu spät. Montalembert starb, das Unheil ahnend und in die bittern Worte ausbrechend: Oh, quel Saint Esprit vont-ils me fabriquer là.

Kraus war den Winter 1869 auf 70 längere Zeit in Rom und dann wieder in Paris. Er hat in der ewigen Stadt die altchristlichen Monumente studiert, soweit er dazu Ruhe fand, denn mit wie angstbeklommenem Herzen mag er dem Gange des Konzils gefolgt sein. Er verkehrte damals viel mit dem unerbittlichsten Gegner der Infallibilität, mit dem Erzbischof von Paris, Kardinal Darboy, mit Dupanloup, Gratry, Cochin, Rio und Richemont. Sein ehemaliger Lehrer Hefele war die Hoffnung der Opposition, Dupanloups Wohnung in der Villa Grazioli der Versammlungsort der Gesinnungsgenossen. Daneben stand Kraus in regen Beziehungen mit dem Jesuitenpater de Buck, der selbst wieder der theologische Berater des Jesuitengenerals war, „beide viel liberaler und radikaler als ich selbst," pflegte er zu sagen. Mit beiden zusammen arbeitete er nicht ohne Erfolg an einer Abschwächung und Milderung der von der rabiaten Richtung des Ordens aufgestellten dogmatischen Lehrsätze. Über die Eindrücke, die er während dieses Aufenthalts in Rom empfing, schrieb er kurz nachher an Reusch: „Der Anblick der unaussprechlichen Gesinnungslosigkeit und Heuchelei, der moralischen Verkommenheit in jenen Kreisen, die die Geschicke des Katholizismus bestimmen, es ist, um seine ganze innere Welt umzukehren. Ich war monatelang sozusagen krank, was ich gelitten, kann ich Ihnen nicht sagen." (Allgemeine Zeitung 1902, Beilage Nr. 129.)

Manche Fäden gingen damals durch seine Hand. Zu besondern Zwecken weilte er im Frühjahr 1870 in Paris; damals erhielt er einen Einblick in die Gründe des Benehmens der französischen Regierung und in die internationalen diplomatischen Verwicklungen. Auch zu kleinern Diensten war er erbötig. So hat er, wie er erzählt, Briefe von Lord Acton an Döllinger und umgekehrt über die Grenze befördert.

Die extreme Partei errang den Sieg. Zwar die beabsichtigte Dogmatisierung des Syllabus unterblieb, aber die Unfehlbarkeit des Papstes wurde ausgesprochen. Aller legalen Opposition in der Kirche war damit ein Ende gemacht, denn sie beruhte, wie Ranke bemerkt, gerade auf diesem Gegensatz, „nämlich auf der Frage von der Superiorität der Konzilien über den Papst und von dem Verhältnis der päpstlichen zur konziliären Gewalt überhaupt." Döllinger, über dessen Geist eine große Klarheit gekommen war, hatte die Vergeblichkeit des Kampfes in der letzten Stunde eingesehen und ist in richtiger Erkenntnis dem Wunsche Montalemberts und des Kardinals Schwarzenberg, er möge nach Rom kommen, nicht gefolgt. Eine offne Frage bleibt ja, ob ohne den Krieg von 1870 des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe Bestrebungen nicht doch Erfolg gehabt hätten. So lähmte die Weltlage den Arm Napoleons, so ließen sich andre Regierungen, wie einst bei dem Konzil zu Trient, von der Geschicklichkeit der kurialistischen Diplomaten dupieren, was diese seit Jahrhunderten verstanden haben.

Auf die ungeheure Wichtigkeit dieser folgenschweren Entscheidung für Katholiken wie Evangelische einzugehn, ist hier nicht der Ort, auch nicht auf die verschiedne Stellung der Einzelnen zu dem Geschehenen. Kraus blieb, wie Dupanloup und Hefele, in der Kirche. Ihnen allen ist der Vorwurf der Charakterlosigkeit deshalb nicht erspart geblieben, und man darf darüber nicht einfach hinweggleiten.

Es war sicherlich der große Wendepunkt in ihrer aller Leben; mehr als ein Dogma war entschieden worden. Gregor VII. hatte über Gregor I., den Großen gesiegt. Die Herrschaft des Kurialismus in seiner schärfsten Form schien proklamiert zu sein, jener Lehre, die da sagt, die Kirche, das ist der Papst, oder wie Cajetan es ausdrückte, die Kirche ist die Sklavin des Papstes. Aller Wissenschaft und Forschung schien ein Ende gemacht zu sein. „Unser redlicher Versuch — schrieb Kraus an Reusch —, an dem Aufbau einer wissenschaftlichen katholischen Theologie zu arbeiten, Kirche und Wissenschaft in Ein-

klang zu zeigen — scheint er nicht mißlungen und damit die Arbeit unsers Lebens nutzlos verloren?“ Was hatten also Leute wie Hefele und Kraus noch in dieser Kirche zu suchen?

Ich möchte zur Erklärung eine Parallele ziehn. Ranke hat in seiner Geschichte der Päpste ein Kapitel über die Analogien des Protestantismus in Italien. Er spricht da von den vornehmen Geistern, den Contarini, Poole, Morone, den Brüdern des Oratoriums der göttlichen Liebe, die in ihrer Glaubenslehre nahe an die der Reformatoren heranstreiften. Allein er protestiert dagegen, daß man sie etwa zu Kryptoprotestanten mache: „allzutief war das Gefühl der Einheit der Kirche, die Verehrung für den Papst ihren Gemütern eingeprägt.“ Und er führt als Beispiel an, daß einer von ihnen, Flaminio, eine Psalmenerklärung verfaßte, „deren dogmatischer Inhalt von protestantischen Schriftstellern gebilligt worden ist: aber ebendieselbe versah er mit einer Zueignung, in welcher er den Papst den Wächter und Fürsten aller Heiligkeit, den Statthalter Gottes auf Erden nannte.“

Flaminio war ein Pseudonym, das Kraus im Anklang an den Genannten oft führte; vieles zog ihn zu diesen Geistern hin. Und er hat ähnlich erklärt, in dem Papsttum nicht nur den historischen Schlußstein der Kirche zu erkennen, sondern auch ihren Eckstein und ihr Fundament. Der Grundsatz der Einheit der Kirche endlich war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Ich zitiere wieder ein Wort Rankes über die Männer des sechzehnten Jahrhunderts, das genau auf Kraus paßt: „Die Absonderung von der Kirche hielten diese Männer für das äußerste Übel. Isidoro Clario, ein Mann, der mit Hilfe protestantischer Arbeiten die Vulgata verbessert und dazu eine Einleitung geschrieben hat, welche einer Expurgation unterworfen worden ist, mahnte die Protestanten in einer eignen Schrift von einem solchen Vorhaben ab. Kein Verderben, sagt er, könne so groß sein, um zu einem Abfall von dem geheiligten Verein zu berechtigen. Sei es nicht besser, dasjenige, was man habe, zu restaurieren, als sich unsichern Versuchen, etwas andres hervorzubringen, anzuvertrauen? Nur darauf solle man sinnen, wie das Institut zu verbessern und von seinen Fehlern zu befreien sei.“

Damit hängt noch etwas andres zusammen. Man hat von dem größten Konvertiten des neunzehnten Jahrhunderts, von Newman gesagt, daß er noch als anglikanischer Theologe auf der Notwendigkeit einer dogmatischen Feststellung der geoffenbarten Wahrheit durch die Autorität der Kirche als einer göttlichen Anstalt bestand. Und in Konsequenz dieser Anschauung hat er auch als Anglikaner in einem Konflikt mit der Universität Oxford und seinem Bischof diesem unverzüglich gehorcht und sich zurückgezogen. „Empörung gegen die Autorität war undenkbar für ihn.“ — Wenn man von dem Namen absieht, so war der spätere Kardinal damit schon Katholik, und jeder, der ähnlich denkt, ist auf dem Wege nach Rom.

Denn hier stellen wir Protestanten die Entscheidung der eignen Forschung und des eignen Gewissens über jede Autorität. Darum fällt es uns so ungeheuer schwer, den Prozeß zu verstehn, der in den Männern von 1870 vorging, als sie die vorher bekämpfte Infallibilität annahmen. Ihre bewußte Ehrlichkeit wird niemand bezweifeln. Ihrem feststehenden Glauben nach mußten sie auch in dieser Entscheidung einen unerforschlichen Ratschluß der Vorsehung erkennen, der auf irgend einem Wege zum Guten führe. So erachtete Kraus in einer Hinsicht eine solche Festlegung der Autorität für günstig, nämlich um unsrer hyperkritischen Zeit gegenüber die Grundlagen der religiösen Wahrheit und Ordnung zu schützen. Es war nicht die Meinung der sich Unterwerfenden, daß dadurch die Freiheit des Gewissens beeinträchtigt werde. Das hat Newman ausdrücklich gegen Gladstone verteidigt; er, der wie kaum ein andrer seine absolute Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit durch ein langes Leben voller Kämpfe

bewiesen hat. Newman hat allerdings, dem Wortlaut des Dogmas gemäß, dessen Bedeutung aufs engste eingeschränkt; man redet von seiner minimistischen Theorie. Kraus hatte für sich eine ähnliche Erklärung gefunden und fand mit Freuden eine Stütze in Newmans Ansicht, des Mannes, den er so sehr verehrte, und dessen Bild mehrfach seine Arbeitsräume schmückte. So konnte er in der Kirche bleiben, in der ihn außer den bisher angeführten Gründen alle Erinnerungen seiner Kindheit, der Zauber der Poesie und der Geschichte festhielt. Immerhin folgten auch für die treugebliebnen Söhne schwere Jahre des innern Kampfes; den schriftlichen Beweis für Kraus haben die neuerdings publizierten Briefe an Reusch gebracht, worin er unter anderm schreibt: „Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an das Glück derer denke, welche vor dem Jahre 1870 sterben durften.“ Aber schließlich ruft er aus: „Der alte Gott lebt ja noch. Wie schlecht die Sache des liberalen Katholizismus auch steht, ich gebe sie noch nicht auf.“

(Schluß folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

### Zweiter Teil

### 7

Derweilen ein wenig voraus spazieren — hatte Per gesagt. „Die jungen Herrschaften,“ hatte Per gesagt.

Vor ihnen liegt also das weite Land, Gras und Heidekraut in freier Unendlichkeit nach allen Richtungen bis an den Horizont hin. Sie treten hinaus auf das grüne Feld des Erdenrunds, sie ziehn miteinander hinaus in die große, herrliche Welt — der Sonne entgegen gehn sie, die sich zum Untergange neigt; die unendliche grüne Ebne färbt sich rosig um sie.

Ich kenne Sie gut, sagt Niels, als er endlich die Sprache wiederfindet. Er spricht ganz leise, denn nun ist es Festtag.

Ja, antwortet sie — und zum erstenmal hört er ihre Stimme, ein feierlicher Augenblick.

Und nun haben wir die ganze Reise zusammen gemacht, fährt er fort. Da errötet sie, aber sie sieht ja auch gerade in die Sonne hinein.

Es ist doch merkwürdig, sagt er, es ist doch merkwürdig, daß Sie auch hier sind.

Ja — ich weiß nicht, ich bin nach Rödsten eingeladen, zu meinem —

Wirklich, Sie! — Und in dem Jubel seiner Seele entfährt es ihm: Das ist doch herrlich!

Sie geht langsamer, bleibt stehn, wendet sich um. Langsam thut er dasselbe. Sie sehen ihre Schatten, die sich vor ihnen weit über das grüne Feld strecken.

Sehen Sie, sagt er, sehen Sie, unsre Schatten vereinigen sich. Er sagt es, weil er nicht anders kann, es ist auf einmal über ihn gekommen, aber er hält es für das Frechste, was er je in seinem Leben gesagt hat.

Sie antwortet — und der Ton ist ein ganz klein wenig formell:

Aber wir sollten uns wohl vorstellen.

Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, entschuldigen Sie — er reißt den Hut herunter. Ich bin Student Glambäk, Niels Glambäk.

Sind Sie — der? erwidert sie. Sie schweigt lange und schaut zu Boden. Die Spitze des kleinen Fußes bewegt sich unruhig im Gras, die schöne weiße Stirn hat sich in Falten gelegt; ihre Gedanken sind weit weg bei unbehaglichen Dingen. Schließlich schaut sie auf, ihre klaren Augen sehen forschend in sein Gesicht.

Sind Sie dann der Sohn meiner — meiner — von Mathilde Huitfeldt?

Sie war meine Mutter, sagt Niels und schlägt die Augen nieder.

Nach einer Weile streckt sie die Hand aus. Dann sind wir Vetter und Cousine. Ich heiße Marie Huitfeldt von Söholm, und — sie — war die Schwester meines Vaters, aber ich habe sie nie gesehen.

Nein, sagt er und hebt die Augen nicht vom Boden auf. So, Sie sind — Sie sind — von denen von Söholm?

Er weiß nicht warum, aber es ist ihm gerade so, als wollte ihm etwas verloren gehn, als ob etwas Feines und Schönes in Gefahr wäre, ihm entrissen zu werden, oder als ob sich eine böse Mauer zwischen ihnen aufrichten wollte — denn „die von Söholm" ist er von Kindesbeinen auf gewöhnt worden als Leute zu betrachten, die ihm Unrecht gethan haben.

Und sie ist ihrerseits von Kindesbeinen an gewöhnt, von allem, was Glambäk heißt, Böses reden zu hören.

Sie haben den Weg nach dem Bahnhof zurück eingeschlagen. Er sieht sie nicht an, aber sicherlich denkt sie nun daran, was seine Mutter für eine gewesen sei. Und die Mauer erhebt sich zwischen ihnen, und er ballt die Faust gegen seine Mutter — aber Marie schielt nach seinem Gesicht hinüber und liest darin, daß er ganz anders sein müsse, als alle die andern, die Glambäk heißen. Und sie liest weiter darin, daß die arme, arme Tante Mathilde gewiß sehr schön gewesen sein müsse.

Sehen Sie, sagt sie unwillkürlich mit betrübter Stimme, nun sind unsre Schatten wieder weit auseinander.

Sonderbar bewegt nimmt er ihre Hand: die Schatten gleiten wieder zusammen.

Und plötzlich ruft sie, und ihre Stimme klingt hell und freudig:

Ich gehöre zu denen daheim, die immer gemeint haben, daß wir zu hart gegen Tante Mathilde gewesen sind.

Und wie sie das gesagt hat, da fällt auf einmal die böse Mauer, die sich aufrichten wollte — wird das Herrliche, das am Verlorengehn war, wieder gewonnen . . .

Der Kutscher ruft ihnen vom Bahnhof her.

Eilig lassen sie ihre Hände los und schreiten ehrbar dem Wagen zu, wo Per schon auf dem Bock sitzt.

Niels findet es zweckmäßig (aus Rücksicht auf Per), einen gesellschaftlichen Ton anzuschlagen.

Ja, gnädiges Fräulein, es waren wirklich sehr viel schöne Bilder in der Ausstellung . . .

Aber über diese Bemerkung — die so putzig von der ganzen vorhergehenden Stimmung absticht — bricht Marie in herzliches Lachen aus. Ihr Lachen gleicht den kleinen Wellen, die sich in einer frischen Morgenstunde am Strande kräuseln; sie sind silberhell, brechen sich nicht ganz in Schaum, sondern funkeln nur und machen einen froh. — Niels, der selbst Lust hat, laut zu lachen, schweigt lieber, um zu lauschen —

Denn dies ist das erstemal, daß er sie lachen hört: ein großer und festlicher Augenblick.

8

Nun fahren sie auf Rödsten zu.

Unterwegs erzählt Marie, daß „Onkel Karl" im Winter ganz unerwartet zum Besuch nach Söholm gekommen und ein paar Tage dort geblieben sei.

Das ist für Niels etwas ganz Neues und Überraschendes.

Was Vater und er miteinander besprochen haben, sagt Marie, das weiß ich

nicht, aber es ist nun einmal so mit Vater, daß er Onkel Karl nicht recht leiden kann. Mutter kann ihn gut leiden, und ich habe ihn furchtbar lieb, das ist der Unterschied zwischen Vater und mir. Ich glaube, Onkel Karl ist noch nie auf Söholm gewesen — außer früher in ganz alten Tagen, fügt sie nach einiger Überlegung hinzu und sieht Niels bei diesen Worten nicht an. Und von uns ist seither nie jemand auf Rödsten gewesen. Aber es ist mir gar nicht wunderlich, daß ich jetzt nach Rödsten komme, denn Onkel Karl ist beispiellos gut gegen mich. Wie es zuging, weiß ich nicht, aber Vater erlaubte es mir schließlich, als Onkel darauf drang, daß ich im Sommer kommen solle. Vater konnte mich nicht ganz hierher begleiten, aber er kam mit mir nach Kopenhagen — ja das wissen Sie ja schon, daß wir in der Ausstellung waren, ja „es waren wirklich sehr viel schöne Bilder in der Ausstellung" — und sie lacht mit ihren silberhellen kleinen Wellen.

Darauf begannen sie das Spiel zu spielen, daß sie höchst gelehrt über die Bilder in der Ausstellung sprachen. Sie sprachen sehr laut und mit feierlichen technischen Ausdrücken — Pers wegen. Aber immer wieder brachen sie dazwischen in helles Lachen aus.

Und sie fuhren in den kühlen Sommerabend hinein; die Purpurglut der Wolken verlor sich, die weiten Flächen dunkelten.

Brr! sagte Per und hielt die Pferde stramm an. Es war an der Stelle, wo der Weg seine scharfe Biegung nach rechts macht. Brr! Was wollen Sie?

Denn jemand hatte sich von dem Heidekraut erhoben und dadurch die Pferde erschreckt. Es war die Frau oder Dame mit dem Handkoffer. Sie machte eine halb bittende Gebärde.

Sie will mitfahren, sagte Per, indem er sich an die im Wagen sitzenden wandte. Es ist Ihr Wagen, gnädiges Fräulein.

Ja, natürlich kann sie mitfahren, sagte Marie und sah Niels an. Dieser nickte, aber wenig erfreut. Wieder diese Dame als Hindernis!

Die Dame stieg ein. Sie war gewiß müde oder abgehärmt, oder sie hatte vor etwas Angst. Sie konnte in den Vierzigen sein, das Haar war ein wenig mit Grau vermischt, das Gesicht mußte sehr schön gewesen sein, die Figur war noch jugendlich, ja üppig. Das schwarze Kleid war sehr einfach, umschloß aber stramm, fast herausfordernd ihren Körper. Auf der Brust hing ein kleines goldnes Medaillon an einer langen Haarkette.

Wollen Sie nach Rödsten? fragte Marie.

Si, ja, sagte die Dame, indem sie ein Lächeln und ein paar große dunkelgraue Augen von großer Sanftheit zeigte. Ich bin direkt von Kopenhagen hierher gereist und bin sehr müde. Vielen Dank.

Das Lächeln und der Ton zeigten gesellschaftliche Bildung, die Gesichtszüge auch; aber die Kleidung deutete teils auf Armut teils auf Trauer.

Sie sind keine Dänin? fragte Marie teilnehmend.

Por si, doch, ich bin von Dänemark, aber ich habe sehr lange, o, weit von hier gelebt.

Damit schien sie sich in sich selbst verschließen zu wollen, und man sprach nicht weiter mit ihr.

Dieser Zuwachs zu der Reisegesellschaft war durchaus nicht nach Nielsens Sinn. Zu dem alten Unbehagen kam nun noch eine neue, unerklärliche Traurigkeit über ihn, altes Leid schien aufzutauchen, die Einsamkeit früherer Tage, seine Vater- und Mutterlosigkeit. Es wurde nun auch abendlich frisch. Die junge, reizende Gestalt, die ihm gegenübersaß, war ihm so fern, schien es ihm. Schließlich war es ihm so wunderbar zu Mute, daß er hätte weinen können.

Und siehe! die fremde Frau hatte ihre großen Augen unverwandt auf ihn gerichtet; sie waren sanft und tief, es war etwas in ihnen — etwas wie von lange her, etwas wie von sehr, sehr lange her — wie aus einem frühern Dasein — unheimlich und unbegreiflich . . .

Wieder, Per? Wovor haben denn die Pferde wieder geſcheut?

Vor nichts, Herr Glambäk.

So? Ich meinte doch, die Pferde hätten ſich gebäumt.

Nein, es war nichts, Herr Glambäk.

Da ſah Niels, daß die Dame den ſchwarzen Schleier vor das Geſicht zog.

* * *

Marie bat jetzt Niels, ihr ein wenig von dem Leben auf Rödſten zu erzählen, „und vor allem etwas von Onkel Karl," ſagte ſie.

Da erzählte Niels von Fräulein Laſſen, von Herrn Engelbrecht und von Huitfeldt ſelbſt. — Die Vertraulichkeit und die ſüße Stille des Sommerabends legten ſich wie beruhigend auf die unerklärliche Angſt von vorhin, er redete ſich warm und wurde beredt.

Und nun noch ein wenig von Ihnen ſelbſt, bat ſie.

Er überlegte. Lieber Sie etwas von Ihnen, erwiderte er.

Und von der nun nicht länger fernen reizenden Geſtalt ihm gegenüber erklang es leiſe: Eigentlich ſollten wir ja auch Niels und Marie ſagen, wir ſind doch Vetter und Cou — Aber was iſt das? unterbrach ſie ſich plötzlich. Sind Sie krank, gnädige Frau?

Denn ein qualvoller Laut wie ein Stöhnen oder ein unterdrückter Schrei war der Dame entfahren. Nun zitterte ſie ſichtbar unter dem ſchwarzen Schleier und der dünnen Mantille.

Nein nein, ich friere nur, mein Fräulein.

Sogleich legte Marie ihren Mantel um ſie. Ja, denn es war mir wirklich, als hörte ich Sie weinen oder —

Nun können wir Rödſten ſehen, ſagte Niels.

Da fuhr die Dame zuſammen und ſtand raſch auf.

Ich will hinaus! Ich will gehn! Laſſen Sie halten! Ach Gott!

So etwas! Wenn Sie krank ſind, müſſen Sie gerade hingebracht werden, wir ſind gleich da.

Laſſen Sie den Wagen halten! rief ſie dem Kutſcher heftig, beinahe verzweifelt zu.

Per hielt an.

Ich gehe nach der Eſtacion zurück, ich habe etwas vergeſſen, ich gehe zurück.

Das können Sie doch gar nicht! ſagte Niels.

O doch, es iſt mir viel beſſer. — Sie war ſchon aus dem Wagen, und ſie ſahen ſie im Zwielicht verſchwinden, ihren Handkoffer ſchleppend.

Per wandte ſich um und ſah die beiden im Wagen fragend an.

Das können wir nicht verantworten, ſagte Niels.

Sie warteten eine Weile und ſahen einander unſchlüſſig an.

Es war nur eine Verrückte, ſagte Per. Sie kommen manchmal von der Anſtalt in Aarhus hergeſtrolcht.

Dann fuhren ſie langſam auf Rödſten ein.

## 9

Die Halle war feſtlich erleuchtet. Ganz vorn ſtand die Exzellenz ſelbſt, froh und gaſtfreundlich.

Aber beide auf einmal! rief er mit lebhafter Verwunderung. Willkommen, Marie, meine liebe Kleine! Und du, mein Junge, du, mein Junge!

Er faßte Marie bei der Hand und führte ſie zu Fräulein Laſſen, um ſie dieſer vorzuſtellen. Die beiden ſahen einen Augenblick einander an, dann endigte es mit einer Umarmung.

Guten Tag, Herr Engelbrecht, ſagte Niels. Herr Engelbrecht drückte ihm freundlich die Hand. Es geht gut hier — er deutete lächelnd auf ſeine Stirn,

verbesserte aber seine Bewegung, indem er auf sein Herz deutete —, hier meine ich, es geht gut hier — Junker Glambäk, ich habe vieles mit Ihnen zu besprechen.

Fräulein Lassen benützte eine Gelegenheit, um Niels mit bekümmertem Ausdruck zuzuflüstern:

Seine Anfälle sind viel häufiger geworden!

Auf Treppen und Gängen wurden eilige Schritte laut; etliche junge Leute beiderlei Geschlechts — die Gäste des Herrenhofs — fanden sich allmählich in der Halle ein, um die Neuangekommnen auch zu begrüßen. Aus den Zimmern erklangen noch mehr Stimmen und Gelächter. Das stille Schloß war nicht wieder zu erkennen.

Wir haben wieder Jugend hier, sagte Huitfeldt und rieb sich vergnügt die Hände. — Nun, Niels, ich habe dich erst morgen erwartet, aber es ist gut so, es ist gut so. Seine Züge hatten einen ungewohnten Ausdruck angenommen, nicht nur von Freude, sondern auch von heimlicher Schlauheit.

So, ihr seid also miteinander gereist?

Wer? fragte Niels mit zu deutlich gespielter Gleichgiltigkeit — und fügte dann mit ebenso gespielter Gleichgiltigkeit hinzu:

Ach so? Ja — wir sind zusammen gereist.

Seid ihr bekannt miteinander geworden? Nun, die Bekanntschaft kommt am besten erst allmählich! Und sein Gesicht zeigte wieder die frohe Schlauheit, die ihm einen so netten Ausdruck gab.

* * *

Man hat mir meine Flöte genommen, sagte Engelbrecht zu Niels, halb lächelnd, halb erbittert.

Ach schnickschnack, sagte Huitfeldt, es ist nur, so lange die Stiftsdame hier ist; sie kann bei Nacht keine Musik ertragen.

Ist Fräulein von Schreckenhorn schon hier? fragte Niels.

Hören Sie es denn nicht? sagte Engelbrecht. Aus den Zimmern drang das Bellen und Lärmen der beiden Seidenpinscher; sie waren etwas heiserer und schwächer geworden als das letztemal, aber noch ebenso bösartig.

In einem der kleinen Zimmer thronte wie im Allerheiligsten die Stiftsdame. Die Neuangekommnen wurden von der Exzellenz selbst hineingeführt und vorgestellt.

Ja, Sie kennen doch beide schon, rief ihr Huitfeldt fröhlich ins Ohr.

Sie fixierte sie mit der Lorgnette, und die harten Augen rollten; offenbar war sie in sehr schlechter Laune. Nein, sagte sie.

Herrgott, meine Gnädige — mit Niels Glambäk sind Sie ja fast jeden Sommer hier zusammen!

Nein.

Huitfeldt rief: Nun müssen Sie nicht mehr so verdrossen sein, nun hat er uns ja versprochen, daß er nicht mehr spielen werde.

Diese Flöte bringt mich um; ich höre sie zwar nicht, aber ich weiß, daß er darauf bläst. Auf Bälkegaard hatten sie ein Klavier, an dem Laura nun seit hundert Jahren sitzt und spielt, und auf Stenslykke haben sie eine Harfe, aber sie beweisen mir doch die Rücksicht, daß sie sie zudecken, wenn ich dort bin. — Wer ist der junge Mensch?

Es ist ja Niels Glambäk!

So? — Höre, kleine Marie (sie wandte sich plötzlich an diese), du bist recht süß, aber sag deiner Mutter, daß ich in den Betten, so wie sie in Söholm gemacht werden, nicht schlafen kann — na ja, laß dich nun einmal ansehen. Du bist ein süßes und dazu ein einziges Kind, und der wird glücklich, der — wenn nur dein Vater seine Geschäfte besser verstünde —

Niels rief ihr ehrerbietig ins Ohr (es wurde ihm schwer, ehrerbietig zu rufen): Wie geht es den Hündchen, Euer Gnaden?

In besserer Laune antwortete sie, indem sie dazu nickte: Ach, Ami und Joli sind viel besser als ihr Menschen, und nun lassen Sie sich ein wenig betrachten: Sie sind hübsch, und Sie werden ihr immer ähnlicher, Ihrer — hm! Von Ihnen, Kammerherr, war es recht nett, daß Sie Marie eingeladen haben, und Sie sind ein Luchs —

Aber Huitfeldt hatte die Stirn ein wenig gerunzelt; da nahm die Stiftsdame schnell die Lorgnette ab, und die Audienz war vorüber.

## 10

Beim Abendessen herrschte große Fröhlichkeit. Die vielen jungen Menschen, meist Jugend von benachbarten Gütern, kannten sich alle untereinander und hatten einen vertraulichen Jargon erfunden, wie es bei so einem Ferienaufenthalt oft zu gehn pflegt. Sie benannten die Sachen mit selbstgemachten Ausdrücken, je verrückter sie klangen, desto lustiger fand man sie.

Marie konnte gut mit thun, Niels nicht so recht, aber er empfand an diesem Abend ein so tiefes Glück, daß er es sich nicht zu Herzen nahm. Er machte es dann so, daß er sich selbst wegen seiner Unwissenheit auslachte, und gerade dadurch kam er in den Ton hinein und bereicherte den Jargon noch durch neue Wörter, die mit Freuden aufgenommen wurden. Marie half ihm, ohne daß er es merkte, sie sah ihn mehrere mal vergnügt an. — Man sprach auch von vergangnen und bevorstehenden Ausflügen zu Pferd und andern herrschaftlichen Vergnügungen. Niels pries sein Glück, daß er jetzt die eine wie die andre dieser Fertigkeiten hatte. —

Liebe Lassen! erklang die den Schwerhörigen eigne scharfe Stimme: wie reizend ist es, unsern liebenswürdigen Kammerherrn wieder so vergnügt zu sehen!

Darf ich auf Ihr Wohl trinken, Euer Gnaden? sagte Huitfeldt, sein Glas erhebend.

Ach ja, sagte die Stiftsdame, wenn ich an den schrecklichen Rotwein denke, den sie einem auf Charlottenhof vorsetzen, dann — Liebe, gute Lassen, fuhr sie fort und meinte, sie spreche leise; sagen Sie mir doch im Vertrauen, wir rechnen Sie ja beinahe zu einer der unsrigen, sagen Sie mir doch, wie kam er nur eigentlich auf die Idee, die kleine Marie einzuladen? Das ist ein ausgezeichneter Plan, sind Sie es vielleicht gewesen? Denn er selbst pflegt ja gar nicht fix in so etwas zu sein. — Aber was wohl Knud dazu sagen wird?

Fräulein Lassen bot ihr schnell eine Schüssel mit ihrem Lieblingssalat an, aber die Stiftsdame schob die Schale weg.

Sie brauchen mich nicht zu unterbrechen, ich spreche leise genug: was wird nur Knud dazu sagen, denn um Amalie kümmere ich mich nicht viel; aber wenn der Teure es auf diese Weise machen will, dann kann Knud doch nur froh darüber sein. — Wir sitzen so reizend hier, liebster Kammerherr, die Lassen und ich, und sprechen von den beiden liebenswürdigen Zweigen der Familie und von den alten Geschichten und allem ...

Da rief plötzlich Herr Engelbrecht:

Sie haben mir meine Flöte genommen! Er saß am andern Tischende zwischen der plaudernden Jugend.

Was sagt er? fragte die Stiftsdame, die Herrn Engelbrecht nie ganz aus den Augen ließ. Was sagt er? Gottlob, daß man es nicht versteht!

Aber Engelbrecht war aufgestanden; er war ganz bleich, die magern Züge verzerrt. Er hatte eine eigentümlich klangvolle Stimme, die er der Stiftsdame gegenüber mit Vorliebe anwandte, und mit dieser Stimme, die sicher war, von ihr gehört zu werden, sprach er nun:

Euer Gnaden — wenn ich tot bin ... (hier trat augenblicklich Stille am Tisch ein) ... wenn ich tot bin, werde ich Ihnen auf der Flöte blasen, mein Geist wird kommen und Ihnen vorblasen! Beim Pan!

Die Stiftsdame ſtieß einen kleinen Schrei aus und ließ die Lorgnette fallen. Engelbrecht aber verließ ſchnell das Zimmer.

Huitfeldt und Fräulein Laſſen wechſelten Blicke. Gleich darauf verſchwand ein Diener durch die Thür, durch die Engelbrecht hinausgegangen war.

Kümmern Sie ſich nicht darum! rief Huitfeldt der Geſellſchaft fröhlich zu. Mein Freund hat nur einen von ſeinen Anfällen, an die wir hier gewöhnt ſind. Morgen iſt er wieder wohl.

Nach einer kleinen Weile wurde die Tafel aufgehoben. Die Jugend hatte den kleinen Mißton bald wieder vergeſſen; ſie ſaß draußen auf der Veranda, ſpielte und lachte.

Die Stiftsdame zog ſich frühzeitig in ihr Zimmer zurück; ſie bat Huitfeldt um Briefpapier und Marken und ſchrieb an die Komteſſe Ida auf Stenslykkegaard, daß ſie an einem der nächſten Tage dort einzutreffen gedenke; auf Rödſten könne es niemand aushalten.

Aber der Mond ging hinter den alten Kaſtanienbäumen des Parks auf, und die Jugend ſpielte Räuber draußen zwiſchen den langen Schatten werfenden Stämmen. Niels war einer der luſtigſten und eifrigſten.

Als er ſpäter über den Gang nach ſeinen alten Zimmern ging, hörte er ein paar von den jungen Leuten über ihn ſprechen, was für ein fideles Haus er ſei — „und er wäre doch ſchon älter“ — und wie nett es ſei, daß er gekommen ſei.

Er iſt geradezu knuſprig, ſagte einer. (Knuſprig hieß in ihrem Jargon: ausgezeichnet oder ſo etwas.)

Nein, ich bin ein Mummelgreis! rief Niels ausgelaſſen zurück.

## 11

Niels ſaß in ſeinem Zimmer, vollſtändig angekleidet; der Mond ſchien ihm ins Geſicht, das Zimmer war beinahe tageshell, der Park draußen auch.

Er konnte ſich nicht erinnern, daß er ſich hierhergeſetzt habe; er fror, ſeine Gedanken waren verwirrt, er mußte geſchlafen haben.

Wie viel Uhr mochte es ſein? Es war nicht viel über elf Uhr. Ungefähr halb elf Uhr war er heraufgekommen. Das war ſonderbar. Aber geſchlafen hatte er. Und geträumt.

Er ſchloß die Augen, um ſich den Traum ins Gedächtnis zurückzurufen. Er war ſeltſam und lebhaft geweſen, aber es war ihm nicht möglich, ſich ihn klar zu machen ...

Nur, daß es von lange her war, von ſehr, ſehr lange her, länger als das Gedächtnis zurückreicht ... etwas, was ſich näherte und über einen kam, etwas, was von außen herankam und doch ein Teil von einem ſelbſt war, etwas, was erwartet worden und ſelbſtverſtändlich und unvermeidlich war, was ſcheinbar für alle Sinne zugleich gegenwärtig war: es ſtand hellleuchtend vor einem, und dann war es wieder nur ſanft und warm — und in dem Leuchtenden war etwas wie ein dunkler Kern, nach dem man faſſen konnte, aber manchmal war er dann wieder nicht mehr dunkel, ſondern er blinkte und drehte ſich und glänzte, und man konnte unverwandt darauf hinſehen, und er konnte einen froh machen und einen zum Lachen bringen —

Wie merkwürdig das doch iſt — und unheimlich — wie aus einem frühern Daſein oder ſo —

Er ſprang auf und war völlig wach. Hatte jemand ſeinen Vornamen gerufen? — Er hatte Kopfweh; es ſei nicht gut, hieß es ja, wenn einem im Schlaf der Mond ins Geſicht ſchien. Und er fror, fror!

Er ließ das Rouleau herunter, aber da wurde es zu dunkel zum Auskleiden. Ein Licht wollte er nicht anzünden, ſo zog er das Rouleau wieder hinauf. Aber nun kam ihm der Mondſchein viel heller vor als vorhin; ein ganzes Lichtmeer draußen und drinnen.

Er ging im Zimmer auf und ab. Es war etwas, was seine Gedanken an sich zog; aber was und wohin? Es war irgendwo etwas, was etwas von ihm wollte . . .

Wie sonderbar dies doch war, oder war er vielleicht nicht ganz gesund?

Er wollte sich zwingen, an etwas Angenehmes zu denken, an seine neue Cousine Marie natürlich. Und er ging im Zimmer auf und ab und dachte mit aller Macht an Marie.

Aber er blieb plötzlich wieder stehn. Denn es kam ihm zum Bewußtsein, daß er statt an Marie an — die ausländische Dame gedacht hatte, die im Wagen unwohl geworden war.

Was habe ich mit der zu thun! rief er ärgerlich, als er sich dessen bewußt wurde.

Doch, das hast du! antwortete er sich selbst; es war nicht recht, daß wir sie ihrem Schicksal überließen!

Seine Schritte wurden rascher und immer rascher.

Gesetzt, sie ist hingefallen und liegt nun vielleicht krank auf der Landstraße?

Das Blut stieg ihm zu Kopf, er malte sich aus, wie sie hilflos dalag . . .

— Von seinem Zimmer aus hatte er einen besondern Ausgang zum Park, und er hatte einen eignen Schlüssel zu der Thür.

Jetzt war er draußen. Durch einen Teil des Parks, an den Pferdeställen vorüber, hier führte die Landstraße zum Bahnhof.

Es ist verrückt! dachte er und wollte umkehren, that es aber doch nicht. In des Stallknechts Mad Zimmer war noch Licht; er rief zum Fenster hinein, aber da erlosch das Licht. Die Stallthür war nicht abgeschlossen. Niels trat ein, fand Fuchs — das Pferd, das er gewöhnlich ritt —, legte ihm Sattel und Zaumzeug an und führte es hinaus. Nun kam auch der Knecht, erschrocken und schlaftrunken. Niels ließ sich den Stallthürenschlüssel geben; er werde das Pferd etwa in einer Stunde selbst wieder hineinbringen.

Dann ritt er auf den Bahnhof zu; zuerst langsam, umherspähend, dann in scharfem Trab.

— Aus dem Krug klangen laute Männerstimmen; es schien auch Licht aus ein paar Fenstern, nicht aus der Gaststube, sondern aus der guten Stube daneben. Niels war nur hergeritten, um zu erfahren, ob die kranke Dame da sei, ob ihr nichts zugestoßen wäre. Aber von einer unerklärlichen Eingebung geleitet, brachte er das Pferd dicht an die Mauer heran, ganz vorsichtig, bückte sich nieder und sah in die kleine Stube hinein — und nun bekam er Bescheid, ohne zu fragen:

Drei Personen saßen in dem Zimmer und tranken Punsch, der junge Stationsvorstand, der Tierarzt des Orts und die kranke Dame. Er erkannte sie an der goldnen Kapsel; sie saß auf dem Sofa und ließ sich den Hof machen; doch lag der verhärmte und angstvolle Ausdruck noch immer über ihr, wie die Grundstimmung, aber sie lachte trotzdem und kokettierte auf eine graziöse Weise wie aus Gewohnheit — so ganz elend konnte sie also nicht sein! — Niels war entrüstet, entrüsteter sogar, wie er sich selbst sagte, als es nach dem Anlaß nötig war, er war in unerklärlicher Weise erbittert und fühlte sich wie verraten; er riß das Pferd rasch herum —

In diesem Augenblick war es ihm, als treffe ihn der Blick der Dame; er sah sie die Hände zusammenschlagen — in weniger als einer Sekunde war das Bild verschwunden, und er galoppierte im Mondschein heimwärts nach Rödsten.

Der schnelle Ritt that ihm gut. Bald fühlte er sich erleichtert. Das war ein närrischer nächtlicher Ausflug, dachte er. Aber ehe er daheim war, dachte er, es sei ein herrlicher abenteuerlicher Ritt gewesen.

* * *

Ein ununterbrochner traumloser Schlaf, ein verwundertes frohes Aufwachen, alles Unbehagen vergessen, die Sonne in den Fenstern, Cousine Marie in den Gedanken!

Sind Sie noch nicht auf? tönten junge eifrige Stimmen vor seiner Thür. Wir haben ausgemacht, daß wir heute bummeln wollen. Kommen Sie mit?

Jawohl! antwortete Niels und war mit einem Sprung aus dem Bett. Wohin?

Nach Jakkenjak!

Allemal! rief Niels.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Lenaulitteratur. Es ist eine leider kaum zu bestreitende Thatsache, daß das Gebiet der deutschen Litteraturgeschichte mit Vorliebe von Dilettanten als Tummelplatz benützt wird. Und niemals pflegen sie geschäftiger an die Arbeit zu gehn, als wenn sie sich berufen fühlen, ein leichtes und seichtes Festschriftchen oder Jubiläumsartikelchen zu fabrizieren. Zu dieser Kategorie gehören auch zwei Broschüren, die sich mit Nikolaus Lenau beschäftigen. Das eine Schriftchen ist von Adolf Kohut verfaßt und als zehntes Heft der biographischen Sammlung „Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart" erschienen (Berlin, Hugo Schildberger); das andre hat Theodor Gesky zum Verfasser und trägt den Titel „Lenau als Naturdichter." Das erste taugt so wenig wie das zweite. Jenes bringt in schablonenhafter Disposition ganz willkürlich und lückenhaft, was sich gerade darbietet. Nirgends Entwicklung, nirgends ein Verweilen, bis eine den andern Flüchtigkeiten kongeniale Lebensskizze das Opus krönt. Die gespreizten Superlative des Lobes geben eine anmutige Nüance zu dem trivialen Phrasengeklingel. Es lohnte sich wahrlich nicht, auf solche Drucksachen einzugehn, wenn nicht ein gut Teil Prätension einen energischen Protest herausforderte. Auf der Umschlagseite behält sich nämlich der Verfasser das Recht der — Übersetzung ausdrücklich vor. Nun die Blamage wird ihm wohl niemand anthun. Die andre Broschüre (Leipzig, 1902, Verlag von O. Gracklauer) nennt sich stolz eine „litterarhistorische Abhandlung" und will ein Geburtstagsgeschenk zur Säkularfeier sein. Auch hier findet sich eine biographische Skizze. Sie dient hier als Prolog. Über ihre Güte war ich nicht mehr im Zweifel, als ich mir schon auf den ersten paar Seiten eine ganze Reihe Fragezeichen anzumerken hatte. Was dann folgt, steht ganz auf der Höhe des Vorausgegangnen, d. h. eine Excerptensammlung, dürr und dürftig, an einem dünnen Fädchen nach Belieben aneinander gereiht — das geistige Band fehlt. Dabei war das Thema wirklich dankbar, setzt aber gründliche Kenntnis der gesamten Dichtungen Lenaus, und nicht nur der Lyrik, voraus, sowie der zahlreichen Briefpublikationen. Der Verfasser scheint aber ohne die Krücke der Litteraturgeschichtschreiber nicht recht gehn zu können. Auf Schritt und Tritt begegnet man derartigen Zitaten, denen er unermüdlich die Nota I zubilligt. Was er selbst geleistet hat, erinnert lebhaft an Popes mustergiltiges Rezept, das man versucht ist, dahin zu modernisieren: Nimm einige Dutzend Excerptenzettel aus Lenaus Gedichten, ferner ein paar Seiten von Salomons, Vilmars, Hillebrands und Lindemanns Litteraturgeschichten, vergiß auch ein Blättchen von Heinrich Kurz nicht, dazu mische ein paar Proben von Leimbach, Wulckow und Schurz, vor allem aber von Rudolf von Gottschalls Werken quantum satis, schüttle es fein säuberlich durcheinander und sieh zu, was dabei herauskommt! — Eine „litterarhistorische Abhandlung" gewiß nicht. Schade, daß der Verleger dieses unfruchtbare Schulprogramm zum Neudruck an-

genommen hat. Schade auch, daß damit der neuerdings übertriebnen Propaganda gegen diese Institution neuer Stoff geliefert wird.

Es wäre Unrecht, mit den beiden Broschüren zwei andre Jubiläumsgaben, die Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben können, auch nur entfernt in Parallele zu stellen: die Schrift von Ed. Castle „Nikolaus Lenau" (Leipzig, Max Hesses Verlag, 1902) und das Buch von Adolf Wilhelm Ernst „Lenaus Frauengestalten" (Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe, 1902). Der Gedanke Castles, die Einleitung seiner Lenauausgabe nochmals in einem handlichen Bändchen zu bieten, verdient Beifall, zumal da der Verfasser retouchiert hat, wo es sich als nötig erwies, und in der angehängten kritischen Bibliographie wie in den eingefügten Bildnissen — darunter besonders interessant die Porträts von Lenaus Mutter und Großeltern — eine wertvolle Bereicherung geboten hat. Dagegen kann ich mich mit dem neu hinzugekommnen Einleitungskapitel, worin Castle die Wiener Kultur im Zeitalter Franz des Ersten skizziert, nicht recht befreunden; der Zusammenhang mit der Hauptdarstellung ist auch ziemlich locker. In dieser aber erweist sich Castle durchaus als ein gründlicher Kenner der Lenaulitteratur und als ein selbständiger, umsichtiger Forscher. Er befleißigt sich der denkbarsten Kürze, vielleicht mit durch äußere Gründe bestimmt. Das Wort Brunetières, das er sich zu eigen macht, hat wohl für eine Darstellung der Gesamtlitteratur alle Berechtigung, für eine Einzelstudie trifft es aber doch nicht in dem Maße zu. So wird man manchmal doch nicht recht warm oder muß weiter eilen, wo man gern ein wenig verweilt hätte. Die Aufgabe, eine große, mit Liebe und Kritik verfaßte Lenaubiographie zu schreiben, bleibt nach wie vor ungelöst. Freilich gilt es dazu noch mancherlei Vorarbeiten zu erledigen. Die von Castle gewünschte kritische Briefsammlung ist ebenso wie eine zuverlässige historisch-kritische Ausgabe dringend nötig, denn aufschlußreiche Nachlaßpublikationen sind wohl kaum noch zu erwarten. Roustans verdienstliches Werk aber bedeutet keinen Schlußstein. — Das Buch von Adolf Wilhelm Ernst steht in einem gewissen Gegensatz zu Castles vorwiegend kritischen Ausführungen. Es ist beschaulicher geschrieben, bisweilen nicht zu seinem Vorteil. Denn wo Ernst hinreichend bekanntes Material aus den Werken von Schurz, Schlossar, Frankl u. a. nochmals ausführlich vorlegt, sähe man statt dessen gern die Verarbeitung. Dagegen wird man ihm Dank wissen für die Mitteilung seiner eignen Brieffunde, die besonders der Charakteristik Sophie Schwabs zu gute kommen. Die Absicht Ernsts, Lenaus Frauengestalten in anschaulichem Bilde vorzuführen, hat manches Reizvolle. Es ist bekannt, welche Rolle gerade die Frauen in des Dichters Leben gespielt haben. Seine sensitive, weiche Natur verlangte nach Liebe und Huldigungen, die ihm ja auch, im Stuttgarter Damenkreise zumal, im Übermaße erwiesen wurden, wenn auch die besonders schwärmerische Baronin von Suckow nicht gerade als Prototyp zu gelten hat. Betont werden muß auch, wie viele und wertvolle Anregungen er namentlich auch von der Mutter, der Geliebten, wie von seinen mütterlichen Freundinnen erfahren hat. Ernst geht den Spuren in brieflichen wie poetischen Zeugnissen sorgsam nach und sucht ein einheitliches Bild zu runden. Er löst seine Aufgabe mit Fleiß und Geschick. Es sind große Kontraste, die er zu entwerfen hat. Die opferwillige, willensfeste Mutter und die treusorgenden Pflegerinnen Sophie Schwab und Emilie Reinbeck auf der einen Seite, die liebreizende Lotte Gmelin neben der frivolen Bertha Hauer, die glutvolle aber berechnende Sophie von Löwenthal, die theatralische Karoline Unger und die sanfte Braut Maria Behrends auf der andern. Besonders eindringend ist die Charakteristik Sophiens, das Glanzstück des Buches, auch in der Polemik gegen Schurz und Frankl wohl nicht anfechtbar. Den beigegebnen Anhang über die Traditionen des Hartmannschen Hauses würde niemand vermissen.

Besonders erfreut aber ist man, wenn man unter den Festgaben auch auf ein so vorzüglich ausgestattetes kleines Buch stößt, wie es der in demselben Verlage erschienene Neudruck von Lenaus Gedichten ist. Papier, Druck und Buchaus-

ſtattung zeugen ebenſo von Solidität wie Geſchmack. Dieſe Miniaturausgabe im Liebhabereinband möge nicht nur als Schmuckſtück der Salons dienen, ſondern vor allem zu liebevoller Verſenkung in des Dichters ſchönſte Gaben auch weitere Kreiſe anregen. Sie verdient wie die beiden vorher genannten Schriften warme Empfehlung. O. L.

# Litteratur

**Grundriß zum Studium der politiſchen Ökonomie von Profeſſor Dr. J. Conrad, Halle a. S. Zweiter Teil: Volkswirtſchaftspolitik. Dritte, weſentlich erweiterte Auflage. Jena, Guſtav Fiſcher, 1902**

Auch in dieſem Bande des ausgezeichneten Werkes, deſſen erſten Teil wir im 42. Heft des Jahrgangs 1901 angezeigt haben, erweiſt ſich Conrad durch die vollſtändige Verwendung, zweckmäßige Gliederung und meiſterhafte Darſtellung des gewaltigen Stoffs als vortrefflicher Lehrer und durch ſein geſundes Urteil als zuverläſſiger Führer. Der Band behandelt in der Einleitung die volkswirtſchaftlichen Aufgaben des Staates, im erſten Abſchnitt die Land- und Forſtwirtſchaft einſchließlich des landwirtſchaftlichen Kreditweſens, im zweiten die ſtoffveredelnden Gewerbe (Geſchichte der Gewerbe, heutige Gewerbeverfaſſung, Arbeiterfrage), im dritten den Handel, das Verkehrs- und Verſicherungsweſen, im vierten das Bevölkerungs-, im fünften das Armenweſen. Conrad iſt, wie ſich das eigentlich bei einem Manne von encyklopädiſchem Wiſſen von ſelbſt verſteht, auf kein Syſtem eingeſchworen und ſchlägt darum meiſtens einen Mittelweg ein. Seine Stellung in einigen brennenden Fragen ſoll wenigſtens angedeutet werden. Von der den Verwaltungsbehörden eingeräumten Vollmacht, Zwangsinnungen einzurichten, fürchtet er, daß ſie mehr Unheil anrichten als Segen ſtiften werde. Den Schluß der Zünftler, daß vom Handwerker ſo gut eine Prüfung verlangt werden müſſe wie vom Beamten, vom Lehrer und vom Apotheker, weiſt er ſchlagend zurück. Im zweiten Falle ſeien Kenntniſſe nachzuweiſen, von denen das Publikum ſchlechterdings nicht, die Prüfungskommiſſion aber ſehr gut beurteilen könne, in welchem Maße ſie vorhanden ſeien; bei den Handwerkern handle es ſich um Leiſtungen, die das Publikum nicht allein ſehr gut beurteilen könne, ſondern zudem auch noch meiſtens ganz anders beurteile, als es eine Prüfungskommiſſion thun würde, indem z. B. ein Schuſter, der nur grobe Arbeit machen könne, ſeinen Kundenkreis befriedige, der Prüfungskommiſſion aber wahrſcheinlich nicht genügen würde. Von der Sozialdemokratie glaubt Conrad, daß ſie den deutſchen Arbeitern mehr ſchade als nütze. Ausſtände erklärt er, als das weſentlichſte Kampfmittel der Arbeiter, für ein zur Zeit noch notwendiges Übel, er weiſt den Verſuch, ihnen die Berechtigung abzuſtreiten, entſchieden zurück, und erklärt die Anſicht für irrig, daß Ausſchreitungen allgemein damit verbunden ſeien, oder daß ſie gar zum Weſen des Streiks gehörten. Die Bedenken gegen das Hochſchutzzollſyſtem werden ſehr ausführlich dargelegt, und vor der Erſchwerung der Lebenshaltung der ärmern Bevölkerung durch übermäßige Agrarzölle wird nachdrücklich gewarnt. In der Bevölkerungsfrage neigt Conrad dem gemäßigten relativen Malthuſianismus zu.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Fortschritt in der preußischen Pferdezucht.

Vor einigen Jahren ist Ostpreußen, wie so manche andere Provinz, von der Pferdeseuche heimgesucht worden, unter der sowohl die Landwirtschaft wie auch die Remonte-Ankäufe schwer zu leiden hatten. Die Regierung hatte deshalb eine Kommission eingesetzt, die Mittel und Wege finden sollte, um der Seuche Herr zu werden. Diese Kommission hat ihre Aufgabe gelöst, und wenn heute Ostpreußen wieder in der Lage ist, seine Remonten in der Provinz selbst zu decken, so ist das in erster Linie dem Umstande zu verdanken, daß man sich entschlossen hat, einen Teil der Königlichen Hengstdepots ostpreußischer Gestüte, die nach der Abtretung Westpreußens und Posens an Polen nicht mehr in Betrieb gehalten werden konnten, nach Ostpreußen zu verlegen. Es sind dies die Depots von Rastenburg, Insterburg, Gudwallen und Trakehnen. Die Hengste dieser Depots, die sämtlich Abkömmlinge des berühmten Trakehner Gestüts sind, werden in der Provinz selbst zu Deckzwecken verwandt, wodurch die Pferdezucht in Ostpreußen wieder einen großen Aufschwung nehmen wird. Die Hengste

triebs-, Maschinen-, Verkehrswerkstätten und Telegrapheninspektionen" umfassen. Für die preußischen Staatseisenbahnen liege allerdings in den amtlichen Berichten über ihre Ergebnisse und in der dem Abgeordnetenhause anläßlich der Unfälle von 1897 vorgelegten Denkschrift ein reichliches Material vor, das Angaben über die Zahl und die Beschäftigung der Angestellten, ihre Entlohnung, Dienstdauer, Ruhepausen, über die Wohlfahrtseinrichtungen, sowie Vergleichszahlen aus frühern „Epochen und Daten" „hinsichtlich" andrer Eisenbahnunternehmungen enthalte. Wenn dieses Material dem Verein für Sozialpolitik für seine Zwecke nicht hinreichend erscheine, so liege das daran, daß die Veröffentlichungen der Eisenbahnbehörden den Zweck hätten, ein „allgemeines durchschnittliches" Bild zu geben, und daß darum auch die Angaben und Tabellen überwiegend auf „großen Durchschnitten" aufgebaut wären, während der Verein danach strebe, ein möglichst zutreffendes Bild von der „Lage des Individuums" zu geben. Er glaube, daß es zur Erreichung dieses Zwecks notwendig sei, den Weg, den er bei Erhebungen über „wirtschaftliche" Verhältnisse mit Erfolg eingeschlagen habe, zu gehn: den der Detailerhebung durch Fragebogen und durch Vernehmung einzelner Personen zur Ergänzung des gewonnenen Materials. Zum Schluß war das Gesuch noch durch den Ausdruck der Hoffnung befürwortet, „daß die eingehende Darstellung der Verhältnisse der Angestellten und Arbeiter der Königlich Preußischen Staatseisenbahnen die Vorteile des Staatsbahnsystems auch für diese (die Angestellten und die Arbeiter) in ein helles Licht stellen wird."

Natürlich werden die Freunde der vom Verein für Sozialpolitik geplanten Erhebungen das ablehnende Verhalten der Eisenbahnbehörden bedauern. Auch an einer scharfen Kritik in der dem Verein nahestehenden und namentlich in der sozialdemokratischen Presse wird es nicht fehlen. Wenn man sich aber unbefangen in die Lage der Staatsbehörden versetzt, so wird man ihre grundsätzliche Abneigung gegen derartige von einem wenn auch noch so bedeutenden Privatverein zu veranstaltenden sozialpolitischen Revisionen der von ihnen unmittelbar geleiteten Staatsbetriebe doch nicht ohne weiteres für ganz unberechtigt erklären können. Wenn auch Schädigungen der im Eisenbahnbetrieb doppelt schonend zu behandelnden Disziplin beim Eingehn der Staatseisenbahnverwaltungen auf die Wünsche des Vereins für Sozialpolitik sehr leicht vermieden werden konnten und deshalb wohl kaum bei der Ablehnung eine gewichtigere Rolle gespielt haben werden, so darf sich doch grundsätzlich der Staat als Betriebsinhaber in dieser Frage niemals der sonstigen Unternehmerschaft ohne weiteres gleichstellen lassen. Hat er die soziale Pflichterfüllung privater Unternehmer ihrem Betriebspersonal gegenüber durch die Polizeibehörden und die daneben reichsgesetzlich vorgeschriebnen besondern Gewerbeaufsichtsbeamten zu überwachen, so hat er sie in seinen Betrieben in der eignen Hand, und die Überwachung ist ein integrierender Bestandteil der staatlichen Verwaltung dieser Betriebe selbst. Es ist das ja auch wiederholt und mit Recht für die Verstaatlichung gerade der Eisenbahnen ins Treffen geführt worden. Auch hat die Gewerbeordnungsnovelle von 1891 im § 155 den Bundesstaaten nicht ohne Grund das Recht gegeben, die Betriebszweige der

Staatseisenbahnverwaltung, die nicht ohnedies von der Geltung der Gewerbeordnung ausgenommen sind, auch von der Aufsicht der im § 139b vorgeschriebnen besondern Gewerbeaufsicht auszunehmen, was in Preußen durch Verordnung vom 25. Mai 1892 geschehn ist. Kurz der preußische Eisenbahnminister hat jedenfalls ein gutes Recht, zu sagen: Die Sozialpolitik in der Staatseisenbahnverwaltung ist meine Sache. Ich muß über die Lage der Staatseisenbahnen unterrichtet sein auch ohne fremde, private Hilfe. Ja der preußische Staat würde auch berechtigt sein, diesen Standpunkt gegenüber Untersuchungen einzunehmen, die etwa die Kommission für Arbeiterstatistik in ihrer neuen Gestalt zu unternehmen beschließen sollte, womit nicht gesagt sein soll, daß er das unter allen Umständen thun müßte.

Wenn aber auch die preußische Staatsverwaltung das Recht und die Pflicht hat, sich durch ihre eignen Organe, und zwar durch die der Eisenbahnverwaltung selbst über die soziale Lage ihrer Eisenbahner auf dem Laufenden halten zu lassen, so ist dadurch eine mangelhafte Pflichterfüllung natürlich nicht ausgeschlossen. Kein unbefangen urteilender Mensch wird bestreiten, daß wie in Privatbetrieben ein Übermaß von Geschäftsegoismus der Unternehmer sehr häufig zur Rücksichtslosigkeit gegen die soziale Lage der Arbeiter führt, zeitweise im Staatseisenbahnbetriebe ein übertriebner Fiskalismus die Verwaltung zu einer Vernachlässigung ihrer sozialpolitischen Pflicht gegen Angestellte und Arbeiter verleiten kann, wobei dann nur zu leicht auch die eignen Aufsichtsorgane versagen, sodaß der Minister und die Staatsregierung ohne hinreichende Kenntnis der dadurch hervorgerufnen sozialen Mißstände bleiben. Hat der Minister von Thielen Recht gehabt, die staatliche Unterstützung der Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik abzulehnen, so kann der Minister Budde dem Verein doch vielleicht dafür recht dankbar sein müssen, daß ihm bei seinem Amtsantritt die Zimmermannsche Arbeit — obgleich, wie Herr von Berlepsch sagt, die vom Verein beabsichtigten Untersuchungen hätten aufgegeben werden müssen — auf den Schreibtisch gelegt worden ist. Die Arbeit zeigt, daß es auch so ging. Sie ist mit so viel Fleiß, Sachverständnis, Geschick und wohlthuendem Maßhalten abgefaßt, daß man sich aufrichtig darüber freuen muß, auch wenn man sich sagt, daß was Zimmermann zu erzählen weiß und „festgestellt" hat, die Staatseisenbahnverwaltung noch viel besser wissen müßte und leichter feststellen könnte, und auch wenn man die im Vorwort und vom Verfasser selbst für angebracht gehaltene Mitteilung, daß der Verfasser für längere Zeit als Arbeiter im Osten und Westen der Monarchie — doch wohl à la Göhre — in den Bahndienst getreten sei, sehr gern missen würde. Der neue Eisenbahnminister in Preußen wird jedenfalls gut thun, so bald als möglich nun seinerseits zu untersuchen, ob und wie weit die maßvolle Kritik Zimmermanns im Recht ist, und er wird sich — worauf es vor allem ankommt — nicht mit einem einfachen bureaukratischen Bestreiten der gerügten Mißstände von der Seite der „nachgeordneten" Stellen begnügen dürfen.

Es ist nicht möglich, hier auf die thatsächlichen und kritischen Ausführungen des Verfassers im einzelnen näher einzugehn. Seine Schilderungen der hohen

körperlichen und moralischen Anforderungen, die der Eisenbahndienst an einen großen Teil der Eisenbahner stellt, sind vortrefflich, geben im großen und ganzen aber wohl wenig neue Aufschlüsse. Besondre Beachtung verdient es, daß er den Satz nicht nur aufstellt, sondern auch eingehend begründet: „Die quantitative und qualitative Beanspruchung des Lokomotivpersonals ist trotz ihrer absoluten Höhe in den letzten Jahren noch gewachsen," und daß dieser Satz nach seiner Darstellung auch noch für eine Reihe andrer Angestellten und Arbeiterkategorien der Staatseisenbahnen zu gelten scheint. Das müßte sozialpolitisch beklagt werden, auch wenn eine entsprechende Erhöhung des Gehalts und des Lohns eingetreten wäre. Darüber aber ist bei dem komplizierten Lohnsystem der Eisenbahnverwaltung mit seinen vielerlei Zulagen und Nebenbezügen schwer ein bestimmtes Urteil zu fällen. Die Untersuchungen Zimmermanns darüber scheinen zu einem ungünstigen Urteil zu führen. Gerade ihnen liegen dabei nicht etwa unkontrollierbare persönliche Angaben der Eisenbahner selbst, die sich der Verfasser unter der Maske eines „Kollegen" verschafft hätte und nur hätte verschaffen können, zu Grunde, sondern amtlich veröffentlichtes Material, das er mit außerordentlicher Gründlichkeit und unverkennbarer Gewissenhaftigkeit verarbeitet hat. So zurückhaltend er in der Formulierung bestimmter Vorwürfe gegen die Staatseisenbahnverwaltung ist, so klingen doch seine Ausführungen über Leistung und Gegenleistung zwischen Arbeiter und Verwaltung im Eisenbahndienst entschieden in den Vorwurf eines bedenklichen „Sparprinzips" oder, wie man zu sagen pflegt, des Fiskalismus aus. Zimmermann schließt seine Arbeit und zwar im besondern ein ihr im Januar 1902 angefügtes Nachwort über die von der Eisenbahnverwaltung in Rücksicht auf das Sinken der Überschüsse angeordneten Ersparnismaßregeln mit folgenden Sätzen: „Ich habe in der voraufgehenden Abhandlung dargethan, in welch bedenklicher Weise das Sparprinzip der Verwaltung einzelne Momente der sozialen Frage des Eisenbahnbetriebs bereits unter normalen Verhältnissen bei günstigen Wirtschaftskonjunkturen zu beeinflussen geeignet ist: bei der Behebung der Schwierigkeiten aber, die ein wirtschaftlicher Notstand über die Arbeiterschaft verhängt, sollte es doch ganz aus dem Spiele bleiben. Intensivere Ausnutzung der Arbeitskräfte heißt die drohende Beschäftigungslosigkeit verschärfen und muß zu Arbeiterentlassungen großen Stils treiben. Das aber bisher vermieden zu haben gilt ja als ein soziales Verdienst des staatlichen Eisenbahnbetriebs, und er hat allen Grund, mit derartigen Ruhmestiteln haushälterisch umzugehn." Man wird abwarten müssen, ob die Staatseisenbahnverwaltung es für nötig halten wird, auf den Vorwurf eines sozialpolitisch unangebrachten Fiskalismus zu antworten. Auch wenn sie das nicht thut, wird der neue Eisenbahnminister diese Kritik des Vereins für Sozialpolitik ernstlich beherzigen müssen.

Schärfer formuliert Zimmermann einen andern Vorwurf, indem er folgende allgemeine Betrachtungen anstellt. „Warum — so fragt er — klingt die Schilderung und Beurteilung der Dinge, die in diesen Blättern vom Arbeiterstandpunkt aus gegeben ist, durchaus anders als die in den amtlichen Berichten der Verwaltung und in den Zeitschriften der Eisenbahnbehörden?"

Verwunderlich sei diese Dissonanz der Auffassung wohl kaum. In seiner Arbeit und in seinen Leistungen, in seiner ganzen äußern Thätigkeit wirke der gewaltige Betriebsapparat in erstaunlicher Weise harmonisch zu großartigem Erfolge zusammen; an der „innern Verständigung aber zwischen den verschiednen Betriebselementen, den höhern und den geringern," fehle es in den wichtigsten Punkten. Die Arbeiterverhältnisse gestalteten sich ohne nennenswerte Mitwirkung der Arbeiter. „Für die weitherzige Auffassung, daß der Arbeiter und Beamte über seine Lebensfragen, die Arbeits- und Lohnbedingungen, unbeschadet der Disziplin und ohne Beeinträchtigung der Betriebsleistungen, mit zu reden berufen sei, ist noch wenig Raum in den Kreisen der Eisenbahnverwaltung. Und doch scheint mir als Voraussetzung jeder Verständigung, daß einer die Stimme des andern deutlich höre, daß sich auch der Angestellte offen und in der verantwortungsvollen Überzeugung, daß sein Wort und Urteil die verdiente Würdigung erfahren werde, über die ihn betreffenden Arbeitsfragen äußere. Die Form, in der dies heut geschieht, ist ganz unzulänglich. Nur sehr starke Naturen oder aber Krakeeler wissen sich jetzt Gehör zu verschaffen. Die große Masse schweigt, obwohl sie die Verhältnisse durchaus nicht kalt und gleichgiltig lassen, und unter den Kollegen eine eifrige kritische Diskussion über jede Neuerung, die ihre Arbeit und Lebensführung berühren könnte, stattfindet. Wie aber soll unter diesen Umständen die Verwaltung erfahren, ob ihre Beschlüsse und Maßnahmen günstig oder ungünstig von den Betroffnen aufgenommen werden, wie sie in der Praxis schließlich wirken? Wie soll die Zentralstelle auf dem weiten Instanzenwege mit seinen reichlichen Reibungswiderständen Fühlung gewinnen mit dem letzten der Bahner, der doch auch ein unentbehrliches Glied in dem großen Organismus bildet?"

Dem Unterpersonal bleibe so oft nichts andres übrig, als seine Wünsche und Beschwerden geschickten parteipolitischen Agitatoren, wie auch hie und da einem nationalsozialen Pastor und Lehrer zur schriftlichen Fixierung und zur Ausschlachtung in der Presse zu übermitteln. Günstig erscheine diese Flucht in die Öffentlichkeit nicht, schließlich aber sei sie neben der seltenen parlamentarischen Erörterung die einzige Form, in der der große Betrieb die soziale Kritik erfahren könne, die er wie jedes Unternehmen brauche, um das Ungesunde abzustoßen. Die beste und gesündeste Form der Kritik, die wirksame „soziale Selbstkritik" sei für diese Betriebswelt in der heutigen Organisationsform unmöglich: „müßten doch, da die untern Instanzen die Ordnung ihrer Verhältnisse schweigend über sich ergehn lassen, schließlich die obern Instanzen das, was sie geschaffen haben, selbst kritisieren." Der preußische Eisenbahnbetrieb habe keine „selbständige, unabhängige Revisionsinstanz für soziale Dinge." Kontrolleure und Revisoren für technische und Verkehrsangelegenheiten weise seine Beamtenliste in großer Zahl auf. Ein Organ, das den Fabrik- und Gewerbeinspektoren entspräche, fehle diesem über 200000 Arbeiter umfassenden Unternehmen vollständig. Die „Arbeiterausschüsse" hätten sich überhaupt für untauglich zur Erfüllung der an sie geknüpften sozialen Erwartungen erwiesen. Für die eigentlichen Eisenbahnbetriebsbeamten hätten sie überdies niemals

bestanden: „So fehlt dem preußischen Staatsbahnbetriebe das Organ zur direkten unbeeinflußten Verständigung zwischen Behörde und Angestellten. Die vielerlei leisen und lauten Wünsche und Beschwerden der untern Beamten gelangen nicht auf freiem, geradem Wege an die maßgebenden Stellen. Kann unter solchen Umständen die schwere, verantwortungsreiche, volkswirtschaftlich so ungemein bedeutungsvolle Arbeit der Eisenbahner ihren billigen und berechtigten Forderungen entsprechend, wie sie es für opferfreudige Pflichttreue verdienen, und wie es der Geist der allenthalben in den Betriebsräumen durch Anschlag kundgegebnen sozialen Botschaften gebietet, in musterhafter Weise geregelt werden?"

Es war nötig, diese Betrachtungen des Verfassers, in denen er nicht nur vom Standpunkt des „Eisenbahners" die Verhältnisse schildert, sondern von der hohen Warte des Vereins für Sozialpolitik als dessen Referent Urteile fällt, besonders ausführlich im Wortlaut mitzuteilen. Nur so konnte seine Auffassungsweise in ihrer Eigentümlichkeit, in ihrer Berechtigung wie in ihrer durch die sie beherrschende sozialpolitische Doktrin veranlaßten Einseitigkeit und Unklarheit dem Leser zur Erkenntnis gebracht werden. Gewiß mag an der Thatsache nicht zu zweifeln sein, daß es sehr vielfach, ja vielleicht fast allgemein in dem preußischen Staatseisenbahnbetriebe an der „unbeeinflußten Verständigung zwischen Behörden und Angestellten" fehle, und daß die vielerlei leisen und lauten Wünsche und Beschwerden der untern Beamten nicht „auf freiem, geradem Wege" an die maßgebenden Stellen gelangen. Es mag zuzugeben sein, daß der preußische Eisenbahnbetrieb keine „selbständige, unabhängige Revisionsinstanz für soziale Dinge" habe, wie sie in der Polizei mit den Gewerbeaufsichtsbeamten den privaten Unternehmern gegenüber vorhanden ist. Aber daß deshalb die Verständigung — auch die unbeeinflußte — zwischen Behörden und Angestellten fehlen müsse, bleibt vorläufig eine unbewiesene Annahme. Es werden, wie man glauben muß, neue Organe oder vielmehr ganz neue Organisationen verlangt, ohne daß untersucht wird, ob die vorhandnen, wenn sie nur ihre Pflicht und Schuldigkeit thäten, nicht genügen würden. Man scheint ohne weiteres von der Annahme auszugehn, daß die untern Instanzen nun einmal die sozialen Schäden verschweigen müßten, und daß die obern immer unfähig wären, das, was sie angeordnet haben, selbst zu kritisieren. Wenn das jetzt vielfach so ist, so muß es doch nicht immer und überall so sein. Und die neuen Organisationen werden verlangt, ohne daß gesagt wird, ja vielleicht ohne daß man sich selbst darüber klar ist, worin sie bestehn, und wie sie funktionieren sollen. Daß der Arbeiter und der Beamte über seine Lebensfragen, die Arbeits- und Lohnbedingungen „mit zu reden" haben soll, sagt zu viel und zu wenig. Was stellt man sich darunter vor? Wie soll dieses „konstitutionelle" Regime in der Staatseisenbahnverwaltung praktisch gestaltet werden? Das müßte doch wenigstens anzudeuten versucht werden, wenn man über die bestehende Verwaltungsorganisation so schroff den Stab bricht, wie es der Verfasser trotz aller Milde in der Form thatsächlich thut. Die Organisation ist es gar nicht, die den Tadel verdient, sondern der unsoziale Geist, der vielfach die Beamten beseelt, oben wie unten, und sie, so weit er vorhanden ist, un-

fähig macht zur rechten Pflichterfüllung nach unten und nach oben und damit zugleich die Eisenbahnverwaltung unfähig zur dringend notwendigen „sozialen Selbstkritik." Wenn die zahlreichen „Instanzen," die gar nicht entbehrt werden können, nach unten nur die „Herren" spielen und nach oben nur die „Diener," dann kann freilich von der erwünschten Verständigung zwischen oben und unten nicht die Rede sein, dann müssen freilich Verhältnisse und Stimmungen einreißen, wie der Verfasser in folgenden Sätzen andeutet: „Nachdenklich stimmt es, wenn man erfährt, wie tüchtige Eisenbahner, gute königstreue Männer, heimlich sozialdemokratische Versammlungen besuchen: »denn so ganz unrecht haben die Leute schließlich doch nicht«, oder beobachten muß, wie Bahner, die der Sozialdemokratie durchaus fernstehn, ihre Beschwerden beim »Vorwärts« und ähnlichen Organen anbringen, in der Überzeugung, daß ihre Klagen auf diese Weise eher Berücksichtigung finden, als wenn sie sie dem Vorgesetzten vortragen. Heute lassen geweckte Arbeiter — und tüchtige, intelligente Elemente verlangt gerade das moderne, komplizierte Verkehrsgewerbe — nicht mehr die Vorgesetzten allein für sich denken. Während sich rings in der gewerblichen Arbeitswelt die Bande des patriarchalischen Systems lösen, dürfte es sehr schwer halten, ein über das ganze Land verteiltes Heer von mehr als 200000 Arbeitern gegen die Einflüsse der neuzeitlichen Arbeiterbewegung zu immunisieren. Die Gesinnungspolizei erreicht auf diesem Felde ihren Zweck nur äußerlich." Wollte der Verfasser damit sagen, daß der Staat seine Eisenbahnverwaltung der „neuzeitigen Arbeiterbewegung" überlassen sollte, damit die Eisenbahner ihren Beruf „mit zu reden" erfüllen könnten, so irrte er jedenfalls bedenklich, und das „patriarchalische System" würde er gründlich verkennen, wenn er in ihm nur die grundsätzliche Nichtberücksichtigung der sozialen Wünsche der Untern durch die Obern sähe. Gerade der patriarchalische Vorgesetzte ließ seine Untergebnen mitreden, stand ihnen persönlich nahe und kannte ihre sozialen Bedürfnisse so gut wie seine eignen. Mit dem Vorwurf des Patriarchalismus soll man sehr vorsichtig sein. Es kommt eben auch hier darauf an, von welchem Geist das „System" beherrscht wird, ja man kann wohl sagen: der Patriarchalismus hört auf, wo der soziale Geist unten und oben dem Geist der Abschließung und Rücksichtslosigkeit auf beiden Seiten Platz macht. Aber darin hat der Verfasser freilich Recht, daß alle „Gesinnungspolizei" dazu nichts hilft, die sozialistische und sozialdemokratische Arbeiterbewegung von den Eisenbahnern fern zu halten. Nur wenn es gelingt, die Bedientenhaftigkeit nach oben und den Herrschaftsdünkel nach unten, wo sie überhand genommen haben, aus der Verwaltung auszutreiben, werden die Eisenbahner vor der sozialdemokratischen Verseuchung bewahrt bleiben. Bleibt dieser unsoziale Geist in der preußischen Eisenbahnverwaltung bestehn, so werden auch „neue Organe," die man ihr einfügt oder beigiebt, wenig fruchten.

Und hier sollte unsers Erachtens der neue Eisenbahnminister in Preußen hauptsächlich seine sozialpolitische Reformarbeit in der Staatseisenbahnverwaltung einsetzen. Möchte er darin auch seinen preußischen Ministerkollegen und allen hohen Verwaltungschefs im Reich, auch in den „demokratischen"

Großstädten, als leuchtendes Beispiel bahnmachend vorangehn. Bedientensinn und Kastenhochmut im Beamtentum sind das schlimmste Unkraut für die gesunde Sozialreform und die beste Vorfrucht für die sozialdemokratische Verseuchung.

## Deutschland als Industriestaat

Unter den zahlreichen Büchern, die uns der Streit um den Industriestaat beschert, dürfte das Werk: Deutschland als Industriestaat von Dr. F. C. Huber, Professor an der Technischen Hochschule und Sekretär an der Handelskammer zu Stuttgart (Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger, 1901), zu den nützlichern gehören. Der Verfasser will für die praktische Lehrmethode „des Altmeisters List" Anhänger gewinnen, der die Professoren und die Diplomaten gering schätzte und meinte, nur in der Fabrik und in den übrigen Großbetrieben der Industrie könne man das heutige Wirtschaftsleben verstehn lernen: den Scharfsinn des Ingenieurs, den Unternehmungsgeist des Kaufmanns, „die wunderbare Organisation, die, wie innerhalb der einzelnen Fabrik, so auch innerhalb der gesamten Volks- und Weltwirtschaft den einzelnen Familien eine neue gesicherte [?] Existenz, sowie der heutigen Macht und dem künftigen Wachstum der Größe des Deutschen Reiches den festen Boden gegeben hat. Dann wird der Vergleich der Meisterwerke der hervorragenden Geisteshelden von einst und jetzt zeigen, wohin der moderne Fortschritt zielt, nämlich dahin, daß die große Industrie und der Großverkehr die Frucht der gesamten Geistesarbeit in den Dienst einer immer größern Gesamtheit stellt." Auf diesem Wege werde die Nationalökonomie einen sichern Halt gewinnen „gegenüber den sich vordrängenden pessimistischen Augenblicksstimmungen und den aus einer überwundnen Entwicklungsperiode herrührenden Prätensionen." Zu diesem Zweck behandelt Huber im ersten Teil seines 512 Seiten starken Buches die geschichtliche Entwicklung der „Gewerbekraft" des Deutschen Reiches, den heutigen Stand dieser Gewerbekraft, den Einfluß der industriellen und kommerziellen Umgestaltung, die allmähliche Ausgestaltung des Industriestaats, die wirtschaftliche Lage des Deutschen Reichs, die internationale Gesamtwirtschaft und den „Kaufpreis für die Industrialisierung." Der zweite Teil stellt den gegenwärtigen Stand der einzelnen Industriezweige des Deutschen Reiches statistisch dar. Auf Originalität kann der Abschnitt Seite 146 bis 194 Anspruch machen, der die Verwendung der auswärtigen Politik und der Kolonisation für die Volkswirtschaft behandelt; daraus wollen wir die Hauptgedanken mitteilen.

Bei den heutigen Bestrebungen „handelt es sich nicht mehr bloß um den Industriestaat, auch nicht mehr allein um den Anteil an der Weltwirtschaft oder um die Zollpolitik gegen die nächsten Nachbarn, sondern um eine Handels- und Schiffahrtspolitik im großen Stil, um die Erlangung und Behauptung der

Stellung als welterpansive Großmacht, als Kolonialmacht, als internationaler Gläubigerstaat.“ In einigen Zügen ist diese neue imperialistische Expansionspolitik dem alten Merkantilismus ähnlich. Auch damals strebten die konkurrierenden Nationen nach gegenseitiger Abschließung, während zugleich die Erschließung überseeischer Gebiete ihren Interessen- und Gesichtskreis erweiterte; auch damals standen Landwirtschaft und Handwerk, freilich in andrer Weise als heute, der Ausbreitung der Industrie im Wege. Den merkantilistischen Staatsmännern gelang es, die einander gegenüberstehenden Interessen durch Hinlenkung auf den Kolonialerwerb zu „sammeln.“ Mit der brutalen Unterjochung und Auswucherung der Tropenbewohner und der Niederwerfung der europäischen Konkurrenten verbanden sich die Anknüpfung friedlicher Handelsbeziehungen und die planmäßige Anregung fruchtbarer Arbeit. Zugleich war man auf die Verstärkung von Heer und Flotte bedacht. Zu einigem Wohlstand, lehrten die Ökonomen, könne auch ein isoliertes Volk, zu Reichtum nur ein Volk gelangen, das den direkten Seehandel mit den Tropen und den Zwischenhandel für andre hochkultivierte Nationen in der Hand habe, und diese Stellung könne nur durch die Potentia navalis oder militaris errungen werden. Wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Holland, so spornt heute England die Völker an, auf solchen Wegen Reichtum zu suchen [oder die Not abzuwehren]. Die 1823 verkündigte Monroedoktrin war ein Niederschlag der allgemein herrschenden Anschauung. [Das stimmt nicht. Der Grundsatz: Amerika für die Amerikaner, hat mit den merkantilistischen Balgereien des alten Europas gar nichts zu schaffen. Erst mit der Annexion der Philippinen haben die Yankees, nicht durch Not gedrängt, sondern von Übermut und Habsucht verlockt, die Grenzen verständiger und friedlicher Selbstbehauptung überschritten.] Die Freihandelslehre verlor an Boden, der Brot- und Futterneid wurde für die Politik maßgebend; in Frankreich verstärkte er die Revanchelidee, und in England spricht man es ungescheut aus, daß die deutsche Konkurrenz niedergeworfen werden müsse. Am spätesten haben diese Gedanken in Deutschland Wurzel geschlagen. Heute geht die allgemeine Meinung dahin: nicht bloß für Inselstaaten und die Vereinigten Staaten ist die Seepolitik die Quelle sichern Gewinns und der Schwerpunkt ihrer Macht. [Sollte das wirklich ein Mensch von den Vereinigten Staaten glauben? Der müßte doch blind sein. Worauf ihre Macht beruht, lehrt ein Blick auf die Landkarte. Daß aus der Größe und Fruchtbarkeit ihres Gebiets ihr Reichtum erwachsen ist, lehrt ihre Geschichte, und wie wenig die Seepolitik dazu beigetragen hat, haben wir u. a. soeben aus dem vierzehnten Grenzbotenheft erfahren.] Auch für die Festlandstaaten gilt dasselbe. Die politische Großmachtstellung muß auf dem kommerziellen, finanziellen und kolonialen Gebiet gewahrt werden, die wirtschaftliche Vorherrschaft aber kann nicht erworben und behauptet werden, wenn nicht ein Teil der wirtschaftlichen Kraft in politische Macht umgesetzt wird. So hängt denn das Wirtschaftsleben eng mit dem Militarismus zusammen. Im sechzehnten Jahrhundert sollten Handel, Industrie und Kolonien den Fürsten die Kriegskasse füllen. Heute ist die ständige Kriegsbereitschaft: der Versuch der Staaten, die Konkurrenten durch Wettrüsten finanziell zu ruinieren, an die

Stelle des Krieges getreten. Die neuste Wendung ist, daß die Landmacht Deutschland den Engländern auf der See entgegentritt, und daß England die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht erwägt, während sich Deutschland in die Notwendigkeit versetzt sieht, eine koloniale Soldtruppe zu schaffen, denn „allgemeine Wehrpflicht und imperialistische Aggressive sind zwei unvereinbare Dinge"; ein nordisches Volk in Waffen zettelt keinen Krieg in Südafrika an. Eine andre Wirkung der Seepolitik besteht darin, daß sie den Krieg noch mehr als bisher kapitalistisch und zu einer Frage der Finanzkraft und des Staatskredits macht, denn der glückliche Ausgang des heutigen Seekriegs hängt weniger von der Menschenzahl und der Tüchtigkeit der Mannschaft als vom Besitz der meisten, größten und besten Kriegsmaschinen ab. In der merkantilistischen Periode haben sich Spanien und Frankreich durch die Leidenschaft der Eroberung zu Grunde gerichtet.

Auch der Neumerkantilismus begründet die Flottenpolitik mit der Notwendigkeit, Absatzgebiete für die Warenausfuhr zu erschließen. Diese Begründung ist falsch. Deutschland brauchte eine starke Kriegsflotte, und daß uns die falsche Begründung dazu verholfen hat, war ja gut, aber jetzt, wo wir die Flotte haben, müssen wir uns den Irrtum der Begründung klar machen. Der alte Merkantilismus beruhte auf der Ansicht, daß aller internationaler Handel ein Kampf sei, worin der eine verliert, was der andre gewinnt, und daß ein Staat, um wirtschaftlich fortschreiten zu können, die Konkurrenten aussperren und womöglich vernichten, die Schwächern brutal vergewaltigen und auswuchern müsse. Das heutige England schlägt ganz andre Wege ein [weil seine alten ungangbar geworden sind!]. Es sucht seine Kolonien zu kaufkräftigen Abnehmern seiner Waren zu machen. Es weiß, daß beim Handel beide Teile gewinnen. Ebenso wenig wie mit der Notwendigkeit, den Warenabsatz zu sichern, kann die Flottenverstärkung mit der Zunahme der Bevölkerung begründet werden. „Wäre der Bevölkerungszuwachs ein zwingender Grund, dann müßte der Erwerb von Ackerbaukolonien das Ziel sein. Solcher jedoch liegt der deutschen Politik ganz fern und muß ihr auch für absehbare Zeit fern liegen." Sie strebt nach Besitz in den Tropen.

Nicht weniger zu mißbilligen ist es, daß man den Schutzzoll mit der Expansionspolitik in Verbindung zu bringen sucht. Zu Colberts Zeiten waren Schutzzoll und Monopolisierung des Handels mit den Kolonien nötig zur Hebung der Produktionskräfte des Mutterlandes. Außerdem trug damals die Benutzung der Kolonien einen ganz andern Charakter als heute. Man preßte ihnen als Tribut Güter ab wie Edelmetall, Seide und Gewürze, die in Europa einen hohen Wert hatten, und bereicherte sich auf diese Weise. Von den Ausbeutungsgebieten mußten natürlich die Konkurrenten mit Waffengewalt ausgesperrt werden. Aber die Raubwirtschaft fand, wie jede Raubwirtschaft, sehr bald ihr natürliches Ende, und der Schutzzoll samt Schädigung der Konkurrenten half dem heimischen Gewerbe nur so lange, als das Mittel Privilegium eines oder zweier Staaten war; sobald es allgemein angewandt wurde, versagte es. Allgemeine Schutzzöllnerei führt entweder zum Kriege aller gegen alle, zum internationalen Rowdytum, oder zu jenem „von Fichte, Carey und

andern als ideal angesehenen" Zustande, wo die Erdoberfläche mit einem Netz chinesischer Mauern bedeckt ist. [Careys Grundgedanke führt keineswegs zur chinesischen Mauer.] Die Seepolitik des Handelskapitals in der Zeit der merchants adventurers beweist nicht, daß das heutige Industriekapital in gleicher Weise zur Kriegsflotte drängen müsse. Das Industriekapital ist nicht aggressiv, sondern hat einen Horror vor Tumult und Streit. Die Flotte dient ihm nur dazu, etwaige mutwillige Angriffe abzuwehren. [Woher sollen die aber kommen, wenn in allen Kulturstaaten das friedliche Industriekapital gebietet?] Die Absatzverhältnisse richten sich nicht nach der Flagge, sondern nach dem Preise. [Sehr richtig! Der Export der Vereinigten Staaten steigt trotz zurückgebliebner Kriegs- und Handelsflotte, wie jeder Verständige einsieht, und wie der Stahlkönig Schwab bei seinem jüngsten Besuch in Europa angedeutet hat, deswegen so enorm, weil ihre Industrie auf wohlfeilem und unerschöpflich reichem Boden ohne Lohndrückerei wohlfeiler produzieren und verkaufen kann als die der alten Länder.] Nicht politische Unterwerfung, sondern freier Verkehr schafft das Ventil für etwaige Überproduktion. Von der Ausfuhr Frankreichs gehn nur neun Prozent in seine großen Kolonien, davon die Hälfte nach Algier. In frühern Zeiten war ohne politische Grenzerweiterung die wirtschaftliche, d. h. eine lohnendere Unterbringung der Leute und Fabrikate, nicht möglich; heut ist der Schutzzoll weder ein geeignetes Mittel zur Verwertung des Kolonialbesitzes, noch die treibende Ursache für den Kolonialerwerb.

Der Imperialismus hat also mit der nationalen Eigenwirtschaft und Isolierung nichts zu schaffen; für Deutschland bedeutet er nur „die militärisch-politische Umwandlung der Land- zur Seemacht." Die Ansicht, daß zu dieser Umwandlung die Gefährdung unsers Absatzes durch die drei Weltmächte genötigt habe, ist ebensowenig stichhaltig wie die oben angeführten Begründungen. Die Weltreiche [ein falscher Ausdruck, der richtige ist Weltmächte] Rußland und Amerika sind von ganz andrer Beschaffenheit als das britische Reich. Ihre Politik hat sich bisher immer nur auf Angliederung angrenzender Länder gerichtet. „Dementsprechend wäre für uns die nächstliegende Aufgabe die Ausdehnung unsrer Grenzen durch Angliederung der deutschredenden Teile Rußlands und Österreichs und deren Sicherung durch Besiedlung mit deutschen Kolonisten. Wäre aber eine derartige Kontinentalpolitik geboten, dann dürften wir unsre Mittel und Kräfte nicht durch eine noch daneben aufzunehmende Seepolitik zersplittern, sondern müßten uns auf eine starke Defensivflotte beschränken. Kontinentale Ausdehnung der Grenzen wäre übrigens auch weniger riskant; denn während die Kolonialreiche zerbrechlich und vergänglich sind, überdauern die kontinentalen Staaten die Schicksalsschläge, dies auch aus dem Grunde, weil ihrer Ausdehnung natürliche Grenzen gezogen sind." [Die Richtigkeit dieser Ansicht mag dahingestellt bleiben, aber hier handelt es sich um etwas ganz andres, nämlich darum, daß, weil Rußland und Nordamerika protektionistisch sind, jede Ausdehnung ihres Gebiets unsern Absatzmarkt einschränkt.] Die wachsende Ausdehnung des englischen Gebiets aber gefährdet unsern Absatz deswegen nicht, weil das freihändlerische England die Waren-

einfuhr nicht hindert, und weil der allerdings von den engliſchen Imperialiſten gehegte Gedanke, aus dem engliſchen Reich ein geſchloſſenes Handelsgebiet zu machen, ſich als unausführbar erweiſen wird, denn ſeine Kolonien laſſen ſich in ihrer Handelspolitik nur vom eignen Vorteil, nicht von der Rückſicht auf das Mutterland leiten.

Will das Deutſche Reich aus ſeinen Kolonien Nutzen ziehn, ſo muß es ſich das heutige England und Holland zum Muſter nehmen. Den Anſtoß zur Wendung in der engliſchen Kolonialpolitik hat der Befreiungskrieg der nordamerikaniſchen Kolonien gegeben. Unter dem Einfluß der republikaniſchen Ideen und mit dem Übergang zum Freihandel 1846 entwickelte ſich ein Geiſt der Freiheit und Selbſtändigkeit, der ſich freilich mit dem bureaukratiſch-militäriſchen Geiſte der Feſtlandſtaaten nicht vereinigen läßt. Die neuen Kolonialſtaaten preſſen den Kolonien nicht mehr Tribut ab, ſondern ſtecken Geld hinein. Die Belohnung für ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit erlangt das Mutterland auf einem Umwege: durch Schaffung rentabler Kapitalanlagen und lohnender Arbeitsgelegenheit, durch Verſorgung des jungen Nachwuchſes in überſeeiſchen Unternehmungen, durch die Kontrolle über die kolonialen Handelsbeziehungen, Verdingungen, Anſchaffungen und Anleihen. Nur durch Hebung der kolonialen Kaufkraft kann das Mutterland ſeine Kolonien an ſich feſſeln und ihren Beſitz behaupten. Für die moderne Koloniſationstechnik ergeben ſich daraus zwei Lehren: daß nicht die Rückſicht auf den Bevölkerungszuwachs, ſondern nur die auf den Waren- und Kapitalienexport zur Seepolitik treibt, und daß nicht die Regierungen, ſondern nur die privaten Großunternehmer dieſe Art Koloniſation betreiben können. Die britiſche Koloniſationskunſt läßt ſich in die Worte zuſammenfaſſen: britiſches Kapital, britiſche Weltbeziehungen, engliſcher Unternehmermut, engliſche Freiheit und Selbſtverwaltung. Der politiſchen Herrſchaft helfen der Handel, die Reederei und die Bankorganiſation den überſeeiſchen Beſitz an das Mutterland klammern. „Zugleich hält England ſein Gebiet für jede ehrliche Arbeit offen und legt dem Wettbewerb des Auslands kein Hindernis in den Weg. Die Eingebornen, deren berechtigte Eigentümlichkeiten nicht angetaſtet werden, ſehen ein, daß ſie durch Vertreibung der Engländer nichts gewinnen und manches verlieren würden. Unabhängige Staaten macht England zu ſeinen Handelsprovinzen. Die Stützen dieſes unpolitiſchen Herrſchaftsgebiets ſind ſeine Reederei, der Londoner Geldmarkt, der Liverpooler Weltmarkt für Getreide, Baumwolle und andre Rohſtoffe, und die ſtändige Auffriſchung der »Überſeer« durch einen die Lücken füllenden Nachzug; Hunderttauſende wandern alljährlich hinaus als Apoſtel der engliſchen Nationalität, als Vertreter der engliſchen Intereſſen und als Konſumenten engliſcher Waren.“ So offenbart ſich allmählich in der Erweiterung des Erwerbsgebiets zum Weltmarkt die Harmonie der Intereſſen; immer allgemeiner wird erkannt, daß die Wohlfahrt der Nationen nicht auf gegenſeitiger Übervorteilung und Beraubung, ſondern auf gegenſeitiger Förderung beruht. Den Unterſchied zwiſchen dem alten Merkantilismus und dem heutigen Imperialismus verſteht man, wenn man den weitſchauenden Großexport dem in Handelskolonien [bloß dort?] vorherrſchenden kaufmänniſchen

Egoismus gegenüber hält. Noch in den Jahren 1885 und 1887 überwogen die protektionistischen Interessen auch bei der Industrie, sodaß sich diese für solidarisch mit der Landwirtschaft erklärte. Eine solche Sammlung auf dem Boden des erhöhten Zollschutzes wird immer schwieriger. Huber hat 1897 im Jahresbericht der Stuttgarter Handelskammer dargelegt, daß übermäßige Zollerhöhung keine andre Folge haben würde, als daß die ausländische Konkurrenz nach Deutschland einwanderte. „Heute ist unsrer Industrie — im großen und ganzen, von einzelnen Sonderinteressen abgesehen — noch weniger an der Prohibierung des Auslandes gelegen."

Wie kommt es dann aber, müssen wir fragen, daß nur die Freisinnigen, d. i. die Vertreter eines Teils des Handelskapitals, und die Sozialdemokraten die geplanten Zollerhöhungen bekämpfen, die Freikonservativen und Nationalliberalen, in deren Reihen die Vertreter des Industriekapitals sitzen, zwar nicht die extrem agrarischen Forderungen unterstützen, aber doch mit einer kräftigen Schutzzollpolitik einverstanden sind? Huber stimmt einem Ausspruche Fr. Knapps bei, die Zukunft Deutschlands ruhe nicht mehr in seiner auf Universitäten studierenden oder herumbummelnden Jugend, sondern in seinen Technikern, Industriellen und bessern Handwerkern. Sind diese Träger der zukünftigen Größe Deutschlands blind, oder sind einzelne Glieder in Hubers Gedankenkette schadhaft? Widersprüche und Unklarheiten werden die Leser darin finden, ohne daß wir sie darauf aufmerksam machen; wird uns nachgewiesen, daß sie nicht im Buche, sondern in unserm Abriß stecken, so soll uns das lieb sein. Wenn wir das Buch, ohne seinen Wert als Informationsquelle in Frage zu stellen, kritisieren wollten, so würden wir an den Stellen einsetzen, wo der Verfasser es für schwierig erklärt, sichere Merkmale des Industriestaats anzugeben und den Zeitpunkt zu bestimmen, wo ein Agrarstaat in den Industriestaat übergegangen ist. (S. 107 bis 108 und S. 126.) Das halten wir gar nicht für schwierig. Ein Staat ist Agrarstaat, wenn die in der Urproduktion thätige Bevölkerung, er ist Industriestaat, wenn die im Gewerbe überwiegt. Dazwischen liegt der „Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat," wie ihn List nannte, in dem Urproduktion, Verarbeitung und Austausch einander das Gleichgewicht halten, also der Zustand der Harmonie. Dieser, nicht wie Huber zu glauben scheint der Industriestaat, war das Ideal des „Altmeisters" List, und diesen Zustand im Wandel der Dinge und trotz wachsender Bevölkerung zu erhalten wäre die höchste Leistung der Staatskunst. In Deutschland ist er zwischen 1860 und 1870 vorhanden gewesen, allerdings nur Land und Volk im ganzen angesehen; im einzelnen war das Ideal nur stellenweise, z. B. in Baden, in einem Teil der Provinz Sachsen, in Mittelschlesien verwirklicht; die einseitig agrarische Entwicklung des nordöstlichen Flügels und der einseitige Industrialismus des Niederrheins enthielten zusammen mit der ungleichen Volksdichtigkeit schon damals den Keim verhängnisvoller Konflikte.

Wir zeigen bei der Gelegenheit noch ein paar andre von den bei uns lagernden volkswirtschaftlichen Schriften an. Der angesehenste unter den von Huber bekämpften Pessimisten ist Professor Adolf Wagner. Er hat vorm

Jahre sein Bedenken gegen übermäßige Industrialisierung in der bei Gustav Fischer in Jena herausgegebnen Schrift entwickelt: Agrar- und Industriestaat. Die Kehrseite des Industriestaats und die Rechtfertigung agrarischen Zollschutzes mit besondrer Rücksicht auf die Bevölkerungsfrage. Von dieser Schrift ist soeben eine zweite, „großenteils umgearbeitete und stark vermehrte" Auflage erschienen. Daß uns hohe Agrarzölle vor den von einseitig industrieller Entwicklung drohenden Übeln zu schützen vermöchten, glauben wir freilich nicht, sind aber auch nicht leichtsinnig genug, die Symptome der drohenden Übel, z. B. das Stocken der englischen Ausfuhr seit 1872, für das Wagner S. 164 bis 180 den statistischen Beweis bringt, zu unterschätzen. — Bekanntlich sind einige Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie mit der extrem freihändlerischen Haltung ihrer Fraktion nicht einverstanden. Einer von ihnen, der Reichstagsabgeordnete Richard Calwer, hat seine Auffassung in einer Broschüre dargelegt (Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Frankfurt a. M., Dr. Eduard Schnapper, 1901), von der die Leser gleich nach dem Erscheinen durch die Zeitungen erfahren haben werden, die aber so verständig und beachtenswert ist, daß wir sie nachträglich noch empfehlen müssen. Der Freihandel, sagt der Verfasser, bedeute, auf dem Weltmarkte den Schwachen der Ausbeutung durch den Starken ausliefern; das sei gegen das Wesen des Sozialismus. Die Sozialdemokratie stehe also dem Protektionismus grundsätzlich näher als dem Freihandel. In der Praxis aber könne sie sich den heutigen Schutzzöllnern, denen es nur um den Vorteil der Unternehmer zu thun sei, nicht ohne weiteres anschließen; sie habe jede Maßregel darauf hin zu prüfen, wie sie auf den Arbeitsmarkt wirkt. Bisher nun habe der Freihandel den Arbeitern mehr genützt als der Protektionismus. Nur eine hoch entwickelte Großindustrie vermöge eine Arbeiterklasse zu schaffen, die stark genug sei, sich politischen Einfluß zu erringen, und die Freihandelsära habe in Deutschland die Industrie mächtig gefördert. Dieser Umstand zusammen mit dem andern, daß zum Schutzzoll keineswegs im Interesse der Arbeiter übergegangen wurde, habe diese daran gewöhnt, sich in Zollfragen einfach auf den Konsumentenstandpunkt zu stellen. Von diesem aus müßten sie die Erhöhung der Agrarzölle bekämpfen, und wenn er auch glaube, daß die Berechnungen der drohenden Brotverteuerung stark übertrieben seien, so sei er doch in diesem Punkte mit seinen Parteigenossen vollkommen einig. Eine Verteuerung der Fabrikate durch Schutzzölle schade den Arbeitern viel weniger, weil auf Industrieerzeugnisse nur etwa 20 Prozent des Arbeitereinkommens verwandt würden, während die Ernährung über 60 Prozent verschlinge. Wenn also die Arbeiter die Zollerhöhungen bekämpften, so thäten sie es aus andern Gründen als die Freihändler. Diese schöpften aus lebhaften Umsätzen auf dem Geld- und Warenmarkt ungeheure Gewinne und wollten deshalb alle Hindernisse des Warenumlaufs beseitigen. Aus diesem ganz ungehinderten Umlauf aber erwüchsen den Arbeitern die größten Nachteile. Denn bei ganz freier Konkurrenz müßte jeder Staat fürchten, durch ausreichenden Arbeiterschutz und anständige Arbeiterversicherung seine Waren zu verteuern und seinen Export zu gefährden. Dessen Erhaltung und Ausdehnung liege zudem im Interesse der Arbeiter, denn so wünschens-

wert die Kräftigung des innern Marktes sei, dürfe man doch nicht darauf rechnen, daß er in absehbarer Zeit die Ausfuhr entbehrlich machen werde. Namentlich die auf natürlichen Grundlagen ruhende wirtschaftliche Übermacht der Vereinigten Staaten bedrohe die deutsche Industrie sehr ernstlich. Deren Abwehr durch Zollschutz sei auch im Interesse der Arbeiter geboten. Sie werde um so leichter gelingen, je größer das Gebiet sei, auf das sich das Absatzrisiko verteile, und es sei deshalb ein europäischer Zollbund anzustreben. Daß die extremen Forderungen der Agrarier die zur wirtschaftlichen Annäherung der europäischen Staaten führenden Handelsverträge gefährdeten, sei ein noch stärkerer Grund zu ihrer Bekämpfung als die Brotverteuerung; gegen diese müßten sich die Arbeiter freilich auch wehren, weil ihnen niemand weder die verheißene Lohnerhöhung noch die von einer solchen zu erwartende Kräftigung des innern Marktes verbürge.

Nachdem die Thatsachen des Wirtschaftslebens schon längst bis zum Überdruß durchgesprochen sind, bemühen sich die Gelehrten, dadurch einige Abwechslung in die Diskussion zu bringen, daß sie mehr und mehr die Thatsachen auf Begriffe zurückführen und immer feinere Netzwerke solcher Begriffe flechten und weben. Ein solcher Begriffsweber ist der Dr. jur. A. Nordenholz, der in seiner Allgemeinen Theorie der gesellschaftlichen Produktion (München, C. H. Beck, 1902) in der Sonderung und Verknüpfung der Begriffe großen Scharfsinn und eine feine Hand bewährt. Der Student kann daraus lernen, wie man Erfahrungen der gemeinen Wirklichkeit in wissenschaftlicher Sprache ausdrückt. Jedermann kennt die Anekdote, wie Ludwig Devrient einmal einen Maurer sich zum Schnupfen anschicken sah, wie er wettete, er werde mit einer erst zu bestellenden Flasche Champagner eher fertig werden, als der Maurer mit seiner Prise, und wirklich die Wette gewann. Seitdem hat die Bummelei aufgehört; die Maurer arbeiten fix, sind aber dafür Sozialdemokraten geworden. Solche und ähnliche Erfahrungen, die wir nicht bloß in der Produktion, sondern auch im Beamten- und Schülerleben machen, drückt der Verfasser in den Sätzen aus: „Die Widrigkeit [der Arbeit] wächst nicht proportional mit der in die Erscheinung tretenden Arbeitsmenge, sondern in verstärktem Maße. Demnach löst sich die kontinuierliche Arbeit, in ihrer Rückwirkung auf den Arbeiter, in eine ansteigende Reihe willenswidriger Effekte auf. . . . Umgekehrt wird in gewissen Grenzen die Widrigkeit der Arbeit und das Ansteigen ihrer Reihe durch zeitliche Auseinanderziehung oder Verlangsamung der Arbeit abgeschwächt." Am meisten praktischen Wert scheinen uns die Abschnitte über die gesellschaftliche Selbstausbeutung („Verlegung des Exploitationsgebiets aus der Außenwelt in die Gesellschaft") und über die Nachteile der Privilegien des Grundbesitzes zu haben; der Verfasser neigt der Freilandtheorie von Hertzka zu.

Warenwert und Kapitalprofit, eine Einführung in das Studium der politischen Ökonomie von Wilhelm Hohoff (Paderborn, Junfermann, 1902) verdient deswegen Beachtung, weil der Verfasser ein katholischer Pfarrer ist, der Karl Marx als den größten Nationalökonomen verehrt und zur Verbreitung dieser seiner Ansicht schon viel geschrieben hat. In der vorliegenden Schrift sucht er nachzuweisen, daß Marx mit seiner Werttheorie zu einer alten

Wahrheit zurückgekehrt iſt, die Ariſtoteles und die Scholaſtiker gelehrt haben, und daß ſein Materialismus ein Abfall von ſeinen eignen philoſophiſchen Grundanſchauungen ſei. Für gelungen halten wir den Nachweis, daß nicht die Marxiſche Werttheorie einer Tendenz entſprungen iſt, ſondern daß die neuern Werttheorien, wie die Böhm-Bawerkiſche, dieſen Vorwurf verdienen; denn die bürgerlichen Nationalökonomen ſind ſich ſeit Adam Smith ziemlich klar darüber geweſen, daß nur die Arbeit, ſoweit kein Monopol ins Spiel kommt, Tauſchwert erzeugt, und erſt, ſeitdem Marx Einfluß gewonnen hat, ſuchen ſie dieſe Wahrheit mit allerlei Redensarten zu verſchleiern. Weniger überzeugend wird der Nachweis wirken, daß Marx weder das Recht auf den vollen Arbeitsertrag fordert, noch mit ſeiner Wertlehre zum Umſturz einladen will, noch die übrigen wertbildenden Umſtände vernachläſſigt, noch den Kapitalprofit für unberechtigt erklärt. Zwar die Stellen, die Hohoff aus dem „Kapital“ anführt, ſind ſchlagend, aber in ſeiner Geſamtheit macht dieſes dreibändige Werk einen andern Eindruck als die paar von Hohoff angeführten Stellen, über die man unter dem überwiegenden Einfluß andersgearteter leicht hinwegliest. Auch der ſehr ruhige und objektive Schmoller hat erſt dieſer Tage (in der Sozialen Praxis vom 1. Mai) Marx vorgeworfen, daß er die wertbildende Kraft der geiſtigen Arbeit des Unternehmers unterſchätze, was Hohoff ebenfalls leugnet. Daß der Wert, wie Hohoff mit vielen angeſehenen Nationalökonomen lehrt, das wichtigſte Problem der ganzen Volkswirtſchaftswiſſenſchaft ſei, kann man nur für die rein theoretiſche Behandlung dieſer Wiſſenſchaft zugeben; für die volkswirtſchaftliche Praxis ſind andre Fragen, z. B. die Frage der Bodenbeſchaffung bei wachſender Bevölkerung, wichtiger. Hohoff wird einwenden, ſolche Fragen gehörten gar nicht in die Wiſſenſchaft, ſondern in die Politik; aber es iſt doch wohl auch Aufgabe der Wiſſenſchaft, den Leuten klar zu machen, daß der Menſch weder in der Luft arbeiten noch aus der Luft Werte ſchaffen kann, woran zu denken in den vierten Stockwerken großſtädtiſcher Miethäuſer ſowohl die Arbeiter wie die Gelehrten leicht verlernen.

# Muſikaliſche Zeitfragen

Von Hermann Kretzſchmar

## 3. Der Muſikunterricht in der Volksſchule und auf den höhern Lehranſtalten

Die Forderung, das geſamte Volk für die bildende Kunſt zu erziehn, ſchon der Schuljugend den Blick für Schönheit und Weſen der äußern Welt zu ſchärfen, iſt erſt in neuerer Zeit aufgeſtellt worden. Für die Muſik dagegen tritt die Schule ſchon ſeit alters ein; ſie genießt einen Vorzug, für den ihre Vertreter und Freunde dem Staat und den Behörden unter allen Umſtänden Dank ſchuldig ſind. Deutſchland hat wie mit ſeinem geſamten Bildungsweſen auch mit der muſi-

kalischen Volkserziehung durch die Schulen jahrhundertelang vor dem Ausland einen Vorsprung gehabt, und wenn neuerdings die Sorge, überholt zu werden, berechtigt geworden ist, so sollte sie sich doch nicht in Zweifel am guten Willen der entscheidenden Stellen und in harten Anklagen äußern.

Von jeher hat sich der musikalische Schulunterricht in Deutschland auf Gesangunterricht beschränkt und damit den kürzesten und besten Weg zu den Grundlagen der Musik aufgesucht. Denn nichts führt schneller und tiefer in die Musik ein als Singen. Die Aufnahme unter die pflichtmäßigen Schulfächer verdankt der Gesang wohl Luthers liturgischen Neuerungen. Seine Anordnung des evangelischen Gottesdienstes, die Stellung, die er dem Gemeindegesang gab, die Idee, die Figuralmusik durch Errichtung von Laienchören, den sogenannten Kantoreyen, zu popularisieren, setzten die Vorarbeit der Schule voraus. Überall in Stadt und Land mußten die Kinder zur Musik herangezogen werden. Deshalb schreiben alle bekannten protestantischen Schulordnungen des sechzehnten Jahrhunderts das Singen vor. Aber ebenso allgemein beschränken sie sich darauf, das Ziel, Lernen und Üben von Kirchengesängen, anzugeben; über die Wege, es zu erreichen, schweigen sie. Dieser Mangel ist dem Schulgesang verhängnisvoll geworden und geblieben. Ein Notstand läßt sich zum erstenmal am Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus der Geschichte der deutschen Komposition nachweisen. Das Lied hört auf, und wohl nicht bloß, weil die Dichter fehlen. Als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Berliner Schule einsetzt, ist ihr Hauptziel die Hebung des Volksgesangs. Nach der Ansicht ihrer Wortführer sind wir auf diesem Gebiete unendlich weit hinter den Franzosen zurückgeblieben. Die sächsischen Schulberichte aus jener Zeit bestätigen: das ganze Schulwesen liegt im argen, am ärgsten aber steht es mit dem Singen.*) Seit jener Zeit hat die Kritik des deutschen Schulgesangs nicht mehr aufgehört. Sie äußert sich zunächst in der praktischen Form von Gesangschulen, die den Gang und die Methode des Unterrichts dadurch vor Willkür und Zufall zu sichern suchen, daß sie der Volksschule einen mit Wohlbedacht gewählten und verteilten Übungsstoff vorlegen. Joh. Ad. Hiller, der große Organisator, der Hauptvertreter des neuen Kinderlieds, thut mit seiner „kurzen und erleichterten Anweisung zum Singen für Schulen in Städten und Dörfern" 1791 den ersten Schritt. Unter den Musikern, die ihm immer zahlreicher folgen, sind Nägeli (1810) und Silcher (1853) hervorzuheben. Einzelne dieser Gesangschulen geben auch etwas Theorie; das Hauptgewicht legen sie sämtlich darauf, daß der Schulunterricht, um anregender zu wirken, das weltliche Lied mit aufnimmt. Noch vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wird dieser Anspruch allenthalben amtlich anerkannt. Mit der Einführung des Schulzwangs regeln sämtliche deutschen Staaten den Gesangunterricht dahin neu, daß sie den Chorälen Vaterlands- und Volkslieder zur Seite setzen.

Nach der andern Seite aber, der theoretischen und elementaren Begründung des Schulsingens, bleibt es bei der Praxis der Reformationszeit. Dagegen

*) H. R. E. Möckel, Die Entwicklung des Volksschulwesens in der ehemaligen Diözese Zwickau. Leipzig, 1900.

setzt nun in den vierziger Jahren eine Bewegung ein, die bis heute noch nicht zur vollen Ruhe gelangt ist. Sie verlangt eine gründliche Verbesserung der Unterrichtsmethode: das Singen nach dem Gehör soll beschränkt, alles Lernen und Üben auf Kenntnis von Intervallen, Rhythmen, Noten, auf klare Tonbegriffe gestützt werden. Otto Langes Buch „Über die Musik als Unterrichtsgegenstand" (1841) vertritt zum erstenmal in entschiednem Ton diese ganz berechtigten Forderungen. Den Gesangunterricht vom Anfang bis zum Ende der Schulzeit bloß auf Nachahmung und Gedächtnis aufzubauen ist pädagogisch verwerflich und musikalisch ziemlich nutzlos.

Grundsätzlich führt die Volksschule in alle ihre Lehrgegenstände soweit ein, daß der Schüler beim Eintritt ins Leben seinen Weg allein fortsetzen kann. Er lernt vom Lesen soviel, daß ihm alles, was in deutscher Sprache geschrieben und gedruckt wird, wenigstens äußerlich zugänglich ist. Er kann nach der Konfirmation seine Briefe schreiben, ein Rechnungsbuch führen, sich über alle Dinge, die er versteht, auch verständlich ausdrücken. Er ist imstande, einer Predigt zu folgen, in einem einfachen Religionsgespräch mitzureden, er weiß in der Länder- und Völkerkunde, in der Natur- und Weltgeschichte soviel von den Hauptsachen, daß er sich bei jedem vorkommenden Falle näher unterrichten und einarbeiten kann. Überall kommen ihm die Früchte eines systematischen, auf die Anfangsgründe aufgebauten Unterrichts zu gute. Folgerichtig muß die Schule auch im Gesangunterricht zur Selbständigkeit erziehn, muß dem Schüler zu dem Viatikum von Chorälen und Liedern auch die Fähigkeit mitgeben, diesen bescheidnen Besitz festzuhalten und jederzeit mit Leichtigkeit zu vermehren. Begnügt sie sich mit Eintrichtern, mit bloß mechanischem Betrieb des Singens, so reißt sie von der in andern Schulstunden gewonnenen Erziehung des Bewußtseins und der Denkkraft ein Stück wieder ein und verstößt gegen die wichtigsten Grundsätze der modernen Pädagogik.

Musikalisch muß gegen das Gehörsingen zunächst eingewandt werden, daß es die Freude an der Sache nicht recht aufkommen läßt. Wie lange dauert es bei diesem Vorgeigen und Nachsingen von einzelnen Takten und Abschnitten, bis ein Stückchen fertig wird! Rein und fehlerlos lernen es überhaupt nur die Begabten. Um nicht von den schlechten Ohren und Kehlen aufgehalten zu werden, lassen bequeme Lehrer deshalb immer die ganze Klasse singen und schreien, kranke und gesunde Stimmen durcheinander, verderben damit viel Stimmmaterial, legen wohl gar den Grund zu schweren Leiden der Hals- und Luftorgane. Der Tonsinn der Kinder bleibt nach jeder Richtung hin unentwickelt, allenfalls die kräftigsten Unterschiede der Klangfarben und Klanglagen werden klar. Kommts in den obern Klassen zu Versuchen im mehrstimmigen Gesang, so steigert sich die Pein, auch einfache Aufgaben kosten unverhältnismäßige Zeit, die bessern Sänger ermüden, die unbegabten und faulen benutzen die Singstunde zum Ausspannen. Auch für den Lehrer ist dieser Unterricht ohne Grund und Boden eine Marter. Weil geistig nicht erkannt und überwunden, kehren die alten Schwierigkeiten bei jeder neuen Aufgabe wieder. Es häuft sich Stoff an, aber es kommt zu keinem Fortschritt. Und das Resultat dieser Quälereien? Die Mehrzahl der jungen Burschen und Mädchen sind musikalische

Analphabeten, haben die schönen Choräle und Lieder in den Jahren, wo sie gegen Gottlosigkeit und Roheit schützten sollten, wieder vergessen. Der Gemeindegesang in unsern Kirchen klingt äußerst dünn, so oft eine unbekanntere Melodie versucht wird, die Gesangvereine führen ein siechtes Dasein. Das Singen beim Arbeiten, beim Spielen, beim Wandern gehört zu den Seltenheiten; daß es noch vorkommt, ist weniger Verdienst der Schule als Nachwirkung alter, namentlich in Gebirgsgegenden zäher Sitten. Zum Teil haben erst die Militärjahre die Lust an Lied und Ton geweckt.

Diese Erwägungen und Thatsachen lagen, als gegen 1830 die Neuordnung des deutschen Schulwesens erfolgte, noch nicht vor. Die deutsche Musik stand noch in hoher Blüte, insbesondre bedurfte die Pflege des Gesangs kaum einer Ermunterung durch die Schule. Das war noch die Zeit der durch J. A. P. Schultz und die Berliner eingeführten Standeslieder, die Zeit, wo Oper und Singspiel fortwährend neue Favoritgesänge abwarfen. Es sang noch in der Werkstatt, in der Spinnstube, auf der Tenne, in Feld und Wald, das Lied spornte den Fleißigen und lohnte den Feiernden. Im kleinsten Häuschen war der Tonkunst ein Altar errichtet, und wars auch nur ein Vogelbauer, die meisten Kinder brachten in die Schule Musik vom heimischen Herde mit. Die Lehrer aber, die nicht mit Leib und Seele beim Musizieren waren, konnte man suchen, sie galten weder bei dem Superintendenten und dem Pfarrer, noch bei den Standesgenossen für voll. Alle spielten wenigstens Orgel und waren Sänger. Für die Lehrer, die bei Ephoralkonferenzen zum Chor zusammentraten, haben Fr. Schneider und R. Volkmann ihre unbegleiteten Messen, C. Löwe und J. Otto Oratorien für Männerchor geschrieben, von deren Schwierigkeit der einzige heute noch lebende Rest der Gattung, R. Wagners „Liebesmahl" einen Begriff giebt. Unter den Kantoren der kleinen Städte waren noch ehemalige Präfekten berühmter Schulchöre, Männer, die nach alter Art kunstgerecht und fruchtbar komponierten und die Musik als Hauptamt ansahen. Da lernten die begabten Kinder leicht mehr, als die Schule verlangte; auf den Schulranzen der Kleinen eine Violine oder ein Blasinstrument war keine Seltenheit. Die Schulverwaltung brauchte sich unter diesen Verhältnissen um die Musik keine Sorge zu machen; sie that ein übriges, wenn sie im Gesangstoff das Monopol der Choräle nach Wunsch beseitigte. Die neue Bewegung für Einführung methodischen Gesangunterrichts blieb darum in den Kreisen der Pädagogen und der Musiker selbst lange Zeit ziemlich unbeachtet, unter den Behörden kamen ihr nur die bayrische Schulverwaltung im Anfang der sechziger, die königlich sächsische Ende der siebziger Jahre mit neuen Verordnungen entgegen.

Erst das Jahr 1881 brachte eine wichtige Wendung durch den Bericht, den der Engländer John Hullah dem britischen Parlament, das ihn auf eine Studienreise geschickt hatte, über den Gesangunterricht in den Schulen des Kontinents vorlegte. Darin erhielt Deutschland eine sehr geringe, durch Beschreibungen und Vergleiche fest belegte Zensur. Das war beschämend, aber heilsam. Wir merkten, daß wir bei unserm Schulgesang zu lang auf den alten Segen und auf die Mitgift des Elternhauses gerechnet hatten, und daß es mittlerweile hohe Zeit geworden war, modernere Wege auf diesem Gebiet ein-

zuschlagen. Die Anhänger des methodischen Betriebs mehrten sich so rasch, daß heute niemand mehr wagt, dem alten Gehörsingen in der Schule öffentlich das Wort zu reden. Mit wenig Ausnahmen haben auch seit Hullah alle deutschen Staaten durch neue Verordnungen gesucht, den Gesangunterricht in den Volksschulen rationeller und ergiebiger zu gestalten, und zu diesem Zweck das Singen nach Noten eingeführt. Der allgemeine, durchgreifende Erfolg jedoch ist bis heute noch ausgeblieben. Es giebt jetzt viel mehr Kinder als früher, die Noten lesen, aber immer noch nicht genug, die nach Noten singen können. Die Notentafeln und Notenhefte sind vielfach eine Maske, hinter der das alte Singen nach dem Gehör weiter gedeiht. Die Stunden fangen mit Übungen in Tonleitern, in Intervallen und Rhythmen an, aber die schwachen Lehrer verstehn nicht diesen Teil Kunstwissenschaft für die Praxis nutzbar zu machen. Geht es an die Choräle und Lieder, so wütet trotz Hullah und neuer Verordnungen die Geige immer noch voran und dazwischen. Über die beste Einführung, über das notwendige Maß theoretischer Kenntnisse herrscht ja in den Fachkreisen noch Meinungsverschiedenheit. Aber auf drei Punkten müßte überall ganz streng bestanden werden, wenn der methodische Gesangunterricht die erwünschten Früchte bringen soll. Der erste ist das Ziel. Das besteht klipp und klar in der Forderung: daß die Kinder *vom Blatt singen* lernen, leichtere Stücke in den Mittelklassen, in den Oberklassen auch schwerere! Für die Erreichbarkeit liegen die Beweise fast seit hundert Jahren aus der Schweiz vor, die Folgen in dem Gesangvereinswesen dieses Landes. Auch kleine schweizerische Städte (Solothurn, Aarau u. a.) haben ihre regelmäßigen Oratorienaufführungen. Wird auf dieses Ziel hin geprüft und kontrolliert, so kann sich die Aufsichtsbehörde über den Wert ihrer Verordnungen und über den Grad von Geschick und Gewissenhaftigkeit, mit dem sie ausgeführt werden, nicht täuschen.

Die zweite Forderung dient dazu, die Erreichung dieses Ziels zu erleichtern und zu sichern. Sie lautet: das Singen nach Noten muß *rechtzeitig* beginnen. Für die Bestimmung dieses Zeitpunkts darf etliche Freiheit je nach lokalem und provinziellem Musiktalent, nach zufälligen Verhältnissen gelassen werden, und das Gehörsingen wird, solange Ohr und Stimme noch ungeschult sind, also wenigstens für das erste Schuljahr, als Hilfsmittel auch später, nicht zu entbehren sein. Aber es ist nicht mehr rechtzeitig, sondern viel zu spät, wenn das Notensingen, wie es die Gesangordnung für die preußische sechsklassige Volksschule bestimmt, erst in der zweiten Klasse, das ist im sechsten Schuljahr anfängt. Bis dahin sind kostbare Jahre verloren worden und zahlreiche Kinder verdorben. Die sächsischen Volksschulen verlegen den Beginn des Notenunterrichts mit Erfolg in das zweite Schuljahr.

Der dritte Punkt, auf den ein methodischer Gesangunterricht ein Hauptgewicht legen muß, ist, daß die Kinder möglichst viel *einzeln* singen. Neben der allgemein pädagogischen hat diese Forderung noch ihre besondre Begründung in der Notwendigkeit, daß der Gesundheitszustand der Kinderstimmen überwacht werden muß. Die Italiener führen ihren Überfluß an schönen Gesangstimmen geradezu darauf zurück, daß ihre Schulen bisher keinen Gesangunterricht getrieben haben.

Eine eingehende Kritik der neuen deutschen Schulgesangsverordnungen würde noch mancherlei zu beanstanden haben. Findet sich doch in einem großen Staat die Ungeheuerlichkeit, daß für die Volksschule, in der dreistimmiger Gesang schon fragwürdig ist, vierstimmiger Gesang verlangt wird. Aber diese Arbeit ist Sache der Fachblätter, unter denen sich ja auch neuerdings Spezialorgane für Schulgesang zeigen. Möchten sie nur immer davon ausgehn, daß den unleugbaren Schäden der gute Wille zur Abhilfe gegenübersteht, und daß die amtlichen Stellen in einer schwierigen Lage und plötzlich für ein Gebiet in Anspruch genommen sind, auf dem es früher nichts zu thun gab. Durch die Fürsorge, mit dem sie sich des Schulgesangs in neuer Zeit angenommen haben, beschämen unsre Kultusministerien den Musikerstand. Nur vorübergehend hat sich der Allgemeine Deutsche Musikverein durch die Broschüren von Engel und Tottmann des Gesangunterrichts in den Schulen angenommen. Die Mehrzahl der Tonkünstler hat noch immer keine Ahnung von der Wichtigkeit des Gegenstands. Heute, wo so viele andre Quellen versiegt sind, ist der Gesangunterricht in den Schulen die wichtigste, vielfach die einzige Wurzel der musikalischen Volkskraft, geht auch die Zukunft der hohen Kunst sehr nahe an und hat für sie gegen früher eine hundertfache Bedeutung. Wer tischlert, muß einen guten Waldbestand zu seinen Lebensfragen rechnen. Ohne Nachschub aus dem Volk kann keine Kunst bestehn, keine bleibt gesund, wenn sie die Fühlung mit den Kreisen einfacherer Bildung verliert. Das sollten vor allem die Musiker bedenken, die den Bergmannssohn M. Luther und Joseph Haydn, den Sohn des Wagners, zu ihren Größen zählen. Daß aber ein Volk selbst an seinem Innern Schaden leidet, wenn ihm die Musik zu fehlen beginnt, läßt sich aus der Gegenwart allein schon merken. Die Verrohung und Entkirchlichung der untern Stände steht auch im Zusammenhang mit der Verminderung ihrer Musikliebe.

Der Gesangunterricht in den Volksschulen ist danach nicht bloß eine musikalische Zeitfrage, sondern er ist eine allgemeine Kulturfrage. Da ihn die Behörden als solche erkannt haben, ist es Pflicht aller Berufnen, mitzuarbeiten und mit gutem Rat zu unterstützen. Jene haben mit der Einführung des methodischen Unterrichts den richtigen Weg beschritten, aus einer Krisis herauszukommen. Aber diese Krisis verlangt noch für geraume Zeit besondre Anspannung der Kräfte und unausgesetzte Überwachung der Erfolge der verordneten Mittel. Es wird auch einer Vermehrung dieser Mittel bedürfen. Auf zwei soll besonders aufmerksam gemacht werden. Das erste betrifft den Musikunterricht auf den Lehrerseminarien.

In Preußen scheint ja nach dem neusten Entwurf des trefflichen Schneider der Musik auf den Seminarien nur noch eine kurze Frist vergönnt zu sein. So lange aber noch die Gesanglehrer der Volksschule von diesen Instituten gestellt werden, muß etwas sorgfältiger darauf gehalten werden, daß die Seminaristen die äußerst schwierige Kunst des methodischen Gesangunterrichts vollkommen beherrschen lernen. Der Musikunterricht auf den Seminarien müßte nicht Chorsänger, sondern Solosänger ausbilden, Gesanglehrer, die die Natur der Kinderstimme genau kennen, und die es verstehn, die Jugend bei den musikalischen

Elementen zu fesseln und durch die Elemente lernfreudig zu machen. Für die Auswahl der Seminarmusiklehrer sollte die Leistungsfähigkeit auf dem Gebiet der Gesangpädagogik maßgebend sein.

Das andre Mittel ist die Anstellung von besondern fachmännischen Gesanginspektoren, wenigstens solange, bis die Reform des Unterrichts überall sicher steht. Es handelt sich da um eine Maßregel, die für den Zeichenunterricht, auch für den Unterricht im Turnen hie und da schon besteht und die keine großen Opfer verlangt. Die Zahl solcher Inspektoren bestimmt der Bedarf. Es giebt Länder, wo jede größere Stadt einen für sich braucht, und andre gleich große, wo es genügt, daß überhaupt eine solche Kraft und die Möglichkeit einer Kontrolle da ist. Auch jetzt schon wird natürlich der Gesangunterricht überwacht durch die Prüfungen vor einem Publikum von Eltern, durch die geistlichen Lokalschulinspektoren, besonders durch die Provinzialschulräte und Bezirksinspektoren. Aber gerade die Verschiedenheit der Gesangleistungen in den einzelnen Bezirken auch der besser singenden Länder führt auf den Wunsch einer besondern fachmännischen und einheitlichen Inspektion des Schulgesangs. Bewährt hat sie sich hinlänglich in Belgien und England. Auch der in Deutschland bisher erprobte einzige Fall spricht für das Institut. Es war die Universitätsstadt Rostock, die im Jahre 1881 eine solche Inspektion des Schulgesangs errichtete. Vier Jahre darauf sangen beim Mecklenburgischen Musikfest hundert und mehr Kinder in Händels „Israel," in Bachs „Ein feste Burg" und in Berlioz's „Requiem" mit, und in der ganzen Zeit war soviel Stimmkapital und Gesundheit geschont, soviel Schönheitssinn geweckt und gepflegt worden, daß es Gegner der Maßregel nicht mehr gab.

Während man von dem Gesangunterricht in den Volksschulen hoffen kann, daß er in absehbarer Zeit sowohl dem Volk wie der Musik so zu gute kommt, wie er soll, ist er an den deutschen Gymnasien und an den ihnen verwandten Lehranstalten noch in einem Zustande, den man auch bei entschiedner Mäßigung nicht als zufriedenstellend bezeichnen kann. In der „Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft," die dem Gegenstand rühmlicherweise fortgesetzte Aufmerksamkeit schenkt, ist wiederholt die Ansicht vertreten worden, daß der Gesangunterricht auf unsern Gymnasien durchschnittlich der Musik mehr schade als nütze und ihr Ansehen sehr stark vermindere. Jedenfalls leistet das Gymnasium für Musik und Musikliebe heute viel weniger als in frühern Jahrhunderten. Das zu beweisen, genügt es, die Namen Heggendorff, Rebhuhn, Reuchlin, Chr. Weise anzuführen, an das alte Schauspiel als wichtige Gattung alter musikalisch-dramatischer Kunst zu erinnern, es genügt auf die zahlreichen Sammlungen von Chorkompositionen zu verweisen, die horazische Oden und andre klassische Dichtungen zum Gebrauch der Lateinschulen vertonten. Vereinzelte Fastnachtsaufführungen sind heute von dieser ehemaligen Kunstblüte als spärliche Reste übrig geblieben. Durch die Schulchöre, die überall bestanden, war die ganze Sphäre der Gymnasien musikalisch; unwillkürlich atmeten auch die Externen reichlich musikalische Luft ein. Durch den Einfluß des Chors und der Chorschüler kamen Händel, J. Holzbauer, R. Schumann — um nur allgemein bekannte Komponistennamen zu nennen — zur Musik. Da bedurfte

es kaum noch besondrer Singstunden. Und doch scheinen sie, zeitweise wenigstens, im Lehrplan gut bedacht gewesen zu sein. An den sächsischen Fürstenschulen, an der Hofschule zu Kassel war im sechzehnten Jahrhundert täglich eine vorgeschrieben. Es ging nach jeder Richtung von den höhern Schulen ein gutes Beispiel für die Pflege der Musik aus. Heute dagegen erneuern sich an ihnen alle Mängel, an deren Beseitigung die Volksschule arbeitet, und dazu tritt ein äußerst schwerer Grundschaden. Das ist die sogenannte Dispensation, der Brauch, daß die Teilnahme an den Gesangstunden mit Ausnahme der untersten Klassen thatsächlich ins Belieben der Schüler gestellt wird. Es ist in Deutschland, dem Lande der Ordnung, eine schwer begreifliche Erscheinung, daß auf einem Unterrichtsgebiete der Wille der obersten Behörde einfach unbeachtet bleibt. Denn auch für die Gymnasien haben die Ministerien an und für sich noch heute sehr gut vorgesorgt, nämlich neun Jahre lang je zwei Gesangstunden in der Woche. Wieviel könnte da geleistet werden! Aber durch die Leichtigkeit und Freigebigkeit, mit der auf Grund ärztlicher Zeugnisse und elterlicher Wünsche der Gesangunterricht nachgelassen wird, wandelt sich dieser aus einem obligatorischen in einen fakultativen Lehrgegenstand, und die Zahl der Gymnasien, in denen von Quarta oder Tertia ab nur der zehnte Teil der Schüler noch mitsingt, ist nicht die Minderheit.

Durch die Dispensation, d. h. die Erlaubnis, von der Singstunde wegzubleiben, sollen die mutierenden Stimmen geschont, daneben auch andre Krankheits- und Schwächezustände der Entwicklungsjahre berücksichtigt werden. Aber warum bleiben die Schüler auch dann noch dispensiert, wenn diese Hinderungsgründe weggefallen sind? Ist die Dispensation überhaupt in dem üblichen Umfange nötig? Wie wären die alten Schulchöre möglich gewesen, wie könnte es heute noch einen Thomanerchor, einen Kreuzchor geben, wenn die Jugend wirklich so häufig und so lange mit Singen aussetzen müßte! Die Dispensation muß abgeschafft und in eine vom Gesanglehrer zu erteilende Erlaubnis zu schweigen verwandelt werden. Die bessere Hälfte des Musizierens ist gutes Hören, und das können auch die Stimmkranken unter Kontrolle des Lehrers üben.

Weg also mit der Dispensation! Das ist die erste unerläßliche Reform, die im Gesangunterricht des Gymnasiums durchgeführt werden muß. Die zweite ist die Durchführung des Klassenunterrichts bis zur Prima. Auch sie ist in den Schulordnungen verlangt, wird aber ebenfalls an den meisten Anstalten umgangen. Für die mittlern und obern Jahrgänge giebt es meistens statt der zwei vorgeschriebnen Klassenstunden eine wöchentliche Chorstunde. Mit seinen wenigen Getreuen pflegt in ihr der Gesanglehrer die Paradestücke für die großen Tage der Schule vorzubereiten. Nun gehört der Chorgesang, d. h. der gemischte Chor, nicht der Männerchor, gewiß an die höhern Lehranstalten. Aber er darf den Unterricht nicht verschlingen, sondern er muß durch ihn vorbereitet und ermöglicht werden. Nur aus Sängern, die allein und selbständig richtig ein Schubertsches Lied, eine Löwische Ballade vom Blatt singen, läßt sich ein guter, eines deutschen Gymnasiums würdiger Chor bilden. Nur ein methodischer, auf Tonverstand und Formenlehre begründeter Klassenunterricht, ders zum Singen vom Blatte bringt, erhält bei gebildeten Knaben

und Jünglingen den Respekt vor der Musik und vor ihren Vertretern. Auf dieser Anlage beruhen die Gesangerfolge des Eton College und andrer englischen Schulen, auch die von schweizerischen und belgischen Gymnasien, von ihr aus ist auch das „Graue Kloster" in Berlin in der Zeit der Bellermanns zu seinen bekannten Aufführungen Händelscher Oratorien gekommen.

Eine dritte Reform betrifft das Lehrerpersonal für den Gesangunterricht an den Gymnasien. Sie ist erst in neuster Zeit in der obengenannten „Zeitschrift" und zwar von Fachmännern verlangt worden: die Gesanglehrer sollen studierte, den übrigen Schulkollegen in Bildung und Stellung ebenbürtige Männer sein, die den Gegenstand im Geiste der Schule und im Einklang mit ihren Ideen und Interessen zu behandeln wissen. Solche Männer waren in alter Zeit die Kantoren der Lateinschulen. Sie saßen an einer hohen Stelle im Lehrerkolleg und erteilten auch wissenschaftlichen Unterricht. Torgau ist die einzige Stadt, wo diese Einrichtung gegenwärtig noch besteht. Gewiß enthält die Forderung eine sehr große Härte. Denn es giebt unter den vom Lehrerseminar genommnen Männern sehr tüchtige Kräfte, die der unglaublichen Schwierigkeiten des Faches, soweit es die Verhältnisse erlauben, Herr werden. Aber einstweilen muß der leichtsinnigen Jugend jeder Vorwand genommen werden, die Gesangstunde für minder wichtig anzusehen.

Will man diese Reformen nicht, so wird es besser sein, den Gesangunterricht aus den Lehrgegenständen des Gymnasiums zu streichen und die Singlustigen auf den Privatunterricht und die Teilnahme an den Chorvereinen zu verweisen. Der heutige Ertrag und Betrieb verlohnt der Mühe nicht. Hauptsächlich durch das Versagen des Gymnasiums ist es zu der Abwendung von der Musik in den gelehrten und gebildeten Ständen gekommen, die im vorigen Kapitel berührt worden ist. Nur in Orten, wo zufällig der Gymnasialgesang das Rechte leistet, arbeiten die Chorvereine erfolgreich. Für solche Zufälle ist in der Regel ein musikalischer Rektor entscheidend. Viel Musikfreunde werden dafür Belege an der Hand haben, alte Güstrower z. B. dankbar an ihren Raspe denken. Der Unterrichtserfolg darf aber nicht von Personen abhängen, sondern er muß planmäßig gesichert sein. Die Lehrpläne und ihre Durchführung sind aber im Durchschnitt so mangelhaft, daß die Gymnasien nicht einmal die dem heutigen Stande des Altargesangs gewachsenen Theologen in der nötigen Anzahl liefern. Mit der beliebten Überbürdungsfrage hat dieses schlechte Ergebnis nichts zu thun. Denn daß das richtige Singen die beste Erfrischung nach der wissenschaftlichen Arbeit ist, wissen alle, die in einem Schulchor Alumnen gewesen sind. Keiner, der sich nicht auf die Singstunde gefreut hätte! Nur die Mängel des Gesangunterrichts sind dafür verantwortlich, daß das Gymnasium heute für die Musik so gut wie verloren ist, mehr noch, daß es ihrem Ansehen schadet. An einer Änderung dieser Zustände haben aber die Musiker das allergrößte Interesse, und es ist höchst bedauerlich, daß sie sich darüber nicht klar sind. Bachgesellschaften, Händelgesellschaften, Löwevereine, Wagnervereine, Parsifalbünde sind lauter nützliche Unternehmungen. Aber viel wichtiger ist es, dafür zu sorgen, daß die gebildete deutsche Welt nicht von der Musik abfällt. Was nützen die ersehnten großen und größten

Komponisten, wenn sich die Männer, die an der Spitze von Staat und Gesellschaft stehn, wenn sich unsre Seelsorger, wenn sich der Erzieher unsrer Jugend nicht mehr um die deutsche Tonkunst kümmern, ihr nicht mehr zu folgen vermögen! Der Gesangunterricht auf den Gymnasien ist eine der wichtigsten musikalischen Zeitfragen; sie umschließt das Verhältnis zwischen höherer Bildung und Musik. Nur zum Schaden beider Teile kann es gelöst werden, der größere würde aber auf der Seite der Musik entstehn. Die Musikzeitungen sollten darum das Thema vom Gesangunterricht der Gymnasien auf ihrer Tagesordnung festhalten, die Musiker aber die amtliche Kontrolle überall solange nachdrücklich unterstützen und ergänzen, bis die Erfolge dieses Lehrfachs wieder der Vergangenheit der Gymnasien, den Bedürfnissen der Musik und den Absichten der obersten Schulbehörden entsprechen.

# F. X. Kraus und der „religiöse Katholizismus“

Von Max Wingenroth

(Schluß)

Krausens stete Hoffnung war, eine spätere, von der jesuitischen Herrschaft freie Zeit werde das Dogma in seinem und Newmans Sinne verstehn, und dessen heute so häufige Anrufung auf Gebieten, für die es gar nicht bestimmt ist, und der hierdurch auf allem geistigen Schaffen der Katholiken liegende ungeheure Druck werde damit aufhören. Als Leo XIII. Newman zum Kardinal machte, schien es, als sei damit diese Erklärung von der berufensten Seite anerkannt worden. Nie hat Kraus aufgehört, über die Zukunft in dieser Hinsicht nachzudenken, was öfter zu Tage trat. So erzählte er mir noch kurz vor seinem Tode mit bedeutungsvoller Miene eine merkwürdige Thatsache vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Als nach dem Sturze des Kaisers Papst und Kardinalkollegium die von Pius VI. Napoleon gemachten Zugeständnisse für ungiltig erklären wollten, geschah dies nicht etwa mit der naheliegenden Begründung, daß der Papst damals in seinen Entschlüssen nicht frei gewesen sei, sondern mit dem interessanten Satz: parce que le pape était hérétique dans ce moment!

Kraus hat nach dem Konzil und nach der Trennung Döllinger weiter besucht und zunächst auch andre Beziehungen nicht abgebrochen. Aber mit der Zeit verschärften sich natürlich die Gegensätze. Von den Ausgetretenen wurde den andern Verrat und ähnliches vorgeworfen, während Kraus und seine Gesinnungsgenossen den Abfall verdammten. Auch aus taktischen Gründen hat er ihn jederzeit beklagt, und er pflegte zu sagen, die auf dem Konzil und vorher noch recht starke Minorität sei durch diese Fahnenflucht (seiner Anschauung nach) in bedauerlicher Weise geschwächt worden, und es werde somit lange dauern, bis die antijesuitische Partei wieder wirksamen Einfluß in der Kirche ausüben könne. Allmählich steigerte sich in ihm der Groll über diesen Austritt, und so war der sonst wahrhaft liberale Mann in seinen Äußerungen über die Altkatholiken intolerant und ungerecht.

Im Jahre 1872 war er, der sich einen guten Namen in der christlichen Archäologie gemacht hatte, als Professor an die neugegründete Straßburger Universität berufen worden. Wertvolle Arbeiten und Erfahrungen fallen in

diese Jahre. Vielleicht um sich selbst Rechenschaft zu geben über die Entwicklung der Kirche bis zum Vatikanum, verfaßte er sein Lehrbuch der Kirchengeschichte, das auch dem Evangelischen heute noch den besten Einblick in das reiche und verwickelte Leben der christlichen Kirche verschafft. Er hat manchen Ärger damit erlebt. Zum Teil deshalb, vor allem aber einer schon früh bekundeten Neigung folgend wandte er sich immer mehr dem Studium der Monumente des christlichen Altertums zu, und es gelang ihm, der christlichen Archäologie den ihr gebührenden Platz in den theologischen Disziplinen zu erringen.

Wichtig jedoch war diese Zeit vor allem für Krausens politische Bildung. Der Oberpräsident von Möller hat die staatsmännische Begabung des Gelehrten erkannt und ihn einen tiefen Blick in die Verwaltung des wiedereroberten Landes thun lassen; er machte geradezu eine Art politisches Volontariat durch. Auch mit Manteuffel stand er in regen Beziehungen, mehr noch mit Fürst Chlodwig Hohenlohe, den er jedenfalls schon seit 1869 verehrte, als den Mann, der einer der treusten Diener der deutschen Einheit war, und der zugleich wie wenig Staatsmänner die kirchenpolitische Lage mit ihren Gefahren durchschaute; er hatte ja versucht, das Vorgehn der Mächte einzuleiten, das nicht zum wenigsten an Bismarck scheiterte, dessen — man darf es wohl aussprechen — Verständnislosigkeit in Dingen der katholischen Kirche Kraus immer beklagte.

Unsre Darstellung nähert sich den Zeiten des Kulturkampfes, dem wir zusammen mit der im Konzil zur Herrschaft gelangten Richtung unser heutiges „Zentrum" verdanken. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, wie manche Schritte der Regierung, die im Angriff so oft über das Ziel hinausgriff und nicht zu berührende Dinge antastete, auch liberal gesinnte Katholiken in das Lager der Partei trieben. Kraus nicht, er erkannte von vornherein die ungeheure Gefahr, die dem religiösen Prinzip der Kirche von dieser Konstellation drohte. Publizistisch wie im geheimen Verkehr hinter den Kulissen suchte er seine Ideen zu vertreten. Über diese letzte Art wird man erst später näheres mitteilen dürfen. Mit dem leitenden Staatsmann ist er zwar hie und da in Berührung gekommen, aber nicht sehr nahe. Immerhin enthält der schriftliche Nachlaß, wie ich von dem Verstorbnen weiß, auch hierüber manches Interessante. Bismarck mochte ihn nicht. Nach nicht schlecht verbürgter Sage soll der Fürst am Ende des Kampfes geäußert haben, am meisten ärgere es ihn, daß der Professor Kraus Recht behalte. Manche schlimme Erfahrung wäre uns vielleicht erspart geblieben, wenn dem Kanzler ein so gewandter und zugleich staatsgetreuer Katholik zur Seite gestanden hätte. Kraus war mit seinen Warnungen kein seltener Gast in der Wilhelmstraße. Daneben hatte er das Ohr einflußreicher Persönlichkeiten. Verschiedentlich ist er auch als Unterhändler gebraucht worden, so hat er schon früh — ohne Erfolg — mit Kardinal Bilio über die Beilegung des Zwistes verhandelt, und hatte auch an dessen Beendigung unter Leo XIII. Anteil. In nicht offizieller Stellung für seine Ideen zu wirken, hielt er für Pflicht und Recht. „Politischer Einfluß — hat er sich einmal Maxime du Camp gegenüber geäußert — könne oder müsse unter allen Umständen erstrebt werden, aber beneidenswert erscheine ihm doch nur eine Thätigkeit, etwa wie die Deáks, wo man ohne offizielle Stellung, gewissermaßen hinter den Kulissen stehend, die Fäden einer ganzen Bewegung in der Hand halte und ein Stück von dem dirigiere, was man die Weltgeschichte nennt." Genauer auf diese Rolle einzugehn, wäre heute ungeziemend. Von toten hohen und höchststehenden Persönlichkeiten, die seinen Rat zu schätzen wußten, seien nur Kaiser Friedrich, der Reichskanzler und der Kardinal Hohenlohe genannt.

Kraus führte in diesem Fall, wie noch hie und da sonst in seinem Leben, gewissermaßen einen Kampf mit zwei Fronten, was zur Eigentümlichkeit seiner Stellung viel beiträgt. Vor allem kämpfte er gegen die ultramontanen Ten-

denzen, dann richteten sich seine öffentlichen und geheimen Warnrufe auch gegen zu weitgehende Schritte der Regierung, vor allem ertönte aber seine Stimme, wenn die Regierung im Begriff stand, durch verfehlte Nachgiebigkeit einen Mißgriff zu thun. So unter anderm bei der Besetzung des Trierer Bischofstuhles mit dem Abbé Korum, der dem Straßburger Priesterseminar entstammte. Kraus hatte lange genug im Elsaß gelebt und wußte, daß das Seminar der Vereinigungspunkt der antideutschen und ultramontanen Partei sei, und Korum hatte wahrlich keine Beweise des Gegenteils gegeben. Trotzdem wurde er nach Trier berufen, mit auf den Rat des allzunachgiebigen Statthalters von Manteuffel. Eine Art Nachgiebigkeit, wie sie von Rom noch immer als Schwäche des Gegners gedeutet und ausgenutzt wurde. Kraus schrieb damals in der Allgemeinen Zeitung die Aufsehen erregenden Artikel „In Canossa," auf die er bis zuletzt stolz war. Nachdem er Stellung und Herkunft des Erwählten gebührend beleuchtet hatte, setzte er auseinander, wie niederschlagend eine solche Kapitulation auf die staatstreuen Glieder des niederrheinischen Klerus wirke, dem man damit direkt sage, er möge sich nicht einbilden, an der Regierung eine Stütze zu finden. „Dieses Zugeständnis, ruft er, frißt die Grundsäulen an, auf denen die preußische Monarchie aufgebaut ist. Es verewigt den Kulturkampf, weil es demselben jede Berechtigung in den Augen der Nation entzieht; es ist ein Schlag ins Gesicht aller staatstreuen Katholiken und eine direkte Aufmunterung an die ultramontanen Streithähne, nur nicht nachzugeben und ihre Lungen und Federn nicht zu schonen. Sie mögen Kaiser und Reich begeifern; sie mögen auf den baldigen Sieg der französischen Waffen und die Wiedervereinigung des Elsasses mit Frankreich, wie neulich in Colmar, toastieren: das protestantische Preußen macht sie schließlich doch zu Bischöfen." Der Artikel, scharf und glänzend geschrieben, regte die Gemüter derart auf, daß der Verfasser auf die Angriffe einen zweiten folgen ließ, der den ersten verstärkte und noch viel weitere Perspektiven entrollte. (Allgemeine Zeitung, Hauptblatt 1881, Nr. 215 und 224.) Manteuffel selbst gestand Kraus mit Thränen im Auge seinen Fehlgriff ein, und auch in Ems sollen die Artikel große Beachtung gefunden haben. Ihm aber war in allen diesen Kämpfen die Überzeugung von der Notwendigkeit einer richtigen Concordia Sacerdotii et Imperii aufs neue gestärkt worden.

Unterdessen hatte ein andrer den Stuhl Petri eingenommen, Leo XIII., und lange Zeit schien es, als ob eine gewisse Richtung aufgehört habe, maßgebend zu sein. Man wußte, daß der neue Papst seinerzeit als Nuntius in Brüssel in vertrautem Verkehr mit Gioberti gestanden hatte, als dieser schon seine Prolegomena veröffentlicht hatte, worin er die Jesuiten als Haupthindernis der Versöhnung der Religion und der modernen Kultur hingestellt hatte; man wußte, daß Gioachimo Pecci keineswegs mit dem Willen der Loyoliten gewählt war. Auch zeigte sich der Papst von vornherein versöhnlich. Es geht sogar die Sage — ich weiß nicht, ob sie begründet ist —, „man" hätte den Papst erst im letzten Augenblick davon zurückgehalten, auf die Loggia der Peterskirche hinaus zu treten und urbi et orbi den Segen zu spenden, was den Friedensschluß mit Italien bedeutet hätte. Verhandlungen in dieser Frage wurden wieder aufgenommen. Alle Schritte des neuen Papstes schienen zu Hoffnungen zu ermutigen. Er zeigte seine Ernennung Kaiser Wilhelm an und bedauerte, die einstigen guten Beziehungen zwischen Rom und Preußen nicht vorzufinden. Er hatte bei seiner Thronbesteigung erklärt, künftig nichts ohne den Rat seiner Kardinäle zu thun, und so konnte Newman, der als größtes Übel den maßlosen Druck bezeichnete, den der heilige Stuhl auf die Bischöfe und die Gesamtheit der Kirche ausübte, auf eine Heilung des Schadens hoffen. Pius IX. war einst im Begriff gewesen, diesen großen englischen Katholiken zu zensurieren. Noch „zur rechten Zeit gelang es einflußreichen Personen, Pius IX.

die Augen darüber zu öffnen, was es für Rom selbst bedeute, den größten Namen, den der Katholizismus in diesem Jahrhundert gewonnen, den größten, den der Anglikanismus je verloren (wie Gladstone sich ausgedrückt hat), zu desavouieren und den Verpönten des Index zuzugesellen.“ (Essay über Newman D. R.) Jetzt machte Leo XIII. Newman zum Kardinal, worin man eine Anerkennung von dessen Theorien über die Unfehlbarkeit sah. Der Vater des ultramontanen Journalismus, Louis Veuillot, erhielt sofort eine scharfe Zurückweisung: eine große Genugthuung für die liberalen Katholiken Frankreichs, mit denen, besonders mit Dupanloup, den Papst alte Freundschaft verband. Die ersten Staatssekretäre Leos, Franchi und Jacobini, waren Gegner der Ultras, Jacobini vollbrachte in den sogenannten „Jacobinischen Noten“ den „weitgehendsten Akt politischer Freundschaft, dessen sich Deutschland seitens des heiligen Stuhles seit den Tagen Maximilians I. zu rühmen hat.“ So bezeichnete es Kraus in seiner Rede auf Leo XIII., die er 1887 (nach anfänglichem Widerstreben) in Karlsruhe hielt, und in der er den Papst der Versöhnung feierte, der „die religiöse Lage von den politischen Parteifragen frei zu machen strebte.“ Es war ja auch der Kulturkampf beigelegt worden. Der Kenner der Kirchengeschichte versäumt trotzdem nicht, vor der Leidenschaft der Herrschaft zu warnen, als einer der größen Gefahren der Kirche.

Indessen hatte sich auch schon einiges Gewölk am Himmel gezeigt. Kraus selbst hatte die zweite Auflage seiner Kirchengeschichte zurückziehn und viele Stellen darin streichen müssen. Er war doch allzu freimütig gewesen. Es ist nicht uninteressant, daß zu den gestrichnen Stellen auch die Zitation einer Äußerung Gregors des Großen gehört, worin dieser mit Abscheu den angebotenen Titel universalis papa zurückweist, diese, wie er sagt, hochmütige und Eitelkeit erregende Benennung, diese Blasphemie, da er nicht über seine Brüder erhoben werden wolle. In isto enim scelesto vocabulo consentire nihil aliud est quam fidem perdere ... Sed absit haec stultitia, haec levitas ab auribus meis ... Nam si unus, ut putat, universalis est, restat ut vos episcopi non sitis.

Kraus war nach Rom zitiert worden, wo ihm der Papst selbst die Inopportunität erklärte. Er unterwarf sich in löblicher Weise. Dieser Schritt entspricht der oben auseinandergesetzten Überzeugung des Katholiken von der Bedeutung der Autorität und dem ihr schuldigen Gehorsam; er ist nur daraus zu verstehn. „Ehe das Christentum kam, sagt Kraus, übte das Genie eine unbestrittne Herrschaft aus. Das Christentum hat das Szepter der Ideen gebrochen und es den Händen des Genies entrissen.“ Getreu der hierin angedeuteten Anschauung haben Leute, die sonst die größte Festigkeit des Charakters zeigten, die Unterwerfung vollzogen. So Rosmini, über den sich in dieser Hinsicht Kraus geäußert hat: „Rosmini hat keine Wahrheit verraten, indem er das Dekret der Kongregation des Index so, wie es einem Katholiken geziemt, in Demut und Ergebenheit annahm. Er wußte, daß derartige Dekrete durchaus nicht immer einen dogmatischen Irrtum ahnden, sondern oft rein disziplinarer Natur sind und der an höchster kirchlicher Stelle für momentan unangezeigt oder unzeitgemäß erachteten Einwirkung einer Schrift auf die öffentliche Meinung entgegenzutreten beabsichtigen. Der Priester, indem er sich einer solchen Entscheidung unterwirft, thut nichts andres, als der Offizier, welcher sein Privaturteil demjenigen seines Chefs im Felde unterordnet.“ Praktisch liegt dabei die Sache so: fügt sich der Getroffne nicht, so ist er damit eigentlich aus der Kirche ausgestoßen, aller Einflußmöglichkeiten auf seine Glaubensgenossen beraubt, der Zweck des Gegners also viel besser erreicht als durch die Unterwerfung. Soviel diese auch sagen will, es bleibt doch noch ein Weiterwirken in der Kirche möglich, von der sich nach Montalemberts zitierten Worten der überzeugte Katholik nie wird scheiden lassen.

Wenn man es von dieser Seite betrachtet, glaube ich, daß man Kraus

den Vorwurf nicht machen durfte, er sei eben keine Märtyrernatur gewesen. Was will Märtyrer überhaupt heute heißen? Die Tage des Verbrennens haben aufgehört. Hätte Kraus sich aus der Kirche hinausdrängen lassen, so wären ihm bei seiner Bedeutung dieselben Würden, Ehren und Einnahmen zu teil geworden. Zum körperlichen Märtyrer kann man einen heute nur noch durch Nahrungsentziehung machen. Ob es aber nicht ein wahres Martyrium ist für einen fühlenden und von seinem Glauben überzeugten Menschen, sich von seinen Glaubensgenossen angefeindet zu sehen, von Presse und Partei mit Schmutz beworfen und in seinen Motiven verdächtigt, auf Schritt und Tritt belauert zu werden, Undankbarkeit und Angriffe von vermeintlichen Freunden zu erfahren? Kraus hatte in seinem Zimmer ein Bronzereliefbildnis Machiavells hängen, worunter dessen Worte standen: Non far mai bene, non avrai mai male, und pflegte öfters darauf hinzudeuten. Leider hatte er auch von andrer Seite Bitteres zu erfahren. Charakteristisch dafür ist ein trauriger Vorfall während seiner Straßburger Zeit, auf den die Presse neuerdings mehrfach angespielt hat, und der auch gut bekannt ist. Er stellt der Voraussetzungslosigkeit gewisser Liberalen kein gutes Zeugnis aus. Sein ganzes Leben lang hatte Kraus aber dieses Mißtrauen der Andern gegen sich, da nur wenige sich die Mühe nahmen, über seine kirchliche Stellung klar zu werden. So war er bei der Mehrzahl der Fachgelehrten unbeliebt.

Nur ein Martyrium hätte er vielleicht auf sich nehmen können, das nämlich, Partei- und Volksführer zu werden und so seinen Ansichten zum Siege zu verhelfen. Aber dazu gehört eine Anlage, die ihm gänzlich versagt war; so etwas war ihm im Innersten zuwider, wie auch Döllinger. Für sich allein wollte er kämpfen, für sich allein Partei sein. Nach einer Richtung ein Vorzug, praktisch ein Mangel der Gelehrten- und Forschernatur überhaupt, wie er in weit höherm Maße zu Tage tritt und geradezu typisch ist bei Erasmus von Rotterdam. Kraus hatte für diesen eine ausgesprochne Vorliebe. Als ich aber einmal bemerkte, eine gewisse Ähnlichkeit sei zwischen ihnen vorhanden, meinte er doch, er hoffe immerhin, mehr Charakter zu haben als dieser und ein politisch klarerer Kopf zu sein. Und dann, setzte er hinzu, bin ich eine ganz andre religiöse Natur als Erasmus.

Jahre waren vergangen, seit er die Unterredung mit dem Papst gehabt hatte, wobei dieser unter anderm mit ihm über die Gefahren des Popolopapismus gesprochen hatte. Er ist damals mit einem beruhigenden Eindruck weggegangen, der zunächst wenig gestört wurde, sodaß er 1887 jene Rede halten konnte. Schon das Jahr darauf brachte einen schweren Schlag: die Verdammung der vierzig aus Rosminis († 1855) Werken gezognen Sätze. Ein glänzender Sieg der Jesuiten, den diese lange angestrebt hatten. Dasselbe Jahr fügte Kraus einen schweren Verlust zu, den Tod des Kaisers Friedrich. Die Beziehungen zu diesem mochten ihm die Hoffnung geben, daß er seinen Ideen einmal wirksamen Nachdruck verleihen könnte. Wohl hörte er auch jetzt nicht auf, mit leitenden Kreisen Fühlung zu haben, aber manches war doch vorbei. Vorbei — auch durch die veränderte Situation in Rom — die Hoffnung, einmal in einer maßgebenden kirchlichen Stellung für seine Ideen wirken zu können. Es ist richtig, daß er sie gehegt hat; die Stellung wäre ihm ein Mittel zu seinen hohen Zwecken gewesen. Durchaus unrichtig ist es aber, seine kirchenpolitische Stellung von getäuschten Hoffnungen abzuleiten. Schon den sechsundzwanzigjährigen Jüngling beherrschen dieselben Gedanken wie den sechsundfünfzigjährigen Gelehrten, und es gehört eine starke, fast absichtliche Verkennung dazu, wenn man diese Einheitlichkeit seines ganzen Lebens nicht sehen will, wie es auch nur Mangel an persönlicher Bekanntschaft verrät, wenn man von verbitterter Stimmung redet bei einem Manne von so heiterer Haltung und so sicherm Gleichgewicht der Seele.

Was sich in der Verurteilung der Rosminischen Thesen gezeigt hatte, erhielt immer neue Bestätigung. Es folgte Gewaltmaßregel auf Gewaltmaßregel, die freiere Richtung in der Kirche niederzuschlagen. Ich brauche sie nicht alle vorzuführen. Die rätselhafte Vorliebe der Kurie zu Frankreich trat wieder zu Tage, die Ideen der Démocratie chrétienne gewannen an Macht, gegen die sich Krausens aristokratische und altliberale Gesinnung aufs heftigste empörte. Leo XIII. bekundete eine ausgesprochne Vorliebe für tote Größen des politischen Katholizismus, so für Innocenz III. Ob bei der Proklamierung des Thomas von Aquino als gewissermaßen offiziellen Philosophen der Kirche dessen Unfehlbarkeitslehre mitwirkte, weiß ich nicht. Jedenfalls schien diese Proklamierung im höchsten Grade geeignet, das Denken der katholischen Gelehrten einzuengen. Es war unter solchen Eindrücken, daß Kraus über eine Abteilung seiner Bibliothek das Wort des Boëthius schrieb: „Welche Art von Freiheit bleibt uns noch zu hoffen?" — Überall stand der Ultramontanismus in üppigster Blüte. Mehr als je glaubte Kraus die Gefahr in ihrer ganzen Ausdehnung zu erkennen, die dem religiösen Leben und der Kirche drohe. Und so rüstete er sich zu energischem Vorgehn.

Er hatte unterdes als Gelehrter und Schriftsteller Weltruf gewonnen. Sein Wort konnte schon einiges Gewicht haben. Zunächst nahm er nach einer Seite hin Stellung in der Rektoratsrede über das Studium der Theologie einst und jetzt. Seit Jahrhunderten wird ja von gewisser Seite der Kampf gegen die theologischen Fakultäten und ihre Selbständigkeit zu Gunsten der Konvikts- und Seminarerziehung geführt, deren Folgen Kraus in Italien und Frankreich kennen gelernt hatte; neuerdings werden sie endlich von manchen unter den höchsten kirchlichen Würdenträgern unsers Nachbarlandes anerkannt. Kraus definierte die Stellung, die er und seine Gesinnungsgenossen dagegen einnahmen, und die auch die jeder gesunden Regierung sein muß.

Die Zeichen der Reaktion mehrten sich. Solche Zeichen waren die Mißhandlung der theologischen Fakultäten z. B. bei den charakteristischen Bonner Vorgängen, die Beugung des österreichischen Episkopats, dessen Stellung noch ein letzter Rest der alten bischöflichen Selbständigkeit war. Gewissenlose Journalisten, wie in Oberitalien der edle Don Albertario mit seiner fleckenvollen Vergangenheit, erhielten die Unterstützung der kirchlichen Behörden. Kraus sah die Herrschaft der Heuchelei und Lüge täglich wachsen. So ging er zum Angriff über. Die berühmten Spektatorbriefe begannen in der Beilage der Allgemeinen Zeitung zu erscheinen. Mit ausgebreiteter Sachkenntnis, die die Legende von dem Zusammenwirken verschiedner Autoren aus verschiednen Ländern unterstützte, verfolgte er die Thätigkeit der ultramontanen und der jesuitischen Richtung bis in die letzten Schlupfwinkel. Wutgeheul und fortwährendes Geschimpfe war die Antwort, die ihn aber nicht abhielt, ruhig fortzufahren. Zugleich enthalten die 48 Briefe eine Darstellung der gesamten Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, sie behandeln alle Kardinalfragen, wie die Formel der freien Kirche im freien Staat, die römische Frage, die Stellung des Episkopats, Polen und Elsaß, Kirche und Wissenschaft, die Schulfrage usw. und sind dadurch ein unerschöpfliches Arsenal für den Politiker, der hier den sonst so schwierigen Einblick in die innern Kräfte der katholischen Kirche und die Politik der Kurie erhält. Hoffentlich werden sie bald, wie es des Toten Wunsch war, in Buchform dem Publikum zugänglicher gemacht.*)

*) Vor kurzem ging eine Notiz durch einige Zeitungen über die Veröffentlichung der Spektatorbriefe in Buchform, die mir sehr fremdartig in die Ohren klang. Die mit der Veröffentlichung des Nachlasses betraute Kommission in Trier soll auf eine Anfrage geantwortet haben, die Veröffentlichung werde nicht erfolgen, weil sie nicht in dem Sinne des Verstorbnen sei. Ich muß demgegenüber betonen, daß ich genügend Zeugen aufstellen kann, die imstande sind, sehr ausdrücklich zu erklären, daß ihnen allen der Verstorbne mehrmals bestimmt von

Neben diesen Kampfschriften ließ Kraus umfangreiche wissenschaftliche Werke erscheinen, die mehr oder minder demselben großen Zwecke dienen. Nicht so deutlich tritt das zu Tage bei der Geschichte der christlichen Kunst, in der er den ungeheuern Stoff mit souveräner Meisterschaft formt. Und doch liegen auch diesem Werke die zwei Gedanken zu Grunde: einmal zu zeigen, wie die Blüte der Völker von der Innerlichkeit und der Wahrheit ihrer Religiosität abhängt, ferner aber, wie wichtig es für die Kirche immer ist, daß sie sich von einer Stagnation und von krampfhaftem Kleben am Hergebrachten freimacht, wie gerade darin die Größe der Renaissancepäpste besteht, daß sie die Kirche aus der Beschränktheit des spätmittelalterlichen Gedankenkreises durch Aufnahme der Renaissanceideen herausführen.

Den kirchlichen Fragen näher lag das Thema „Dante." Ich will nun nicht behaupten, daß etwa nur diese Tendenz Anlaß des Buches gewesen sei. Von Jugend auf lebte Kraus in Dante, er war sein Lieblingsdichter, wie denn der große Florentiner unter allen Poeten dem Katholiken am nächsten stehn muß. Aber drei Umstände verstärkten bei dem reifen Gelehrten die Begeisterung des Jünglings. Dante war für ihn der ideale Schöpfer der italienischen Einheit, er hatte ferner deutlich zuerst den Unterschied zwischen politischem und religiösem Katholizismus erkannt, auf seiner Fahne stand endlich auch das Wort der Concordia Sacerdotii et Imperii. Mit besondrer Vorliebe und eindringendem Verständnis, wie vor ihm kein andrer, hat Kraus in seinem großen Dantewerk gerade diese Züge in der Physiognomie des Dichters nachgewiesen.

Das Jahr 1899 bedeutete ein verstärktes Vorgehn der Ultras gegen jede freie Richtung. Charakteristisch dafür ist die Maßregelung Schells, die Verurteilung der Schwester Marie du Sacré Coeur, die für modernere Frauenerziehung eingetreten war, das Vorgehn gegen den Amerikanismus, der allerdings sehr diplomatisch behandelt wurde, da mit Amerikanern nicht so leicht umzugehn ist wie mit Deutschen. Nun wollte man auch die Spektatorbriefe nicht länger dulden, die man lange offiziell zu ignorieren vorgezogen hatte. Man ließ an Kraus eine Warnung ergehn, mit dem deutlichen Wink, man sei eventuell zu weitern Maßregeln genötigt, d. h. also ihn zu interdizieren, womit seine Lehrthätigkeit an der theologischen Fakultät natürlich gelähmt worden wäre. Merkwürdige Vorgänge sollen „gewissen Freunden" die Mittel in die Hand gegeben haben, durch Vorlegung einer quasi offiziellen Bestätigung der Autorschaft dieses Vorgehn zu veranlassen; man war immerhin so vorsichtig, bei der Gefährlichkeit des Mannes öffentliches Ärgernis möglichst zu vermeiden.

Aber man wußte, wo er verletzlich war. Denn durch seine Lehrthätigkeit glaubte er eine stetige Einwirkung auf den Geist des heranwachsenden Klerus zu haben, und die Hoffnung auf den endlichen Sieg seiner Richtung war immer in ihm lebendig. So schloß er mit einer sehr würdigen, oben zitierten Erklärung die Spektatorbriefe ab, verteidigte aber sofort unter anderm Namen — z. B. „Gerontius" im Anklang an Newmans gleichnamiges Poem — dasselbe Terrain.

---

einer Buchausgabe der Spektatorbriefe vor oder nach seinem Tode gesprochen hat. Ich will diese Trierer Erklärung nicht in Verbindung bringen mit der merkwürdigen Veröffentlichung des bekannten Testamentsatzes in Stücken, auch nicht mit der Erklärung in der Denkschrift der theologischen Fakultät, worin die Autorschaft der Briefe anerkannt, aber zugleich gesagt wird, für Krausens Kollegen gehörten sie nicht zu seinem Lebenswerk. Ich bin überzeugt, daß hier nur bona fides et voluntas obgewaltet hat, glaube auch, daß der Trierer Erklärung ehrliche Überzeugung zu Grunde liegt. Ich weiß nicht, warum ich trotzalledem, seit ich von dieser gehört habe, die Erinnerung an ein fatales Wort Montesquieus nicht los werden kann, an den erschreckenden Satz nämlich: La dévotion trouve, pour faire des mauvaises actions, des raisons, qu'un simple honnête homme ne trouvera jamais.

Unterdes häuften sich aber die Beweise für ihn, wie geschickt man die Einwirkung auf seine Hörer zu unterminieren wußte; sein körperlicher Zustand, der sich immer mehr verschlechterte, offenbarte ihm, daß er doch früher oder später genötigt sein werde, auf die Lehrthätigkeit zu verzichten. Diese Bande der Rücksicht fielen von ihm ab. Immer aufmerksamer wurde er zugleich auf die kleinen Anzeichen für den herrschenden Geist in Rom. Ein solches kleines Zeichen war für ihn unter anderm auch die Medaille, die man in Rom auf die Eröffnung des Appartamento Borgia hatte schlagen lassen, deren Avers das Bild des regierenden Papstes, der Revers Alexander VI. vor der Madonna knieend (nach Pinturicchio) aufweist. Ihm schien eine so gestaltete Erinnerung an den größten Schandfleck der Kirchengeschichte wie eine absichtliche Ignorierung der historischen Wahrheit. Er entschloß sich zu immer freimütigerm Vorgehn und schrieb als Einleitung dazu seinen „Cavour,“ ein Buch, wie er es noch zehn Jahre vorher nur anonym herausgegeben hätte. Über das unliebsame Aufsehen, das es in gewissen Kreisen machen mußte, war er sich vollkommen klar. Er wußte aber auch, daß das Buch keinen Anhalt zu einer gerechten Zensurierung bot, da es in keinem Punkte gegen Glaubensbekenntnis oder Dogma verstößt, er war entschlossen, gegen einen unberechtigten Eingriff in seine Forscherfreiheit zu protestieren, und hatte dazu die Vorbereitungen getroffen. In diesem Buche kommt seine ganze Sympathie für die Erhebung Italiens zur Geltung wie auch seine Erkenntnis der Bedeutung der Nationalität.

Hier ist der Platz, auf eine schon einmal gestreifte Frage einzugehn, auf den Unterschied zwischen germanischer und romanischer Religions- und Lebensauffassung. Kraus war sich dieses Unterschiedes wohl bewußt, und so sehr er die Romanen liebte, sah er doch im Sinne Gobineaus das Heil der Zukunft in den germanischen Völkern. So verlangte er auch eine größere Berücksichtigung des germanischen Geistes in der Kirche. Aber von dem Gedanken einer nationalen Sonderkirche war er natürlich weit entfernt. Das Prinzip der Einheit, der Katholizität ging ihm über alles. Gerade deshalb war er der Ansicht, daß der Einfluß der wichtigsten Kulturnationen der Gegenwart nicht in dem bisherigen Maße durch das italienische Element in der Regierung der Kirche fürder dürfe unterdrückt werden. Ich stehe auch nicht an zu sagen, daß ihm ein gewisses Maß gallikanischer Verfassung für jedes Land wünschenswert erschien.

Der „Cavour“ ist bekanntlich einer der ersten Bände einer Serie von Monographien, in denen von katholischen Gelehrten der Versuch gemacht werden soll, die großen Persönlichkeiten der Geschichte frei von der Einseitigkeit einer beschränkten Parteirichtung darzustellen. Wenn Kraus davon sprach, so leuchtete sein nun erloschnes Auge auf, die Gestalt richtete sich empor: er glaubte in diesen Bestrebungen einen Erfolg seiner Thätigkeit, insbesondre seiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung zu sehen. Für dasselbe Werk wollte er noch einen Franz von Assisi und einen Erasmus von Rotterdam schreiben. Sein nächster Plan für die Allgemeine Zeitung war außer einer Behandlung des Ehrhardschen Buchs eine Kritik der frivolen und dandyartigen Bestrebungen der Brunetière, Lemaître und Genossen in Frankreich, die man unter dem Namen Neokatholizismus zusammenfaßt. Doch viel weiter gehende, große Pläne bewegten seinen Geist. Schon lange hatte er eine Geschichte der innerkirchlichen Reformbestrebungen von Franz von Assisi bis heute vorbereitet, über deren Erscheinen in drei Bänden auch schon der Kontrakt mit dem Verleger abgeschlossen war. Ein große Seite des kirchlichen Lebens, die noch nie zusammenhängend behandelt worden ist, wäre uns da vorgeführt worden. Das Ganze wäre ein Programmwerk dessen gewesen, was Kraus religiösen Katholizismus nannte. Daneben sollten seine Memoiren erscheinen. Seit 1865 fast hatte er als Mitwirkender in das Getriebe der Weltgeschichte und hinter die Kulissen der Welt-

bühne gesehen. Eine ausgedehnte Bekanntschaft verband ihn mit den maßgebenden Männern Europas, mit der gesamten Aristokratie des Geistes und des Blutes. Diese Bekanntschaft war ihm Bedürfnis und Genuß, zugleich aber eines der Mittel, Einfluß zu gewinnen und sich die Kenntnisse zu verschaffen, die seine Schriften so interessant machen. Da er zudem in hervorragendem Maße die Gabe der französischen Moralisten und Memoirenschriftsteller hatte, charakteristische Äußerungen oder Thaten aufzufassen, so ist uns mit seinem frühen Tode eines unsrer interessantesten Memoirenwerke entgangen. Die Vollendung beider Werke war auf etwa 1915 bestimmt; ich glaube, daß er sie sich als posthume dachte. Auch ohne sie wäre seine kirchliche Stellung immer schwieriger geworden. Größerer Unfrieden als je in seinem Leben stand ihm bevor. In welche Position er aber auch gedrängt worden wäre, keine Gewalt der Erde hätte sein Herz von der Mater Ecclesia trennen können.

Mitten aus weitreichenden Plänen ist uns so dieser scharfe Geist entrissen worden. Das Facit seines Lebens zu ziehn, wäre heute ein verfrühtes Beginnen. Er war jedenfalls der energischste Vertreter der antiultramontanen Richtung, den der Katholizismus in den letzten Jahrzehnten gehabt hat. Er hat das weitestgehende und bis ins einzelnste ausgeführte Programm zur Reform der Kirche aufgestellt. Das große Verdienst Schells, das mehr nach der Glaubenslehre hin liegt, soll damit nicht geschmälert werden. Andre Versuche, so sehr man sie aufbauscht, müssen neben Kraus durchaus schwächlich erscheinen; als beinahe komisch, wenn mit gänzlich ultramontaner Ausdrucksweise die moderne Welt zur Versöhnung mit der Kirche aufgefordert wird, bevor deren für uns unglaublichste Institutionen, z. B. der Index, abgeschafft sind, was Kraus jederzeit verlangt hat.

Ob eine Änderung überhaupt zu hoffen ist, ob die jetzt allenthalben auftretende Bewegung Aussicht auf Erfolg hat, wer weiß es? Seit mehr als 600 Jahren ist es der politischen Richtung im Katholizismus jedesmal gelungen, derartige Versuche niederzuschlagen. Allerdings hat die Bewegung immer wieder von neuem begonnen, mochten nun ihre Vertreter Dante oder Savonarola, Pascal oder Fénelon, Rosmini oder Kraus heißen. Er glaubte fest an eine günstige Zukunft, wie auch an eine Versöhnung der modernen Welt mit der Kirche. Ich erinnere mich deutlich an das erste Gespräch, das ich mit ihm darüber hatte. Es war auf einer Reise nach Italien, in Venedig, als wir beim Pranzo auf diese Frage gekommen waren. Auf eine Auseinandersetzung meiner Anschauungen hin meinte er, das sei leider die Stellung der Mehrzahl der Gebildeten, es müsse sich vieles ändern, nicht nur extra, sondern vor allem intra muros, bevor das anders werde. Aber die Zeit kommt, setzte er hinzu, mag es auch noch fünfzig oder hundert Jahre dauern.

Nicht nur in der Zeitschätzung, sondern in dem Glauben an die spätere Rückkehr der Welt in einen gereinigten und verklärten Katholizismus hat er sich wohl geirrt. Ob auch sein engerer Traum eine Täuschung war? Ich sprach einst mit einem geistreichen Mitgliede der Wiener Universität über die Spektatorbriefe; bei aller Bewundrung meinte er: „Aber gehns, was er da von einer künftigen Gestaltung der Kirche hofft, ist doch reine Romantik." Es mag sein. Romantiker ist Kraus immer ein wenig geblieben. Aber war es auch nur ein Traum, so war es doch einer, der den Menschen adelt, und der ihn weit über die gewöhnliche Menge der Gelehrten und Ungelehrten hinaushebt. Würde aber auch nur ein Stück davon verwirklicht, welcher Vorteil für unsre deutsche und europäische Kultur und nach unserm unmaßgeblichen Urteil auch für die katholische Kirche wäre das, die sonst nach Wahrmunds Prophezeiung zur Paganenreligion herabsinken könnte, wie es auch Kraus in dunkeln Stunden befürchtete, für den Fall nämlich, daß es den Jesuiten und ihren Anhängern gelingen sollte, jede freiere Richtung im Katholizismus

niederzudrücken. Darin besteht ja die große Gefährlichkeit des Ordens, darin und in der Geistesrichtung, die ein gutgläubiger Bischof des siebzehnten Jahrhunderts mit den Worten gekennzeichnet hat: Jesuitae volunt ecclesiam politicam, non religiosam. Daß Kraus sein Leben lang dagegen gekämpft hat, sichert ihm eine Bedeutung für die Zukunft und die Sympathie aller, denen an unsrer deutschen Kultur und an dem Bestande des mühsam errungnen Deutschen Reiches überhaupt etwas liegt.

# Sächsische Schlösser und Burgen

n diesem Frühjahr ist ein illustriertes Werk erschienen: Die interessantesten alten Schlösser, Burgen und Ruinen Sachsens, von Carl von Metzsch-Reichenbach (Dresden, Wilhelm Bänsch, 1902). Einundsiebzig alte sächsische Schlösser, Burgen und Ruinen auf einen Niedersitz zu bewältigen, ist etwas viel. Es ist auch nicht unsre Absicht, den Freunden landesgeschichtlicher Kleinkunst das Abessen des ganzen Speisezettels auf einmal zur Pflicht zu machen, obwohl wir das Buch von Anfang bis zum Ende in einem Zuge durchgelesen und dann uns beklagt haben, daß es „schon aus war." Wenn unsre Teilnahme einem auch als Nachschlagebuch brauchbaren Sammelwerke gegenüber so rege blieb, so mag das zwar wohl in erster Reihe daran gelegen haben, daß es Baulichkeiten, Güter, Familien und Verhältnisse bespricht, die wir zum größten Teil kennen, sowie daran, daß die Geschichte des Kurfürstentums und spätern Königreichs Sachsen nach allen Richtungen hin an menschlich Dramatischem reich ist, aber demungeachtet bleibt es Thatsache, daß die Metzschische Schilderungsweise der Grund unsers nicht ermüdenden Wohlgefallens gewesen ist. Der Verfasser — wir nennen ihn kurzweg Metzsch, wie ja bei Schriftstellern der Krug zum Trinken unter Nichtbeachtung vorhandner Henkel und Handhaben jedesmal voll in beide Hände genommen und kurzweg von Schiller und Goethe gesprochen wird — Metzsch also ist der wahre Chronist, born, not made, und dazu hat, so wenig sich das vielleicht mancher hochgebildete Schriftsteller träumen läßt, nicht der erste beste das Zeug.

Wenn man als Chronist den Leser nicht ermüden will, muß man vor allen Dingen kein Pedant sein. Das ist Metzsch offenbar nicht. Es kommt ihm nicht darauf an, uns bei der Schilderung des einen Schlosses etwas mitzuteilen, was mit dem bei der Beschreibung eines andern gesagten nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, aufs Haar übereinstimmt, und die Abweichung ficht ihn so wenig an, daß er keine Silbe darüber verliert. Auch verschlägt es ihm nichts, an sich nicht unerhörte oder unglaubliche Thatsachen auf zwei einander folgenden Seiten zu wiederholen, wie wir zum Beispiel auf S. 266 erfahren, daß in dem der Familie von Römer gehörenden Schloß Altschönfels bei Zwickau die Burgkapelle über der Einfahrt liegt, und in der Mitte von deren Fußboden eine Öffnung für die Verteidigung der untern Einfahrt angebracht ist, während auf Seite 267 in etwas ausführlicherer und lebendigerer Weise festgestellt wird, daß über dem Burgthore die in gotischem Stil erbaute und verzierte Schloßkirche liegt, in der von dem Prediger des Ritterguts jährlich siebzehnmal Gottesdienst gehalten wird, und in deren Fußboden eine weite viereckige Öffnung angebracht ist, aus der bei einer etwaigen Erstürmung auf den eindringenden Feind siedendes Pech gegossen werden konnte. Wir

schließen zwar, mehr noch aus der fanatischen Vorstellung vom siedenden Pech als aus der Erwähnung der siebzehn vom Prediger des Ritterguts jährlich gehaltenen Gottesdienste, daß die zweite der beiden Notizen aus klerikaler Quelle stammt und deshalb mit Respekt behandelt zu werden verdiente, aber ein Hendiadyoin, ein der Chronik eigentümlicher und eigens für sie reservierter rhetorischer Schmuck bleibt eine solche Wiederholung doch.

Man muß ferner als Chronist kühl, vorurteilsfrei, über alle einschlagenden Verhältnisse unterrichtet, wohlwollend, von liebenswürdigem Charakter sein und von der Natur mit dem nötigen Verständnis für Ernst und Spaß bedacht sein. An alledem leidet Metzsch offenbar keinen Mangel, denn sonst würde sich das, was er schreibt, nicht so gut und angenehm lesen. Sich als freier behaglicher Zuschauer wohlzufühlen, ist ein Genuß, den einem nicht jeder Geschichtschreiber gewährt, und auf den man bei Metzsch unbedingt rechnen kann. Wenn man sich von Verfassern von Geschichtswerken und Leitartikeln, die ein „System" verfechten, behandeln läßt, so ist das nicht bloß nach manchen Richtungen hin nützlich, sondern auch unter Umständen genußreich, aber der Erschöpfung dessen, der von starker, bisweilen sogar energischer Hand massiert wird, entgeht man dabei nicht. Es giebt Historiker und Essayisten, die einen hernehmen, einem ein Sehrohr in die Hand drücken und mit drohender Gebärde und gebieterischem Blick zu sagen scheinen: Hier siehst du durch und glaubst, was du siehst, sonst geht dirs schlecht. Mein Gott, man ist ja solchen Tyrannen gegenüber schwach und hilflos; man vergißt ihnen gegenüber für den Augenblick die einzige Lebensregel, die nie trügt, daß man sich zur Vermeidung unberechenbarer Folgen nie und von niemand etwas gefallen lassen soll, man guckt durch das dargebotene Sehrohr und nimmt die Sachen bescheidentlich so in sich auf, wie sie der große Mann gruppiert, drapiert, beleuchtet, gefärbt, mit einem Wort nach seinem System zurechtgemacht hat. Aber müde, wie jemand, der sich hat massieren lassen, ist man am Schluß der Vorstellung doch und geneigt — selbstverständlich nur behufs Wiederherstellung des verloren gegangnen Gleichgewichts —, in ein Tingeltangel zu gehn. Oder nein, es ist einem vielmehr zu Mute, als wäre man lange, lange Stunden mit tadellosem Gespann und einem brillanten Postillon in einer zu engen Postkutsche gefahren. Himmel, das Vergnügen, auszusteigen, sich zu recken und zu strecken, seine Beine und Arme wieder gebrauchen und hingehn zu können, wohin man Lust hat. Wir glauben, man nennt das, worunter man während der Fahrt gelitten hat, scholastischen Druck: er wirkt ohne Zweifel erziehend und veredelnd, aber dem Bedürfnisse nach Erholung, das jeder von uns hat, trägt es keine Rechnung.

Metzsch wirkt mit seinen Schlössern, Dynasten und Rittern anregend wie ein schwedisches Büffett vor einer Mahlzeit: allerhand Nettes, Appetitliches, Kaviar-, Sardellen- und Sprottenbrötchen, und dabei volle Freiheit, zu nehmen oder stehn zu lassen, was man will. Es ist ordentlich, als wenn er zu einem sagte: Alles zu glauben, lieber Leser, damit mache dir keine Not; du siehst ja doch, manches von dem, was ich erzähle, glaube ich selbst nicht, und dir irgendwelches Prinzip aufzureden, fällt mir erst recht nicht ein. Nur eins wollen wir thun: solange wir zusammen sind, wollen wir jedermann gerecht zu werden suchen, jedermanns Empfindlichkeit schonen und niemand ohne Not schlechte Motive beimessen. Natürlich freundet man sich solchem Führer sofort an und folgt ihm mit Vergnügen: in alte Rittersäle, geräumige Erker, Folterkammern, wo die Blutspuren „erst vor wenig Jahren" überkalkt worden sind, in Burgverließe, in dunkle unterirdische Gänge. Man besucht mit ihm gläubig die Kaiserzimmer des Einsiedelschen Schlosses Gnandstein, wo dieselbe Hand, die wenig Jahre später den Verzicht auf ein freiwillig aufgegebnes Weltreich unterzeichnen sollte, etwas wie ein Carolus V. J. ins Fensterglas geritzt hat, 1547, vor oder nach der Mittagstafel, kurz vor der entscheidenden Schlacht

bei Mühlberg, die der leichtlebige Setzer Seite 40 in das Jahr 1546, Seite 77 auf 1549 verlegt. Dann erfreut man sich mit Metzsch, natürlich immer in kühler Chronistenweise, der waldigen Umgebungen romantisch liegender Burgen, der Krümmungen des sich zu ihren Füßen hinschlängelnden Flusses, des weiten Ausblicks über Berg und Thal aus der „Rüstkammer" oder von der „Rotunde." Man studiert mit ihm alte, kaum noch leserliche Inschriften; auf dem Schlosse Scharfenberg bei Meißen, das der Familie von Miltitz gehört und von ihr in Stand gehalten aber nicht bewohnt wird, sprechen sogar die Steine lateinisch, und ein Strebepfeiler am Eingang sagt: Premar, dummodo prosim, während auf der Hauptfront der innern Kemenate zu Ober-Reinsberg, einem der Familie von Schönberg gehörenden Schlosse, der schöne deutsche Doppelspruch zu lesen ist: Der Alten Krone sind die Kindeskinder. Und der Kinder Ehre sind die Väter. Man liest mit ihm alte Schriftstücke und Urkunden, durchstöbert mit ihm im Dresdner Staatsarchiv verstaubte Baurechnungen und Finanzberichte und läßt das von seiner kundigen Hand entrollte Panorama der Geschichte des Landes, seiner zeitweiligen Eroberer, seiner Adelsfamilien, seiner Architekten und sonstigen Künstler mit dem Gefühle an sich vorüberziehn, daß es doch viel und mancherlei zu sehen giebt für den, der ein für die Vergangenheit und deren geschichtliche Wandlungen empfängliches Auge hat, und daß man, so schön es auch in manchen Beziehungen früher gewesen sein mag, doch in aller Stille seinem Gott recht dankbar dafür ist, daß man von jenen Zeiten liest, anstatt sie zu erleben.

In den achtundvierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es Sitte, über den Adel herzuziehn, alles, was höfischer Brauch mit sich brachte, zu verspotten, den Bürgerstolz vor Fürstenthronen in Treibhäusern zu pflegen, in der Geschichte nur die Entwicklung des Volks durch das Volk zu sehen und den Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf den Werdegang einer Nation, soweit möglich, als etwas, das nur in der Einbildung voreingenommner Beschauer lebe, darzustellen. Die auf einer Verkennung der Verhältnisse beruhenden Ansprüche des Adels als Klasse, ohne Unterschied von Besitz, Stellung und Würdigkeit mochten wesentlich dazu beigetragen haben, ihn dem Gefühle des Volks zu entfremden, und von beiden Teilen, von den Adlichen sowohl wie von den Nichtadlichen wurde geurteilt und gehandelt, wie Menschen urteilen und handeln, wenn ihnen für eine Zeit der klare Blick in gewisse Verhältnisse abhanden gekommen ist. Das hat sich, ohne daß man von einem plötzlichen Umschwunge reden könnte, im Laufe der Jahre geändert: vielleicht haben die Kriege von 1866 und 1870, während deren dem Adel Gelegenheit geboten wurde, seinem Handwerke, dem der Waffen, im Ernste nachzugehn, hierzu etwas beigetragen, vielleicht hat das Erscheinen des nächst Luther populärsten Deutschen in der äußern Gestalt eines märkischen „Junkers" gewisse Vorurteile verwischt, vielleicht hat der Umstand, daß dem Volk bald die Anmaßung und die Sitten eines Teils der Geldaristokratie noch unbequemer und widerlicher geworden waren als die des Geburtsadels, sein Gewicht in die Wagschale geworfen. Thatsache ist: man denkt heutzutage über diese Dinge anders als vor fünfzig Jahren. Wer halbwegs vorurteilsfrei ist — und wer bemühte sich nicht wenigstens, es zu sein? —, geht davon aus, daß zur Richtigkeit des Gesamtbildes alles, das Kleinste wie das Größte, das Neuste wie das Veraltetste unentbehrlich ist, und daß man Nebensachen, Äußerlichkeiten, Hirngespinste und sogar Narrheiten einer Zeit nicht außer acht lassen darf, wenn man von ihr ein anschauliches, lebendiges und treues Bild gewinnen will.

Wenn man sich nicht mit Schattenspielen, Passionsvorstellungen oder Wachsfigurenkabinetten begnügen will, so muß man sich, wie uns das Gustav Freytag zu thun gelehrt hat, die Trachten und Speisen, die Sprechweise und die Scherze, die Lebensgewohnheiten, die geselligen Sitten und Unsitten, die

Vorurteile und den Aberglauben einer Generation zu vergegenwärtigen suchen. Da aber für die Zeiten, in denen die dem heutigen Geschlecht „interessanten“ Schlösser und Burgen gebaut, bewohnt und nach Befinden zerstört worden sind, lehnsrechtliche Anschauungen und Einrichtungen vielfach maßgebend waren, so liegt es auf der Hand, daß ein Buch wie das von Metzsch viel, für manche Leute vielleicht etwas zuviel, von Dynasten, Herren und Rittern, deren Stammbäumen, Wappen, Familien und Titeln berichten muß; aber das Angenehme bei dem Werke ist, daß man fühlt, wie der Verfasser bei allem Anteil, den er an feudalen Dingen nehmen muß und nimmt, doch in seinen Gesinnungen alles andre als feudal ist. Wenn an einzelnen Stellen die Fülle, Wärme und Durchdrungenheit der ihm von einzelnen Familien und sonst teilnehmenden Altertumsfreunden zur Verfügung gestellten Aufsätze die Gleichmäßigkeit der Stoffbehandlung etwas beeinträchtigt, und man das Gefühl hat, über die Personalien der einen oder der andern altsächsischen Familie mehr vorgesetzt zu erhalten, als zu einem klaren Bilde von den Schicksalen ihres Schlosses oder ihrer Burg an und für sich notwendig wäre, so liegt die Schuld davon offenbar hauptsächlich an dem liebenswürdigen Naturell des Verfassers, der niemand gern das Wort abschneidet und als echter Chronist dem Leser authentische Berichte höchst ungern vorenthält. Wir sehen auch den besondern Wert seiner Arbeit weniger in den mitgeteilten Adelspersonalien, die ja auch ohnehin in Monographien über einzelne Geschlechter enthalten sind, als in einer Anzahl den Akten des Dresdner Staatsarchivs entnommner und unsers Wissens zum Teil nicht früher veröffentlichter Einzelheiten über landesherrliche Bauten, die das Bild, das wir uns von den kurfürstlich und später königlich sächsischen Hofhaltungen machen, zuverlässig ergänzen.

Die sächsische Geschichte ist bis zu der bekannten im Jahre 1485 erfolgten, 1486 vom Kaiser Friedrich dem Dritten bestätigten Teilung des Landes zwischen dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albrecht genau das Gegenteil von dem, was Metzsch bei der Besprechung des Wermsdorfer Jagdschlosses von dem Mutzschner Walde rühmt, nämlich daß er zu Parforcejagden sehr geeignet gewesen sei, weil weder Brüche und Sümpfe, noch Terrainunebenheiten die Reiter in ihrem wilden Hetztreiben gestört hätten. Denn in der sächsischen Geschichte giebt es vor 1485 ein wildes Durcheinander von Teilungen, Familienzwisten, Besitzveränderungen, Empörungen, Intriguen. Von allerwärts her als Erben oder Prätendenten herbeiströmende Könige, Herzöge, Land-, Mark-, Burg- und gemeine Grafen bedrohen und befehden einander, und das Wechselnde, Unstete aller Verhältnisse macht jeden „Parforceritt“ über dieses kupierte und sumpfreiche Terrain unmöglich. Man ist vielmehr zu einem überaus vorsichtigen Schrittreiten gezwungen, und da die Erbfälle, durch die in den letzten Regierungsjahren Kaiser Lothars von Sachsen die Güter des gewaltigen Grafen Wiprecht von Groitzsch an die Wettiner kamen, geschichtlich ebenso bekannt sind wie die Ereignisse, im Laufe deren diesen im Jahre 1123 die Mark Meißen als erbliches Lehn und 1423 das Herzogtum Sachsen mit der Kurwürde zu teil wurden, so wollen wir von dieser vor den Jahren 1485 oder 1486 liegenden Periode nur hervorheben, daß für einen Teil der Regierungszeit Heinrichs des Erlauchten (1221 bis 1288), der bekanntlich 1247 durch Erbgang auch in den Besitz von Thüringen gekommen war und sich infolge des ergiebigen erzgebirgischen Silberbergbaus einer für die damalige Zeit großen Wohlhabenheit erfreute, das seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts zur Ruine gewordne Schloß Tharand in den Vordergrund tritt.

Friedrich der Sanftmütige (1428 bis 1464), dessen Regierung schon in eine weit geklärtere Periode fällt, und der doch immer noch vor allem durch erlittene und angethane Gewalt, und zwar durch einen sechsjährigen Krieg mit seinem Bruder Wilhelm, die Einfälle der Hussiten und den an ihm und seinen Söhnen

begangnen „Prinzenraub“ bekannt ist, soll Tharand besonders geliebt und auch während der schlechtesten Zeiten bescheiden gesagt haben: Nehmen sie mir auch das ganze Land, lassen sie mir nur Königstein und Tharand. Wir vermuten, daß ihm ein Chronist nach seinem Tode zu diesem Reim verholfen hat; dagegen ist es Thatsache, daß seines jüngern Sohnes, des Herzogs Albrecht Gemahlin, eine Tochter Georg Podjebrads von Böhmen, nach dem Tode ihres Gemahls (er starb 1500 während der Belagerung von Gröningen in einem Kloster bei Leyden) Tharand zu ihrem Witwensitze machte und da zehn Jahr später, wie sich ein Chronist ausdrückt, „in hitziger Andacht“ starb. Diese böhmische Prinzeß Zdenka, die nach ihrer Verheiratung meist als Herzogin Sidonie bezeichnet und je nach den Quellen von einzelnen Schriftstellern und Chronisten auch Zedonia, Zedena, Zedene genannt wird, ist die Stammmutter der albertinischen Linie des Wettiner Hauses. Aus allem, was über sie bekannt ist, geht hervor, daß sie sehr gottesfürchtig und kirchlich gesinnt war. Während der Beisetzung ihres Gemahls im Dome zu Meißen, wo auch ihre irdische Hülle ruht, wurde an allen zwölf Altären der Kathedrale zugleich Messe gelesen, und die geistlichen Herren des Domes waren auch bis zu ihrem Tode die einzigen, die bei ihr Zutritt hatten. Metzsch, dem oft kurze, anscheinend kunstlose Sätze so gelingen, daß sie dem Leser in wenig Worten ein anschauliches Bild vor die Augen führen, sagt: „Hier (in Tharand) lebte sie zehn Jahr lang in strengster Abgeschiedenheit, wie es einer bejahrten Witwe zukam, und in steter Ausführung der Christenpflichten nach den Gebräuchen ihrer Kirche.“ Das Meißner Schloß, das den Namen des ersten Albertiners trägt, hat jedoch die Bezeichnung „Albrechtsburg“ nicht schon damals, sondern erst anderthalb Jahrhunderte später (im Jahre 1676) auf den Wunsch des Kurfürsten Johann Georg des Zweiten erhalten.

Wie rasch das nach dem Tode der Herzogin Sidonie nicht mehr bewohnte und nur ausnahmsweise bei Hofjagden belebte Tharander Schloß, dem der Kurfürst August das von ihm in der Nachbarschaft erbaute Jagdschloß Grillenburg vorzog, herabgekommen war, geht aus dem Umstande hervor, daß die kurfürstliche Hofmeisterin von Miltitz, die sich im Jahre 1568 auf Befehl der Kurfürstin Anna nach Tharand begeben hatte, um die Übersiedlung des dortigen Mobiliars nach Grillenburg zu leiten, „aus einigen geringen Bettleins ein einziges“ machte, das ebenfalls nach Grillenburg geschafft wurde.

Überhaupt können bis zu den Zeiten des Kurfürsten August (1553 bis 1586), ja noch bis in die der Christiane und Johann George hinein Fürsten und Hofgesinde mit Schlaf- und Toilettenzimmerluxus nicht verwöhnt gewesen sein. Es scheint vielmehr, als sei man, wie der Araber in der Wüste, unter Mitnahme des Unentbehrlichsten umhergezogen, denn selten wird in den Inventarien landesherrlicher Schlösser ein nach unsern heutigen Begriffen auch nur annähernd ausreichendes Mobiliar erwähnt. In Meißen führt zwar das Inventar von 1538 (also aus dem vorletzten Regierungsjahre Herzog Georgs des Bärtigen) vollständiges Koch-, Back- und Braugerät, 102 Tische, 71 Betten mit dem nötigen Bettzeug und vieles andre mehr auf; aber Metzsch fügt gleich erläuternd hinzu, man wisse aus andern Inventarien, wie geringe Ansprüche diese Zeit an Möbel gemacht habe, denn die in Stein ausgeführten, alle Wände umziehenden Bänke hätten als Sitzgelegenheit, ja als Lager genügt, wenn nur eine hinreichende Anzahl Pfühle, Teppiche und dergleichen leicht beweglicher Polster vorhanden gewesen sei.

Herzog Albrechts Nachfolger, Georg der Bärtige, dem, wie es uns vorkommt, die Anhänger der lutherischen Lehre nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, war allerdings ein entschiedner Gegner der ihm bedenklich erscheinenden Neuerungen auf kirchlichem Gebiet; aber gepredigt hat Luther doch vor ihm im Dresdner Schloß sowohl (wir erinnern an die berühmte

„Mönchspredigt“ vom 15. Juli 1517) als in der Pleißenburg zu Leipzig, und die Disputation des großen Reformators mit Dr. Eck in dieser Burg war ebenfalls auf des Herzogs Veranlassung zustande gekommen. Dieser war ein etwas altmodischer und nicht ganz vorurteilsfreier Biedermann, der sich, wie man aus vielen Einzelheiten sieht, das Regieren sehr angelegen sein ließ. Auch in Metzschens Buch erscheint er in dem Lichte eines sich mit seinem Amte wirklich beschäftigenden Regenten, denn es werden uns da mehrfach Rechtskundige und Beamten namhaft gemacht, die sich seiner besondern Gunst erfreuten. So der herzogliche Rat Rudolf von Bünau, dem Weesenstein bei Pirna gehörte, und der dort 1513 — was auch seinem irdischen Herrn gegenüber nichts verderben konnte — eine hohe und schöne Schloßkapelle mit drei Altären gestiftet und reich dotiert hatte. So der herzogliche Rat Dr. jur. utr. Peter von Bernstein, der in Bologna studiert hatte, und dem Schloß Bärenstein bei Lauenstein gehörte. So der „fürstl. sächs.“ Amtmann zu Meißen Christoph von Ziegler, der auf Gauernitz bei Meißen saß. So auch endlich Ernst II. von Schönburg. Er war Herr von Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein als böhmischer Lehen, der Grafschaft Hartenstein als sächsischen Afterlehens und der Grafschaft Geringswalde als Reichslehens, sowie Besitzer von Wehlen, Hohnstein und Lohmen, Geheimer Rat und Minister Herzog Georgs des Bärtigen, und wir müssen einen Augenblick bei ihm verweilen, weil uns Metzsch im Zusammenhang mit ihm — natürlich unwissentlich — eine Enttäuschung bereitet hat.

Auf Seite 33 teilt er uns nämlich mit, daß Ernst II. von Schönburg (ohne Rücksicht auf die ihm ohne Zweifel genau bekannten Gefühle des Herzogs) „1533 zur lutherischen Lehre übergetreten sei, die Gnade seines Fürsten verloren habe und 1534 als Stammvater aller jetzt noch lebenden Fürsten und Grafen von Schönburg gestorben sei.“ Niemand kann etwas dafür, wenn er etwas romantisch angehaucht ist. Wir hatten uns — obwohl, wie wir gern zugeben, Metzsch nicht sagt: „und starb deshalb“ — vorgestellt, daß Ungnade und Ableben als Ursache und Wirkung zusammengehörten, und da der würdige alte Herr nun doch einmal tot war, so hatte uns der Gedanke, daß er sich die Ungnade zu Herzen genommen habe und aus Kummer darüber gestorben sei, in wohlthuender Weise tragisch angeregt. Wir waren tief gerührt gewesen und hatten uns, mit einem pessimistischen Seitenblick auf moderne Zustände, erbittert gefragt, ob wohl so etwas heutigentags noch vorkommen könne? Wenn man Herr von fünf Grafschaften und drei andern Lehen ist, so ist man ein Dynast. Von einem Dynasten aber, den man sich doch mehr oder weniger von dem Wunsche beseelt denkt, daß ihm der vor ihm in der Luft herumwirbelnde Staub, zu dem man auch gehört, von einem fürstlichen oder gräflichen Offizial weggeblasen werden möge, ist es doppelt schön, wenn er sich wegen Ungnade, in die er gefallen ist, zu Tode grämt, und es war uns klar, daß wenn Ernst II., ein so vornehmer und hochgebietender Herr, mit dem sich zu Tode grämen in einem Jahre fertig geworden war, unsereinem die Pflicht obliege, das Gleiche mindestens in der Hälfte der Zeit, sagen wir in sechs Monaten zu Wege zu bringen. Da ist nun aber unser Chronist wieder groß. Was hat er mit dem Tode eines Dynasten und dessen Veranlassung zu thun? Kümmert mich das Los der Schlachten, mich der Zwist der Könige?

Ohne ein Wort über die Abweichung zu verlieren, die er zu berichten im Begriff ist, meldet er an andrer Stelle, derselbe Dynast, den er dort Ernst den Jüngern von Schönburg nennt, der aber derselbe ist, da die Jahreszahl stimmt, sei durch seine Abneigung gegen die evangelische Lehre bekannt gewesen, habe sich aber zu ihr auf seinem Sterbebette bekehrt. Mit dem zu Tode grämen war es also nichts, wir haben uns ohne Grund aufgeregt, und

es blieb nur die heikle Frage übrig, ob wir Recht oder Unrecht hatten, uns einzubilden, daß an der Fassung: „und starb 1534 als Stammvater aller jetzt noch lebenden Fürsten und Grafen von Schönburg“ etwas sonderbar sei? Es lag nahe, zu glauben, daß die Enttäuschung unsern kritischen Sinn zur Unzeit geschärft habe: wir haben uns deshalb gewissenhaft geprüft und glauben in letzter Instanz doch, daß die Fassung nicht glücklich ist. Wir wissen, daß man als reicher Mann oder als Bettler, als Christ, als Held, als Märtyrer sterben kann. Valentin, Margarethens Bruder, starb als Soldat und brav; aber als Stammvater aller jetzt lebenden Fürsten und Grafen von Schönburg zu sterben, hat doch etwas Gezwungnes. Stirbt man als etwas, was man im Augenblick des Todes nur potentialiter ist und erst nach 368 Jahren faktisch wird? Wenn Metzsch gesagt hätte: er starb, aber er lebt fort als Stammvater, so hätten wir uns das mit Freuden gefallen lassen.

Hat ein Chronist, hat unser Chronist Zeit zu Spitzfindigkeiten, die den müßigen Sophisten verraten? Man sieht ja auch sonst, wenn man nur einen Funken von gutem Willen und im Kopfe keine romantischen Raupen hat, wie es mit der Ungnade und der „Bekehrung“ gewesen ist. Beide, Herzog und Graf, waren von hartem Metall. Sie waren in einem Punkt aufeinandergeprallt, wo Herzog Georg keinen Spaß verstand. Der Graf hatte sich auf seine Güter zurückgezogen, ohne daß man schon im Jahre 1533 viel von dem Grunde seines Rücktritts erfahren hätte; erst 1534, als an seinem Sterbebett kein katholischer, sondern ein lutherischer Geistlicher gestanden hatte, war den Leuten die Thatsache seines vielleicht schon vor Jahresfrist bewirkten Übertritts recht klar geworden.

Übrigens war Graf Ernst — und das beweist, daß es mit dem Bruche zwischen dem Herzog und ihm nicht so gar schlimm war — auch als Pfandgläubiger Georgs des Bärtigen gestorben, der ihm das jetzt der Familie von Arnim gehörige Schloß Kriebstein (an der Zschopau bei Rochlitz) für 20000 Gulden verpfändet hatte. Der Herzog löste Kriebstein erst drei Jahre nach dem Tode des Grafen Ernst wieder ein und gab es der Witwe seines am 17. Januar 1537 verstorbnen Sohnes Johann, der Herzogin Elisabeth, gebornen Prinzessin von Hessen, nebst Rochlitz (Amt und Schloß) zum Leibgedinge. Auch sie war mit dem Herzog Georg in demselben Jahre wie Graf Ernst von Schönburg (1533) in Meinungsverschiedenheit über religiöse Dinge geraten; sie verließ im Frühjahr 1547, da sie sich der Sache Johann Friedrichs des Großmütigen angeschlossen hatte, die albertinischen Lande und starb 1555 in Schmalkalden.

In die letzten Regierungsjahre Georgs des Bärtigen, während deren er durch den Tod seiner beiden Söhne und seiner Gemahlin mehr und mehr vereinsamte, (in die Jahre 1534 bis 1537) fällt die Erbauung des Georgenschlosses, eines in der allerjüngsten Zeit neu aufgebauten Teils der Dresdner Residenz. Dessen bekannter, oft beschriebner Fassadenschmuck war ein aus siebenundzwanzig Figuren bestehender, in Stein gehauener Totentanz. Kunstgeschichtlich merkwürdig, wurde er zu einer Zeit, wo man für dergleichen Kaiser und Papst, Fürsten und Herren in der gemeinsamen fragilitas humana darstellende Tänze an maßgebender Stelle wenig Vorliebe hatte, auf einen der protestantischen Kirchhöfe Dresdens verwiesen. Vielleicht hätte man noch besser gethan, das Kunstwerk lieber gleich in einem Altertumsmuseum unterzubringen, da es doch nun einmal eine traurige Thatsache ist, daß nur Bronze, Glasurornamente und Terrakotta der Rauheit unsers Klimas Stand zu halten vermögen.

Mit Herzog Moritzens Regierungsantritt — sein Vater, Heinrich der Fromme, der 1539 seinem Bruder Georg gefolgt war, hatte nur zwei Jahr regiert — gelangen wir zu einem der beiden Zeitabschnitte, während deren am

kurfürstlich sächsischen Hofe erstaunlich viel gebaut wurde. Bei sonst ziemlich verschiedner Begabung, bald für Staatskunst oder Strategie, bald für Künste oder Wissenschaften, bald für Repräsentation oder idyllischen Naturgenuß, bald für Ökonomie oder Geodäsie, bald für Festregie oder Handwerk haben so ziemlich alle Albertiner an zweierlei Vergnügen gefunden: an der Jagd und am Bauen.

In den fünfzig Jahren von 1541 bis 1591, die die Regierungszeiten der Kurfürsten Moritz, August und Christians des Ersten umfassen, sind von den Albertinern, obwohl ihnen schönliegende und zum Teil sehr ansehnliche Schlösser wie Dresden, Meißen, Freiberg, Tharand, Rochlitz, Colditz, Grimma, Rossen, Wolkenstein usw. zur Verfügung standen, zwei große Wohnschlösser, Augustusburg und Annaburg, und zwei Jagdschlösser, Grillenburg und Moritzburg gebaut, dazu noch Kriebstein und Dorf Wermsdorf mit Jagd- und Fischereirecht erkauft worden. Außerdem führte Kurfürst Moritz von 1547 an einen großen Teil des Dresdner Schlosses, den westlichen, neu auf, und Kurfürst August ließ kostspielige und umfängliche Neubauten und Reparaturen vornehmen: 1550 und 51 in Wolkenstein, 1554 bis 57 in Rossen, 1566 in Colditz, 1571 in Dippoldiswalde, 1572 in Freiberg, zu wiederholten malen am Dresdner Schlosse, und unter Christian dem Ersten entstand der seinerzeit sehr prächtige und vielbewunderte östliche Teil der Residenz, wo die Stechbahn, der Stallhof und das Kanzleigebäude lagen.

Obwohl das, was uns Metzsch über den Gang der Bauten, die Schwierigkeiten der Materialbeschaffung, die Namen der Architekten und Bauführer, die zu Rate gezognen oder sonst beteiligt gewesenen Bildhauer und Maler, die künstlerische Ausschmückung der Fassaden und innern Räume mitteilt, sehr lesenswert ist, so können wir darauf doch hier nicht im ganzen eingehn, weil sich dergleichen Miscellaneen der Natur der Sache nach nicht zusammenfassen oder durch allgemeine Bemerkungen wiedergeben lassen; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, aus dem Mosaik einige Stücke herauszubrechen und sie dem Leser vorzulegen, damit er sich selbst über das von dem Verfasser Gebotne und über dessen Schreibweise ein Urteil bilden kann.

Viel Bereitwilligkeit, große Ausdauer und vielseitige Begabung scheint Kurfürst August von dem jüngern Lukas Kranach erwartet zu haben, denn auf Seite 68 heißt es: Im Sommer 1583 ist Lukas Kranach d. J. in Colditz, um ein vom Kurfürst erlegtes großes Wildschwein „sechsmal abzumalen.“ Später werden noch sieben Bilder davon bestellt. Zugleich aber bestellt der Kurfürst bei ihm eine Altartafel in Herzform, wobei er „an der Tischlerarbeit und sonst nichts abbrechen (mangeln lassen) solle.“ Endlich erhält der Maler Auftrag, die Konterfeie etlicher Fürsten zu malen.

Über das herzförmige Altarbild, dessen einer Flügel in der Dresdner Galerie sein soll, und über die Fürstenporträts wollen wir nichts sagen; dagegen haben uns die dreizehn „Konterfeie“ des erlegten Wildschweins ein Erlebnis in die Erinnerung zurückgerufen, das uns seinerzeit recht klar gemacht hat, daß es wirklich manche Dinge unter der Sonne giebt, die man sich nicht träumen läßt, und die man selbst erfahren haben muß, wenn man sie glauben soll.

Das Eßzimmer eines wohlhabenden Farmers im nördlichen England, in dessen Haus wir zehn Monate als Pensionär gelebt haben, war mit ein und einem Viertelduzend Ölbildern von gleicher Größe und in gleichem Goldrahmen geschmückt, die sämtlich preisgekrönte Mastschweine darstellten. Der sächsische Philister, der gesagt haben soll: Was is e Bild? E Bild is e Nischt. Malen se mir en Löven, ich ferchte mich nich! hatte, wenn wir an die den Appetit der Hausbewohner in keiner Weise beeinträchtigende Anwesenheit von fünfzehn Mastschweinporträts in ihrem Speisezimmer denken, so unrecht nicht. Was Goethe Mahomet über edlere, obwohl nach orientalischem Geschmack eben-

falls wohlleibige Wesen in den Mund legt, daß schon ihr Anblick „ganz und gar" sättige, hätte niemand von den fünfzehn Schweineporträts behaupten können, denn ihr Anblick hinderte den unglaublichsten Konsum von Speck und Schinken in keiner Weise. Der Farmer war als Schweinemäster einer der ersten in seiner Branche; die von ihm eingeheimsten Preise waren nicht unbedeutend, und er war durch seine Berufsgenossen zu der Anschauung gekommen, daß die Kosten für die Herstellung der von dem Preisvieh aufgenommenen Porträts zu den unvermeidlichen Ausgaben gehörten, die das Ausstellen mit sich bringe. Ein Spezialist, dessen Bekanntschaft er auf einer der ersten von ihm beschickten Viehausstellungen gemacht hatte, „malte" ihm seine Sieger und Siegerinnen „ab."

Sie hatten alle denselben gesättigten, schwermütigen Blick, denselben auf Magenüberfüllung deutenden, blasierten Gesichtsausdruck und, bei phänomenalem Embonpoint, denselben an gedeihliche blondhaarige Säulinge erinnernden rosa Teint allover. Wie man das ja auch bei den Münzen der verschiednen Länder findet, sahen die einen nach rechts, die andern nach links, ohne daß sich für den nicht Eingeweihten die Mer de graisse, über die der Blick schweifte, von einem Haufen mit Erdbeersaft gefärbter Schlagsahne sehr unterschieden hätte. Posen kann ein Mastschwein, auch wenn es sich vor der Staffelei weiß, wegen seiner Überbeleibtheit nicht annehmen; auch bezüglich der „Zuthaten" ist dem Künstler kein weites Feld gelassen. Sie standen deshalb alle fünfzehn in würdig anmutiger Paradehaltung da, und wir hätten Bianka, die Siegerin von Leicester, nicht von Onesimus, dem Sieger von York, unterscheiden können.

Der Farmer, der nicht begreifen konnte, daß uns die Fähigkeit abging, die unterscheidenden Züge des Individuums zu erkennen, hatte deshalb von unsrer natürlichen Anlage zum Landwirt — leider Gottes mit Recht — keine hohe Meinung. Wir gestehn, wir glaubten, die Fähigkeit, die fünfzehn abgemalten Preistiere zu unterscheiden, gehe auch ihm ab, müsse überhaupt der Natur der Sache nach jedem abgehn, und er sei in einer Illusion befangen, wenn er Bianka noch täuschend ähnlicher finde als Onesimus.

Die Bilder hingen in der chronologischen Ordnung der davon getragnen Siege, und wir hatten einen unbewachten Augenblick benutzt, um Bianka, die als Nummer sieben hing, mit Onesimus auf Platz acht zu vertauschen. Schon am nächsten Tage beim Diner wurde uns zu unsrer Beschämung klar, wie kleingläubig wir gewesen waren, denn der Farmer, der den beiden Bildern gegenüber saß, fragte sehr bald seine Frau, wie es doch mit den beiden Ausstellungen in Leicester und York gewesen sei, und ob die in York nicht 1869 ein Jahr nach der in Leicester stattgefunden habe? Freilich, Mrs. W. wußte genau, was ihr ihr Mann in beiden Fällen mitgebracht hatte: Leicester war in der That, wie er ganz richtig gesagt hatte, ein Jahr vor York Ausstellungsort gewesen. Sonderbar, sagte Mr. W., da haben wir nun schon die ganze Zeit Bianka und Onesimus in verkehrter Ordnung hängen gehabt.

Sonstige Merkmale waren unsers Wissens an den Bildern nicht: als „Milieu" immer derselbe Koben, und zur Unterbrechung der sich in korrektester Perspektive schneidenden Steinfugen immer dieselben blaßgelben jungfräulichen Strohhalme. Es konnte also in der That nicht anders sein: der Künstler, der natürlich nur Preistiere malte, hatte ein so feines Auge für die Individualität, daß er sie in einer Weise wiedergeben konnte, die aus seinen Kunstwerken wirklich ähnliche Ahnen- und Familienporträts machte. Der Kurfürst August aber, dem, außer ab und zu auf dem Gebiete der Politik oder der Theologie, so leicht niemand ein X für ein U machte, mochte wohl wissen, was für ein Unikum, sei es an Fängen, sei es an Borsten, sei es an sonstiger Schönheit er erlegt hatte; er wollte seinen Freunden nicht das Bild einer beliebigen Wildsau, sondern der von ihm zur Strecke gebrachten verehren, und dafür war auch ein Lukas Kranach nicht zu gut.

Pankraz Zeller, Drechsler von Regensburg, später Bürger in Eger, wird 1583 für Colditz, wohin er mit dem Drehzeug übersiedeln soll, angestellt, um „den Saal mit Leuchtern und anderm zu zieren und daran sein Meisterstück zu beweisen." Im Jahre 1591 sind die Leuchter fertig: er erhält dafür 160 Gulden 10 Groschen 6 Pfennige. Am 1. Dezember 1593 bekommt er mit einem Geschenk von 20 Gulden seinen Abschied. Ein Inventar des Colditzer Schlosses von 1694 erwähnt: „Zweene künstliche Leuchter von Drechsler Arbeit so etwas zerbrochen, daran Acht große Messingene Leuchter mit Zweiunddreißig Tyllen groß und klein. Nota: Der eine Leuchter ist auf Sr. Churf. Durchl. Herz. Friedr. August mündl. Befehl anno 1694 bei damaligen Hiersein heruntergenommen und in der Edel Knaben Kammer Stückweise gesetzt worden."

Der Leser wird, denken wir, mit uns der Ansicht sein, daß nach dem, was man von Pagenstreichen gehört hat, der Edel Knaben Kammer der letzte Ort gewesen wäre, wo man beschädigte Drechslerarbeit, deren Herstellung acht Jahre in Anspruch genommen hat, in Sicherheit bringen zu können geglaubt hätte. Hoffentlich war in der Kammer ein Schrank, zu dem die Edel Knaben den Schlüssel nicht hatten, auch mußte ja die Kurfürstliche Durchlaucht, die niemand anders war, als der schon damals infolge seiner Reisen sehr erfahrne August der Starke, offenbar wissen, was sie that.

Der Oberhauptmann des meißnischen Kreises, Ernst von Miltitz, der am 23. Februar 1549 dem abwesenden Kurfürsten Moritz über die Pläne zur Erweiterung des Dresdner Schlosses (westlichen Teils) berichtet und den Bauherrn auf einen Mehraufwand vorzubereiten hat, ohne ihn jedoch abschrecken zu wollen, schreibt: „meher wyrdet es kostenn, dann sonnst, aber nicht ſſo gar viel," eine gewinnende und doch vorsichtige Wendung, die wir allen Ratgebern empfehlen, die in ähnlicher Lage wie der Oberhauptmann sind. Die Zustände der Gebäude in der Umgebung des 1555 und 1556 fertig gewordnen neuen Dresdner Schlosses schildert Metzsch als sehr unscheinbar: Die Klosterkirche, sagt er, die jetzige Sophienkirche, diente nach der Vertreibung der Mönche als kurfürstliches Zeughaus; sie war von einem Hof umgeben, in dessen Schwibbögen und Baulichkeiten sich statt der bettelnden Mönche reisige Knechte umhertrieben. In den Jahren 1558 und 1559 ließ Kurfürst August, der im Einverständnisse mit seiner Gemahlin in bürgerlicher Weise für die rein praktischen Bedürfnisse des Hofhaushalts sorgte, ein Waschhaus einwölben und einpflastern, „darinnen man das Fleisch auswaschen und ins Salz hauen sollte."

An der Fassade des Kanzleihauses zu Dresden, des Sitzes der Regierungsbehörde, lautete eine der von den Gebrüdern Thola in Sgraffito angebrachten Inschriften: homo est, cui deest pecunia, sed homo non est, cui deest bona intelligentia. Wenn Metzsch an einer andern Stelle in einem Satze, den wir nicht als einen Ausfluß seiner eignen Lebensanschauung, sondern für ein aufgenommenes fremdes Mosaikstück ansehen, von einer Familie spricht, die sehr begütert gewesen und deshalb zu allerhand Ämtern herangezogen worden sei, so muß man im Interesse des Staats hoffen, daß der vermögenden Familie nicht bloß pecunia, sondern auch bona intelligentia beschert war. Christians des Ersten (1586 bis 1591) Leibtausendkünstler war Paul Buchner, ein aus Nürnberg stammender Tischler und Schraubenmacher. Er fertigte dem Kurfürsten unter anderm auch einen Ring um das Haupt, an welchem dieser die Brille aufhängen konnte, damit sie ihm nicht mehr die Nase quetschte.

Wo uns von der ersten Anlage des Jagdschlosses Moritzburg durch Herzog Moritz erzählt wird — in seiner heutigen Gestalt ist es jedoch erst unter Friedrich August dem Zweiten von Sachsen und Polen entstanden —, heißt es sehr hübsch: „Man hatte für die Neuanlage einen überaus malerischen Punkt gewählt. Der Moselbruch, später Schloßteich genannt, einer der größten unter den zahlreichen Seen des Forstes, war vom Kapellenteich nur durch eine schmale Landzunge getrennt. Diese führte auf eine Art Halbinsel, deren

felsiger Boden sich nicht unbedeutend über dem Wasserspiegel erhob. Bis an die Ufer heran drängte sich der dichte Wald. Dorthin baute man das neue Schloß zwischen die stillen Teiche und die leise rauschenden Buchen in schweigende Abgeschlossenheit." Das geschah im Jahre 1541, und die Bauart des Schlosses ist für die Unsicherheit der damaligen Verhältnisse überaus bezeichnend. Vier starkummauerte dreistöckige, nur nach innen offne Galeriegebäude, von ebensoviel Türmen gestützt und bastionartig flankiert, umschlossen einen zur militärischen Verteidigung eingerichteten Hof, in dessen Mitte, wie eine Citadelle, das Schloß stand. Auch die an dessen Wendelstein üblichermaßen angebrachte steinerne Begrüßungstafel hatte etwas Herbes, Trotziges:

Ich, eines Fürsten Jagdhaus,
Wer mich veracht, der bleibe draus.
Ob nicht Jedem gefallen thu,
Laß mich allein, behalt sein Ruh.

Den Bau des Augustusburger Schlosses setzte der Kurfürst August 1568 unter Leitung des Bürgermeisters Hieronymus Lotter ins Werk, eines damals schon bejahrten, aber sehr sachverständigen Beraters, dessen Entwürfen und Bauführung die Stadt Leipzig ihr bisheriges Rathaus verdankt. Das von dem Kurfürsten August gleichfalls gebaute Schloß Annaburg, das er für seine Gemahlin, Anna von Dänemark, als Leibgedinge bestimmt hatte — sie starb jedoch noch ein Jahr vor ihm —, fällt nicht in den Bereich von Metzschens Buch, da es zu den an das Königreich Preußen gekommenen sächsischen Landesteilen gehört: es trifft sich jedoch für unsre Leser wie für uns günstig, daß der nicht bloß überaus quellenkundige, sondern sich als Meister in der Schilderung landschaftlicher und gemütlicher Stimmungen bewährende Professor Schmidt in seinen „Kursächsischen Streifzügen" (Nr. 8 des heurigen Grenzbotenjahrgangs) die wegen ihrer Wasseranlagen, ihrer Baumschulen und ihres fürstlichen Aquavits seinerzeit berühmte „Gründung" des populären Regenten- oder vielmehr Landeselternpaars eingehend besprochen hat.

(Schluß folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

### Zweiter Teil

### 12

Der See Jakkenjak — sonst hieß er der Rörholmer Teich — lag eine Viertelmeile von Rödsten entfernt. An der Fähre konnte man Boote mieten, dorthin wanderte (oder „bummelte") die junge Gesellschaft an diesem Tage.

Der Weg führte zuerst durch einen Laubwald; es ging mitten durch in aufgelöster Ordnung, man kümmerte sich weder um Weg noch Steg. Eins kam durch ein Himbeergebüsch, und gleich hieß es: Ach, da wimmelt es! da wimmelt es! Und sie sind schon so reif! — Es zeigte sich natürlich, daß nur wenig Beeren da waren, und alle unreif. Von da an nannten sie jede Art Enttäuschung und Verkehrtheit „wimmeln."

Dann kamen sie durch eine Tannenwaldung; da bombardierten sie einander

mit Tannenzapfen. Einem wurde die Haut geritzt, daß es blutete, und er rief: Au, das war sackgrob! und nun hieß dieser nie mehr anders als „Grobsack"; auf solche Witze verfällt die liebe Jugend. — Die letzte Strecke des Wegs führte über offnes Feld; da wurde um die Wette nach den Booten hinunter gelaufen, sie warfen sich hinein, wie sie gerade ankamen, und fingen gleich an zu rudern.

Zwei Ruderboote waren bemannt; Niels war in das gekommen, wo Marie nicht saß; dieses kam zuerst aus dem Hafen hinaus, aber das andre Boot holte es nachher ein. Gleich begann ein Wettrudern; Niels führte beide Ruder in seinem Boot, das andre, etwas größere, hatte vier Ruder, die von lauter ganz jungen Mädchen gehandhabt wurden; deshalb nannte man dieses Boot das „Frauenboot."

Die Chancen waren ungleich; das Frauenboot kam voraus, was Niels kränkte; er legte sich mit aller Kraft in die Ruder und holte es wieder ein, aber dann geschah es, daß er in der Hitze mit den Rudern in Unordnung kam. Sie wimmeln ja, Sie wimmeln! rief in verzweifelter Aufregung die Dame, die bei ihm im Vordersteven saß — sie war fast nicht mehr imstande, anders als im Jargon zu reden. Nun fingen die andern drüben im Frauenboot an zu lachen; dort war immer Geneigtheit zu lachen, und das beeinträchtigte ihre Ruderschläge.

Zu, zu! rief die kleine Dame in der größten Aufregung und sah Niels so flehend an, daß auch er lachen mußte; beide Bemannungen bekamen einen wahren Lachkrampf; man ließ die Arme auf den Rudern ruhen vor lauter Lachmattigkeit und glitt friedlich und in gemäßigter Eile nebeneinander dahin.

Jetzt wollen wir singen! wurde vom Frauenboot aus vorgeschlagen. Die Ruder wurden eingezogen, und bald erklangen schöne frische Töne über den See. Vom andern Ufer antwortete das Echo aus dem Walde.

Dann verstummten Gesang und Echo, es folgte eine Stille, die zu dem blanken See und den dunkeln Wäldern stimmte. Ach! seufzte unwillkürlich eins der jungen Mädchen mitten in der Stille; das fand man komisch, alle lachten über sie und ahmten ihr „Ach" in den schmelzendsten Tönen nach.

Seht, da flog ein Adler über den See von einem Wald zum andern! — Wie glücklich so einer ist! wurde gesagt.

Das Ziel war eine kleine Bucht zwischen den Buchen am gegenüberliegenden Ufer. Beide Boote glitten nebeneinander hinein. Es war keine Brücke oder Anfurt da. Nielsens Boot fuhr knirschend über den Sand und noch eine Strecke ins Ufergras hinauf, aber das größere Boot blieb ein Stück weiter draußen auf dem Sandboden sitzen. Nun hätte man sich damit helfen können, daß man das kleine Boot die Besatzung des größern nach und nach hätte holen lassen, aber im jugendlichen Eifer sprangen die Herren ins Wasser und trugen die Damen ans Land. Auf diese Weise durfte Niels Marie tragen.

Vom Ufer ging es einen kleinen Abhang hinauf; er wollte sie nicht niederlassen, bis sie ganz oben waren; es sei schlammig da unten, sagte er. Nun standen sie oben und schauten auf die Boote hinunter, die die andern eben vertauten.

Unten demonstrierte die eifrige kleine Dame: Herzhaft! Sie müssen herzhafter anbinden!

Was will sie mit „herzhaft" sagen? fragte Niels Marie — um nur etwas zu sagen, denn etwas Vernünftiges konnte er in diesem Augenblick nicht reden.

Herzhaft, das bedeutet: fest, treu, von Herzen und all das, belehrte Marie ihn.

Es klingt gut, dieses Wort, sagte Niels. Herzhaft — es ist auch etwas Treues daran.

O ja, antwortete Marie. „Herzhaft," repetierte sie in Gedanken.

Sie haben am besten von allen Damen gerudert, das habe ich gesehen. Die andern lösten sich ab, nur Sie nicht. (Er erinnerte sich wohl, daß sie selbst vorgeschlagen hatte, sie sollten du zu einander sagen, aber — wie es auch kommen mochte — er machte sich gar nicht so viel daraus, eine „Cousine" in ihr zu sehen.)

Ich habe ja auch einen See daheim, antwortete sie; ich rudre sehr oft.

Sehen Sie! rief Niels.

Es war der Adler von vorhin, der über den See zurückflog, erhaben und königlich.

Marie folgte ihm mit den Augen. Ob nun so einer auch wirklich glücklich ist?

Nicht glücklicher, als ich es jetzt bin, antwortete Niels. Und wenn es sein Leben gegolten hätte, er hätte es nicht unterlassen können, das zu sagen; aber die Stimme war verschleiert, gerade wie neulich, als er auch frech gewesen war, damals mit den Schatten.

Kommt ihr bald? rief Marie den andern zu.

— Nun pflegte man der Ruhe unter den Buchen.

Ich bin hungrig, sagte eins.

Ich auch! Ich auch!

Hier ist eine Schokoladentafel.

Woher ist die?

Aus dem Kruge.

O weh! — Dann verteilten sie die Schokolade unter allerlei Zeichen des Abscheus, aber man riß sich doch um die Stücke.

Hallo! Dort drüben an der Fähre stehn Leute und winken! Ob das uns gilt?

Es sind die Huitfeldtschen Wagen, so viel ich sehe, sagte Niels.

Nun stürzten sie alle in die Boote. Marie balancierte rasch aus dem kleinen Boot in das große hinüber, sodaß Niels sie diesesmal nicht tragen konnte.

* * *

Ganz außen an der Landungsstelle stand Exzellenz und winkte mit dem Taschentuch. Noch nie hatte ihn jemand so vergnügt gesehen. Marie flog in seine Arme. Wo ist Niels? fragte er.

Fräulein Lassen war bei den Wagen und half den Dienern die Speisekörbe herunternehmen. Es sollte hier am See gefrühstückt werden. In dem feinsten Wagen thronte die Stiftsdame; sie wollte nicht aussteigen, sondern ihr Frühstück im Wagen einnehmen. Sie war in ziemlich guter Laune, nur prophezeite sie schlechtes Wetter und erklärte diesen Ausflug für ein verrücktes Unternehmen. — Herr Engelbrecht war nicht mit; er war zwar wieder wohl, hatte es aber doch vorgezogen, daheim zu bleiben und zu studieren.

Es lebe die Jugend! sagte die Exzellenz mitten unter der frohen Schar und hob ihr Glas in die Höhe. Herr Gott — fügte Huitfeldt leiser hinzu, indem er unwillkürlich Niels an der Hand festhielt, es ist, als wäre man selbst wieder jung. Wo ist Marie?

— Man fuhr in zwei Wagen nach Hause; aber man riß sich nicht um den, worin die Stiftsdame saß.

## 13

Am Abend wurde die Gesellschaft durch verschiednen Zuwachs verstärkt, durch die Jugend des Gutsinspektors, des Pfarrers und des Arztes, sowie den jungen Gärtner, Herrn Reenberg, der freilich etwas älter war als die ganz jungen, aber doch noch zu ihnen gerechnet werden konnte.

Nach Tisch wurde ein Tänzchen improvisiert. Die Fenster und die Thüren nach dem Garten waren geöffnet. Der Duft der Rosen und der Kaprifolien strömte herein, die Gardinen flatterten. Im Nebenzimmer spielte Fräulein Lassen zum Tanz auf, und wenn sie müde war, fand sich immer jemand anders, der sie ablösen konnte; es kam ja nur auf den Takt an.

Und da kann es einem geschehen, daß man mitten in seinem Glücksgefühl den Drang hat, einige Augenblicke seinem Glück zu entfliehen, es sich gleichsam gegenüber zu stellen und sich von fern daran zu weiden. Der Besitz scheint dann vollkommner zu sein — vielleicht weil die Erinnerung oder die Hoffnung oder alle beide mitwirken dürfen. In einer solchen Stimmung stand Niels draußen auf der Terrasse und sah hinter den Gardinen zu den Tanzenden hinein. Was ihn so

überglücklich gemacht hatte, war, daß *sie* ihm eine Schleife gegeben hatte, und zwar trotzdem, daß er gar nicht besonders gut tanzte und gar nicht so recht erfreut gewesen war, als man den Tanz vorgeschlagen hatte. Dennoch hatte sie sich vor ihm verneigt und sie ihm gegeben — ja, als „Schleifen" wurden an diesem Abend im Garten gepflückte Blumen verwandt; sie hatte ihm eine Kaprifoliumblüte gegeben, und denkt nur! Kaprifolium war gerade die Blume, von der er heute morgen im Walde zu ihr gesagt hatte, er habe sie am allerliebsten — daran erinnerte er sich ganz genau — — nun steckte die Blüte in seinem Knopfloch und duftete süß — und mit den Blicken folgte er ihrer Gestalt in der tanzenden Schar; die Gardine streifte ihr Gewand, und er liebkoste heimlich die Gardine —

Aber ganz hinten in der Veranda, im Schatten des wilden Weins, dicht an die Mauer gelehnt, stand ein andrer, der gleichfalls heimlich zu der frohen Jugend hineinschaute; ein Seufzer verriet ihn — und Niels trat bescheiden zurück —; in diesem Seufzer war nichts von berauschender Hoffnung, aber vielleicht etwas von der milden Wehmut der Erinnerung: alte Gedanken, die erwachten, verklungne Worte, die flüsterten, die Sonne ferner Tage, die einen Widerschein sandte — ach, ach, gerade so hatte er dagestanden damals, damals, und hineingesehen in den fröhlichen Ballsaal —

Huitfeldt wandte sich um. Du hier, Niels? fragte er mit einem verlegnen Lächeln. Niels trat leise zu ihm und nahm seine Hand; er wußte ja nun genau Bescheid über das Alte — so standen sie eine Weile, dann machte sich Huitfeldt los und ging in den Garten unter die dunkeln Bäume.

## 14

Aber sieh, wer ist das, der auf die Terrasse heraustritt? Es ist der junge Herr Reenberg, der Gärtner und Dichter; er hat flott getanzt und wischt sich nun den Schweiß des Gerechten von der Stirn.

Ach Herr Glambäk, ist das eine Veränderung, kolossal!

Was, Herr Reenberg?

Er, alles hier auf dem Gut. A la desticha.

Was sagen Sie da? — Und warum seufzen Sie über die Veränderung, die doch erfreulich ist?

Erfreulich? O ja. Für Liebhaber. Erfreulich!

Worüber sind Sie denn so erbittert? Amüsieren Sie sich denn nicht?

Herr Reenberg näherte sein Gesicht dem von Niels. Sein Gesicht war voll Schweiß. Amüsieren? Haha!

Herrgott. Sie sind ja nicht vom Tanzboden weggekommen den ganzen Abend.

Vom Tanzboden weg? Jawohl! — Auf der Oberfläche amüsiere ich mich. Auf der Oberfläche tanze ich. Sie, der Sie ein Dichter sind —

Ich bin kein Dichter.

Aber ich bin einer; ich weiß, was es ist, eine Welt in sich zu tragen und sehen zu müssen, daß sich alle Verleger gegen eines Menschen beste Gefühle verschwören, und ich habe doch meinen Stil nach den Mustern des goldnen Zeitalters gebildet; Schack-Staffeldt ist mir nicht unbekannt — aber darüber wollte ich nicht mit Ihnen reden.

Mit mir? Wovon denn dann?

Niels sah ihm ins Gesicht; er sah darin außer Schweiß und Anzeichen von reichlich genossenem Wein einen gewissen feindseligen Ausdruck, der diesem gutmütigen Menschen sonst ganz fern lag.

Ja gerade mit Ihnen, ja mit Ihnen wollte ich reden. Er lehnte sich auf die Balustrade. — Niels kam der Gedanke, ob der Mensch am Ende eifersüchtig auf ihn sei; das kam ihm so spaßig vor, daß er anfing zu lachen.

Ja, Sie haben leicht lachen. Sie haben bei sich daheim keine gereifte Frau von spanischer Herkunft, die in den Armen Ihrer Haushälterin liegt, hoffnungslos —

Aber Mensch! Was Sie da reden, hat ja gar keinen Sinn!

Iſt vielleicht im Daſein überhaupt Sinn? Ewig hier hinwelken zu müſſen, ohne nennenswerte Erlebniſſe, anſtatt in Spanien auf mauriſchen Pferden umherfliegen zu dürfen mit gereiften Frauen im Arm, zwiſchen Andaluſiens Giraffen und Zebras und Pinienwäldern! — Aber ſtill, dieſe Ohren haben Mauern — begleiten Sie mich in den Garten — dies geht auch Sie an —

Und ganz richtig: es war Niels ſchon längſt ſo vorgekommen, als ob hinter all dieſem Unſinn etwas ſein müſſe, was ihn in irgend einer Weiſe anginge, und zwar in einer unbehaglichen Weiſe —

Drunten im Garten verſuchte Reenberg ſeiner Stimme einen drohenden Klang zu geben:

Sie ... Sie ſind in Spanien geweſen? Heraus mit der Wahrheit! Sie müſſen mit ihr zuſammengetroffen ſein.

Hören Sie, Reenberg, was bedeutet eigentlich Ihr ganzes Geſchwätz?

Einerlei, Sie müſſen ſie einmal beleidigt haben, Sie müſſen — Aber hüte dich, ſie iſt unter meinem Dach, unter meinem beſchützenden Dach, hüte dich!

Sie ſollten nicht ſoviel trinken, erwiderte Niels. Zugleich aber kam wieder dieſe Schwermut über ihn, dieſe ſonderbare bittere Miſchung von Gefühlen, die dieſe Frau früher ſchon bei ihm geweckt hatte — ja dieſe Frau; er wußte ja wohl, daß ſie es war, die Reenberg meinte —

Ich habe nie etwas mit ihr zu thun gehabt, ſagte er düſter, ausgenommen, daß ſie auf meinem Wagen hierherfuhr und unterwegs unwohl wurde und —

Schwören Sie, daß Sie ... Nein, fuhr Reenberg beſänftigt fort, Sie ſind ein edler Menſch, das bin ich auch, und überdies aus litterariſcher Familie, obgleich mein Leben von den Verlegern verbittert worden iſt, und ich auf die Bäume und die ärmlichſten Surrogate beſchränkt bin — ach, aber heute morgen! So nahe an einem Erlebnis! Und doch natürlich: ſchließlich — Luft! a la desticha! (Hier rang er die Hände in einer affektierten ausländiſchen Manier.)

Wollen Sie nun gefälligſt erzählen, was geſchehen iſt?

Ja. Sie kam zu meinem geringen Gärtnerdach, ſie wollte mit der Exzellenz ſprechen; myſtiſcher Schleier, verſchwiegen wie das Grab — entzückende Figur — ſie wollte mit der Exzellenz ſprechen.

Warum haben Sie ſie dann nicht aufs Schloß gewieſen?

Das habe ich ja gethan, aber ſie weigerte ſich, ſie bat, warten zu dürfen; es ſei eine Perſon dort, mit der zuſammenzutreffen ſie bange war, das myſtiſche Gewebe des Schickſals und dergleichen — ach, eine hinreißende Sprache, dieſe ſpaniſche, das heißt, ſie ſprach Däniſch, aber mit Spaniſch vermiſcht, a la desticha, das habe ich auswendig gelernt, und dann rang ſie die Hände — ſo!

Die Perſon, vor der ſie bange war, war ich das? fragte Niels.

Und in dem Augenblick, wo er dies ſagte, verwunderte er ſich, daß es ihm einfallen könne, ja daß er ahnen könne, ja wiſſen, mit untrüglicher Sicherheit, daß er ſelbſt dieſe Perſon ſei.

Ja, Sie ſind es, ſagte Reenberg.

Aber in Niels wuchs eine große Bitterkeit auf gegen dieſe Frau, die ihn ganz und gar nichts anging. Er ſah ſie wieder im Krug, mit den beiden Männern kokettierend, und nun ſtand ſie im Begriff, dieſen armen Einfaltspinſel hier — aber was ging es ihn an? Und doch fühlte er ſich ſo gepeinigt davon, ſo gekränkt und verraten, ſo verlaſſen und einſam — aber das war ja unbegreiflich!

Sie ſollten ſich übrigens vor ihr in acht nehmen, Reenberg — wie heißt ſie denn?

Ach, rief Reenberg ſchmachtend, ſie heißt Donna Zegura, ſie iſt eine trauernde Witwe aus Spanien, hat ihren Mann bis zur Raſerei geliebt, er war ein hervorragender ſpaniſcher Politiker, Politico, kam aber im Kriege um und ließ ſie in Armut und Thränen zurück —

Was will ſie dann hier in Dänemark? Was will ſie bei Herrn Huitfeldt? Und woher kann ſie Däniſch?

Still, ſtill, Herr Glambäk, ſie hat in ihrer Jugend in Dänemark gelebt, heim-

liche politiſche Miſſion, der Schleier der Verſchwiegenheit und all das — wie es ja im Süden ſo oft vorkommt.

Und das glauben Sie alles?

Ich ſollte an Donna Zegura zweifeln? O Don Gl— ach, Herr Glambäk, hätten Sie ihre ſchöne Figur geſehen, ich meine, ihre Thränen —

Thränen, na — aber warum fürchtete ſie ſich denn vor mir, der ſie gar nicht kennt?

Meinen Sie, ich hätte ſie nicht gefragt? Sie ſagte, Sie hätten den „böſen Blick," Herr Glambäk — und — ich glaube wirklich, Sie haben ſo etwas Myſtiſches in Ihren Augen —

Was iſt das für ein Gerede!

Sie kennen den Süden nicht, Herr Glambäk. Die Leute ſind dort ſo voller Myſtiſchkeit und Ahnungen und Sternkonjunktiven, wie Sie von Ingemann her wiſſen! Ja, ſie hat in Ihren Augen geleſen, daß Sie vom Schickſal dazu beſtimmt ſind, ihr im Wege zu ſein, ſagte ſie. Zuerſt müßten Sie fort ſein; vorher dürfe ſie nicht kommen, ſagte ſie.

Und das ſollten Sie mir ſagen?

Ach nein, eher wolle ſie ſterben — aber ich ſollte heimlich auf Sie aufpaſſen, und ſobald Sie ein wenig aus dem Wege wären, ſollte ich es ihr heimlich zu wiſſen thun.

Heimlich auf mich aufpaſſen! Ja, das haben Sie ja recht gut gemacht. Es ihr heimlich zu wiſſen thun — ſo, ſie will mich alſo von hier weg haben, die Donna? Hahaha!

Sie lachen ſo ſonderbar! — Morgen zum Beiſpiel, nur einen kleinen Ausritt oder ... Dann kann ich ihr ſagen ...

Sagen Sie ihr ... begann Niels hart, ſtockte aber. Wohnt Sie denn bei Ihnen?

Ja, unter meinem Dache wohnt Donna Zegura. Ich habe ſie in die Arme meiner Haushälterin gelegt, hoffnungslos, aber doch unter meinem Dach, meinem Gärtnerdach. Sie kennen Jungfer Hanſen, ſie iſt kein Weib des Südens, leider, nicht myſtiſch und berückend ... a la dest ...

Sagen Sie ihr ... wieder ſtockte Niels. Ach, ſagen Sie ihr gar nichts. Mag es gehen, wie es will!

Sie ſind — Sie ſind ſehr unmenſchlich, Herr Glambäk.

Und Sie, Sie ſind betrunken, Herr Reenberg. Niels wandte ſich kurz um und ging. — Unbegreiflich, wie einſam, wie verſtoßen, ſo von Anfang an verraten er ſich fühlte —

## 15

Während Reenberg zurückblieb und Maulaffen feilhielt, ſuchte Niels Herrn Huitfeldt in einer der Alleen des Parks auf.

Eine Dame möchte Sie gern morgen ſprechen. Sie wohnt beim Gärtner.

So! ſagte Huitfeldt gleichgiltig.

Sie ſagt, ſie ſei aus Spanien und heiße Donna Zegura. — Er beobachtete Huitfeldts Geſicht, ſo gut es in dem Zwielicht möglich war.

Ich wüßte nicht, daß ich ſpaniſche Verbindungen hätte, ſagte Huitfeldt lächelnd. Ja, laſſen Sie ſie nur kommen. — Aber nun müſſen wir wirklich zu den andern hinein und tanzen!

Der Ton war ruhig und aufgeräumt; Niels fühlte ſich etwas erleichtert dadurch. Aber ganz frei von der eigentümlichen Schwermut ſeines Herzens wurde er erſt, als er wieder in der Nähe von Mariens heller, leichter Geſtalt war. Er kam ſich beinahe wie ein Verſtoßener vor, der wieder in ſeine Heimat aufgenommen wird. Ja, wie ein Verwaiſter, der lange geſucht hat und endlich ſeine Mutter findet. Oder wie der Wandrer in der Wüſte, wenn er die Quelle und die Blumen der Oaſe wittert. Wie kann nur ſo ein junges Mädchen einem Heimat und Mutter und köſtliche Quelle und Blüte zugleich ſein?

Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter!
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!

Und er schaute ihr in das junge Gesicht; gesegnet seien Jugend und Schönheit und Freude! Er sah ihr tiefer ins Auge; gesegnet, zehnfältig gesegnet seist du, Wahrheit und Treue des Blicks! Da kam er sich vor wie ein Mann in einem kleinen Kahn, und der Kahn ist auf trügerischem Wasser mit heimlichen Wirbeln und heimtückischen Windstößen, das Segel ist zerrissen, das Steuer zerbrochen von einer falschen Hand; da sieht er das Ufer und den sichern Ankerplatz!

* * *

Tanzt, Kinder, tanzt! ruft Herr Hultfeldt vergnügt mitten im Kreis.

Da geschieht es, daß sich die jungen Leute um Herrn Hultfeldt zusammenrotten, die jungen Mädchen umringen ihn, sein Rock wird mit Blumen besteckt; sie werfen damit nach ihm, sie überfluten ihn mit Rosen, Kaprifolien, Nelken, Heliotrop, Kapuzinerkressen, Margueriten, mit allen Farben und Düften der Jahreszeit — und die jungen Herren fallen ein mit Hochrufen und Hurra!

Auf der Schwelle zeigt sich Fräulein Lassen; sie nimmt mit froher Rührung an dieser Huldigung teil. Hinter ihr steht auch Herr Engelbrecht; er murmelt griechische Zitate, und es wird ihm schwer, seine Gesichtszüge zu beherrschen.

Aber oben aus ihrem Zimmer schickt die Stiftsdame von Schreckenhorn Botschaft und läßt fragen, ob vielleicht das Haus in Flammen stehe.

## 16

Die lärmende Freude hat sich gelegt, die Gäste sind weggefahren, die Jugend ist ringsum in dem großen Gebäude zur Ruhe gegangen.

Niels steht an seinem offnen Fenster und schaut auf den dunkeln Park hinaus.

Kommen Sie! tönt eine Stimme dicht unter seinem Fenster.

Herr Engelbrecht ist es, der ihn ruft. Dies ist ungewöhnlich, es ist schmeichelhaft. Bald steht Niels an seiner Seite; Engelbrecht führt ihn schweigend durch mehrere Alleen; nur räuspert er sich ein paar mal, als wolle er anfangen zu sprechen, bedenkt sich dann aber jedesmal anders. — Schließlich sagt er düster:

Man hat mir meine Flöte genommen.

Morgen bekommen Sie sie ja wieder; dann ist die Stiftsdame abgereist.

Kurz nachher bleibt Engelbrecht stehn und sagt:

Hier war es, Herr Glambäk. Auf dieser Stelle war es, wo wir zuerst Bekanntschaft miteinander gemacht haben.

Und in der Dunkelheit erkennt Niels nicht ohne Unbehagen die Stelle wieder, wo er vor ein paar Jahren seinen gutherzigen Freund zuerst im Wahnsinn die grausame That an dem Hunde Tonny hatte begehn sehen.

Engelbrecht sagte nachdenklich:

Ich habe seinen Körper hier begraben. Seine Seele habe ich Pan geschenkt. Ich liebte ihn.

Niels sah Engelbrecht ins Gesicht; in der Dunkelheit kam ihm dessen Magerkeit beinahe erschreckend vor; der immer vorhandne Ausdruck des Leidens oder tiefer Trauer schien ihm unendlich verstärkt zu sein. — Er verfiel darauf, zu sagen:

Sie sind doch froher jetzt, Herr Engelbrecht, seid wir ihn so froh sehen?

Eirene, murmelte Herr Engelbrecht, scheinbar ohne darauf zu hören. Eirene. Schlaf in Frieden.

Dann sah er auf und sagte:

Man hatte mir meine Messer genommen. Ich hatte nur eine Schere.

Denken Sie nun nicht mehr daran ...

Sieben Stiche mit der kleinen Schere brauchte Tonny, ich zählte sie, das dauert lange, und ich habe ein weiches Herz. Wäre Tonny größer gewesen, dann hätte ich es lieber aufgeschoben, bis ich lange Messer hatte. Oder ist vielleicht Erwürgen kürzer? — Er wandte sich plötzlich Niels zu.

Pfui, hören Sie auf mit diesen Gedanken.

Ist Erwürgen kürzer, glauben Sie, daß es kürzer ist?

Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht bei einem so kleinen Tier ...

Aber wenn Tonny nun so groß gewesen wäre wie — wie — ein Kalb zum Beispiel? Oder wie ein Hirsch?

Man hat gar nicht die Kraft, so große Tiere zu erwürgen — aber nun müssen Sie aufhören ...

Ein Schuß natürlich, ja. Aber ein Schuß macht Lärm. Pan verlangt Stille. Die Seele soll in der Stille befreit werden. Gift? Gift — das soll so schmerzvoll sein. Nein, den Gnadenstoß! Den Gnadenstoß! So heißt es auch in der Jägersprache; ich ging in den alten Tagen auf die Jagd, ich habe gesehen, wie man es macht, aber man vergißt die Methode ... Sie wissen wohl nicht ... nein, der Förster, oder der Jäger, zu denen muß man ... Gnadenstoß! Ein schönes Wort, ein wahres Wort! — Und alle antiken Opfer wurden mit dem Messer vollführt, eigentlich mit Steinmessern ...

Niels faßte ihn am Arm, um ihn von diesem Ort unheimlicher Erinnerungen wegzubringen.

Ja, wir wollen gehn, sagte Engelbrecht, Sie haben Recht, wir wollen von etwas anderm reden.

Sie kamen auf eine Lichtung im Park, und nun schien Engelbrecht plötzlich redselig zu sein.

Ach, diese Neuplatoniker, was für große Seelen waren das! Haben Sie die studiert? Nicht Porphyrios? Auch nicht den göttlichen Jamblichos? Es ist recht schwer, daß die meisten dieser Schriftsteller für uns verloren sind, dafür können wir euern Kirchenvätern danken. Lieber junger Freund, ich sage Ihnen: der Allvater, zu dem sich Porphyrios in seinem achtundsechzigsten Jahre einmal in mystischem Beschauen erhob, und sein Lehrer Plotinos sogar viermal, das war kein andrer als mein Pan! Mein Pan! Die Vernichtung, das Nichts!

Er sah Niels von der Seite an und fuhr fort:

Das Nichts noch bei lebendem Leibe zu schauen! Mitten in der Endlichkeit die ewige Ruhe zu schmecken! — Ach ach ach, der Schlaf ist nur ein ärmliches Surrogat, man hat Träume, man träumt immer ...

Ich nicht, unterbrach ihn Niels; aber Engelbrecht überhörte es.

Ich könnte ja selbst, ich könnte mich ja selbst töten, werden Sie sagen. Aber mein guter Freund, ich habe es ja versucht, es ging mir gerade so wie dem Porphyrios; die Methode, die Methode, es ist gerade so wie vorhin mit dem Hirsch — aber wir wollten ja von etwas anderm sprechen, meinten Sie. — — Eins könnte man vielleicht, man könnte den sogenannten Wahnsinn weiter treiben, ihn üben, methodisch, ihn aufziehen, weiter und immer weiter in der Richtung auf Pan hin, bis zur vollständigen Gefühllosigkeit: der Atem geht, das Blut zirkuliert, der Körper thut seine Funktionen, aber das Bewußtsein ist weg, die Gedanken sind tot — diese teuflischen Gedanken, dieses höllische Ding, das Leben genannt wird!

Pfui, pfui! unterbrach ihn Niels, verwundert über die förmliche Raserei, die plötzlich in dem Ton losbrach — aber wieder klang die Stimme ruhiger:

Ohne Zweifel ist es das, was Porphyrios meint, wenn er eine Bedingung für das Schauen des Allvaters oder des „überdauernden Seins" aufstellt, die Bedingung ist: Anoëtia, der Wahnsinn!

Aber auf der andern Seite — fuhr er in einem leichtern Tone fort, der jedoch gerade wegen des Konversationsmäßigen noch unheimlicher wurde —, aber auf der andern Seite: dieser Weg der Übung ist unsicher, führt vielleicht sogar in die entgegengesetzte Richtung, jedenfalls hat mein Einüben und Aufziehen bis jetzt nur dahin geführt, daß das Bewußtsein stärker, die Gedanken zahlreicher geworden sind. — Nein nein, der Gnadenstoß! — ein schönes Wort —

Hier kam er einer heftigen Entgegnung Nielsens zuvor, indem er auf das Schloß deutete, das im blassen Mondschein vor ihnen lag.

Sehen Sie, mein junger Freund, dort in seinem Zimmer ist noch Licht.

Er nickte dem Licht mehrere mal zu; nickte wie einer, der an etwas erinnern oder auch eine gute Zusage geben will —

Ja ja, mein junger Kamerad, nun ists am besten, wir gehn hinauf und schlafen — hätte ich nun meine Flöte, dann würde ich vorher noch ein wenig blasen —

Niels hatte seinen Blick auf ein andres Fenster geheftet, wo zwar kein Licht schimmerte, aber wo sich gerade der Mond schwach in den Scheiben spiegelte.

Gute Nacht, sagte Niels zerstreut und gab ihm die Hand. Engelbrecht blieb stehn und hielt seine Hand fest, als wolle er noch etwas sagen. Niels beachtete es nicht, er war ganz in seine Träume versunken, er sah nur den Mondschein in den Fenstern droben.

Engelbrecht fuhr mit leiser Stimme und mit einer gewissen Schlauheit im Blick fort, der aber Niels entging:

Sie bemerkten vorhin, daß er jetzt froh sei (Sie glaubten, ich hätte es überhört, aber ich hörte es wohl). Froh? — Ich weiß wohl, was es in Wahrheit ist, wenn das Leben kulminiert. Froh?

Ja, antwortete Niels mechanisch.

Engelbrecht flüsterte: Es war schon in seinem Blick, ich sah es in seinen Augen, jetzt, heute abend, als sie ihn bekränzten; sein Auge war auf mich gerichtet, es bettelte um die Wohlthat.

Sehen Sie! sagte Niels, der nichts gehört hatte. Sehen Sie, wie schön der Mond auf das Fenster dort scheint ...

Pan! murmelte Engelbrecht, und er war in der Dunkelheit verschwunden.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Die Bierzeitungen der Abiturienten.** In vielen, ja wohl in den meisten Gymnasialstädten Deutschlands besteht die Sitte, die Entlassung der Abiturienten aus dem Verbande der Schule nicht nur durch einen festlichen Aktus, sondern auch durch einen solennen Kommers zu feiern. In dem Aktus halten die Abiturienten Reden, die den Grad ihrer wissenschaftlichen Reife darthun sollen, außerdem pflegt der Rektor in einer Ansprache den Jünglingen noch allerhand gute Lehren mit auf den Weg zu geben; bei dem Kommers aber wird dargethan, wie weit es die Abiturienten in der Kunst des Trinkens und in der Kenntnis des studentischen Komments gebracht haben; der Rektor und das Lehrerkollegium pflegen dabei entweder ganz zu fehlen oder doch wenigstens nur während der ersten Stunden mit anwesend zu sein; dafür sind die Väter und Onkels, Vettern und Freunde zahlreich vertreten; auch Studenten finden sich ein, um „Füchse" für ihre Verbindungen zu „keilen." Die Mitschüler der Abgehenden sind in der Regel ganz von dem Kommers ausgeschlossen, weil diese Veranstaltungen einen etwas stürmischen Verlauf zu nehmen pflegen, und den Schülern der Anblick ihrer die neue Freiheit etwas materiell ausnutzenden Kameraden erspart bleiben soll. Diese Maßregel hat sich als unbedingt nötig erwiesen, nimmt aber der ganzen Veranstaltung des Abschiedskommerses den besten Teil ihrer Berechtigung: denn der Hauptzweck des Abschiedskommerses ist doch natürlich der, die Abiturienten mit den ältern Mitschülern und ihren Lehrern noch einmal in gemütlicher Form zu vereinen. Doch ich will den Kommers an sich nicht weiter bemängeln. Weit bedenklicher erscheint mir die der Regel nach mit diesen Kommersen verbundne sogenannte Bierzeitung, die entweder in später Stunde des

Kommerses selbst oder am nächsten Tage beim „Katerfrühstück“ verteilt und verlesen wird. Inhalt und Form dieser Bierzeitungen der deutschen Abiturienten haben nachgerade einen solchen Charakter angenommen, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Erst vor wenig Wochen hat ein Artikel der Münchner Allgemeinen Zeitung unter dem Titel: „Bedenkliche Jugenderscheinungen“ auf diese Bierzeitungen hingewiesen; dieser Artikel ist dann von der Leipziger Zeitung am 5. Juli nachgedruckt und gerade in Sachsen mit um so größerm Interesse gelesen worden, als sich hier ohnehin weitere Kreise der Gebildeten wegen gewisser lokaler Vorkommnisse mit dieser Frage zu beschäftigen angefangen hatten. Der sächsische höhere Lehrerstand hat bis jetzt aus guten Gründen noch nicht in dieser Frage das Wort ergriffen, aber nunmehr kann er nicht mehr schweigen, ohne sich einer falschen Beurteilung auszusetzen. Deshalb möge es einem seiner Glieder vergönnt sein, hier kurz den Thatbestand anzugeben, ferner die Ursachen der Erscheinung zu beleuchten und auf einige Mittel der Abhilfe aufmerksam zu machen.

Die in aller Form redigierte, durch Druck, Lithographie, Zinkographie vervielfältigte, mit Illustrationen versehene Bierzeitung der Abiturienten ist ein verhältnismäßig modernes Produkt. An dem Dresdner Gymnasium, das ich vor etwa dreißig Jahren mit dem Reifezeugnis verließ, war diese Einrichtung unbekannt. Dagegen weiß ich, daß sie an einem andern sächsischen Gymnasium etwa seit zwanzig Jahren heimisch ist; fast allgemein verbreitet scheint sie seit einem Jahrzehnt zu sein, und zwar auf den höhern Schulen aller Gattungen. Die Gegenstände der Gedichte, Prosaartikel, Anfragen, Rätsel, Bilder usw., die die Spalten dieser Zeitung füllen, stehn natürlich, da sie in den letzten Wochen oder Tagen der Schulzeit, allenfalls auch in den sogenannten „Interimsferien“ fabriziert wird, zum Schulleben in der engsten Beziehung. Scherzhafte Vorkommnisse in der Klasse, Neckereien über die vermeintlichen Heldenthaten eines Kameraden, bald aber auch Spöttereien über die Eigenheiten und Schwächen der Lehrer lieferten den regelmäßigen Inhalt. Diese meist harmlosen Erzeugnisse einer ausgelassenen Muse wurden sogar in pädagogischen Kreisen zunächst nicht ernst genommen; meist kamen sie ja auch den Lehrern nicht zu Gesicht. War es doch einmal der Fall, so zeigten auch solche, die an den Kosten des Witzes stärker beteiligt waren, oft keine Empfindlichkeit, sondern lachten mit, falls nur der Anstand gewahrt war, und der Respekt vor der Persönlichkeit irgendwie durchschimmerte. Man glaubte eben dem himmelstürmenden Freiheitsgefühl des eben der Schulbank Entronnenen mildernde Umstände zubilligen zu müssen; das mit Zentnerschwere auf den Gemütern lastende Maturitätsexamen schien eine gewisse Reaktion begreiflich zu machen, und neben einem zur Schau getragnen übermütigen Urteil kann im Innern des Herzens auch eine sehr pietätvolle Erinnerung an die Schule und ihre Lehrer bestehn. Aber allmählich veränderte sich das Gesicht dieser Bierzeitungen. Schon äußerlich wuchsen sie von wenig Oktav- oder Quartblättern zu einem Volumen von zehn bis zwanzig Folioseiten an. An Stelle eines humorvollen Spottes traten Äußerungen der Mißachtung, völlig aus der Luft gegriffne Verdächtigungen, ja Beleidigungen, an Stelle eines anständigen Witzes trat die schmutzige Zote. Im Zusammenhange damit nahmen auch die Bilder einen geradezu rohen und gemeinen Charakter an. Beim Osterabgang dieses Jahres mußte in Sachsen allein an zwei Orten seitens der Lehrerkollegien gegen die Verfasser der Bierzeitung eingeschritten werden. In X mußten die Verfasser das Lehrerkollegium schriftlich um Entschuldigung bitten, in Y konnte diese Sühne nicht einmal für ausreichend erachtet werden. Denn der in der Bierzeitung der dortigen Abiturienten angeschlagne Ton erwies sich als so pöbelhaft und gemein — ebenso einzelne der Zeichnungen —, und die Anspielungen, teilweise sexueller Natur, waren so schamlos, daß zunächst eine Verfolgung der Verfasser durch den Staatsanwalt geboten schien. Lediglich der Umstand, daß ein solcher Fall noch nicht zur Kenntnis des Lehrerkollegiums gelangt und noch nicht strafrechtlich verfolgt worden war, also die Verfasser nicht als gewarnt gelten konnten, ferner ihre Bereitwilligkeit, „für die teilweise schamlosen und unflätigen Angriffe auf Schule und Lehrerkollegium aufrichtig um Verzeihung

zu bitten," ferner sich zu verpflichten, „vier Jahre lang der Schule und dem Verkehr mit dem Schülercötus sich fern zu halten und sich in die Bekanntgabe dieser Erklärung zu fügen," ermöglichte es, diesesmal noch von der strafrechtlichen Verfolgung dieser Angelegenheit durch den Staatsanwalt abzusehen. Wäre diese eingetreten, so würden die Verfasser und die Redakteure und Zeichner nach dem Wortlaute des § 185 des Reichsstrafgesetzbuchs vermutlich nicht mit einer Geldstrafe weggekommen, sondern zu Gefängnishaft verurteilt worden sein. Welche Folgen sich daraus für ihre künftige Laufbahn ergeben mußten, liegt auf der Hand.

Es ist auch symptomatisch wichtig, daß das betreffende Kollegium nicht etwa durch Zufall oder durch eignes Nachspüren auf die Bierzeitung der Abiturienten aufmerksam geworden ist, sondern durch einzelne Bürger der Stadt, die sich über den ihnen bekannt gewordnen Inhalt entrüstet hatten. Schon aus diesem Umstande kann man schließen, welchen Grad der Publizität das Pamphlet — mit diesem Namen muß es belegt werden — durch Verschenken oder Verborgen von Exemplaren erreicht hatte, ja es steht fest, daß sogar Schüler der Anstalt diese Schmähschrift gelesen hatten, die im höchsten Grade geeignet war, ihre Sittlichkeit zu gefährden und die natürliche Achtung vor der Schule und ihren Lehrern schwer zu schädigen. Wir stehn hier vor einer Erscheinung unsers Schullebens, die die schärfste Aufmerksamkeit der Lehrer, der Behörden und des Elternhauses verlangt, einer Erscheinung, die sich nicht etwa auf eine oder wenige höhere Schulanstalten oder auf eine deutsche Landschaft beschränkt, sondern zugleich an mehreren Gymnasien Nord- und Süddeutschlands beobachtet worden ist. Der eine der in dem angeführten Artikel der Münchner Allgemeinen Zeitung berührten Fälle zeigt sogar die größte Ähnlichkeit mit dem oben geschilderten Falle, und es ist anzunehmen, daß solche Bierzeitungen viel weiter verbreitet sind, als manche pharisäisch urteilende Leute denken, mit andern Worten, daß sie auch an solchen Schulanstalten vorkommen, wo das Lehrerkollegium zufällig noch nicht darauf aufmerksam geworden ist.

Wir fragen nach den Ursachen der bedenklichen Erscheinung. Liegt etwa die Verspottung und die Verunglimpfung der höhern Lehrer den Deutschen im Blute? Das ist keineswegs der Fall. Die deutschen Universitäten sind von den anderwärts, z. B. in Rußland und in Italien üblichen Studentenkrawallen glücklicherweise fast ausnahmlos verschont geblieben, und der berühmte Oxforder Max Müller hat dem deutschen Studenten in dieser Hinsicht in dem Buche „Aus meinem Leben" (Gotha, 1902) S. 105 ein glänzendes Zeugnis ausgestellt: „Im Auslande hat man keinen Begriff davon, wie der deutsche Student seine Professoren anbetet. Es kam uns nie in den Sinn, sie zu bekritteln oder an ihrem ipse dixit zu rütteln. Was sie über andre Gelehrte ihres Faches sagten, von denen sie abwichen, wie z. B. Gottfried Hermann über Otfried Müller und Haupt über Orelli, das war Evangelium und blieb lange in unserm Gedächtnis eingegraben. Einmal, als wir auf die Vorlesung von Hermann warteten, erlaubte sich ein Student, der mit mir an demselben Tische saß, respektlose Bemerkungen über den alten Hermann. Ich hieß ihn schweigen, und als er fortfuhr mit seinen thörichten Worten, konnte ich ihm nur mit einer Forderung antworten." Von den Oxforder Studenten freilich aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts weiß Müller andres zu erzählen S. 218f.: „Witze über die Vorsteher [der Colleges] waren natürlich bei den Studenten an der Tagesordnung. Sie fühlten augenscheinlich nichts von dem »Ehrfurchtfrösteln« vor ihnen, von dem Bischof Thorold einmal spricht ... Bei den alljährlichen Enkänien [Wohlthäterfesten] wurde den jungen Leuten sehr viel Freiheit gewährt; und ich weiß von manchem Fremden, der empört war von dem lärmenden Benehmen der Studenten in dem Theater, der Universitätsaula, wenn der Vizekanzler sich erhob, um die Versammlung anzureden. Der erste, den ich in dieser Lage sah und hörte, war Dr. Plumptre, der — wie schon gesagt — sehr groß und stattlich war. Seine ersten Worte waren leise und unverständlich; da ertönte der Ruf aus der Mitte der Studenten: »Lauter, alter Stock!« Als der Warden von Wadham, Rev. Dr. Symons, zwei hübsche junge Mädchen zu ihren Plätzen im Theater führte, drohten ihm

ein paar Burschen und schrieen aus Leibeskräften: »Wir werden es Lydia sagen, Sie alter Bösewicht.« Lydia aber war seine sehr ausgezeichnete Frau. Erst waren die Scherze, welche die Studenten bei den Enkänien oder besser bei ihren Saturnalien trieben, harmlos und witzig gewesen, aber sie wurden mit der Zeit so roh, daß die Männer von Ansehen und Bedeutung, welche die Universität bei dieser Gelegenheit durch Titel zu ehren suchte, nicht selten verstimmt wurden."

Wir sehen aus den von Max Müller angestellten Vergleichen und aus seinen Urteilen, daß der Deutsche mehr als andre Nationen dazu neigt, im Lehrer seinen ältern, hochverehrten Freund zu sehen, und ich rechne in der That das Pietätsverhältnis zwischen Lehrer und Schüler, das oft das ganze Leben lang anhält, als einen Ausfluß echter Treue zu den edelsten Zügen im deutschen Nationalcharakter. Soll dieser wohlthuende, segensreiche Zug durch Nachäffung fremder Roheit und durch den bösen Einfluß einiger wüster Gesellen in sein Gegenteil verkehrt werden? Nimmermehr! Doch, wie ist es zu der auffälligen Veränderung, die sich vor unsern Augen vollzieht, gekommen?

Allgemeine und besondre Ursachen wirken hier zusammen. Die Achtung vor der Autorität ist ganz allgemein in unserm deutschen Vaterlande geringer geworden — das sind die natürlichen Folgen der veränderten sozialen und politischen Verhältnisse. Ferner schaden der Schule und insbesondre dem humanistischen Gymnasium die seit Jahrzehnten in der Presse betriebnen Erörterungen über seinen Wert oder Unwert für die Erziehung der Nation. Mißverstandne oder absichtlich verdrehte Äußerungen unsers Kaisers kommen hinzu: auf dem groß ausgeführten Titelblatt einer vorjährigen Abiturientenzeitung, die mir zu Gesicht kam, war der Kaiser abgebildet, wie er flammenden Auges mit dem Schwert der sich emporwindenden Hydra „Philologie" den Kopf abschlägt! Man denke ferner an die Reden, die der Schüler im Elternhause hört, das die Schule nicht stützt, sondern oft in taktloser und ungerechter Weise bekrittelt und den eignen Sohn gegen die Ordnung der Schule und ihre Träger aufhetzt; man denke an die noch schlimmern Reden studierender Freunde und studierter Onkel, die in folgenden Lehrsätzen gipfeln: „Bohre das Brett, wo es am dünnsten ist; laß dir von den Lehrern nichts gefallen; mucke nur brav auf, oder mach dir wenigstens nichts aus diesen . . . Querköpfen." Auf einem so bereiteten Nährboden entwickelt sich im Gymnasiasten gar leicht eine der Schule feindliche Stimmung, zumal wenn diese Schule, wie alles Menschenwerk, an ihrem Organismus auch einige schadhafte Stellen aufweist. Denn natürlich sind doch die gewissenhaftesten und tüchtigsten Rektoren und Lehrer auch nur Menschen mit menschlichen Schwächen und Eigenheiten. Diese sind zu allen Zeiten von den Schülern sorgfältig beobachtet, registriert und in der Erzählung ausgeschmückt und übertrieben worden. Wie dies ohne Verletzung der Pietät geschieht, dafür ist Rogges köstliches „Pförtnerleben" ein klassisches Beispiel. Aber neuerdings entwickelt sich auf dem geschilderten Nährboden vielfach statt des Schulhumors das Gift der Nichtachtung, das sich bei solchen Schülern, die Mißerfolge erleben, unter Umständen bis zum Haß steigert. Der Begriff des Nietzschischen Übermenschen, den gerade manche recht unklare Köpfe von sich selbst hegen, trägt dann zu der Wahnvorstellung bei, daß der Schüler der unverstandne, große Geist sei, der von den „dummen und übelwollenden Lehrern" aus Bosheit und Beschränktheit niedergehalten werde. Ist dann das Maturitätsexamen eben noch mit Ach und Krach bestanden, so kann sich das „der Knechtschaft entronnene Individuum" in Äußerungen des Hasses und der Gemeinheit gegen die Lehrer kaum genug thun. Diese Äußerungen erhalten dann und wann sogar eine sexuelle Färbung durch die vorausgehende Lektüre schlechter Romane und Novellen, durch das Anschauen frivoler Stücke im Theater oder im Variété — Wolzogens Überbrettl! — und vor allem durch die Flut niederer Sinnlichkeit und Schamlosigkeit, die sich durch eine gewisse Art von Postkarten, von Bildern oder Erzählungen der „Jugend" und des „Simplicissimus," vor allem aber der Pariser und der Wiener illustrierten Witzblätter von der Art des „Pschütt" oder der „Wiener Karikaturen" auf die Jugend ergießt.

Leider ist auch der so sehr viel höher stehende „Kladderadatsch“ mit seinen unverhüllten, maßlosen Angriffen zum Beispiel auf die Person des Königs Eduard von England von einem schädlichen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht nicht freizusprechen. Alle diese der Jugend gefährlichen Journale liegen aber keineswegs bloß in den großstädtischen Cafés aus, sie sind längst auch in den Mittelstädten heimisch und arbeiten ohne Unterlaß daran, den jungen Deutschen das Maß von Bescheidenheit und Keuschheit zu rauben, das sie früher von der Jugend romanischer Völker so vorteilhaft unterschied. Der innere Zusammenhang zwischen den zum Teil schamlosen Bildern der genannten Zeitungen und den in den Bierzeitungen der Abiturienten wiedergegebnen Zeichnungen ist unverkennbar. Wie weit es aber ein Teil der deutschen akademischen Jugend, die natürlich ganz besonders gern von den Gymnasiasten kopiert wird, in der zeichnerischen Darstellung von Schamlosigkeiten gebracht hat, das kann man mit ästhetischem Ekel wahrnehmen, wenn man einmal eine Bierzeitung von dem sogenannten „klinischen Vogelschießen“ einer bekannten Universität in die Hand bekommt.

Die deutsche höhere Schule kann das unterminierende Walten unsauberer Mächte nicht müßig mit ansehen. Sie muß mit aller Kraft daran arbeiten, durch erziehende Gestaltung des ganzen Unterrichts, durch direkte Belehrung der Jugend in den Religions- und Geschichtsstunden ihr begreiflich zu machen, daß sie teilweise auf sehr schlüpfrigen Pfaden wandelt, die zum Untergang führen. Es muß daran gearbeitet werden, daß etwas von der, wenngleich verstiegnen, so doch durch und durch edeln Freundschaftsschwärmerei Klopstocks, etwas von dem herben, strengen, keuschen Geiste, der die Jünglinge der Freiheitskriege beseelte, auch in unsrer Gymnasialjugend wieder aufwache. Selbstverständlich wird sich auch der deutsche höhere Lehrerstand nicht weiterhin derartige Verunglimpfungen einzelner seiner Mitglieder durch verderbte junge Burschen gefallen lassen, wie sie in den sogenannten Bierzeitungen zu Tage getreten sind, sondern, nachdem nun einmal die Stimme der Warnung ertönt ist, wird er mit dem Standesgefühl, das er in neuerer Zeit in andern Zeitfragen bethätigt hat, auch hier sein gutes Recht gegen die giftigen Zungen der Gemeinheit zu wahren wissen.

Aber freilich, darüber dürfen sich weder die Schülereltern noch die Regierungen täuschen: die Schule allein vermag nicht alles, sie vermag nicht einmal den größern Teil dessen zu wirken, was not thut. Der Ton des Elternhauses, die geistige und sittliche Sphäre der Freunde, mit denen ein Schüler verkehrt, ist viel wichtiger. Die Eltern müssen darüber wachen, daß der Sohn nicht Lokale besucht, wo giftige Lektüre aufliegt; das Elternhaus muß Erzählungen des Sohnes, die Verleumdungen und Verdächtigungen seiner Lehrer enthalten, mit Ernst und Konsequenz zurückweisen; der Vater muß eine Bierzeitung derart, wie die oben charakterisierten, vor den Augen des Sohnes mit Entrüstung ins Feuer werfen, anstatt sich mit dem Sohne darüber ins Fäustchen zu lachen; die Mutter muß so rein und hoch dastehn, daß der Sohn aus Achtung vor ihr keine Zoten in der Rocktasche duldet. Die Polizei muß die unzüchtigen Postkarten und dergleichen aus den Schaufenstern und Auslagen entfernen. Und die obersten Schulbehörden der deutschen Bundesstaaten werden gewiß von den oben geschilderten Vorkommnissen recht genau Notiz nehmen und den tiefern Ursachen nachspüren. Zunächst aber wird es sich, um das erneute Hervortreten derartiger Erzeugnisse der Abiturienten zu Ostern 1903 zu verhüten, nötig machen, daß vor dem Maturitätsexamen von den Behörden eine Warnung an alle Abiturienten erlassen wird mit der ernsten Drohung, daß auch schon ausgehändigte Reifezeugnisse wegen bewiesener sittlicher Unreife wieder kassiert werden können.

Fehlerberichtigung: In der ersten Fortsetzung des Artikels über F. X. Kraus ist auf Seite 376, Zeile 6 v. o. ein Fehler stehn geblieben; statt „zwischen ihm und der Görresgesellschaft mit ihren Politisch-historischen Blättern“ muß es heißen: „der Görresgesellschaft und den Historisch-politischen Blättern.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Deutsche Kirchenpolitik vor hundert Jahren

Es ist, seit wir jetzt vor unserer Wahl die Volksvertretungen und die Volksführer fragen, ein viel erörtertes und viel umstrittenes Problem, ob und wie weit die Kirche sich in politische Dinge und in unsere öffentlichen Angelegenheiten einmischen darf. Es ist nicht neu, daß sie es tut, und es ist nicht neu, daß sie es nicht tut. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar zurückhält, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar hineinwirft. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Staates stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Gegner des Staates stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Regierung stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Gegner der Regierung stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Reaktion stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Revolution stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Unterdrückung stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Unterdrückten stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Sklaverei stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Sklaven stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Tyrannei stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Tyrannen stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Ungerechtigkeit stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Gerechtigkeit stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Krieges stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Friedens stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Lüge stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Wahrheit stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Hasses stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Liebe stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Finsternis stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Lichtes stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Todes stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Lebens stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Hölle stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Himmels stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Teufels stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst Gottes stellt.

Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst des Antichrist stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst Christi stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Sünde stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Heiligkeit stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Verdammnis stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Erlösung stellt. Es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Knechtschaft stellt, und es gibt Zeiten, in denen sie sich ganz und gar in den Dienst der Freiheit

Die preußische Kirchenpolitik dieser Jahre steht unter dem Zeichen des kurz zuvor veröffentlichten allgemeinen Landrechts, das auf dem Grundsatz beruhte, daß die königliche Macht die oberste Quelle alles Rechts im Staate, folglich auch des kirchlichen Rechtes sei. An diesem Grundsatz war nicht zu rütteln. Auch die Kurie und der Klerus haben sich damit abfinden müssen und abgefunden. Ernste Konflikte sind ebendeshalb vermieden worden, obwohl es eine Zeit gewaltiger Umwälzungen war durch die Säkularisationen und durch die Eingliederung ausgedehnter katholischer Landesteile im Westen und im Osten der Monarchie. Wesentlich erleichtert wurde das friedliche Verhältnis durch den Geist der Duldung, der das achtzehnte Jahrhundert beherrschte, und daß gerade im preußischen Staate die Gewissensfreiheit eine gesicherte Stätte hatte, die Glaubensgenossen jeder Konfession Gerechtigkeit fanden wie nirgends, ist damals auch von katholischer Seite anerkannt worden. Es war ein preußischer Justizminister, der Großkanzler von Goldbeck, der in einem Schreiben vom 3. Februar 1798 aus Anlaß eines bestimmten Falles ausführte, daß man den Übertritt von Protestanten zur katholischen Religion nicht erschweren und nicht, den Verordnungen „aus den frühern Zeiten eines unduldsamen Religionseifers" folgend, von der Zustimmung des Konsistoriums abhängig machen dürfe.

Dieser Denkart entsprach es, daß man kein Arg dabei hatte, vielmehr es begünstigte, daß Katholiken und Protestanten gemeinsam dieselben Gotteshäuser benutzten. Da sich die Evangelischen in Westpreußen darüber beschwerten, daß sie zum Bau und zur Erhaltung der katholischen Kirchen beitragen mußten, wurde eindringlich der Gebrauch von Simultankirchen empfohlen. Es sollte damit das „drückende Vorurteil" beseitigt werden, „wonach eine Religionspartei es für unthunlich hält, in den gottesdienstlichen Gebäuden der andern Gott zu verehren." „Davon bin ich — heißt es in einer Kabinettsordre vom 5. September 1798 — weit entfernt; vielmehr will ich, daß alles dazu beigetragen werden soll, die verschiednen christlichen Glaubensverwandten zum gemeinschaftlichen Gebrauch ihrer Kirche zu vermögen." Gegen das Simultaneum regte sich aber auf Seite der katholischen Geistlichkeit starker Widerspruch. Die westpreußischen Bischöfe setzten in einer ausführlichen Protestschrift die Nachteile dieser Einrichtung auseinander, und wenn die Regierung auch diese Einwendungen nicht gelten ließ, vielmehr Punkt für Punkt widerlegte, so wurde doch in spätern Verfügungen erklärt, daß das Simultaneum nur auf gütlichem Wege und nur mit freiem Willen der Katholiken eingeführt werden solle. „Daß katholische Kirchen durch darin gehaltenen protestantischen Gottesdienst entweihet werden, ist ein einleuchtend falsches, trauriges und bedauernswürdiges Vorurteil, aber es besteht noch jetzt in der ganzen Stärke, die es nur immer in den finstersten Zeiten haben konnte, bei einem großen, ja gewiß bei dem größten Teile der Katholiken, und gleichwohl kann dieses Vorurteil, so falsch und so schädlich es immer sein mag, doch als ein Glaubensirrtum mit einer Strafe gewiß nicht belegt werden." Ganz wollte der König auf die Einführung des Simultaneums nicht verzichten. Sie stoße zwar, sagte ein Kabinettsbefehl vom 24. April 1800, auf Vorurteile und gebe der In-

toleranz neue Nahrung. „Um deswillen und wegen besorglicher Unruhen, die daraus entstehen könnten, will ich aber auch meinen Zweck weder auf einmal, noch mit Gewalt und wider den Willen der katholischen Geistlichen und Gemeinden durchsetzen, sondern nur, wiewohl nach einem festen Plane, alle dazu dienliche Mittel anwenden lassen, um das Vorurteil zu besiegen und die Nachgiebigkeit der Katholischen allmählich zu erzielen." Die Katholiken zeigten sich viel bereitwilliger, entbehrliche Kirchen ganz den Protestanten abzutreten, als sich zu einem mit den Protestanten gemeinsamen Gebrauch zu bequemen. Als sich in Schlesien aber zahlreiche evangelische Gemeinden meldeten und die Rückgabe der ihnen einst weggenommenen Kirchen verlangten, drehte der Bischof von Breslau den Stiel um, bat angelegentlichst, die katholische Kirche im Besitz ihrer Gotteshäuser zu schützen, und erbot sich, lieber den Mitgebrauch der katholischen Kirchen „gegen Reversales" zu erlauben.

Mehrere Reskripte schärfen die Verminderung der Anzahl der Feiertage in den polnischen Provinzen ein. Die Bevölkerung solle belehrt werden, daß der wohlthätige Zweck dieser Maßregel der sei, daß dadurch „Zeit zur Arbeit gewonnen, an den übrig bleibenden Feiertagen aber der Gottesdienst desto fleißiger abgewartet werde." Es fehlte nicht an aufgeklärten katholischen Priestern, auf die sich die Regierung in dem Bestreben, dem Unfug der zahllosen Feiertage zu steuern, berufen konnte. In einem Bericht des Erzpriesters und Kanonikus Libor in Breslau (vom 3. Mai 1799) heißt es bei der Schilderung der eingerissenen Unsitten: „Es ging so weit, daß Gutsbesitzer, um die Einkünfte ihrer Güter durch den Bier- und Branntweinschank zu vermehren, in ihren Kirchen Altäre errichteten oder nur ein Bild eines Heiligen darin aufstellten und einen Ablaß für den Tag prokurierten, auf den das Andenken des Heiligen fällt, den das Bild vorstellen sollte. Ein neuer Ablaß ist immer ein neuer Feiertag wenigstens für die Eingepfarrten umliegenden Städtchens und Dörfer. Man wetteiferte gleichsam mit den Nachbarn, recht viele Feiertage und Abläße einzuführen, weil man den Ablaß für die beste Erwerbsquelle und das leichteste Mittel hält, den Ertrag der Güter zu vergrößern . . . Diese vielen Ablaßtage, aus welchen sich der gemeine Stadt- und Dorfbewohner ebenso viel Feiertage macht, sind die wahre Ursache, daß diese Nation träge zur Arbeit, an Müßiggang gewöhnt, dem Trunk ergeben ist und sich in dürftigen Umständen befindet, denn durch Feier der vielen Ablaßtage vernachläßigt der Hausvater und Ackerwirt nicht nur seine Wirtschaft, die Bestellung seiner Äcker, sondern versäuft auch das Erworbene, dazu ihm die Tanzmusik, die nach beendigter Gottesverehrung in der Schenke den Anfang nimmt und bis zum hellen Morgen dauert, fortwährend Gelegenheit giebt. Der protestantische Wirt übertrifft an Arbeitsamkeit, Thätigkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Nüchternheit und guter Wirtschaft den katholischen, weil er keine Ablaßtage hat, keine Wallfahrten unternimmt, wodurch er zur Trägheit, Versäumung seiner Wirtschaft und Unmäßigkeit veranlaßt wird."

Eine andre Sorge war das Schulwesen, das z. B. in Schlesien für den höhern Unterricht noch ganz in den Händen der Jesuiten war. „Sie lehrten Latein und Redekunst handwerksmäßig, Mönchsphilosophie und Theologie,

Kasuistik, etwas Mathematik und Physik; mit einem Worte, die Schulen waren so beschaffen wie in dem übrigen katholischen Europa." Bekanntlich hatte Friedrich II. die päpstliche Bulle von 1773, die den Jesuitenorden aufhob, in seinen Staaten nicht verkündigen lassen, weil er in Ermangelung andrer Schulen zum Unterricht seiner katholischen Unterthanen die Jesuiten für unentbehrlich hielt, und auch nachdem der König im Jahr 1777 die Aufhebung des Ordens genehmigt hatte, ließ er ihn unter dem Namen „Priester des Schulinstituts" und als Weltgeistliche fortbestehn. Ein Immediatbericht des Ministers für Schlesien, Grafen Hoym, vom März 1799 schildert die Mängel dieser zurückgebliebnen Jesuitenschulen und empfiehlt eine durchgreifende Verstaatlichung der Schulanstalten, dabei namentlich eine Erweiterung der bis dahin nur für Theologen bestimmten Universität Breslau. Die selbstzufriedne Sprache der Aufklärung, die in den amtlichen Schriftstücken dieser Zeit herrscht, mag heutzutage manchmal ein überlegnes Lächeln hervorrufen, aber man bekommt doch alle Achtung vor der Thätigkeit des altpreußischen Beamtentums, das ein solches Rohmaterial zu bearbeiten, unter den schwierigsten Verhältnissen fremdartige Landesteile einzugliedern, aus wahrhaft chaotischen Zuständen gleichartige Staatseinrichtungen „im Geiste der Zeit" zu schaffen hatte.

Für die Besorgung der Geschäfte mit der Kurie war ein Resident in Rom, damals in der Person Wilhelm Uhdens. Der Papst selbst war bis zum Konkordat von 1801 im Exil, aber er hatte Bevollmächtigte in Rom zurückgelassen, die päpstliche Bullen, Breven usw. ausfertigten und vom jedesmaligen Aufenthaltsort Pius VII. datierten, auch wenn keine Verbindung mit ihm vorhanden war. Die preußischen Bischöfe wünschten damals von der Kurie eine Erweiterung ihrer Befugnisse, namentlich in Ehesachen, größere Vollmacht für die Dispensation von den kanonischen Verwandtschaftsverboten. Der Grund dieses Begehrens war die Erfahrung, daß viele Katholiken, die langen Umwege über Rom scheuend, sich kurzweg von protestantischen Geistlichen trauen ließen. Das war vom Standpunkt der Toleranz kein Übel, und Uhden unterstützte deshalb keineswegs das Begehren der Bischöfe; er hatte nichts an der bisherigen Übung auszusetzen und sprach die Hoffnung aus, „daß durch solch weise und unthätige Toleranz die rauhen Scheidewände der verschiednen Religionssekten immer mehr zerstört, besonders die isolierten Katholiken den übrigen Unterthanen E. K. Majestät näher gebracht, dadurch Moralität (wovon sie der Vernunft und Herz erstickende Katholizismus abführt) unter ihnen befördert und sie alle insgesamt zu einem einstimmenden Staatskörper immer mehr zusammenschmelzen werden." Optimistische Hoffnungen, recht im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, aber durch den wirklichen Gang der Dinge gründlich zu Schanden gemacht! Übrigens erkannte auch die Regierung den Übelstand der umständlichen Verwendungen in Rom an und war nicht geneigt, dem Wunsch der Bischöfe nach erweiterten Dispensationsbefugnissen entgegenzutreten; um so mehr schärfte sie ein, daß Bischöfen oder Katholiken überhaupt ein unmittelbarer Verkehr mit der Kurie nicht zustehe; alle Anliegen wurden vielmehr auf den ordnungsmäßigen Weg durch das Kabinettsministerium verwiesen. Der Papst selbst aber verhielt sich zu dem Gesuch um Erweiterung

der bischöflichen Befugnisse ablehnend. Wenigstens wurden seine Zugeständnisse ungenügend gefunden. Der Minister des Auswärtigen, Graf Alvensleben, kam deshalb auf den Gedanken, die üble Lage, in der damals der römische Stuhl war, auszunützen und noch einen Schritt weiter zu gehn. Nichts geringeres war sein Plan, als dem Papst gegen eine Geldentschädigung den Verzicht auf alle geistlichen Befugnisse in Preußen anzusinnen. Dispensationen, Anstellungen, die geistliche Gerichtsbarkeit, die Klosteraufsicht, alle diese Befugnisse sollten abgelöst und für ewige Zeiten den preußischen Bischöfen übertragen werden. Damit würden die vielen Verwendungen in Rom gänzlich aufgehoben, die, wie der Minister in einem Schreiben vom 30. Juli 1800 sagte, nur den Aberglauben nähren, Zeit verderben und viel Geld nach Rom entziehen. „So erwünscht nun jenes Ziel ist, so scheint es doch in weiter Entfernung dazustehn, wenn nicht etwan, als wozu wir nicht die Hoffnung aufgeben, die dermalige schlechte Lage des päpstlichen Stuhls den Papst zu jenen allerdings bisher unerhörten Aufopferungen bringt, falls ihm dafür, es sei auf einmal eine Summe oder ein beträchtliches Jahrgehalt bewilligt wird. Jene, die Summe auf einmal, halten wir gar nicht für ratsam zu geben. Der Papst würde sie nehmen und hernach doch thun, was er wollte. Zweckmäßiger wäre vielleicht das Jahrgehalt, denn dieses sistierte man augenblicklich, so wie der Papst nachließe, sich nach der Intention des Königs zu bequemen. Nur besorgen wir, es müßte dieses Jahrgehalt sehr ansehnlich sein, um zum gewünschten Ziel zu führen." Es scheint aber nicht, daß dieser radikale Gedanke weiter verfolgt wurde.

Was insbesondre die Klosteraufsicht betrifft, so blieb es unausgesetzt der Wunsch der Regierung wie der Bischöfe, den Einfluß Roms und der auswärtigen Obern einzuschränken und „die ganze Regulargeistlichkeit unter die bischöfliche Jurisdiktion zurückzuweisen." Solange die Exemtionen der Klöster von der bischöflichen Gewalt bestehn, führte der Bischof von Breslau, Fürst Joseph von Hohenlohe, in einem Schreiben an das Staatsministerium aus, könne keine angemessene Klosterzucht eingeführt werden. Die Aufhebung der Exemtionen wäre aber auch, wie der Staatsminister von Voß in einem Schreiben an das auswärtige Ministerium vom 9. Oktober 1800 ausführte, ein vorbereitender Schritt zur wünschenswerten Auflösung der Klöster. „Die Wohlfahrt Südpreußens fordert nicht nur, daß man die Klöster allmählich eingehen lasse, sondern daß man auch darauf denke, die bereits in Klöstern sich befindenden Subjekte für Seelsorge und zum Volkslehreramte tauglich zu machen, mithin dieselben ihrem kontemplativen Müßiggange zu entziehen. Die Bischöfe sind bereitwillig, hierin die Regierung zu unterstützen, aber es kann immer nur gesprochen und geschrieben, nicht gehandelt werden, solange die Klostergeistlichen unter dem Vorwande ihrer Exemtionen den Bischöfen den Gehorsam verweigern." Eine Ministerkonferenz vom 21. April 1801 faßte dann in Sachen der Exemtionen den Entschluß: „Keine Verhandlung in Rom, wohl aber Defensivmaßregeln daselbst, keine Verhandlung mit den Bischöfen, sondern Befehl an dieselben und an die Klöster, und am Ende bei Renitenz Inhibition der Temporalien der Bischöfe und Aufhebung des renitierenden Klosters. Die Säku-

lariſation der Klöſter iſt ganz Sache der weltlichen Macht, geſchieht aber vorſichtig, partiell, mit Verbeſſerung der Individuen."

Im Mai 1802 wurde Wilhelm von Humboldt zum Reſidenten am päpſtlichen Hof auserſehen, doch hat er dieſen Poſten, für den er ſich erſt vorbereiten mußte, erſt im November dieſes Jahres angetreten. Uhden hatte ſeine Enthebung erbeten, und durch den geheimen Kabinettsrat Beyme war dem König der fünfunddreißigjährige Humboldt empfohlen worden, der ſich nun zum erſtenmal auf dem Felde des thätigen Staatslebens, zum erſtenmal in der Diplomatie erproben ſollte. Bisher war er nur kurze Zeit im Staatsdienſt geweſen, das letzte Jahrzehnt hatte er ganz in freier Muße zugebracht, ausgefüllt mit freigewählten Studien, mit litterariſchen Genüſſen, in das klaſſiſche Altertum und in Schillers Ideenwelt verſenkt; dann hatte er auf ausgedehnten Reiſen ſeine Kenntniſſe erweitert, ſich vollendete weltmänniſche Bildung zu eigen gemacht. Noch war ihm die Reiſe nach Italien ein unerfülltes Ziel der Sehnſucht geblieben, und es iſt wohl glaublich, daß der lebhafte Wunſch, auf Winckelmanns und Goethes Spuren zu wandeln, bei ſeinem Entſchluß, den römiſchen Poſten anzunehmen, ſtark in die Wagſchale gefallen iſt. Aber ſo war es denn doch nicht, wie ſein Biograph es darſtellte, daß er die Geſchäfte ſeines dortigen Amtes nur erledigte, um ſein eigner Herr zu ſein, daß er Rom nur dazu benützte, ſeine Selbſtbildung zu vollenden. Bei Haym leſen wir: „Nichts war Humboldt ſo erwünſcht, als der unpolitiſche Charakter ſeines Poſtens. Während er mit ſeiner Thätigkeit in die Welt der Praxis und der Realitäten eingetreten war, war er mit ſeinem Herzen in der Welt der Ideen und der Dichtung geblieben. Er durfte ſich den politiſchen Dingen gegenüber mit rein theoretiſchem und hiſtoriſchem Intereſſe verhalten." Bei dem Umſtand, daß die Quellen in Bezug auf Humboldts inneres Leben in dieſer Periode „reichlich und überreichlich" fließen, während über ſeine Berufsarbeit bisher ſo gut wie nichts bekannt war, iſt dieſe Auffaſſung erklärlich geweſen, die jetzt doch eingeſchränkt und berichtigt werden muß. Er ſelbſt rühmt es zwar in dem Briefe vom 22. Oktober 1803 an Schiller, daß ſein Geſchäft „die Politik nur wenig angeht," aber doch iſt dieſer Brief, der einzige der Freundesbriefe aus Rom, worin er ſeine amtliche Thätigkeit erwähnt, Beweis genug, daß die weitläufige Geſchäftskorreſpondenz mit Chiffrieren, Dechiffrieren, Abſchreiben, was er alles ſelber beſorgen mußte, nicht wenig Zeit koſtete; er bemerkt, daß „eine gewiſſe Arbeitſamkeit und Ordnung dazu gehört, um fertig zu werden und ſich Freiheit nebenher zu verſchaffen." Er hat ſich auch vor ſeiner Abreiſe nicht bloß bei Wolf in Halle, bei Goethe und Schiller in Weimar perſönlich deren Segen eingeholt, ſondern er hatte ſich fleißig in den Berliner Archiven umgeſehen, um ſich mit ſeinem neuen Geſchäftskreis bekannt zu machen. Jetzt wiſſen wir aus ſeinen Berichten, daß er großes und kleines mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit beſorgt hat, daß er es auch nicht bloß, wie er ſelbſt ſchreibt, mit „einzelnen Angelegenheiten, die meiſt Privatleute angehen," zu thun hatte, ſondern daß er den Standpunkt ſeiner Regierung, mit deren Grundſätzen er ſich durch „ernſtliches Studium" vertraut gemacht hatte, durchaus mit Geſchick und Würde und, wo es darauf ankam, mit Feſtigkeit vertreten hat, wobei ihm

denn freilich die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Auftretens zu statten kam, deren Zauber ihn zum Liebling aller Kreise in Rom, auch der geistlichen, machte.

Die Frucht seiner archivalischen Studien, wie die Summe der Grundsätze, mit denen er sein Amt zu übernehmen gedachte, finden sich niedergelegt in dem programmatischen Schreiben, das er am 2. Juli aus Tegel an das Kabinettsministerium richtete. Es war gleichsam die Probearbeit, womit er sich für das neue Amt legitimierte. Vor allem sprach er sich gegen ein Konkordat mit dem Papste aus, wie es z. B. der Minister für Südpreußen, von Voß, zur Beilegung streitiger Punkte empfohlen hatte. „Der König darf sich nicht in die Notwendigkeit setzen, dem Papste etwas aus eigener Pflicht, vermöge eines ihn selbst bindenden Vertrages, schuldig zu sein; der einzige Grund, sich mit demselben in Unterhandlungen einzulassen, muß immer nur freie Gunst gegen seine katholischen Unterthanen oder landesherrliche Vorsorge sein, den durch die unmittelbaren Verwendungen in Rom zu besorgenden Nachteilen vorzubeugen." In Sachen der Klosteraufsicht — ein Gegenstand, der damals in den neuerworbnen Provinzen besonders dringlich war — kam Humboldt in ausführlicher Begründung zu folgenden Sätzen: die Verwaltung der Klostergüter muß unter staatlicher Aufsicht stehn, königliche Kommissäre haben die Klöster zu besichtigen; um die Einmischung der römischen Ordensgenerale zu beseitigen, haben die Bischöfe die ihnen nach dem kanonischen Recht zustehenden Befugnisse auch über die eximierten Klöster auszuüben. Würde das Visitationsrecht der Bischöfe nicht anerkannt, würde der Papst nicht die Hände bieten, den notwendigen Zweck durch die geistlichen Autoritäten zu erreichen, so müßte man, da die Mißbräuche nicht bestehn dürfen, damit drohen, die weltliche wirken zu lassen kraft der dem König auch in geistlichen Angelegenheiten zustehenden Majestätsrechte. Ist es unvermeidlich, eine Unterhandlung in Rom zu führen, so ist die Sache als ein Anliegen der Bischöfe selbst vorzutragen. „Mit Festigkeit und Beharrlichkeit durchgeführte Konsequenz ist unstreitig das einzige Mittel, in Rom etwas durchzusetzen, und wie viel dies Mittel vermöge, hat schon die bisherige Erfahrung gelehrt . . . Bei dem, nach einer ebenso weisen als liberalen Politik, immer gegen den römischen Hof beobachteten höflichen und nachsichtigen Betragen ist man gewiß eben so sicher, nie dort in eigentliche Streitigkeiten zu geraten, als bei der so weisen als milden preußischen Regierung, selbst bei dem festesten Verfahren gegen den Papst, kein Mißvergnügen bei den katholischen Unterthanen hier zu erregen. Kommen noch die Veranstaltungen der Finanzdepartements zur bessern Ausbildung der Geistlichen hinzu, so läßt sich mit Grund hoffen, daß das letzte Ziel, das Ziel nämlich, der katholischen Religion in den preußischen Staaten, ohne ihr im mindesten Zwang oder Gewalt anzuthun, alle die nachteiligen Einflüsse zu benehmen, welche sie sonst fast überall auf die Moralität und die Aufklärung des Volks ausübt, wenn gleich langsam, doch nach und nach erreicht werde."

Vom 22. August sind die Instruktionen datiert, die Humboldt für den Posten in Rom erhielt. Die unverrückbare Norm der preußischen Kirchenpolitik war auch für sie maßgebend: „auf der einen Seite einer weisen und wohlver-

ſtandenen Toleranz, auf der andern Seite aber den hohen Majeſtätsrechten und überhaupt allen und jeden königlichen Gerechtſamen in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten nicht das mindeſte zu vergeben.“ Als ein Hauptpunkt iſt vorangeſtellt, daß die Verhandlungen in Rom niemals die Form eines Konkordats, noch überhaupt eines bilateralen Aktes annehmen dürfen. „Wir negociieren zur Beruhigung der Gewiſſen unſrer katholiſchen Unterthanen und laſſen zu dieſem Zweck negociieren, jedoch durchaus nur ſolche Bewilligungen von ſeiten des Papſtes, welche unſre Majeſtätsrechte und unſre ſämtliche Gerechtſame, beſonders unſre Majeſtätsrechte circa sacra und unſre geiſtliche Gerichtsbarkeit, nicht verletzen. Dergleichen Bewilligungen zu erteilen hat der Papſt ein ſtarkes Intereſſe, weil ihm an der Beruhigung der Gewiſſen der Katholiken und an der Erhaltung unſrer königlichen Gnade gegen unſre katholiſchen Unterthanen gelegen ſein muß.“ Keine päpſtliche Verordnung, keine Verordnung irgend eines auswärtigen päpſtlichen Obern darf bekannt gemacht oder ausgeführt werden ohne Genehmigung des Königs. Niemand darf ſich unmittelbar nach Rom wenden, niemand ohne Vermittlung des Kabinettsminiſteriums. Päpſtliche Legaten werden nicht geduldet. Der Reſident hat ferner das Syſtem des römiſchen Hofes als einer hierarchiſchen Macht, die Reaktion der alten auf Opinion beruhenden Kräfte gegen den Geiſt der Zeit und ganz beſonders die ſtete Geſchäftigkeit der Exjeſuiten, ihre Ausſichten, Hoffnungen, Pläne, Mittel, Machinationen ſorgfältig zu beobachten. Was ſonſt noch im einzelnen über gemiſchte Ehen, über das Kloſterweſen, den Biſchofseid uſw. geſagt iſt, liegt ganz in derſelben Linie und läßt ſich kurz auf den Grundſatz zurückführen: keine Streitigkeiten anzuregen, aber jeden die Kronrechte antaſtenden Schritt zu vermeiden. In dem Begleitbericht des Kabinettsminiſters Grafen Alvensleben war als oberſter Grundſatz der preußiſchen Politik bezeichnet: „die Verminderung und möglichſte Ausſchließung des römiſchen Einfluſſes.“ Faſt mit denſelben Worten ſchrieb Humboldt in jenem Briefe an Schiller, die Aufgabe, die er beſtändig vor Augen behalte, ſei: „dem Zwang, den man von Rom aus ſogar in den entfernteſten Gegenden noch ausüben möchte, ſo viel es angeht, zu ſteuern.“

Humboldt erklärte ſeine völlige Übereinſtimmung mit dieſen Inſtruktionen. Er hatte ſie „mit dem größten Vergnügen“ geleſen und bemerkte dazu: „die ſtrenge Befolgung dieſer Grundſätze wird, ſchneller als ſonſt möglich ſein dürfte, auch in dem katholiſchen Teile der königlichen Staaten Aufklärung und Gewiſſensfreiheit verbreiten, und da dieſelben zugleich durchaus auf den Geiſt der Zeit berechnet ſind, auf deſſen Richtung E. Exc. mir eine ununterbrochene und genaue Aufmerkſamkeit zur Pflicht machen, ſo können und werden ſich die Folgen davon weiter und zugleich über andre Teile Deutſchlands erſtrecken. Wie der preußiſche Staat lange dem proteſtantiſchen Deutſchland ein Vorbild geweſen iſt, ſo wird er dies jetzt auch für das katholiſche werden und in der Verwaltung der neu erworbnen Provinzen zeigen, wie man zugleich die uneingeſchränkteſte Gewiſſensfreiheit geſtatten und die landesherrlichen Rechte mit unerſchütterlicher Feſtigkeit gegen fremde Eingriffe behaupten kann.“ Es iſt bemerkenswert und für Humboldts ſtaatsmänniſchen Blick wie für ſeine deutſche Geſinnung bezeichnend, daß er gleich von Anfang an über die Grenzen des

preußischen Staats hinaussehend die Früchte seiner Mission dem ganzen protestantischen Deutschland zukommen lassen wollte, und daß er sogar einen Schritt zur Verwirklichung dieses Gedankens versuchte. In Deutschland waren jetzt die Säkularisationen im Zug, und man konnte erwarten, daß Rom nach Möglichkeit diesem Geschäfte Hindernisse bereiten werde. Humboldt gedachte nun aus dem Umstande Nutzen zu ziehn, daß Preußen thatsächlich der protestantische Staat war, wo die Katholiken die größte Gewissensfreiheit genossen, und der zugleich die größte Unabhängigkeit von Rom hatte: darauf baute er den Plan, daß die deutschen protestantischen Fürsten unter Preußens Führung zusammen die Verhandlungen über die Säkularisationen leiten sollten, um den römischen Widerstand leichter überwinden zu können. Praktische Folgen hat freilich dieser Gedanke nicht gehabt. Andrerseits ist auch der Einspruch des Papstes gegen die Säkularisationen wirkungslos gewesen, und es hat ihm auch nichts genützt, daß er in einem beweglichen Schreiben dem Ersten Konsul die zerrütteten Dinge in Deutschland ans Herz legte und seinen „liebsten Sohn in Christo" anflehte, ihm zu helfen, daß, wenn schon die weltlichen Dinge elendiglich verloren gegangen seien, die geistlichen wenigstens unversehrt erhalten bleiben möchten.

Über die Säkularisationen entschied endgiltig der Regensburger Hauptschluß vom Februar 1803. Infolge dieser eingreifenden Veränderungen waren aber Neuordnungen im hierarchischen Wesen nötig, für die der Papst einen Nuntius nach Regensburg zu senden beabsichtigte. Mit äußerstem Mißtrauen nahmen die preußischen Staatsmänner von diesem Plane Kenntnis. Am 30. April berichtete Humboldt von einer Unterredung, die er mit dem Kardinal-Staatssekretär Consalvi über diesen Gegenstand gehabt hatte. Er ist der Ansicht, daß es für die protestantischen Fürsten entschieden vorteilhafter wäre, über die Aufhebung von Bistümern, Abgrenzung der Diözesen usw. direkt in Rom verhandeln zu lassen, als in Regensburg, wo der Abschluß eines für alle Reichsfürsten gleichmäßig verbindlichen Konkordats zu befürchten wäre. Der preußische Reichstagsgesandte Graf Görtz erhielt denn auch die Weisung, daß mit dem nach Regensburg bestimmten Nuntius über die neuen preußischen Unterthanen nicht verhandelt werden solle. Daß dies der feste Wille des Königs sei, sagte Humboldt wiederholt zu Consalvi. Er befürchtete, der Papst wolle die Verhandlungen mit den protestantischen Fürsten in eine Verhandlung mit dem Kaiser verwandeln, um mittelst des Einflusses, den er auf diesen ausübe, mit erweiterten Rechten über das katholische Deutschland aus der gegenwärtigen Krisis hervorzugehn. Zum Nuntius wurde der Monsignor Della Genga ernannt, dessen Abreise sich aber infolge der unverhohlenen Abgeneigtheit der protestantischen Fürsten von Monat zu Monat verzögerte. Es war auch die Rede davon gewesen, daß der Papst entweder Della Genga selbst oder einen andern Vertreter nach Berlin schicken wolle. Dieser Absicht trat Humboldt mit Entschiedenheit entgegen. Der Papst hatte ihm gegenüber persönlich diesen Wunsch geäußert: „aber ich antwortete kurz, daß man in Berlin bisher Schwierigkeiten in der Ausführung dieser Idee gefunden habe, und lenkte das Gespräch auf andre Gegenstände."

Mit dem deutschen Konkordat schien es aber doch Ernst werden zu wollen, als der Papst der Einladung des Kaisers zur Krönung nach Paris folgte, wo sich nun Verhandlungen zwischen dem Kurerzkanzler Freiherrn von Dalberg und einigen Kardinälen wegen der Ordnung der geistlichen Angelegenheiten in Deutschland anschlossen. Es kam zu einem Entwurf, der in den Protokollen der beiden Pariser Konferenzen vom 30. Dezember 1804 und vom 2. Januar 1805 niedergelegt war. Humboldt wies aber, indem er diese Protokolle nach Berlin schickte, in ausführlicher Begründung ihre Unannehmbarkeit nach und bemerkte dabei: „Das beste Mittel, allen diesen Unzuträglichkeiten zu begegnen, wäre ohne Zweifel, wenn man jede Verhandlung mit dem Papst am Reichstag abbräche und ihm bestimmt erklärte, daß niemals ein Verkehr zwischen dem Papst und dem Reich, sondern stets nur mit den einzelnen katholischen Fürsten stattgefunden habe, daß der Papst folglich keinerlei Recht gegenüber dem deutschen Reich als solchem besitze, sondern sich darauf beschränken müsse, Konventionen abzuschließen mit denen, die sich ihnen unterwerfen wollen. Diese Erklärung würde, wie mir scheint, auf den unzweifelhaften Rechten des öffentlichen deutschen Rechtes beruhen."

Am 18. Mai 1806 trat endlich Della Genga die Reise von Rom nach Regensburg an. Humboldt, der inzwischen zum bevollmächtigten Minister am römischen Hof ernannt worden war, berichtete dies in einer Depesche vom 24. Mai nach Berlin und teilte zugleich mit, daß der Papst den lebhaften Wunsch habe, seinerseits einen Vertreter nach Berlin zu senden, nicht einen Nuntius, da er das Mißtrauen gegen einen solchen kenne, aber etwa einen einfachen Abbé, als Geschäftsträger, der keineswegs das Recht hätte, sich in die kirchlichen Angelegenheiten der preußischen Unterthanen einzumischen, sondern einzig dazu bestimmt, die Gesinnungen des heiligen Vaters gegen den König zu verdolmetschen; der Prälat Della Genga sei während seines Aufenthalts in Deutschland mit der Einleitung dieses Arrangements beauftragt. Von neuem widerrät Humboldt diesen Plan mit allem Nachdruck. Man müsse, sagt er, dem Papst jede Hoffnung dieser Art nehmen. „Der Papst wollte mich selbst über diese Sache sprechen, aber ich lehnte es ab, indem ich dem Kardinal-Staatssekretär vorstellte, daß es für mich peinlich wäre, sozusagen mit dem Souverän selbst einen Punkt zu erörtern, über den es das einzig Vernünftige sei, einfach und freundschaftlich die Grundsätze unsers Hofes zu erklären, ohne in weitere Einzelheiten einzugehn." Das auswärtige Departement lobte den Minister ausdrücklich für die entschiedne und höfliche Art, womit er die Absicht des römischen Hofes abgewiesen habe.

Um so größer war nun die Überraschung, als der Nuntius, in Regensburg angekommen, dem preußischen Gesandten einen Brief des Papstes zeigte, den er in Berlin dem König überreichen sollte. Es war ein förmlicher Beglaubigungsbrief, und man beeilte sich, durch den Grafen Görtz den päpstlichen Prälaten wissen zu lassen, daß er unter keinen Umständen in Berlin empfangen werden würde. So höflich als bestimmt solle dem Papst mitgeteilt werden, daß der Gesandte in Rom das einzige Organ sei, durch das man mit dem päpstlichen Hofe die Gegenstände verhandle, die sich hierzu eignen. Der Prälat

schickte sich mit der Feinheit eines römischen Diplomaten in diese Abweisung, und Humboldt schrieb aus Rom: „Nichts ist weiser, als die Entschließung Eurer Majestät, Ihre Staaten für immer von jedem Einfluß Roms freizuhalten, der direkt oder indirekt auf die Dauer den Kronrechten wie dem Fortschritt der Aufklärung unter den Völkern nur schädlich sein kann." Die Auflösung des Reichs hat dann auch der päpstlichen Diplomatie in Regensburg ein Ende bereitet.

Im Juni 1806 berichtet Humboldt, daß die Wahl des Kardinals Fesch, der übrigens einer ursprünglich deutschen Familie angehöre, zum Koadjutor des Kurerzkanzlers in Rom mißfallen habe, weil damit ein großer Teil der kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands unter den Einfluß Frankreichs gerate, dessen System dem des päpstlichen Hofes so entgegengesetzt sei. Kurz darauf konnte er — ein Zeichen der zunehmenden Spannung zwischen dem Kaiser und der Kurie — die Entlassung des Kardinal-Staatssekretärs Consalvi melden, der durch einen unbedeutenden Greis, eine Verlegenheitswahl, ersetzt wurde. Humboldt rühmt bei diesem Anlaß die angenehmen und verbindlichen Formen des entlassenen Staatssekretärs, ja das besondre Entgegenkommen, das dieser jederzeit in den preußischen Angelegenheiten gezeigt habe; seit seiner Ankunft in Rom habe er sich niemals über dessen Haltung beklagen können. In frühern Berichten Humboldts finden sich allerdings Urteile eingestreut, die nicht ganz so günstig lauten. So schrieb er in einem Bericht vom 28. Mai 1803: „Der Kardinal-Staatssekretär ist ohne Zweifel ein offner Charakter, bis zu einem gewissen Grad; er gehört zu denen, die sehr gut die Maske der Offenheit vorzunehmen wissen, um besser zu verbergen, was sie nicht zeigen wollen," und am 14. November 1804: „Schon öfters habe ich bemerkt, daß der Kardinal-Staatssekretär trotz des freundschaftlichen Vertrauens, das er beständig den meisten Mitgliedern des diplomatischen Körpers bezeigt, nicht immer die Offenheit und Aufrichtigkeit bewährt, die man nach seiner Art sich zu äußern vermuten würde." Jedenfalls hätte der Anfänger in der Diplomatie auf keinen Posten gestellt werden können, der eine bessere Schule für ihn gewesen wäre, als das päpstliche Rom.

Im November 1806 verkündeten Maueranschläge in dem von den Franzosen besetzten Rom die Siege der französischen Waffen über das preußische Heer. Die französischen Bulletins waren in einer Sprache abgefaßt, die Humboldts patriotisches Ehrgefühl nicht ertrug. Er glaubte, eine so „unziemliche Unverschämtheit" — une insolence aussi indécente — in einem neutralen Staat nicht stillschweigend hinnehmen zu können. In schonender Form, weil er der kläglichen Lage des Papsttums Rechnung trug, aber zugleich mit Festigkeit beschwerte er sich beim Kardinal-Staatssekretär und hatte die Genugthuung, daß nicht bloß der Papst sein Mißfallen gegen den französischen Gesandten Alquier aussprechen ließ, sondern daß der Gesandte selbst sein Bedauern aussprach und Abstellung des Unfugs versprach. Der ganze Schmerz des verwundeten Preußenherzens, aber auch der ganze Preußenstolz spricht aus der Depesche vom 15. November, in der Humboldt über diesen Vorfall nach Haus berichtete.

Inzwiſchen zog ſich über Rom ſelbſt die Gewitterwolke des kaiſerlichen Zornes immer dunkler zuſammen. Der Kaiſer verlangte vom Papſt, daß er ſeine Neutralität aufgebe, daß er die Feinde Frankreichs für ſeine Feinde erkläre; die Forderungen gingen in Drohungen über, und Humboldt ahnte, „daß vielleicht eine der bemerkenswerteſten Kataſtrophen der neuen Geſchichte nahe ſei, nämlich die Beraubung des heil. Stuhls von jeder Art von Souveränität.“ Zugleich aber ſpricht er ſeine Anſicht aus, daß der Papſt, wenn er der maßloſen Forderung des Kaiſers ſtandhaft widerſtehe, eine geſunde Politik verfolge: „Der heilige Stuhl kann durch phyſiſche Gewalt umgeſtürzt werden, aber er wird ſich in andern Zeiten immer wieder aufrichten können, während es ſehr ſchwer, wo nicht für immer unmöglich wäre, das wieder zu erlangen, worauf er aus freien Stücken verzichtet hätte.“ Die preußiſche Regierung ließ dem Papſt ausdrücklich die Billigung ſeiner feſten Haltung ausſprechen, wie ſeinerſeits der Papſt, der ein Leidensgenoſſe geworden war, ſeine Teilnahme wegen des Tilſiter Friedens ausdrückte.

Humboldt hat noch mit anſehen müſſen, wie franzöſiſche Generale in der Stadt ſchalteten, die ihm ein geweihter Boden, der Inbegriff alles Schönen und Großen war, deren Reize er nach allen Seiten auszukoſten verſtand. Rom hörte auf, die „himmliſche Wüſtenei“ zu ſein, von deren Zauber umwoben er die Alten zu ſeinem Lieblingsſtudium gemacht, in der Überſetzung Pindars und des Äſchylos die Ausfüllung ſeiner Mußeſtunden gefunden hatte. Die Kataſtrophe der Stadt, ihre Einverleibung in das franzöſiſche Reich und die gewaltſame Wegführung des Papſtes hat er nicht mehr dort erlebt. Im Oktober 1808 trat er einen Urlaub nach der Heimat an, und aus dieſem Urlaub iſt er nicht mehr nach Rom zurückgekehrt. Das Vaterland hielt ihn feſt. Nachdem auch Stein auf Befehl des Kaiſers hatte weichen müſſen, waren Humboldts Dienſte für den preußiſchen Staat doppelt wichtig und unentbehrlich. Wie es ihm dann zufiel, auf dem Wiener Kongreß im Auftrag ſeiner Regierung für die Wiederherſtellung des Kirchenſtaates zu wirken, und wie ſich mit dieſer Wiederherſtellung ein ganz neuer Abſchnitt des kirchenpolitiſchen Weſens — entgegenlaufend den Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts — eröffnete, das gehört einem andern Kapitel an. *W. L.*

# Aus unſrer Strafrechtspflege

Die diesjährige Reichstagsſeſſion war für die Reformbeſtrebungen auf dem Gebiete der Strafrechtspflege nicht günſtig; nur der ſogenannte fliegende Gerichtsſtand für die Preſſe wurde einer geſetzgeberiſchen Regelung unterzogen. Schon früher haben die Grenzboten — Jahrg. 1898 II, S. 451 — darauf hingewieſen, daß dieſer ambulante Gerichtsſtand aus praktiſchen und rechtlichen Gründen beſeitigt werden ſollte. Vier Jahre hat es dann noch angeſtanden, bis die

Gesetzgebung abgeholfen hat. Wohl war das praktische Bedürfnis für diese Abhilfe nicht mehr allzugroß, da sich die Gerichte von der Rechtsansicht des Reichsgerichts wegen des ambulanten Gerichtsstandes in der Hauptsache emanzipiert hatten; aber die Beseitigung dieses Gerichtsstandes gehörte zu den Imponderabilien des politischen Lebens, denen Rechnung getragen werden mußte. Nun ist allein für die öffentlichen Klagen der Erscheinungsort der Druckschrift als gesetzlicher Gerichtsstand festgelegt worden, dagegen für Privatklagen der Wohnort des Klägers Klageort, und nur wenn die Privatklage vom Staatsanwalte zur Verfolgung übernommen wird, tritt der Regelgerichtsstand des Erscheinungsortes ein. Dieser Grundsatz steht nicht im Gesetz und beruht nur auf einer Äußerung des Regierungsvertreters, der sich hoffentlich die Praxis anschließen wird. Immerhin ist jetzt für die Privatklage der ambulante Gerichtsstand Gesetz geworden, während er nur bisher auf dem Wege der Auslegung angenommen wurde; aber die Interessen des Privatklägers sprechen dafür, daß ihm die Klagerhebung an seinem Wohnorte, wo auch die Druckschrift gelesen worden ist, nicht versagt werden durfte.

Hat die Reichsjustizverwaltung hier einem Imponderabile abgeholfen, so sind die Aussichten für eine baldige Einführung der Berufung gegen die Strafkammerurteile erster Instanz nach den Erklärungen des Staatssekretärs der Justiz, Dr. Nieberding, nach wie vor nicht günstig. Diese Wiedereinführung der Berufung ist ein andres Imponderabile in unsern Volksströmungen. Wohl stimmen die Ansichten der Fachleute in dieser Frage nicht vollständig überein, allein man darf doch sagen, daß die überwiegende Mehrzahl der Praktiker die baldige Einführung der Berufung für unerläßlich hält. Es ist natürlich eine prinzipielle Frage, ob man derartige Abbröcklungen von bestehenden Gesetzen für zulässig erachtet und nicht vielmehr eine systematische Reform der Strafprozeßordnung und des Strafgesetzbuches abwarten will. Aber wie oft sind im Laufe der Jahre dem Strafgesetzbuch kleine Abänderungen hinzugefügt worden — ich erinnere nur an die vor zwei Jahren erlassene sogenannte Lex Heinze, deren Zuhälterparagraph für die Praxis eine Notwendigkeit war —; auch die Strafprozeßordnung hat wiederholt Abänderungen erfahren. Denkt man an die prinzipiellen Gegensätze und die Debatten zurück, die die Entstehung des Strafgesetzbuches und dann später die Strafprozeßordnung begleiteten, dann wird die systematische Reform dieser beiden Gesetze, von der gesetzgeberischen Vorbereitung ganz abgesehen, bei unsern parlamentarischen Verhältnissen noch gute Weile haben. Bis dahin kann eine Einzelreform, wie die Einführung der Berufung, nicht verschoben werden. Gewiß ist es für einen Angeklagten nicht recht einleuchtend, warum ihm im Falle einer Bestrafung wegen Meineidsverleitung, die als Mindeststrafe nur ein Jahr Zuchthaus kennt, die Berufung, dieses Rechtsmittel der unbeschränkten thatsächlichen und rechtlichen Nachprüfung, gegen das Strafkammerurteil versagt ist, während gegen das schöffengerichtliche Urteil, das z. B. wegen groben Unfugs eine geringe Geldstrafe verhängt, dieses Rechtsmittel eröffnet ist. Auch ist es eine Anomalie ohnegleichen, daß die viel angegriffne Militärstrafgerichtsordnung, die jetzt in dem Prozeß Krosigk einen erfreulichen Beweis ihrer

Lebenskraft und Tüchtigkeit erbracht hat, das Rechtsmittel der Berufung kennt, der bürgerliche Strafprozeß aber nicht. Freilich darf die Wiedereinführung der Berufung nicht mit einer Verſchlechterung des Verfahrens verknüpft ſein; dazu rechne ich aber nicht eine erweiterte Zuläſſigkeit für die Ablehnung von Beweisanträgen. In dieſer Richtung haben die Beſchlüſſe der Reichskommiſſion über die Reviſion des Strafprozeßverfahrens in der Reichstagsſeſſion 1900/01 einen Vorſchlag dahin gemacht, daß eine Beſchränkung der Beweisaufnahme vor der Strafkammer oder dem Oberlandesgerichte — falls die Berufung eingeführt würde — nur unter der Vorausſetzung zuläſſig ſei, daß die zu beweiſende Thatſache zu Gunſten des Angeklagten für erwieſen oder einſtimmig für unweſentlich erachtet wird. Wie ſchwer wird dieſe Einſtimmigkeit zu erreichen ſein, und dann iſt es nicht notwendig, die Beweisaufnahme an Kautelen zu knüpfen, die nicht veranlaßt ſind, wenn in der Berufungsinſtanz die thatſächliche Nachprüfung des Beweismaterials neu eröffnet iſt, und die allein notwendig ſind, wenn nur die Nachprüfung des Prozeßverhältniſſes nach der rechtlichen Seite durch das Rechtsmittel der Reviſion zuläſſig iſt. Auch die Beſetzung der Strafkammer mit drei Richtern ſollte genügen, nicht nur für die Aburteilung der Rückfallsdelikte, ſondern für alle Verbrechens- und Vergehensfälle in erſter Inſtanz. Dieſe Beſetzungsfrage iſt ja bekanntlich der ſpringende Punkt für die Einführung der Berufung. Aber wenn man eine neue Inſtanz eröffnet, dann fallen die Gründe für eine ſtärkere Beſetzung der erſten Inſtanz weg; nur muß dann das Rechtsmittel den beiden Prozeßbeteiligten, dem Staatsanwalt und dem Angeklagten gegeben ſein, wie es auch der Struktur des Prozeßverhältniſſes im Strafprozeſſe entſpricht. Allerdings ertönen zuweilen Klagen, daß die ehemaligen Staatsanwälte nach ihrer Vorbeſchäftigung als Richter nicht objektiv ſein könnten, und zuweilen erweitern ſich dieſe Klagen auch dahin, daß zu viele Staatsanwälte in die höhern Richterſtellen gelangten. Ich halte dieſe Klagen nicht für begründet; die angeblich mangelnde Objektivität des Staatsanwalts iſt meines Erachtens Köhlerglaube. Nach dem Grundgedanken der Strafprozeßordnung hat nämlich der Staatsanwalt gar keine Parteiſtellung im eigentlichen Sinn; er hat nur den Intereſſen der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu dienen, und das darf man offen ſagen, daß die Art der ſtaatsanwaltſchaftlichen Beſchäftigung, die eine raſche Bewältigung des Materials und einen ſchnellen Entſchluß verlangt, der Ausbildung in der Behandlung der Geſchäfte zum mindeſten nicht hinderlich iſt. In einzelnen unſrer Bundesſtaaten, wie in Bayern, giebt es übrigens keine vollſtändig in ſich abgeſchloſſene ſtaatsanwaltſchaftliche Karriere; hier muß der dritte Staatsanwalt Amtsrichter, der zweite Staatsanwalt Landgerichtsrat oder Oberamtsrichter werden, und auch der erſte Staatsanwalt muß als Landgerichtsdirektor oder Oberlandesgerichtsrat wieder in den Richterdienſt eintreten. Gerade dieſe Verwendung der Staatsanwälte im Richterdienſt bringt eine ſtrenge Schulung zur Objektivität mit ſich, und die Erfahrung zeigt, daß ehemalige Staatsanwälte in der Strafkammer oft die vorſichtigſten, mildeſten und objektivſten Richter ſind.

Nun iſt es ja richtig, daß die Mündlichkeit und die Unmittelbarkeit der

Verhandlung eine vollständige Aufklärung des Straffalls ergeben sollen. Aber diese Aufklärung ist doch, da Menschen nicht allwissend sind, wesentlich davon abhängig, wie die Vorerhebungen gepflogen worden sind. Nur die richterliche Voruntersuchung ermöglicht in größern kompliziertern Strafkammerfällen eine erschöpfende Aufklärung vor der Hauptverhandlung. Ich möchte sagen, daß eine gut geführte Voruntersuchung, so lange wir die Berufung nicht haben, einen gewissen Ersatz hierfür gewährt und namentlich eine eingehende Erhebung der Entlastungsbeweise sichert. Es ist dies natürlich nur ein Aushilfsmittel, und ich brauche nicht zu betonen, daß die Voruntersuchung auch nach Einführung der Berufung nach wie vor notwendig bleibt. Der unabhängige Untersuchungsrichter, der nur bestrebt ist, die Wahrheit zu ermitteln, und der in seiner souveränen Stellung alles Belastende und Entlastende zu erheben hat, kann den Fall vollständig aufklären, und die Anklagebehörde erhält damit ein vollständig abgeschlossenes Bild. Thatsächliche Überrumpelungen in der Hauptverhandlung, die in ihrer Neuheit dem einen oder dem andern Prozeßbeteiligten zum Nachteil gereichen könnten, sind dann in der Regel ausgeschlossen. Darum war der leider bis jetzt nicht Gesetz gewordne Vorschlag der vorerwähnten Reichstagskommission, daß die förmliche Voruntersuchung bei allen zur Zuständigkeit der Strafkammern gehörenden Verbrechen mit Ausnahme der Rückfallsdelikte eintreten solle, im Interesse der Rechtssicherheit auf das lebhafteste zu begrüßen; denn das Ermittlungsverfahren mit seiner Teilung der Erhebungen zwischen Staatsanwaltschaft, Amtsgerichten und Sicherheitsorganen versagt oft in halbwegs komplizierten Fällen, sodaß die Strafkammer erst nach der Erhebung der öffentlichen Klage die Voruntersuchung anordnen muß, oder daß die Hauptverhandlung zuweilen zur weitern Aufklärung der Sache und zur Herbeischaffung neuer Beweismittel ausgesetzt werden muß. Nun kann nach der jetzigen Struktur unsers Strafprozesses wohl keineswegs davon die Rede sein, daß die Voruntersuchung öffentlich werden soll. Derartige Vorschläge sind in den Bereich der Zukunftspläne zu verweisen. Die jetzigen Vorschriften über die Voruntersuchung sind vielmehr durchweg praktisch und zweckmäßig, und es ist gewiß nicht zu billigen, wenn zuweilen die Neigung hervortritt, die richterliche Voruntersuchung nur in den zur schwurgerichtlichen Kompetenz gehörenden Fällen zu beantragen, während man im übrigen mit dem Ermittlungsverfahren auszukommen sucht, obwohl in Strafkammersachen die Verbrechen der unternommenen Meineidsverleitung, der gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Hehlerei oder der schweren Kuppelei, ferner der Thatbestand der falschen Anschuldigung oder größere Raufexzesse oft mehr der thatsächlichen Aufklärung bedürfen, als eine einfache Körperverletzung mit Todesfolge, für die, als zur schwurgerichtlichen Kompetenz gehörend, die Voruntersuchung obligatorisch ist. Aus meiner staatsanwaltschaftlichen Thätigkeit erinnere ich mich einer im Gespräch gefallnen, nicht dienstlichen Äußerung eines nun verstorbnen frühern Oberstaatsanwalts, die dahin ging, daß eigentlich nur 7 Prozent aller bei der Staatsanwaltschaft anhängig gewordnen Sachen an den Untersuchungsrichter gebracht werden sollten. Diese Äußerung verdichtete sich übrigens zu keiner Anordnung, die auch praktisch gar nicht durchführbar

gewesen wäre, weil in des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr nicht alle Fälle gleich liegen. Wenn man nicht überhaupt auf dem prinzipiellen Standpunkte steht, daß die Voruntersuchung im Prozeßrecht entbehrlich ist, dann kann man nur wünschen, daß die Fälle der obligatorischen Voruntersuchung in dem obenerwähnten Umfange gesetzlich erweitert werden. Daß das Amt des Untersuchungsrichters in die Hand eines geeigneten, wenn möglich mit Land und Leuten vertrauten und in der Strafrechtspflege erfahrnen Richters gelegt wird, dafür sorgt die Justizverwaltung. Dieses Amt enthält ja eine der dankbarsten, verantwortungsvollsten und schwersten Aufgaben in der Strafrechtspflege überhaupt. Wie leicht kann ein notwendiger Schuldbeweis nicht rasch genug erhoben werden, der dann für immer verloren ist; wie leicht kann ein Verteidigungsvorbringen des Beschuldigten überhört werden und ein Entlastungsbeweis unter den Tisch fallen. Menschenkenntnis und einige Kunst in der Behandlung der Leute sind ja ein wesentliches Erfordernis für die Führung der Voruntersuchung. Nicht selten pflegen die Zeugen oft in einem Nachsatze, den sie im Dialekte nur halb aussprechen, etwas Relevantes oder das Wesentliche ihres Wissens überhaupt zu sagen. Man muß dann einen derartigen Satz rasch auffangen, schnell nachfragen, und dann erhält man oft ein ganz andres Bild von der Aussage, unter Umständen der ganzen Voruntersuchung. Freilich, bestimmte allgemeine Regeln lassen sich für die Führung der Untersuchungsgeschäfte mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Reate nicht geben, wenn auch einzelne Delikte, z. B. die betrügerische Brandstiftung, für alle Fälle so viel Gleichartiges haben, daß sich hierfür Grundsätze, wie die Voruntersuchung angegriffen und durchgeführt werden soll, feststellen ließen. Die Aufgaben des Untersuchungsrichters sind ja in Stadt und Land verschieden, insbesondre aber auch nach den einzelnen Territorien, die ihre Besonderheiten an Delikten oder an Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit der Leute haben. Groß giebt wohl in seinem Handbuch „Der Untersuchungsrichter" selten versagende Anweisungen für die Führung der Voruntersuchung in reicher Fülle; aber der tüchtige Untersuchungsrichter muß sich zum Teil selbst heranbilden, und die Thätigkeit als Ermittlungsrichter und Staatsanwalt, in der man reichlich Gelegenheit hat, die Sammlung und Sichtung des Materials kennen zu lernen, ist eine gute Vorschule hierfür. Und dann ist in jeder Voruntersuchung vor allem ein fester Plan notwendig, auch wenn man bei dessen Ausführung gegen festgefahrene Ansichten der Sicherheitsorgane anzukämpfen hat; denn nichts gefährdet den Untersuchungszweck mehr als ein haltloses Gaukeln von Zeugenvernehmung zu Zeugenvernehmung ohne festen Plan, der das Gerippe der ganzen Untersuchung bilden muß. Dabei dürfen dann auch fiskalische Erwägungen, ob mehr oder weniger Kosten, insbesondre Zeugengebühren erwachsen, keine Rolle spielen, denn im Strafverfahren handelt es sich um die höchsten Rechtsgüter, um Freiheit und Ehre. Derartige fiskalische Erwägungen spielen aber immerhin eine Rolle bei der Wiedereinführung der Berufung in der strittigen Besetzungsfrage. Daß die süddeutschen Justizverwaltungen, voran die bayrische, die Einführung der Berufung nicht hemmen werden, dürfte nach deren zustimmenden Erklärungen zur Genüge bekannt sein.

Nun hat es die Entwicklung dieser strafprozessualen Reformbestrebungen mit sich gebracht, daß mit der Frage der Einführung der Berufung auch die der Änderung der schwurgerichtlichen Kompetenz verbunden wird. Daß unsre strafgerichtliche Organisation, in der untersten Stufe das Schöffengericht, in der Mittelinstanz die Strafkammer als reines Juristengericht und für die schwersten Reate das Schwurgericht mit der Trennung von Schuld- und Straffrage und dem aufklärenden Hilfsmittel der Rechtsbelehrung des Vorsitzenden, nicht besonders glücklich ist, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Aber die Schwurgerichte sind eine unberührbare Sache in der politischen Ästimation geworden, und es berührt nicht überall angenehm, wenn man ein Wort für die Änderung der schwurgerichtlichen Kompetenz sagt. Einer Aufhebung der Schwurgerichte würde jetzt überhaupt niemand das Wort reden wollen, er würde sofort den lebhaftesten Angriffen ausgesetzt sein, und die Aufhebung wäre auch nach den parlamentarischen Verhältnissen gar nicht zu erreichen. Als bei der letzten Beratung des bayrischen Justizetats ein Abgeordneter, der inner- und außerhalb Bayerns als Jurist einen Namen hat, nur theoretisch anregte, daß an Stelle der Schwurgerichte Schöffengerichte gesetzt werden sollten, wurde ihm sofort von andrer Seite erwidert, es sei bedauerlich, daß ein süddeutscher Richter ein Wort gegen die Schwurgerichte spräche. Bennecke-Beling spricht in seinem Lehrbuch des Strafprozeßrechts von den Laienrichtern im Gegensatze zu den Berufsrichtern in drastischer Weise als von Dilettanten- oder Sonntagsrichtern. Aber die Weiterentwicklung unsrer strafgerichtlichen Organisation führt zur Weiterbildung der Schöffengerichte, und man darf den Laienrichtern die Anerkennung nicht versagen, daß sie bei der Bewältigung ihrer juristischen Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen, freilich in den Grenzen ihres Erkennens und ihrer Auffassung, urteilen. Nun wird diese juristische Aufgabe, namentlich bei den schweren Reaten des Schwurgerichts, immer umfangreicher, und die Beherrschung des Verhandlungsstoffes, die Scheidung des Unwesentlichen von dem Wesentlichen, die Sichtung der Beweisgründe bei der Beurteilung der Schuldfrage sind oft recht schwierig geworden. Auch den verhältnismäßig einfach liegenden Fall können die Ausgestaltung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse, die Berücksichtigung der modernen Verkehrsmittel bei den Erhebungen, insbesondre bei den Alibibeweisen, oder die Häufung von nicht stichhaltigen Verteidigungsgründen recht kompliziert machen. Daß Sachverhältnisse, bei denen, wie bei den Beamtendelikten oder der öffentlichen Urkundenfälschung, Fragen des öffentlichen Rechts hineinspielen können, nicht einfach liegen, braucht so wenig hervorgehoben zu werden, wie daß die Straffachen wegen Meineid mit ihren zwei nebeneinanderlaufenden Prozessen, dem abgeschlossenen, aus dem der Meineid entstanden ist, und dem neuen Strafprozeß, ein solches Maß von Auffassungsvermögen, Sachkenntnis und scharfer logischer Trennung des thatsächlichen Materials verlangen, wie es nur der Berufungsrichter, nicht aber der Laienrichter haben kann. Ich habe schon früher an andrer Stelle, in der Fachzeitschrift „Das Recht," Jahrgang 1901, S. 346 darauf hingewiesen, daß unsre Schwurgerichte einer sachlichen Entlastung bedürfen. Es wird ja in der Praxis in der Regel vermieden, die

Frageſtellung durch Annahme von Idealkonkurrenzen oder durch Anhängung von Reaten zu komplizieren, die nicht zur ſchwurgerichtlichen Kompetenz gehören; zuweilen kommt es aber auch anders vor, und dann giebt es viele Fragen, die die Aufgabe der Geſchworenen nicht gerade erleichtern. Daß bei der Eröffnung des Hauptverfahrens vor dem Schwurgerichte die ſorgfältigſte Prüfung des ganzen Aktenmaterials vorgenommen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Trotzdem kommen aber Freiſprechungen ſogar geſtändiger Verbrecher, namentlich wegen Meineids und Verbrechen im Amte Angeklagter, nicht ſelten vor. Es läßt ſich daran ohne anderweitige geſetzgeberiſche Regelung nichts ändern, denn die Geſchworenen ſind in der Beantwortung der Schuldfrage ſouverän und brauchen die Gründe ihres Wahrſpruches nicht bekannt zu geben. Beſonders mißlich ſind aber derartige Freiſprechungen wegen Meineid mit Rückſicht auf die Wirkung, die ſie auf die Sicherheit der Rechtspflege haben. Zuweilen begreifen auch die Angeklagten nicht ſofort ihre Freiſprechung, die ſie nach ihrem Geſtändnis nicht erwarten konnten. Es iſt mir aus der Praxis ein Fall bekannt, daß ein wegen Meineid angeklagter, in allen Punkten geſtändiger Verbrecher infolge Verneinung der Schuldfrage freigeſprochen werden mußte, daß ihm aber dieſe Freiſprechung ſo unerwartet kam, daß er wieder in die Haft zurückgeführt werden wollte und erſt aufgeklärt werden mußte, er könne nunmehr frei den Saal verlaſſen. Später äußerte dann einmal der Obmann dieſer Geſchworenenbank im Geſpräch, die Sache ſei ſo unklar geweſen. Gewiß würde es der „Volksinſtitution“ der Geſchworenengerichte wenig Eintrag thun, wenn die Meineide an die Strafkammer hinübergenommen würden. Auch andre Verbrechen, wie des betrügeriſchen Bankerotts, der öffentlichen Urkundenfälſchung und der Verbrechen im Amte, ſind für die ſchwurgerichtliche Kompetenz ein Ballaſt und ſollten ihnen entrückt werden. Den Schwurgerichten bliebe dann immer noch für Verbrechen wider das Leben, des Raubes uſw. oder für Preßdelikte, wo dieſe Kompetenz beſteht, ein reiches Feld für ihre Thätigkeit. Ich fürchte aber, daß bis zu einer ſolchen Regelung noch manches Jahr ins Land gehn wird, und daß die Berufung vielleicht ohne dieſe Abtrennung von der ſchwurgerichtlichen Zuſtändigkeit nicht zu haben ſein wird.

Eine andre Frage, die in den letzten Monaten wieder viel erörtert worden iſt, iſt die Beſeitigung des Zeugniszwangs gegen Redakteure und Journaliſten. In der diesjährigen Seſſion des bayriſchen Landtags iſt gerade dieſe Frage wegen zweier Fälle eingehend erörtert worden, und mit einer ſeltenen Einſtimmigkeit haben ſich die Vertreter aller Parteien für die Beſeitigung des Zeugniszwangs ausgeſprochen. Der Chef der Juſtizverwaltung verhielt ſich zu dieſer von der ganzen Kammer gewünſchten Beſeitigung nicht ablehnend, erklärte aber, daß die Regelung dieſer Frage am beſten einer allgemeinen Reform der Strafprozeßordnung vorbehalten bliebe, und betonte andrerſeits die Schwierigkeiten dieſer geſetzgeberiſchen Regelung, da es ſich darum handle, die allgemeinen Intereſſen der Strafrechtspflege und die eigentümlichen Verhältniſſe der Preſſe miteinander in Einklang zu bringen. Nun gehört dieſe Frage kriminalpolitiſch zu den ſchwierigſten, zumal da auch Erwägungen aus dem Disziplinarrechte hineinſpielen; auch die Erwägung, ob lediglich für

Redaktionen oder auch für Nachrichtenbureaus, die gewerbemäßig Nachrichten an die Tageszeitungen vertreiben, der Zeugniszwang beseitigt werden soll, birgt manche Schwierigkeit in sich. Aber man wird sich einmal zu einem herzhaften gesetzgeberischen Schritt entschließen und den Zeugniszwang für die Presse beseitigen müssen. Bei der Beratung des Preßgesetzes war ursprünglich ein Artikel angenommen, dann aber fallen gelassen worden, der den Redakteuren die Wahrung des Redaktionsgeheimnisses ermöglicht hätte. Es handelt sich auch gar nicht um die Schaffung eines allgemeinen Zeugschaftsentschlagungsrechts, sondern lediglich um die Einräumung eines beschränkten Zeugnisverweigerungsrechts, wie es ähnlich nach der Strafprozeßordnung den Ärzten und Rechtsanwälten zusteht. Es gehört zur Standesehre des Redakteurs, daß er das Redaktionsgeheimnis wahrt, und es gilt in der öffentlichen Meinung als unehrenhaft, wenn der Redakteur das Redaktionsgeheimnis preisgiebt. Zwischen dem Redakteur und seinem Gewährsmann besteht ein Vertrauensverhältnis — ich möchte sagen, ein fiduziarisches Verhältnis — ähnlich dem zwischen dem Kranken und dem Arzte oder dem Mandanten und seinem Anwalte. Man muß sich eben daran gewöhnen, daß die Presse eine Großmachtstellung einnimmt, und daß unsre Zeit nicht nur im Zeichen des Verkehrs, sondern auch der Presse steht. Diese eigentümliche Stellung, die die Presse im sozialen und im öffentlichen Leben einnimmt, hat auch schon durch die Erlassung eines Sondergesetzes, unsers Preßgesetzes, ihre rechtliche Anerkennung erfahren. Die Macht der Presse wird auch weiter dazu führen, daß der Zeugniszwang für sie beseitigt wird, und die Gesetzgebung wird sich in dieser Richtung mit der öffentlichen Meinung, auf der ja unsre Gesetze im wesentlichen beruhen sollen, abfinden müssen, da zudem der Gewinn, der aus diesem Zeugniszwang für die Strafrechtspflege gezogen zu werden pflegt, zuweilen recht mäßig ist. Freilich bestehn in der Presse böse Auswüchse; aber bei einer gesetzgeberischen Regelung wird man schwer zwischen der loyalen und der illoyalen Presse unterscheiden können. Gerade wegen dieser Auswüchse hat die Presse im allgemeinen nicht überall Freunde; man braucht die Presse, liebt sie aber nicht. Mancher, namentlich auch in Beamtenkreisen, steht der Presse noch vollständig fremd gegenüber, und mancher hat vor der schwarzen Kunst der Jünger Gutenbergs eine gewisse Scheu. Freilich ist es oft leichter, die schönsten Relationen zu schreiben, als den einfachsten Zeitungsartikel druckfertig zusammenzubringen.

Nun bringt mich diese Frage aus der Lehre von der Beweiserhebung auf eine andre Erörterung aus dem Gebiete der Beweismittel: ich meine die Einführung des Nacheides und die Bestrafung wissentlich oder fahrlässig falscher uneidlicher Aussagen von Zeugen oder Sachverständigen, die von der Reichstagskommission ebenfalls vorgeschlagen wurde. Vielleicht könnte die Schaffung einer solchen Strafnorm auch die äußere Veranlassung bieten, daß die Meineide an die Strafkammer genommen würden; es könnten sonst bei der Aburteilung falscher eidlicher und uneidlicher Aussagen desselben Inhalts durch das Schwurgericht und durch die Strafkammer unerfreuliche Verschiedenheiten in der Auffassung eintreten. Wer in der Praxis als Ermittlungs- oder Untersuchungs-

richter thätig war, wird mir zugeben, daß die Wahrheitsliebe nicht zunimmt, und daß leider auch zuweilen der Eid als Wahrheitserforschungsmittel keine Wirkung mehr ausübt. Wie oft ist es mir vorgekommen, daß die Leute erklärt haben, sie brauchten dem Gendarmen überhaupt nichts zu sagen, und wenn sie dann zum Richter kamen, sagten sie glattweg die Unwahrheit und waren trotz eindringlichster Belehrung hiervon nicht abzubringen. Wie viele Freisprechungen kommen vor, die darauf beruhen, daß die Zeugen im Vorverfahren uneidlich anders aussagen und dann erst in der Hauptverhandlung unter Eid die Wahrheit sagen. Gerade im Interesse der Sicherheit der Rechtspflege möchte ich die Bestrafung solcher falschen uneidlichen Zeugenaussagen als besonders nötig bezeichnen.

Freilich giebt es auch auf dem Gebiete des materiellen Strafrechts einige recht dringende Desiderien. Es kann ihnen wohl auch entsprochen werden, nachdem einmal mit der Lex Heinze und auch schon früher die Abbröcklung unsers Strafgesetzbuches begonnen hat. Die prinzipiellen Gründe, wie daß die Eigentumsdelikte im Verhältnis zu Roheitsdelikten zu scharf geahndet seien, daß für Messerhelden rückfallsähnliche Bestimmungen einzuführen seien, daß nach der Zeit die höchste Strafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus zuweilen gerade so unzureichend sei wie die höchste Strafe von fünfzehn Jahren Gefängnis für den unter achtzehn Jahre alten Thäter, die Änderung unsers Strafensystems überhaupt, alle diese Fragen, von denen ich nur einzelne hier berühren kann, werden durchweg einer systematischen Reform unsers Strafrechts vorbehalten bleiben müssen. Dabei werden insbesondre die Frage der geminderten Zurechnungsfähigkeit, die unser Strafrecht bisher nicht kennt, dann die Verwahrung unverbesserlicher rückfälliger Verbrecher eine Summe von Schwierigkeiten ergeben. Mit der Reform des materiellen Strafrechts wird dann wohl auch eine einheitliche gesetzliche Regelung des Strafvollzugs Hand in Hand gehen, der jetzt Sache der Einzelstaaten ist, und für den der Beschluß des Bundesrats vom 28. Oktober 1897 einheitliche Grundsätze festgelegt hat. Nun wird oft über die zu große Humanität des Strafvollzugs geklagt, und zuweilen taucht auch eine solche Klage in den Parlamenten auf. Die Strafe soll sühnen und — leider ist dies oft nicht mehr möglich — auch bessern. Der Strafzweck verlangt im allgemeinen, wie Professor von Liszt in seinem Strafrechte darlegt, daß die Strafe sich in Art und Maß nach der Art des Verbrechers richte. Über diesen Zweck hinaus darf dem Verurteilten kein Nachteil, namentlich nicht an seiner Gesundheit zugefügt werden, und es ist darum verfehlt, wenn die Einrichtung unsrer modernen Gefängnisse getadelt wird. Unsre neuen bayrischen Gefängnisse, wie das Strafvollstreckungsgefängnis in Stadelheim oder die neue Strafanstalt in Straubing, sind in ihrer Einrichtung Musteranstalten und entsprechen allen Errungenschaften der modernen Gefängniswissenschaft. Die Strafvollzugsart hat eben eine ähnliche Wandlung durchgemacht wie die Behandlung der Geisteskranken in unsern Irrenanstalten: an die Stelle der schablonenhaften Behandlung ist die Individualisierung getreten.

Wenn man für den Vollzug der Strafe solche Ansichten hegt, braucht

man deswegen noch nicht in den Verdacht zu kommen, daß man für die Verhängung und Bemessung der Strafe dieselben Grundsätze beobachtet. Das sind zwei grundverschiedne Dinge. Es kann — ich rede theoretisch — ängstliche Richter geben, die sich immer nur an der Grenze der geringsten Strafen halten und sich nur die Frage vorlegen, ob dem Angeklagten die Strafe nicht zu weh thut, nicht aber danach fragen, welche Schädigung der Verletzte durch die That des Verbrechers erfahren hat. Eine übergroße Vorsicht kann auch dazu führen, daß dem Angeklagten in einzelnen Fällen die Untersuchungshaft angerechnet wird, obwohl deren Verhängung notwendig war, und obwohl der Angeklagte nach seinem Verhalten diese Vergünstigung nicht verdient hat. Das richterliche Ermessen kann meines Erachtens in dieser Richtung auch eine zu ausgedehnte Anwendung erfahren.

Und doch giebt es Strafbestimmungen in unserm Strafgesetzbuch, deren Anwendung auch dem nicht milden Richter jedesmal schwer fällt. Eine dieser Strafnormen, die schwere Kuppelei, kennt jetzt die Zubilligung mildernder Umstände. Dagegen sind für die Verbrechen der unternommenen Meineidsverleitung und der gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Hehlerei die geringsten Strafen immer noch ein Jahr Zuchthaus, und ist hier die Zubilligung mildernder Umstände ausgeschlossen, obwohl das Verbrechen der Hehlerei im Rückfall diese Zubilligung kennt. Gerade die Verbrechen der unternommenen Meineidsverleitung kommen in der Praxis ziemlich häufig zur Aburteilung, und es enthält in manchen Fällen, so sehr man auch solche Angriffe gegen die Sicherheit der Rechtspflege bestrafen muß, eine außerordentliche Härte, wenn man sofort ein Jahr Zuchthaus verhängen muß.

Aber auch die geringsten Strafen bei Diebstahl und Betrug im Rückfall — bei Annahme mildernder Umstände drei Monate Gefängnis — können oft zu hoch sein. Ich denke dabei an die Entwendung von wenig wertvollen Heizungsmitteln oder von sonstigen geringfügigen Sachen. Stiehlt jemand in einer Notlage dreimal geringe Quantitäten Kohle, und sind die Voraussetzungen für den Rückfall gegeben, dann ist die kleinste Strafe, wenn beim drittenmal z. B. die Lattenthür eines Schuppens erbrochen wird, bei Ausschluß mildernder Umstände zwei Jahre Zuchthaus, und bei Annahme mildernder Umstände ein Jahr Gefängnis. Wiederholt habe ich gehört, daß der Vorsitzende, der hierdurch gewiß nicht seine Pflichten überschritten hat, in einem solchen Falle den Angeklagten nach der Urteilsverkündigung auf den Weg der Begnadigung aufmerksam gemacht hat. Ähnlich liegt die Sache bei der in den großen Städten so oft vorkommenden Zechprellerei, die sich aus dem Thatbestande des Betrugs wohl schwer herausheben und zu einem eignen Delikt gestalten läßt. Dagegen wird sich die Übertretung des Nahrungsmitteldiebstahls auf die Entwendung von Heizungs-, Beleuchtungs- und auch Heilmitteln von unbedeutendem Werte oder geringer Quantität zur alsbaldigen Verwendung leicht erstrecken lassen. Der Antrag Zehnhoff und Genossen, der sich in der Reichstagssession 1900/01 mit der Abänderung der Strafbestimmungen für den Diebstahl und die Unterschlagung befaßt hat, hat einen solchen Vorschlag enthalten, er ist aber, wie so mancher andre strafrechtliche Reformvorschlag, leider

nicht Gesetz geworden. Wohl giebt es noch andre Härten in unserm Strafgesetzbuch, die sich in der Praxis recht fühlbar machen, wie der Ausschluß einer Geldstrafe bei den Vergehen des erschwerten Hausfriedensbruchs und des Pfandbruchs, aber eine Abänderung dieser Strafbestimmungen ist nicht so dringend.

Ebensowenig ist die gesetzgeberische Neuregelung des Thatbestandes des groben Unfugs und der Frage seiner Anwendbarkeit auf die Presse besonders dringend. Ob sich diese Anwendbarkeit gesetzgeberisch beseitigen läßt, ist eine Frage für sich, die nicht nur in das Gebiet kriminalpolitischer Erwägungen, sondern auch in das der Gesetzestechnik fällt. Jedenfalls hat aber der Thatbestand des groben Unfugs durch die neuste reichsgerichtliche Judikatur eher eine einschränkende als eine ausdehnende Interpretation erfahren. Das Reichsgericht hat nämlich in zwei Entscheidungen — Band 34 Seite 364 und 425 — ausgesprochen, daß der Begriff des groben Unfugs nicht durch jedes beliebige, grob ungebührliche Verhalten, das eine Beunruhigung oder Belästigung des Publikums zur unmittelbaren Folge hat oder haben kann, erfüllt wird, sondern daß dieser Begriff zugleich eine Störung oder Gefährdung des äußern Bestandes der öffentlichen Ordnung erfordert.

Was ich hier vorgetragen habe, sind Ansichten und Wünsche aus der Praxis. Möchte das, was die Praxis für am notwendigsten erachtet, die Einführung der Berufung, bald zur That werden.

München Karl Meyer

# Kleists „Guiskard" und Hebbels „Moloch"

Robert Guiskard sollte Goethe „den Kranz von der Stirne reißen." Kleist war sich darüber klar, daß er mit dieser Tragödie den Aufstieg zum Parnaß auf einer andern Seite als die Klassiker suchte, daß er, der die Jagd nach seinem dramatischen Ideal unter dem Ausdruck „einer gewissen Entdeckung im Gebiete der Kunst" verbarg, daran war, in sich einen neuen Dichtertypus, man könnte ihn den „künstlerischen" nennen, zu entdecken. Kleist sah seine künstlerische Lebensaufgabe in der Lösung eines Formproblems, durch die er Deutschlands erster Dichter werden wollte. Ob und wieweit sein Ringen mit dem Guiskard nicht doch ein „Ringen mit dem Stoffe" und nicht nur „ein Ringen um den Stil" gewesen ist, wird noch zu zeigen sein; jedenfalls ist seine Sehnsucht nicht in Erfüllung gegangen, vielleicht, weil ein Guiskard, wie er ihm vorschwebte, ewig ein Ideal bleiben wird.

Die Abneigung gegen jegliches Theoretisieren des Künstlers in Sachen seiner Kunst hat Kleist seine „Ästhetik" nie formulieren lassen: in seiner dichterischen Praxis steckt seine dichterische Theorie, und insbesondre der Guiskard stellt Kleists tiefste ästhetische These und zugleich ihre Widerlegung dar.

Goethes künstlerische Entwicklung war den Weg von Shakespeare zur Antike gegangen, das Problem der Form, an dem Kleist scheiterte, hieß: Vereinigung der Antike und Shakespeares in einer großen dramatischen Form.

Der „Tod Guiskards des Normannen" als erstes und zugleich als Musterbeispiel für dieses Kunstprinzip sollte aus der antiken Dramatik übernehmen: die Verlegung der den zermalmenden Stein der Tragik ins Rollen bringenden Handlung vor das Stück und damit als Einsatzpunkt des Dramas: die Katastrophe, die alles Vorangegangne nur in seinen Nachwirkungen und in den Reaktionen darauf bringt. Ferner: aus alter Familienschuld sollte die Familientragödie erwachsen, und eine unabwendbare, elementare Macht — hier die Pest — den Schuldigen gleichsam „entschuldigen," den Schuldlosen in Schuld treiben. Von Einzelformen gab die Antike gewisse sprachliche Elemente feierlich plastischer Prägung und den Chor, der mit dem „Volke" Shakespeares zu einem gewaltigen, musikalischen Ganzen verschmilzt. Mit dem warmen Atem des Realismus in Psychologie und Stil und dem Reichtum bunter Handlung sollte der Brite diesen „fünften Akt" beleben.

Nur die Exposition der Tragödie ist uns — auf unbekannte Weise — erhalten; daß dieser Torso gerade ein Bruchstück des ersten Akts ist, scheint mir charakteristisch dafür zu sein, daß in ihm schon die Klippen liegen, an denen Kleist scheitern mußte; und vielleicht hat er außer dieser Exposition etwas Organisches aus dem Ganzen nie fertig gehabt und Szenen dieses Fragments in vertrauter Stunde dem alten Wieland rezitiert, der dann sein bekanntes Urteil formulierte: „Wenn die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ." Falls Wieland wirklich nur diese Exposition kennen gelernt hätte, so würde seine letzte, einschränkende Bemerkung — meiner Meinung nach — nicht nur den Charakter litterarischer Vorsicht tragen, sondern den Ton eines gewissen Zweifels an der Möglichkeit eines dem ersten Akt entsprechenden Ganzen bekommen; mir scheint nämlich, wie schon gesagt, der Torso die Unmöglichkeit einer Lösung des ganzen Problems zu beweisen; und zwar aus folgenden Gründen:

Das Guiskard-Fragment wirkt so stark, zeigt, graphisch dargestellt, eine derartig steile Eindruckskurve, daß eine Steigerung der Wirkung, wie sie die folgenden Akte doch verlangt hätten, ausgeschlossen, mindestens höchst unwahrscheinlich ist; schon ein Stück des ersten Akts reißt den Zuschauer auf die überhaupt erreichbare Höhe ästhetischer Teilnahme. Mit einem Worte: das Bruchstück macht mir den Eindruck eines formal Geschlossenen, einer kleinen in sich fertigen Tragödie, nicht der Einleitung zu einer solchen; freilich würde es sich hier um ein dramatisch Einheitliches weder nach dem Muster der Antike, noch Shakespeares, noch dem der Klassiker handeln, wohl aber im Sinne damaliger Kleistischer Sturmwindtechnik.

Teilweise neben der Arbeit am Guiskard entstand der Zerbrochne Krug (der mit der Normannentragödie auch das Stilprinzip einer vor das Stück gelegten Handlung gemeinsam hat), und Kleists tiefstes und persönlichstes

Drama, worin er seinen Kampf mit dem „unbändigsten“ der Stoffe, mit dem Guiskard, seinen gigantischen — und mißlungnen — Versuch, den „Ida“ dramatischer Kunst „auf den Ossa zu wälzen,“ verkörperte; auch die Penthesilea läßt, wenigstens in den großen Spielszenen Penthesileas und Achills, ihre heiße Leidenschaft ungehindert von pausierenden Akteinschnitten dahinfluten. Diese Form des Anlaufs auf den Gipfel dramatischer Wirkungsmöglichkeit in einem atemraubenden Tempo ist dem leidenschaftlichen Lebens- und Schaffensrhythmus ihres Dichters völlig angemessen, und besonders des Guiskard-Fragments galoppierenden Pulsschlag zeigt seine Aufführung. (Daß Goethe für diese „einaktige“ Form Kleists kein Verständnis hatte, bewies er durch seine Weimarer Bühneneinteilung des Zerbrochnen Krugs in drei Akte, die den Lebensnerv des Lustspiels durchschneiden mußte.)

Robert Guiskard, so wie wir ihn haben, scheint mir aber nicht nur in der Form, sondern auch im Stoffe geschlossen zu sein, und auch damit Kleist die Möglichkeit einer Fortführung des „Bruchstücks“ genommen zu haben. Freilich bezieht sich diese Hypothese nur auf eine Seite des reichen dramatischen Vorwurfs: die geplante Familientragödie ist in dem erhaltnen „ersten Akte“ nur eingeleitet und angedeutet, ich glaube aber, während der Arbeit verschob sich für Kleist der Schwerpunkt seines Interesses am Stoff, und der Kampf Guiskards mit der Pest mit allen seinen Begleiterscheinungen und Folgen, das Ringen des großen Menschen mit der rohen Naturgewalt, die vernunftlos das Genie wie den Pferdejungen zermalmt, trat für den Dichter in den Vordergrund. (Kleist hat sich sein Leben lang trotz oder wegen größten innern Reichtums gegen die äußere Armut, gegen die rohe Not des Daseins wehren müssen und ist — zum Teil auch dem Kampf um die bare Existenz — schließlich unterlegen; und daß den Dichter nicht nur im Guiskard-Thema die Einwirkung elementarer Gewalten auf den Menschen reizte, zeigt z. B. die Novelle Das Erdbeben in Chili.)

Eine im angedeuteten Sinne abgerundete Tragödie: „Tod Guiskards des Normannen“ — wie das Stück nach Wielands Erinnerung auch hieß — giebt unser Fragment, und es schiene mir nur begreiflich, hätte sich Kleist von der Unmöglichkeit, aus der Tragödie des ausgefochtenen und mit dem Siege der Pest endigenden Kampfs zwischen dem Menschen und der Urkraft der Natur eine Familientragödie erwachsen zu lassen, überzeugen müssen und nicht mehr gewußt, wie er das auch in seiner Konzeption alles verschlingende Motiv der Pest im Laufe des geplanten Trauerspiels wieder in den dramatischen Hintergrund hätte zurückdrängen sollen. Das sind die zur Lösung des „Guiskard-Problems“ vielleicht anführbaren Hypothesen.

* * *

Vierzig Jahre nach dem Ringen Kleists mit dem Guiskard rang Hebbel mit dem Moloch. Das Pariser Kaminfeuer hatte des einen „Lebenswerk“ verzehrt, am Feuer des großen Hamburger Brandes schmiedete der andre den Plan seines „Hauptwerks,“ das entscheiden sollte, „ob er eine große Tragödie dichten und der Zukunft einen Eckstein liefern konnte.“ Beide

Tragödien, in denen die uns am nächsten stehenden zwei großen deutschen Dramatiker sich sehnten, ihr Tiefstes zu geben, wurden nicht vollendet; auf den Wegen zu den dramatischen Idealen ihrer Dichter blieben sie, weit hinausgeschoben in fremdartiges Neuland, liegen, gewaltige Marksteine großen Strebens.

Auch Hebbel wollte „das furchtbarste“ seiner Stücke in der „Mitte zwischen antiker und moderner Dichtung“ halten, aber nicht, wie Kleist, der Form sondern der Idee nach. Ließ sich der Verfasser des Robert Guiskard als Vertreter des „künstlerischen“ Dichtertypus auffassen, so wäre der Dichter des Moloch dem „philosophischen“ zuzurechnen; denn ihm ist die Kunst „realisierte Philosophie,“ und nach Hebbel soll das Drama „als Spitze aller Kunst den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zur Idee, das heißt hier zu dem alles bedingenden sittlichen Zentrum . . . veranschaulichen,“ und das Drama, auf das er „der Idee nach“ den größten Wert legte, war der Moloch. So läßt sich also dieses zweiaktige Tragödienfragment als für Hebbels Kunstauffassung charakteristisch betrachten, wie der Guiskard für die Kleists. Nicht nur manche Seiten des gestellten künstlerischen Problems sind beiden Dichtern gemeinsam, sondern auch die Beantwortung der Frage: was ihnen die Lösung ihrer Aufgabe unmöglich machte, nämlich die Thatsache, daß der in seiner psychologischen Struktur nicht umzumodelnde Dichter in Hebbel und Kleist, sobald es an die Gestaltung des betreffenden Musterbeispiels für ihre Kunstprinzipien ging, den Ästhetiker in ihnen erschlug. Die charakteristischen Züge des Guiskard-Torsos, in denen sich dieser Prozeß darstellt, wurden schon aufzuzeigen versucht, dasselbe bleibt noch für den Moloch zu leisten. Das Scheitern an einem künstlerischen Problem hat den Dichter Kleist tief verwundet: die Penthesilea ist eine einzige Klage um Guiskard, denn die Achse seiner Persönlichkeit waren künstlerische Kraft und Bethätigung. Hebbel kam über den Moloch leichter hinweg: die Unmöglichkeit, eine halb philosophische Aufgabe zu lösen, konnte seinen Lebensnerv, den doch auch bei ihm die dichterische Begabung ausmachte, nicht treffen. Hebbel ist sich übrigens des Widerspruchs zwischen seiner dramatischen Theorie und seiner dramatischen Praxis wohl bewußt: er will sich im Moloch „nicht so tief ins Individuelle versenken, damit der Schicksalsfaden, der in der Judith zu wenig, in der Genoveva zu sehr mit Gemütsdarstellungen umsponnen ist, durchgehends erkennbar bleibt.“

Das „Basrelief,“ wie Hebbel seinen Moloch einmal nennt, worin er einen Teil der „weltgeschichtlichen Aufgabe,“ das Problem einer „Vermittlung zwischen der Idee und dem Welt- und Menschenzustand“ lösen wollte, sollte aus der Antike, der Form nach, so gut wie nichts herübernehmen, wohl aber das antike „Herabdrücken des Individuums den sittlichen Mächten“ gegenüber und das Gestalten eben dieser sittlichen Mächte, des Fatums nach antikem oder nach Hebbels Sprachgebrauch: der Idee. Sein individuelles Element: eine „furchtbare Dialektik der Charaktere“ würde der Moloch mit dem Drama Shakespeares gemeinsam haben und schließlich durch das „Hineinwerfen dieser Dialektik in die Idee selbst“ das Problem der Vereinigung antiker und shake-

spearischer Dramatik in „moderner Dichtung" lösen. [Die zitierten Formulierungen stammen aus Hebbels Vorwort zur Maria Magdalene.]

Aus dem Körper des Molochplans lassen sich zwei fest miteinander verwachsene Ideenstränge herauslösen: ein weltgeschichtlicher und ein individueller.

Die Entwicklung des religiösen Bewußtseins vom dumpfen Naturgefühl an bis zur blinden Verehrung des äußerlichen Symbols eines abstrakten Religionsinhalts, und das parallel laufende Entstehn der Kultur, die Ausbildung gesellschaftlicher und geistiger menschlicher Anlagen, kennzeichnen den ersten, philosophischen Nerv der Tragödie, der mit dem zweiten dadurch aufs engste verknüpft wird, daß der Religionsstifter und Kulturbringer ein Mensch ist, dessen Tragödie die Bedeutung der individuellen Idee ausmacht. Getrieben von einem unersättlichen „Willen zur Macht" versucht dieser, sogar von jedem religiösen Abhängigkeitsgefühl frei gewordne Mensch, den Gott zum Knechte seiner weltlich-politischen Tendenzen zu machen, den Gottesglauben als Mittel zu seinen Zwecken zu benutzen, indem er, gestützt auf die bedingungslose Unterwerfung der jungen Religionsgemeinschaft unter ihren Götzen, sich als den einzigen Kenner und Verkünder des göttlichen Willens zwischen Gläubige und Gott einschaltet. Er begeht bei dieser grandiosen Rechnung den Fehler, zu übersehen, daß sein ursprüngliches Werkzeug durch das Verhältnis, in das er sich selbst zu ihm gesetzt hat, allmählich Macht über ihn bekommt, da der durch ihn geweckte und erzogne Glaube an etwas Übersinnliches eine furchtbare, lebendige Kraft geworden ist, die sich beim ersten Zweifel an der Richtigkeit des Dogmas für diese Enttäuschung an dessen menschlichem Vertreter, nicht aber an dem Übermenschlichen, das für den einmal Gläubigen nicht täuschen kann, rächen wird. So siegt die weltgeschichtliche Idee, infolge der mit dem Entstehn des religiösen Bewußtseins verknüpften psychologischen Veränderungen im Volkscharakter, schließlich über die individuelle, in deren Diensten sie beim Einsetzen der Tragödie gestanden hatte. (Einem ähnlichen psychologischen Irrtum, wie Hieram im Moloch, unterliegt z. B. auch Herodes in Herodes und Mariamne. Mariamne sagt: „So groß ist keiner, daß er mich als Werkzeug gebrauchen darf," und in einer Tagebuchbemerkung heißt es: „Napoleons Irrtum war, daß er die Menschen nur als Massen, nicht als Individualitäten sah, und daß er auch, wenn sich eine Individualität bei ihm geltend zu machen wußte, in ihr nur die Kraft, nicht aber ihre eigentümliche Richtung ehrte und nützte.")

Nur einen Teil dieser gewaltigen Konzeption hat Hebbel gestaltet: die zwei Akte des Molochfragments bringen die Stiftung der Molochreligion durch Hieram und die an das Erscheinen des Gottes geknüpfte Gegenüberstellung der neuen Gläubigen und der alten Ungläubigen, die Auflösung der Familienbande, die Gegensätze zwischen dem jungen Teut, dem ersten Fanatiker der neuen Lehre, und den beiden, die „Gott-los" sind, nämlich seinem Vater, dem alten Teut, der noch *vor* jedem religiösen Bedürfnis steht und „gern allein war," und dessen Kontrastfigur, dem Hieram, der *hinter* allem Glauben: „Wenns Götter gäbe — allein die giebts nicht!" dem Gotte zuruft: „Halte

dich denn wacker, Knecht!" Das Familientrauerspiel im besondern rückt fast der ganze zweite Akt in den Vordergrund.

Die Molochtragödie blieb liegen, wohl weil ihr Wirksames den Absichten des Dichters widersprach, und weil, was er sagen wollte, eben nicht wirkte. Hebbel hatte das Individuelle in diesem Drama möglichst in den Hintergrund rücken wollen, und doch nur die großen Individualitäten, ein Hieram, Teut, Rhamnit beleben die zwei Akte des Fragments; in ihnen glüht der Moloch wirklich, weil ihm, der von lebenden Menschen gespeist sein will, auch solche geopfert werden. Da es nun aber Hebbels Absicht war, in diesen Stoff alles hineinzustecken, was er über die Anfänge der Kultur, der Gewerbe, der Stände, von der Entwicklung der Schrift, der Sprache, des Volkslieds usw. zu sagen hatte, und da er außerdem in gewaltigen Bildern Thule und Rom gegenüberstellen wollte, so sah er einerseits ein, daß der Moloch von den Ideenhekatomben des Philosophen niemals glühen würde, andrerseits wollte der Dichter nicht, wie in den beiden vollendeten Akten, die vom Gotte geforderten Menschenopfer bringen, und so ließ er schließlich die Tragödie fallen. Es wäre ihm doch nur wie dem Hieram gegangen: die heraufbeschwornen, weltgeschichtlichen Ideen hätten über ihren ursprünglichen Schöpfer und Meister Gewalt bekommen, und bei der Hebbel „von Jugend auf eignen Anschauungsart, in den Dingen nicht die Dinge selbst, sondern immer die Symbole der Natur oder der Geschichte zu erblicken," wäre der Moloch wirklich ein Stück „realisierte Philosophie" geworden. Es ist eigentlich nur natürlich, daß in der aus litterarischen und philosophischen Anregungen, nicht aus dem fruchtbaren Boden innersten Erlebens ihres Dichters erwachsenen Tragödie der Dualismus am schärfsten und die lebendige Einheit des Dramas zersetzend auftritt, der für Hebbels Lebensführung so gut wie für sein Dichten charakteristisch und bisweilen — gefährlich wurde, nämlich der Zwiespalt zwischen abstraktem Denkvermögen, nüchterner Reflexion und zersetzender Dialektik auf der einen, leidenschaftlichster, unmittelbarer Lebensaufnahme und Hingebung auf der andern Seite.

* * *

Es ist im Vorstehenden zu zeigen versucht worden, daß die beiden uns modernen Menschen am nächsten stehenden deutschen Dramatiker in zwei großgeplanten Tragödien ihre dramatischen Anschauungs- und Darstellungsweisen zum klarsten und glänzendsten Ausdruck bringen wollten, daß jeder in einem gewaltigen Wurf die Summe seines ästhetischen Wissens und künstlerischen Könnens zu ziehn hoffte. Diese beiden „Hauptwerke" Kleists und Hebbels konnten sich, eben weil ihre Konzeptionen aus der Theorie geboren waren, nicht zu vollen lebenden Kunstwerken auswachsen, sie mußten als Fragmente sterben. Wenigstens angedeutet haben wir ferner, daß die im Guiskard und im Moloch angewandten Methoden, eine poetische Aufgabe zu packen und ihre Lösung zu versuchen, nicht nur den Kleist und Hebbel kennzeichnenden Denk- und Arbeitsgepflogenheiten entsprechen, sondern auch die beiden künstlerischen Erscheinungsweisen, die sinnliche — spezifisch künstlerische — und die philosophische vertreten, die in der Poesie so gut wie in der Musik oder in den

bildenden Künsten konkurrierend nebeneinander hergehn, sich gegenseitig ablösen, und von denen bald die eine, bald die andre die Führung übernimmt.

Die erwähnte doppelte Möglichkeit dichterischer Gestaltung beruht im letzten Grunde auf der künstlerischen Verwertung des poetischen Darstellungsmittels, der Sprache, die eine Zweiheit ihrer Funktionen aufweist: einerseits und an erster Stelle dient sie als der geschichtlich gewordne, wichtigste Träger der Gedankenübermittlung dem gegenseitigen Verständnis, andrerseits befähigen sie ihre musikalisch-sinnlichen Elemente zum Formmaterial einer Kunst, der Poesie. So bietet sich dem schaffenden Dichter die entsprechende doppelte Möglichkeit dar, einmal auf diese, das andremal auf jene Seite seines Sprachmaterials den Schwerpunkt seiner künstlerischen Darstellung zu verlegen, sodaß diese mehr oder minder vollendete Balance seine größere oder geringere Meisterschaft in der Sprachbehandlung ausmacht.

Auf der charakteristischen Art, wie im kleinen ein Dichter, z. B. ein Kleist und ein Hebbel, den Satz bildet, beruht im großen die Art, wie er eine Tragödie, in unserm Falle den Guiskard und den Moloch, konzipiert und zu gestalten versucht.

Wilhelm Waetzoldt

# Sächsische Schlösser und Burgen

(Schluß)

Augustusburg, so wird uns berichtet, enthielt fünf große Säle, sieben Vorsäle, 74 Zimmer, 96 Kammern und drei Küchen. Es war mit Metallarbeiten, Möbeln, orientalischen Teppichen, venezianischem Glaswerk und sonstigen schönen und nützlichen Dingen reichlich ausgestattet, namentlich scheint es mit einer großen Anzahl seltner Jagdtrophäen geschmückt gewesen zu sein, von denen ein großer Teil später nach Moritzburg gekommen ist, unter ihnen der von dem König Christian dem Dritten von Dänemark seinem Schwiegersohn verehrte „Hasenkopf mit Gehörn," ein Naturspiel, über das man sich bis auf den heutigen Tag noch nicht recht „einig" geworden ist. Wie auf der Annaburg bewegt sich auch in Augustusburg der angebrachte künstlerische Schmuck im Geist und Geschmack der Renaissance. Lateinische Sentenzen und Illustrationen zum Ovid zieren die Wände; es giebt dort einen Venussaal, und eine der Fresken stellt Herkules mit der Keule (auf Seite 289 heißt es sogar mit Keulen) dar. Aber die Verwendung des Klassischen geschieht in durchaus freier, selbständiger, echt deutscher, gemüt- und phantasievoller Weise. Namentlich scheint das Fürstenpaar vom ridendo castigat mores viel gehalten zu haben, und wenn einem römischen Kardinal auch vielleicht die Späße etwas plump, und die von deutschen Künstlern ersonnenen dekorativen Motive etwas böotisch vorgekommen sein dürften, so waren sie doch, wie alles, was vom Vater August und von der Mutter Anna ausging, heiter, lebensfroh und gesund.

Metzsch sagt uns nicht, warum das Gemach der Kurfürstin und ihrer Frauen, wo sie im Bilde ins Zimmer herabsah, „als wolle sie sich überzeugen, daß man sich auch sittsam betrage," die „Turteltaubenstube" hieß, und da es in demselben Gebäude (Pavillon), dem Lindenhause auch je eine Gemsen-,

eine Affen- und eine Zeisigstube gab, so dürfte vielleicht der Name auf irgendwie im Zimmer angebrachte Wand- oder Deckenmalereien zurückzuführen sein. Aber ähnlich hätte es dem Kurfürsten doch gesehen, wenn er zum Scherz das Frauengemach „Turteltaubenstube" getauft hätte. Den Fürstensaal zierten zweiunddreißig Brustbildnisse sächsischer Fürsten von demselben jüngern Lukas Kranach, den wir bei Gelegenheit einer weniger erfreulichen Aufgabe bemitleidet haben. Man sieht, auch im Künstlerleben folgen sich die Tage und gleichen sich nicht.

Überaus originell und beinahe ein wenig barock scheint das Gebäude gewesen zu sein, das als das „Hasenhaus" bekannt war, und dessen künstlerischen Wandschmuck der kurfürstliche Hofmaler Heinrich Göding besorgt hatte. Gegen neunzig Bilder stellten Vorgänge dar, bei denen nach Analogie dessen, was sich im Privat- und im öffentlichen Leben des Menschen zuträgt, Hasen als handelnde Personen, als Würdenträger, Heroen und schließliche Opfer erscheinen. So werden folgende Darstellungen namhaft gemacht: Reichstag der Hasen, Vorbereitung zum Krieg, Auszug, Sturm und Beschießung der Jägerstadt, deren Einnahme, Triumphzug, Strafgericht über die Hunde, Kampf gegen die Raubvögel, Hasenhochzeit, Abhaltung einer kirchlichen Messe — dieses und das nächste Bild hätte man unsrer Idee nach füglich weglassen können, ohne dem Ganzen zu schaden —, Prozession, Turnier, Bankett, Maskerade, Tanz, Schützenfest, Jagdbelustigung, Hasenfamilie, Kinderstube, Schule, Universität, Pflege des Rechts, der Künste, der Wissenschaften, der Gewerbe, des Bergbaus, die sieben Schwaben — auch sie natürlich durch Hasen personifiziert —, Verklagung der Hasen bei der Göttin Diana durch Jäger und Hunde, Kämpfe der Jäger und Hunde gegen die Hasen, Besiegung und Bestrafung der Hasen durch Töten, Braten usw. Das Ganze ist offenbar mehr cynegetisch als cynisch, ein Weidmannscherz mit — viel Behagen. Sollte am Ende der Osterhase, von dem wir nie recht haben begreifen können, wie das Volk auf den Gedanken gekommen ist, den scheuen Flur- und Waldgast mit rotgefärbten Eiern in Verbindung zu bringen, auch eine Weidmannslegende sein? Und wäre es vielleicht möglich, da Sachsen damals als Nest für deutsche Scherze noch viel zentraler lag als heutzutage, daß Göding, bei seiner Virtuosität in der Darstellung Lampes des ehrlichen Mannes mit irgend einer achtlos hingeworfnen Skizze das Samenkorn ausgestreut hätte, dessen gewaltig aufgegangne Saat in den letzten Jahren zu Ostern alle Gebiete der billigen Kunstdarstellung überwuchert?

Im Küchenhaus — um auch diesen im Schlosse einer Musterwirtin wichtigen Bau zu erwähnen — lag unten im Keller außer dem Brunnen auch, von der alten Burg Schellenberg her, eine doch wahrscheinlich nicht ganz überflüssig gewordne Marterkammer, und es werden im Erdgeschoß die Kurfürsten- und eine Ritterküche, die Essigstube, das Pastetenstübchen und die Trabantenstube erwähnt. Wenn es in Augustusburg wie in Annaburg auch eine Käsemutter gab, so ist sie unserm Chronisten entgangen; vielleicht übergeht er sie auch nur mit Stillschweigen, weil ihm der Titel nicht denselben überwältigenden Eindruck gemacht hat wie uns.

Der guten lebensfrohen Mutter Anna, die noch im Jahre 1575 zum fünfzehnten mal in die Wochen gekommen war, begegnen wir zehn Jahre später zu Nossen wieder. Ein trauriges, wehmütiges Begegnen. Die brave Fürstin, die der Himmel doch eigentlich nicht zum Arzt und Apotheker bestimmt hatte, die sich aber einen wahren Samariter- und Ehrenberuf daraus machte, andre zu heilen und sie mit ihrem dem Benediktinerliqueur von Fécamp wahrscheinlich sehr ähnlichen Aquavit zu stärken, war nun selbst der gefürchtetsten Feindin, der Pest erlegen. Ihre Leiche, sagt Metzsch, rastete bei der Überführung zur Fürstengruft in Freiberg eine Nacht auf dem Nossener Schlosse.

Der Gegenstand ist zu ernst, als daß man zum Lobe des Ausdrucks viel sagen möchte. Thatsächlich giebt der Volksmund damit, daß er sich dieses wahrhaft poetischen Bildes bedient, den Beweis für das Vorhandensein eines sehr feinen Gefühls. Wir hatten seinerzeit in Paris Veranlassung, auf der Nationalbibliothek die eingehenden und umständlichen Anordnungen zu studieren, die Ludwig XV. für die in Sens stattfindende Beisetzung der Dauphine, einer Urenkelin unsrer Mutter Anna, getroffen hatte. Ein Leichenbegängnis ganz im Sinne der damaligen Verhältnisse am französischen Hofe, kalt, förmlich und prächtig. Da die Etikette dem König und den Prinzen von Geblüt jede Teilnahme an einer derartigen Feier verbot — der Tod war in Versailles ohnehin ein anrüchiger und rasch abgefertigter Gast, und zu rasten erlaubte man unter Ludwig XV. den Leichen erst in der Gruft —, so war die Comtesse de la Marche mit der Vertretung der königlichen Familie beauftragt worden, und die Reise ging unter einem gewaltigen Aufgebot von weltlichen und geistlichen Würdenträgern, Trauerkutschen, berittnen Garden, umflorten Insignien, schwarzen Federbüschen und Fackeln vor sich. Alles war bis aufs kleinste vorgesehen wie eine echte Hofzeremonie: wo sich Madame de la Marche zu verneigen oder zu setzen oder niederzuknieen hatte, und doch hat uns das Ganze nicht halb den wahrhaft vornehmen und dabei doch menschlich einfachen Eindruck gemacht wie dieses: sie rastete eine Nacht. Das Leichenbegängnis der Dauphine aber und das ihres bekanntlich schon vor ihr heimgegangnen Gemahls waren für alle, die Augen hatten, zu sehen, ein schlagender Beweis dafür gewesen, daß auch am französischen Hofe ein geheimnisvoller Einfluß, der zuerst von Spanien ausgegangen, dann um Gewinnung eines festen Mittelpunkts in Rom bemüht gewesen war, alle andern beherrschte. Der Dauphin, den eine lange Reihe von Ahnen in St. Denis erwartete, hatte vorgezogen, in Sens bei den geliebten Vätern Jesu zu ruhen. Ihrem Einfluß begegnen wir denn nun auch auf deutschem Boden, sowie uns, nach dem Tode der Kurfürsten Christians des Zweiten (von 1591 bis 1611), die Regierungszeit Johann Georgs des Ersten (von 1611 bis 1656) in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges und der sich an ihm hinspinnenden diplomatischen Verhandlungen hineinführt.

Wir treten mit den ersten Jahren seiner Regierung in eine trübe Periode der sächsischen Geschichte, die sich bis zum Wiener Kongreß hinzieht, und während deren die Vorsehung dem sächsischen Lande bei vier entscheidenden Gelegenheiten, wo es ihm an Rock und Kragen ging, den Retter aus der Not, den großen Führer, den rechten Mann am rechten Flecke jedesmal unerbittlich versagt hat. Auf allen von Metzsch geschilderten Schlössern und Burgen lebten ohne Zweifel brave Männer, die als Minister, Geheimräte, Generale, Gesandte, Präsidenten und dergleichen ihre Pflicht thaten, sich prächtig kleideten, pirschten, hetzten, turnierten, bankettierten, ein Haus machten, einen großen Troß hielten, dem gnädigen Herrn aufwarteten und die Hand küßten, ihn zu Gevatter baten, wenn sie taufen ließen, die auch ihr Leben, wenn es galt, ihm im Felde zu dienen, nicht weiter hoch anschlugen: aber in allen vier Fällen war der Mann, den man am Fuße des Thrones gebraucht hätte, nicht unter ihnen. Wenn man August den Starken ausnimmt, der zwar nicht gewissenhaft und glücklich, aber befähigt, ehrgeizig und entschlossen war, so läuft man, so oft man während dieser beiden für die gegenwärtige Gestaltung der Staaten so wichtigen Jahrhunderte die unglücklichen sächsischen Städte, Schlösser und Dörfer der Willkür eines siegreichen Feindes ausgesetzt sieht, händeringend nach dem benötigten energischen, großen Mann herum, und es heißt jedesmal: vacat. Es giebt sehr gelehrte und einsichtige Geschichtschreiber, die eine sonderbare Art haben, einen glauben machen zu wollen, der oder jener hätte dies oder das leisten sollen, und hätte es auch leisten können, wenn er nur gewollt hätte oder von ihnen beraten worden wäre. Wenn der Wunsch, groß zu sein,

etwas hülfe, so würde es auf den Beeten sehr wenig kleine und fast nur Riesenerdbeeren geben. Aber Genie und Größe kann sich der Mensch ebensowenig geben, wie er sie durch moralische Verworfenheit auf einmal zerstören kann. Genie und Größe sind ein freies Geschenk des Himmels, und man muß schon sehr verrannt und einseitig sein, wenn man glaubt, die Menschen seien es, die die Weltgeschichte machten. Sie wird vom Chef der Firma selbst gemacht, und er ist es auch, der einem Lande, je nach seinem Willen, den rechten Mann am rechten Platze gewährt oder versagt. Seit dem Wiener Frieden, mit dem Sachsen aufgehört hat, eine maßgebende, politische Rolle zu spielen, hat es auch keinen großen Mann mehr gebraucht, und was es brauchte, zuverlässige, begabte, einsichtige Führer, die hat es, namentlich nach Königgrätz und 1870, glücklicherweise gehabt.

Als spiritus rector zieht sich durch die ganze zwischen dem Regierungsantritt Johann Georgs des Ersten und dem Wiener Frieden zwischen inneliegende, für Sachsen so verhängnisvolle und das Grab seiner Hoffnungen auf politische Größe gewordne Zeit ein Einfluß, dem wir oben in Sens begegnet waren, und der für diese beiden Jahrhunderte eine den letzten Grund des Geschehenen ermittelnde Geschichtschreibung wohl für immer unmöglich macht. Das tragische Schicksal Wallensteins hat in einem der Fälle, wo die heiligen Väter mitgewirkt haben, die vorhandne Lücke, die nie ausgefüllt werden wird oder ausgefüllt werden kann, recht drastisch gezeigt. Aus Briefwechseln und Aufzeichnungen kommt allerhand zu Tage, ein Geheimarchiv nach dem andern öffnet sich zum Jubel der Forschenden: nur über die Hauptsache, über die Instruktionen, die die jesuitischen Beichtväter in Wien, Innsbruck, Prag, München, Paris und später Versailles hatten, sowie über deren Berichte an den souveränen General erfahren wir nichts, können wir nichts erfahren, weil die verborgen gehaltnen Vorgänge das Licht nicht vertragen: schon wenn die Welt erführe, wie erbärmlich die Mittel waren, die einem klugen Manne genügten, Könige und Minister wie Marionetten zu leiten, würde ihr Hören und Sehen vergehn. Die Herren waren, wie gesagt, anfänglich nur in Prag, Innsbruck, München und Wien, dann wurden sie auch am französischen Hofe mächtig, und eines schönen Tages hatten wir sie auch in Sachsen. Geschichtschreiber, die ihrer Sache sehr gewiß zu sein glauben, sagen, man müsse sich hüten, die Jesuiten überall sehen zu wollen, auch da, wo sie nicht wären. Das ist sehr richtig, viel richtiger vielleicht als die vorsichtigen und vorurteilsfreien Raterteiler selbst glauben. Denn nichts kann den Jesuiten erwünschter sein, als wenn man sie da vermutet, wo sie nicht sind: das erlaubt ihnen, da zu sein, wo man sie nicht sucht. Staatsmännern und Gelehrten ist es ja nicht zu verdenken, wenn sie nicht auszuspüren suchen, was alles auf dem Wege zwischen der Hintertreppe und dem Beichtstuhle für die Zwecke einer behutsamen, auf lange hinaus arbeitenden Politik geschehn kann: sie würden staunen, wenn sie sähen, wie vielfältig die gezognen Fäden sind, und wie auch längst pensionierte Lakaien einer schon seit Jahren in der Erbgruft schlafenden fürstlichen Dame oder ihres Gemahls noch ihr Marionettenfädchen hinten am Schopfe haben, damit sie, wenn die Verhältnisse es mit sich bringen, als Mittelglieder einer Intrigue verwandt werden können. Gewissenhafter, pünktlicher, gläubiger, nicht mit eignen Augen sehender und nicht mit dem eignen Kopfe denkender Personen bedient sich ja bekanntlich die Gesellschaft Jesu als willenloser Werkzeuge viel öfter und viel lieber, als daß sie selbst die Bühne betritt: viele von ihnen sterben, ohne je gewußt zu haben, daß sie das Fädchen am Schopfe hatten.

So teilt uns Metzsch aus sehr begreiflichem Grunde — weil davon nichts in den Archiven steht — auch nicht mit, wann die Herren auf dem oder jenem Schlosse sich eingethan haben, und was von diesem oder jenem für die deutsche

Sache allemal verhängnisvollen Ereignisse auf ihr Konto kommt. In Staaten, wo sie nicht sind, kann man innere Geschichte in dem Sinne schreiben, daß man der Wahrheit sehr nahe kommt: in denen, wo sie sind, nicht. Und Weltgeschichte ohne Pfahlbauten, unter denen der Sumpf unberührt bleibt, wird man, davon sind wir aufs tiefste durchdrungen, erst schreiben können von dem gesegneten Tage ab, wo man dem letzten „General" das Geleite zu dem auch für ihn unausbleiblichen In Pace Domini gegeben haben wird.

Nun, was die Schlösser und Burgen Sachsens anlangt, so hatten sie, weil sich kein zweiter Moritz fand, die Ehre, der Reihe nach von allen denen verwüstet zu werden, die halbwegs einen Anspruch auf kriegerischen Ruhm machen konnten, Wallenstein, Tilly, Gustav Adolf, Banér, Torstenson, Karl der Zwölfte, Friedrich der Große, Napoleon der Erste und andre mehr; nur einige französische Prinzen, Herzöge und Marschälle aus der Bourbonenzeit fehlen: sie waren nicht zur Hand, weil sie in der Pfalz und sonstwo morden und sengen mußten.

Die Schlösser, die nicht durch Truppen des einen oder des andern Kriegshelden geplündert oder in Brand gesteckt wurden, sind Ausnahmen. Was der eine übrig gelassen hatte, nahm meist sein Nachfolger, und niemand wird Metzschens Buch aus der Hand legen können ohne ein Gefühl des Staunens darüber, daß nach so gründlichem, jahrelang fortgesetztem „Devaschtieren" heutigentags in Sachsen überhaupt noch etwas da ist. Der Wunsch, seinen Platz an der Sonne zu behaupten, ist aber eben auch bei den Bewohnern dieses Landes nicht tot zu machen, denn immer wieder erzählt Metzsch von den einzelnen Familien oder von einem der vier Johann George, denen in der Geschichte, unter dem Vorwande, daß sie als Unterthanen in der Getränkesteuer etwas hoch gestanden haben würden, vielfach Unrecht geschieht: Sie bauten das Schloß wieder auf, oder sie verkauften es an den und den, der es wieder aufbaute.

Der für die Zeit von 1697 bis zum Wiener Frieden wahrnehmbaren, höchst sonderbaren Eigentümlichkeit, daß Leute aus aller Herren Ländern, Polen, Franzosen, Italiener, Irländer in das verwüstete, ausgesogne und verhungerte Land kamen, um da „Fortune" zu machen und sie zum Teil auch machten, entspricht während der Zeit der Christiane und Johann George umgekehrt ein Aufsuchen ausländischen Dienstes durch sächsische Edelleute. Als Beispiel möchten wir das curriculum vitae des für die Schlösser Netzschkau und Mylau im Vogtlande in Betracht kommenden Carol Bose I. geben, der, wie wir auf Seite 262 erfahren, reich genug war, sich eine Leibgarde zu halten, und dessen, wie der Chronist sich ausdrückt, wahrhaft fürstliches Leichenbegängnis 1657 in Zwickau stattfand. Er war 1596 zu Bosenhof (Langenhessen) geboren. Im zwölften Lebensjahre wurde er Page bei dem Bischof von Bamberg und nach dessen Tode bei Herrn von Kreilsheim auf Thon. Im Jahre 1614 ging er mit seinem Bruder „Julius Caesar" nach Metz und trug dort in dem Leibregiment Ludwigs des Dreizehnten die Pike. Hierauf diente er 1616 zu Paris als Gefreiter im Leibregiment des Königs und geriet bei Gelegenheit der Pikardiehändel bei Sédour in Gefangenschaft, aus der er nach sechs Monaten durch Ludwigs Vermittlung befreit wurde. Beim Ausbruch des Kriegs 1618 nahm er in Frankreich seinen Abschied, bekam bei der Belagerung von Pilsen ein Fähnlein von dem Grafen Ernst von Mansfeld und avancierte zum Kapitänleutnant. Als Kurfürst Johann Georg I. 1620 alle Landesritter einberief, stellte er sich auch und erhielt Kapitänsrang. Mit Vorwissen des Kurfürsten trat er im nächsten Jahre in den Dienst Kaiser Ferdinands des Zweiten und wurde bei dem Druckfischen Regimente als Obristwachtmeister angestellt. Im Jahre 1631 wandte er sich jedoch wieder seinem Kurfürsten zu, weil dessen Land von dem kaiserlichen Heere unter Tilly bedroht wurde, und diente als

Obristleutnant unter dem Befehl des Obersten Eustachius Löser. Dem Löserschen Regiment wurden in Anerkennung der Bosischen Verdienste zwölfhundert Mann zu Pferd beigegeben, und Bose wurde bei Barby vor Magdeburg zum „Obersten zu Roß und zu Fuß" ernannt. Er war viermal verheiratet und hatte fünfzehn Kinder; 1657 traf ihn der Schlag, nachdem er tags zuvor dem Leichenbegängnisse eines Sohnes aus erster Ehe beigewohnt hatte.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Augusts des Ersten, der meist kurzweg als August der Starke bezeichnet wird, wechselt für Sachsen mit einem mal der Zuschnitt des Ganzen, man möchte beinah sagen die Dekoration. Noch unter Johann Georg dem Vierten, von dem man sich im Volk erzählte, daß ihm seine Geliebte, Sibylle von Neidschütz, ein Philtron, einen Liebestrank zu trinken gegeben habe, und der am 27. April 1694 an den Pocken, die er sich an deren Krankenbett geholt hatte, starb, war alles nach althergebrachtem patriarchalischem, wenngleich stattlichem Brauch vor sich gegangen; er und seine Vorgänger gleichen Namens waren in erster Reihe tüchtige Soldaten und unermüdliche Jäger gewesen. Wenn es auch bei Hofe ab und zu mit Festen und Gelagen hoch hergegangen war, so war man doch grunddeutsch geblieben, und die Berichte auswärtiger Gesandten an ihre Höfe geben so ziemlich übereinstimmend den Eindruck, daß die fremden Herren den zur Schau gestellten Reichtum und das Wohlleben, dessen man sich, leider ungeachtet der im Lande herrschenden Not, erfreute, zwar anerkannten, aber ein klein wenig das Gefühl hatten, am sächsischen Hofe unter Halbbarbaren zu sein. Der Ausdruck ist vielleicht ein wenig drastisch, aber er giebt ungefähr wieder, was in den verschiednen Berichten zwischen den Zeilen zu lesen, ja sogar mit halben oder ganzen Worten gesagt ist.

Unter August dem Starken wurde das mit einemmal anders. Er hatte auf seinen Reisen, der bei jedem prinzlichen Lebenslaufe erwähnten Kavaliertour, die Verfeinerung Roms und der italienischen Höfe, in Versailles die den schon alternden Ludwig den Vierzehnten umgebende, durch Geschmack und Etikette geläuterte und gehobne Pracht kennen gelernt, der man im westlichen Deutschland auch an kleinern geistlichen und weltlichen Residenzen schon früher nachgeeifert hatte. Seine Wahl zum König von Polen und sein damit im Zusammenhang stehender Übertritt zur römisch-katholischen Kirche machten den patriarchalischen Beziehungen seiner Vorgänger zum sächsischen Adel und zum sächsischen Bürgerstand ein Ende, und obwohl es noch immer Sachsen blieb, mit dessen Mitteln man die kostspielige Hofhaltung, den Sold und die Verpflegung der Truppen, die Reisen nach Warschau, die Ausgaben der auswärtigen Politik und zum großen Teil sogar die der polnischen Administration bestritt, so trat doch das protestantische, einfachere Sachsen auf die zweite Stelle zurück, und fremde Sitte, fremder Adel, fremder Einfluß, fremder Kultus gewannen die Oberhand.

Wir haben den Eindruck gehabt, daß Metzsch dieser Zeit weder dasselbe Interesse, noch dasselbe Herzensverständnis entgegenbringt, das er für frühere Zeiten an den Tag legt, und wir tadeln ihn deswegen nicht. Das mit Sachsen gemachte Experiment war beinahe wie die Aufführung eines überaus glänzenden und entsprechend kostspieligen Spektakelstücks (im Sinne der französischen pièce à grand spectacle); es ist deshalb niemand zu verdenken, wenn er sich nicht dafür erwärmen kann, und wenn die unmittelbar auf den Flug zur Sonne folgenden kalten Duschen, die mehr noch auf das Land als auf die kühnen Luftschwimmer niedergingen, unsern Chronisten für die unerhörte Pracht der Vorstellung so ziemlich unempfindlich machen. Er sagt es nicht, dazu ist er zu rücksichtsvoll, aber man fühlt es.

Wie viel Nachahmung von Versailles in der ganzen Sache war, beweist unter hundert andern Dingen auch das beim Dresdner Georgenschloß erwähnte

Konferenzzimmer, wo genau wie im kleinen Trianon ein durch den Fußboden auf und ab steigender Tisch war, dessen Mechanismus das Ab- und Zugehn der Tafeldecker und Lakaien entbehrlich machte. In Dresden waren es, wie uns Metzsch beschreibt, sogar zwei Tische, die im Wechsel gedeckt und ungedeckt auf- und abstiegen. Auf einer kleinen am Tisch angebrachten Tafel konnte man bemerken, welche Speisen, Weine und Konfitüren man wünschte, und „Silberglöckchen" waren es, die das Zeichen zum Abheben gaben. Das „Tischchen deck dich" des Märchens ins Praktische übersetzt und verwirklicht! Nur den einen sehr bezeichnenden Unterschied finden wir zwischen den Erläuterungen, die uns das französische Schloßpersonal über den Tisch im Trianon gab, und dem, was Metzsch über das Konferenzzimmer sagt: daß der gnädigste Herr im kleinen Trianon mit seinen Damen, der im Georgenschloß mit seinen — Ministern speiste, und daß, wenn auch in beiden Fällen das, was man sich mitzuteilen hatte, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt schien, die behandelten Themata jedenfalls sehr verschieden waren.

Wegen Hubertusburg, eines großartigen Jagdschlosses, das in den Jahren 1721 bis 28 unter bedeutendem, bisweilen sehr mit Ach und Krach beschafftem Aufwand für den damaligen Kurprinzen und spätern August den Zweiten gebaut wurde, verweisen wir den Leser auf den Bericht von Metzsch, der an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Keine dreiunddreißig Jahre später übergab Friedrich der Große das Schloß — wie uns mitgeteilt wird, aus Rache für das von den Sachsen geplünderte Charlottenburg — einer regelrechten, mit Hilfe von Leipziger Juden und achtzig Packwagen ausgeführten Plünderung: die Fenster wurden ausgehoben, die Schlösser von den Thüren geschraubt, die Eisengitter der Treppen herausgebrochen, die Parketts mitgenommen und die Bäume der Baumschule niedergeschlagen. Ob die Sachsen in Charlottenburg auch so gründlich und systematisch zu Werke gegangen waren, erfahren wir nicht. In Hubertusburg waren nur die Mauern stehn geblieben. Der siegreiche Gegner hatte die Pracht der Einrichtung recht wie die Dekorationen eines Zugstücks, dessen Wiederaufführung man verhindern will, vertrödeln lassen, und die sächsische Regierung hatte vergeblich 300000 Thaler geboten, um die innere Einrichtung des Schlosses vor der Zerstörung und Verzettelung zu retten.

Sonst stellen sich uns, wenn wir uns von den Prunkfesten der beiden Auguste einen Begriff machen wollen, als Ort der Handlung Moritzburg und Pillnitz dar, von denen dieses, vielleicht weil es wirklich kein Schloß, sondern ein pittoreskes und obendrein unter Nachahmung chinesischer Bauformen angelegtes „Sommerlager" ist, in Metzschens Buch unerwähnt bleibt. Auch das Zeithainer Lager, der Pöppelmannsche Zwingerhof und das Dresdner Palais des zu ausschließlich kunstsinnigen Grafen Brühl mit seiner Terrasse kämen noch mit in Betracht. Für eine glänzende und doch auf das rein Theatralische nicht hineinfallende Schilderung der zum Teil politisch wichtigen Vorgänge dieser beiden Regierungen ist eine ganz besondre geschichtliche Stimmung nötig, die wenige haben dürften, die wir aber z. B. dem Schilderer der „Kursächsischen Streifzüge" zutrauen würden. Denn es gilt dabei, das wirklich Schöne zu sehen, das nur Kostbare und Prächtige im Vorübergehn anzudeuten und den gewissen wehmütigen Hauch und Schimmer zu fühlen und wiederzugeben, den für wahres Verständnis und Gefühl entschwundne Größe über Dinge auch dann breitet, wenn der Niedergang, den man um der versunknen Herrlichkeit willen beklagt, nicht bloß das Werk des Fatums, sondern auch des Leichtsinns und der Schuld ist.

Obwohl Moritzburg ein schwerfälliger Bau mit glatten Wänden, vier dicken runden Türmen und einer in die Mitte des rechten Seitenflügels eingebauten großen Kapelle ist und gegenwärtig in schrecklich nüchterner Weise an einer offnen Stelle neben dem Ende der auf das Schloß zuführenden Allee liegt, machen es doch Größe und Verhältnisse der Innenräume und die

Nachbarschaft eines zum Teil überaus malerischen und an ganz aparten Partien reichen Wildgartens zu einem sehenswerten Jagdschlosse.

Es hat als unmittelbaren Vorplatz in etwas über die Umgebung erhöhter Lage eine gewaltige, mit Fliesen belegte Terrasse, auf deren Balustrade barocke Vasen, Kindergruppen und blasende Jäger stehn, die einem nicht einmal durch die kastenartige Beschaffenheit des die Auffahrtsrampe flankierenden Wärterhäuschens ganz verleidet werden können; und obwohl man sieht, daß in der nächsten Umgebung des Schlosses das Hofbauamt zu Gunsten des Scharwerksmaurers abgedankt und damit nicht zur Hebung des überkommnen historischen Monuments beigetragen hat, so wird einem doch klar, daß mit verhältnismäßig geringem Aufwande, wenn es der Wunsch des Schloßherrn wäre, ein sehr vornehmes und charakteristisches Bild hergestellt werden könnte.

Metzsch bezeichnet den durch drei Etagen — und was für Etagen — reichenden Speisesaal als einfach und nüchtern dekoriert, und es scheint fast, als ob ihn oder seinen Gewährsmann der Umstand, daß Wände und Decke einfach weiß gestrichen sind, zu dieser Bemerkung veranlaßt hätte. Im ganzen Schlosse hat uns kaum etwas einen vornehmern und großartigern Eindruck gemacht als dieser weiß getünchte Speisesaal, und wir möchten glauben, daß dem Zweck und den Größenverhältnissen nach mit dem einfachen Weiß das einzig Richtige gewählt worden ist. Den zum Teil überraschend schönen und seltenen Geweihen, die den einzigen, dafür aber auch um so einzigern Schmuck des Saales ausmachen, könnte keine Farbe mehr zu statten kommen als Weiß. Zu erwägen ist ferner, daß es sich um einen, man kann ohne Übertreibung sagen, riesengroßen Eßsaal eines Jagdschlosses handelt, den man nicht wie das Treppenhaus einer fürstlichen Residenz, etwa zum Beispiel wie das des Würzburger Schlosses behandeln darf. Dem Jäger, auch wenn er tafelt, thun das helle Weiß und der ihn umgebende weite luftige Raum wohl, und alles, was diesen Eindruck vermindern könnte, wie Farbe, Malerei, plastisches Ornament wäre in diesem einen Falle von Übel. Eine Tafel für fünfzig Personen steht in diesem Riesenraume so klein und verschämt da, daß man darin, mit den weißen, nirgends drückenden oder einengenden Wänden wirklich recht den Eindruck hat, der nächste und keineswegs große Schritt, den man thun könnte, wäre ganz im Freien zu essen.

Ein Teil der Zimmer ist mit Ledertapeten versehen, die wir den bei Christie in London und im Hôtel-des-Ventes in Paris mit Gold aufgewognen noch vorziehn würden, weil die Farbe des dazu verwandten reinen Goldes von wunderbarer Schönheit ist; andre Zimmer hatten vor Jahren — wir vermuten, es wird noch so sein — einen so gefährlichen Schmuck, daß wir die gesunde Rückkehr von Verwandten und Freunden, die wir in dem Zimmer untergebracht wußten, immer mit besondrer Freude begrüßten. Die Tapeten und die Bettbehänge dieser Zimmer bestanden nämlich aus sehr kostbaren indianischen Arbeiten, zu denen die schönsten, buntesten Vogelfedern verwandt worden waren, Behänge, die wir nirgends anders in gleicher Massenverwendung und Schönheit angetroffen haben. Aber genau wie ausgestopfte Vögel, ein der Entwicklung von Maden und Motten in gefährlichster Weise günstiges Material! Arsenik ist das einzige, was hier konservierend wirken kann, und der Geruch war denn auch in diesen Zimmern trotz allen Lüftens so penetrant, daß wir die darin Schlafenden immer in Lebensgefahr glaubten. Es konnte aber in der That mit der Lebensgefahr nicht weit her sein, denn wir haben nie von dem Auftreten auch nur der leisesten Vergiftungssymptome gehört.

Freilich ist nicht bloß der Speisesaal, sondern auch der für die Leibgarde und die Trabanten bestimmte Wachsaal und das ganze Schloß überhaupt von solchen Dimensionen, daß der noch immer sehr stattliche Haushalt des sächsischen Hofes das weite Gebäude auch bei Galagelegenheiten nicht zu füllen und zu beleben vermag. Die frühere Größe der Verhältnisse und der Hofhaltung, sie

mögen auf noch so theatralischem Kothurn einhergeschritten sein, ragt stumm und gewaltig über dem sich heutzutage in moderner Hast und vergleichsweise in Dürftigkeit abzappelnden Haufen, und nur wenn die silberhellen Klänge der Hoftrompeten zum Mahle rufen, ist es einem, als erwache der erlauchte König und Kurfürst ein wenig und rücke sich das bunte Pantherfell über der vergoldeten Rüstung zurecht. Nur wenn an Jagdabenden die Fanfaren schmettern und die unruhige Glut der Fackeln über die „Strecke" tanzt, ist es, als zöge ein wenig Leben durch den toten Bau.

Der zwischen See und Wald wechselnde Wildgarten hat herrliche Baumpartien: auch dem, der den französischen Baumschnitt nicht mag, beweisen haushohe, aus zurechtgeschnittenen Buchen gebildete Initialen — wir haben vergessen, welche es sind, aber ein A war dabei —, daß die Leute damals wirklich wußten, was wirkte. Und nun die von den wenigsten gewürdigte Perle des Ganzen, ein, wenn wir recht berichtet sind, für den Kurprinzen Friedrich August (den spätern König Friedrich August den Gerechten) und nach seinen Angaben gebautes Schlößchen im Wildgarten, das sogenannte Fasanenschlößchen, das nach Lage, Bauart, äußerm Zubehör von Ornamenten, Zugängen und Perspektiven, namentlich aber durch seine innere Ausstattung und Raumeinteilung ein Unikum von feinem, vornehmem Geschmack ist. Wenn der Freund und Günstling des Kurprinzen, der spätere Graf Marcolini, der — wir glauben es gern — unwissentlich mit seinen politischen Anschauungen und Ratschlägen soviel Unheil über Sachsen gebracht hat, bei der Herstellung des Fasanenschlößchens planend und helfend beteiligt gewesen ist, so muß man ihm dafür im Punkte des Geschmacks einen Teil dessen gutschreiben, womit sein Debetkonto im Punkte der politischen Einsicht in so vielstelligen Zahlen belastet ist.

Metzschens dem nun von uns gegangnen König Albert von Sachsen gewidmetes Buch ist dementsprechend schön, geschmackvoll und zweckmäßig ausgestattet. Ein paar unrichtige Jahreszahlen haben wir im Vorbeigehn erwähnt; andres derart wird der Verfasser inzwischen selbst bemerkt haben. Dem eigentlichen Wert eines Buchs thut ja dergleichen kaum Eintrag, und es mag bei einem Werke, das soviel Detail enthält, doppelt schwer sein, der Unvollkommenheit jeder menschlichen Leistung vorzubeugen, aber wenn, wie im vorliegenden Falle, der Verfasser in alten und neuen Sprachen wohl bewandert ist, so sieht man bei Druckfehlern wie ritrifiés, donjou, Juliano virginis, drama postorale, impatience sofort, daß die Frau Mama der Aja (dem Korrektor) das Anlegen der letzten Hand an die Toilette des ausgehenden Kindes überlassen hat. Auch sind Druckfehler nicht immer ganz harmlos, wie z. B. auf Seite 187 die Erwähnung eines Fräuleins Elisabeth von Miltitz als dritter Gemahlin Heinrichs des Erlauchten, wo es bekanntlich statt Miltitz Maltitz heißen muß, einen den Verhältnissen ferner stehenden leicht irre führen könnte.

Die den Text begleitenden Abbildungen sind sehr förderlich und erfreulich. Wir ziehn darunter zwar die nach Naturaufnahmen hergestellten vor und nennen als uns besonders zusagend Rochlitz, Wolkenburg, Kriebstein, Wermsdorf, Colditz, Mildenstein, Strehla, Hof, Kuckuckstein, Stolpen, Siebeneichen, Albrechtsburg, Nossen, Bieberstein, Ober-Reinsberg, Hartenstein, Altschönfels, Lichtenstein und Schwarzenfels; wir können uns aber denken, daß Freunde von Kunstblättern und archaistischen Darstellungen auch an den Reproduktionen von Federzeichnungen, Aquarellen und dergleichen ein Vergnügen finden werden, für das gerade in diesem Punkte unser persönliches künstlerisches Empfinden leider zu modern ist. Grimma ist in jeder Beziehung, was Text und Abbildung anlangt, stiefmütterlich behandelt; wenn der Anblick der Dresdner Residenz (1632) aus Wecks Beschreibung von Dresden den Kunstenthusiasmus nicht wachruft, so ist dafür die mitgeteilte Abbildung von allen die anschaulichste, weil man in der modellartigen Darstellung Teile des heutigen Schlosses in den kleinsten Einzelheiten wiedererkennt. Nur über die übrigens sehr gelungne

Abbildung des dem Prinzen Ernſt von Schönburg-Waldenburg gehörenden neuen Schloſſes Gauernitz (an der Elbe) haben wir inſofern nicht mit uns ins reine kommen können, als wir ſie für die Reproduktion eines Bildes halten möchten, während doch die Werte der Töne ſo richtig und alle Anordnungen, Licht, Schatten und Perſpektive ſo ſchlicht und einheitlich ſind, wie ſie dem Künſtler überaus ſelten gelingen und von ihm meiſt auch als nicht „effektvoll“ genug verſchmäht werden.

Wenn Metzſch den am Schluſſe des Buchs ausgeſprochnen Vorſatz ausführt, in einem zweiten Bande weitere erwähnenswerte Denkmäler der ſächſiſchen Vorzeit zu beſchreiben, ſo zweifeln wir nicht, daß auch dieſer fernere Beitrag zur Chronik der ſächſiſchen Schlöſſer und Burgen dem Leſerkreis, der ſich für dergleichen intereſſiert, überaus willkommen ſein wird. Ein Inhaltsverzeichnis, aus dem man erſieht, auf welcher Seite jeder einzelne Ort behandelt iſt, ſteht zwar an der Spitze des jetzt erſchienenen Bandes, aber wir möchten doch anheimſtellen, ob es ſich nicht empföhle, dem nächſten Bande außerdem noch ein das Nachſchlagen erleichterndes Namen- und Sachregiſter beizugeben.

# Aus dem Lande der Cypreſſen

Von Charlotte Nieſe

(Fortſetzung)

In Neapel wohne ich in einer Penſion, die vier Treppen hoch, hart am Waſſer liegt. Dieſe vier Treppen ſind von ſchneeweißem Marmor und ſo breit, daß ſie eines Palaſtes würdig ſind. Aber die Räume oben ſind klein und dunkel. Mein Zimmer hat nur ein Fenſter, deſſen eine Hälfte von einem Ofen eingenommen iſt. Ein Ofen in einem neapolitaniſchen Zimmer iſt eine Seltenheit, und meine Vorgänger haben ſich vielleicht darüber gefreut. Ich brauche nicht zu heizen, und das weit aus dem Fenſter ragende Rohr übermittelt mir alle Geräuſche des Hinterhofes. Hier wird ewig Mandoline geſpielt, gelacht, gezankt, getanzt. Der Gemüſehändler erſcheint unten auf der Straße, und aus allen Fenſtern werden kleine Körbchen heruntergelaſſen, in die er ſeine Ware legt. Er will aber immer zuvor das Geld haben, ehe er ſeine Fenchelwurzeln, Erbſen, Bohnen abgiebt; verlangen die Frauen am Fenſter zuerſt die Ware, ſo giebt es lautes Geſchrei, Verwünſchungen und Beteuerungen. Die Neapolitaner haben alle ſehr laute Stimmen; die Frauen beſonders thun ſich keinen Zwang an. Wenn der Hirte mit ſeinen Ziegen kommt, die gemächlich vier bis fünf Treppen hoch ſteigen können, um vor den Augen der Käuferin gemolken zu werden, beginnt wieder ein großer Lärm. Der Hirte wird beſchuldigt, eine gefüllte Waſſerflaſche im Ärmel zu haben und ſie beim Melken reichlich zu verwenden. Er ruft eine Anzahl von Heiligen zu Zeugen an, daß er den Gebrauch von Waſſer überhaupt nicht kenne, und ſeine Gegnerin, eine Frau am Fenſter des fünften Stockwerks, bleibt ihm die Antwort nicht ſchuldig. Die ruhigſten bei dieſer Unterhaltung ſind die Ziegen, die ſich durch kein Geſchrei aus ihrem Gleichmut bringen laſſen, hier an irgend einem Abfall knabbern, dort auf eigne Hand in einem andern Hauſe verſchwinden. Dazwiſchen klingt dann wieder die Mandoline, und zwei kleine Mädchen üben ſich in der Tarantella.

Ich ſitze aber nicht immer an meinem kleinen Fenſter; gelegentlich laufe ich durch einen ſchmalen, dunkeln Gang und ſtehe dann auf dem Balkon des Hauſes. Vor mir liegt das Meer in himmliſcher Bläue; über dem Veſuv ſteht eine feine weiße Rauchwolke, und die Felſen von Capri beginnen ſich roſa zu färben. Unter

mir aber, auf der breiten, ſchön gepflaſterten Straße knallt ein Droſchkenkutſcher ſeinen Willkommensgruß und ladet mich dringend ein, mit ihm ſpazieren zu fahren. Das iſt mein Freund von Camaldoli her. Er hat mich mit einer amerikaniſchen Bekannten hinaufgefahren und auch ſicher wieder heruntergebracht. In der ſchrecklichen Trattorie des Dorfes hat er ein Glas Wein auf unſre Koſten getrunken und ſpäter bei der Abrechnung eine extra Buona mana für dieſe That verlangt.

War der Wein ſo ſauer? erkundigte ich mich.

Beſchwörend legte er die Hand aufs Herz. Gewiß nicht, Signora. Aber ich habe den Wein auf das Wohl der beiden Signoras getrunken. Auf das Wohl und das Gedeihen und auf eine glückliche Heimkehr!

Dieſen zwingenden Gründen können wir uns nicht verſchließen; er bekommt einen Lire extra und iſt ſeit der Zeit unſer Freund. Keine von uns kann ſich auf der Straße ſehen laſſen, ohne daß er nicht mit ſeinem Wagen angeraſſelt kommt und uns fahren will. Nur einmal noch, Signora! Ich bin ein alter Mann, Signora, und wenn die Signora wieder nach Napoli kommt, bin ich vielleicht tot. Die Madonna wolle es verhüten, aber es kann doch vielleicht ſein.

Aber wir fahren nicht mit ihm, denn erſtens iſt er noch nicht alt zum Sterben, und dann iſt ſein Wagen miſerabel, wie alle Droſchken in Neapel. So wohlgepflegt und hübſch geſchirrt die kleinen Pferdchen ſind, ſo ſchlecht ſind die Wagen. Im übrigen ſind die Droſchkenkutſcher zu beklagen. Ihre Taxe iſt ſehr klein — ſiebzig Centeſimi in der Stadt —, und die elektriſchen Bahnen fahren ſehr gut und haben ein viel beſſeres Bahnnetz als die römiſchen. Man benutzt natürlich meiſt ſie, und die Kutſcher müſſen zuſehen, wie die Fremden, die zu rupfenden ſteinreichen Fremden, vor ihren Augen in die Tram ſteigen. Das iſt oft zu viel für ein neapolitaniſches Droſchkenkutſcherherz, und wenn man in die Bahn ſteigen will, fährt er vors Trittbrett, daß man ſeine Abſicht nicht ausführen kann. Daß dann der Schaffner von der Bahn ſpringt und ſchimpft, daß die Peitſche geſchwungen wird, und ſich eine ungemein lebhafte Unterhaltung entſpinnt, iſt begreiflich. Allmählich fährt die Bahn weiter, der Fremde ſitzt drin — natürlich erſter Klaſſe, denn für die Fremden iſt eine erſte Klaſſe eingerichtet worden — und hat Zeit, über die Freuden des neapolitaniſchen Straßenlebens nachzudenken. Es iſt ihm aber anzuraten, nicht gar zu tief nachzudenken. Sonſt ſteht plötzlich ein kleiner Cerriniverkäufer unheimlich dicht neben ihm, und eine kleine braune, wir wollen lieber ſagen ſchwarze Hand ſucht nach der Taſche des Nachdenklichen.

Der engliſche Konſul hat in ſeinem letzten Bericht den Neapolitanern ein ſehr ſchlechtes Zeugnis ausgeſtellt. Er nennt ſie Diebe, Lügner und Betrüger, mit denen man nicht gut auskommen könne. Gerade um Oſtern regten ſich die Neapolitaner über dieſes Urteil auf, und die engliſche Kolonie in Neapel verſammelte ſich, um zu erklären, daß es ſo ſchlimm nicht gemeint wäre. Die Neapolitaner ſelbſt nennen ſich gegenſeitig Spitzbuben und Briganten; jeder verſichert, er ſei nicht in Neapel geboren, ſondern in Pozzuoli, Capua, Bajä: im ganzen iſt alſo ihr Ruhm nicht fein. Die niedere Volksklaſſe, die man auf der Straße in allen ihren Hantierungen ſieht, iſt nicht hübſch: es iſt etwas Unruhiges, Unheimliches in allen, ſowohl in den Männern wie in den Frauen. Unter den Kindern giebt es bezaubernde Geſichtchen: wenn ſie uns nur nicht immer anbetteln, Makkaroni! rufen und dazu jenen unappetitlichen Laut ausſtoßen wollten, der das Verſchlucken der Makkaroni verdeutlichen ſoll.

Ich habe Fremde getroffen, die ſo empört über die Neapolitaner waren, daß ſie ihren Aufenthalt in der Stadt verkürzten. Jeder hatte irgend ein Abenteuer erlebt. Einem war die goldne Uhr mit Kette, dem andern die Börſe genommen worden — von Taſchentüchern nicht zu reden. Ihnen habe ich dann die Geſchichte meiner Boa erzählt. Als wir nämlich nach Camaldoli fuhren, verlor ich ſie aus dem Wagen und ergab mich darein, dieſe eben gekaufte Boa auf die italieniſche Verluſtliſte zu ſchreiben. Aber als wir denſelben Weg wieder zurückfuhren und an einem alten Brunnen vorüber kamen, an dem ein ſteinerner Heiliger ſegnend ſeine Hände ausſtreckte, ſiehe da trug dieſer Heilige meine Boa um den Hals, und ein Mann hielt Wache davor.

Alſo wanderte die Boa wieder in meinen Beſitz, und da es dazu noch Oſtermontag war, und auf den Straßen der Vorſtadt ſich eine große Menſchenmenge bewegte, ſo ſieht man, daß die Neapolitaner nicht ſo ſchlimm ſind, wie ſie gemacht werden.

Sie betrügen gern, haben aber die größte Angſt davor, ſelbſt betrogen zu werden. Weil ſie dem Fremden immer falſches Geld in die Hand ſtecken, glauben ſie, daß man auch ihnen dieſe Münze gebe. Jeder Schein, jeder Lire wird mit einer Ängſtlichkeit geprüft, die etwas komiſches hat. Als ich in Neapel vom Bahnhof in die Penſion fuhr und meinen Kutſcher bezahlte, verwünſchte er mich auf die ſchrecklichſte Weiſe, weil er glaubte, ich hätte ihm falſches Geld gegeben. Er war im Irrtum; ein andrer Kutſcher nahm meine Partei, und das Ende war, daß ſich beide prügelten. Ich ging davon und fragte am andern Tage den Portier nach dem Ende der Geſchichte. Der war ganz erſtaunt, daß ich noch daran dachte. Es wäre alles ſchließlich in ſchönſter Ordnung geweſen, und die beiden Kutſcher hätten in der Schenke um die Ecke ein Glas Wein miteinander getrunken. In der Oſteria gäbe es nämlich ſehr guten Wein, und er, der Portier, tränke dort auch manchmal auf das Wohl der fremden Damen.

Das Urteil der Fremden über die Italiener kann natürlich nur ein ſehr beſchränktes ſein. Schon aus dem Grunde, weil man nur mit ſeinem Wirt, den Camerieres und der niedern Volksklaſſe, den Kutſchern und Händlern in Berührung kommt. Es giebt wenig Fremde, die Eingang in italieniſchen feinen Familien finden, und wer die Gelegenheit hat, teilt ſein Urteil nicht gleich mit. Der vornehme Römer iſt im Verkehr ſehr zurückhaltend; der Neapolitaner iſt freundlicher. Man merkt es ſchon in der Straßenbahn, wo die Neapolitaner den Fremden auf dies und jenes, auf dieſe und jene Ausſicht aufmerkſam machen, während die Römer ſtumm nebeneinander ſitzen und nicht die geringſte Höflichkeit für den Fremdling haben.

Denſelben Eindruck hatte ich von der struscia, dem Rauſchen, in Neapel. Die struscia iſt ein Gehkorſo, der am Gründonnerstag auf der belebteſten Straße in Neapel, dem Toledo, von zwölf Uhr mittags bis mitternachts ſtattfindet. Er heißt das Rauſchen, weil jede Neapolitanerin, wenn ſie es hat, im ſeidnen Kleide erſcheint. Für den Wagenverkehr iſt die Straße dieſe zwölf Stunden geſchloſſen; alles ſchlendert behaglich neben und hinter einander her. Man ſieht unzählige elegante Toiletten, ſchmucke Offiziere, geputzte Ammen mit ihren Bambinis, Geiſtliche in allen Trachten, Soldaten, Bürger. Und dazwiſchen die arme Bevölkerung in zuſammengeſuchten Fetzen und in außerordentlich heiterer Stimmung. Aus den Kirchthüren ſtrömen die Gläubigen, ihnen werden ſogleich von den Verkäufern Mönche aus Papiermaché angeboten, die eine gefüllte Flaſche zum Munde führen. Sie kaufen ſie auch, aber ſie kaufen auch ein lebendiges Oſterlamm, das ſich ziemlich widerwillig auf der struscia ſpazieren tragen läßt, oder ein Witzblatt, das auf der erſten Seite eine Kreuzigung in Neapel trägt. Es ſollen der Bürgermeiſter und Munizipalräte ſein, die am Kreuze hängend dargeſtellt werden. Von allen Seiten kommen die Zeitungsjungen und preiſen ihr Blatt mit entſetzlichem Geſchrei an: jeder kauft es und ſcheint keine Gotteslästerung darin zu finden.

Wir aber fahren noch ſchnell nach dem Poſilipp, ſehen die Sonne ins Meer ſinken, und alles Häßliche und jede Unbegreiflichkeit der unruhvollen Stadt verſinkt im Angeſicht dieſer unvergeßlichen Schönheit. Nur wer die Farben der Berge, der Luft, des Waſſers und die Lage der Stadt geſehen hat, der kann verſtehn, daß keine Worte dieſe Schönheit ſchildern können.

Aber nicht lange dürfen wir uns ungeſtört freuen. Eine Nonne zupft uns am Arm und geht auch nicht eher, bis wir ihre Wünſche, die auf Soldis gehn, befriedigt haben, ein Blumenverkäufer drückt uns einen Strauß Alpenveilchen in die Hand, und plötzlich tönt der dumpfe Schlag des Tamburins neben uns. Sie tanzen die Tarantella. Unter dem rotglühenden Himmel, und über dem ſchimmernden Waſſer, unter Cypreſſen und Orangenbäumen. Halb ärgert man ſich über dieſe Überrumpelung, und dann denkt man an den grauen Himmel der Heimat und an die Sehnſucht, die man ſpäter noch nach aller Schönheit haben wird. Sogar nach

der Tarantella — vorausgesetzt, daß sie auf dem Posilipp getanzt wird, unter freiem Himmel und unter Orangenbäumen. Im übrigen hat mich der Tanz nicht entzückt. Die Männer und die Mädchen waren häßlich, und man hatte das deutliche Gefühl, daß sie es nur auf die Schaulust der Fremden abgesehen und absolut keine Empfindung bei dieser wilden Springerei hatten. Überall, wo Fremde auftauchen, wird die Tarantella getanzt; in Tempelruinen und mitten auf der Straße. Ginge es nach den Süditalienern, würden sie auch in Pompeji tanzen, in dieser schweigenden Gräberstadt.

Hier aber hat die Behörde doch ein Einsehen, und für das gezahlte Eintrittsgeld bleibt man wenigstens von Bettlern, Verkäufern und Musikanten verschont. Nur der Führer wandelt mit uns durch die stillen, grauen Straßen, schließt hier und dort ein Haus auf und führt uns in die Tempel, die Theater, die Badeeinrichtungen. Die Sonne hat sich heute hinter einem grauen Himmel verborgen, und wir sind ihr dankbar dafür, denn in Pompeji ist kein Schatten, und die grauen glatten Fliesen der Straßen müssen, wenn sie scheint, unendliche Hitze ausstrahlen. Hin und wieder sitzen wir in einem Säulengang, betrachten ein in alter Art angelegtes Gärtchen und denken der Zeit, wo die hier stehenden Brunnenfiguren ihre Wasserstrahlen versandten. In leuchtenden Farben blicken Amorinen und Hausgötter von den Wänden; der Fuß schreitet über kunstvolle Mosaiken, und es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich diese Reihe von Gemächern in alter Weise eingerichtet zu denken. Wer im Museum von Neapel die pompejanischen Bronzen und Hausgeräte betrachtet hat, der weiß, daß die Reichen in ihren Häusern von allem umgeben waren, was auch uns zum Leben notwendig erscheint. Nur daß es bei ihnen viel schöner war als bei uns. Von den Tischen, Stühlen, Lagerstätten aus wunderschön gearbeiteter Bronze zu den Kochtöpfen und Tellerwärmern, von den silbernen Spiegeln und Handlampen bis zum Schminktöpfchen aus Elfenbein und den Haarnadeln von Gold und edeln Steinen. Im Haus der Vettier ist bis auf die Bronzen der innere Gartenhof, das Triklinium, so eingerichtet, wie man ihn unter der Asche gefunden hat. Überall stehn Marmorstatuen und Köpfe, Marmorbänke und Tische, der Rasen ist wohlgepflegt, und hier und dort blühen kleine rote und blaue Blumen. Hier, im Säulengang, oder in den anstoßenden, schön gemalten Zimmern haben die Angehörigen dieser reichen Familien gewohnt, ihre Feste gegeben, sich ausgeruht von den Freuden und der Last des Lebens. Aber als der feine Aschenregen des Vesuvs fiel, werden sie alle geflohen und vielleicht entkommen sein; denn man hat hier keine menschlichen Überreste gefunden. Anders im Hause des Diomedes, wo fünfzehn Leichen im Keller lagen; vielleicht war auch der Hund darunter, dessen Gipsabdruck man in dem kleinen Museum in Pompeji sieht. Ein Knochenhaufen zeigt noch heute den Platz, wo der arme, an Ketten gelegte Gefangne sein Ende erwarten mußte. Ja, es ist eine Totenstadt, durch die wir schreiten, nur die grünen Lacerten huschen durch Straßen und Tempeltrümmer; hier und dort steht ein Fremder mit seinem Kodak, und zwei Engländerinnen suchen verstohlen aus einem Mosaikfußboden ein Stückchen herauszubrechen. Es wird noch immer weiter gegraben, und wer Lust dazu hat, kann bei den Arbeitern stehn und ihnen zusehen. Eine trockne, graue Erde ist es, unter der ein großer Teil von Pompeji noch weiter schläft, und einer spätern Zeit erst bleibt es vorbehalten, alles, was dort verschüttet ist, wieder ans Tageslicht zu bringen.

An den Thoren von Pompeji stehn die Händler mit Lava, mit Postkarten und den unzähligen Andenken, deren Form sich niemals ändert. Nur ein Junge will mir ein Amulett gegen den bösen Blick verkaufen, als ich mich ablehnend verhalte, will er mich nach Valle di Pompeji bringen, nach der großen Kirche nahe bei der toten Stadt, wo eine wunderthätige Madonna verehrt wird. Gerade aber, als ich nach einem Stück Lava greife, das nach seiner Versicherung gestern noch warm gewesen ist, stürzt der Junge mit allen seinen Schätzen eiligst davon. Desgleichen die ganze Schar von Buben und Mädchen, die sich eben noch um uns drängten.

Ich sehe mich um, aber es geht nur ein schlecht gekleideter Mann neben mir. Er streift uns alle mit einem schielenden Blick, dann verschwindet er im Bahnhofs-

gebäude, und jung Italien iſt ſofort wieder zur Stelle. Malocchio! erklären ſie, während ſie uns von allen Seiten belagern. Hat die Signora nicht geſehen? Der Mann hatte den böſen Blick: nun muß die Signora eine Amulett tragen; eins, das ausſieht wie ein krummer Finger! Der Signora wird etwas paſſieren, wenn ſie ſich das Amulett nicht um den Hals oder an die Uhr hängt. Aber ich bleibe bei meiner Lava und wünſche nur, daß der Mann mit dem böſen Blick öfter in meiner Nähe wäre.

Dieſer Wunſch iſt verkehrt von mir, wie mir ein Herr aus Neapel ſagt, denn es iſt ganz ſicher, daß es in der Stadt und Umgegend eine Menge Menſchen giebt, die den böſen Blick nicht allein haben, ſondern auch Schaden damit anrichten. Wird z. B. ein Haus gebaut, und ein Mann mit dem böſen Blick geht daran vorüber, ſo kann es geſchehen, daß der Neubau bald darauf einſtürzt. Oder es brennt irgendwo: dann iſt der Mann mit dem böſen Blick ganz gewiß auch in der Nähe geweſen. — Verkauft der Straßenhändler nichts, ſo trägt der Malocchio die Schuld — genug, er iſt eine Perſönlichkeit, gegen die ſogar das Blut des Januarius und die Wunder der Madonna delle Valle nichts rechtes ausrichten können. Gelegentlich wird er totgeſtochen; aber eine kleine Geldabgabe ſoll am beſten gegen ſeinen Blick helfen, dann geht er ſchweigend und mit niedergeſchlagnen Augen an den Leuten, die Angſt vor ihm haben, vorüber, und es geſchieht kein Unglück.

Während dieſer Belehrung ſteigen wir in den Zug, der von Pompeji nach Neapel fährt, und der bei Torre Annunziata und Portici hält. Unter beiden Städten liegt Herkulanum unter der Erde, und von ſeinen Schätzen wird niemals viel gehoben werden. Einige Häuſer hat man bloßgelegt; in einem fand man verkohlte Bücherrollen, die jetzt vorſichtig entziffert werden ſollen. In Pompeji hat man gar keine Schriftrollen gefunden; in Herkulanum nicht allein ſolche, ſondern auch Bronzen und Wandzeichnungen von auserleſener Schönheit. Aber, wie geſagt, ſo lange Portici und Torre Annunziata ſtehn, ſo lange muß Herkulanum ſchlafen. Auf der einen Seite der Bahn ſieht man auf das Meer und ſeine Felsvorſprünge; auf der andern Seite ſtehn Makkaronifabriken, und ihre Ware flattert zum Trocknen in Wind und Staub. Am meiſten aber geht der Blick zum Veſuv. Er ſteht ſchweigend da, wie immer; nur ein Rauchwölkchen kündet, daß er lebt. Seine untere Hälfte iſt ganz bewachſen, und überall ſtehn kleine weiße Häuſer; er ſieht nicht ſo aus, als hätte er einmal zwei Städte ſterben laſſen.

Und hier hat man ſich an die vulkaniſche Gegend ſchon lange gewöhnt. Man merkt es an der Solfatara, die an der andern Seite von Neapel, nach dem Kap Miſeno zu liegt. Hier dampft und brodelt es um einen herum, daß man vorſichtig auf dem weißen, elaſtiſchen Boden geht und ſich wundert, daß er ſich nicht plötzlich öffnet. Am Rande der Solfatara ſoll ein großes Schwefeldampfbad eingerichtet werden, vorausgeſetzt, daß es dazu kommt. Denn in Italien ſoll alles geſchehn, und dann dauert es immer noch ein Weilchen, ehe es geſchieht. Schwefeldämpfe ſind hier allerdings billig zu haben, und in der Hundsgrotte kann man ohnmächtig werden, wenn man nicht vorzieht, einen Hund hineinzujagen, der dann leblos wieder herausgeholt wird. Auf meinen Wunſch unterblieb dieſes Experiment, und der Mann, der mit einem großen, gelben Köter angezogen kam, war einigermaßen enttäuſcht. Ich ſchenkte ihm die üblichen Centiſimi; da klärten ſich ſeine umdüſterten Züge auf, und er vertraute mir an, daß ſein Hund nur zweimal bewußtlos aus der Grotte getragen worden ſei. Jetzt ſteckte er nur ſeine Schnauze in die Thüröffnung und ſtellte ſich dann tot.

Wir machten von Neapel aus eine Tagesfahrt über die Solfatara nach Cumä, Pozzuoli, Bajä und Kap Miſeno, und zwar in Begleitung eines jungen Deutſch-Neapolitaners, der der Angeſtellte eines italieniſchen Reiſebureaus war. Dieſes Büreau vermittelt Fahrten in die Umgegend, nach Sorrent, Amalfi, Capri, Miſeno: und wer wenig Zeit in Neapel hat, thut wohl daran, ſich dieſer Vermittlung zu bedienen. Man bezahlt eine beſtimmte Summe, wird gut bedient und iſt nicht das willenloſe Opfer der Wirte, die gerade dort, wo die Fremden ſeltener ſind, die unverſchämteſten Forderungen ſtellen.

Alſo wir zwei Damen, die Amerikanerin und ich, hatten einen bequemen Wagen und als Führer dieſen jungen Herrn, der ſowohl engliſch wie deutſch ſprach, mit großer Energie die zudringlichen Bettlerſcharen abwehrte und dafür ſorgte, daß wir das ſahen, was wir ſehen wollten. Wir hatten eine herrliche Fahrt. Der Weg nach Cumä und Pozzuoli führt durch die Grotte des Poſilipp. Dies iſt eine lange, in den Felſen gehauene Straße, die ſchon von den Griechen erbaut worden iſt und neben einer neuen Grotte noch immer benutzt wird. Auf dieſem dunkeln Wege brennen Laternen, und in der Ferne ſieht man allmählich das Tageslicht hervorſchimmern. Um einen herum fährt, geht und ſchreit es. Das ſind zum großen Teil die Landbewohner, die mit ihren Karren, ihrem Vieh und ihren Gemüſen in die Stadt kommen. Große Herden von Ziegen wandeln dazwiſchen, und wenn ſie auch ſonſt ſehr liebenswürdig ſind, ſo iſt doch ihr Geruch nicht anmutig. Jedenfalls freuen wir uns, wenn die Grotte mit ihrem unheimlichen Gedränge hinter uns liegt, und wir auf der Landſtraße zwiſchen Orangen und Obſtfeldern dahinrollen.

Es iſt der erſte April, und unſre Freundſchaft im deutſchen Vaterlande ſitzt hinter dem wärmenden Ofen. Hier aber wird der Wein ſchon grün, die Erbſen blühen, die Feigen zeigen ihre Blätter, und in den Zitronengärten liegen die goldgelben Früchte auf dem Raſen wie bei uns im Sommer die Pflaumen. Ein Bild nach dem andern zieht an uns vorüber: da iſt die Hundsgrotte, die Solfatara in ihrer unheimlichen Einſamkeit, dann der Avernerſee, über deſſen Spiegel kein Vogel fliegen kann, ohne tot hineinzufallen. Aber kein Vogel fliegt über ihn dahin. Ein alter Mann verſucht uns Fiſchaugen als Amulette zu verkaufen, aber wir wenden uns herzlos von ihm ab und zur Sibylle von Cumä.

Oben auf dem Berge hat ihr Schloß geſtanden, und ganz in der Nähe hatte der Kaiſer Nero ſeinen Palaſt. Er liebte die Sibylle, und ſie liebte ihn; und wenn es ihm zu unheimlich wurde in ſeinem roten Marmorpalaſt, dann ging er durch einen tiefen, tiefen Gang in den Berg hinein; ganz nach unten, über das Waſſer, das die Alten den Styx nannten, bis zu dem buntausgemalten Zimmerchen, wo die Sibylle ſaß, die dort auf ihn wartete. So berichtet uns der Mann, der am Eingang der Grotte mit zwei brennenden Fackeln vor uns ſteht. Er iſt ungemein leicht gekleidet, was ſeinen Grund darin hat, daß er uns über den Styx ins Zimmer der Sibylle tragen will, und er iſt ſo unterrichtet über Nero und die geheimnisvolle Dame, daß ich mich ſchäme, von dieſer allgemein bekannten Freundſchaft niemals etwas gehört zu haben. Aber als ich merke, daß es glühend heiß in der Grotte iſt, und daß es wirklich eine lange Reiſe iſt, ehe man unten bis zum Waſſer kommt, verzichte ich auf weiteres. Meine Gefährtin verſchwindet mit den fackeltragenden Begleitern in der Hitze und in der Finſternis; ich bleibe lieber oben im himmliſchen Licht. Alpenveilchen, Maililien, Enzian und Anemonen blühen in Fülle um mich herum, Pinien und Tannen kleiden den Berg der Sibylle in ein mildes Grün, und in der Ferne ſehe ich das Waſſer des Avernerſees. Es iſt totenſtill um mich; ſo ſtill, daß ich bei einem leiſen Schritt zuſammenfahre. Da ſteht ein kleiner Ziegenjunge hinter mir und ſieht mich aus großen brennendſchwarzen Augen an. Er trägt nur ein Röckchen aus Ziegenfell, hat nackte Beine und nackte Arme, und ich muß an Johannes den Täufer denken, den die italieniſchen Maler ſo oft als Hirtenknaben nur mit einem Ziegenfell bekleidet dargeſtellt haben. Dieſer Kleine verlangt keinen Soldi; er kauert ſich auf einen Stein, ſtarrt mich an, und als er ſieht, daß ich Blumen pflücke, verſchwindet er und kommt mit einer Handvoll Alpenveilchen wieder. Und ehe ich in die Taſche für die übliche Belohnung greifen kann, höre ich die Stimmen der andern, und mein kleiner Johannes verſchwindet unter den Pinien und Tannen. Der Führer mit den Fackeln hält mir eine lange Rede, wie ſchön es geweſen ſei; meine Freundin aus dem Lande der Yankees iſt etwas enttäuſcht. Beim Paſſieren des Waſſers iſt ſie doch naß geworden, und das Zimmer der Sibylle zeigte außer einigen Fresken nichts beſondres.

Aber der Führer hatte noch viele Weisheit über Nero und die Sibylle aus-

gekramt und zum Schluß geſagt, ſo etwas erzählte er nur verheirateten Damen. Da nun meine Begleiterin weder verheiratet war, noch ſehr viel von ſeinen Erzählungen verſtanden hatte, ſo konnte ich ihr nicht verdenken, daß ſie den Wunſch ausſprach, lieber bei mir und den harmloſen Blumen geblieben zu ſein. Nun war es zu ſpät, und es wurde ihr noch geſagt, daß es ſehr ſchwer geweſen ſei, ſie durch das Waſſer zu tragen.

Man muß nicht zu neugierig ſein; deshalb wollte ich in Bajä auch nicht das Kind ſehen, das ein braunes und ein blaues Auge hatte, und das von ſeinen Spielgefährten faſt in unſern Wagen geworfen wurde. In unſerm Elternhauſe diente ein Mädchen, das ein braunes und ein blaues Auge hatte, und das wir oft durch die Verſicherung zu Thränen rührten, daß ſie niemals einen Mann bekommen würde. Wirklich, alle Schuld rächt ſich auf Erden, denn dieſem Kinde in Bajä mußte ich doch zehn Centeſimi geben, und ich konnte merken, daß mich die ganze kleine Geſellſchaft ſehr ſchäbig fand.

Auf der Terraſſe von der Trattoria Vittoria in Bajä ſitzt man, ißt ſeine Makkaroni mit Tomaten, trinkt Falerner dazu und ſieht auf das ſtille blaue Meer, auf Pozzuoli mit Niſida, auf den Veſuv und Capri. Zur Rechten ſchiebt ſich das Cap Miſeno vor, und überall ſieht man graugelbe Felſen und Mauern, große Kaktushecken und darüber die Pinien.

In Bajä iſt noch immer ein Seebad, wie zu den Zeiten der alten Römer. Aber ihre glänzenden Villen ſind verſchwunden, und man ſieht nur noch, daß die Felſen zum Teil alte Mauern ſind. Signor Vincenzo, der Bruder des Wirts der Trattoria, erbietet ſich, uns eine ganz beſonders ſchöne Mauer zu zeigen, in der man noch deutlich Marmorſäulen erkennen könne; aber wir bleiben lieber angeſichts des blauen Meeres ſitzen und machen Signor Vincenzos nähere Bekanntſchaft. Er iſt ein älterer, graubärtiger Mann, der mit Korallen und Schildpattſachen und mit den üblichen Poſtkarten handelt, dabei Unterricht in der italieniſchen Sprache giebt, ſehr traurig iſt, daß wir ſeine Auſtern verſchmähen, und uns lange Geſchichten von all den Fremden erzählt, die bei ihm gekauft, gegeſſen und gewohnt haben. Die Badeſaiſon wird bald beginnen; dann kommen die Städter und erfriſchen ſich in der klaren Flut.

Jemand anders miſcht ſich ins Geſpräch und berichtet von einem Haifiſch, der voriges Jahr die Badegäſte in Angſt und Schrecken verſetzt habe. Signor Vincenzo lacht gellend über dieſe Erzählung. Das Ungeheuer kann höchſtens in Pozzuoli geweſen ſein. In Pozzuoli, wo es ſo viele Barbiere giebt, daß ſich der Haifiſch an einem Dutzend den Magen verderben kann, ohne daß jemand es merkt.

Signor Vincenzo wird ſo erregt über Pozzuoli, daß wir ihm unſern Aufenthalt dort nicht mitzuteilen wagen. Wie verächtlich würde er von dem Tempel des Serapis ſprechen, den die Fremden ſcheu bewundern, und der nur eine Markthalle war. Wir verſchweigen alſo Pozzuoli und berichten ihm nur, daß wir in dem alten Apollotempel dicht vor Bajä waren. Das iſt wirklich ein Tempel, und als wir mitten zwiſchen den Ruinen ſtanden, mußten wir die Tarantella wieder einmal über uns ergehn laſſen. Aber auch dieſe Erzählung macht kein Glück. Der gute Signor kommt immer wieder auf ſeine Sehenswürdigkeit zurück. Es iſt ein geheimnisvoller Palaſt, mitten zwiſchen Weingärten und Pinien, und er ſchildert ihn ſo verlockend, daß man beinahe mit ihm geht. Aber es iſt doch beſſer, nicht alles ſehen zu wollen, und wir verzichten lieber, freuen uns auf der weitern Fahrt am Kap Miſeno, an den heißen Quellen eines alten Badehauſes, das maleriſch hoch über dem Meere liegt, und wo der unvermeidliche Nero gleichfalls ſeinen ſündigen Leib reingewaſchen hat. Die Seele iſt ſchwarz geblieben; am Ufer zeigt man noch die Stelle, an der die Kaiſerin Agrippina gelandet ſein ſoll, nachdem ihr Sohn den Mordverſuch gegen ſie unternommen hatte. Von Nero hört man an dieſer Küſte ſo viel, als hätte er vor fünfzig Jahren gelebt und nicht vor bald zweitauſend, und ſeine vielen Sünden werden mit viel Behagen berichtet. Gerade ſo, als wollte der Erzähler ſagen: Wenn der ſo war, dann wundre dich nicht über meine kleinen Schwächen.

Von dem heiligen Januarius, dem Schutzheiligen Neapels, ist im ganzen weniger die Rede. Wir waren an seinem Grabe, in der Kathedrale, und haben ein Stück von seinem Finger gesehen. Leider nicht die kleine Phiole mit seinem Blut, das im Mai anfängt, dünnflüssig zu werden, und das dann in feierlicher Prozession durch die Straßen getragen wird. Wehe dem, der dann nicht an das Wunder glaubt und seine Zweifel offen ausspricht! Er bekommt wenigstens Prügel und kann sich dann freuen, so gut davon zu kommen.

Wir sind aber noch nicht im Mai, und in der schlecht gehaltenen Kathedrale sieht es wenig festlich aus. Zwar drängen sich die Menschen zu den Beichtstühlen, und ein steinalter Sänger läßt vom Chor seine dünne Stimme erschallen, aber von einem feierlichen Gottesdienst merkt man nichts, obgleich im Hauptschiff ein Hochamt gefeiert wird. An der Seite sitzen die Priester in den Beichtstühlen, und sie haben es nicht leicht; denn auf jeder Seite des Stuhles flüstert eine knieende Frau eifrig auf sie ein. Ein Vorhang verhüllt das Gesicht des Geistlichen, man sieht nur die Hände, die eine große Schnupftabakdose auf- und zuklappen. Manchmal aber beugt er sich vor, steckt den Tabak in seine Nase und spuckt verdrießlich auf den Fußboden. Es muß mühevoll sein, die Sünden dieser zwei hochfrisierten Mädchen, deren Ohrringe größer sind als ihre Ohren, in sich aufzunehmen.

Aber es ist auch schwer, in den Wagen zu steigen und dem Kutscher zu sagen, daß man nach dem Bahnhof muß. Zuerst kommt der Abschied von dem freundlichen Padrone und seiner hübschen Padrona und dann das Lebewohl vom Droschkenkutscher. Es ist nicht mein Freund von Camaldoli; aber ganz nahe mit ihm verwandt, und er hat noch einen besondern Gruß für mich zu bestellen. Dieser Gruß kostet fünfzig Centesimi extra; aber es schmerzt mich nur, daß es die letzen Centesimi sind, um die man mich in Neapel prellt. Im ganzen habe ich so billig gelebt, daß es thöricht wäre, sich über solche Kleinigkeiten zu beklagen. Noch einmal umfängt mich der Tumult des Bahnhofs, Blumen- und Fruchthändler drängen sich vor dem Gebäude an mich heran, und von der Abfahrtshalle erklingt das schrille: Pronti, Partenza! der Schaffner. Zum Glück giebt es eine Bahnsteigsperre wie im geliebten Vaterlande, und ist man erst glücklich auf dem Perron angelangt, geht alles so gut und so glatt wie anderswo. Vielleicht noch etwas besser und glatter. Und es kostet nur wenig Centesimi.

(Schluß folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

### Zweiter Teil

### 17

Es vergingen mehrere Tage. Niels war die ganze Zeit mit den andern auf Rödsten zusammen, und Donna Zegura hatte Herrn Huitfeldt noch nicht aufgesucht.

Dieser war in die nächste Landstadt gereist und wurde am folgenden Tage zurückerwartet. Die jungen Leute vergnügten sich wie gewöhnlich mit allerlei Sport draußen und drinnen. Herr Engelbrecht, der nach der Abreise der Stiftsdame seine Flöte zurückbekommen hatte, spielte vom frühen Morgen an.

Aber am Nachmittag blieb es still im Park, Engelbrecht erschien nicht

bei Tiſch, und als man ihn in ſeinen Zimmern ſuchte, war er auch dort nicht. Dies wurde höchſt ſonderbar gefunden, denn der Mann pflegte den Bereich des Schloſſes nie zu verlaſſan, auch hatte die Dienerſchaft von alten Zeiten her Befehl, aufzupaſſen, daß es nicht geſchah; aber da er niemals die geringſte Neigung verraten hatte, ſich zu entfernen, war die Bewachung längſt aufgegeben worden.

Eine der Mägde wollte ihn im Hof ſtehn und mit dem Schlachter Michelſen von Marup haben reden ſehen, der gerade in Geſchäften dageweſen war; ſeitdem war er alſo weg.

* * *

Es herrſchte eine etwas gedrückte Stimmung im Schloß, und nach dem Abendbrot machten die jungen Leute nur ruhige Spiele.

Fräulein Laſſen kam zu ihnen in den Saal und ſagte: Jetzt iſt Herr Engelbrecht zurückgekommen, ſah aber nicht recht beruhigt dabei aus. Ach, Herr Glambäk, fügte ſie nach einiger Überlegung hinzu, wollen Sie nicht einen Augenblick hinauskommen?

Ja — erzählte ſie Niels im nächſten Zimmer, er kam auf einem Leiterwagen von Marup zurückgefahren. Er ſei ziemlich elend geweſen, ſagten die Mädchen, und ſei ſogleich auf ſein Zimmer gegangen. Aus dem Jungen, der ihn gefahren hatte, hätten ſie nichts herausbringen können, als daß man ihn bewußtlos auf der Landſtraße gefunden hätte, dicht vor Marup.

Marup, murmelte Niels. Der Schlachter heute mittag. Hm. — Wo iſt der Junge?

Das iſt ja gerade ſo ſonderbar. Der Wagen iſt noch da, aber der Junge iſt verſchwunden.

Niels riß ein Fenſter auf und ſah in den Schloßhof hinunter. Da iſt ja der Wagen, und der Burſch auch wieder, ſoviel ich ſehen kann. He du, Junge!

Er rief in befehlendem Ton, und der Junge kam ſogleich heran. Biſt du der Junge, der den kranken Herrn hierher gefahren hat? Und wem gehört der Wagen?

Er gehört Svendſen in Marup; ich bin der Ladenjunge.

War der Herr vielleicht bei euch drinnen?

Ja, es wurden ein paar kleine Schrauben eingeſetzt.

Schrauben eingeſetzt?

Ja, und auch ein Pfropf. Es war an das Ding, das er hat, und in das er hineinbläſt.

Aha, ſeine Flöte. Niels ſchloß beruhigt das Fenſter. Dann ſah er Fräulein Laſſen an. Man hörte den Wagen zum Hof hinaus raſſeln.

Fräulein Laſſen ſagte nachdenklich: Svendſen? Es giebt ja gar niemand dieſes Namens in Marup. — Doch, den neuen Eiſenhändler, das iſt wahr.

„Eiſen“ — Fräulein Laſſen, ach, ich habe das Fenſter zu früh zugemacht. Aber das thut nichts, wir müſſen gleich zu Engelbrecht hinauf. Sie werden ſehen, er hat ein Meſſer gekauft.

Das glaube ich nicht; es darf ihm in Marup niemand etwas verkaufen — aber es iſt ja wahr, Svendſen iſt ja neu hier — ja, kommen Sie. — Ach, Glambäk, ſollte er wirklich wieder das Gräßliche mit den kleinen Tieren angefangen haben — aber ich glaube es doch nicht, die Anfälle der letzten Zeit ſind ja gar nicht ſo geweſen —

Er hätte ſchon längſt in einer Irrenanſtalt untergebracht werden ſollen, ſagte Niels.

Glambäk, Sie haben leicht reden, aber Sie kennen die Anſichten Seiner Exzellenz nicht, und das wirkliche Verhältnis, nein, Sie wiſſen nichts ...

Doch, ich weiß es, antwortete Niels.

Sie ſtanden vor der Thür zu Engelbrechts Zimmer. Dieſe war ſo eingerichtet, daß ſie nur von außen abgeſchloſſen werden konnte. Es iſt am beſten, ich gehe hinein, ſagte Niels und klopfte an.

Aber vergeſſen Sie nicht, Glambäk, wenn er ſein Wort darauf giebt, daß er kein Meſſer habe, dann hat er auch keins. Das Ehrenwort iſt dieſem Geſchlecht heilig.

Ja ja, antwortete Niels und klopfte noch einmal. — Von drinnen tönte während dessen starkes Platschen mit Wasser.

Schließlich wurde Engelbrechts Stimme laut; sie klang sonderbar kurz und gezwungen:

Danke, mein Essen ist schon gebracht worden.

Ich bin es, sagte Niels mit Nachdruck.

Ja — Sie und Fräulein Lassen. Drehen Sie den Schlüssel um, Fräulein Lassen, die Symptome sind über mir.

Nein, antwortete sie mit großer Festigkeit. Wir müssen hinein. Vielleicht haben Sie etwas bei sich, das Sie nicht haben dürften.

Drehen Sie den Schlüssel um, Fräulein Lassen!

Nun gehe ich hinein, flüsterte Niels ihr zu.

Warten Sie ein wenig, flüsterte sie zurück. Und laut sagte sie zu Engelbrecht:

Sie wissen, daß es sein Wille ist.

Sein Wille, wiederholte Engelbrecht, und bei dem Worte klang es wie ein gezwungnes Lachen. — Gut, Herr Glambäk, treten Sie gefälligst ein; Fräulein Lassen wird gebeten, sich von der Thür zu entfernen.

Thun Sie es, sagte Niels und öffnete zugleich die Thür.

Chaire! Willkommen in meinem Regalare!

Es war zum erstenmal, daß Niels hier war, er fühlte sich etwas beklommen und nahm zum Beginn nur eine Menge Bücherregale wahr, alle gepfropft voll.

## 18

Chaire! Sie sehen selbst, daß ich in diesem Augenblick unmöglich eine Dame zum Hereinkommen auffordern konnte, kaum Sie, aber Sie hatten ja solche Eile!

Er stand mitten im Zimmer, hatte Seifenschaum an den Armen und im Gesicht; Rock und Weste lagen auf einem Stuhl. Der Seifenschaum machte das Gesicht unkenntlich, die Stimme klang auch sonderbar fremd.

Solche Eile, solche Eile! wiederholte er — und dabei sah Niels, daß das Handtuch, das er in der Hand hielt, zitterte.

Es sind Blutflecken auf Ihren Kleidern, sagte Niels mit Abscheu und deutete auf den Stuhl. Sie haben sich wieder damit abgegeben, Tiere umzubringen.

Blutflecken? — Ja wirklich! — Aber das läßt sich schwer vermeiden, mein Guter. Aber es beißt mich so sonderbar in den Augen — was seh ich! Ich habe wahrhaftig vergessen, den Seifenschaum vom Gesicht abzuwaschen — Sie entschuldigen einen Augenblick ...

Er entfernte sich rasch in das innere Zimmer, indem er seine Kleider mitnahm und die Thür hinter sich zuschloß. Über der Thür stand mit großen verschnörkelten Buchstaben Furtim. Niels wurde von seiner alten Neugierde ergriffen; ich muß ihm nachgehn, es ist meine Pflicht, dachte er — aber da kam Engelbrecht schon zurück, rein und zierlich wie immer, im schwarzen Gehrock; er lächelte sogar. Aber das Gesicht trug furchtbar deutlich das Gepräge ausgestandner Seelenqual.

Die Blutflecken, ja! — Man müßte ganz besondre Kleider dazu haben, wie die Schläch— wie die Leute vom Fach.

Sie lachen auch noch nach der abscheulichen That!

Aber allerdings, fuhr Engelbrecht ernster fort, allerdings nicht eine dänische Schlächterbluse, sondern ein klassisches Priestergewand, eine heilige königliche Tracht, wie die Julians, mit den entsprechenden Symbolen. — Und Sie, junger Mann, hüten Sie sich, die heiligste Handlung eines Panpriesters „abscheulich" zu nennen.

Sie zittern ja noch, weil Sie ein schlechtes Gewissen haben.

Ich zittre, weil mein Leib schwach ist, und mein Wille inkonsequent. Meine Nerven beben, aber Hand und Seele waren diesesmal fest.

Wo haben Sie es gethan? Bei dem Schlächter in Marup? Pfui! Und darauf fielen Sie in Ohnmacht und wurden hierher gefahren, nicht wahr?

Das haben Sie auch erraten? Kluger Jüngling, sagte Engelbrecht satirisch.

Richtig, ich feierte Taurobolien. Aber es ist ja wahr, Sie kennen ja die Neuplatoniker nicht. Das Kalb litt nicht lange. Der Gnadenstoß. Meine Hand zitterte diesesmal nicht. Erst jetzt, nachher, jetzt zittert sie, aber was thut das? Sagen Sie mir, mein Herr, was thut das? Meinen Sie nicht, daß diese arme Seele mir nun in ihrem tiefen Frieden dankt? Daß sie nun millionenmal glücklicher ist als ich und Sie — und er?

Es vergingen einige Augenblicke, während Niels versuchte, sich hart zu machen und den Widerwillen aufrecht zu erhalten, aber im Innersten wurde er von Mitleid und dem alten Anhänglichkeitsgefühl gerührt. Mit einer Stimme, die härter war als seine Gemütsstimmung, sagte er:

Sie — Sie müßten im Spital untergebracht werden!

Irrenhaus, verbesserte Engelbrecht mild. Und als ob ihm der Gedanke nicht neu sei, fügte er hinzu: Ich ginge gern an diesen Ort, den die Welt „Irrenhaus" zu nennen beliebt; dort würde man ohne Zweifel die wahren Weisen treffen. Aber — sehen Sie — die Fülle der Zeiten ist noch nicht gekommen: erst muß . . . Er schien in Grübelei zu versinken. Gleich darauf fuhr er auf:

Sind Sie hier? Wie sind Sie hereingekommen? Gehn Sie! Sie wissen, niemand darf mich besuchen, außer *ihm* —

Niels war auch aufgestanden. Jetzt, ja jetzt mußte es versucht werden:

Geben Sie zuerst das Messer her!

Engelbrecht schwieg, oder vielmehr, er verstummte. Er starrte Niels leer an, aber in diesen leeren Blick trat allmählich ein Ausdruck, etwas, was einem Lächeln glich, einem listigen Lächeln.

Dies bestärkte Nielsens Verdacht; er drängte weiter mit einer Autorität, die ihn selbst überraschte:

Geben Sie es heraus. Sie könnten Unglück damit anrichten.

Der andre schwieg noch immer; der Ausdruck schien sich zu verstärken.

Sie wissen, es ist *sein* Wille!

*Sein* Wille, wiederholte Engelbrecht und griff mit der Hand in die Brusttasche; zugleich wandte er den Kopf ab, sodaß Niels sein Gesicht nicht sehen konnte.

Herr Glambäk, würden Sie wohl die Lampe auslöschen, Sie sitzen ihr am nächsten. — Es kam Niels vor, als hätte die Stimme von unterdrücktem Lachen gebebt.

Doch — sehen Sie, Herr Glambäk, antwortete Engelbrecht, während er immer mit abgewandtem Gesicht redete, die Symptome sind über mir im Augenblick, und unter diesen Umständen leide ich nicht, daß irgend jemand mein Gesicht sieht. Sie hätten mich schonen sollen, Sie und Fräulein Lassen.

Geben Sie mir das Messer. Dann gehe ich gleich.

Das Messer — ja sehen Sie, Sie erinnern sich doch der Kleider, die ich vorhin an hatte, darin steckt doch das Messer, nun ist es also in dem Zimmer dort oder vielleicht noch weiter in dem andern, ich weiß es nicht genau — und zugleich ging er auf die Thür nach dem zweiten Zimmer zu, indem er fortgesetzt das Gesicht abgewandt hielt.

Niels ging ihm nach in das Zimmer Furtim; Engelbrecht wandte einen Augenblick den Kopf, wie verwundert, daß er ihm gefolgt war, und schloß dann augenblicklich die Thür hinter ihnen fest zu.

So gelang es Niels nicht, zu sehen, wie es in diesem Zimmer aussah. Denn es war stockdunkel hier drinnen. Nur glaubte Niels in dem Augenblick, wo die Thür geöffnet wurde, gesehen zu haben, daß die Wände dicht mit großen weißen Gemälden bedeckt waren, aber sofort hörte er einen knirschenden Laut, als ob Teppiche oder irgend ein Stoff über alle Wände zugleich gezogen würden.

Hierauf sagte Engelbrecht in der Dunkelheit:

Mein Freund, Ihr Auftreten beweist Mannesmut. Sie haben das Huitfeldtische Blut in sich geoffenbart, ich erkenne Sie als Verwandten an. Und er, er liebt Sie.

Was hätte ich zu fürchten? fragte Niels, und es gelang ihm, mit ruhiger Stimme zu sprechen.

Fürchten Sie zum Beispiel nicht, daß ich — daß vielleicht auch ich Sie lieben könnte? Ein Messer — eine Stockfinsternis — ein „Verrückter"?

Da erschrak Niels. Ach, Sie morden wohl keine Menschen, sagte er ruhig, aber im Herzen bereitete er sich auf einen Kampf vor, wenn es sein müßte.

Geben Sie mir nun das Messer!

Hier, sagte Engelbrecht, dies ist das einzige Messer, das ich habe.

Und als Niels das Messer in der Hand hatte, stand die eben ausgestandne Angst als eine Abgeschmacktheit vor ihm; sein armer alter Freund, wohl war er zeitweilig verrückt, aber Menschen morden! Es war doch ein Unterschied, ob man Tiere umbrachte — oder Menschen!

Das Messer war aufgeklappt, Niels fühlte es in seiner Hand als ein gewöhnliches größeres Schnapp- oder Taschenmesser.

Mit diesem haben Sie das Kalb nicht umgebracht.

Junger Verwandter, dies ist keins von den langen Messern. Es war für die kleinen Tiere; ich habe es beim Eisenhändler gekauft.

Sie haben also kein andres, hier bei sich? Oder in den Zimmern? Auf Ehre?

Auf Ehre! Sagen Sie es Fräulein Lassen, die draußen steht und auf Sie wartet.

Niels wandte sich rasch, um zu gehn. — Warten Sie ein wenig! rief Engelbrecht. Haben Sie in diesem Zimmer etwas wahrgenommen?

Nichts, als daß viele weiße Bilder an den Wänden waren, über die Sie Vorhänge zogen.

Das waren die Sünden der Vergangenheit. Weiber. Sünden. Pan bewahre Ihre Jugend! — Nahmen Sie sonst noch etwas wahr?

Es wäre denn gewesen — sagte Niels zögernd — ein starker Geruch, wie von Alkohol, Herr Engelbrecht.

Das kommt selten vor, Glambäk, sagen Sie es Fräulein Lassen. Es kommt selten vor. Die Sünden der Vergangenheit in einer andern Form. Es kommt selten vor, daß ich mich starken Getränken hingebe, aber die That verlangt es, ich bin weichherzig, sagen Sie das. — Und lassen Sie nur den Schlüssel umdrehen.

Wenn Sie doch ... begann Niels, aber Engelbrecht schloß die Thür auf und führte ihn eilig durch das erleuchtete Zimmer, immer mit abgewandtem Gesicht.

* * *

Hier habe ich das Messer, Fräulein Lassen.

Nun, Gott sei Dank! seufzte sie.

Auch Niels fühlte eine ungeheure Erleichterung nach der überstandnen Expedition und drückte ihr die Hand.

Pst! still — rief sie —, mir war es, als lache er drinnen.

Drehen Sie den Schlüssel um, Fräulein Lassen. Lache? Nein, das glaube ich wirklich nicht, nein, das glaube ich nicht, sagte Niels sehr eifrig.

Es sähe ihm auch nicht ähnlich, sagte sie. Er gab also sein Wort?

Ja wohl, antwortete Niels mit demselben Eifer, er gab ausdrücklich sein Ehrenwort.

Hm, rief sie unwillkürlich.

Warum sagen Sie „Hm"? Sie waren es ja selbst, die ...

Ja, so war es ja. — Es ist auch gut so.

* * *

Mittlerweile hatte Engelbrecht ein Fenster nach dem dunkeln Park hinaus geöffnet. Er nahm seine Flöte und blies ein paar Signaltöne darauf; man hörte Schritte heranschleichen unten auf dem Grase.

Junge! bist du es? flüsterte Engelbrecht.

Ja, klang es herauf, gleichfalls flüsternd.

Ist es gegangen, wie ich sagte?

Ja, aber ich mußte zuerst wieder vom Hof wegfahren. Der Wagen hält auf der Straße.

Und du bist zurückgeschlichen? Gut, Junge, du bist ein braver Junge, du sollst noch mehr Geld haben; hier! — Hast du es?

Ja.

Du sollst noch mehr Geld haben, du fragst nicht, du bist ein braver Bursche, du fragst nicht, du verstehst, daß es ein Scherz ist, der geheim gehalten werden soll, daß es ein Geschenk sein soll, eine Überraschung; du fragst nicht, hier ist noch mehr Geld ...

Vielen Dank, Herr, Sie sind ein sonderbarer Herr, und es ist viel mehr, als es wert ist ...

Ich habe alle braven Jungen gern; wie alt bist du, Junge?

Dreizehn Jahre, Herr.

Ja, das hast du gesagt, dreizehn Jahre, das hast du gesagt. So einer fragt nicht! — Gieb Achtung; hast du das Ende des Bindfadens, hast du es erwischt? Hast du es darumgebunden? — Allmächtiger Pan! was war das?

Was denn?

Das, was zu Boden fiel; das, was zu Boden fiel!

Haben Sie es gehört? Es war nur, daß ich es aufs Gras fallen ließ.

Glänzte es?

Wie wäre denn das möglich! Es ist ja in schwarzen Stoff gepackt. — So, ziehn Sie es nun hinauf, Herr.

Das Fenster wurde geschlossen. Wäre das nicht geschehn, dann hätte ein einsamer Wandrer im Park, wenn einer da gegangen wäre, ein wildes, triumphierendes Lachen gehört. Und wäre er, durch den Ton neugierig gemacht, an den dicken Spalierzweigen hinaufgeklettert und hätte hineingeschaut, dann hätte er einen Mann auf dem Boden liegen sehen, nicht lachend, sondern in bittern Thränen, ein langes Messer in der Hand.

## 19

Aber drunten im Saal spielten die jungen Leute ruhige Spiele. Sie saßen um den großen runden Tisch. Man hatte sich vorgenommen, das „allerlangweiligste Spiel" herauszufinden, das es gab, und so wurde beschlossen, „Zettel zu schreiben."

Sie treffen sich —

Er sagt —

Sie sagt —

Was entsteht daraus — und

Was sagt die Welt dazu.

Die Ausfüllungen mußten so „langweilig" als nur möglich gemacht werden, und das Vorlesen mußte mit der allerschleppendsten Stimme geschehen; die Folge davon war, daß über die furchtbare Fadheit alles in schallendes Gelächter ausbrach; aber für das Lachen mußten Pfänder gegeben werden. Nun begannen sie anstatt zu lachen während des Vorlesens der Zettel zu jammern und zu weinen, sodaß zuletzt ein mächtiges Geheul und ein wahres Klagelied daraus wurde; in diesem Augenblick kamen Fräulein Lassen und Niels zu der Gesellschaft zurück.

Natürlich machten die beiden höchst verblüffte Gesichter, und darüber brach die ganze Gesellschaft wieder in lautes Gelächter aus.

Aber als sich das Lachen einigermaßen gelegt hatte, sagte Fräulein Lassen — etwas ernster, als sie gewöhnlich mit ihnen sprach —, ob sie nun nicht versuchen könnten, ein wenig ruhiger zu sein. Sofort schlug eins ein neues Spiel vor; sie wollten ganz still dasitzen, und eins sollte dem andern ins Gesicht starren, ohne eine Silbe zu sagen; jeder könne sich zum Ansehen auswählen, wen er wolle.

Niels wählte nun die kleine Dame, die neben Marie saß, aber sie saßen so, daß er, wenn er die eine von den beiden anstarrte, es nicht vermeiden konnte, zugleich auch die andre die ganze Zeit im Bereich seines Blicks zu haben. Dabei entdeckte er, daß Marie ebenso seinen Nachbar zum Ansehen gewählt hatte. Schließlich ging es gar nicht anders, als daß ihre Blicke sich trafen; da wurden sie verlegen und starrten nun alle beide in die lerre Luft.

Ihr mogelt! rief plötzlich eins der jungen Mädchen und schlug auf den Tisch. Ihr dürft nicht nichts ansehen! — Und in demselben Moment trafen sich natürlich ihre Augen wieder. Nun lachte man über sie; Marie aber lachte nicht, sondern sagte, es sei eigentlich ein langweiliges Spiel.

Die eifrige kleine Dame — die mit dem Jargon — schlug nun ein neues Spiel vor. Jedes solle sein Lieblingswort aufschreiben, ein Wort aus ihrer eignen Sprache, es solle der Name darunter geschrieben werden, „aber ehrlich"; nachher sollten sie alle miteinander vorgelesen und von den andern kritisiert werden.

Niels wurde angestellt, die Zettel vorzulesen. Es war eine Unmenge der wunderbarsten Wörter und Ausdrücke, die nur sie selbst kannten, und es wurde viel gelacht. Niels hatte auf seinen eignen Zettel „Herzhaft" geschrieben — das bedeutete ja „treu" —, dies las er also vor, aber als er an Mariens Zettel kam, stand da auch „Herzhaft."

Da fühlte er etwas in sich aufsteigen, und das war etwas Unaussprechliches, etwas Unglaubliches, es war Seligkeit, und es legte sich ein Nebel über seine Augen. Er begriff aber doch soviel, daß dieser Zettel nicht vorgelesen werden durfte; er ließ also absichtlich das ganze Bündel auf den Boden fallen, sodaß es durcheinander kam, und dann las er andre Zettel vor.

Aber das junge Mädchen — das nämlich, das gerufen hatte: „Ihr mogelt" — wollte sich damit nicht zufrieden geben. Was stand auf Mariens Zettel? Warum sollen wir Mariens Zettel nicht zu hören bekommen? rief sie. Aber in diesem Augenblick meldete Fräulein Lassen, daß in dem andern Zimmer Himbeeren für sie angerichtet seien — da entstand großer Jubel, und die Gefahr war vorüber.

Sie gingen also in das andre Zimmer, aber Marie blieb ein wenig zurück, sie beugte sich über das Zettelbündel und suchte mit sehr roten Wangen eifrig nach dem ihrigen.

Hier ist er, sagte Niels, fügte aber leise hinzu:

Darf ich ihn nicht behalten?

Ja gern, antwortete sie. Aber eilig rief sie dann — und ihre Wangen färbten sich noch dunkler:

Nein, es ist gewiß nicht der Mühe wert, damit nahm sie das Papier an sich.

Sie sahen sich in die Augen.

Himbeeren! rief Fräulein Lassen und klatschte in die Hände.

Aber dichter Nebel war vor Nielsens Augen; er wußte nicht, ob es Himbeeren waren oder Schießpulver, oder was es sonst war, was er aß. Und den ganzen übrigen Abend war der Nebel vor seinen Augen.

* * *

Er schritt durch den Gang nach seinem Zimmer. Er hatte schon Gute Nacht gesagt, aber während er so allein ging, flüsterte er noch immer „Gute Nacht!" und er flüsterte es so sanft, so zart und liebevoll, wie er konnte; es war nämlich nur das Echo des Gutenachtgrußes, den er vorhin von ihr bekommen hatte. Er sah starr vor sich hin und gerade hinein in das Land der seligen Träume.

Gute Nacht! Gute Nacht! — Ja! sie liebt mich doch!

## 20

Herr Reenberg, der Gärtner und Dichter, steht am nächsten Nachmittag barhäuptig im Sonnenschein und schaut unverwandt auf die Landstraße hinaus, indem

er die Augen mit der Hand beſchattet. So oft er Wagengeraſſel hört drüben von der Flußbrücke her, an der Ecke der Schmiede, fährt er auf und ſpäht hinaus.

Jetzt iſt es der richtige Wagen — er erkennt den Kutſcher und die großen Braunen — er eilt in die Gärtnerwohnung und macht ſeine Meldung.

Exzellenz fährt in den Burghof ſeiner Väter, von dem freudigen Bellen ſeiner Hunde begrüßt. Er ſpringt heraus, jugendlich leicht; Freude liegt auf ſeinem Geſicht. Die Vorhalle hat ſich geöffnet, ſie iſt voll glücklicher Jugend, die ihn umringt, lacht und ihm Willkommen zuruft, ihm die Hände drückt und ſein Gepäck hineinträgt.

Er fragt Fräulein Laſſen nach etwas, ſie flüſtert eine kurze Antwort, es zieht wie eine Wolke über ſeine Stirn. Aber Marie fliegt in ſeine Arme und küßt ihn, nun iſt der Sonnenſchein wieder da wie vorher. Wo iſt Niels? fragt er. Er ſieht Niels an, dann Marie, dann wieder Niels; der Sonnenſchein leuchtet noch heller als zuvor, ungewöhnlich hell und glücklich.

Huitfeldt ißt zu Abend, von den Seinigen umringt. Seine Reiſe ſei gut verlaufen, ſagt er.

Nach dem Eſſen fliegt die Jugend in den Garten, um zu ſpielen. Aber Huitfeldt winkt Niels zu ſich.

Willſt du mit mir in mein Kabinett kommen?

Es iſt jetzt etwas Auffallendes in Huitfeldts Geſicht, wie etwas Leuchtendes über der Stirn, etwas Feierliches im Auge —

Niels bekommt Herzklopfen. Er beginnt an etwas zu denken, was er ja eigentlich ſchon lange geahnt hat, aber was zu denken er ſich geſchämt hat; er ſchämt ſich auch jetzt —

Sie gehn durch den großen Saal und durch mehrere Zimmer. Nein, ſagt Huitfeldt und wendet ſich um. Nein, draußen in Gottes freier Natur — Huitfeldt hat etwas Fieberhaftes an ſich, er iſt wie von einer frohen Unruhe ergriffen — er ergreift Nielſens Hand, läßt ſie wieder los, verſchämt — unſchlüſſig, wie es ein Freier ſein kann — die Worte gleichen auch beinahe denen eines Freiers:

Niels, du und ich, wir haben uns lieb. Niels, ich habe ja keinen andern Sohn!

Er ſchweigt. Sie ſtehn in einer der tiefen Alleen, und er ſtreichelt liebkoſend einen der alten Baumſtämme; die Hand erſcheint Niels väterlich und freundlich und unendlich gut.

Da treten Niels die Thränen in die Augen. Er weiß nun, welche Frage kommen wird. Zwei Gedankenreihen fluten nebeneinander durch ſeine Seele. Die eine handelt von ihm ſelbſt: wie er ein kleiner vernachläſſigter Junge war, ein Ausgeſtoßner, aber nun auf einmal zu Glück und Reichtum erhoben wird. Und die andre von *ihm*, von ſeiner Güte, von dem Leid der fernen Tage, und wie ſehr er eine Entſchädigung verdient. Und die beiden Gedankenreihen treffen bei ihr zuſammen, die für ſie beide der Schmerz der fernen Tage iſt.

Er giebt Antwort, ehe die Frage an ihn gerichtet worden iſt.

Ich weiß es wohl, um weſſen willen Sie es thun!

Huitfeldt ſtreichelt noch immer mit ſanfter Hand leiſe den alten Baumſtamm, und währenddem ſchwillt Niels das Herz.

Du willſt mich alſo „Vater" nennen?

Der große Kaſtanienbaum, der in der Folge der Geſchlechter von manchem und vielem Zeuge geweſen iſt, was von den Menſchenkindern aus dem Huitfeldtiſchen Geſchlecht in dieſen Alleen gethan oder geſagt worden iſt — dieſer mächtige Baum ſtellt ſein Rauſchen ein, um auf das zu lauſchen, was nun auch *dieſe* beiden zum beſten des Geſchlechts zu ſagen oder zu thun haben.

In Gottes Namen denn — ſagt Huitfeldt —, es iſt mein Wille, dich zu adoptieren, mein lieber Junge.

Still! — ein Baum in der Allee raunt dem andern zu, daß er ſchweige, damit alle Zeuge ſeien, daß der Name nun nicht ausſterben ſoll.

Wäre ich nur würdig genug! flüstert Niels — Huitfeldt hat ihn an seine Brust gezogen —, wäre ich nur würdig genug! Es ist ein großer Name und eine große Verantwortung.

Die Bäume sehen einander ernsthaft an; sie bezeugen, daß dieser junge Mann den großen Namen und die Verantwortung übernommen hat.

Mein teurer Sohn, Dank, tausend Dank!

Ach, ich bin es ja, ich bin es ja, der danken muß —

Morgen mehr davon, und die Formalitäten später; nun wollen wir hineingehn und thun, als sei nichts geschehn, sagt Huitfeldt.

Sie gehn, aber die stummen Zeugen bleiben zurück. Sie senken die Zweige in dem stillen Abend und grübeln darüber nach, ob es nun auch zum Besten des Geschlechts sein wird.

* * *

Ein Diener kommt ihnen entgegen.

Es ist nach Seiner Exzellenz gefragt worden, eine Dame oder ein Frauenzimmer —

Gut, ich komme, sagt Huitfeldt zerstreut. Er hat sich auf eine Bank in der Nähe der Schloßterrasse niedergelassen, den Ellbogen auf die Armlehne der Bank gestützt, die Finger um die Schläfe gelegt.

Aber Niels eilt die Stufen der Terrasse hinauf, unwillkürlich sucht er Fräulein Lassen — warum nur? denkt er und biegt in eine leere Stube ein; dann geht er unruhig aus einem Zimmer in das andre — neue Gedanken dringen auf ihn ein, große und neue Dinge ...

Aber das Wichtigste kommt auf einmal wie ein Blitz:

Denn nun darf er ja ... Marie! ... nun kann er ja ... Marie! ... Ach Gott im Himmel, wie glücklich —

Es ist kein rechter Sinn darin, wo er hingeht, und wo er nicht hingeht; wenn nur die andern nicht sehen, wie verrückt er ist ... ach Gott im Himmel, wie glücklich —

So geschieht es, daß er auch in die Halle kommt.

Und dort, außerhalb des Lichts der Lampe, da steht jene Frau — jene Dame — schwarzgekleidet und unansehnlich drückt sie sich in den Winkel dicht neben der Thür — sie fährt zusammen bei seinem Anblick und kriecht noch mehr in sich zusammen —

Niels schließt die Augen, um sie nicht zu sehen. Er kann sie in seiner jetzigen Stimmung nicht ertragen. Er geht zu derselben Thür wieder hinaus, durch die er eben erst hereingekommen ist.

Aber zugleich wird er von Mitleid erfaßt, oder von etwas anderm, was er sich nicht erklären kann —

Huitfeldt geht an ihm vorbei in die Vorhalle.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Die Väter der Postkarte.** Am 15. Juli starb in Wien der langjährige Professor der Volkswirtschaft, Hofrat Dr. Emanuel Herrmann, ein sehr geistvoller, doch als solcher in weitern Kreisen eigentlich wenig bekannter Schriftsteller, geboren am 24. Juni 1839 zu Klagenfurt. Was seinen Namen aber in der ganzen Welt bekannt gemacht hat, war die Anregung zur Einführung der Postkarte, die er Ende Januar 1869 durch einen Artikel in der Wiener Neuen Freien Presse

gab. Am 1. Oktober desselben Jahres kamen die ersten Postkarten als einfache Form für kurze Briefe zum Preise von zwei Kreuzern in Österreich und zugleich in Ungarn im öffentlichen Postverkehr auf, damals allerdings in kleinerm Formate, doch schon mit eingestempelter Marke und einigen später weggefallnen Randbemerkungen der Post auf der Textseite.

Die Idee der Postkarte war jedoch schon damals nicht mehr neu, wenn Herrmann auch selbständig auf die von ihm in seinem Aufsatz vorgeschlagne Form gekommen ist: eine offne Karte im Format eines Briefcouverts, mit einem Porto von zwei Kreuzern, ebenso wie vervielfältigte Drucksachen versendbar, doch auch handschriftlich mit Nachrichten auszufüllen, aber, wie ein Telegramm, mit höchstens zwanzig Worten, einschließlich der Adresse. So lautete sein veröffentlichter Vorschlag. Von Markeneinstempelung und unbegrenzter Wortzahl war darin keine Rede. Die Postkarte — er gebrauchte schon den Ausdruck — sollte dem kurzen Nachrichtenverkehr dienen und die umständlichen Briefe, die das Stück etwa durchschnittlich $18^1/_2$ Kreuzer an Material-, Porto-, Schreib- und Expeditionskosten verursachten, in allen Fällen etwa ein Drittel aller Korrespondenz, schätzte er, ersparen.

Als der österreichische Generalpostdirektor Freiherr Maly von Vevanovic, der unter dem Handelsminister von Plener als Sektionschef stand, 1869 der Herrmannschen Anregung alsbald näher trat und auch persönliche Unterredungen mit ihm hatte, da erinnerte der ihm untergebne Sektionsrat von Kolbensteiner daran, daß ihm die Idee der Postkarten schon auf der fünften deutschen Postkonferenz in Karlsruhe, die vom Oktober 1865 bis zum März 1866 dauerte, begegnet sei, wo der preußische Bevollmächtigte, der Geheime Oberpostrat Stephan, sie den Konferenzmitgliedern in einer vervielfältigten kleinen Denkschrift dargelegt und mitgeteilt hatte. Dieser kleine Aufsatz wurde neu herbeigeschafft. Darin entwickelt Stephan unter dem Namen „Postblatt" vollkommen klar und deutlich alle wesentlichen Merkmale der heutigen Postkarte: ein „steifes Papier" in den „Dimensionen eines gewöhnlichen Briefcouverts größerer Art," etwa den deutschen Postanweisungen entsprechend, die Vorderseite für die Landesabzeichen und eine hineinzustempelnde „Postfreimarke" und die Postaufgabestempel bestimmt, ferner ein Raum für die Adresse (wie bei den Postanweisungen) mit dem Vordruck: „An . . .," „Bestimmungsort" und „Wohnung des Empfängers," die Rückseite für schriftliche Mitteilungen jeder Art, auch solche mit Bleistift, bei Reisen, wo man das „Postblatt" in der Tasche bequem mitführen könne; der Portobetrag „möglichst niedrig festzustellen," „etwa auf 1 Sgr. (Silbergroschen = 10 Pfennig von heute) ohne Unterschied der Entfernung," das Formular ohne Aufschlag gegen Entrichtung des Portopreises verkäuflich. Das ist unleugbar die vollkommne Idee der heutigen Postkarte in allen ihren wesentlichen Einzelheiten, wozu man eine ganz bestimmte Größe und ein ganz bestimmtes Porto aber unmöglich rechnen kann. Jener eine Silbergroschen bedeutete damals übrigens eine starke Briefverbilligung, denn das preußische Briefporto betrug 1 Sgr. bis 10 Meilen, 2 Sgr. über 10 bis 20 Meilen und 3 Sgr. über 20 Meilen hinaus. Erst im Norddeutschen Bunde, seit dem 1. Januar 1868, wurde das Einheitsporto von 1 Sgr. für jede beliebig weite Entfernung eingeführt.

Die österreichischen Postkarten, amtlich „Korrespondenzkarten" genannt, da das Wort „Postkarte" längst bestand, aber eine andre Bedeutung hatte, waren anfangs recht klein und wurden erst 1876 und 1878 wieder vergrößert, etwa bis auf das jetzige deutsche Format ($14 \times 9$ Centimeter), das auch dem internationalen gleich ist. Herrmanns Beschränkung auf zwanzig Worte wurde als undurchführbar und unkontrollierbar fallen gelassen, und die Marke gleich eingestempelt. Alles das entsprach Stephans Anregungen, nur in der Größe folgte man eher den Herrmannschen Andeutungen von „dem Formate eines gewöhnlichen Briefcouverts" — ein etwas unbestimmter Begriff! — und machte sie kürzer als die schmalen länglichen Briefumschläge. Auch das Porto von 2 Kreuzern wurde angenommen.

Stephan stieß ja nach seiner in Karlsruhe privatim und außeramtlich erfolgten

Anregung, die darum auch nicht in die Konferenzprotokolle gelangte, bei seinen Vorgesetzten sowohl anfangs wie auch weiterhin auf Widerspruch. Eine Preßveröffentlichung der Sache war ihm als Beamten nach damaligen Vorschriften untersagt, doch bat er die Konferenzmitglieder, sie in ihren Kreisen bekannt zu machen, und norddeutsche Postbeamte erfuhren davon auch durch Behandlung des Planes als Prüfungsthema und durch Mitteilung an die Oberpostdirektionen. Erst 1870, als Stephan norddeutscher Generalpostdirektor geworden war, fielen alle Hindernisse, und sechs Wochen nach seinem Amtsantritt führte er auch in Deutschland die Postkarten ein, im Juni desselben Jahres. Er wählte das große Postanweisungsformat, und das Porto betrug 1 Sgr., wie für Briefe, da die Finanzverwaltung wegen der Finanzlage zunächst für einen billigern Satz nicht zu haben war. Doch in Erwartung eines solchen vermied man es, große Vorräte mit eingestempeltem Wertzeichen anzufertigen und verkaufte zunächst nur Formulare, die vorher von den Beamten mit einer Marke beklebt wurden. Die Feldpostkarten jener Zeit waren überhaupt portofrei. Erst 1872 und 1873 wurde das Format auf die bequemere heutige Größe gebracht, und seit dem 1. Juli 1872 wurde das Porto auf einen halben Silbergroschen ermäßigt. Karten mit eingestempelter Marke wurden seit dem 1. Januar 1873 verkauft. Wie die Postkarte bald darauf ihren Einzug in andre Länder hielt und sich den ganzen Erdball eroberte, ist bekannt.

Wer die hier geschilderten Thatsachen ihrer Entstehungsgeschichte kennt, für den ist eigentlich alles klar, zumal wenn er Herrmanns eignen Aufsatz über die Geschichte der Postkarte und die wertvollen amtlichen aktenmäßigen Veröffentlichungen, die Stephan erließ, studiert hat. Aber als 1894 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Postkarte begangen wurde, ohne die uns heute der Nachrichtenverkehr fast undenkbar ist, da entbrannte ein lebhafter Prioritätsstreit über das Verdienst ihrer Erfindung. Eine Herrmannsche Partei, die besonders in Österreich sitzt, wollte Stephan jedes Verdienst als „Erfinder“ absprechen, veranstaltete Sammlungen zu einem Ehrengeschenk für Herrmann und brachte Ansichtskarten mit seinem Bildnis als Schöpfer der Postkarte in den Handel. Sie stützte sich darauf, daß Stephan ein größeres Format und ein höheres Porto vorschlug, daß dieses dem Briefporto gleich war (was bei dem dreistufigen Briefporto im Jahre 1865 unrichtig ist), daß seine Anregung nicht in den Akten der Karlsruher Konferenz zu finden war und weder veröffentlicht noch durchgesetzt wurde, und daß er die Sache nicht „Postkarte“ sondern „Postblatt“ nannte; endlich auch darauf, daß er selbst 1870 nicht ein niedrigeres als das Briefporto von einem Silbergroschen durchsetzen konnte, daß er anfangs die Marke nicht einstempeln ließ und später im Format dem österreichischen „sich anbequemte“ (notabene! während das österreichische später wieder dem Stephanschen entgegenkam).

Ich bekenne, daß es für mich nicht überzeugend ist, wenn man mit solchen Argumenten operiert. Danach würde nämlich „ein schwarzes Pferd“ und ein „Rappe“ etwas verschiednes sein, zumal wenn jenes größer wäre als dieser oder einen höhern Preis erzielte, und dieser nicht gebucht würde. Danach war also die anfängliche norddeutsche Postkarte keine Postkarte, und eine französische, spanische, griechische oder italienische Postkarte zu zehn Centimes wäre es vielleicht auch nicht, eine Rohrpostkarte zu 25 Pfennigen erst recht nicht, eine niederländische „Briefkaart“ oder eine russische, die die Bezeichnung Otkrytojo Pissmó (offner Brief) trägt, des Namens wegen nicht, eine nordamerikanische im frühern größern Format (dem Stephanschen ähnlich) gleichfalls nicht.

Aber es wird doch nur wenige geben, die diese Schlußfolgerungen gelten lassen werden. Die spezifische Portohöhe von zwei Kreuzern (kürzlich auf $2^1/_2$ Kreuzer = 5 Heller erhöht) ist sicherlich nicht das unabänderlich Wesentliche der Postkarte, und die zwanzig Worte Herrmanns noch weniger. Wohl aber leitete er in seinem Aufsatz das Porto vom Tarifsatz für vervielfältigte Drucksachen ab. Der Postkartentarif der verschiednen Länder der Erde ist sehr verschieden darin, und trotz

der Portoverschiedenheit bleibt es doch überall eine Postkarte, wenn auch eine billigere oder teurere, größere oder kleinere.

Aber der Gedanke einer Postkarte mit dem billigen Drucksachenporto, wenn auch bei beschränkter Verwendung, war auch von andrer Seite, nach Stephans Anregung, doch vor Herrmanns Veröffentlichung schon gefaßt, und es war ein Versuch ihrer Verwirklichung alles Ernstes gemacht worden. Diese Thatsache ist sehr wenig bekannt, aber zugleich so interessant, daß sie hier erwähnt zu werden verdient. Der Versuch ging im Sommer 1868 fast gleichzeitig von zwei verschiednen Stellen in Leipzig aus. Ende Juli wandte sich nämlich der Leipziger Buchhändler Friedlein an das Generalpostamt in Berlin und sandte einige Probeexemplare einer Universal-Korrespondenz-Karte, die er in 100000 Exemplaren drucken und im Publikum verbreiten wollte, zur Ansicht und zur Beurteilung ihrer Zulässigkeit ein. In Preußen waren, im Gegensatz zu Österreich, gedruckte offne Karten auch ohne Streifband zum Drucksachenporto versendbar und zulässig, schon seit Ende Mai 1865. Handschriftliche Zusätze, außer Ort, Datum, Unterschrift usw., und Änderungen am Inhalt waren verboten. Dagegen war es ausdrücklich erlaubt, durch Anstreichungen am Rande die Aufmerksamkeit des Lesers auf bestimmte Stellen hinzulenken. Diese Erlaubnis sollte in sehr kluger Weise ausgenutzt werden. Die Friedleinsche Universal-Korrespondenz-Karte (U. C. A.) war nämlich auf der Rückseite mit etwa dreißig untereinanderstehenden und numerierten Anzeigen und Fragen bedruckt, z. B. der Empfang des letzten Schreibens wird bestätigt; ausführliche Antwort werde bald folgen; der Absender sei glücklich angekommen; die gewünschte Sache werde besorgt werden; er — der Absender — sei noch ohne Nachricht vom Empfänger; er gedenke am folgenden Tage abzureisen; alles befinde sich wohl; er gratuliere zum frohen Ereignis (Geburt, Verlobung, Hochzeit, Auszeichnung), zum neuen Jahre, Geburtstag usw., oder er drücke sein Beileid aus und dergleichen mehr. Eine Masse häufig wiederkehrender Anlässe des Briefwechsels waren somit nach dem heute geläufigen Druckschema, das zutreffende anzustreichen, als Fragen oder Nachrichten vorgesehen. Der Absender hatte nur die passende Nummer am Rande anzustreichen und Datum und Namen darunter zu setzen. Und eine Postkarte zum Drucksachenporto — „1/3 Groschen resp. 1 Kreuzer oder 2 Neukreuzer“ — war fertig. Worte zu zählen gab es nicht. Auf der Vorderseite der Karte stand oben gedruckt: „Universal-Korrespondenz-Karte.“ „Deutscher Postbezirk.“ „Mit Genehmigung des Generalpostamts.“ Dann der Vordruck für die Adresse: „An ...“ und „Wohnungsangabe“ und ein Strich, als Unterstreichung des Bestimmungsorts vorgedruckt. Rechts oben waren die Tarife für In- und Ausland auf dem Raum „zum Ankleben der Freimarken“ angegeben und unten und links am Rande Gebrauchsanweisung und Wortlaut des Drucksachenreglements. Genau so war nämlich die Leipziger Universalkorrespondenzkarte, die sogleich erwähnt wird. Denn seltsamerweise ging dem Generalpostamt am 1. August 1868 von der Leipziger Firma Pardubitz ein dem Friedleinschen fast gleiches Modell einer andern Universalkorrespondenzkarte in mehreren Exemplaren zu, mit einer fast gleichlautenden Zuschrift und der Anzeige, daß 500000 Stück davon verbreitet werden sollten. Die Größe des Friedleinschen Kartenformats betrug 17,4 × 12,5 Centimeter, die des Pardubitzschen 17,4 × 11,8 Centimeter, während Stephans Postkarte von 1870 die Ausdehnung von 16,3 × 10,8, die anfängliche österreichische Karte 12,2 × 8,5 Centimeter maß, und das heutige deutsche und internationale Normalformat 14 × 9 Centimeter beträgt. Friedlein hoffte sogar, daß seine Karten durch die Post selbst vertrieben werden würden. Aber das Berliner Generalpostamt lehnte beide Neuerungsanträge mit dem keineswegs unanfechtbaren Bescheide ab, daß solche Anstreichungen der Karte den Charakter eines Briefes gäben und darum nicht statthaft seien. Später wurde das Postreglement noch ausdrücklich dahin ergänzt, daß Anstreichungen nur so weit zulässig seien, als dadurch nicht eine briefliche Mitteilung ersetzt werden solle. Die Postbeamten des Norddeutschen Bundes erhielten

damals (1868) auch Kenntnis von der Sache, da an allen größern Postanstalten Nachfragen der Oberpostdirektionen über etwaige Auflieferung und Kontrolle jener Karten ergingen.

Die beiden Leipziger Firmen haben sich merkwürdigerweise mit jenem Bescheide zufrieden gegeben, und diese auch heute noch vielleicht lohnende Idee fand somit schnell ihr Grab. Es wäre wohl der Mühe wert, in Leipziger Zeitschriften und Zeitungen jener Zeit sowie bei alten Geschäftsleuten jener Tage nachzuforschen, ob diese Anregungen auch die weitere Öffentlichkeit damals beschäftigt haben. Ein Beamter des Reichspostamts, Grosse, hat vor einigen Jahren im Auftrage Stephans diese Thatsachen aus der Nacht der Akten ans Licht gezogen und damit sehr dankenswerte neue Beiträge zur Geschichte der Postkarte geliefert, die merkwürdigerweise in Croles (Königs) Geschichte der deutschen Post (Berlin und Leipzig, 3. Auflage 1902) unberücksichtigt geblieben sind, sodaß eine einseitige falsche Parteinahme gegen Stephan für Herrmann das Ergebnis war.

So liegen also die Thatsachen. Die Postkarte hat demnach vier Väter gehabt, wenn man will, aber ihr rechtmäßiger erster Vater ist Stephan gewesen, und die andern waren nur ihre Adoptiv- oder Stiefväter. Herrmanns schönes Verdienst ist es, selbständig einen ähnlichen Gedanken gehegt, das billige Porto betont und den Anlaß zur Einführung der für den Briefverkehr so bedeutsamen Neuerung zunächst in Österreich und Ungarn gegeben zu haben. Daß sie auch ohne ihn 1870 von Stephan, als er ans Ruder kam, eingeführt worden wäre, kann man kaum bezweifeln. Unrecht aber ist es, wenn man ihm das Verdienst des Urhebers bestreitet. Verdienstlich war die Anregung beider, aber Stephan hatte die Priorität, und Herrmanns Gedanke war nicht einmal ganz derselbe. Für das briefschreibende Publikum war der niedrige Herrmannsche Portosatz von zwei Kreuzern aber sehr wertvoll, und er trug sehr viel zur raschen Verbreitung der Neuerung bei und sicherte Österreich zunächst einen Vorsprung. Im Jahre 1870 wurden hier schon 10 Millionen, 1871 12,3 Millionen, 1872 schon 15,5 und 1873 gar 21,3 Millionen Postkarten verbraucht, während in Norddeutschland oder im Reichspostgebiet 1870 nur 3 Millionen portopflichtige und 4 Millionen portofreie (Feldpostkarten), 1871 bloß 2,8 Millionen (portopflichtige), dann 1872, im Jahre der Portoermäßigung, schon 6,7 und 1873 bereits über 25,5 Millionen Stück benutzt wurden. Im Jahre 1900 kommen auf jeden Deutschen (Bayern und Württemberg eingeschlossen) schon 17 Postkarten, auf jeden Österreicher aber erst 10,5. Nicht minder anzuerkennen ist aber das Verdienst des österreichischen Generalpostdirektors von Maly, der die Neuerung verantwortlich einführte. Die schönsten Ideen bleiben tot ohne die That. Heute, wo wir seit 33 Jahren uns dieser bequemen, praktischen und wohlfeilen Briefform bedienen, wo wir uns unzählige Grüße mit Ansichtskarten senden, wo in Deutschland allein eine Milliarde, in Österreich eine Drittelmilliarde, auf dem ganzen Erdenrund aber bald vier Milliarden Postkarten jährlich versandt werden, da haben wir Grund, lieber die Streitaxt zu begraben und aller derer dankbar zu gedenken, die zu der guten, nützlichen Sache etwas beigetragen haben.

Friedenau Arved Jürgensohn

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Der Kampf um Rom 1849

Von Ferdinand Gregorovius

Wenn jede wichtige Epoche der Geschichte, selbst geschlossene, tragische Dramen Rom zu Schauplätzen auf sich angewiesen hatte, so war das Jahr 1849, das jüngst seine Jubiläen begangen hat, ein solches Drama. Es war ein Jahr der Revolution, der Republik, der Belagerung, des Sturmes, der Verteidigung, der Kapitulation, der Rückkehr der Päpste, der Reaktion, der Verzweiflung und Rache, und von Blutbäden, Leichen, Scheiterhaufen, Hinrichtungen, Verbannungen und Kerkern erfüllt. Es war ein Jahr, welches Italien, selbst Europa, auf lange Zeit hin bestimmte. Es war ein Jahr, welches die Geschichte Roms in zwei Hälften teilte. Die eine Hälfte umfaßt die Geschichte der Päpste, die andere die Geschichte der Republik. Die eine Hälfte ist die Geschichte der Priesterherrschaft, die andere die Geschichte der Volksherrschaft. Die eine Hälfte ist die Geschichte der Knechtschaft, die andere die Geschichte der Freiheit. Die eine Hälfte ist die Geschichte der Finsternis, die andere die Geschichte des Lichtes. Die eine Hälfte ist die Geschichte des Todes, die andere die Geschichte des Lebens.

Der Weg Italiens hatte sie an der Pforte Roms vereinigt, und die Geschichte der Republik ist ein Teil der Geschichte Italiens. Wir müssen daher, um diese Geschichte zu verstehen, einen Blick auf die Lage Italiens werfen, wie sie sich seit dem Jahre 1815 gestaltet hatte.

Der Wiener Kongreß hatte die auf der Halbinsel Italien bestehenden Staaten wieder hergestellt, die Republik Genua, Napoleons Schöpfungen, das Königreich Italien, das Königreich beider Sizilien, das Großherzogtum Toskana, das Herzogtum Modena, das Herzogtum Parma, den Kirchenstaat. Die Verfassungen dieser Staaten waren verschieden. Die Republik Genua hatte ihre Aristokratie, das Königreich Italien seine Konstitution, das Königreich beider Sizilien seine Verfassung, das Großherzogtum Toskana seine Gesetze, das Herzogtum Modena seine Willkür, das Herzogtum Parma seine Bourbonen, den Kirchenstaat seine Priesterherrschaft. Nur Piemont hatte seine Verfassung nicht wiederhergestellt. Es hatte sie nie gehabt. Es hatte nur seine Könige, seine Ritterschaft, seine Geistlichkeit, seine Bauern, seine Soldaten, seine Beamten, seine Gesetze, seine Gerichte, seine Gefängnisse, seine Galeeren, seine Hinrichtungen, seine Verbannungen, seine Kerker, seine Folterkammern, seine Spione, seine Polizei, seine Zensur, seine Jesuiten, seine Inquisition, seine Scheiterhaufen, seine Ketzerverbrennungen, seine Hexenverbrennungen, seine Sklaven, seine Lazzaroni, seine Banditen, seine Räuber, seine Mörder, seine Meuchelmörder, seine Vergiftungen, seine Dolche, seine Gifte, seine Verzweiflung, seine Rache, seine Leichen, seine Gräber, seine Totenklagen, seine Verwünschungen, seine Flüche, seine Hölle, seine Teufel, seine Verdammnis, seine Ewigkeit.

mentern, deren Fahnen und Uniformen noch die Waffenhalle des historischen Museums in Bern zieren, das empörte Neapel blutig zu Boden, und seine Truppen rief er aus Oberitalien ab. Die Wiederaufnahme des Kampfes im Hochsommer stellte trotz der todverachtenden Tapferkeit der Piemontesen das Kriegsglück für Karl Albert nicht wieder her; nach der Niederlage von Custozza am 25. Juli mußte er auch die Lombardei räumen und im Waffenstillstande von Vigevano am 9. August ganz Oberitalien außerhalb Piemonts einer rachsüchtigen Reaktion preisgeben. Fast schlimmer als diese militärischen Niederlagen war es, daß nun die Radikalen unter Mazzini, denen es viel wichtiger war, ihre republikanischen Ideale zu verwirklichen als die Einheit Italiens zu begründen, das immer vorhandne Mißtrauen gegen Karl Albert und die piemontesische Monarchie aus allen Kräften schürten, also zersetzend, nicht einigend wirkten und den begeisterten Aufschwung der Nation lähmten. Die Wiener Oktoberrevolution und die Erhebung Ungarns gaben ihnen vollends das Übergewicht. Siegreich über die Österreicher trat Bologna mit der Romagna unter die Herrschaft der Radikalen; in Toskana mußte sich der Großherzog Leopold das radikale Ministerium Guerazzi-Montanelli gefallen lassen. In Rom selbst machte Graf Pellegrino Rossi, seit dem 16. September Minister, den letzten Versuch, die neue liberale Verfassung ehrlich durchzuführen, um den Republikanern das Heft aus der Hand zu winden und das weltliche Papsttum zu retten, aber er erlag ihrem wilden Hasse am 15. November; als er die Kammern im Palast der Cancellaria eröffnen wollte, streckte ihn auf der Treppe ein Dolchstoß zu Boden, und am 16. November zwang das tobende Volk dem Papst, ihn im Quirinal belagernd, das radikale Ministerium Mamiani ab. Alle Konzessionen im voraus für null und nichtig erklärend, flüchtete darauf Pius der Neunte am 24. November aus Rom nach Gaeta und rief die Intervention der katholischen Mächte an.

Mitten in diese Verwirrung hinein geriet Garibaldi.*) Er hatte, aus Südamerika zurückgekehrt, mit seiner Freiwilligenlegion den Sommerfeldzug 1848 mitgemacht, war dann aber in die Schweiz gedrängt worden. Von hier aus erreichte er nach dem Waffenstillstande Genua; Ende Oktober erschien er mit einer Handvoll schlechtausgerüsteter Leute in Livorno und stellte sich hier dem demokratischen Ministerium Guerrazzi zur Verfügung. Doch hatte dieses

*) Über diesen Feldzug handelt mit quellenmäßiger Gründlichkeit in ruhiger, sachlicher Darstellung ein Band der vortrefflichen Biblioteca storica del risorgimento italiano: Giuseppe Garibaldi e la sua legione nello stato romano 1848—49 von E. Löwinson, Roma, Società editrice Dante Alighieri, 1902. Zwei weitere Bände mit den Dokumenten sollen folgen. Eine Ergänzung nach der politischen Seite hin bieten die Aufzeichnungen des Justizministers der römischen Republik Giovita Lazzarini (aus Forli, 1813 bis 1849): Diario epistolare di Giovita Lazzarini dal 10 Febbrajo al 7 Luglio 1849, in derselben Sammlung herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von G. Mazzatini (1899). Beigefügt sind noch Stücke aus dem Tagebuch eines Offiziers des zweiten römischen Infanterieregiments Giovanni Casali aus der Zeit vom 26. Januar bis zum 12. Juli 1849. Lazzarini erscheint überall als ein begeisterter politischer Idealist von ursprünglich neoguelfischer Färbung, aber als eine weiche, gemütvolle, keineswegs revolutionäre Natur. Er erlag am 31. August 1849 nach angen Irrfahrten in Nizza der Cholera, ohne seine inniggeliebte Familie wiederzusehen.

keine Verwendung für ihn, es bemühte sich deshalb bei Rossi in Rom um die Erlaubnis zum Durchmarsch für Garibaldi, der auf diesem Wege dem schon hart bedrängten Venedig zu Hilfe kommen konnte und sich in der That, ohne noch die Erlaubnis dazu erhalten zu haben, über den Apennin auf der Straße nach Bologna in Bewegung setzte. Nicht ohne Zögern ließ ihm Rossi, da ihm die Anwesenheit des radikalen Freischarenführers auf römischem Gebiet unbequem war, die Grenze öffnen, und an Bologna vorüber erreichten die Garibaldiner, bis Faenza der Via Emilia folgend, dann nordwärts abbiegend am 18. November Ravenna, von wo schon eine kleine Reiterschar unter Masini den Marsch nach Comacchio angetreten hatte, um von dort zur See nach Venedig zu kommen. Da traf am 19. die Nachricht von der Ermordung Rossis, vom Siege der Radikalen in Rom ein. Jetzt hoffte Garibaldi auf römischem Gebiet bleiben zu können, er zog Masini an sich, erhielt Verstärkung durch die Mantuanische Legion, die von dem kühnen Nino Bixio und dem begabten, feurigen Dichter Goffredo Mameli geführt wurde, und brach am 28. November, nunmehr an der Spitze von 520 Mann, südwärts nach Forli auf. Was er wollte, das war keineswegs nur ein militärisches, sondern ebenso sehr oder noch mehr ein politisches Ziel. Zeitlebens ein überzeugter Republikaner, aber einer, der dieses Ideal selbstverleugnend der nationalen Einheitsidee unterordnete und sich deshalb später dem Königtum des Hauses Savoyen willig beugte, war er zum Soldaten nur geworden, weil er Politiker war, und auch als Soldat blieb er Politiker, soweit ein idealistischer Schwärmer wie er, der für Erfahrungen sozusagen gar kein Organ hatte, überhaupt Politiker sein konnte. Ein wunderbarer Zauber ging von dem schlichten Seemann aus. Der Blick seines glänzenden Auges, der melodische Ton seiner Stimme, die feurige Beredsamkeit, die tiefe Glut seiner Leidenschaft, die Ehrlichkeit seiner Überzeugung, die niemals an sich selber dachte, sondern immer nur an das Vaterland, fesselte seine Leute unwiderstehlich an ihn. Es waren meist gebildete, junge Männer aus allen Teilen Italiens, die ihm folgten, kein Gesindel, keine Abenteurer, keine Söldner, sondern Freiwillige. Ihr echter und bester Typus war der Genuese Goffredo Mameli (geb. 1827).*) Väterlicherseits einer sardinischen, mütterlicherseits einer alten, vornehmen genuesischen Familie entsprossen, hatte er vom Vater, einem Offizier der piemontesischen Marine, den militärischen Sinn, von der feingebildeten Mutter, einer Anhängerin Mazzinis, die republikanische und patriotische Überzeugung geerbt und ihr schon als Jüngling in schwungvollen Gedichten, die sich rasch verbreiteten, Ausdruck gegeben. Als sich Mailand am 18. März 1848 erhob, war er unter den ersten, die von Genua aus der kämpfenden Stadt zu Hilfe eilten; dann machte er in Garibaldis Legion den Feldzug mit und agitierte nach dessen unglücklichem Ende für die Berufung einer italienischen Konstituante, denn diese Kreise waren von tiefstem Mißtrauen gegen Karl Albert erfüllt,

*) Vgl. Scritti editi ed inediti di Goffredo Mameli, a cura di A. G. Barrili, Genova, 1902, und die Abhandlung desselben Verfassers in der Nuova Antologia vom 1. Juni 1902: Goffredo Mameli nella vita e nell' arte.

der ihnen wohl gar als Verräter galt. Solche Anſchauungen beherrſchten auch ſonſt die Legion; ſie war keineswegs nur eine militäriſche Truppe, ſondern ebenſogut gewiſſermaßen ein wandernder politiſcher Klub, der überall für die Republik Propaganda machte und allerorten, wo er Gelegenheit fand, auf ſeinem Marſche den Freiheitsbaum aufrichtete.

Deshalb iſt es begreiflich, daß auch das radikale Miniſterium Mamiani Bedenken trug, Garibaldi in ſeine Dienſte zu nehmen; es fürchtete ſogar, daß er die Diktatur an ſich reißen werde. Als er nun, ſeinen Leuten mit der Poſt von Ceſena aus vorauseilend, am 12. Dezember perſönlich in Rom eintraf, veranlaßte ihn die Regierung bald wieder zur Abreiſe (am 21. Dezember) nach Città Caſtellana und Foligno, wo am 22. auch ſeine Legion nach anſtrengendem Wintermarſch über den Furlopaß bei Schnee und Kälte anlangte. Hier aber erhielt er die Nachricht von einer entſcheidenden Wendung in Rom. Am 20. Dezember war dort eine vom Parlament gewählte Giunta suprema an die Spitze getreten, und dieſe nahm ihn in ihre Dienſte, allerdings mit der Weiſung, zur Ausrüſtung ſeiner „erſten italieniſchen Legion," wie ſie nun hieß, nach San Giorgio bei Fermo am Adriatiſchen Meere zu marſchieren, alſo mitten im Winter den Apennin zum zweitenmal zu überſchreiten. Als er am 29. Dezember von Foligno ausrückte, zählte ſeine Truppe 511 Mann, darunter die 44 Lanzenreiter (lancieri) Maſinis. Unter harten Strapazen erreichte ſie am 1. Januar 1849 über den Colfioritopaß Macerata und vollzog hier in längerer Raſt ihre Ausrüſtung. Aber gerade hier, in einer zu einem nicht geringen Teile päpſtlich geſinnten Bevölkerung, trat ſie zugleich als eine politiſche Organiſation hervor.

Am 29. Dezember hatte das römiſche Parlament die Berufung einer Konſtituante beſchloſſen, wozu Mameli, der vor Garibaldi in Rom eingetroffen war, in der Preſſe eifrig mitgewirkt hatte, und die Wahlen dafür auf den 21. Januar ausgeſchrieben. Um den Anhängern der päpſtlichen Herrſchaft in und um Macerata ein Gegengewicht zu bieten, erlaubte die Regierung gegen ihr eignes Geſetz Garibaldi und ſeinen Leuten die Teilnahme an der Wahl, und Garibaldi ſelbſt ging als Abgeordneter aus der Wahl hervor. Wenig Tage ſpäter, am 23. Januar, marſchierte ſeine Legion über den Colfioritopaß nach Rieti ab, um hier den Grenzſchutz gegen den drohenden Einfall der Neapolitaner zu übernehmen; er ſelbſt ritt mit wenig Begleitern zur Beſichtigung der Grenze das Thal des Tronto hinauf, überſchritt auf rauhen Pfaden bei Schnee und Kälte das hohe Gebirge in der Richtung auf Norcia und traf am 29. Januar in Rieti mit ſeiner Legion wieder zuſammen, die in anſtrengenden Märſchen über Foligno, Spoleto und Terni anlangte, tief erſchöpft und mit kaum noch dienſtfähigen Pferden. In Rieti machte ſie längere Raſt, mußte aber in ganz zerſtreuten Quartieren untergebracht werden, was im Falle plötzlichen Alarms ihre Sammlung ſehr erſchwerte. Bei der Nähe der Neapolitaner in Città Ducale ſtellte ſie Vorpoſten aus, legte Schanzen und Barrikaden an und wechſelte gelegentlich Schüſſe mit den feindlichen Poſten. Garibaldi ſelbſt wäre am liebſten angriffsweiſe vorgegangen, mußte ſich aber auf Weiſung der Regierung damit begnügen, längs der neapolitaniſchen Grenze

kleine Abteilungen bis Arsoli, Palestrina, Paliano und Riofreddo vorzuschieben.

Inzwischen suchte er, um allen Schwankungen und Halbheiten ein Ende zu machen, in Rom eine radikale politische Entscheidung herbeizuführen. Als Mitglied der Konstituante dort am 4. Februar angekommen, stellte er am 5. den Antrag auf sofortige Erklärung der Republik, und in der Nacht vom 8. zum 9. Februar wurde sie wirklich beschlossen, am 10. unter Glockengeläute und Kanonendonner auf dem Kapitol feierlich proklamiert. Auch in Toskana folgte man rasch diesem Beispiele; aber die zerschmetternde Niederlage von Novara am 23. März stellte in ganz Oberitalien die Übermacht Österreichs wieder her, setzte Piemont außer Gefecht und rückte die Gefahr einer bewaffneten Intervention der katholischen Mächte in drohende Nähe. Um so mehr wurde Rom der Sammelpunkt der Radikalen und aller noch ausharrenden Patrioten. Auch Mazzini erschien dort kurz nach der Proklamation der Republik, von Mameli aus Toskana herbeigerufen; zu Fuß, als schlichter Wanderer zog er durch die Porta del Popolo ein, aber am 29. März übernahm er mit Aurelio Saffi und Carlo Armellini das Triumvirat der Republik. Nicht zu ihrem Heile. Seine doktrinäre Eigenwilligkeit störte oft die militärischen Maßnahmen, und allzusehr rechnete er auf einen Sieg seiner Freunde in der französischen Kammer, der allein, wie er wohl wußte, imstande war, die römische Republik zu retten. Denn ihre Mittel waren sehr beschränkt. In der Bevölkerung der Provinzen fehlte es am rechten Eifer. Die Finanzlage war von Anfang an so schlecht, daß sich die Regierung gezwungen sah, alles Silber zu reklamieren, um Münzen prägen zu können, und daß das Papiergeld schon im April auf dreißig Prozent des Nominalwerts herunterging. Militärisch vermochte die Republik das Feld gar nicht zu halten, und zur Verteidigung Roms sind niemals mehr als 10 bis 12000 Mann verfügbar gewesen, abgesehen von den regulären Truppen meist Freiwillige aus andern Teilen Italiens, die zuweilen auf abenteuerlichen Fahrten und in heißen Märschen dahin gelangten, manche erst im Verlaufe des Mai. Das Versaglieribataillon Manara, 600 Mann stark, ging am 23. April von Porto Fino bei Genua in See und landete in Porto d'Anzio; eine Kompagnie lombardischer Studenten, die Spezia auf einem Segelschiff verließ, wurde von einem französischen Kriegsschiff abgefangen und zurückgeschickt, fuhr aber, im Schiffsraum versteckt, zum zweitenmal aus und erreichte ebenfalls Porto d'Anzio. Eine andre, viel stärkere Truppe, etwa 4000 Mann, brach am 1. Mai unter General Luigi Mezzacapo von Bologna auf und legte den Weg nach Rom, 375 Miglien oder 500 Kilometer, in 16 Tagen zurück (16. Mai). Dazu kam die römische Nationalgarde. Aber es fehlte nur allzusehr an der Einheit der Leitung und an dem allseitigen Einverständnis der Verteidiger; der Kriegsminister Avellana und der kommandierende General Roselli, der gar keine Kriegserfahrung hatte, waren ihrer Aufgabe nicht hinlänglich gewachsen und standen den Freiwilligen mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Unter diesen Umständen und bei der schwachen Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, den sogar Mitglieder der Regierung wie Lazzarini kaum erwarteten,

gehörte ein ſtarker Idealismus der Führer dazu, überhaupt den Kampf aufzunehmen, und zwar gegen vier Mächte zugleich: Öſterreich, Frankreich, Neapel und Spanien, die freilich zum Glücke keineswegs zuſammenwirkten. Um ſo rühmlicher iſt dieſer lange zähe Widerſtand für die Verteidiger, die großenteils ihr Leben freiwillig einſetzten, obwohl viele von ihnen ihrer Überzeugung nach nicht einmal Republikaner waren, wie das Bataillon Manara, das immer das Kreuz von Savoyen führte und durchweg monarchiſch geſinnt war.

Angeſichts des ſchon Ende Februar befürchteten, jetzt wirklich drohenden Einbruchs der Neapolitaner erhielt Garibaldi am 11. April Befehl, mit ſeiner inzwiſchen auf 1500 Mann angewachſenen Legion Stellung zwiſchen Velletri und Froſinone an der Hauptſtraße nach Neapel zu nehmen. Von Rieti am 13. April aufbrechend, erreichte er, meiſt unter ſtrömendem Regen auf ſchlechten Gebirgswegen über Arſoli und Subiaco, deſſen ehrwürdige Klöſter ſtark zu Requiſitionen herangezogen wurden, am 20. April Anagni, „Kleingenf," wie es damals wegen ſeiner eifrig antipäpſtlichen Geſinnung hieß. Aber ſeit dem 25. April landete eine franzöſiſche Diviſion von 7500 Mann unter Oudinot in Civitavecchia, ohne hier und anderwärts zunächſt Widerſtand zu finden, nicht nur, weil dazu die Mittel fehlten, ſondern weil Oudinot mehrfach feierlich erklärte, er komme ohne feindliche Abſicht, wolle nur einer öſterreichiſchen Einmiſchung entgegentreten und dem Papſte eine „ehrenvolle Stellung" ſichern. So eilte Garibaldi in zwei angeſtrengten Tagesmärſchen auf der Via Labicana über Valmontone nach Rom und zog hier am Abend des 27. April durch die Porta maggiore (Labicana, Präneſtina) ein, von allgemeinem Jubel begrüßt. Schon vorher war er zum Brigadegeneral und Oberbefehlshaber aller Freiwilligenkorps ernannt worden. Denn die Regierung war entſchloſſen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen; ſie erklärte die Stadt in Belagerungszuſtand und ließ die engen Gaſſen des Trastevere durch Barrikaden ſperren.

Am 28. April fand auf dem Petersplatze vor dem Kriegsminiſter Avezzana eine große Parade der Verteidigungstruppen ſtatt, und zwar unter allgemeiner, ſtürmiſcher Begeiſterung, wie denn überhaupt kein Zweifel darüber beſtehn kann, daß die Mehrheit der römiſchen Bevölkerung von einer Wiederherſtellung des Prieſterregiments nichts wiſſen wollte und eifrig bei der Sache war. Zur Verfügung ſtanden damals im ganzen vier ziemlich bunt zuſammengeſetzte, ſchwache Brigaden. Als Kommandeur der erſten Brigade übernahm Garibaldi die Wallinie von Porta Porteſe in der Tiberniederung bis Porta San Pancrazio auf der Höhe; er beſetzte aber auch die davor liegenden Villen Doria-Pamfili und Corſini mit ihren ausgedehnten prachtvollen Parks, um die Franzoſen möglichſt lange vor dem Angriff auf den Wall Urbans des Achten, den Wall, der auf dem Rücken des Janiculums bis zur Porta Cavalleggieri läuft, abzuhalten und ſchob ſeine Vorpoſten noch darüber hinaus bis zur Tenuta Bravetta (nördlich) von dem heutigen gleichnamigen Fort) den Franzoſen entgegen. Die Mauer um den Vatikan hielt die zweite Brigade Maſini, in Reſerve ſtanden die dritte Brigade Savini auf der Piazza Navona, die

vierte Galletti bei der Chiesa nuova (Santa Maria della Vallicella) am heutigen Corso Vittorio Emanuele mit der nicht in Position gebrachten Feldartillerie.

Oudinot rechnete auf keinen ernsten Widerstand, als er am Morgen des 30. April auf der Straße von Civitavecchia heranzog; er unterschätzte die militärische Leistungsfähigkeit seiner Gegner, äußerte geringschätzig: „Die Italiener schlagen sich nicht," und hatte seinen Truppen in seinem Tagesbefehl zuversichtlich zugerufen: Coûte qui coûte, ce soir à Rome. Statt dessen stieß er schon bei der Tenuta Bravetta auf den Feind, drängte, da dieser natürlich zurückwich, nach und nahm einen Teil der Villa Doria-Pamfili; aber sein Angriff auf das Vatikanische Viertel bei Porta Cavalleggieri und Porta Angelica (an der Nordseite auf der heutigen Piazza di Risorgimento) wurde blutig abgewiesen, und aus der Villa Pamfili warf Garibaldi die Franzosen nach hitzigem Bajonettkampfe wieder hinaus, wobei Nino Bixio ein Bataillon vom 20. französischen Regiment gefangen nahm. Nach siebenstündigem, oft erbittertem Kampfe wichen die Franzosen auf der ganzen Linie zurück. Am liebsten hätte nun Garibaldi eine energische Verfolgung eingeleitet, um die Franzosen von Civitavecchia abzuschneiden; aber Mazzini war dagegen, weil er sie aus politischen Gründen nicht bis zum äußersten treiben wollte und auf eine Wendung der französischen Politik hoffte. So durfte der kühne Freischarenführer nur bis Malagrotta an der Galera folgen. Unmittelbar darauf erbat Oudinot, niedergeschlagen wie er war, Waffenstillstand und ging nach Civitavecchia zurück. So wurde der Sieg nicht wirklich ausgenutzt, das Triumvirat entließ sogar am 7. Mai die gefangnen Franzosen bedingungslos, um seine freundschaftliche Gesinnung gegen die französische „Schwesterrepublik" zu zeigen; immerhin wirkte der 30. April anfeuernd und belebend auf die Verteidiger Roms.

Als deshalb im Kampfe mit den Franzosen eine Pause eintrat, benutzte die römische Regierung diese, ihre schwachen Streitkräfte auf die Neapolitaner zu werfen und sich ihrer zu entledigen, bevor die Franzosen wieder angriffen. Unter dem persönlichen Oberbefehl König Ferdinands II. waren etwa 10 bis 12000 Mann bourbonischer Truppen von Terracina her bis auf das Albanergebirge vorgerückt; sie dehnten ihren rechten Flügel bis Valmontone an der Via Labicana aus und hatten ihre Vorposten bis Frattocchie unterhalb von Castel Gandolfo an dem Vereinigungspunkte der neuen und der alten Via Appia, 14 Kilometer von Rom und angesichts der Stadt vorgeschoben, wo man von der Peterskuppel aus die Bewegungen beobachten konnte. Gegen sie ging Garibaldi am Abend des 4. Mai mit seiner Brigade (2300 Mann) von der Porta del Popolo in der Weise vor, daß er in weitem Bogen an Tivoli vorüber und längs des Sabinergebirges marschierend am Morgen des 7. Mai den trotzigen Bergklotz von Palestrina, der die Straße nach Neapel beherrscht, erreichte und dem Gegner somit in der rechten Flanke stand. Am nächsten Tage trieb er seine Spitzen einerseits gegen das Albanergebirge, andrerseits gegen Valmontone vor. Dort stießen sie am Abend des 8. Mai bei Monte Porzio Catone auf die neapolitanische Brigade Winspeare, die von Frascati her kam und nach

kurzem Gefecht wieder dahin zurückwich, hier am 9. bei Valmontone auf neapolitanische Reiterei.

An demselben Tage beobachtete Garibaldi von der weitschauenden Höhe des Castel San Pietro über Palestrina aus, wie sich die Brigade Lanza, 5000 Mann stark, also ihm um das Doppelte überlegen, von Valmontone her gegen Palestrina in Bewegung setzte. In dreistündigem scharfem Gefecht warf er sie zurück und nahm ihr drei Gebirgsgeschütze ab. Aber seinen Vorteil weiter zu verfolgen vermochte er nicht, denn die Franzosen drohten mit neuem Angriff, indem sie Rom von der Nordwestseite her zu fassen, ihm also die Verbindung mit dem Innern abzuschneiden suchten, und die Regierung rief ihre Truppen zurück. Als Garibaldis Leute am Morgen des 11. Mai sehr ermüdet durch die Porta San Giovanni wieder in Rom einmarschierten, hatten die Franzosen schon den Monte Mario besetzt, und man mußte sich damit begnügen, am 13. abends den Ponte Molle über den Tiber zu sprengen. Zum Glück blieben sie weiterhin unthätig. Denn zwar hatte die französische Nationalversammlung am 11. Mai den Antrag Jules Favres, dem Ministerium ein Mißtrauensvotum wegen seiner italienischen Politik zu erteilen, ebenso zurückgewiesen, wie den weiter gehenden Ledru-Rollins, es in Anklagezustand zu versetzen, aber die Mehrheit war im ersten Falle schwach genug gewesen, und so war zu besondrer Berichterstattung Ferdinand von Lesseps, der spätere Erbauer des Suezkanals, ins französische Lager geschickt worden, um mit den Römern zu unterhandeln und womöglich einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen, der freilich vor allem den Franzosen die thatsächliche Herrschaft über Rom sichern sollte.

So konnten die Römer zum zweitenmal gegen die Neapolitaner vorgehn, jetzt mit stärkern Kräften unter dem Oberbefehle Rosellis, der allerdings mit Garibaldi nicht recht stimmte. Zu gute kam ihnen, daß die Neapolitaner von den Franzosen ganz unbeachtet gelassen wurden. Garibaldis Legion voran, dann das Gros von etwa 6000 Mann, endlich Roselli mit der Nachhut, im ganzen fünf Brigaden, so erreichten die Truppen über Zagarolo am 18. Mai Valmontone, mit den Vorposten Montefortino (Artena) am Nordwestabhange des Volskergebirges (Monti Lepini) in der Richtung auf Velletri. Denn hier stand in starker Position das Gros der Neapolitaner, das nach dem Befehle vom 17. Mai im Rückzuge auf Terracina begriffen war, und hier griff es Garibaldi am morgen des 19. stürmisch an. Nach heftigem Gefecht vor der Porta romana warf er die Neapolitaner auf die Stadt zurück, konnte aber diese selbst nicht angreifen, da die von Roselli erbetenen Verstärkungen, durch verspätete Zufuhren aufgehalten, erst nachmittags vier Uhr eintrafen. In der Nacht zogen die Neapolitaner in fluchtartiger Eile ab, und am 20. rückte Garibaldi in Velletri ein. Eine nachdrückliche Verfolgung hinderte die Zaghaftigkeit Rosellis, und zu einem Vorstoße nach der neapolitanischen Grenze erhielt Garibaldi nur einige schwache Abteilungen zu seiner Legion. Mit diesen für eine ernste Unternehmung ganz unzureichenden Kräften ging er gleichwohl auf der Via Casilina über Anagni, Ferentino und Frosinone bis Ceprano vor und überschritt am 27. Mai sogar die Grenze. Seine lombardischen Versaglieri

besetzten Arce und Rocca d'Arce, andre vorgeschobne Abteilungen, das Thal des Garigliano aufwärts dringend, Isola del Liri, die Heimat Ciceros unter dem Felsennest Arpinum, und Sora eine Strecke weiter hinauf. Die Hoffnung schien nicht ungereimt, daß eine Erhebung der Bevölkerung den römischen Republikanern zu Hilfe kommen werde, wenn sie an den Scharen Garibaldis einen militärischen Rückhalt finde; forderten doch Deputationen aus der Umgegend den General zum weitern Vormarsch auf.

Da traf noch am Nachmittage des 27. Mai ein Kurier aus Rom mit dem Befehl zum sofortigen Rückmarsch in Arce ein, ein zweiter mit einer drängenden Wiederholung am Abend desselben Tages. Denn inzwischen hatte sich die Lage in ganz Italien höchst ungünstig gestaltet. Am 12. Mai hatten die Österreicher Livorno erstürmt, am 16. nach zäher Gegenwehr Bologna zur Übergabe gezwungen, und während sie Ancona noch umschlossen hielten, brachen sie nach dem Süden auf. Dazu erschien Anfang Juni ein spanisches Korps in Terracina. In dieser nahezu verzweifelten Lage mußte die römische Regierung alle irgendwie verfügbaren Truppen zur Verteidigung der Hauptstadt vereinigen. Es blieb also für Garibaldi, so tief er über Mazzini erbittert war, weil er ihn an einem energischen Vorstoße gegen Neapel gehindert hatte, nichts andres übrig, als sofort zu gehorchen und noch in der Nacht des 27. Mai den Rückmarsch nach Rom anzutreten, das er über Anagni und Zagarolo am 31. Mai spät abends erreichte. Inzwischen waren auch die Verhandlungen mit den Franzosen gescheitert. Denn zwar wurde am 31. Mai mit Lesseps eine Konvention abgeschlossen, nach der „die Bevölkerung der römischen Staaten" die französischen Truppen als befreundete aufnehmen und die französische Regierung das von diesen besetzte römische Gebiet gegen jede fremde Intervention schützen sollte; aber an dem nächsten Tage, dem 1. Juni, verwarf Oudinot, mittlerweile bedeutend namentlich mit Artillerie verstärkt, diese Konvention, mit der Lesseps seine Vollmacht überschritten habe, und kündigte den vertragsmäßig am Morgen des 4. Juni ablaufenden Waffenstillstand.

Seinen Angriff auf die Dauer abzuwehren hatten die Römer wenig Aussicht. Zwischen den Befehlshabern herrschten Spaltungen, und die Vorschläge Garibaldis, entweder ihn selbst zum Diktator zu erheben oder wenigstens Roselli durch den Kriegsminister Avezzana zu ersetzen, lehnte Mazzini ab. Auch die Verteidigungsmaßregeln waren ungenügend. Die herrlichen Villen auf dem Janiculum zu rasieren wäre freilich eine entsetzliche Barbarei gewesen, obwohl sich die Römer zu Moltkes Leidwesen nicht gescheut hatten, die prachtvolle Allee vor der Porta Sant' Angelo und herrliche Stämme in der Villa Borghese zu fällen, aber sie waren trotz Garibaldis Rat nicht einmal zur Verteidigung eingerichtet worden. Diese Front zu beiden Seiten der Porta San Pancrazio übernahm die Division Garibaldi, auf dem linken Tiberufer stand die Division Bartolucci, im Zentrum der Stadt eine Reserve, auch die Nationalgarde war zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter Waffen. Vorläufig blieb aber auch Garibaldis Division in ihren ziemlich verstreuten alten Quartieren auf dem linken Ufer (Garibaldi selbst wohnte in der Nähe des Spanischen Platzes), und da sie sehr ermüdet und abgerissen war, so sollte sie

erſt am Nachmittage des 3. Juni ihre Stellung am Walle auf dem Janiculum beziehn, weil man für den Morgen des 4. den Angriff der Franzoſen erwarten mußte.*)

Statt deſſen eröffnete Oudinot überraſchend und vertragsbrüchig den Kampf ſchon am 3. Juli Sonntags früh gegen 3 Uhr. Aufgeſchreckt vom Kanonendonner und von drängenden Boten benachrichtigt eilte Garibaldi mit einer einzigen Kohorte ſeiner ſofort alarmierten Legion nach dem rechten Tiberufer, war um 5 Uhr an der Porta Cavalleggieri, eine halbe Stunde ſpäter vor San Pancrazio. Da waren aber ſchon die Villa Doria-Pamfili und das hochliegende Kaſino (Quattro Venti) der Villa Corſini in den Händen der Franzoſen; nur das ſogenannte Vascello, einen maſſiven, dreiſtöckigen Gartenpalaſt 300 Meter gerade vor der Porta San Pancrazio, behaupteten noch die Italiener. Für ſie kam alles darauf an, die Quattro Venti wieder zu nehmen. Mit Wort und That von Garibaldi angefeuert, der weithin kenntlich vor dem Thore hielt, unternahmen ſie den ganzen Tag über Sturm auf Sturm auf das Kaſino. Da ſie aber wegen der Enge des Raums immer nur in kleinen Trupps und ohne Artillerieunterſtützung vorgehn mußten, ſo war gegen die überlegnen Kräfte der Franzoſen aller Heldenmut vergeblich. Die Italiener bezahlten den blutigen Tag mit ſchweren Verluſten, im ganzen gegen 500 Mann und 31 Offiziere, von denen weitaus die Mehrzahl auf die Legion Garibaldis kam. Von ſeinem Stabe waren alle gefallen bis auf zwei, darunter ſein Adjutant Goffredo Mameli, dem er auf ſeine dringende Bitte erlaubt hatte, einen Sturm mitzumachen. Wenig Minuten ſpäter wurde der junge Mann mit zerſchmettertem linken Unterſchenkel an ihm vorbeigetragen. Ins Hoſpital Trinità dei Pellegrini gebracht und zu ſpät amputiert, erlag er am 6. Juli ſeiner Verwundung, „zugleich ein Sänger und ein Held," wie Theodor Körner. Das Schlimmſte aber war, daß der Verluſt ſo vieler Offiziere den Zuſammenhang der Freiwilligenſcharen lockerte, und militäriſch betrachtet war ſeit dem 3. Juni der Fall Roms nur noch eine Frage der nächſten Zeit.

Trotzdem haben die tapfern Verteidiger den regulären Belagerungsarbeiten der Franzoſen noch volle vier Wochen widerſtanden. Seit dem 5. Juni begannen dieſe unter Vaillants Leitung den Bau von Laufgräben und (14) Breſchbatterien vornehmlich gegen die dritte Baſtion (San Gallo) ſüdlich vom Pankratiusthore, die letzte auf der Höhe des Janiculums; denn den Angriff auf die nördlichen Baſtionen machte das von Medici zähe verteitigte Vascello unmöglich; am 11. Juni eröffneten ſie ihr Geſchützfeuer. Dagegen errichteten die Römer unter der Leitung Calandrellis ihre ſchweren Batterien auf dem Monte Teſtaccio, dem Aventin, der mit ſteilem Abfall bis dicht an den Tiber tritt, und bei San Pietro in Montorio, denn von dieſen Punkten aus konnten ſie die Franzoſen wirkſam auch in der Flanke beſchießen. Die franzöſiſchen Kugeln beſchädigten dabei auch die ſchönſte der wenigen Palmen Roms im Garten der Malteſer-

*) Über dieſen zweiten Abſchnitt der Belagerung Roms und Garibaldis Anteil daran vergleiche auch G. Cadolini, Garibaldi e l'arte della guerra in der Nuova Antologia vom 16. Mai 1902 und die beiden Briefe Moltkes an Alexander von Humboldt vom Juni und Juli 1849 in den Geſammelten Schriften I, 188 ff.

villa auf dem Aventin so schwer, daß sie sich nur langsam erholte, und fielen häufig in die Stadt, namentlich seit dem 13. Juni, nachdem die römische Regierung eine Aufforderung zur Übergabe abgelehnt hatte. Sie erreichten gelegentlich die Cancellaria, sodaß die römische Volksvertretung am 17. Juni nach dem Kapitol übersiedeln mußte, und bedrohten sogar die Consultà auf dem Quirinal, den Sitz des Triumvirats. Ein Protest der fremden Konsuln gegen die Beschießung der Stadt selbst (am 25. Juli) fand bei Oudinot kein Gehör. Die Bürgerschaft ertrug das alles geduldig und sorgte mit Aufopferung für die Verwundeten. Fast unbequemer war es, daß die Franzosen am 10. Juni die Acqua Paola unterbrachen und dadurch die von ihr getriebnen Mühlen am Ostabhange des Janiculums zum Stillstand brachten. Allmählich legten ihre Batterien drei Breschen in den Wall, und in der finstern Nacht des 21. Juni gelang es ihnen, sich durch einen überraschenden Angriff dieser und des Kasinos der Villa Barberini (jetzt Sciarra) südlich vom Pankratiusthore fast ohne Widerstand der dort stehenden Kompagnien des neunten Linienregiments „Unione" zu bemächtigen. Aber schon war die alte starke Aurelianische Mauer dahinter zwischen jenem Thor und der Porta Portese zu einem zweiten Abschnitt eingerichtet und von 4000 Mann unter Garibaldi besetzt worden. Auf Erfolg freilich rechnete er selbst nicht mehr. Denn am 11. Juni war die französische Nationalversammlung über die Interpellationen in der römischen Frage zur Tagesordnung übergegangen, am 13. Juni war in Paris die Erhebung der Radikalen unter Ledru-Rollin, an deren Sieg sich die letzte angstvoll festgehaltene Hoffnung auf eine Wendung der französischen Politik geknüpft hatte, gescheitert, am 19. Juni war nach tapferer Verteidigung Ancona gefallen. Deshalb schlug Garibaldi vor, sich mit allen verfügbaren Kräften auf die Rückzugslinie der Franzosen nach Civitavecchia zu werfen oder, wenn Rom unhaltbar werde, sich ins Gebirge zurückzuziehn und von dort aus den Bandenkrieg zu führen, aber er fand weder mit dem einen noch mit dem andern bei den Triumvirn Anklang.

Der Mut war schon tief gesunken, als am 30. Juni die letzte Entscheidung fiel. Früh gegen 2 Uhr stürmten die Franzosen die Aurelianische Mauer und drangen in die Villa Spada ein, wo Garibaldis Hauptquartier lag. In verzweifeltem Gegenstoß warf dieser, mit gezognem Säbel seinen Leuten voranstürmend, die Gegner wenigstens aus der Villa hinaus, aber die Mauer blieb verloren, und auch das Vascello, nur noch ein Trümmerhaufen, mußte jetzt geräumt werden. Indem die Franzosen zwölf Geschütze auf der Mauer auffuhren, bedrohten sie die Stadt nun aus unmittelbarster Nähe, und im Besitze des Janiculums konnte Oudinot, wie Moltke ironisch schrieb, „ganz Rom bombardieren und mit Bequemlichkeit alles zerstören, was die Barbaren noch übrig gelassen haben." Allerdings konnte „der Strom mit den gewaltigen Bauten der Via Giulia, den Palästen Farnese, Falconieri und andern immer noch einen starken Abschnitt bilden," und ein Straßenkampf in den engen Gassen der mittelalterlichen Stadt mit ihren hohen massiven Häusern wäre für die Franzosen keine leichte Sache gewesen. Aber es war zu Ende. Noch berieten die Triumvirn im nahen Palazzo Corsini an der Lungara, ob sie kapi-

tulieren oder die Verteidigung fortsetzen oder sich ins Gebirge zurückziehn sollten, doch sie kamen zu keinem Entschlusse. Nicht anders die Konstituante. Garibaldi selbst, vom Kampfplatze abgerufen und im Galopp herbeieilend, erschien vor der Versammlung, wie er vom Pferd gestiegen war, erhitzt, mit Staub bedeckt, pulvergeschwärzt, blutig, mit zerfetzten Kleidern; er erklärte jede weitere Verteidigung der Stadt für aussichtslos und riet zum Rückzuge ins Gebirge. Dovunque saremo, colà sarà Roma! (Wo wir auch sind, dort ist Rom) rief er aus. Aber die Volksvertreter gelüstete es nicht nach einem abenteuerlichen Räuberleben in den Abbruzzen, und auch Mazzinis Befürwortung des Vorschlags vermochte nichts. Dazu weigerten schon einige Truppenteile dem Triumvirate den Gehorsam: Oberst de Pasqualis übergab sogar sein (1.) Regiment an Oudinot.

So wurde das rechte Tiberufer mit Ausnahme der Engelsburg geräumt, worauf die Franzosen alsbald die alles beherrschende Höhe bei San Pietro in Montorio besetzten und am 2. Juli bis zum Ponte Sisto vorgingen. Am 1. Juli beschloß deshalb die Nationalversammlung, den Kampf aufzugeben, die Stadtbehörden begannen mit Oudinot zu verhandeln, und die Triumvirn legten ihr Amt nieder. Zwar wurden sie noch durch neue Männer ersetzt, und noch am Mittag des 3. Juli ließ Mazzini die eben abgeschlossene Verfassung der römischen Republik auf dem Kapitol feierlich verkünden. Aber an demselben Tage abends rückten die Truppen Oudinots in Rom ein, von dem erbitterten Volke mit Zischen und Höhnen empfangen, und machten dieser Republik ein Ende, um die doch unhaltbare Herrschaft des Papstes wieder aufzurichten.

Garibaldi hatte es verschmäht, diesen Moment abzuwarten. Mit dem Kerne der Freiwilligenscharen, etwa 4400 Mann, war er schon am Nachmittag des 2. Juli durch die Porta San Giovanni abgezogen und führte sie in einem glänzenden Marsche, von österreichischen Kolonnen verfolgt, über Tivoli, Monterotondo, Terni, Todi, Orvieto, Montepulciano, Arrezzo, Macerata Feltria nach dem neutralen Territorium der kleinen Republik San Marino, wo er am 31. Juli anlangte. Hier entließ er seine Getreuen und entkam selbst, sich der Ergebung entziehend, nach der Küste, um nach Südamerika zurückzukehren.

Seitdem war Garibaldis militärisch-politischer Ruf in Italien begründet, und er wurde nach seiner abermaligen Rückkehr allmählich eine Macht für sich. Ihm selbst aber stand unerschütterlich das eine Ziele vor Augen: in Rom einzuziehn und auf dem Kapitol die Vereinigung der ewigen Stadt mit Italien zu proklamieren. Diese Idee führte ihn 1860 nach Sizilien und Neapel, 1862 nach Aspromonte, 1867 nach Mentana, und wenn es schließlich anders kam, als er geträumt hatte, er hat es doch erlebt, daß die Truppen seines Königs 1870 in Rom einmarschierten, und er selbst hat als Volksvertreter seinen Sitz auf Monte Citorio eingenommen.

## Die Bergmühle Hochwasser.

Es ist ein Jammer, daß die schönen Sommer immer so schnell vorüber gehen. Kaum hat man sich an die Ferien gewöhnt, kaum hat man sich an die Freiheit gewöhnt, kaum hat man sich an die Ruhe gewöhnt, da ist auch schon wieder alles vorbei. Und wenn man dann wieder in die Schule muß, dann ist es einem, als ob man aus dem Paradies vertrieben würde. Ich habe mich auch an die Ferien gewöhnt, an die Freiheit, an die Ruhe, und ich bin auch aus dem Paradies vertrieben worden. Ich bin wieder in die Schule gegangen, und ich habe wieder gelernt, und ich habe wieder Aufgaben gemacht, und ich habe wieder Diktate geschrieben, und ich habe wieder Rechenexempel gerechnet, und ich habe wieder Vokabeln gelernt, und ich habe wieder Gedichte aufsagen müssen, und ich habe wieder Strafarbeiten bekommen, und ich habe wieder Nachsitzen müssen, und ich habe wieder Tadel bekommen, und ich habe wieder Ermahnungen bekommen, und ich habe wieder Verweise bekommen, und ich habe wieder Ohrfeigen bekommen, und ich habe wieder Prügel bekommen, und ich habe wieder Schläge bekommen, und ich habe wieder Hiebe bekommen, und ich habe wieder Stockschläge bekommen, und ich habe wieder Rutenhiebe bekommen, und ich habe wieder Peitschenhiebe

ſelbſtändig zu werden; das Bedürfnis ſelbſtändigerer Naturen unter den diakoniſch thätigen Frauen, einer Gemeinſchaft anzugehören, die ſie trägt und ſichert, ohne daß ſie auf ihre Selbſtändigkeit Verzicht leiſten müßten; das Bedürfnis der Anſtalten und Gemeinden, für die verſchiednen Zweige der Wohlfahrtpflege tüchtig geſchulte Frauen zu bekommen, endlich das Bedürfnis der Kirchengemeinden, ſei es in den Frauen und Töchtern der Pfarrer, ſei es in freien Schweſtern gut ausgerüſtete Perſonen für die Gemeindediakonie zu erhalten. So wird alſo durch Befriedigung von Gemeindebedürfniſſen das Bedürfnis der auf Broterwerb angewieſenen oder auch nur nach einem Lebensinhalt verlangenden Frauen befriedigt, durch Hebung andrer Nöte die Frauennot gehoben, die Frauenfrage gelöſt. Dieſe Frage zerfällt in zwei oder drei ganz verſchiedne Fragen. Bei den Frauen des Arbeiterſtandes handelt es ſich darum, wie der Druck übermäßiger Erwerbsarbeit ſoweit vermindert werden kann, daß ſie Zeit und Kraft übrig behalten, ihre Hausfrauenpflichten zu erfüllen, und wie ſie für die Erfüllung dieſer Pflichten fähig gemacht werden können. Mit dieſer Frage beſchäftigt ſich der Verein unmittelbar nur in einigen ſeiner Zweiganſtalten. Er hat es hauptſächlich mit den Töchtern des gebildeten Mittelſtandes zu thun, denen er einen Lebensinhalt und Broterwerb verſchaffen will; die einen Mädchen ſtreben nach jenem, die andern nach dieſem, die meiſten brauchen und verlangen beides. Zimmer geht nun von den drei allein richtigen und geſunden Grundſätzen aus, daß Mann und Weib zwar gleichwertig, aber nicht gleich ſind, daß die Natur das Weib zur Gattin, Mutter und Hausfrau beſtimmt, und daß, wenn es genötigt iſt, einen andern Beruf zu ſuchen, dieſer Beruf ſeiner Natur angemeſſen ſein und in ſeinem Intereſſenkreiſe liegen ſollte. Das geſchieht, wenn die Frau Diakoniſſe wird; denn als ſolche verrichtet ſie, ganz wie die verheiratete Frau, Pflege-, Erziehungs- und Wirtſchaftsarbeit. Demnach iſt, von den Fällen künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Begabung abgeſehen, keine Erwerbsarbeit der Natur des Weibes in dem Grade angemeſſen wie die diakoniſche. Erwerbsarbeit aber ſoll die Arbeit der Diakoniſſe ſein.

Zimmer tritt auf das entſchiedenſte der Anſicht entgegen, daß ſolche Liebeswerke wie Krankenpflege unentgeltlich verrichtet werden ſollen. Das ſei buddhiſtiſches, vielleicht katholiſches Ideal, aber es ſei nicht die rechte Ordnung, wie ſie das evangeliſche Chriſtentum fordre. Nach dieſer iſt jeder Arbeiter ſeines Lohnes wert, und nimmt kein ſelbſtändiger Menſch unentgeltlich geleiſtete Dienſte an. Will eine Pflegerin umſonſt dienen, ſo wird die Gemeinde oder Körperſchaft, die ſie beruft, ſagen: Wenn du das Geld, das wir zahlen, nicht behalten willſt, ſo kannſt du es ja den Armen ſchenken, aber wir nehmen nichts geſchenkt. (Zimmer hätte noch hervorheben können, daß die Gratisleiſtung im großen und ganzen — in einzelnen Fällen iſt ſie ja möglich — auf Schein hinausläuft, da die Pflegerinnen doch nicht von der Luft leben können, alſo mindeſtens Koſt und Quartier bekommen müſſen, Kleidung, und was ſie ſonſt brauchen, aber ſich von ihrem Orden geben laſſen, der ſich auf irgend eine Weiſe bezahlt macht.) Es gehöre zum Begriff des Berufes, daß dieſer den ernährt, der ihn ausübt, und eine Thätigkeit, die das nicht leiſtet, ſei gar kein Beruf. Hält man aber an den oben aufgeſtellten Grundſätzen

fest, dann bringt der weitere Grundsatz: „Mädchen müssen so erzogen werden, daß sie gute Gattinnen, Mütter und Hausfrauen werden, sich aber auch in selbständiger Berufsarbeit ihr Brot verdienen können," keinen Zwiespalt in die Mädchenerziehung, da ja das Ziel in beiden Fällen dasselbe bleibt, die verheiratete Frau wie die Diakonisse als Pflegerin, Erzieherin und Wirtschafterin wirkt. Weil die hergebrachte Mädchenerziehung überhaupt kein Ziel hat, die Mädchen der mittlern Stände deshalb zwischen dem Kindes- und dem Heiratsalter ziel- und zwecklos leben, bildet sich bei ihnen kein Pflichtgefühl aus. Daher kommt ihre Unpünktlichkeit und Disziplinlosigkeit, während sie in der Schule die Knaben und als berufsthätige Frauen die Männer in der Pünktlichkeit, Ordnung und Gewissenhaftigkeit oft übertreffen. Der Verein also hilft den Mädchen, die er ausbildet, zu einem Berufe, der ihnen innerliche Befriedigung und einen anständigen Lebensunterhalt gewährt, und noch eines bietet er ihnen: den Rückhalt. Die verheiratete Frau findet ihn im Manne, in der Familie. Der alleinstehenden erwerbenden Frau fehlt er. Der besitzlose Lohnarbeiter hat sich ihn in der Partei, im Gewerkverein gegründet. „Für den Fabrikarbeiter, der in der Teilarbeit an der Maschine sich nicht als Person bethätigen kann, ist die Arbeit nur ein Mittel, den Unterhalt zu erwerben, nicht etwas, was einen notwendigen Bestandteil seines Lebens ausmachte, und wozu es ihn innerlich drängte. Wie anders z. B. der Gelehrte, für den seine Arbeit nicht Last sondern Lust ist, der mit seinen Problemen sich schlafen legt und, wenn er aufgestanden ist, es kaum erwarten kann, sich wieder an seinen Arbeittisch zu setzen! So wird das Verlangen der Fabrikarbeiterschaft ganz verständlich, durch Zusammenschluß und Ringen um gemeinsame Ziele diesen Mangel der Ideenlosigkeit ihrer Berufsarbeit zu ersetzen. Da sich ihnen eine andre Form idealer Selbstbethätigung in der Vereinigung ihrer Interessen nicht geboten hat, so sind sie größtenteils Sozialdemokraten geworden. Das ist für Gesellschaft, Staat und Kirche eine schwere Gefahr, aber es ist erklärlich, und es war kaum anders möglich."

Diese Form des Rückhalts entspricht jedoch der Frauennatur so wenig wie der Gewerkverein. Nun gewähren zwar auch die von Fliedner geschaffnen Diakonissenhäuser, die von dem Kaiserswerther Mutterhause aus gegründet werden, ihren Angehörigen den zuverlässigen Rückhalt, aber in einer Form, die vielen nicht zusagt. Diese Häuser sind patriarchalischer oder matriarchalischer Art; die Vorsteher und Vorsteherinnen walten als Eltern, und die Schwestern bleiben zeitlebens unselbständige Töchter. Wenn nun auch der Selbständigkeitsdrang beim weiblichen Geschlecht nie so stark werden wird wie beim männlichen, so macht er sich doch in neuerer Zeit auch bei ihm immer stärker und bei immer mehreren geltend, und der Diakonievererein trägt ihm Rechnung, indem er den Schwestern die Selbständigkeit läßt. In der Krankenpflege ist die Sache folgendermaßen geordnet. Der Verein unterhält keine eignen Krankenhäuser, sondern schließt mit Krankenhausverwaltungen Kontrakt. Er verpflichtet sich, eine gewisse Anzahl von Pflegerinnen zu stellen. Diese sind teils Lehrschwestern, teils Schülerinnen, teils Probeschwestern, teils Vereinsschwestern, teils Verbandsschwestern. Alle diese Schwestern stehn in der Ausübung ihres

Berufs unter der Disziplinargewalt ihres „Arbeitgebers“: des Kuratoriums, Direktors, Anstaltsarztes, oder wer es sonst ist. Der „Arbeitgeber“ besoldet sie. Ob ihr Gehalt ihnen direkt oder unmittelbar dem Verein und ihnen erst durch dessen Vermittlung gezahlt wird, macht keinen Unterschied. Die lernenden Schwestern und die Schwestern, die ihr Probejahr machen, werden nicht gefragt, sondern müssen es sich gefallen lassen, geschickt und zurückberufen zu werden, wohin und wann es der Vereinsvorstand für gut befindet; ausscheiden können sie nach vierteljährlicher Kündigung. Die im Verein genossene Ausbildung verpflichtet keineswegs zum Eintritt in den Verein. Die ausgebildeten Pflegerinnen können heiraten oder in ein Diakonissenhaus eintreten oder die Krankenpflege privatim ausüben, nur dürfen sie in diesem Falle die Schwesterntracht nicht tragen und den Schwesternamen nicht führen. Treten sie dem Verein bei und lassen sie sich an einem Krankenhause anstellen, so sind sie ordentliche Vereinsmitglieder, zu mindestens 400 Mark Invalidenrente berechtigt und dürfen gegen ihren Willen nicht versetzt werden. Eingesegnete Schwestern heißen Verbandsschwestern; diese haben außer der Pensionsberechtigung Anspruch auf den Unterstützungsfonds der Hilfskasse in Notfällen, namentlich im Fall der Arbeitslosigkeit. Denn auch diese hat Zimmer ins Auge gefaßt. Der Verein bildet zwar nur 200 Schwestern jährlich aus — der Kaiserswerther Verband tausend —, aber Zimmer hat es trotzdem mit Rücksicht auf die heutigen sozialen Verhältnisse geraten gefunden, durch die Elastizität seiner Organisation dafür zu sorgen, daß bei drohender Arbeitslosigkeit dem Andrang gewehrt und die Zahl der Schülerinnen vermindert werden kann.

Die Vereinsschwester ist also selbständige Arbeiterin und steht zugleich unter einer doppelten Disziplinargewalt, der ihres „Arbeitgebers“ und der ihres Vereinsvorstands. Das hat für sie den Vorteil, daß ihr die Existenz gesichert ist, und daß sie der Verein schützt, wenn ihr unwürdige Arbeitsbedingungen zugemutet werden — schlechte Bezahlung ist von vornherein ausgeschlossen —, die Krankenhausverwaltungen aber bekommen gutes Pflegepersonal und haben nicht nötig, sich solches durch lebenslängliche Anstellung der Wärterinnen zu sichern, die sehr unbequem werden kann. Und die Zugehörigkeit zum Verein erhält in den Schwestern den religiösen Geist lebendig. Ohne diesen giebt es, wie Zimmer ausführlich beweist, keine vollkommne Krankenpflege. Namentlich dem Undank gegenüber, der ein so häufiger, wo nicht der gewöhnliche Lohn der Pflegerin ist, hält die ideale Gesinnung nicht Stand, wenn sie nicht in der religiösen Auffassung des Berufes als eines Gottesdienstes wurzelt. Die ideale Gesinnung — soweit sie bei religionslosen Pflegerinnen überhaupt vorkommt — weicht bald dem Mietlings- und Söldlingsgeiste, und leicht erzeugt der tägliche Anblick schrecklicher Dinge eine Roheit, die sich bei englischen und amerikanischen Pflegerinnen auf das widerwärtigste bemerkbar machen soll. Wer Religion sagt, der sagt Konfession, denn, wie Zimmer richtig bemerkt, wenn man beim Obsthändler Obst kaufen will, muß man sagen, ob man Äpfel, Birnen oder Pflaumen wünscht, Obst, das nicht eine bestimmte Obstart wäre, giebt es eben nicht. Die Diakonie muß also konfessionell sein. Aber Zimmer will trotzdem engherzige Konfessionalität

so wenig wie Frömmelei. Er verlangt nicht ein bestimmtes Bekenntnis, nicht Zugehörigkeit zu einer bestimmten Landeskirche, sondern nur Religiosität evangelischen Gepräges. Fromm, aber frei sollen die Diakonissen sein, ein enges Gewissen aber ein weites Herz haben. In Beziehung auf den Religionsunterricht schreibt Zimmer: „Seit lange beschäftigt mich der Gedanke, wie es zu machen ist, daß gegenüber der auswendig gelernten Religion und gegenüber dem sogenannten königlich preußischen Christentum das religiöse Leben als ein wirkliches, innerliches Erlebnis schon in frühster Jugend sich entwickelt und ein solches auch bleibt, mit andern Worten, daß Religion nicht unterrichtet und gelehrt, sondern erlebt wird."

Der Diakonieverein beschäftigt sich nämlich auch mit Unterricht. Um das ganze Getriebe seiner Wirksamkeit darzustellen, müßten wir seine fünfzig klein gedruckte Seiten umfassenden Satzungen abschreiben. Ein magrer Abriß soll wenigstens eine Ahnung davon geben. Zur Förderung der Selbstthätigkeit der Frauen in Erziehung und Unterricht werden Preisaufgaben ausgeschrieben. (Eine lautete: Wie läßt sich der erste Sprach-, Schreib- und Leseunterricht durch das Verfahren des Selbstfindenlassens weiter bilden? Als Preis wurden die Kosten einer Studienreise nach Enschede in Holland gewährt. Es blüht dort eine Schule, die in voller Freiheit lebend vom Bureaukratismus nicht verkrüppelt wird.) Demselben Zweck dienen öffentliche unentgeltliche Vorträge. Zwei Töchterheime, das Luisenhaus in Kassel und das auf Wilhelmshöhe, bilden Mädchen der mittlern und der höhern Stände in der Hauswirtschaft aus, ein drittes, das mit einer Kinderbewahranstalt verbundne Comeniushaus in Kassel, bereitet auf den Beruf der Erzieherin vor; ein Lehrerinnenseminar soll sich daran anschließen. Drei Mädchenheime: in Dahlhausen an der Wupper, in Dieringhausen (Rheinprovinz) und in Hagen (Westfalen) sind an Fabriken angegliedert, sichern den jungen Fabrikarbeiterinnen gute Arbeitsbedingungen, gewähren ihnen eine gesunde Häuslichkeit und erziehn sie zugleich für die Hauswirtschaft. Sie verbürgen den Mädchen, daß sie nach sechsjähriger Arbeitszeit im ungünstigsten Falle 1000 Mark, nach achtjähriger die Mittel zur Erwerbung eines Rentengütchens von sechs Morgen, wozu eine mit Staatsmitteln arbeitende bäuerliche Organisation verhilft, erspart haben. Für die Krankenpflege bilden aus die durch Vertrag mit Krankenhausverwaltungen in deren Anstalten errichteten Diakoniseminare zu Danzig, Elberfeld, Erfurt, Magdeburg-Sudenburg, Stettin und Zeitz. Auf den Frauendienst in der Gemeinde, wozu namentlich die Pflege der Wöchnerinnen gehört, bereiten Diakoniekurse vor, deren in jedem Winter vier im Heimathause des Vereins zu Berlin-Zehlendorf abgehalten werden. Die Pflegerinnenschule zu Waldbröl in der Rheinprovinz bildet in vierjähriger Lehrzeit Mädchen und Witwen, die nur Volksschulbildung haben, zu Gemeindepflegerinnen für Landgemeinden aus. Der Verein hat zwei Genossenschaften und zwei Vereine mit beschränkter Haftpflicht gegründet: das Heimathaus in Berlin-Zehlendorf, die Erholungsstätte der Genossen (und zugleich Sitz des Vorstandes), die Genossenschaft Mädchenheime, die Gesellschaft Pensions- und Hilfskasse und die Gesellschaft Kurhospiz mit dem Sitze in Sülzhayn bei Ellrich. (Das „Waldhaus Sülz-

hayn" ist eine Heilanstalt für Lungenleidende.) Im Heimathause ist ein Heilerziehungsheim für nervöse Mädchen eingerichtet worden, und ein Fürsorgeheim soll Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren, die der Fürsorgeerziehung überwiesen sind, für den Broterwerb erziehn und sich womöglich an die Mädchenheime anschließen.

Man würde sich täuschen, wenn man auf unsern kurzen Bericht hin in Zimmers Buche nichts als eine Gründungsgeschichte nebst Beschreibung der Organisation und der Thätigkeit des Vereins zu finden erwartete. Der Verfasser ist ein Mann, der gediegne wissenschaftliche Bildung mit reicher Lebenserfahrung verbindet, und ein mit genialem Blick begabter selbständiger Denker. Er streut eine Fülle keimkräftiger Gedanken aus und entwickelt viel pädagogische, psychologische und soziale Weisheit. Er betreibt sein Werk auf der Grundlage der Überzeugung, daß alle patriarchalischen Verhältnisse ein für allemal abgethan sind, und daß sich die Kirche und die Nächstenliebe der neuen Struktur des Gesellschaftskörpers anpassen müssen. Es ist der Segen jeder schöpferischen Thätigkeit, daß sie für Gezänk und Polemik keine Zeit übrig hat und den Sinn dafür gar nicht aufkommen läßt. Zimmer erwähnt die Sozialdemokraten selten, die Katholiken noch seltner und spricht von beiden nie in gehässigem Tone, obwohl er sich dazu versucht fühlen könnte, weil die Katholiken sein Pfarrfrauenideal verspottet und die Sozialdemokraten seine Mädchenheime heftig angegriffen haben. Das evangelische Christentum aber beweist durch solche Wirksamkeit, daß in ihm der Geist Christi noch nicht erstorben ist, und wenn die von Zimmer ausgestreute Saat aufgeht, so wird dieses aus sozialen Nöten neu geborne praktische Christentum den Kirchen der Reformation ebenso über die theologische Zerklüftung und die philosophische Negation hinweghelfen, wie die Völkerwanderung die alte Kirche aus einer zankerfüllten Gelehrtenrepublik in die große Erzieherin der europäischen Völker verwandelt hat.

Wir zeigen bei dieser Gelegenheit noch ein paar Schriften über die Frauenfrage an. Johannes Müller behandelt sie (Der Beruf und die Stellung der Frau, mit Buchschmuck von Marianne Fiedler, Leipzig, Verlag der Grünen Blätter, 1902) aus einem dem Zimmerschen verwandten Geiste, nur daß er eben bloß raisonnieren, nicht von Thaten berichten kann und eigentlich gar keine Thaten fordert, sondern nur die Erneuerung guter Gesinnung. Er tadelt an der Frauenbewegung, deren wohlthätige Wirkungen er nicht bestreitet, daß sie das Abnorme zum Maßstabe für das Normale mache, er leitet dieses Abnorme von unsrer Zivilisation ab, die nur eine Scheinkultur sei, was Zimmer wahrscheinlich nicht zugeben würde, und er macht die Männer für alles Frauenelend unsrer Zeit verantwortlich. Er bekämpft die „unter dem Schutze der Prüderie auf dem Boden des praktischen Materialismus wuchernde Unsittlichkeit." Eine überraschende Übereinstimmung mit Zimmer finden wir in einem Punkte von untergeordneter Bedeutung. Bei der Durchmusterung der für Frauen sich eignenden Berufsarbeiten bemerkt Müller, in der Wissenschaft werde ihnen die mühsame Kleinarbeit zufallen, zu der die heutige Forschung zwinge, und die von Männern nicht so gut geleistet werden könne, und Zimmer

glaubt, die bibliſche Textkritik werde ohne weibliche Hilfe nicht zum Ziele kommen.

Der unhöfliche Dr. P. J. Möbius hat ſeine Schrift Über den phyſiologiſchen Schwachſinn des Weibes (Halle a. S., Karl Marhold, 1902) mit Erläuterung und einem Anhange von Kritiken und Zuſchriften in vierter Auflage herausgegeben. Er verwahrt ſich dagegen, daß er dem weiblichen Geſchlecht Schimpf zufüge. „Sehen wir uns genötigt, das normale Weib für ſchwachſinnig im Vergleiche mit dem Manne zu erklären, ſo iſt damit doch nichts zum Nachteile des Weibes geſagt. Ihre Vorzüge liegen eben anderswo als die Vorzüge des Mannes, und die Differenzierung der Geſchlechter erſcheint uns als eine zweckmäßige Einrichtung der Natur, bei der Mann und Weib nicht ſchlecht fahren.“ Mit Genugthuung erwähnt Möbius den Aufſatz: Was leiſten unſre höhern Töchterſchulen? im 31. Heft der Grenzboten von 1900, bemerkt aber dazu: „Wunderlicherweiſe glaubt der Verfaſſer, das Nichtwiſſen der Mädchen ſei Folge der Mangelhaftigkeit der Schulen. Nein, das raſche Verlernen iſt die Hilfe der Natur gegen die Schultyrannei; das weibliche Gehirn ſtößt in der Regel das Aufgezwungne raſch wieder ab.“ Was ihn beſtimmt hat, gegen den Feminismus aufzutreten, iſt Ibſens Nora geweſen. Man wiſſe freilich nicht, ſagt er, was ſich Ibſen bei dem Unſinn gedacht hat; zu ſeiner Ehre möchte man annehmen, daß er Närrinnen wie dieſe Nora habe verſpotten wollen. „Nun aber mußte ich ſehen, daß die Leute in der entarteten, halbverrückten Perſon, die ihre Kinder im Stiche läßt, weil ſie ſich einbildet, ſie müſſe ihr erbärmliches Ich ausbilden, eine Heldin erblickten. Das empörte mich, und je mehr ich darüber nachdachte, deſto abſcheulicher und widerwärtiger kam mir die Sache vor.“ — Daß ſolche Auswüchſe der Frauenbewegung bekämpft werden müſſen, darin ſtimmen alle Vernünftigen dem Leipziger Nervenarzte bei; ob aber ſeine anatomiſchen und phyſiologiſchen Beweiſe für die geiſtige Minderwertigkeit des Weibes durchweg ſtichhaltig ſind, das hat die Wiſſenſchaft zu entſcheiden, die vorläufig die Sache noch nicht ins reine gebracht hat. Oda Olberg beſtreitet es, auf Ergebniſſe der Forſchung geſtützt, in ihrer übrigens ſehr ruhig und würdig gehaltenen Schrift: Das Weib und der Intellektualismus (Berlin-Bern, Dr. John Edelheim, 1902) ganz entſchieden. Sie bekämpft die Auffaſſung, daß unſre heutige Kultur krankhaft ſei und Entartung erzeuge, charakteriſiert die Naturſchwärmerei als aus Schwäche und Trägheit entſpringende Scheu vor den Mühen und Gefahren des Fortſchritts und glaubt, daß dieſer Fortſchritt keineswegs bloß in der Anhäufung von Kenntniſſen und Fertigkeiten beſtehe, ſondern die Intelligenz des Menſchengeſchlechts ſteigere, und ſolche Steigerung ſei nicht möglich ohne Teilnahme des Weibes daran. In der Auffaſſung der ſozialen Aufgaben des Weibes nähert ſich die Olberg Männern wie Zimmer. Dieſe Aufgaben entſprängen der Überzeugung von der Heiligkeit des Menſchenlebens. Theoretiſch werde dieſe Heiligkeit ja anerkannt; das Geſetz ſchütze ſogar das ungeborne Kind. In der Praxis aber werde Leben und Geſundheit ruchlos preisgegeben. Das Weib empfinde dank ſeiner Mutternatur die Heiligkeit des Menſchenlebens weit lebhafter als der Mann; daraus folge die Forderung:

„Man trage die Mütterlichkeit hinaus ins Leben; aber man ſtatte ſie aus mit dem, was das Leben fordert!“

Aus England antwortet unſern Noras ein Notſchrei der Männer: Geſetzliche Frauenprivilegien in England, und wohin ſie führen. Von zwei engliſchen Juriſten. Deutſch mit einem Vorwort von E. Belfort Bax. (Leipzig, Th. Schröter, 1901.) Die Verfaſſer zeigen, wie in England Geſetzgebung und Rechtſprechung, unterſtützt von der toll gewordnen Preſſe, den Mann dem Weibe gegenüber vollſtändig entrechten. Wenn man dem Schriftchen glauben darf, kann in England die Frau ihren Mann nicht allein ungeſtraft mit einem andern betrügen, ſondern ihn obendrein auch noch um ſein Vermögen und ins Zuchthaus bringen. Sie und ihre Liebhaber können ohne Gefahr Meineide wagen, ſo viel ſie wollen; ihnen wird immer, dem Manne niemals geglaubt. Sieht dieſer ſie nur ſchief an, flugs wird er wegen „Grauſamkeit“ verklagt und verurteilt; beliebt es aber der Vertreterin des ſchwachen, ſchönen und ſeit Jahrtauſenden in ſchmachvoller Sklaverei ſchmachtenden Geſchlechts, ihn mit dem Feuerhaken zu mißhandeln, ihm mit brennendem Petroleum oder mit dem Revolver auf den Leib zu rücken, ſo muß er ſich das ruhig gefallen laſſen, wenn er ſich nicht der Gefahr des Zuchthauſes ausſetzen will. Die beiden ungenannten Juriſten mögen ein bischen ſtark auftragen, aber daß die engliſchen und amerikaniſchen Frauen die Zeit der „Sklaverei“ gründlich hinter ſich haben, daran iſt wohl nicht zu zweifeln. Möbius ſagt richtig, der Zeitgeſchmack laſſe die Weiber nach zwei Richtungen hin ausarten, zur franzöſiſchen Dame und zum angelſächſiſchen Mannweibe. Das Intereſſanteſte an der Broſchüre iſt das Vorwort des Sozialdemokraten Belfort Bax. Dieſer nimmt es den deutſchen Genoſſen ſehr übel, daß ſie für die Frauenrechtlerinnen eintreten und eine ganz falſche Analogie aufſtellen zwiſchen der Ausbeutung der Arbeiter durch die herrſchenden Stände und der angeblichen Unterdrückung der Frauen durch die Männer. Er erzählt, wie ſich Bebel, der wütende Feind aller Muckerei, in England dadurch lächerlich mache, daß er jeder Muckerei in die Falle geht, wenn ſie ihm nur einen frauenrechtleriſchen Speck vorhält.

# Catholica

Von Joſeph Mayer

## 8. Die Univerſität zu Freiburg in der Schweiz

In den Zeiten des ausgehenden Mittelalters war die Gründung von Univerſitäten an der Tagesordnung. Wie ſie entſtanden, iſt ebenſo intereſſant wie lehrreich zu verfolgen, weil jedesmal die verſchiedenſten Perſonen und Umſtände unter dem Schutze der Kirche mitwirkten, der Wiſſenſchaft in ihrer Geſamtheit eine neue Heimſtätte zu bereiten.

Die Univerſitätsgründungen des neunzehnten Jahrhunderts ſind gering an der Zahl, und wenn man von ganz wenigen Fällen abſieht, ſo beanſpruchen

sie zwar unsre Aufmerksamkeit und Teilnahme an sich, weil es sich selbstverständlich jedesmal um eine wichtige That handelte, jedoch mangelt ihnen das intime Interesse der meisten Gründungen der Vergangenheit. In der Regel werden in unsrer Zeit die gesamten Einrichtungen am grünen Tische vorher festgestellt, sodaß die ins Leben tretende Universität ihren Weg schon klar vorgezeichnet findet. Da ist, wenn man von kleinern Angelegenheiten absieht, kein Durchringen zu festen Formen, die die Praxis des Lebens erst an die Hand giebt, da ist kein Durchgangsstadium kritischer Zeiten; ruhig und arbeitsam beginnen die Professoren ihr Werk, sorgend, daß der Ruf der Hochschule wachse. Im Gegensatze dazu ist nun unter unsern Augen eine Universität entstanden, die sich erst ihre Gesetze und ihre Ordnung hat schaffen müssen, die durch Kämpfe schwerer Art hindurch gegangen ist und aus den gemachten Fehlern gelernt hat, wie die Zukunft zu gestalten sein wird. Ihr wollen wir jetzt unsre Aufmerksamkeit zuwenden.

* * *

Die Gründung der Universität Freiburg in der Schweiz im Jahre 1889. Der Kanton Freiburg in der Schweiz hat etwa 125000 Einwohner, die sich in der Hauptsache von Viehzucht mit allen Nebenbetrieben, Weinbau und Landwirtschaft ernähren. Die Staaten Schwarzburg-Sondershausen und Schaumburg haben zusammen ungefähr ebensoviel Einwohner, gerade wie auch Waldeck und Reuß ältere Linie; Reuß jüngere Linie kommt für sich allein auch auf dieselbe Seelenzahl. Wir würden es gewiß als eine Vermessenheit ansehen, wenn eine der beiden Staatengruppen oder Reuß jüngere Linie allein den Plan fassen würde, aus eignen Mitteln eine vollständige Universität mit fünf Fakultäten zu gründen. Nach Maßgabe der Budgets wäre es vollständig ausgeschlossen, daß ein so utopischer Plan auch nur ernsthaft ins Auge gefaßt werden könnte. Um so mehr muß es uns wunderbar erscheinen, daß sich der kleine Kanton Freiburg in der Schweiz thatsächlich an die Ausführung eines so kolossalen Planes gemacht hat. Nur durch Heranziehung einiger geschichtlicher Erinnerungen wird das Wagnis einigermaßen verständlich.

Schon seit dem sechzehnten Jahrhundert stand der Plan der Gründung einer Hochschule in einem der katholischen Schweizerkantone auf der Tagesordnung der besondern Ständetage, die diese Kantone regelmäßig abhielten. Die Ausführung des vielfach erörterten Planes wurde jedoch niemals in die Praxis übertragen, weil entweder die Mittel nicht beschafft werden konnten, oder die Eifersucht unter den größern Städten, von denen jede die Universität in ihren Mauern haben wollte, alle Bemühungen vereitelte. Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts griff der größte katholische Verein der Schweiz (Piusverein, jetzt Katholikenverein genannt) den Gedanken wieder auf, ohne jedoch über eine Erörterung des Plans und eine Anzahl Resolutionen hinauszukommen. Die Notwendigkeit einer solchen Universität ergab sich allein schon aus dem Grunde, daß die fünf damals bestehenden schweizerischen Universitäten in Basel, Bern, Genf, Lausanne und Zürich sowie die Akademie in Neuenburg in protestantischen Kantonen lagen und unter den Professoren

dieſer Hochſchulen kaum der eine oder der andre Katholik war. Thatſächlich waren die Katholiken der Schweiz, die mit 1383135 Seelen 41,6 Prozent der Geſamtbevölkerung ausmachen, von der Beteiligung am höhern Unterricht und damit von der Mitarbeit an der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſo gut wie ausgeſchloſſen. Was das zu bedeuten hat, iſt ohne weiteres klar.

Inmitten der enormen Schwierigkeiten, eine Staatsuniverſität in einem der katholiſchen Kantone zu errichten, wäre dieſer Gedanke noch lange unausgeführt geblieben, wenn nicht der energiſche, weitſchauende Staatsmann, Staatsrat G. Python von Freiburg im Sommer 1886 die Abteilung des öffentlichen Unterrichts im Kanton übernommen hätte. Durch eine unter ſehr günſtigen Bedingungen vorgenommene Konverſion der Staatsſchuld des Kantons wurde ein Reingewinn von 2500000 Franken erzielt, und ſchon am 24. Dezember 1886 beſchloß der Große Rat, die geſetzgebende Körperſchaft des Kantons, einſtimmig, dieſe Summe als Grundkapital zur Stiftung und Ausſtattung einer Univerſität in Freiburg zu verwenden. Nach weiterer reiflicher Erörterung wurde am 4. Oktober 1889 der zweite Beſchluß gefaßt, die Zinſen des genannten Kapitals zur ſofortigen Ausführung des Univerſitätsplanes zu verwenden.

Die Freiburger Rechtsſchule zur Ausbildung der Juriſten und Verwaltungsbeamten des Kantons wurde zunächſt durch Ernennung neuer Profeſſoren ergänzt und daraus die juriſtiſche Fakultät gebildet. Die philoſophiſche Fakultät, umfaſſend Philoſophie, Philologie und Geſchichte, wurde ganz neu gebildet. Mit dieſen beiden Abteilungen wurde dann anfangs November 1889 die Staatsuniverſität Freiburg eröffnet.

Unterdeſſen knüpfte die Freiburger Regierung mit den oberſten Kirchenbehörden in Rom Unterhandlungen an zur Errichtung der theologiſchen Fakultät. Im Sommer 1890 waren die Vorarbeiten ſo günſtig erledigt, daß im Herbſt dieſes Jahres auch dieſe Fakultät ihre Vorleſungen beginnen konnte. Wer einigermaßen mit den politiſchen Verhältniſſen der Schweizer Kantone vertraut iſt, wer es weiß, daß oft kleine Dinge wichtige politiſche Folgen in der innern Politik eines Kantons haben können, begreift es, daß die Unterrichtsverwaltung es vermied, die theologiſche Fakultät mit einheimiſchen Kräften zu beſetzen. Wurden dieſe nun nicht herangezogen, ſo war es völlig ausgeſchloſſen, daß fremde Weltprieſter zu Profeſſoren berufen wurden, und ſo entſchloß man ſich nach reiflicher Erwägung, eine Anzahl Dominikaner zu Profeſſoren zu ernennen. Die theologiſche Fakultät ſteht, wie natürlich, direkt unter dem Papſte, der die congregatio studiorum, die ich früher ſchon genannt habe, mit der Erledigung der Geſchäfte beauftragt. Dieſe bewegen ſich durchaus innerhalb der Grenzen, die durch das kanoniſche Recht den Kirchenbehörden für die kanoniſch errichteten theologiſchen Fakultäten zuſtehn.

In demſelben Jahre, 1890, bewilligte der Stadtrat von Freiburg auf Antrag der Kantonsregierung einen einmaligen Zuſchuß von 500000 Franken zum Gründungskapital der Staatsuniverſität, wodurch es auf 3 Millionen anwuchs. Um nun für den weitern Ausbau der Univerſität ſowohl wie für andre Staatsbedürfniſſe neue Hilfsquellen zu erſchließen, wurde im Jahre 1892 die Aufnahme einer neuen Staatsanleihe ſowie die Gründung einer Staats-

bank beschlossen. Beides gelangte in der kürzesten Frist unter ausnehmend günstigen Bedingungen zur Ausführung. Zugleich wurde bestimmt, daß von dem Reingewinn der Staatsbank alljährlich 80000 Franken zum Unterhalt der Universität verwandt werden sollten. Der einige Jahre vorher durch den Staat übernommene Betrieb eines großen Wasser- und Elektrizitätswerks bei Freiburg entwickelte sich auch in günstigster Weise, sodaß von dem dadurch erzielten Gewinn jährlich bedeutende Summen für die Universität flüssig wurden.

Nunmehr konnte man an die Errichtung der mathematisch-naturwissenschaftlichen, also der vierten Fakultät denken. Durch Umgestaltung eines bisherigen Zeughauses und einen großen Neubau wurden die nötigen Räumlichkeiten geschaffen, und die in glänzendster Weise mit Sammlungen, Laboratorien usw. ausgestattete mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät konnte im Herbste 1896 eröffnet werden. Sobald die schon eingeleiteten größern Vorarbeiten erledigt sein werden, dürfte mit der Errichtung der medizinischen Fakultät der Gesamtausbau der Universität in den nächsten Jahren beendet sein. Das Verdienst der Ausführung dieses genialen Gedankens gebührt neben den gesetzgebenden Körperschaften des Kantons dem schon genannten Staatsrat G. Python und seinen wackern Beamten fast allein, während andre Elemente, die sich herangedrängt haben, zwar viele große Worte zu machen wußten, jedoch nur in untergeordneter Weise nach Instruktionen, die sie nicht einmal immer ganz zu verstehn und auszuführen vermochten, mitgewirkt haben.

Die Organisation der Universität. Die Freiburger Universität ist eine Staatsanstalt, genau in demselben Sinne wie die andern Schweizer Universitäten. Ebenso wie diese de facto einen ausgesprochen protestantischen, so hat die Freiburger Universität einen ebensolchen katholischen Charakter. Die Gründung und die Ausstattung geschah ausschließlich durch die Staatsorgane des Kantons, und die oberste Leitung der Universität ruht bei der Staatsregierung von Freiburg. Als kantonale Staatshochschule hat sie rechtlich und sachlich genau dieselbe Bedeutung wie die andern Universitäten der Schweiz, die ebenfalls nichts andres sind. Die Bundesbehörden wie die kantonalen Regierungen und die übrigen Schweizer Universitäten behandeln die Freiburger Universität genau in derselben Weise wie jede der andern Hochschulen, sowohl was die rechtliche Stellung und die Anerkennung der Studien wie die erlangten akademischen Würden angeht. Es ist bei der systematischen Verdunkelung der Stellung der Freiburger Universität dringend notwendig, daß auf diese klaren Thatsachen ganz ausdrücklich aufmerksam gemacht wird.

Da die innere Organisation der deutschen Universitäten weitaus als die zweckmäßigste bezeichnet werden muß, und die übrigen Schweizer Hochschulen alle nach diesem Muster eingerichtet worden waren, ging man auch in Freiburg nach diesem Plane vor. Durch die Vollversammlung der Professoren selbst wurde der Entwurf zu einem organischen Grundgesetz und zu allgemeinen Statuten unter Anlehnung an die Vorbilder der Schweiz und Deutschlands entworfen, und im Herbst 1899 hat der Große Rat das Grundgesetz in nur wenig veränderter Fassung des eingereichten Entwurfes genehmigt und damit zugleich die Grundzüge der Organisation festgelegt. Die allgemeinen Satzungen über die innere Verwaltung der Hochschule haben sich in ihrem zwölfjährigen

Gebrauch als praktisch und der Lage der Hochschule entsprechend erwiesen. Die Satzungen der einzelnen Fakultäten (Habilitation, Prüfungen usw.) sind von diesen ausgearbeitet und fast regelmäßig in der vorgelegten Fassung vom Staatsrat genehmigt worden. So bildete sich eine weitgehende Selbstregierung der Universität aus, die für deren innere Erstarkung besonders im Anfange von größter Bedeutung war.

An der Spitze der Universität, als deren Vertreter nach außen wie als Leiter der innern Verwaltung und Disziplin steht der auf ein Jahr von der Gesamtheit der ordentlichen Professoren gewählte Rektor; das Amt fällt jedes Jahr einer andern Fakultät zu. Der neben dem Rektor stehende Senat besteht unter dem Vorsitze des Rektors aus dem Prorektor und den Dekanen und Prodekanen der Fakultäten. Die Dekane werden von den ordentlichen Fakultätsmitgliedern auf ein Jahr gewählt. Der Rektor und die Dekane verkehren unmittelbar mit dem Direktor des öffentlichen Unterrichts, sowie durch ihn mit dem Staatsrat ohne weiteres Zwischenglied.

Außer den genannten Kapitalzinsen und Zuschüssen aus Staatsbank und Wasserwerken, die im Staatsbudget unter der Rubrik „Unterrichtsdirektion" verrechnet werden, hat die Universität noch Einnahmen aus den Immatrikulationsgeldern in der Höhe von je 30 Franken und bei wiederholter Immatrikulation nach vorhergegangner regelmäßiger Exmatrikulierung zum Besuche einer andern Universität Einnahmen von je 20 Franken. Die Summen werden nach den Beschlüssen der Vollversammlung der ordentlichen Professoren für die innere Verwaltung und das Zeitschriftenlesezimmer verwandt. Kollegiengelder werden nicht erhoben; alle Vorlesungen, sowie die Benutzung der Institute und Laboratorien sind vollständig frei.

Internationaler Charakter der Hochschulen in der Schweiz. Es ist bekannt, daß ein sehr großer Teil der Studierenden an den Schweizer Universitäten Ausländer sind, besonders Angehörige des Deutschen Reiches. Es muß darum als ein feines Erfassen der Sachlage bezeichnet werden, daß man bei der Gründung der Freiburger Hochschule darauf bedacht war, auch dieser den genannten internationalen Charakter zu verleihen und so Studierende aller Länder in größerer Zahl anzuziehen. Zudem war die Regierung bei der Berufung geeigneter Lehrkräfte vielfach auf das Ausland angewiesen, und die Lage des Kantons Freiburg an der deutsch-französischen Sprachgrenze erheischte notwendig eine umfangreichere Ausgestaltung der Einrichtungen nach der internationalen Seite hin. Von Anfang an nahm man aber die weiteste Rücksicht auf die Länder deutscher Zunge, wie sich auch aus der Organisation der Hochschule nach deutschem Muster ergiebt. Wie früher, so übt auch jetzt das deutsche Element im Lehrkörper den maßgebendsten Einfluß aus, ein Verhältnis, das auch in Zukunft notwendigerweise aufrecht erhalten bleiben muß, ohne daß die kollegialen Beziehungen zu den Professoren andrer Sprachen gestört oder die berechtigte Einwirkung andrer Nationalitäten ausgeschaltet würde. Einzig auf der Welt ist darum das Bild des Freiburger Professorenkollegiums, dessen internationale Zusammensetzung die wissenschaftliche Entwicklung wie die Förderung des geistigen Interesses überhaupt auf das beste

beeinflußt hat, wie man sich leicht vorstellen kann, und wie ja auch der Verkehr von Vertretern verschiedner Nationalitäten, die sich gegenseitig achten, an sich immer ein großes Bildungsmittel ist.

Im Wintersemester 1890/91, als die juristische, die philosophische und die theologische Fakultät errichtet waren, waren unter 37 Dozenten 13 Schweizer (9 Freiburger, 2 Deutschschweizer, 1 Tessiner), 13 Reichsdeutsche, 7 Franzosen, 1 Österreicher (Pole), 1 Engländer, 1 Luxemburger und 1 Südamerikaner. Im Wintersemester 1896/97, nach Eröffnung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät und nach weiterm Ausbau der andern Abteilungen, waren unter 60 Dozenten 15 Schweizer (9 französischer, 5 deutscher, 1 italienischer Zunge), 22 Reichsdeutsche, 11 Franzosen, 6 Österreicher, 2 Holländer, 1 Spanier, 1 Italiener, 1 Luxemburger und 1 Belgier. Im Sommersemester 1902 sind unter 60 Dozenten 19 Schweizer (8 französischer, 10 deutscher, 1 italienischer Zunge), 15 Reichsdeutsche, 11 Franzosen, 9 Österreicher (4 deutscher, 5 andrer Zungen), 2 Holländer, 1 Belgier, 1 Spanier, 1 Italiener, 1 Luxemburger. Die Vorlesungen wurden in deutscher, französischer und lateinischer Sprache gehalten.

Diesem internationalen Professorenkollegium entspricht eine ebenso internationale Gesamtheit von Studierenden. Um nicht zweimal von denselben Dingen zu sprechen, verbinde ich die tabellarische Übersicht der Frequenz nach Ländern mit der nach Fakultäten, wobei denn auch zugleich der Überblick über die Kurve der Gesamtfrequenz ermöglicht wird.

Zahl der Studierenden nach Semestern geordnet

| Semester | Gesamtsumme aller Immatrikulierten | Zahl der Studenten nach Fakultäten ausgeschieden | | | | nach Ländern geordnet | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Theologen | Juristen | Philosophen | Mathematiker usw. | Schweiz | Deutschland | übriges Ausland |
| 1889/90 | 29 | — | 24 | 5 | — | 28 | — | 1 |
| 1890 | 40 | — | 32 | 8 | — | 32 | 7 | 1 |
| 1890/91 | 137 | 64 | 45 | 28 | — | 104 | 26 | 7 |
| 1891 | 143 | 69 | 47 | 27 | — | 99 | 33 | 11 |
| 1891/92 | 168 | 83 | 57 | 28 | — | 112 | 37 | 19 |
| 1892 | 168 | 81 | 61 | 26 | — | 105 | 42 | 21 |
| 1892/93 | 173 | 81 | 66 | 26 | — | 105 | 35 | 33 |
| 1893 | 170 | 81 | 63 | 26 | — | 93 | 46 | 31 |
| 1893/94 | 196 | 91 | 62 | 43 | — | 108 | 42 | 46 |
| 1894 | 194 | 94 | 55 | 45 | — | 90 | 59 | 45 |
| 1894/95 | 240 | 128 | 60 | 52 | — | 115 | 67 | 58 |
| 1895 | 235 | 131 | 58 | 46 | — | 115 | 79 | 41 |
| 1895/96 | 242 | 132 | 60 | 50 | — | 128 | 68 | 46 |
| 1896 | 253 | 135 | 56 | 62 | — | 125 | 78 | 50 |
| 1896/97 | 263 | 118 | 63 | 53 | 29 | 119 | 86 | 58 |
| 1897 | 301 | 132 | 70 | 49 | 50 | 127 | 112 | 62 |
| 1897/98 | 331 | 149 | 74 | 46 | 62 | 141 | 110 | 80 |
| 1898 | 338 | 151 | 76 | 52 | 59 | 151 | 112 | 75 |
| 1898/99 | 322 | 138 | 71 | 49 | 64 | 149 | 93 | 80 |
| 1899 | 307 | 125 | 71 | 48 | 63 | 134 | 95 | 78 |
| 1899/1900 | 317 | 119 | 72 | 56 | 70 | 145 | 89 | 83 |
| 1900 | 319 | 114 | 66 | 62 | 77 | 136 | 97 | 86 |
| 1900/01 | 326 | 127 | 65 | 54 | 80 | 147 | 83 | 95 |
| 1901 | 297 | 115 | 52 | 56 | 74 | 129 | 81 | 87 |
| 1901/02 | 355 | 148 | 73 | 57 | 77 | 173 | 86 | 96 |
| 1902 | 360 | 154 | 73 | 59 | 74 | 163 | 105 | 92 |

Für ein Semester (Sommer 1902) sei auch noch die genauere Verteilung nach Nationalitäten gemäß der Angabe im letzten Verzeichnis mitgeteilt. Unter 154 immatrikulierten Theologen waren 56 Schweizer, 75 Deutsche (4 Badenser, 12 Bayern, 12 Elsaß-Lothringer, 40 Preußen, 7 Württemberger), 12 Nordamerikaner, 3 Franzosen, 1 Holländer, 2 Italiener und 5 Österreicher. Unter 73 immatrikulierten Juristen waren 62 Schweizer, 3 Deutsche, 3 Bulgaren, 1 Nordamerikaner, 1 Italiener, 1 Luxemburger, 2 aus der Türkei. Unter 59 Philosophen waren 25 Schweizer, 15 Deutsche (3 Bayern, 1 Elsaß-Lothringer, 10 Preußen, 1 Württemberger), 1 Nordamerikaner, 2 Franzosen, 1 Holländer, 1 Italiener, 12 Österreicher, 1 Rumäne, 1 Russe. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät waren unter 74 immatrikulierten Studierenden 20 Schweizer, 12 Deutsche (2 Badenser, 1 Bayer, 2 Elsaß-Lothringer, 7 Preußen), 4 Bulgaren, 3 Holländer, 2 Italiener, 2 Luxemburger, 6 Österreicher, 2 Rumänen, 19 Russen, 2 Spanier, 2 aus der Türkei. Die 105 deutschen Studierenden sämtlicher Fakultäten gliedern sich in 7 Badenser, 16 Bayern, 16 Elsaß-Lothringer, 58 Preußen und 8 Württemberger.

Die statistische Tabelle läßt bezüglich des Besuches der Universität eine stetig zunehmende Zahl erkennen, die im laufenden Semester den höchsten, bisher erreichten Stand von 360 immatrikulierten Studierenden aufweist. Starke Schwankungen sind nur von Winter 1896 bis Winter 1897 von 263 auf 331 und von Winter 1900 bis Winter 1901 von 326 nach 297 im Sommer und wieder hinauf auf 355 im folgenden Winter zu verzeichnen. Bis die medizinische Fakultät eingerichtet sein wird, wird die Zahl von 400 Studierenden erreicht werden können, und mit ihrer Eröffnung dürfte eine weitere relativ große Zunahme eintreten, da die nach den neusten Anforderungen einzurichtenden Anstalten und Kliniken zu den besten der ganzen Schweiz gehören werden. Die vorbildliche Einrichtung der naturwissenschaftlichen Fakultät Freiburgs ist von den übrigen Schweizer Hochschulen neidlos anerkannt worden, und man ist berechtigt, einen Schluß hieraus auf die zukünftige medizinische Fakultät zu machen.

Bevor ich mich mit den einzelnen Fakultäten des nähern befasse, halte ich es für angezeigt, eine kleine Parallele zu den fünf andern Schweizer Universitäten zu ziehn. Basel wurde gegründet 1460, Bern 1834, Genf als Akademie gestiftet 1559 und 1873 zur Universität ausgebaut, Lausanne als Akademie errichtet 1537 und zur Universität vervollständigt 1890, Zürich 1832. Gegenüber Freiburg sind diese Anstalten demnach alle als alte zu bezeichnen. Zum Zweck einer Vergleichung der Besuchszahlen folgt hier eine Zusammenstellung von fünf beliebig herausgegriffnen Semestern aus den letzten zwölf Jahren, eine Tabelle, die auch in mancher andern Beziehung des Interessanten viel bietet.

Vorhergeschickt sei, 1. daß die eingeklammerten Zahlen die in der darüber stehenden Zahl einbegriffnen Studierenden weiblichen Geschlechts darstellen, 2. daß bei der theologischen Fakultät Bern die zweite Zahl die der Studenten der altkatholischen, die erste die der protestantischen Theologie darstellt, und

3. daß die letzte Spalte bei Lausanne nicht die Zahlen des Wintersemesters 1901/02, sondern die des Sommersemesters 1901 aufweist, da die andern mir nicht zur Hand sind.

Sieht man von den Basler und den Züricher Kurven ab, so ergiebt sich bei den drei andern Universitäten eine starke Vermehrung der Studenten, die bei Bern fast an das Doppelte heranreicht. Wollen wir das Wintersemester 1901/02 zur Vergleichung mit der Freiburger Frequenz heranziehn, so ist die Reihenfolge der sechs Universitäten bezüglich der Gesamtzahl der Studierenden: Bern 1112, Genf 905, Zürich 670, Lausanne 618, Basel 529 und Freiburg 355. Da nun Freiburg keine Studentinnen zur Immatrikulation zuläßt und zur Zeit noch keine medizinische Fakultät hat, so ist die Reihenfolge, wenn man Studentinnen und Mediziner bei den andern fünf Hochschulen abzieht, die folgende: Bern 1112 — 457 — 81 = **574**, Lausanne 618 — 181 — 28 = **409**, Genf 905 — 395 — 116 = **404**, Basel 529 — 147 — 3 = **379**, Freiburg **355**, Zürich 670 — 291 — 43 = **336**. Freiburg steht also in dieser Aufstellung an vorletzter Stelle. Es wird sich später, nach der Eröffnung der medizinischen Fakultät, zeigen, ob es diese Stelle behaupten kann.

| | | Basel | Bern | Genf | Lausanne | Zürich |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Winter-Sem. 1890/91 | Theologie | 111 | 48 (8) | 24 | 26 | 37 |
| | Jurisprudenz | 40 | 136 (6) | 72 | 55 | 81 (3) |
| | Medizin | 125 (1) | 263 (66) | 219 (46) | 63 (1) | 273 (43) |
| | Philosophie | 109 | 97 (10) | 144 (31) | 42 (3) | 165 (29) |
| | Summe | 385 (1) | 546 (79) | 459 (76) | 186 (4) | 556 (75) |
| Winter-Sem. 1892/93 | Theologie | 113 | 40 (6) | 40 | 36 | 36 |
| | Jurisprudenz | 43 | 115 (4) | 116 (2) | 114 | 88 (4) |
| | Medizin | 161 (1) | 246 (63) | 280 (69) | 94 (11) | 288 (80) |
| | Philosophie | 187 | 269 (106) | 295 (131) | 183 (22) | 239 (51) |
| | Summe | 504 (1) | 682 (179) | 831 (201) | 430 (39) | 551 (121) |
| Sommer-Sem. 1895 | Theologie | 75 | 23 (5) | 30 | 21 | 18 |
| | Jurisprudenz | 56 | 142 | 116 | 119 | 75 (9) |
| | Medizin | 149 (3) | 147 (39) | 217 (69) | 92 (9) | 266 (79) |
| | Philosophie | 157 | 295 (42) | 272 (58) | 134 (10) | 267 (41) |
| | Summe | 437 (3) | 605 (81) | 635 (117) | 366 (19) | 579 (125) |
| Winter-Sem. 1897/98 | Theologie | 43 | 26 (5) | 13 | 24 | 16 |
| | Jurisprudenz | 43 | 107 (2) | 110 (1) | 96 | 76 (3) |
| | Medizin | 149 (5) | 268 (47) | 289 (90) | 144 (48) | 367 (121) |
| | Philosophie | 207 | 271 (96) | 316 (83) | 188 (11) | 274 (49) |
| | Summe | 442 (2) | 672 (85) | 782 (174) | 452 (92) | 733 (187) |
| Winter-Sem. 1901/02 | Theologie | 42 | 24 (7) | 58 | 24 | 13 |
| | Jurisprudenz | 44 | 109 (4) | 92 (9) | 186 | 113 (4) |
| | Medizin | 147 (5) | 457 (288) | 395 (395) | 181 (61) | 291 (73) |
| | Philosophie | 296 (3) | 415 (77) | 365 (110) | 215 (38) | 254 (40) |
| | Summe | 529 (5) | 1112 (384) | 905 (621) | 618 (99) | 670 (121) |

Einerseits ist in der Tabelle als besonders bezeichnend die erschreckend hohe Zahl der weiblichen Studierenden (Wintersemester 1901/02: 903) hervorzuheben und andrerseits darauf aufmerksam zu machen, daß Freiburg allein 148 katholische Theologen hat und die fünf andern Universitäten zusammen nur 156 protestantische Theologen aufweisen.

Die theologische Fakultät. Die acht Lehrstühle der theologischen Fakultät im ersten Semester waren mit sieben Dominikanern und einem Weltpriester besetzt. Die Lehraufträge lauteten auf philosophische Propädeutik, Apologetik und positive Dogmatik, spekulative Dogmatik, spekulative Moral, positive Moral,

Exegese, Kirchenrecht, Kirchengeschichte mit Patrologie und Archäologie. Die Professorenzahl wurde im folgenden Jahre um zwei vermehrt (allgemeine Kirchengeschichte und Pastoral), die Exegese zwischen zwei Professoren geteilt und die Apologetik von der positiven Dogmatik getrennt. Dafür wurde der ganze philosophische Unterricht in die philosophische Fakulät verlegt. Im Sommer 1902 besteht die Fakultät aus neun ordentlichen und drei außerordentlichen Professoren, von denen acht Dominikaner und vier Weltpriester sind. Unter den betreffenden Fachprofessoren stehn sieben Seminarien für Apologetik, Exegese, Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Patrologie mit Archäologie und geistliche Beredsamkeit. Dazu kommen praktische Übungen im Kirchengesang. Ein Seminar für Kirchenrecht wird demnächst von dem betreffenden Dozenten der juristischen Fakultät eingerichtet werden. Der theologische Unterricht an dieser Hochschule ist demnach so, wie er in keinem Diözesanseminar irgendwo geboten wird und geboten werden kann.

Zur Erlangung der akademischen Grade ist nötig 1. ein Studium der Philosophie von vier Semestern, 2. ein solches der Theologie von vier Semestern für den Baccalaureat, von sechs für den Licentiat und von acht für den Doktorat. Für die beiden ersten Grade sind mündliche Prüfungen von zwei und drei Stunden, für den Doktorat eine mündliche Prüfung von sieben Stunden und der Druck einer approbierten, selbständigen wissenschaftlichen Arbeit vorgesehen. Die Aushändigung des Diploms erfolgt erst nach der Vollendung des Drucks der Dissertation.

Die juristische Fakultät. Bei der Eröffnung gab es elf Lehrstühle und ebensoviel Professoren, darunter waren fünf Dozenten der frühern Freiburger Rechtsschule. Damals, wie auch heute, werden einzelne Kollegien in deutscher, andre in französischer Sprache gelesen. In organischem Verbande mit der Fakultät wurde weiterhin die staatswissenschaftliche und die nationalökonomische Sektion errichtet. Im laufenden Studienjahr umfaßt die Fakultät achtzehn Professoren, von denen zwei beurlaubt sind. Gelesen wird über folgende Disziplinen: Institutionen, römische Rechtsgeschichte, Pandekten in deutscher und in französischer Sprache, schweizer Gesellschafts- und Wechselrecht (franz.), französisches Zivilrecht, Handelsrecht und Rechtsgeschichte (franz.), deutsches Zivilrecht, Rechts- und Verfassungsgeschichte (d.), freiburger Zivilrecht, schweizerisches Bundesprivatrecht, internationales Privatrecht (franz.), eidgenössisches und kantonales Privatrecht (d.), schweizerisches Betreibungs- und Konkursrecht, Zivilprozeß, schweizerische Gerichtsverfassung, Bundesstaatsrecht (franz.), deutsches und schweizerisches Strafrecht, Straf- und Zivilprozeßrecht (d.), Strafrecht, Strafprozeß, Völkerrecht, allgemeine Rechtsgeschichte (franz.), Staatsrecht, Kirchenrecht (franz.), Kirchenrecht, Staats- und Völkerrecht, Rechtsphilosophie (d.), Encyklopädie und Methodologie des Rechts (d.), Naturrecht, Nationalökonomie (franz.), Nationalökonomie, Finanzwissenschaft (d.), Geschichte und Systeme der Volkswirtschaft, Agrar- und Gewerbepolitik (franz.), Statistik (d.) und gerichtliche Medizin (franz.). In den sieben juristischen Seminarien werden in beiden Sprachen Übungen abgehalten über römisches, schweizerisches, deutsches und französisches Recht, Straf- und Prozeßrecht, Staats- und Kirchen-

recht, Nationalökonomie. Von Berufungen sind zu erwähnen: Professor Perrier als Richter an das schweizerische Bundesgericht, Professor Büchel an das statistische Amt der Stadt Nürnberg als Direktor, Professor von Koschembahr-Lyskowski an die Universität Lemberg, Professor Lenz an die Universität Czernowitz. Professor Ruhland ist beurlaubt zur Organisation des „Getreidemarktes" in Berlin, und Professor Hauptmann als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Die Licentiatenprüfung, zugleich juristisches Staatsexamen für Freiburg, das von andern Kantonen anerkannt wird, ist mündlich und kann in eine Reihe von Teilexamina aufgelöst und auf verschiedne Semester verteilt werden. Bis Ende 1901 wurden im ganzen 138 Lizentiatendiplome verliehen. Zur Erlangung der Doktorwürde sind außer der selbständigen, wissenschaftlichen Dissertation, für die Druckzwang besteht, zwei schriftliche Arbeiten über gestellte Themata in bestimmter Frist anzufertigen, und es wird eine ausgiebige mündliche Prüfung verlangt, von der nur die Inhaber der Lizentiatendiplome befreit sind. Doktorpromotionen fanden im ganzen fünfzehn statt.

(Schluß folgt)

# Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

## 4. Der musikalische Privatunterricht

Der Gesangunterricht in unsern Volksschulen und Mittelschulen soll der gesamten Jugend des Landes den Zugang zur Musik erschließen und ihr die Grundlagen des Übens und Verstehns geben.

Der Privatunterricht führt diese Schularbeit bei den beanlagten Naturen auf das Gebiet der besondern Neigung und Befähigung hinüber und erzieht der Kunst ihre eigentlichen Jünger, Berufsmusiker und Dilettanten. Die Ausbildung der Dilettanten ruht auf ihm meistens allein, die der Fachmusiker bis zu einem bedeutenden Grade; er ist für sie das wichtigste Mittelglied zwischen dem Musikunterricht der Volks- und der Gelehrtenschulen auf der einen und dem der Konservatorien auf der andern Seite. Für die meisten Knaben und Mädchen, die Privatstunden, und kosteten sie auch nur 50 Pfennige, nicht erschwingen können, hört die Möglichkeit, in der Musik weiter zu kommen, mit dem Abschied von der Schule auf, d. h. leider gerade da, wo der für die Musik empfänglichste Lebensabschnitt beginnt. Vielleicht sorgt die Zukunft wenigstens für die ausgesprochnen Talente in diesen Kreisen. Unentgeltliche Singschulen für erwachsene Mädchen, Aufnahme des Gesangunterrichts in den Lehrplan der Fortbildungsschulen wären die einfachen Mittel hierzu.

In den bemittelten Klassen dagegen gehört heute der Ausgabeposten für musikalischen Privatunterricht zu den Forderungen der allgemeinen Bildung,

denen sich auch der sparsamste Hausvater der guten Sitte wegen unterwirft. Die Nachfrage nach musikalischen Privatstunden ist im Laufe der letzten hundert Jahre ersichtlich gestiegen. Fälle, daß wie bei Händel, bei Gluck eine große Musikbegabung Gefahr läuft, unterdrückt zu werden, ereignen sich heute kaum noch, wohl aber werden unbegabte Kinder häufig mit Musik gequält. In den letzten Generationen ließe sich die Ausbreitung des musikalischen Privatunterrichts zahlenmäßig feststellen. Die Vermehrung der Musiklehrer ist dem allgemeinen Bevölkerungswachstum weit vorausgeeilt. Auch kleinere Orte, für die früher der Kantor und andre im Nebenamt musizierende Kräfte genügten, verlangen jetzt nach fachmäßig gebildeten Musiklehrern. In den großen Städten hat der Bedarf an musikalischem Privatunterricht große Dilettantenschulen, hie und da mit fabrikmäßigem Betrieb, hervorgerufen. Der Musikunterricht, früher nur ein Nebenamt in den Mußestunden, ist ein selbständiger, wichtiger, auch für Frauen sehr willkommner und geeigneter Lebensberuf geworden.

Diese Entwicklung gehört unter die erfreulichen Erscheinungen, die unsrer Zeit den guten Willen zur Musik bescheinigen. Trüge dieser reichliche Privatunterricht die rechten Früchte, so müßten wir den vorhergegangnen Jahrhunderten ein weit überlegnes Dilettantentum entgegenstellen können. Nicht alle wissen, was die Laienkraft in der Geschichte der Musik bedeutet hat. Sie gleicht der Reserve in der Armee, zuweilen ist sie die Avantgarde gewesen. Was bei keiner andern Kunst vorgekommen ist, hier hat es sich mehr als einmal ereignet: wichtige Wendungen und Entscheidungen sind als Thaten der Laienwelt ohne oder wider die Fachleute durchgesetzt worden. Dilettanten von tiefer und breiter Allgemeinbildung waren es, die am Ende der Renaissancezeit die Revision der die Komposition leitenden Ideen, die Vereinfachung des musikalischen Stils herbeiführten, der wir die Palestrina und Monteverdi, der wir die ganze neue Tonkunst mit Musikdrama und Sinfonie, Sologesang und Konzert verdanken. Damals wurde der Name dillettanti ein Ehrentitel, noch Albinoni und Marcello setzten ihn mit Stolz auf ihre Werke. Ohne die Einsicht und die Wärme der Laienwelt hätten wir vielleicht keinen Beethoven, sicher keinen Wagner. Das Laientum bricht neuer Kunst die Bahn, auf der Höhe des Wegs verstärkt es die schöpferischen Reihen; in allen Gattungen der Komposition ist die fleißige Mitarbeit von Dilettanten ein Merkmal der Glanzzeiten. Der Gegenwart fehlt nun diese Mitarbeit der Dilettanten in der Komposition mit Ausnahme des Liedes so gut wie ganz, in der Musikschriftstellerei äußert sie sich vorwiegend verwirrend, in der ausführenden Musik zwar sehr breit, aber ebenso unbedeutend.

Daraus dürfen wir wohl den Schluß ziehn, daß unser äußerlich so stattlicher musikalischer Privatunterricht starke innere Mängel hat. Er hat früher bestimmt ersprießlicher gewirkt, muß demnach wohl auch besser gewesen sein; es gilt also nach den Unterschieden von heute und einst zu suchen.

Da kommt nun zu allernächst in Betracht, daß man früher im Musikunterricht nicht die scharfen Grenzen zwischen der Ausbildung des Dilettanten und der des Musikers zog, die jetzt üblich sind. Das Motto: „Bloß zum Vergnügen“ scheint es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert für Musik-

ſchüler nicht gegeben zu haben, ſondern nach den Biographien und Autobiographien dieſer Zeit, dem Bilde nach, das uns die Lehrbücher von Mattheſon bis auf Leopold Mozart geben, trat die Jugend, wenn überhaupt, an die Muſik mit dem Vorſatz heran: ſoweit in ihr fertig zu werden, als Talent und Lebensſtellung das erlaubten. Ob jemand in der Kunſt ſein Brot ſuchte oder nicht, war Nebenſache, die durch das Spezialiſtentum der Gegenwart ſchwer gewordne Kunſt, auf verſchiednen Sätteln zu reiten, war auch in der muſikaliſchen Welt noch allgemein. Da haben wir Komponiſten, die wie Calviſius in Mathematik und Aſtronomie, wie Steffani in der Diplomatie ihren Platz ausfüllten, auf der andern Seite Dilettanten, die ſich, wie die durch ihre ſchönen Choräle unſterblich gewordnen Geiſtlichen Sachſens und Böhmens, auch als Komponiſten konnten ſehen laſſen. Ja, für den Theologen ging vom ſechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert in vielen proteſtantiſchen Ländern der Weg zur Pfarre über das Kantorat. Im katholiſchen Gebiet jeder Zunge war der muſikaliſche Kleriker eine gewöhnliche Erſcheinung, wie er ja da auch noch heute vorkommt.

Auch andre Fakultäten ſtellten ſolche anſehnlichen Dilettanten: Wolfgang Franck, obwohl ihn ſogar Mattheſon einen Kapellmeiſter nennt, war Arzt, eine andre Säule der Hamburger Muſik, Johann Riſt, war poeta laureatus. Von denen, die in jenen Zeiten berühmte Muſiker geworden ſind, dachten viele als Knaben und Jünglinge noch nicht an einen künſtleriſchen Lebenslauf: Schütz nicht und nicht ſein Neffe Heinrich Albert. Die gründliche Ausbildung war für die Dilettanten durchſchnittlich gerade ſo ſelbſtverſtändlich wie für die Muſiker.

Ein andrer wichtiger Unterſchied zwiſchen dem heutigen und dem frühern muſikaliſchen Hausunterricht betrifft die Fächer. Das beliebteſte iſt heute das Klavier, in weitem Abſtand ſchon kommt dann der Geſang, im noch weiterm die Violine. Sie, die letzte heute, war in der ältern Zeit die erſte. Nur die Flöte hat eine lange Zeit der Geige gleich geſtanden, damals als mit Friedrich dem Großen auch der bayriſche Kurfürſt und ſein Pfälzer Vetter, als ſich der Prinz von Hildburghauſen und zahlreiche andre hohe Herren dem arkadiſchen Inſtrument zuwandten, als Flötenſonaten und Flötenkonzerte unter die Hauptartikel des noch ſchwachen Muſikverlags gehörten. In jenem Abſchnitt des achtzehnten Jahrhunderts fand man aber auch andre Blasinſtrumente nicht ſelten in Dilettantenhänden; noch um 1810 trägt im Leipziger Gewandhaus jeden Winter der Aſſeſſor Hofmann ein Fagottkonzert vor. Das lag nicht in einem wunderlichen Zeitgeſchmack, ſondern der Grund war derſelbe, der auch zur Violine trieb: die Luſt am Enſembleſpiel! Sie regierte die ehemalige Dilettantenmuſik und erfand mannigfaltige Formen der Befriedigung. Die collegia musica, die als Vereinigungen von Liebhabern und Stadtpfeifern mit ihren wöchentlichen Konzerten bis zur Beethovenſchen Sinfonie und zu den Napoleoniſchen Kriegen hin ganz Deutſchland in dichtem Netz bedeckten, waren die ſtattlichſte Art. Eine beſcheidnere, aber noch mehr entwickelte und ältere war das Hauskonzert in den Familien. Wie Martin Luther haben auch noch Seb. Bach und J. Adolf Haſſe das Konzert in der eignen Familie als ihre

größte häusliche Freude geschildert. Die Macht, der freiheitliche Einfluß aber, den das Hauskonzert auf die musikalische Praxis der ältern Zeit übte, tritt uns am deutlichsten aus den Vorreden zu Alberts Arien entgegen, da wo sie auseinandersetzen: die Singstimme kann von Violine oder Flöte, der Baß von Cellis und Fagotts, die Mittelstimmen können von weitern geeigneten Instrumenten oder Sängern verstärkt oder kontrapunktiert werden.

Mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts mindert sich die Vielseitigkeit der Dilettantenmusik: die Bläser treten zurück, die Streicher vor. Durch J. Haydn und seine Schüler, Ignaz Plegel und Franz Krommer an der Spitze, wird das Streichquartett der Liebling des Ensemblespiels. Zugleich verschiebt sich die alte Ordnung der Fächer auch nach andern Richtungen. Die Lieder der Berliner Schule haben die Lust am Gesang von frischem und erstaunlich nachhaltig angefacht. J. A. Hiller, ihm nach Nägeli und andre, sammeln jetzt die Dilettanten in eignen Gesangschulen. Um dieselbe Zeit beginnt auch das Klavier den gewaltigen Vormarsch, an dessen Ende — wie allgemein bekannt — es den größten Teil aller Dilettantenmusik mit Beschlag belegt.

An sich berechtigt dieser Ausgang durchaus nicht zu bösen Worten. Nur muß über die richtige Stellung des Klaviers im Privatunterricht und in der Hausmusik Klarheit bestehn.

Die heutige Vorliebe für das Klavier hat ihren guten Grund darin, daß es das bequemste, in einem gewissen Sinn auch leistungsfähigste Harmonieinstrument ist. Seit wir Mehrstimmigkeit und Harmonieinstrumente kennen, hat sich nur die Laute einmal für längere Zeit in gleicher Stärke wie heute das Klavier der allgemeinen Gunst des Dilettantentums erfreut. Die Geschichte der nur in Resten erhaltenen Kompositionen und Arrangements für die Laute ist noch nicht so weit aufgedeckt, daß sich über die volle Bedeutung des Instruments für die alte Musik erschöpfend sprechen ließe; aber schon die Zimmerbilder der italienischen, niederländischen und deutschen Maler erlauben genügend, die Laute für das sechzehnte Jahrhundert unter den üblichen Hausrat des wohlhabenden Bürgerstandes zu rechnen. Die eigentlichen Vorgänger des Klaviers standen dagegen weit zurück. Wenn in England die kleinen Clavichords der Elisabethischen Zeit virginals genannt wurden, so heißt das noch nicht, daß sie in den Händen aller Damen, sondern wahrscheinlich nur, daß sie auch, oder vielleicht, daß sie, wie die Geschichte von den zwölf Jungfrauen von 1502 vermuten läßt, vorzugsweise Fraueninstrumente waren. Die jungen Venetianerinnen, die im sechzehnten Jahrhundert in den Klosterschulen erzogen wurden, nahmen in der Regel einen Kursus im Monochordspiel, aber notwendig zur Frauenbildung scheint er nicht gehört zu haben. Pietro Bembo verweigerte ihn seiner Tochter, weil es ihm zuviel schien, zehn bis zwölf Jahre darauf zu verwenden.

Bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein blieb das Cembalo, der Hauptahne des Klaviers, mit seinen Verwandten in allererster Linie ein Musikerinstrument. Im Akkompagnement hatte es seine Hauptverwendung und verlangte da einen Generalbaßspieler. Aber auch die selbständige Klaviermusik setzte in der alten Zeit die Kunst, den Baß aus dem Stegreif durch Harmonien

zu ergänzen, voraus. Auf sie rechnet die überwiegende Mehrzahl der zweistimmigen Sätze die von Froberger und Ebert, Pachelbel, Kuhnau, Dom. Scarlatti, Couperin, Muffat jun., Händel und den Bachs, die noch heute oder heute wieder — und in der Regel falsch — gespielt und gelehrt werden. Darüber sind die kurzen und die langen, die geschriebnen und die gedruckten Generalbaßlehren des siebzehnten Jahrhunderts nur einer Meinung, und auch die Klavierschulen des achtzehnten bis auf Ph. Em. Bach und bis auf seine Nachfolger, gehn alle viel weniger darauf aus, gute Techniker, als darauf, gute Musiker zu bilden, das ist vor allem Spieler, die aus der Grundstimme einen vollen, jedem Stil gerechten Satz zu improvisieren verstehn. Der Klavierspieler der ältern Zeit, auch der Dilettant, mußte musikalisch aufs gründlichste geschult sein, mußte sich auf Kontrapunkt und Komposition verstehn, mußte produktives Talent haben. Die geschriebne oder gedruckte Klaviermusik rechnete darauf, war vielfach nur skizziert.

Erst im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts wird unter dem Einfluß der auf Vereinfachung und Popularisierung aller Musik hinarbeitenden Berliner Schule auch das Klavierspiel erleichtert. Nicht bloß in ihren Liedern tritt an die Stelle des bezifferten oder unbezifferten Basses das vollständig ausgesetzte Akkompagnement, auch die eigentlichen Klavierstücke, die im „Musikalischen Allerlei“ und im „Musikalischen Vielerlei“ Birnstils und in ähnlichen Sammlungen und Verlagswerken vorgelegt werden, sind jetzt meistens so gedruckt, wie sie klingen sollen. Der Spieler braucht nicht mehr ein halber oder ganzer Komponist zu sein. Zugleich wachsen die Reize des Klavierspiels nach verschiednen Seiten. Christofori, Schröter, Silbermann führen mit dem Hammerklavier eine neue Zeit herbei, die zwar manches gute — die schönen Instrumente mit mehreren Manualen und mit Registern, die kleinen Portative, die man unterm Arm über die Gasse zu musikalischen Freunden und Bekannten mitnahm — fallen ließ, dafür aber auch die Singfähigkeit und Tonschönheit des Instruments vervollkommnete.

Die Klavierkomposition naht sich einem ihrer höchsten Gipfel, der Beethovenschen Sonate. Um die siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts beginnt das Spiel zu vier Händen sich einzubürgern, noch mehr aber kommt es den Dilettanten gelegen, daß man von da ab Klavierauszüge in den Druck bringt. Unter allen Glücksumständen, die sich so mit einem mal auf die Klavierfreunde des Laientums häuften, war diese letzte Wendung die wichtigste. Denn sie machte den höchsten Vorzug des Klaviers: Tongemälde aller, auch der kompliziertesten Art gewissermaßen wie in einem Stich wiederzugeben, aus einem Privileg der Partiturspieler zum Gemeingut auch der musikalischen ABC-Schützen.

So ist das Klavier auf ganz natürlichem Wege zu seiner Herrschaft über Privatunterricht und Hausmusik gekommen; schon deshalb wird der Versuch, sie ihm wieder zu entreißen, erfolglos bleiben. Ihm muß aber auch darum widerraten werden, weil der Musik gar nicht besser gedient werden kann als mit allgemeiner Verbreitung des Klavierspiels, vorausgesetzt, daß alle Spieler richtig ausgebildet werden.

Gegen diese Bedingung wird allerdings heute von Laien wie von Musikern gefährlich verstoßen; die Mehrheit der Klavierfreunde bleibt trotz Kullaks „Ästhetik des Klavierspiels“ und trotz einer reichlichen, wohlberatenden Litteratur zeitlebens im unklaren darüber, wovon der Nutzen des Klavierspiels abhängt, was es voraussetzt, wodurch es schadet.

Falsch ist es vor allem, daß die heutige Praxis so häufig den Musikunterricht überhaupt mit dem Klavier beginnt. Durch den Schulgesang oder durch andre Mittel muß vorher für einen sichern Unterbau gesorgt sein, denn bei der Einführung durch das Klavier kommen auf alle Fälle Tonsinn und Gehör zu kurz. Obwohl unsre Instrumentenbauer mit aller Kraft, geradezu verblendet einseitig auf „großen Ton“ hin arbeiten, werden dem Klavierklang, solange er auf angeschlagnen Saiten beruht, immer wesentliche Eigenschaften des musikalischen Tons abgehn müssen. Eine Tonreihe kann wohl auf dem Klavier gesangartig vorgetragen werden, der einzelne Ton aber singt nicht; er erlischt, ohne an- und abzuschwellen. Der Schüler, der durch das Klavier in die Musik eingeführt wird, erfährt also auch mit dem besten Instrument und mit dem besten Lehrer von einem ihrer ersten und eindringlichsten Wunder, der Bildung und Belebung des Tons, nur sehr wenig. Die Erfolge der Anschlagskünste sind so beschränkt, daß sie den Klangsinn nur anregen, aber nicht voll entwickeln können; eine Hauptwurzel des musikalischen Talents, aus der der Sänger, der Geiger, der Bläser fortwährend wieder neue Nahrung zieht, bleibt für den Dilettanten, der nur vom Klavier den Zugang zur Musik nimmt, unbenutzt. Aber nicht bloß ein gutes Stück des feinern Klanglebens bleibt dem bloßen Klavierspieler verschlossen, auch in andern Elementen wird er viel weniger geschult als die singende und die geigende Jugend. Gleich in der Intervallenunterscheidung machts ihm das Instrument viel zu bequem, die Töne liegen fertig da. Wenn nur die Tasten sicher getroffen werden, klingt alles richtig, das Gehör kann dabei ganz feiern; auch ein Tauber kann Klavierspielen lernen. Die kleinen unter dem Halbton bleibenden Differenzen, die dem Sänger und Geiger soviel zu schaffen machen, lernt der Klavierspieler unter Umständen gar nicht einmal kennen; durch die Geburtstagsstückchen wird er ein kleiner Virtuos, ehe er eine Tonleiter nachsingen oder sich das einfachste Volksliedchen merken kann. An der Hand von Lehrern, die im Gehör und Gedächtnis selbst schwach sind, erhalten wir auf diesem Wege Pianisten, die mit den Fingern Fugen und Sonaten beherrschen, aber kaum große und kleine Terz unterscheiden können, die im Grunde gänzlich unmusikalisch geblieben sind. Und doch macht gerade der Klavierunterricht viel höhere Ansprüche an das Gehör als jeder andre Musikunterricht, weil schon auf einer sehr frühen technischen Stufe Akkorde, Harmonie und andre Probleme der Mehrstimmigkeit einsetzen. Nun soll aber doch jeder Unterricht, seien es Sprachen, Wissenschaften, Gewerbe, Künste, nur mit verstandnem und begreiflichem Stoff arbeiten. Wie wenige von den jungen Klavierspielern erfahren aber etwas von den Zusammenklängen, die sie unter den Händen haben, vom Aufbau, vom Formenwesen der gespielten Stücke! Der handwerksmäßige Lehrer denkt daran nicht, überläßt das einem vielleicht später einsetzenden theoretischen Spezialunterricht und unterschlägt

schließlich von dem äußern Gehäuse der Musik alles, bis auf den manuellen Teil, die Hand- und Fingerarbeit und einige Fertigkeit in Takt und Tempo. Noch häufiger aber wird die innere Musik, ihre geistige Seite, für die ja unsre Zeit überhaupt nur ein geschwächtes Auge hat, im Unterricht am Klavier vernachlässigt und mißhandelt! Am häufigsten und empfindlichsten durch die Wahl der Kompositionen. Leider kann auch der beste Lehrer nicht ganz schlechten Kompositionen ausweichen. Der Fingerübungen wegen hält er Czernys „Schule der Geläufigkeit," hält er Etuden von Herz und Hünten, Hummelsche Rondos und ähnliche Schulstücke, deren Dürftigkeit und Seichtigkeit ihn selbst abstößt, für unentbehrlich. Vielleicht sind sie es doch nicht, vielleicht lassen sich die Spielprobleme, die in diesen alle edeln Musikkräfte tötenden Handwerkerarbeiten durchgeführt sind, auch ohne den falschen künstlerischen Rahmen bewältigen. Das aber scheint gewiß, daß die Klavierpädagogik die Frage nach den Übungswerken für den ersten Unterricht noch besser lösen muß, als das bis jetzt geschehn ist. Etuden für die Jugend dürften nur Meister wie S. Bach und R. Schumann schreiben. Auch in der Zulassung der sogenannten Salonstücke verfährt der heutige Klavierunterricht nicht einwandsfrei. Die Freundinnen und Freunde vom „Gebet der Jungfrau" von den „Klosterglocken" und dem Reveil du lion werden so wenig aussterben, wie auf dem litterarischen Markt die Liebhaber Paul de Kocks. Nur ist der Unterschied, daß die Bücher derartiger Größen nirgends und nie in die Schule gedrungen sind. Jedoch auch der beste Musikgeschmack des Lehrers schützt noch nicht vor Mißgriffen, wenn er seine Wahl nicht der geistigen Reife und dem seelischen Erfahrungskreis des Schülers anzupassen, wenn er nicht zu individualisieren weiß. Der Technik der Fieldschen Notturnos, der Impromptus Schuberts, der Chopinschen Mazurken, der Lieder ohne Worte Mendelssohns, der Schumannschen Phantasiestücke, der Rubinsteinschen Melodien sind viele gewachsen, für die der Inhalt dieser Kompositionen noch oder für immer verschlossen ist. Und nun gar die Beethovenschen Sonaten als Kinder- und Jugendkost — welche Entweihung! Doch aber kommt sie tagtäglich vor und wird von sonst vortrefflichen „Führern durch die Klavierlitteratur" (L. Köhler) den Lehrern nahegelegt. Die Folgen haben wir in der Verflachung des musikalischen Empfindens unter den Klavierdilettanten. Ja, das Klavierspiel ist eine herrliche Kunst. Aber von zahllosen Dilettanten, die Klavier spielen, dringt nur der kleinere Teil zu der eigentlichen Herrlichkeit vor; für eine große Anzahl steht der wirkliche innere Gewinn nicht im rechten Verhältnis zu Zeit und Mühe. Soll das Klavierspiel für Kopf und Herz reichere Früchte tragen, so muß erstens genügende angeborne Begabung da sein, zweitens muß der Unterricht nach dem richtigen Ziel auf richtigem Wege steuern.

Niemand sollte zum Klavier zugelassen werden ohne gutes Gehör und gutes Tongedächtnis und ohne eine schon vorgeschrittnere Schulung dieser Naturgaben. Die Bildungsfähigkeit von Fingern und Händen kommt erst in Betracht, wenn diese allgemeinen musikalischen Eigenschaften feststehn. Aufs Musikalische, nicht aufs Gymnastische muß auch der Unterricht zustreben, dieses ist nur das Mittel, jenes der Zweck. Die musikalische Natur seiner Schüler

zu entwickeln und zur größtmöglichen Reife zu bringen, ist die erste Pflicht des guten Klavierlehrers. Nach diesem Grundsatz sollten Eltern die Männer und Frauen aussuchen, denen sie ihre Kinder zum Unterricht anvertrauen. In der Natur der Sache liegt es, daß sie dabei in erster Reihe Künstler für geeignet halten, die selbst fertig spielen. Aber wenn diese fertigen Pianisten musikalisch zu wünschen lassen, ist ihnen ein Musiker, der auf der Tastatur nur stümpert, sobald er nur pädagogisch bewährt und künstlerisch bedeutend ist, vorzuziehen. Erweckung von Klangfreude und Spiellust, von rhythmischem, melodischem und harmonischem Gefühl ist die unerläßliche Anfangsstation des Unterrichts. Bleibt aber der Lehrer bei diesem sinnlichen Teil der Kunst stehn, versäumt er den Schüler in den harmonischen und architektonischen Organismus der kleinen Stücke einzuweihen, ihm ihren geistigen Gehalt zu erschließen, zeigt er Vorliebe für bloßen Ohren- und Fingerstoff, für klingenden Flitter und Bombast — so verzichte man auf seine weitere Führung. Denn er führt Irrwege, führt in Gifthütten. Daß es aber noch viele solche Klavierlehrer in Deutschland giebt, unterliegt keinem Zweifel. Man sehe sich nur in den Musikläden unsrer mittlern und kleinern Städte die Auslagen an, man frage nur drinnen nach den gangbarsten Stücken. Auch die Steuerlisten könnten darüber Auskunft geben. Der Verlag guter Musik führt nur ausnahmsweise schnell zu Reichtum. Wohl muß es sehr dankbar anerkannt werden, daß reichlich seit einem Menschenalter der Erwerb klassischer Klavierkompositionen wesentlich erleichtert worden ist. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre zahlte man für eine einzige Beethovensche Sonate noch anderthalb Mark, heute hat man sie für den doppelten Preis alle miteinander. Auch die gute Sache hat Fortschritte gemacht, aber nicht dieselben wie die böse. Besonders ist zu beklagen, daß sich in den Klavierspielerkreisen das Gefallen am Zusammenspiel bedeutend vermindert hat. Vor zwei Jahrzehnten konnte ein Verleger noch darauf rechnen, die Kosten des Partiturdrucks jeder neuen Sinfonie durch den Verkauf von vierhändigen Klavierauszügen zu decken. Heute gelingt das nur noch, wenn sie von Brahms ist. Aber nicht bloß die Nachfrage nach vierhändiger Klaviermusik, nach Duos, Trios, Quartetten und andern Zweigen der Kammermusik ist in Dilettantenkreisen stark zurückgegangen, sondern es verkaufen sich Klavierauszüge überhaupt schlechter. Und doch giebt es neben der Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Klavierkomposition von Froberger bis Grieg nichts, was die dem Instrumente gebrachten Opfer höher lohnte als die Thatsache, daß sich der Klavierspieler zu jeder Zeit in seinen vier Pfählen den Genuß einer Oper, eines Oratoriums, einer Konzertaufführung, eines Liederabends verschaffen, daß er auch bei mäßiger Technik Universalmusik treiben kann. Wenn er seinen Vorteil so schlecht kennt, daß er auf solche Vorzüge verzichtet, da hat ihn die heutige Klavierpädagogik schlecht instruiert, da jagt sie Phantomen nach, oder es fehlt ihr an Charakter und Talent, modischen Zumutungen gegenüber das Rechte zu vertreten. Sie muß sich entschließen, wieder die allgemeinen musikalischen Ziele über die rein pianistischen zu stellen. Das ist die erste Forderung, die an sie zu stellen ist, wenn die allgemeine Verbreitung des Klavierunterrichts zum Segen und nicht zum Schaden der deutschen Kultur ausschlagen soll.

Eine zweite gleich wichtige Forderung ist die, daß sie sich die Ausbildung einer sichern Vortragskunst angelegen sein läßt. Die fehlt heute nicht bloß den Klavierspielern und Klavierlehrern, sondern sie fehlt der ganzen Instrumentalmusik. Wir stehn auf diesem Gebiet vor der Herrschaft des reinen Naturalismus und der subjektiven Willkür. Die wenigen Künstler, die hier etwas leisten, verdanken das in der Hauptsache dem glücklichen Instinkt, der Beobachtung zufälliger Beispiele und lehnen es im Gefühl ihrer „Genialität" gekränkt ab, über Gesetze und Regeln Auskunft zu geben. Eine Art Zigeunergeist, der Stolz der mittelalterlichen Eisenbarte beseelt diese Elite. Die heutige Theorie hat nichts Ganzes gethan, die unselige Lücke auszufüllen. Wer, wie das M. Lussy und Genossen gethan haben, ein paar Bausteine herbeiträgt, wird von der blinden und blöden Masse sofort als Seher gefeiert. Die Unbeholfenheit und Unwissenheit stellt sich für den Kenner der Geschichte geradezu als grenzenlos dar. Denn wir haben aus der ältern Zeit, wie im vorigen Abschnitt schon angedeutet worden ist, ausführliche Vortragslehren in allen Kultursprachen, die auch den heutigen Bedarf noch vollauf zu decken geeignet sind. Solange die Gegenwart nichts Eignes und Besseres zu Tage fördert, mag sie sich ruhig dieser bewährten Laternen in der dermaligen Finsternis bedienen. Die deutsche Hauptarbeit ist der „Versuch einer Anweisung, die Flaute traversière zu spielen," von dem aus Menzelschen Bildern noch allgemein bekannten Joachim Quantz, dem Lehrer Friedrichs des Großen. Ihr stehn, zum Teil als Nachbildungen, nahe: Ph. Em. Bachs: „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen" und Leop. Mozarts Violinschule. Hat kein Verleger Lust, eins dieser Werke modernisiert wieder nutzbar zu machen? Am besten den Quantz, der für die Behandlung Händelscher, Bachscher und andrer alter Musik unentbehrlich ist. Jedes von den dreien eignet sich zu einem Katechismus für Instrumentalmusik jeder Art, eins oder das andre würde, Klavierlehrern und Klavierschülern verordnet, wesentlich dazu beitragen, das zum Gemeingut aller zu machen, was man „Auffassung" nennt. Auffassung ist nicht Spekulation aufs physische Element der Musik, nicht das Ausklauben sinnfälliger, zu einer Klangwirkung geeigneter Stellen. Auffassung ist auch nicht ostentative Hervorkehrung des formellen Gefüges einer Komposition. Auffassung ist die Kunst, „mit der Seele zu spielen," wie Quantz sich ausdrückt. Diese Kunst ist lehrbar, sie ist in frühern Zeiten gelehrt worden, die Lehren sind noch erhalten, nur hat sie das musikalisch zu plötzlich demokratisierte neunzehnte Jahrhundert als unbequem beiseite geschoben. Es gilt sie wieder hervorzuholen und zu Ehren zu bringen in jeder Art von Musikübung. Gelingt das, dann wird die Verbreitung des Klavierspiels, seine Vorherrschaft sich als Gewinn und als das beste Mittel erweisen, die Musikbegabung einem möglichst großen Teil der Menschheit zu gute kommen zu lassen. Auch die Musikflucht der Gebildeten wird sich mit der nötigen Aufbesserung der Vortragskunst wesentlich mindern. Denn nirgends hat ein Mann von geistiger Potenz musikalisch mehr zu leiden als durch die Hausmusik der eignen oder der befreundeten Familie.

Die kurze Losung: Gute Musik und Vortragskunst gehören nicht bloß für den Klavierunterricht, sondern für jede Art musikalischen Privatunterrichts.

Doch liegt kein Grund vor, ſich mit den andern Gruppen dieſes Feldes eingehender zu beſchäftigen. Man kann es beklagen, daß ſie gegenwärtig ſo ſtark hinter das Klavierſpiel zurücktreten, aber ſie ſind dadurch dem Bereich muſikaliſcher Zeitfragen entrückt. Keins, das nicht in den engern Fachkreiſen mannigfache Sorgen bereitete, die meiſten der Geſangunterricht, das alte Aſchenbrödel deutſcher Muſikpädagogik. Unter den Muſiklehrern ſelbſt hat ſich neuerdings ein ſehr lobenswertes Standes- und Pflichtgefühl in der Forderung ſtaatlicher Prüfungen geäußert. Ob dieſe Maßregel zur Zeit ausreichend gegen jede Art von Pfuſchertum ſchützen könnte, iſt fraglich, ſicher aber würde, ihre Durchführbarkeit vorausgeſetzt, die ſtaatliche Prüfung dem Publikum als Warnungstafel nützen. Beſonders erfreulich iſt der Antrag als vereinzeltes Zeichen geſunder muſikaliſcher Intereſſenvertretung.

# Aus dem Lande der Cypreſſen

Von Charlotte Nieſe

(Schluß)

Wer noch niemals in Florenz war, ſollte zuerſt im Frühling hingehn, wenn die Roſenhecken in voller Blüte ſtehn, und ſich auf den grünen Wieſen ein Teppich von Blumen ausbreitet; wenn man für wenig Soldi einen großen Roſenſtrauß erſteht, und eine Hand voll roter und weißer Nelken dazu geſchenkt bekommt.

Einen Tag vorher war ich noch in der römiſchen Campagna geweſen. Wohl blühten die Hecken, und die roten Anemonen flammten hier und dort auf; aber es war ſtaubig und heiß, und wie die Sonne in grauen Wolken verſchwand, da legte ſich auch ein grauer Schleier über die Campagna, über die Büffelherde, die mürriſch an uns vorüberzog, von finſtern Hirten geleitet. Am andern Abend ging ich von der kleinen Stadt Fieſole nach Florenz hinunter. An Roſen- und Cypreſſenhainen vorüber, an all der Lenzesherrlichkeit, von der wir in Deutſchland wohl dichten und träumen, die wir aber ſelten ſehen.

Florenz iſt eine liebenswürdige Stadt. Hier haſtet keine aufgeregte Menge wie in Neapel und Rom; ſtill wandert der Florentiner ſeine Straße, und man zieht eben ſo ſtill, aber ungemein vergnügt hinter ihm her. Die Droſchkenkutſcher folgen dem Fremden nicht ſchreiend wie in Neapel oder verſuchen ihn anzufahren wie in Rom; ſie lächeln nur auffordernd, und die Apfelſinenhändler betrügen nur ein ganz klein wenig. Es giebt breite Straßen in der Arnoſtadt, in denen manchmal kein Menſch geht, höchſtens ein Bauer mit einem Korb voll von Hahnenköpfen. Er ſtützt ſich auf ſeinen grasgrünen Regenſchirm und ſcheint keine Eile zu haben, ſeine melancholiſche Ladung los zu werden. Auch der Mann mit Florentiner Strohhüten iſt mild geſtimmt und glaubt mir, als ich ihm verſpreche, ein andres mal an ihn zu denken; und das Bambino, das auf mich zugewatſchelt kommt, ſein ſchmutziges Händchen ausſtreckt und etwas unverſtändliches lallt, hat dasſelbe pausbäckige liebe Geſichtchen, das della Robbia und Donatello ſo wunderbar reizend verewigt haben.

Wäre ich ein großer Maler geweſen, wie Fra Angelico von Fieſole, auch ich hätte nur Engel und Heilige auf Goldgrund gemalt und ſanfte Madonnen mit verklärtem Lächeln, und ich hätte mir gar nichts aus Böcklins Spott über mich

gemacht. Es kann nicht jedermann Schweigen im Walde und Seeungeheuer malen. Wahrſcheinlich würde Fra Angelico ſeinen großen Mitbruder für einen böſen Hexenmeiſter angeſehen haben, der unheilige Gedanken auf die Leinwand brachte, und vielleicht hätte er ihn auf ſeinem Bilde vom Weltgericht unter die Verdammten geſetzt, die an gedeckten Tiſchen ſitzen, aber ein Hängeſchloß vorm Munde haben und ſich alſo nicht ſatt eſſen dürfen. Aber ſogar die armen Verdammten haben bei Fra Angelico noch einen gewiſſen hoffnungsfreudigen Zug, als dächten ſie, das Schloß würde ihnen doch noch einmal vom Munde genommen, und ſie könnten noch einmal ſatt werden.

Die Florentiner des Quattrocento haben es kaum über ſich vermocht, düſtere Geſchehniſſe zum Gegenſtande ihrer Kunſt zu machen. Eine gewiſſe Sanftmut und Weichheit liegt über den meiſten ihrer Werke; und in dem lieblichen Arnothale war es ſicherlich leichter, ſich angenehmen, als ſich trübſeligen Gedanken hinzugeben. Heute iſt es noch genau ſo. Jedermann hat ein zufriednes Geſicht: der Florentiner Arbeiter, der ſich an einem Wagen eine Elle Tiergedärme oder ein Stück Gehirn kauft und dieſen Schatz vergnügt in ein Zeitungspapier wickelt; oder der Fremdling, der ſich an einem Kinderköpfchen von della Robbia begeiſtert, es für ſchweres Geld erſteht und mit ſeinem Schatz ſo ſelig davonläuft, als gäbe es keinen Zoll, keine zu kleinen Koffer, keine ſchadenfrohen Reiſegeiſterchen, die dieſen Erwerb nur in Scherben nach Deutſchland gelangen laſſen. Was aber ſchadet es ſchließlich, wenn irgend ein kleines Kunſtwerk in Trümmer geht; die Freude an der großen verklärenden Kunſt hat man gehabt, und alles ſchöne, was Florenz bietet, kann man doch nicht mitnehmen. Weder den Perſeus von Benvenuto Cellini in der Loggia dei Lanzi, noch den Merkur des Gian Bologna, der von einem pausbäckigen Windengel in die Luft geſchleudert wird, und der wirklich zu fliegen ſcheint. Wohin man ſieht iſt Kunſt, man könnte ihrer beinahe überdrüſſig werden, aber ſo, wie ſie hier geboten wird, regt ſie nur zu weiterm Schauen an. Hier ein ſtolzer Palaſt, dort ein wunderbarer Kunſtguß; heute die Schätze des Pitti, morgen die der Uffizien, und wer einmal genug hat von Malereien und Bronzen, der geht in die Fürſtengruft der Mediceer und freut ſich an Michelangelo als Architekten und Bildhauer zugleich. Das Grabmal von Lorenzo Medici macht am meiſten Eindruck auf mich. Es iſt die Statue, die den Namen Il Penſieroſo führt. Gedankenvoll, in wundervoll ungezwungner Haltung ſitzt der Herzog und blickt über die Geſtalten zu ſeinen Füßen weg. Sie werden die Morgen- und die Abenddämmerung genannt, und der Führer ſagt, Michelangelo hätte ſie auf das Grabmal geſetzt, weil ſich Lorenzo in der Abenddämmerung durch eine Erkältung den Tod geholt hätte. Sehr kluge Leute behaupten, Michelangelo hätte den Statuen ganz andre Namen geben wollen; denn eine Abend- und eine Morgendämmerung gäbe es kaum in Italien, aber er hätte nicht thun dürfen, was er gewollt hätte.

Das war wohl richtig. Wer ſich einem höhern Willen nicht fügen wollte, der paßte nicht nach Florenz und in ſeine Kunſt. Und wem es einfiel, andres bilden zu wollen, als Götter des Altertums und Heilige des Himmels, oder andre Gedanken zu haben, als erlaubt waren, dem konnte es ergehn wie Dante, der in Nacht und Nebel aus ſeiner Vaterſtadt fliehen mußte, oder wie Savonarola, deſſen Körper auf der Piazza della Signoria verbrannt wurde.

Florenz iſt gewiß immer liebenswürdig geweſen, aber man mußte auch ſelbſt liebenswürdig ſein. Und es war ſicherlich viel ſchwerer, ſeine Stimme warnend zu erheben, als mit dem Strom zu ſchwimmen, und zwiſchen Roſen und Fliederhecken über ein ſtilles und frommes Werk nachzudenken.

Von der Kirche San Miniato ſieht man die Stadt nahe vor ſich liegen. Die Sonne beſcheint die Moſaikfaſſade des Domes, von San Lorenzo läutet eine Glocke, und vier ſchlanke Brücken ſpannen ſich über den grünen Arno. San Miniato iſt eine der älteſten Kirchen von Florenz; hier hat der heilige Miniato ſeine Ruheſtätte gefunden, und Michelangelo Feſtungswerke angelegt, die dazu dienen ſollten, die

Stadt zu verteidigen. Nun liegt auf den einstigen Befestigungen der Kirchhof von San Miniato, und wenn man einige Schritte hinunter geht, kommt man auf die Piazzale Michelangelo. In der Mitte des Platzes steht der in Bronze gegossene David, und zu seinen Füßen ruhen Nacht und Morgen, Abend- und Morgendämmerung.

Es ist schwer zu denken, daß in dieser schönen Stadt einst das Grausen herrschte, daß die Toten haufenweise auf der Straße lagen, daß die Pest Florenz zu einem großen Grabe machte. Aber wir wissen, daß es so war, und jeder Führer sucht uns noch ganz besonders darauf hinzulenken, als fände er es nützlich, über unsre Freude an all dem Schönen einen Schleier zu legen. Im Nationalmuseum verließ ein Diener mich nicht eher, als bis ich mir eine schreckliche Darstellung der Pest in Florenz angesehen hatte.

Es waren Wachsfigürchen, und das Ganze sah aus wie ein Puppentheater. Ein Prete, der gewiß nie die Pest gehabt hatte, hat es in seinem Kloster verfertigt, und die Florentiner haben es in ihr Museum gestellt. Dieselben Florentiner, die nur an die Thür des Battisteriums zu gehn brauchen, wenn sie Ghiberti schöne Bronzefigürchen sehen wollen, und deren Museum gefüllt ist mit Kunstschätzen jeder Art.

Aber sie haben vielleicht, schon des Gegensatzes wegen, das Bedürfnis, etwas häßliches schön zu finden. Was wir geschmacklos nennen, begreift überhaupt ein Italiener von heute nicht immer, und sein Zartgefühl sitzt auf einer andern Stelle als bei uns. Als ich in irgend einer Sakristei dem liebenswürdigen alten Mönch, der mich führte, kein Trinkgeld anzubieten wagte, sondern es dem Sakristan gab, da veränderte sich das faltige feine Gesicht meines Führers so häßlich, und er lief mit flatternder Kutte so eilig hinter dem andern her, daß mir ganz beklommen zu Mute wurde. Natürlich machte ich meinen Fehler wieder gut, bekam seinen Segen und ein kleines geweihtes Bildchen, aber ich mußte doch darüber nachdenken, ob Fra Angelico oder Fra Bartolommeo auch so böse geworden wären, wenn ihnen einige Soldi entzogen worden wären. Es waren ja auch Mönche, und sicherlich eben so arme, wie die heutigen Kuttenträger. Ihre Bilder malten sie im Auftrage ihrer Obern, und ihr Ruhm kam erst, als sie lange tot waren. Und Menschen waren sie wie die heutigen Florentiner. Auf einem Bilde hat Fra Bartolommeo seine Frau und seine zwei schönen Kinder unter die anbetende Menge versetzt. Der Galeriediener zeigt uns das Bild und ist gewissermaßen stolz darauf, daß Fra Bartolommeo den Mut zu diesem öffentlichen Bekenntnis gehabt hat. Nun ist aber der Maler erst in spätern Jahren Mönch geworden und kann lange vor dem Eintritt in den Dominikanerorden Frau und Kinder gehabt haben. Diese Erklärung ist aber nicht einfach genug und paßt auch nicht in den Rahmen des Quattro- und Cinquecento. Ein andrer Künstler hat sich der Legende bemächtigt und in einem schönen Bilde dargestellt, wie Fra Bartolommeo eine reizende Nonne in seine Arme schließt. Eine Sage erzeugt die andre, und wir können uns nur freuen, daß sie Dritte wieder zum Schaffen anregt. Es giebt fast nichts Schöneres, als im Pitti die Kreuzabnahme von Fra Bartolommeo. Sogar die schwatzenden Engländerinnen wurden still, als sie vor dieses Bild traten, und die Führerin des Kreises, eine Dame, die mit unendlich lauter Stimme ihre Gedanken verkündigte, fand hier doch nicht gleich das triviale Wort.

Wir Fremden verderben uns so oft gegenseitig das Reisen. Warum giebt es wohl keinen Verein gegen Sprechen in den Galerien, gegen Rücksichtslosigkeiten aller Art? Italienreisende sind fast noch schlimmer als die in Deutschland Reisenden, und im ganzen sind die Engländer angenehmere Gefährten als die Deutschen. Dieses aber ganz nebenbei, denn ich bin noch in Florenz in einer Pension, in der es drei deutsche Exzellenzen mit Gemahlinnen giebt, wo die Rangliste und der Austausch der Erfahrungen in der Armee eine so große Rolle spielen, daß man beinahe vergessen könnte, in der Blumenstadt am Arno zu sein. Aber es sind doch noch immer die schneebedeckten Apenninen, deren weiße Häupter sich von dem blauen Himmel

abheben; über die Pontevecchio drängt sich eine bunte, lustige Menge, und die köstlichen Bambini am Findelhause lachen ebenso lustig wie die singenden Kinder von Donatello. Ich aber rette mich in eine dunkle Straße zu einem Antiquitätenhändler, setze mich auf einen alten eingelegten Stuhl und lasse mir von dem Mann die Geschichte seiner Schätze erzählen. Was er sagt, wird wohl nicht wahr sein, aber vielleicht hat Lorenzo Medici doch auf diesem Stuhl gesessen, und vielleicht hat dieser Dolch in sein eingelegter Scheide einmal dem Machiavelli gehört. „Sie wissen, Madame — der Mann spricht französisch —, dem Machiavelli, der ein großer Staatsmann war, und der sehr, sehr stark log."

„Das Lügen ist eine Sünde," sage ich, während mir der Mann einen dicken alten Brokatstoff in die Hand steckt.

„Ein kleiner Fehler, verbessert er. Santa Madonna, haben wir nicht alle unsre Schwächen?"

Fast dieselben Worte gebraucht der Mönch, der uns am nächsten Tage durch die Certosa führt. Das Cisterzienserkloster liegt auf einem Berge etliche Kilometer von Florenz entfernt. Ein alter, mächtiger Bau, worin noch ein Dutzend Mönche wohnen, die sich mit Fremdenführen und mit der Bereitung von Likör beschäftigen. Inmitten des wundervollen Kreuzganges liegt ein verwilderter Garten, und einer der Fremden, die mit uns gehn, setzt dem uns führenden Mönch auseinander, wie schön dieser Garten einmal gewesen ist. Aber der schneeweiß gekleidete Mann lächelt ungläubig und hochmütig, und dann sagt er etwas von Lügen, setzt aber gleich höflich hinzu, daß dies eine weitverbreitete Schwäche sei.

Wir dürfen alles besehen, sogar die kleinen Wohnungen der Mönche. Jeder hat seine eignen Zimmer und darf nur Sonntags mit den andern Brüdern essen. Einmal hat hier ein Papst seine Zuflucht gehabt; einmal hat Napoleon als junger Feldherr hier gewohnt. Jetzt ist alles verfallen, bis auf die Kirche, die noch reich mit Geschenken ausgestattet ist.

Über den Reichtum der Kirchen muß man sich oft wundern. Es ist nicht immer alter, ererbter Glanz; in Rom werden immer noch neue Kirchen gebaut und mit Glanz ausgestattet, während das Volk hungert. Und wenn sie essen, dann sind ihre Fleischspeisen Hühnerhälse, Kalbshirn und Gedärme. Es giebt Läden in Florenz und Rom, vor denen man nur mit der Neugier stehn bleibt, die auch den Ekel überwindet; aber man muß doch auch wissen, wovon sich die Bevölkerung des Landes nährt. Nach unsern Begriffen ist es meistens Abfall, aber die Leute empfinden unser Schaudern nicht; und das ist gut für sie. Mit Polenta, etwas Wein und Wasser und irgend einem wunderbaren Tierabfall sind sie zufrieden; was aber denken sie, wenn sie in die Kirchen kommen, den Glanz der Altargeräte und die starren Seidengewänder der Priester sehen? Die Priester selbst sind wahrlich nicht reich; mancher Monsignore muß sich kümmerlich genug durchschlagen, von dem niedern Priesterstande ganz zu schweigen. Warum müssen aber die Meßgewänder so schwer und so reich und die Gefäße so kostbar gearbeitet sein? In einigen Kirchen werden an Festtagen die Büsten aller möglichen Heiligen auf den Altar gestellt. Sie sind dann von getriebnem Silber, manchmal sogar massiv. Das sind Stiftungen frommer Seelen, die ihr Geld der Kirche vermachen, anstatt etwas für ihre armen Landsleute zu thun; und diese Stiftungen sind oft erst ganz kürzlich gemacht worden.

Der wohlhabende Italiener ist ziemlich gleichgiltig gegen fremde Not. Ein Bettler, der die Wahl hat zwischen einem Ausländer und seinem Stammesgenossen, wird sich immer zuerst an den Fremden wenden. Der giebt ihm auch meistens etwas, während der Italiener seine lange Virginiazigarre anzündet, seine eleganten Stiefel betrachtet, tiefsinnig ausspuckt und seines Weges geht. Denn nirgendwo tragen die Herren so hübsche Stiefel wie in Italien; und ihr Spucken kann nur von den Amerikanern übertroffen werden. Niemals aber wird der Bettler einen Geistlichen anbetteln. Meistens haben sie natürlich nichts; aber wenn sie auch

etwas hätten, ſie würden doch nichts geben. Auch die frechſten Betteljungen in Neapel wagten ſich niemals an einen Prete, und man kann unbehelligt reiſen, wenn man eine ſchmierige Soutane oder Kutte trägt.

Der Italiener des Mittelſtandes giebt der Kirche etwas, wenn er in die unangenehme Lage verſetzt wird, ſterben zu müſſen, dann fallen ihm ſeine Sünden ein, und er trennt ſich von einem Teil ſeiner Habe. Aber nur zu Gunſten der Kirche; ſelten zu Gunſten der Armen. Vielleicht aber ſetzt er ein Legat für ſeinen Hund oder ſeine Katze aus. Denn dieſe Tiere ſind ihm ans Herz gewachſen, und es giebt wohl keinen italieniſchen Hausſtand, der nicht wenigſtens eine Katze beherbergt. Meiſtens kommt auch noch ein Mops oder ein Bologneſer Hündchen dazu, und wie Paul Veroneſe kein Bild gemalt hat, auf dem nicht wenigſtens ein Hündchen abgebildet iſt, ſo könnte ſich der Italiener ſchlecht ein Leben ohne eines dieſer Tiere denken, die mit großer Grandezza auftreten, und denen man anmerkt, daß ſie eine große Rolle ſpielen.

In Rom war faſt in jeder Kirche eine Katze, die ſchnurrend hinter den Beſuchern herging und die angenehme Eigenſchaft hatte, kein Trinkgeld zu beanſpruchen. Im Pantheon jagte eine ganze Familie herum, die dann nachmittags auf der großen Vortreppe ſaß und behaglich die Vorübergehenden muſterte, und in Florenz war eine Katze das erſte, was mir in Santa Croce entgegenkam. Sie haben alle ein würdiges Auftreten, dieſe Penſions- und Kirchenkater, und das Verhältnis mit den Möpſen war eins gegenſeitiger Duldung.

Auch bei unſrer guten Wirtin in Venedig läuft die „Gatta“ umher und iſt einigermaßen überraſcht, daß ich das Zimmer einnehmen will, wo ſie auf dem Bett gelegen hat. Für die Antimakaſſar des Sofas hat ſie weniger Neigung, und das Bild des öſterreichiſchen Hauptmanns, der der Gatte unſrer Hauswirtin geweſen und nun ſchon lange mit der Trauergondel abgeholt worden war, behandelt ſie mit Abneigung. Schon zweimal hat ſie es vom Tiſch geſtoßen und ſich nichts daraus gemacht, daß Glas und Rahmen in Stücke gingen.

Unſre Signora iſt eine Steiermärkerin und hat vor dreißig Jahren noch deutſch geſprochen. Jetzt wird es ihr ſchwer, und ſie mengt italieniſche Worte in Menge hinein. Nachmittags raucht ſie eine Zigarre, ſpielt mit der Katze und führt ein etwas träumeriſches Daſein; aber ſie freut ſich, wenn man ſie anredet und ihr Gelegenheit giebt, ihr Deutſch zu üben. Das ganze Jahr vermietet ſie ihre Zimmer. Im Frühjahr an Engländer und Deutſche; im Sommer an Ungarn und Polen, die auf dem Lido Seebäder nehmen. Denn Venedig iſt eigentlich ein Seebad, und auf dem Lido, am Strande der Adria, erhebt ſich eine Strohhütte neben der andern, die den Badegäſten als Aufenthalt dient, bis der Abend kommt und ſie mit dem Schiffchen nach Venedig zurückfahren können. Nach der Lagune, wo die Klänge der Mandoline über das Waſſer zittern, wo eine dunkle Gondel neben der andern leiſe über das Waſſer gleitet und der ganze Zauber der Vergangenheit aufſteigt. Spukhaft ſchauen uns die leeren Paläſte des Canale Grande in die Augen; ein dumpfer Modergeruch ſteigt aus den Fußböden der Kirchen, und die Pracht des Dogenpalaſtes erweckt wehmütige Gedanken. Denn wohin iſt der Glanz der Lagunenſtadt, die einmal die Meere beherrſcht hat? Heute gehn nur noch neugierige Fremde durch die Räume, in denen einſt Weltgeſchichte gemacht wurde, und ſogar die Pracht von San Marco hat etwas Geweſenes. Heute noch ſteht der Campanile, und weithin klingt der eherne Klang ſeiner Glocken. Weithin ſieht man von ſeiner Spitze über Land und Meer; morgen aber ſinkt er in ſich zuſammen, und ſeine Glocken haben zum letztenmal geſungen. Stolz und ernſthaft ſieht uns die heilige Barbara von Palma Vecchio an. Sie hängt in der Kirche Santa Maria formoſa, und die Gläubigen beten heute zu ihr, wie ſie vor vierhundert Jahren ſchon zu ihr gebetet haben. Aber auch in dieſer Kirche iſt der Fußboden eingeſunken, und der Sakriſtan klagt, daß ſo wenig Fremde mehr kämen. Und doch iſt Venedig voll von Beſuchern; aber ſie ſitzen meiſtens auf

dem Markusplatz, eſſen Granitaeis und füttern die Tauben, oder ſie ſtehn vor den unzähligen Läden mit den unzähligen bunten Sächelchen und finden immer dasſelbe. Dasſelbe bunte Glas, dieſelben Photographien, dieſelben Seiden. Aber es iſt luſtig, durch die ſchmalen Straßen nach der Ponte Rialto zu wandern und überall dieſelben bunten Seidendecken und Spitzen zu finden. Zeigt man ſich auf einer der unzähligen Brücken, gleich ſchießt eine Gondel heran, und der Gondoliere erbietet ſich, für ein Weniges den Fremdling nach Hauſe zu fahren. Es ſind hübſche, geſchmeidige Menſchen, und ihr Fahrzeug iſt ſolide gearbeitet. Gerade ſo, wie vor fünfhundert Jahren; dasſelbe Holz, dieſelbe Verzierung, und derſelbe gutturale Schrei wird es auch ſein, mit dem der Bootführer in einen kleinen Kanal einbiegt. Einige Straßen ſind totenſtill. Hier ſitzt nur eine blinde Frau und ſtreckt die Hand aus; oder ein Apfelſinenverkäufer hockt auf der Erde und betrachtet uns mit blitzenden Augen. Aber er ſagt nichts; und die alten, ſchweigſamen Häuſer zu beiden Seiten mit kleinen vergitterten Fenſtern und einem kunſtvoll gearbeiteten Thürklopfer ſchweigen gleichfalls. Wer Leben ſehen will, der muß am Abend auf die Piazzetta gehn. Da ſtehn hunderte von lachenden, ſchwatzenden Menſchen; die Gondeln gleiten hin und her; von allen Seiten ertönt Muſik, und auf den weißen Marmorfiguren von San Marco zittert das Mondlicht.

Es iſt alles vergangne Pracht; aber was von ihr geblieben iſt, iſt unvergeßlich ſchön, und wer ſie nicht kennt, der ſollte hinreiſen und ſie ſich anſehen. Vielleicht werden ihn die Zanzaren ſtechen, und das nächtliche Geplauder der Venetianer wird ihm zu viel werden. Vielleicht hat er einen Abſcheu davor, betrogen zu werden, und manches, was zu Hauſe ſo ſchön und bequem iſt, ſucht er in der Fremde vergeblich. Aber wer reiſen will, der ſchweig fein ſtill. Nämlich über die kleinen Verdrießlichkeiten, die jeden in Italien erwarten, der ſich nicht von einem großen Hotel ins andre ſchieben läßt, und der reiſen will, anſtatt gereiſt zu werden.

Dem aber, der zu reiſen verſteht, wird das Land der Cypreſſen doch immer das Land der Sehnſucht bleiben.

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndſted

### Zweiter Teil

### 21

Huitfeldt geht an ihm vorbei in die Vorhalle. Die Dame verhüllt ihr Geſicht mit dem ſchwarzen Schleier, verneigt ſich, ſcheint in die Erde verſinken zu wollen, richtet ſich langſam auf, ſteht mit geſenktem Kopf da.

Bitte, folgen Sie mir, ſagt Huitfeldt freundlich.

Er geht voran in ſein Kabinett. Es iſt etwas an ihrem Schritt hinter ihm, was ihn veranlaßt, den Kopf zu wenden, aber nur ein wenig und nur einen Augenblick.

Nehmen Sie Platz! Mit wem habe ich . . .

Er ſtockt; es iſt etwas an dem Raſcheln ihres Kleides, oder was es ſonſt ſein mag, was ihn veranlaßt, inne zu halten, aber ſogleich fährt er fort, und in demſelben freundlichen Ton:

Womit kann ich . . .

Die Dame hat ſich geſetzt, aber in demſelben Augenblick iſt ſie wieder aufgeſtanden. Langſam zieht ſie den ſchwarzen Schleier vom Geſicht, erhebt den Blick

zu dem seinen, so bleibt sie eine kleine Weile stehn, sinkt dann plötzlich zu seinen Füßen nieder und streckt die Arme empor.

Er tritt einen Schritt zurück, noch weiter, die linke Hand greift nach der Tischkante, die rechte erhebt sich langsam, wie abwehrend, dann sinkt sie schlaff nieder. Wieder erhebt sie sich, faßt an den niedergebeugten Kopf, an die sich senkende Stirn, legt sich schützend über die Augen.

Woher kommst du? murmelt er; die Stimme scheint aus einer schmerzenden Brust aufzusteigen.

Von weit her, o von weit her, Karl! — Wie melodisch weich ist der Ton; ein schwacher Anhauch von etwas Fremdem, aber doch die alte Stimme, doch so unverkennbar, doch die ihrige.

Und aus der schmerzenden Brust steigt ein Seufzer auf, ein leiser, tiefer, wie ein tiefer Atemzug.

Er nimmt die Hand von den Augen. Was willst du hier?

Mitleid — Karl!

Steh auf. Steh auf!

Nein, nicht eher — nicht ehe du glaubst, daß du — daß du — vergessen kannst.

Er kämpft eine Weile mit einer heftigen Gemütsbewegung. „Vergessen," wiederholt er, scheint noch mehr sagen zu wollen, vermag es aber nicht.

Sehr leise sagt sie: Karl, verdamme mich nicht, du weißt nicht alles!

Du meinst, antwortet er — und der Ton ist umso schneidender, als er ruhig ist —, du meinst, ich kenne nicht alle — deine — Verhältnisse?

Sie hebt rasch den Kopf, wie in augenblicklichem Trotz, dann senkt sie ihn tiefer als vorher.

Eine Weile betrachtet er schweigend ihre Gestalt, ihre Kleidung, dann sagt er mit einer Stimme, worin die Geringschätzung dem Mitleid gewichen ist:

Bist du — bist du jetzt arm?

O ja, arm, sehr arm an allem.

Vor der Armut sollst du beschützt sein.

Sie schaut auf, rasch ist diese Bewegung, so rasch, daß sie den Freudenschimmer in ihren Augen nicht verrät.

Mathilde! — zum erstenmal nennt er ihren Namen — Mathilde, wer von uns beiden ist wohl am ärmsten?

Wieder schaut sie auf, diesesmal langsam, die großen dunkelgrauen Augen zeigen viel Sanftmut.

Du — arm? Mit Gütern? Schloß? Reichtum?

Auf eine auffordernde Handbewegung von ihm hat sie sich erhoben — langsam — und sich gesetzt. Die Augen, die auf ihn gerichtet sind, drücken Demut und Furcht aus, zugleich aber auch ein heimliches Bewußtsein von Macht.

Du — arm?

Da färben sich seine Wange und seine Stirn mit einer langsam aufsteigenden Röte; er spricht, indem sich die Stimme wie mit Anstrengung Weg bahnt, aber auch mit steigender Kraft:

Schloß, Reichtümer, sagst du? Ich nicht arm? — Ich hatte eine Liebe, nur eine einzige, sie wurde vor mir in den Staub getreten. Ich hatte ein Herz, hatte nur dieses eine, es wurde mir aus der Brust gerissen. Ich hatte eine Jugend, eine Manneszeit, ein Leben, nur ein einziges, es wurde mir gemordet — o du, o du — ich habe kein Leben gelebt!

Sie streckt ihm die Hände ein wenig entgegen, und mit den sanften Augen ebensoviel sprechend als mit der Stimme sagt sie leise:

Karl! bin ich die einzige Frau, die nicht — einen andern lieben durfte — die nicht irren durfte und einen andern lieben?

Es entging ihm der kleine Nachdruck, den sie auf „irren" legte.

Er fuhr fort, und seine Leidenschaft nahm zu:

Ich hatte aber doch noch etwas. Ich hatte einen Traum, eine Illusion — weißt du, was Träume sind für einen geschlagnen Mann? — ich träumte, daß die Frau, die ich liebte, und die sagte, daß sie mich wieder liebe, ich träumte, daß sie, deren Altar ich in meinem Herzen aufgerichtet hatte, sie, deren Namen mir wie der Name eines Engels Gottes war, sie, deren Andenken — ja ja, bis auf den heutigen Tag ist diese Erinnerung, dieses Blendwerk, diese Lüge — aber doch ist diese Erinnerung meine Zuflucht, meine stille Heimat, mein Paradies —

Was hast du geträumt? unterbricht ihn Mathilde weich und sieht ihn mit großen, tiefen Augen an.

Ich träumte — seine Stimme wird sehr hart, schneidend —, ich träumte wenigstens den Traum von ihr, daß sie ein gutes Weib sei, und dann erwachte ich und sah ein Weib, das ihr Kind verriet, ihrem Gatten davon lief — ein kleines, hilfloses Kind — ihr eignes kleines Kind — sah ein Weib, das sich in die Arme eines fremden Mannes warf, aus denen des einen in die des andern — o du meine Erinnerung, meine Zuflucht, mein Altar, meine heilige Stätte — o du mein Traum, ich hatte nur den einzigen — weißt du, was ein Traum für einen Mann ist, der nur Träume und kein Leben hat? — Weißt du —

Er schien von seiner Bewegung überwältigt zu werden; die Lippen bewegten sich noch, aber es kam kein Laut über sie. Doch er stand hochaufgerichtet da, und sein Blick war durchbohrend fest.

Sie hatte sich einen Augenblick vom Stuhl erhoben, im Trotz wie zuvor, es war, als wollte sie sagen: Ich schulde dir keine Rechenschaft — aber wieder beugte sie sich, und nach einer langen Pause erklang die weiche Stimme:

Du bist ja doch gut gewesen gegen mein — mein — du hast doch wenigstens Niels lieb!

## 22

Aber in der langen Pause, ehe sie dies gesagt hat — in diesem langen Schweigen ist etwas Seltsames über Huitfeldts Seele gekommen, eine seltsame und heilige Stille: die Erinnerung hat sich ihm genähert und ihn in ihren lindernden Mantel gehüllt, er kennt ihren Schritt und ihre Stimme, die alten Gedanken werden wach, die alten Worte werden gesprochen, und die Sonne der fernen Tage leuchtet —

Und jetzt in seinem Stuhl sitzend, die Schläfe von der Hand umschlossen, den Blick nicht länger auf das Gegenwärtige gerichtet, sondern in die Tiefe der Vergangenheit versenkt — wie er so dasitzt, und der Schimmer des Sonnenglanzes der fernen Tage in einem leichten Lächeln um seinen Mund und in seinem Auge zittert — da ist es, daß er ihre Worte hört:

Du hast doch wenigstens Niels lieb!

Merkwürdig! hatte nicht auch er selbst in seinen Gedanken den Namen genannt, gerade als sie ihn laut aussprach?

Denn so ist es bei den Männern, deren Leben in der Vergangenheit und in ihren Träumen ist: sie möchten diese Träume erhaschen und in der Gegenwart einen Ort finden, an den sie sie fesseln könnten; sie möchten mitten in der Wirklichkeit, die sie hatten, diesen Träumen ein Denkmal errichten, um dort eine Andachtsstätte zu haben; sie möchten die Träume in das Reich der Gegenwart hinein weiterträumen und ihnen Leben geben in einem Ding oder in einer Person, auf die sie dann ihre ganze große Zärtlichkeit verschwenden könnten, weil sie in ihnen ihren Traum selbst sehen würden.

Aber Mathilde — die Mathilde, die nun Huitfeldt gegenüber saß und ihn beobachtete —, sie hatte längst aufgehört, die zu sein, an die sein Traum gefesselt war; schon lange war nicht mehr sie, sondern Niels allein die lebendige Fortsetzung des Traums.

Dies mißverstand sie. Und als sie nun in dem Lächeln um seinen Mund und in seinem Auge das treue Bild seiner frühern Liebe leibhaftig wieder erkannte,

da glaubte sie, auch in seinen erzürnten Worten von vorhin, das Feuer einer noch immer für sie flammenden Liebe zu sehen — und sie glaubte die Zeit gekommen zu dem großen Wagnis, dem Wagnis, um dessenwillen sie da war, dem kühnen, dem entscheidenden, eines Spielers verzweifelten Wagnis.

Und nachdem sie gesagt hatte: „Du hast ja wenigstens Niels lieb," fügte sie leise und zärtlich hinzu:

Und mich — könntest du mich wohl wieder lieb haben?

Er sah auf. Zurückgerufen aus dem wehmütigen Glück der Träume, sah er verwundert auf, als müsse er sich zuerst in der Gegenwart zurechtfinden, und als behage ihm diese Gegenwart nicht — —

Und sie, schon an ihrem Wagnis verzweifelnd, schon erblassend und mit schmerzendem Herzen die Bitterkeit des Verschmähtwerdens fühlend, aber trotzdem begreifend, daß der Rückzug jetzt unmöglich sei — sie waffnete sich mit ihrer ganzen Macht und dem Eros, den sie noch immer an sich zu fesseln wußte, wappnete sich mit der Waffe des Mitleids und mit der Anmut der Hilflosigkeit, rechnete ebenso auf die Sinne des Mannes wie auf seine Menschlichkeit und seine Ritterlichkeit — und sprach:

Wenn ich wieder die Mathilde deiner Jugend werden könnte? Wenn ich jetzt ein besseres Weib wäre, als du glaubst, wenn ich nun endlich gelernt hätte, Karl, was ich früher hätte lernen sollen — gelernt, dich zu lieben? O Karl, wir sind ja noch nicht alt!

Er stutzte. Er errötete, aber mehr über ihre Keckheit als aus erwachendem Verlangen. Er sah, sie war schön und anziehend, aber sie war nicht mehr die Fortsetzung seines Traums, nicht die, mit der er diesen in dem Reich der Wirklichkeit verbunden hatte. Nein: sie wollte sich an Nielsens Platz setzen, sie kam hierher, um ihn zu verdrängen. In seinen Gedanken stellte er sie sich als Feinde gegenüber, Niels und sie, und erbittert ergriff er Nielsens Partei. In bitterer Lebenswahrheit malte er sich die Mutter aus, die ihren kleinen Jungen verläßt und ihn im Stich läßt und dem Zufall preisgiebt, der Vernachlässigung und harten Gesichtern und verschlossenen Herzen, keiner Kindheit und einer verkümmerten Jugend —

Als Mathilde wieder ihren Blick auf ihn richtete, da begriff sie, daß ihre Sache unwiderbringlich verloren war. Das Urteil lag in seinem Blick. Also ohne Nutzen! Sich bis auf den Grund gedemütigt zu haben, mit der tiefsten Demütigung des Weibes, und nun das! Verurteilung!

Da griff sie zum Trotz, da suchte sie zu lachen, da versuchte sie Spott und Verleugnung ihrer Worte — aber sie hatte keinen Trotz mehr, sie hatte kein Lachen mehr, nicht Spott, nicht Verleugnung, nicht ein einziges Wort hatte sie mehr — sie sank stumm in den Stuhl zurück, verbarg ihr Gesicht und brach in einen heftigen schluchzenden Thränenstrom aus.

Ja, jetzt war die Zeit der Thränen, die Zeit der Reue und der Schmach. Das Weinen wurde krampfhaft; Huitfeldt wollte sie beruhigen, wollte ihr Wasser anbieten, sie stieß ihn heftig zurück. Aber durch das Weinen hindurch stöhnte sie:

Ach mein Sohn, mein Junge, mein kleiner Junge!

Willst du ihn sehen? fragte Huitfeldt.

Da ließ der Weinkrampf langsam nach, sie stand auf, stand da, als lausche sie auf etwas, trocknete ihre Augen und sagte — mehr zu sich selbst als zu ihm:

Ja ja; dann bleibt ja nichts mehr übrig, als abzureisen.

Wohin willst du reisen?

Ach, in die weite Welt hinaus — — Und sie warf kaum merklich den Kopf zurück, als sei sie wieder draußen in flüchtigen Gedanken —

Vergiß nicht, daß ich dich unterstützen will, wenn du mir deine Adresse giebst.

Ich danke dir.

Du kannst doch nicht gleich heute abend reisen.

Doch, mit dem Nachtzug, antwortete sie und zog ihre schwarze Mantille um sich.

Wohnst du nicht bei dem Gärtner?

Nicht mehr — Nein danke, klingle nicht für mich um irgend etwas ... Der Junge, ach ja, mein armer kleiner Junge —

23

Während diese Zusammenkunft im Kabinett stattfand, war Niels aufs Geratewohl umhergestreift, in seiner Glückseligkeit Gesellschaft sowohl suchend als meidend. Zweimal war er Fräulein Lassen begegnet; da war es ihn hart angekommen, sich ihr nicht anvertrauen zu können, aber Herr Huitfeldt hatte ja gesagt, daß sie heute abend thun sollten, als ob „nichts geschehn" wäre, Herr Huitfeldt hatte gesagt — es ist ja wahr, nicht „Herr Huitfeldt" sondern „Vater" — „Vater" — wie sonderbar sich das aussprach!

Drunten im Garten trieben sich die jungen Leute bei irgend einem Spiel herum; als die Dunkelheit zunahm, kamen sie mehr in die Nähe des Hauses. Einige riefen nach ihm; sie wollten ihn auch bei dem Vergnügen haben, aber er wollte lieber in die dunkeln Alleen hinüber, von da hörte er die Stimmen, von da sah er die erleuchteten Fenster — —

Schon mehreremal vorher und zuletzt am vergangnen Abend hatte es ihm wohl gethan, dazustehn und die Stimmen aus der Ferne zu hören, aus der Entfernung das Gebäude zu betrachten; er hatte sich da absichtlich in die Stimmung versetzt: Wenn die Zeit jemals käme, wo er hier als Fremder umhergehn würde, fremd allem, was ihm nun so nahe und so lieb und so vertraut war. Noch gestern hatte er sich ganz gerührt gemacht mit dieser Möglichkeit ... Und heute, nun war das ja *sein*, sozusagen, es würde es ja werden, all dies, all dies! Nein, das war gar nicht auszudenken; man konnte es sich gar nicht so recht behaglich, richtig ausdenken — nein, da war es besser, es so zu besitzen wie jetzt, als einstmaliges Erbe, als Sohn — aber auch das war zu groß, als daß man es hätte fassen können; nein, die allerbeste Art, es zu besitzen, lieber Gott! das war doch die alte Art, als Gast, als junger Mensch, als einer, den sie lieb hatten wie einen Sohn, aber doch nur als ein junger Mensch hier, als guter Kamerad mit den Leuten, als Freund mit den Tieren, vertraut mit allen Bäumen und Gewächsen und dem Park und den Zimmern und dem Wald und dem See und als Vertrauter der ganzen Natur hier!

Pfui, flüsterte er sich selbst zu, pfui, wie jugendlich und grün, wenn eine so große Aufgabe auf dich wartet. Und er versuchte, sich ernsthaft männlich zu fühlen, das Schloß und den Park mit nüchternem Besitzersinn zu betrachten: es ging nicht, denn die gefingerten Blätter der Kastanie erschienen ihm, wie früher, wie lebendige Freundeshände, die weitausgebreitete Linde hatte ihre mütterliche Gestalt und Sprache nicht verändert, und die braune Burg dort drüben glich noch immer einem alten Vater, einem treuen, starken, mächtigen Vater.

Pfui, wie wenig männlich du bist! flüsterte er sich selbst zu. Was mit dir los ist, ist wohl, daß du zu glücklich bist; du bist nicht daran gewöhnt und kannst es nicht ertragen!

Die jungen lustigen Stimmen klangen deutlich zu ihm herüber.

*Sie* ist auch noch zu jung, nur Gast, eine, die man lieb hat, wie mich — es ist kein Zweifel, ich bin zu glücklich! Denn ich liebe sie, und morgen darf ich es ihr sagen, morgen wenn es sein darf, nein, nicht morgen, warum gerade morgen? und ich weiß, sie hat mich lieb — Nein, wie glücklich ich bin! — Und ich habe es ja gar nicht verdient —

Das junge Volk wird jetzt hineingerufen; Fräulein Lassen steht an der Thür des Gartenzimmers und klatscht in die Hände, wie sie es zu thun pflegt, wenn es Schlafenszeit ist.

Aber er denkt noch nicht daran, jetzt, ins Bett zu gehn. Er gehört ja auch nicht mehr so ganz zu den „jungen."

Nun verſtummen die Stimmen, und die Lichter werden gelöſcht.

Aber er kann hineingehn, wann er will, durch ſeinen eignen Eingang, den Schlüſſel hat er ja bei ſich.

Vorläufig will er noch etwas auf der Terraſſe ſitzen.

Und an die glückſeligſten Dinge denken, die es auf der Welt giebt.

Und die Sterne blinken ſehen und an morgen denken. Oder nicht gerade an morgen, nur an ſie. „Gute Nacht!“ ſo ſagte ſie, „Gute Nacht!“ Ja, ſie hat mich lieb.

Und die Sterne blinken ſehen! Vielleicht ſieht ſie jetzt gerade zu demſelben Stern auf. Vielleicht werden wir uns einmal gerade auf dieſem Stern wiederfinden, wenn wir tot ſind. Vielleicht haben wir beide auf dieſem Stern gewohnt, lange ehe wir hier geboren wurden —

Und die Kaſtanienblätter rauſchen hören in der erhabnen ſtillen Nacht! Vielleicht —

Seine Gedanken entſchwinden ſeinem Bewußtſein. Sie ſchwinden hin auf dem lockenden Strahl des Sterns, ſie verrauſchen mit dem ſehnſüchtigen Flüſtern des Laubes, ſie verhauchen in der ihn umhüllenden Stille der Nacht!

So ſchläft Niels, wie er auf der Terraſſe ſitzt.

Er träumt, er ſei ein richtiger Mann geworden, ein ernſter. Durch Fleiß und Arbeit ſei er der allertüchtigſte Landmann geworden, träumt er. Von Fleiß und Arbeit träumt er; ſeine Hand ſchließt ſich um den Griff des Pflugs, er führt den Spaten und die Senſe und ſchiebt den Karren, er ſchämt ſich deſſen durchaus nicht, denn gerade ſo gefällt er *ihr*. Und ſein Tiſch und ſeine Regale ſind voll von landwirtſchaftlichen Werken, er hat ſie alle geleſen und kann ſie alle auswendig; auch das gefällt ihr. Ein rechter Mann, ein ernſter Mann —

Später wird ſein Traum ſonderbarer.

Es iſt etwas da, was ſich nähert. Es hat keine Form, es iſt nicht groß, es iſt nicht klein, es iſt nur, wie es iſt, und es nähert ſich und will über ihn kommen, es iſt erwartet und ſelbſtverſtändlich und unvermeidlich. Der Träumende teilt ſich in zwei Weſen, das eine iſt von lange her, von ſehr, ſehr lange her; dieſes greift nach dem Kommenden und freut ſich und lacht. Aber das andre ſteht daneben und beobachtet das erſte und ſieht, eine wie kleine Kinderhand es hat, wie ſchwach ſeine Freude und ſein Lachen iſt; und das andre wird von Mitleid darüber erfüllt und von Wehmut und Weinen. Und der Träumende wird ſogar noch zu einem dritten Weſen, und dieſes iſt voller Angſt vor dem Kommenden und voller Widerwillen und Bitterkeit dagegen; es will das Kommende anklagen und ſich wehren, aber es kann nicht, denn es kommt als etwas Selbſtverſtändliches und Unvermeidliches, etwas von lange her, und als ein Teil von einem ſelbſt; und der Träumende greift danach mit einer kleinen Kinderhand und lacht mit dem Lachen eines kleinen Kindes, aber in den Augen ſind die bittern Thränen eines, der erwachſen iſt. Und das Kommende flüſtert mit einer Frauenſtimme, ſpricht ſeinen Namen aus, einmal, zweimal und mit gebrochner Stimme, wie in Thränen.

Der Träumende hat es thatſächlich gehört, es war geflüſtert worden: Niels, Niels; er iſt nicht mehr ganz im Traum, aber er iſt auch noch nicht wach und zu ſich gekommen. Er hat auch davon geträumt, daß etwas ſeine Wange berührt und über ſein Haar geſtrichen habe. — — Und nun iſt es ihm, als höre er einen Wagen rollen.

Ja gewiß, ja gewiß, ein Wagen rollt wirklich zum Thor hinaus —

Niels ſitzt aufrecht da, mit weit offnen Augen; was für ein ſonderbarer Traum, ſonderbar und unheimlich! Er ſtreckt unwillkürlich die Hand aus, um zu ſehen, ob ſie noch immer die kleine Kinderhand ſei. Es iſt ein Tropfen auf ſeiner Hand, das iſt wohl Tau — — Er friert; es war auch dumm von ihm, ſich hierher zu ſetzen und zu ſchlafen — es iſt wohl ſchon ſpät in der Nacht —

Aber eins iſt ſehr merkwürdig: er hat einen Shawl um ſich, und das weiß er beſtimmt, daß er ihn nicht hatte, als er ſich ſetzte —

Nun hört er Schritte, es ist Huitfeldts Schritt, sie kommen von der Halle her, durch den großen Saal, nun durch den Gartensaal —

Die Thür von diesem nach der Terrasse steht angelehnt; Niels ruft durch die Dunkelheit hinein:

Herr Huitfeldt! sind Sie hier gewesen, und haben Sie mich mit einem Shawl zugedeckt?

Ich, mein Junge? Nein, ich nicht — doch, ich glaube.

Und ich habe so komisch geträumt.

Warum bist du nicht zu Bett gegangen?

Huitfeldt streckt die Hand in der Dunkelheit aus, sie findet Nielsens Kopf und streicht ihm über das Haar — wohl sanft, aber das im Traum war doch noch zarter —

Huitfeldt flüstert: Gottlob, daß ich jedenfalls dich habe.

Und ich dich! antwortet Niels.

## 24

Wenn Niels in seinem spätern Leben daran zurückdachte, was er in dieser Nacht noch hatte erleben müssen, da pflegten die Erinnerungen der vorhergegangnen, halb traumhaften Stunde viel lebendiger vor ihm zu stehn als all das Entsetzliche, was darauf folgte.

Des sanften Sterns, den er zum Zeugen der Schwärmerei seines jungen Glücks gemacht hatte, dessen erinnerte er sich jederzeit: wo er gerade am Himmel gestanden hatte, der Farbe seines Schimmers, seines eigentümlichen Funkelns. Und des leichten Rauschens der Kastanienblätter, dessen erinnerte er sich, gerade dieses eigentümlichen Rauschens in jenem Augenblick. Und des Zustands, worin er erwacht war, nach dem merkwürdigen Traume, dessen erinnerte er sich, wie er halb gefroren und sich halb herrlich warm gefühlt hatte, diesen Zustand konnte er sich genau in der Erinnerung zurückrufen, wann immer er wollte. Ebenso, wie sich der Shawl angefühlt hatte, gerade dieser Shawl . . . Und so oft er es später wollte, hallte in seiner Erinnerung der Klang der Worte nach, mit denen Huitfeldt Abschied genommen hatte: „Gott sei Dank, daß ich wenigstens dich habe!“ Auch seine Schritte hallten wider — Huitfeldts Schritte —, die sich durch die langen Gänge entfernten.

Und der Gedanke von damals tauchte wieder auf, der Gedanke: Warum die Schritte nicht zu Huitfeldts Schlafzimmer gingen, sondern zu Engelbrechts Wohnung? Dieser Gedanke, wie oft kehrte er nicht in seinem spätern Leben zurück? Er fragte sich dann immer, ob mit diesem Gedanken nicht Unruhe oder Angst verbunden gewesen wäre? Und nun, so lange nachher, nun, wo die Beantwortung dieser Frage ganz gleichgiltig war, nun kam es immer wie eine Pein über ihn, wie ein Zwang; er mußte grübeln, immer und immer wieder sich in den Gedanken ganz vertiefen: War er nicht von Unruhe und Angst befallen worden, als er die Schritte zu Engelbrechts Wohnung hatte gehn hören?

Nein nein nein; er hatte halbangekleidet auf seinem Bett gesessen, die Weichheit des herannahenden Schlafs hatte ihn schon ergriffen, er hatte nur die Schritte gehört, nur gedacht: Warum gehn sie den Weg? Vielleicht will er ihm das Ereignis des Tages mitteilen, ihm erzählen, was er mir erwiesen hat, das ist ja wahrscheinlich . . . Nein nein, es war keine Unruhe und keine Angst in ihm gewesen, ein sanftes Glück hatte ihn beherrscht, er erinnerte sich all dessen ganz deutlich . . .

Aber von diesem Zeitpunkt an fällt es wie ein eiserner Vorhang vor seine Erinnerung, was er danach erlebte, war nicht sein Erlebnis —

Hatte er einen Klagelaut gehört, einen Schrei, mehrere Schreie, von der fernen Seite her, wo Engelbrechts Wohnung war? Er mußte es wohl gehört haben, aber erinnern konnte er sich dessen nicht. Dann mußte er wohl aufgesprungen sein und davon geeilt und durch Regulare und Furtim gestürzt sein und die Thür zu Pan aufgesprengt haben . . . Das mußte er gethan haben; es hatte sich später gezeigt, daß es so war, aber sich dessen erinnern, das konnte er nicht.

Da iſt ein großes, leeres Zimmer, ein Mann mit einem langen Meſſer und auf einer Ruhebank ein andrer Mann mit dem Todesſtoß im Herzen, und Blut, Blut, Blut! Und ein Jüngling, der das Blut anſtarrt und den toten Mann und den Mann mit dem Meſſer!

Der Jüngling, der dieſes betrachtet, iſt nicht er ſelbſt. Niels erinnert ſich ſeiner nicht, als ob er es ſelbſt geweſen wäre. Niels hat davon geleſen, oder er hat ein Bild davon geſehen, oder er hat es geträumt ... Aber das Bild, das kein Erlebnis und keine Erinnerung iſt, wird ſein ganzes Leben lang vor ſeiner Seele ſtehn; das leere Zimmer, die Ruhebank, das Blut, der Mann mit dem Meſſer, Blut, Blut!

Und zu jeder Zeit wird er eine Stimme hören, die nicht wie eine menſchliche Stimme klingt:

„Pan! nimm ſeine Seele auf!“

„Eirene. Schlaf in Frieden.“

„Bruder, ſchlafe nun, verſchlafe alles, Pan hat deine Seele. Eirene!“

Und das Weſen im Bilde, das dieſes ſagt, wird hierauf das verzerrte Geſicht dem Jüngling zuwenden, und Niels wird einen Ton hören, heiſer hervorgeſtoßen, aber gemiſcht mit der ſanfteſten Zärtlichkeit:

Mein Herr, ich liebte ihn!

Aber gleich darauf wird die Stimme dieſes Mannes brechen, die geſpannten Züge werden ſchlaffer werden, er wird auf die Ruhebank niederſinken und ſchluchzen, und doch ohne Thränen:

Den Gnadenſtoß! Gnade — Gnade —!

## 25

Niels hatte ſich auf den Ermordeten geworfen. Der Stoß war zu tief, das Blut quoll und rieſelte heraus, es war keine Rede davon, daß ein Taſchentuch oder ein Handtuch es hätte aufhalten können ...

Er ſprang auf.

Hilfe! Hilfe! — Und durch die langen Gänge tönte ſein Ruf, zuerſt vom Echo, ſpäter von andern Stimmen wiederholt.

Hilfe! Hilfe!

Das Zimmer füllte ſich mit Menſchen; vor Niels ſtand ſpäter immer das Bild einer Menge entſetzter Geſichter, dicht an einander, über und hinter einander, zuſammengedrängt, ſprachlos und unbeweglich, wie es ſein muß, wenn es nur ein Bild und keine Wirklichkeit iſt ... Aber mitten unter allen dieſen vor Grauen erſtarrten Menſchen erinnerte er ſich eines, der ſich zu ſeiner Verwunderung ruhig und gefaßt zeigte und imſtande war, zu befehlen, was gethan werden mußte.

Dieſer Eine mußte er ja ſelbſt geweſen ſein, obgleich er in ſeinem ſpätern Leben nicht begriff, daß er es vermocht hatte.

Er war es doch geweſen, der mit Engelbrecht gerungen, ihm das Meſſer aus der Hand gewunden und ihn gebunden hatte. Er war es geweſen, der die Frauen und mehrere der jungen Leute am Eingang zurückgehalten und ſie gehindert hatte, das Zimmer Pan zu betreten. Er war es geweſen, der mit Fräulein Laſſen geſprochen und ſie dazu gebracht hatte, ſich zu faſſen und die Kleinigkeiten, die beſorgt werden mußten, auszuführen. Er war es auch geweſen, auf deſſen Anordnung reitende und fahrende Boten nach der Obrigkeit des Bezirks, nach dem Arzt und der Polizei geſchickt worden waren.

Aber deutlicher als aller Einzelheiten erinnerte er ſich ſpäter in ſeinem Leben des Rollens dieſer Wagen und des Hufſchlags der Pferde, die zum Burghof hinausjagten.

Deutlicher erinnerte er ſich dieſes Lauts, als des Inhalts der fürchterlichen Stunden, die er hierauf mit dem Ermordeten und dem Mörder zuſammen in Engelbrechts Wohnung zugebracht hatte, während er den Tag erwartete. Nur ein Diener hatte mit ihm gewacht.

Sie hatten Engelbrecht in dem mittlern Zimmer auf einen Stuhl gesetzt, und da sie zu zweit bei ihm waren, hatte Niels seine Hände freigemacht. Auf sein Begehren hatte ihm Niels auch zu trinken gegeben. Der schrecklichste Augenblick war es gewesen, als er seine Hände zu waschen verlangt hatte, und sie das Wasser sich hatten röten sehen. Kurz nachher war Engelbrecht in Ohnmacht gefallen; sie hatten ihn auf sein Bett getragen. Dann war er wieder erwacht und hatte unverständliche Dinge gemurmelt, griechische Worte, Rituale an seinen Pan, er hatte auch die Flöte haben wollen ...

Wollte denn diese entsetzliche Nacht nie ein Ende nehmen?

Wiederholt hörten sie Leute draußen im Gang hin und her gehn; wenn sie an der Thür vorüberkamen, wurden die Tritte immer leise. Manchmal wurde zögernd an die Thürklinke gegriffen, aber dann bereute es der, der es gethan hatte, und ging weiter. Ein paar mal wurde ein Kopf hereingesteckt, aber sogleich wieder zurückgezogen.

Auf dem ganzen Hofe war aufgeregtes Leben, Lichtschimmer glitt an den Fensterscheiben vorbei.

Wollte denn diese Nacht nie ein Ende nehmen?

Einmal ging die Thür ganz auf, Fräulein Lassen kam herein und brachte Wein und Speise; sie hielt sich einen Augenblick auf, sprach ruhig und traf verschiedne Anordnungen. Sie war sogar in dem innersten Zimmer und an dem Lager des Ermordeten; ein Laken war ihm ganz über den Kopf gezogen. Dort blieb sie eine Weile stehn und kam dann zurück; als sie an dem Bett vorüberging, auf dem Engelbrecht lag, wandte sie den Kopf weg; erst da bemerkte Niels, daß sie am ganzen Körper zitterte.

Ach diese Nacht, diese Nacht!

Beim Anbruch des Tages kamen verschiedne der Herren, nach denen geschickt worden war.

Engelbrecht wurde in einen geschlossenen Wagen gebracht, der Arzt und ein Diener setzten sich zu ihm hinein. Niels äußerte, daß es unverantwortlich gewesen sei, daß man ihn nicht schon seit Jahren eingesperrt habe; der Arzt zuckte die Achseln.

Ein einziges Wort sagte Engelbrecht, als sie mit ihm wegfuhren, und das war in ironischem Ton:

Irrenhaus?

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Der Vorwärts über England.** Der Vorwärts und seine Londoner Korrespondenten sind mit England sehr unzufrieden. Aus dem Musterlande, von dem Marx das zukünftige Schicksal der Völker der Erde abgelesen hatte, wie er es sich ausmalte, ist seit Jahren die Mustersammlung für die Theorien der Revisionisten geworden und droht jetzt der Herd der ärgsten Reaktion zu werden. „Von den vielen Rätseln, die das zeitgenössische England aufgiebt, ist das royalistische nicht das geringste," lesen wir in der Nummer vom 29. Juni. Während früher jede Geldforderung für die königliche Familie großartige radikale Demonstrationen hervorgerufen und im Unterhause eine republikanische Opposition kräftig ihre Stimme erhoben habe, schwärme heute das Volk für alles Königliche. Der radikale Zeitabschnitt sei um das Jahr 1870 nicht von einem sozialistischen, sondern vom imperialistischen abgelöst worden. Der südafrikanische Krieg vollends habe das Volk „an den ganzen entwürdigenden Rummel des imperialistischen Patriotismus"

gewöhnt, dessen Gipfel an den Krönungstagen habe erreicht werden sollen; für Brot und Zirkusspiele sei reichlich gesorgt gewesen. Eine Biographie, die den Lebensgang des Königs wahrheitsgetreu schilderte, würde keinen Verleger finden; die Nachwelt werde den siebenten Eduard nur als den Siegreichen oder den Liebling des Volkes kennen lernen. „England bedarf keiner Zensur, die Klasse von Besitz und Bildung fabriziert die öffentliche Meinung. Sie ist auf die Verewigung des Kapitalismus berechnet. Der Instinkt der herrschenden Klassen hat die Grundsätze gefunden, nach denen sich ein Volk am leichtesten regieren läßt: 1. beschränke nicht das Volk in seiner Freiheit, sich zu vergnügen; 2. lasse seine energischern Elemente nicht geradezu hungern; 3. beschränke die Volksbildung; 4. laß keine proletarische Intelligenz aufkommen. Wie dumm und verbrecherisch nehmen sich dieser Regierungsweisheit gegenüber der Zarismus und die Polizeiwirtschaft aus!“ Ein Rätsel ist der Umschwung bloß für verbohrte Marxisten; jeder Kenner der Weltgeschichte und der Lebensbedingungen der Staaten weiß, daß heute die Zeit der dem Republikanismus zuneigenden Parlamentsherrschaft vorüber ist, weil das zu beherrschende Gebiet (dieses Wort nicht bloß geographisch verstanden) zu groß und zu schwierig geworden, und das Unterhaus nicht mehr die Vertretung von ein paar Hundert aristokratischen Familien ist; je größer der Staat, je zahlreicher das Volk, je verwickelter das gesellschaftliche Getriebe ist, desto unmöglicher wird die Demokratie. Das ist das eine, woran die Klagen des Vorwärts erinnern. Außerdem bestätigen sie die Ansicht, die wir oft, zuletzt in der Besprechung der Werke von Nostitz und Redlich, ausgesprochen haben, daß die englische Regierungspraxis die einzige ist, die revolutionären Bewegungen ihre Gefährlichkeit nimmt, oder vielmehr solche gar nicht aufkommen läßt, womit nicht gesagt sein soll, daß die englischen Zustände in jeder Beziehung ideal wären, oder daß sich die englische Regierungsweise in jedem Staate kopieren ließe; aber von der englischen Regierung lernen kann und soll freilich jeder Festlandsstaat.

Eine Frage an die Meteorologen. Wir Deutschen haben das schönste Klima, das man sich vorstellen und wünschen kann. Die trockne Kälte des Winters spannt unsre Nerven, zwingt uns zu energischer Bewegung und macht uns so selbst energisch und malt unsern Jungen und Mädeln die Backen schön weiß und rot. Unsre Sommerwärme aber steht der Italiens nicht viel nach und gesellt der Kraft des Nordens die Heiterkeit und Freundlichkeit des Südens zu. In leichter Kleidung stark transpirieren, manchmal ein Stündchen im Freien sitzen oder unter Bäumen im Grase liegen, sich beim täglichen Bad die Haut von warmer Luft, heilenden Sonnenstrahlen und frischem Wasser umspülen lassen, bei offnen Fenstern in behaglichster Temperatur arbeiten und schlafen, Tag und Nacht reine Luft atmen, dazu blauer Himmel und Silberwölkchen, Blütenduft, Vogelgesang und eine Fülle himmlischer Landschaftsbilder in prächtigster Beleuchtung — wer könnte dabei ein Isegrim werden oder bleiben? Also wir haben das köstlichste Klima — wenn wirs haben, leider aber haben wirs manchmal nicht; wenigstens haben wir nur selten einen richtigen Winter und einen richtigen Sommer. Was aber ein schlechter Sommer bedeutet — von den Wintern mit „Manschwetter“ wollen wir nicht reden —, das brauche ich nicht zu sagen; das hat sich ja jeder Leser unzähligemal selbst gesagt mit dem Humor, der ein Produkt des deutschen Wetters ist und eine nicht zu unterschätzende deutsche Charaktereigenschaft, denn sie führt ins Metaphysische hinein und lehrt die Weltgeschichte als Tragikomödie genießen. Über die Seltenheit eines idealen Sommers oder vielmehr darüber, daß es überhaupt keinen giebt, muß uns die vernünftige Überlegung trösten, daß ein solcher gar nicht möglich ist. Denn wenn die Sonne vom April an ununterbrochen scheint, ist im Juli die Landschaft nicht mehr grün, sondern gelb und grau, und Hitze und Staub bringen uns um. Solchem Einbruch des Saharaklimas ins deutsche Vaterland könnten ja nun periodische Regen vorbeugen, aber wo sollen aller drei, vier Tage Regenwolken herkommen,

wenn der Atlantische Ozean nicht einmal einen wässerigen Luftstrom schickt, der mächtig genug ist, ganz Europa zu bedecken, und der bringt dann allemal, weil stark wasserhaltige Strömungen nur aus seinem nördlichen Winkel kommen können, etwas mehr als bloß angenehme Abkühlung und Erfrischung, nämlich Kälte und Dauerregen. Sehr empfänglich für Natureindrücke und sehr empfindlich gegen alle atmosphärischen Vorgänge, habe ich seit vierzig und etlichen Jahren — nicht etwa wissenschaftliche Meteorologie getrieben, auch keine Aufzeichnungen gemacht, sondern nur — den Verlauf der Jahreszeiten beobachtet und gefunden, daß es drei Hauptsommertypen giebt. Einen ganz trocknen Sommer hatten wir z. B. 1858. Die trockne Kälte des sehr strengen Winters schlug fast unvermittelt in trockne Hitze um. Im August war das Land eine graue Wüste, die von Mäusen wimmelte. Die meisten Sommer sind unbeständig. Man merkt ihren Charakter schon im Frühjahr; sobald die Sonne die Luft erwärmt, fährt ein unangenehm kalter Wind hinein, manchmal ein trockner aus Nordost, öfter ein feuchter aus Nordwest, sodaß einander immer zwei entgegengesetzte Luftströmungen bekämpfen. Aus der mechanischen Reibung der beiden entgegengesetzten Luftströme, des kalten und des warmen, habe ich mir schon früh die Gewitter erklärt,*) sowie den Umstand, daß an den heitern Tagen solcher Jahre die Wärme als unangenehme Schwüle empfunden wird, während bei ausgeglichner Temperatur, deren sich Italien öfter erfreut als unser Vaterland, die Hitze gar nicht peinigt. Soviel schöne Tage bringt ja auch der schlechteste Sommer, daß wir nicht ganz um die Freuden des Südländers kommen, wenn sie uns auch nur knapp zugemessen werden. Als eine kleine Entschädigung für die erlittenen Unbilden (die unsre schon von Seneca und Galenus bezeugte Irascibilitas verstärken, auf deutsch uns kräftig zu fluchen zwingen und so zum Glück für unsern deutschen Charakter nachträglich leisten, was ein zu milder Winter versäumt hat), als Entschädigung also müssen wir es uns rechnen, daß an den wenigen schönen Tagen die Natur doppelt schön ist: noch im August überall frisches Grün, reich an Schattierungen, alle Farben von wunderbarer Zartheit und Wärme. Nebenbei bemerkt, wenn man so auf einem Spaziergange aller zehn Schritte ein andres geschlossenes Landschaftsbildchen schaut, eins immer entzückender als das andre, und nur bedauert, daß man es nicht festhalten kann, weil man nicht Maler ist, so begreift man nicht, wo manche unsrer Modernen die Augen haben. Es giebt genug Gegenden in unsern deutschen Mittelgebirgen, wo jeder Quadratkilometer hundert Claude Lorrains und Wouvermans liefern könnte. Endlich, das ist der dritte Typus, kommen auch Sommer vor, die annähernd ideal sind. Einen solchen hatten wir 1872. Schon der März war ganz sommerlich. Es blieb warm und heiter, die Hitze wurde mitunter von einem Regen bei weichem Westwind abgekühlt, und das Grün frisch erhalten. Im August aber bekam man doch schließlich die Schönheit satt; die Kühlungen blieben aus, und man überzeugte sich davon, daß ein ganz idealer Sommer nicht möglich sei. Um noch einmal auf die Sommer der zweiten Sorte, die unbeständigen, zurückzukommen, so sind sie es, die zu den bekannten Bauernregeln Anlaß gegeben haben. Die Medarderegel bedeutet offenbar, daß, wenn das Luftmeer Anfang Juni noch nicht zur Ruhe gekommen ist, der Kampf zwischen dem warmen und dem feuchtkalten Luftstrom wahrscheinlich den ganzen Sommer über fortdauern wird. Von den Sommern dieser Sorte hat nun jeder wieder seinen eignen Charakter. Mancher verläuft in wechselnden Regen- und Sonnenscheinperioden, deren jede eine Woche oder ein paar Wochen dauert; manchmal folgt auf einen schönen Frühling ein nasser Sommer; manchmal gießt es wochenlang unaufhörlich, und zwar tritt diese Regenzeit bald im Frühsommer, bald im Hochsommer, bald im Spätsommer ein; manchmal wird das Wetter im August schön und bleibt schön bis Ende November, manchmal, wie in den letzten drei

*) Nach Falb ist es die Reibung der Wassertropfen der warmen an den Eisteilchen der kalten Luftschicht, was die Elektrizität erregt.

Jahren, werden wir wenigstens durch einen wunderschönen, ganz sommerlichen September und Oktober für die Tücken des eigentlichen Sommers entschädigt. Manchmal endlich beschränkt sich die Sommerluft auf eingestreute einzelne schöne Tage oder kleine Tagegruppen, und auf den verdorbnen Sommer folgt früh ein kalter Winter. Der wesentliche Charakterzug dieser Sommer, die wir ihrer Häufigkeit wegen beinahe für die normalen halten müssen, besteht darin, daß jede auch nur wenig Tage anhaltende Erwärmung der Luft ein Gewitter erzeugt und dieses einige kühle Regentage bringt, während das Wetter in den idealen Sommern nach Gewittern schön bleibt.

Einen Juli und August wie im „Normalsommer" 1902 glaube ich noch nicht erlebt zu haben. Anderwärts ist es vielleicht nicht so schlimm gewesen — auf den steirischen Bergen und an der Nordseeküste sollen sie wunderschönes Wetter gehabt haben —, aber bei uns in Schlesien war die Kälte abnorm. Am Morgen des 13. Juli hatten wir neun Grad Reaumur, heut, am 15. August, haben wir wieder neun Grad; neun, zehn, einmal acht Grad*) waren die ganze Zeit über die gewöhnlichen Morgentemperaturen. Um Mittag hatten wir gewöhnlich zwölf bis dreizehn Grad; stieg die Temperatur bis vierzehn, so kam Regen. Um diese Zahlen zu würdigeu, muß man sich daran erinnern, daß man bei richtigem Sommerwetter froh ist, wenn des Nachts das Quecksilber auf 18 sinkt, und daß man fünfzehn Grad Reaumur als gründliche Abkühlung empfindet; muß man ferner daran denken, daß in den letzten drei Januaren das Quecksilber selten unter Null gesunken ist, sich gewöhnlich auf sechs bis acht Grad gehalten hat und um Mittag manchmal auf zwölf Grad im Schatten gestiegen ist. Über achtzehn Grad ist in den letzten fünf Wochen, von denen vier zu den Hundstagswochen gehörten, die Temperatur an drei Gruppen von je zwei bis drei Tagen gestiegen; jedesmal machte ein Gewitter dem kurzen Sommer ein Ende. Merkwürdigerweise liest man in den Zeitungen keine Klagen über die Kälte. Bleibt es einmal auch nur zwei Tage warm, so wird sofort über die unerträgliche Hitze gejammert, über die Kälte jammert niemand. Das Wetter darf unbeständig, regnerisch, kühl, nur um Gottes willen niemals kalt genannt werden. Nässe charakterisiert aber diesen Sommer gar nicht; im Gegenteil, die Niederschläge, wenn sie auch manchmal ungelegen kamen (sie haben sowohl die Heuernte wie die Getreideernte gestört), bleiben hinter dem Mittel zurück; nicht die Nässe, sondern die Kälte charakterisiert den Sommer 1902. Es ist, als ob es lauter Dampfschiffheizer und Glashüttenarbeiter wären, die die Zeitungen schreiben, oder auch Manöversoldaten, denen freilich Uniform, Tornister und Marschbewegung auch schon bei zehn Grad mehr als genug Wärme liefern.

Auch in den Berichten über Ernteergebnisse und über den Stand der noch nicht eingeheimsten Früchte wird die Kälte nicht als Ursache des unbefriedigenden Ergebnisses genannt; wenigstens habe ich die Kälte nur einmal erwähnt gefunden, doch nur die Frühjahrskälte. Sollte die Sommerkälte für die Landwirtschaft gar nichts zu bedeuten haben? Vom Wein, auch vom Obst weiß mans doch, daß ohne eine gewisse Menge Wärme und Sonnenbestrahlung die Zuckerbildung ungenügend bleibt; ob nicht auch ein gewisses Quantum Sonnenwärme dazu gehört, den Getreidekörnern, den Rüben, den Schoten, den Kartoffeln die gehörige Größe und den gehörigen Gehalt an Kohlehydraten und Stickstoffverbindungen zu geben? Da jedes Ding seine zwei Seiten hat, muß sie wohl auch dieser kalte Sommer haben. Ich habe jedoch bis jetzt erst einen kleinen Nutzen wahrgenommen, der noch dazu von den Nächstbeteiligten kaum als Nutzen gewürdigt werden dürfte: an einem besonders kalten Tage zählte ich im Kurpark von L. beim Nachmittagkonzert nur drei Biergläser auf je zwanzig Tische.

Je schlechter der Sommer ist, desto eifriger werden die Wetterpropheten be-

*) Am 16. August noch einmal acht Grad.

fragt; und auch der Denkende fragt mit, obwohl er weiß, daß der Prophet nichts weiß. Wir kennen die konstanten Ursachen der Luftbewegung; wir kennen die periodisch wirkende Ursache: die Verschiebung der Besonnung von der nördlichen auf die südliche Halbkugel und zurück in der Zeit der Äquinoktien, wir wissen, daß und warum die gemäßigte Zone die Zone der veränderlichen Niederschläge ist, und wie die unendliche, sich von Jahr zu Jahr ändernde Mannigfaltigkeit der Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit die Hauptluftströme spaltet und ablenkt; wir wissen, daß besonders unsre zipflige, bucklige und runzlige alte Jungfer Europa darin Erstaunliches leistet; wir wissen demnach, daß in jedem Augenblick die Zahl der Kräfte, die das Wetter der nächsten Wochen machen, praktisch unendlich groß ist, und daß, da niemand diese unendlich vielen Faktoren zu ermitteln vermag, auch niemand das Ergebnis sicher voraussagen kann, oder doch nur für einen bestimmten Ort auf wenig Stunden, was ja in den Sturmwarnungen geschieht und als eine sehr dankenswerte Errungenschaft der Meteorologie allgemein anerkannt wird. Indes der Mensch ist nun einmal neugierig, und wenn er von hinten Prügel kriegt, so möchte er wenigstens wissen, von wem die Prügel kommen. Können wir das Wetter nicht vorausberechnen, so möchten wir wenigstens wissen, wo das Wetter herkommt, das wir haben. Die meteorologische Wissenschaft in allen Ehren, aber darüber giebt sie uns keinen Aufschluß. Die Maxima und die Minima des Luftdrucks sind nicht die Ursachen des Wetters, sondern Wirkungen der Wetterursachen (treten freilich wie alle Wirkungen selbst in die Ursachenkette ein), und das Dovesche Gesetz sagt uns zwar, wie sich der Wind wahrscheinlich drehn wird, wenn er sich dreht, aber es sagt uns nicht, ob er sich heut, morgen oder erst nach vier Wochen drehn wird, und warum er sich manchmal fortwährend dreht, manchmal dagegen acht Wochen lang „unentwegt“ aus demselben kalten oder heißen, nassen oder trocknen Loche bläst. Und Falb kann uns erst recht nichts nützen. Angenommen auch, seine Ansicht, daß Mond und Sonne auf das Luftmeer ebenso wirken wie auf das Wassermeer, sei bewiesen, so könnte das zwar einzelne besonders heftige Unwetter erklären, aber nicht den verschiednen Charakter der Jahreszeiten in verschiednen Jahren. Wenn Sonne und Mond bei ihrem täglichen Umlauf um die Erde (die astronomisch richtige Ausdrucksweise würde zu einer verwickelten Satzbildung zwingen) ein jedes nicht bloß eine Wasserwelle sondern auch eine Luftwelle mit sich schleppen, so ergiebt das ja bei der Konjunktion beider Himmelskörper einen besonders hohen Wellenberg, und es ließe sich also wohl denken, daß die kritischen Tage das Luftmeer in heftige Aufregung versetzen. (Falb hat sich denn auch anfangs, wie seine meteorologische Studie: Das Wetter und der Mond [1887] beweist, vernünftigerweise auf die Vorhersagung von Stürmen und Gewittern beschränkt.) Aber diese Konstellation kehrt allmonatlich und ein Jahr wie das andre wieder; die Hypothese wird schon dadurch zweifelhaft, daß mancher Monat, ja manches Vierteljahr, mancher Sommer, mancher Winter ohne Luftaufruhr verläuft, und sie erklärt nicht im mindesten die verschiedne Verteilung der Wärme und der Feuchtigkeit in den verschiednen Jahren, die diesen ihren eigentümlichen Charakter verleiht; sie erklärt nicht, wie es kommt, daß sich in diesem Sommer die Wärme in Nordamerika, im nächsten in Europa festsetzt, daß sie sich in Europa bald so bald so verteilt, daß die natürlich immer in annähernd gleichem Maße vorhandnen Regenwolken einmal über Amerika, einmal über den Südwesten, einmal über den Nordosten unsers Erdteils ihren ganzen Inhalt ausschütten. Die Ursache des Wetters von morgen ist natürlich das von heute, d. h. die ganze Wetterlage einschließlich des Wärmegehalts des Bodens und seiner Schnee- und Eisdecke. Bodenerwärmung, Schnee- und Eismassen sind ohne Zweifel die mächtigsten der Kräfte, die die aus den konstanten und den periodischen Luftströmungen kombinierten Hauptluftströme einerseits ablenken, spalten und vervielfältigen, andrerseits sie zwingen, längere Zeit dieselbe Richtung inne zu halten. Wenn zur Frühjahrszeit im Nordwesten Europas ungeheure Eisberge schwimmen, so wird dadurch natürlich auf einige hundert Meilen im Umkreis alle Wärme ge-

bunden. Die bei uns von der Sonne erwärmte Luft fließt nach dem Schauplatz der großen Schmelze ab, und die mit Wasser gesättigte kalte Luft ihrer Umgebung strömt bei uns ein. Desgleichen gelangt die Wärme, die das russische Tiefland, wahrscheinlich auch die, die das asiatische Hochland ausstrahlt, bis zu uns, und wenn dort ein sehr strenger Winter ein paar hunderttausend Quadratmeilen dermaßen mit Eis und Schnee bedeckt hat, daß die Sonne ihre Arbeit bis in den Juli hinein nicht vollständig bewältigen kann, wenn also dieser ungeheure Ofen im Juli noch nicht vollständig durchgeheizt ist, so kann das nicht ohne Einfluß auf den deutschen Sommer bleiben. Ab und zu wird ja dieser Gedanke in den Zeitungen ausgesprochen. Dem Laien liegt es nun nahe, zu meinen, wenn die meteorologischen Stationen nicht allein den Luftdruck, die Temperatur und die Windrichtung meldeten, sondern auch über die Dichte und die Temperatur der Schnee- und Eisdecke berichteten, und wenn solche Stationen in großer Zahl sowohl in der Nähe unsers großen Wasser- und Kältereservoirs, also an den Küsten von Grönland, Spitzbergen und Island, wie auf unserm großen Ofen: im innern Rußlands und Asiens, errichtet würden (was ja seine Schwierigkeiten haben würde), daß wir dann Einsicht in die Ursachen des Wetters gewinnen würden, das uns beschert ist. Ja, vielleicht würden uns dann sogar die Frühjahrsberichte in den Stand setzen, Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf den Charakter des Sommers zu ziehn. Die Meteorologen werden ja ganz genau wissen, ob auf diesem Wege etwas zu hoffen ist und wieviel, aber sie messen uns Laien ihre Weisheit sehr sparsam zu; ich erinnere mich nicht, je einmal in einer Zeitung einen Aufsatz von einem Fachmann gelesen zu haben, der über diese Dinge klaren Aufschluß gegeben hätte, und deswegen erlaube ich mir eben zu fragen: Was weiß die heutige Wissenschaft auf solche Fragen zu antworten, auf die Dove schon vor fünfzig Jahren die Antwort gesucht hat?

Goethe und die moderne Kunst. Zur Streitfrage über die moderne Kunst dürfte eine Betrachtung Goethes, der es mit der Kunst doch ernst genug nahm, aus Wilhelm Meisters Lehrjahren einer Auffrischung wert sein.

„Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunstwerke in der neuern Zeit so selten seien, läßt es sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler thun müssen, und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entscheidendsten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unsäglich der Fleiß, der zu seiner Ausbildung nötig ist. Wenn nun die Umstände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt sehr leicht zu befriedigen ist und selbst nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, so wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen festhielten; es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Modewaren Geld und Lob eintauschen als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrertum führt. Deswegen bieten die Künstler unsrer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund nach Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart und für die Zukunft wenig Hoffnung."

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

## Kunstschätze

Von Hans Schmidkunz

Die Kunstschätze der Menschheit! Welches Herz ist nicht ergriffen, wenn es diesen Worten lauscht? Welche Seele nicht gehoben, wenn sie sich ihnen hingibt? Welche Phantasie nicht beflügelt, wenn sie sich ihnen vertieft? Und welcher Verstand nicht bereichert, wenn er sich ihnen widmet? Die Kunstschätze der Menschheit! Sie sind ihr Stolz und ihre Freude, ihr Trost und ihre Erhebung, ihr Ruhm und ihre Zierde, ihr Reichtum und ihre Größe, ihr Glück und ihre Seligkeit. Sie sind ihr Leben und ihre Unsterblichkeit. Sie sind ihr Alles. Sie sind ihr Gott. Sie sind ihr Ewiges. Sie sind ihr Unvergängliches. Sie sind ihr Unzerstörbares. Sie sind ihr Heiligstes. Sie sind ihr Allerheiligstes. Sie sind ihr Paradies. Sie sind ihr Himmel. Sie sind ihr Himmelreich. Sie sind ihr Nirwana. Sie sind ihr Alles.

Und doch, wie wenig wissen wir davon, wie wenig wissen wir davon zu sagen, wie wenig wissen wir davon zu denken! Wie wenig wissen wir davon zu fühlen, wie wenig wissen wir davon zu ahnen! Wie wenig wissen wir davon zu schauen, wie wenig wissen wir davon zu hören! Wie wenig wissen wir davon zu genießen! Wie wenig wissen wir davon zu verstehen! Wie wenig wissen wir davon zu begreifen! Wie wenig wissen wir davon zu erfassen! Wie wenig wissen wir davon zu erkennen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen!

Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen! Wie wenig wissen wir davon zu wissen!

unsre ältern Kolonien hätten wir nie gewagt, Kiautschou zu besetzen und damit eine neue Zeit bewußter, wirtschaftlich fruchtbarer Ausdehnung zu beginnen; diese ältern Kolonien sind das Sprungbrett für höhere Ziele. Mit der Aussicht auf Kaffee und Kakao ist der kurzsichtige, bebrillte Deutsche herangelockt worden, wie das Kind mit der Zuckerdüte in die Schule, aber er sollte allmählich einsehen, daß er sich die guten Sachen erst verdienen muß, und vielleicht an ganz andern Stellen als in den Steppen Ostafrikas oder in den Fieberwäldern von Neuguinea. Die Kolonien sind ein Stück des Reichsgebiets und der Reichsmacht und schon dadurch eine Stütze unsrer Unternehmungslust, mag sie sich bethätigen, wo sie will.

Als Bismarck, einem tiefen Instinkte der Volksseele folgend, überseeische Besitzungen für das Reich zu erwerben beschloß, da konnte es sich überhaupt nicht darum handeln, wohl entwickelte oder auch nur besonders aussichtsvolle Gebiete zu gewinnen; wo zufällig noch ein Stück Erde nicht schon mit der Farbe irgend einer Kolonialmacht angestrichen war, haben wir uns mühselig eingedrängt, und wir mußten uns von vornherein sagen, daß wir da nicht die besten Bissen erlangen konnten. Immerhin hat sich gezeigt, daß mit viel Geduld und Ausdauer aus Kamerun, aus einigen Strichen Ostafrikas, vielleicht auch aus Neuguinea etwas zu machen ist. Da kam nun sofort der freudige Überschwang. Man vergaß vollkommen, daß die Kolonien nicht außerhalb des Weltwirtschaftsgebiets lagen, daß also mit den Preisen des Welthandels gerechnet werden mußte; und nun sollten sich diese werdenden Kulturen mit ihrem Arbeitermangel, den schlechten Verbindungen und all dem Lehrgeld, das die Anfänger bezahlen müssen, in wenig Jahren als Nebenbuhler Südamerikas und Indiens entwickeln, altkultivierter Gebiete, die bei jedem Steigen der Preise ihre Anbaufläche sofort vermehren! Daß auch die üppigste tropische Fruchtbarkeit noch keinen dauernden Erfolg verbürgt, zeigt die ruinierte Zuckerindustrie Westindiens deutlich genug. Dem Enthusiasmus sind also auch bei uns einige herbe Enttäuschungen gefolgt, obwohl die Lage sicher nicht so schlimm ist, als es die plötzlich allgemein gewordne Schwarzfärberei annimmt.

Wer also in dem wirtschaftlichen Ertrage der Kolonien ihre einzige Daseinsberechtigung sieht, erlebt an ihnen wenig Freude. Grund zur völligen Verzweiflung hat er dennoch nicht. Wenn wir die Kolonien festhalten, so sichern wir uns wenigstens für die Zukunft die Möglichkeit, aus ihnen eine wirtschaftliche Ergänzung Deutschlands zu machen. Auch ohne sich in billigen Prophezeiungen zu ergehn, kann man wohl annehmen, daß der deutschen Industrie einmal der Bezug von Rohstoffen aus den eignen Kolonien sehr willkommen sein wird, wenn Zollschranken, Kriege oder andre Hindernisse die Einfuhr aus den Hauptproduktionsländern erschweren. Die Kolonien sind ein Trumpf in unsrer Karte, der vielleicht einmal mit Erfolg ausgespielt wird, ja dessen bloßes Dasein schon andre abhalten kann, uns wirtschaftliche Daumschrauben anzusetzen. In diesem Sinne kann man die überseeischen Besitzungen mit unsrer Kriegsflotte vergleichen: auch wenn sie nie einen Schuß auf einen Landesfeind abfeuerte, hat sie uns doch unschätzbare Dienste geleistet. Und so sollte man denn auch alle Bemühungen, den Baumwollbau zu heben, Versuchsgärten anzulegen usw., nicht immer mit den kalt berechnenden Augen des

Spekulanten und Kaufmanns verfolgen: sie sind auch dann von Wert, wenn sie praktisch scheinbar ohne großen Erfolg bleiben.

Der Vergleich der Kolonien mit der Kriegsflotte ist noch in andrer Art richtig. Flotte und Kolonien sind gemeinsamer Besitz des deutschen Volks und als solche zugleich Mittel der Einigung, deren Wert man ahnen, aber niemals in Zahlen festlegen kann. Der Bewohner des kleinsten Thüringer Zwergstaates kann sich als Miteigentümer von Kamerun und Samoa fühlen, und unwillkürlich nimmt er etwas von dem befreienden Verständnis großer Räume und Entfernungen in sich auf, das Friedrich Ratzel so eindringlich unserm Volke verkündet hat. Der Drache kleinlicher Beschränktheit, der uns Deutsche so lange im Banne gehabt hat, erliegt am raschesten dem frischen Wehen der Seeluft, der Flotte und Kolonien die Thore öffnen.

Wir haben unsre Kolonien nicht nach Gutdünken wählen können — wir dürfen sie auch nicht nach Gutdünken sich selbst überlassen oder von ihnen verlangen, daß sie die Kosten der Verwaltung allein tragen. Es ist ein Besitz, den wir den Deutschen der Zukunft in gutem Zustand überliefern müssen, wenn uns nicht bittere Nachrufe folgen sollen. Manche Klagen über Militarismus und Assessorismus sind gewiß berechtigt, und kein Mensch wird leugnen, daß es besser und angenehmer wäre, wenn zunächst Kaufleute und Pflanzer blühende Kolonien errichtet hätten, und wir dann mit ein paar Polizisten und Kanonenbooten die ganze Herrlichkeit großmütig beschützten. Aber wir sind in einer Zwangslage, in der auch das kolonialpolitisch erfahrenste Volk kaum anders handeln könnte; unser Militarismus in der Heimat entspringt einem ganz ähnlichen Zwange, und wir thun auch hier am besten, nicht über ihn zu jammern, sondern das Beste aus ihm zu machen und seine guten Seiten, seine volkserziehende und charakterbildende Macht vor allem, nach Möglichkeit zu nützen. Vollends die Leutnants und die Assessoren dafür verantwortlich zu machen, daß die Kolonien noch immer kein Paradies für Kaufleute sind, ist lächerliche Ungerechtigkeit. Verbessern läßt sich natürlich an dem System, das uns durch die Verhältnisse aufgezwungen ist, noch vieles; vor allem dürfen die Kolonien nicht eine Versorgungsanstalt für die Entgleisten aus dem Adel- und Beamtenstande werden, wozu ja unerfreuliche Ansätze schon zur Genüge vorliegen.

Senden wir unsre tüchtigsten, unternehmungslustigsten Männer nach den Schutzgebieten, dann kann die erfrischende Rückwirkung auf unser Volksleben nicht ausbleiben: wir brauchen in unserm friedlichen Dahindämmern „ganze Kerle," Leute, die einmal ihr Leben an ein großes Ziel gesetzt haben, die durch Kampf und Sieg gestählt sind. An Zerrbildern wird es dabei nicht fehlen, aber sie werden vor den wahrhaft Tüchtigen in den Schatten treten. Ein wenig von dem frischen Lebenshauch solcher Charaktere zeigt sich schon in den Typen unsrer breit dahinplätschernden Tagesromane, in denen der „Afrikaner" immer häufiger erscheint, in den Jugendschriften und sogar in den Witzblättern. Allmählich gehn so neue, starke Ideale in den Geist des Volkes über. Auch das sind Imponderabilien; ihr wahrer Wert tritt erst im Sinnen und Thun der heranwachsenden Geschlechter hervor.

Daß heutzutage unter der Herrschaft rein wirtschaftlicher Anschauungen

dieſe Werte nicht beachtet zu werden pflegen, kann nicht wunder nehmen; daß aber auch eine ſehr wichtige praktiſche Bedeutung des Kolonialbeſitzes ſo ganz verkannt wird, iſt erſtaunlich. Allerdings iſt auch von der Regierung auffallend wenig gethan worden, dieſen Punkt zur Geltung zu bringen. Was uns wirtſchaftlich erſtrebenswert erſcheinen muß, iſt eine möglichſt große Teilnahme am Handel der Welt. Dieſer Handel ſpielt ſich zum größten Teil an Orten der Erde ab, die uns wenigſtens vorläufig nicht gehören, und die wir auch nicht ſo leicht unſerm Einfluß unterwerfen können. Aber es iſt doch etwas ganz andres, ob wir in der Nähe ſolcher Handelsplätze Stützpunkte unſrer Flotte beſitzen, oder ob uns auf Tauſende von Meilen kein Fuß breit Landes gehört. Wir brauchen Zufluchtsorte und Kohlenſtationen für unſre Schiffe, wir brauchen im Auslande Brennpunkte unſrer politiſchen Macht. Die einzige mit vollem Bewußtſein zu dieſem Zwecke erworbne Kolonie iſt Kiautſchou; dieſer winzige Brocken Landes gewährleiſtet uns einen entſprechenden Anteil am Handel des Rieſenreichs China, auch dann, wenn das emporblühende Tſingtau als Handelsſtadt nicht alle Erwartungen erfüllen ſollte. Weil wir in der Nähe waren, vermochten wir es zu hindern, daß England ſich dauernd in Schanghai feſtſetzte und damit vielleicht das Schwert hob, um unſerm Verkehr mit China einen tödlichen Stoß zu verſetzen. Wir werden ähnliche Stützpunkte noch in größerer Zahl erwerben und ausbauen müſſen; eine Flottenſtation im Roten Meere iſt ſo gut wie geſichert, eine andre an der Straße von Malakka ſteht in Ausſicht. Da verdient es nun wohl Beachtung, daß unſre afrikaniſchen Kolonien eine Kette von derartigen Raſt- und Stützpunkten um ganz Afrika herum bilden, eine Kette, die von außerordentlicher Wichtigkeit werden kann, ſobald eine fremde Macht uns den Suezkanal ſperrt und den Weg nach Oſtaſien verlegt. In ſpäterer Zeit werden unſre Beſitzungen im Stillen Ozean ähnliche Bedeutung erlangen; ſie ſollen dann zugleich eine Drohung für jeden ſein, der zu unſern Ungunſten ein Handelsmonopol in dieſen Gebieten erſtrebt. Die bloße Thatſache, daß wir auf Intereſſen in allen Gebieten der Erde hinweiſen können, giebt unſerm Auftreten einen Rückhalt, ſie iſt aber zugleich eine Urſache, daß Schwächere zu uns Vertrauen faſſen und unſern Schutz ſuchen. So ſpielt in der merkwürdigen Gärung und geiſtigen Umſetzung, die allmählich die deutſchen Außenländer, Holland, Dänemark und die Schweiz, politiſch und wirtſchaftlich uns wieder näher bringt, der Beſitz der Kolonien und der auf ſie geſtützten Auslandsflotte ſeine Rolle mit. Aber auch hier iſt es nicht möglich, den Gewinn zu Heller und Pfennig auf das Rechenbrett zu zählen.

Hätten wir unſre Kolonien auch nur genommen, um ſie nicht in die Hände andrer fallen zu laſſen, ſo wäre vom deutſchnationalen Standpunkt aus der Schritt wohl gerechtfertigt. Zweierlei haben wir ſchon erreicht: Englands Plan, Süd- und Oſtafrika zu einem rieſigen Kolonialreich unter angelſächſiſcher Führung zu verſchmelzen, iſt durch unſern Beſitz im Südweſten und Oſten Afrikas vereitelt, und der Plan der auſtraliſchen Bundesſtaaten, Neuguinea, Melaneſien und Samoa unter ihren Einfluß zu bringen, iſt von uns ebenfalls zerſtört worden. Sieht man in der künftigen Weltherrſchaft

des angelsächsischen Geistes und Geldes das erstrebenswerteste Ziel der Menschheit, so mag man diese Vorgänge beklagen. Es ist wohl auch sicher, daß die wirtschaftliche Entwicklung der von uns besetzten Gebiete in englischen Händen vorläufig besser aufgehoben sein würde als in den unsern; wie sticht z. B. der gigantische Plan der Rhodesschen Bahn vom Kap nach Kairo oder auch der rasche Bau der Ugandabahn gegen unsre kümmerlichen Anläufe ab! Aber es handelt sich auch hier mehr um die Zukunft als um die Gegenwart. Wie ein Forscher eine wissenschaftliche Beobachtung treulich aufzeichnet, auch wenn er keinen augenblicklichen Nutzen von ihr zu ziehn vermag, so sollen auch wir das Erworbne wenigstens für unsre Enkel bewahren und nicht durch kurzsichtigen Kleinmut die Entwicklung der Zukunft stören.

Früher glaubte man allen Ungläubigen verkündigen zu müssen, daß die Kolonien einmal den Überschuß unsrer Bevölkerung aufnehmen würden. Inzwischen hat sich gezeigt, daß ein solcher Überschuß gar nicht vorhanden ist, solange die wirtschaftliche Entwicklung des Vaterlands im gleichen Verhältnis mit der Menschenzahl wächst, ja daß es uns fast an Menschen für die Germanisierung Ostdeutschlands fehlt; andrerseits muß man zugeben, daß der allergrößte Teil unsrer Schutzgebiete für die Ansiedlung Deutscher ungeeignet ist. Da ist natürlich der spöttische oder klagende Hinweis auf die Nutzlosigkeit unsrer Kolonialpolitik sofort bei der Hand. Auch in diesem Falle ist der Durchschnittsdeutsche kurzsichtig. Er vergißt, daß die Auswanderung zweifellos in Zukunft wieder steigen wird, und daß die Bekämpfung der Malaria und andrer Tropenkrankheiten schon bessere Daseinsbedingungen auch in bisher verrufnen Gegenden zu schaffen beginnt. Übrigens scheint es mir sehr zweifelhaft, ob sich die Leute, die so unermüdlich nach Kolonien für deutsche Auswandrer rufen und davon *wirtschaftliche* Vorteile erhoffen, im allgemeinen eine klare Vorstellung von dem Nutzen solcher Kolonien machen. Die Ansiedler nützen uns nur so lange wirtschaftlich etwas, als sie mit uns in Handelsverbindung stehn — kein Mensch aber kann sie auf die Dauer dazu zwingen, und ebenso wenig würde das Reich für alle Zeiten imstande sein, Staaten mit deutscher Bevölkerung unter seinem politischen Einfluß zu halten; das Schicksal Englands und Spaniens sagt das deutlich genug. Wenn dennoch Kolonien mit deutschen Bewohnern ein erstrebenswertes Ziel sind, so besteht der Nutzen immer wieder in Imponderabilien: jeder frisch emporblühende Zweig des deutschen Volkes wirkt anregend und befruchtend auf das Mutterland und befestigt dessen *geistige* Macht. Die wirtschaftliche Freundschaft ist auf die Dauer eine Nebensache, freilich eine sehr angenehme, so lange sie eben aufrecht zu erhalten ist.

Da mit der Besiedlungsfähigkeit der deutschen Kolonien nicht viel Staat zu machen war, so hat man sich lange Zeit in der Übertreibung ihrer *wirtschaftlichen* Wichtigkeit gefallen. Das entspricht so ganz dem Zuge unsrer Tage, deren Wortführer ja bald so weit gelangt sind, alles und jedes auf wirtschaftliche Beweggründe zurückzuführen. Man hat dem deutschen Philister goldne Berge versprochen, bis er dann endlich aufhörte zu nörgeln, und man hat sich selbst in eine Begeisterungsglut hineingeredet, die schließlich grotesk wurde. Die Absicht war gut, und die Kolonien sind uns denn auch trotz

Caprivi geblieben, der so recht ein Vertreter des engen binnenländischen Standpunktes war; aber nun bricht der Katzenjammer mit Macht herein. Der eingeschläferte Philister wacht bei dem Lärm der Enttäuschten ebenfalls auf und verstärkt, da er die versprochnen schönen Sachen auf seinem Kaffeetisch nicht findet, das Geschrei in seiner Weise durch weinerliche oder hämische Sittenpredigten. Optimisten im Auslande überlegen sich schon, wieviel Groschen sie für den oder jenen Fetzen unsrer auf Abbruch verkauften Besitzungen anlegen wollen. Merkwürdig genug! Käufer würden sich für das scheinbar so unnütze Gerümpel sicher finden.

Demgegenüber gilt es kaltes Blut zu bewahren. Wenn bei dem Lärm etwas gutes herauskommt, wenn der Sinn für vernünftiges wirtschaftlich gesundes Vorgehn mehr geschärft, der Assessorismus zurückgedrängt, das Netz der Flotten- und der Kohlenstationen vervollständigt wird, dann soll es dankbar begrüßt werden. Sobald man aber den freien Blick in die Zukunft des Deutschtums durch trübe Staubwolken zu hemmen sucht, dann ist es Zeit, auf die unwägbaren, aber gewaltigen Mächte hinzuweisen, die uns in die Kolonialpolitik hineingeführt haben, und in denen die Zukunft des deutschen Volkes und des deutschen Geistes lebendig ist. Weder Krämerseelen noch ernüchterte Enthusiasten sollen uns daran hindern! Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, wird die wahren Ziele unsrer Entwicklung im Auge behalten, ohne sich von phantastischen Hoffnungen berauschen oder von ängstlichem Kleinmut einschüchtern zu lassen. Nicht daß wir zu goldsammelnden Ameisen werden und dann in habsüchtiger Engherzigkeit, wie einst das Volk Hollands, elend verkommen, soll unsre Aufgabe sein, sondern daß wir uns den Herrscherblick über die Weiten der Erde, die Macht weltbezwingender Gedanken und die frische Thatkraft des Willens gewinnen und bewahren. Dazu aber brauchen wir unsre verlästerten Kolonien, und wir werden sie behalten, so lange wir des deutschen Namens würdig sind!

# Eindrücke aus der modernen Verwaltung Preußens,

## besonders in der Kreisinstanz

Von P. v. Hedemann

### I. Das Thätigkeitsgebiet des Verwaltungsbeamten im allgemeinen

Landrat zu sein, denke ich mir schön; aber was er eigentlich zu thun hat, davon kann ich mir gar keinen Begriff machen. Derartige Äußerungen habe ich mehr als einmal und nicht nur von Damen zu hören bekommen. Diese Unkenntnis über die Thätigkeit eines Verwaltungsbeamten ist begreiflich; denn darin liegt ja gerade das Eigentümliche seines Berufs, daß ihm erst das Berufsleben aller andern Menschen seinen eigentlichen Inhalt giebt. Bald ist es der Land-

wirt, bald der Gelehrte, bald der Bergmann, bald der Schiffer, der den Verwaltungsbeamten in Thätigkeit setzt, in Thätigkeit setzt zu den Zwecken seines eignen Berufes.

Die Gesetze, die allemal nichts andres sind als die Grenzen, die der Staat der Freiheit des Einzelnen gezogen hat, auf den Beruf jedes Einzelnen anzuwenden, diese Maßregel zu erlauben und jene zu verbieten, ist die erste Aufgabe des Verwaltungsbeamten. Eine andre Aufgabe ist die, den verschiednen Berufskreisen die mächtige Hilfe des Staates zu verschaffen, wo es sich darum handelt, finanzielle Mittel zu erlangen und rechtliche Schranken wegzuräumen, aber auch zu den Zwecken des Ganzen von dem Einzelnen die Beiträge an Geld und an Diensten, an Gut und Blut zu fordern. Jeder Schritt in sein Amt führt den Verwaltungsbeamten in den Kreis eines fremden Berufs; diesem die Formen des Gesetzes zu geben, diesem die Schranken gegen den Nachbarn, gegen das Vaterland als Ganzes anzuweisen, das ist der Inhalt der allgemeinen Verwaltung. Der Verwaltungsbeamte ist ein Herr über alle Berufsstände und darum ihr Diener; er ist ohne eignes Interesse an jedem von ihnen, und darum gerade fähig für ein Interesse an ihnen allen, darum fähig, zwischen den Bestrebungen aller andern mit Verständnis und Gerechtigkeit auszugleichen.

Dies ist auch der Punkt, wo der Beamte der allgemeinen Verwaltung, z. B. der Landrat, einen natürlichen und unbestreitbaren Vorzug vor den Spezialbeamten hat. Der Schulmann z. B. geht auf in dem Gedanken an die Bildung des Volks, der Forstmann lebt für seinen Wald und dessen Erträge, der Techniker für seine konstruktiven und künstlerischen Ideen, der Soldat für die Kriegsbereitschaft des Heeres. Aber die Freude an ihrem Fach, die die Grundbedingung ihres fruchtbaren Wirkens darstellt, setzt sie zugleich der Gefahr aus, einseitig zu werden, wertvolle Interessen, die ihnen nach ihrem ganzen Ausbildungsgang fremd sind oder doch wenigstens ihrem Herzen nicht so nahe stehn wie ihr Hauptberuf, zu übersehen und zu unterschätzen. Dem Herzen des Verwaltungsbeamten steht jeder Berufszweig, jedes Lebensgebiet gleich nahe, denn er soll die Interessen des einen gegen die des andern gerecht abwägen.

Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß dem einen oder dem andern Landrat auch jeder Berufszweig gleich fern stehn kann. Gewiß ist diese Gefahr vorhanden, und die Vorwürfe, die man gerade wegen dieser Interesselosigkeit hier und da erhoben hat, sind ja bekannt genug. Mit jedem Vorzug ist auch ein Mangel verbunden. Aber im ganzen ist doch bewiesen worden, daß es unserm Beamtentum, auch den Beamten der allgemeinen Verwaltung, nicht an Berufsfreudigkeit fehlt, und daß er in den Akten auch lebendige Menschen sieht.

## 2. Die Tagesarbeit eines Landrats

Um noch deutlicher zu machen, wie sehr die Thätigkeit des Verwaltungsbeamten von dem Berufsleben aller andern Stände angeregt und durchdrungen wird, gebe ich das folgende Bild, dessen Einzelzüge verschiednen Landesteilen

entnommen sind. Was bringt der tägliche Dienst dem Landrat? Was tritt an einem Tage alles an ihn heran? Sehr bunt ist der Inhalt der Post, die er am frühen Morgen eröffnet; denn ein großer, vielleicht der größte Teil der Landräte läßt es sich nicht nehmen, die Post eigenhändig zu öffnen oder vor den eignen Augen öffnen zu lassen in der zutreffenden Erwägung, daß andernfalls für ein weniger gewissenhaftes Bureaupersonal die Versuchung groß ist, Erinnerungsverfügungen der Regierung und ähnliche unbequeme Dinge vor den Augen des Chefs zu verbergen.

Da liegen denn vor ihm drei Beschwerden gegen eine Ortspolizeibehörde, alle drei von derselben schreibgeübten Hand für wenig schreibenskundige kleine Leute verfaßt, die ihre Hausabwässer nicht mehr auf die chaussierte Dorfstraße hinaus fließen lassen sollen und nun angeblich nicht mehr wissen, wohin damit? Da soll ferner ein Projekt einer großen Bergwerksgesellschaft, die Schienengeleise unter Benutzung von öffentlichen Wegen anlegen will, landespolizeilich geprüft werden; der Landrat weiß schon, daß das nicht ohne Kampf mit den benachbarten Bauern abgehn wird. Dann kommt die Beschwerde eines Gendarmen, der sich mit den Polizeisergeanten nicht hat vertragen können oder von dem Ortspolizeiverwalter zu Unrecht requiriert sein will, daneben die Beschwerde des Verwalters über ungebührliches Verhalten des Gendarmen. Der Landrat kennt das schon: immer wieder muß er beide Teile auf die peinliche Abgrenzung ihrer Befugnisse in der Gendarmerieinstruktion hinweisen.

Da liegt ferner die Bitte um Genehmigung einer kirchlichen Prozession; der Landrat verbietet die Hauptverkehrsstraßen, sonst ist nichts dagegen einzuwenden. Ein Mann beschwert sich, daß er sechs Monate lang noch keine Antwort auf seine Steuerberufung erhalten hat; vorsichtig wird, so wenig wie möglich, der Schleier von dem Geschäftsgange der Provinzialbehörden gelüftet. Ein andrer ist seit einem Vierteljahr bergkrank und verlangt Stundung der Kommunalsteuer; er wird an den Ortsvorstand gewiesen. Ein dritter will seinen Teckel steuerfrei haben; später stellt sich heraus, daß sein Haus von sieben Kötern wirksam bewacht wird. Die Eisenbahndirektion fragt an, ob 3 Meter 20 Centimeter bei einer neuen Wegeunterführung genügen; die Interessenten wollen 3 Meter 60 Centimeter haben; sie werden die Mehrkosten wohl bezahlen müssen, damit das Werk überhaupt zu stande kommt, und der Umweg von zwanzig Minuten für Hunderte aufhört, denen Zeit Geld ist. Der Ziegenversicherungsverein weiß sein Defizit nicht zu decken. Die Schweizer Ziegen akklimatisieren sich schlecht; da wird der Kreisausschuß wohl helfen müssen, denn er hat die Einführung der milchreichen Rasse in die Kreise dieser Massenbevölkerung von kleinen Häuslern selbst sehr empfohlen. — Eine Frau verlangt einen Gendarmen in Zivil, um ihren Mann beim Ehebruch zu ertappen; ein Mann dagegen einen solchen in voller Uniform mit allen Angriffswaffen, der ihn gegen den gewaltthätigen Holländer schützen soll, der mit ihm unter einem Dache wohnt. Der Landrat denkt dabei bekümmert an die furchtbaren Mißstände des Schlafburschenunwesens in seinem Kreise, und wie dem durch eine vernünftige Kasernierung der arbeitenden Jugend abgeholfen werden könnte. Die Anfänge sind ja da, meist Unternehmungen der katho-

lischen Kirche; die Gründe, warum es so nicht fortschreitet, sind leicht zu erraten, denn da spielt auch viel Vorurteil mit hinein.

Das Bezirkskommando fragt an, ob der 24. Februar als Beginn der Musterung passe; warum nicht? Die Vorarbeiten sind fertig, soweit sie in einem Kreise mit einer großen Bewegung der Bevölkerung überhaupt fertig werden. Die zweite Stadt im Kreise reicht durch die Hand des Landrats die vorgeschriebnen Ausländerlisten ein und ein Dutzend Hausierscheingesuche. Beides geht mit „Gesehen" an die Regierung weiter. Die Hausierlustigen sind vorher auf ihre Nationalität geprüft. In demselben Paket liegt ein Pack Steuerausschreiben, die wieder zurückgekommen sind, denn die Adressaten sind verzogen, man weiß nicht wohin. Drei zuverlässige Personen beantragen Jagdscheine. Der Oberpräsident fragt an, ob die Schlackenhalde noch brenne, wie viel ähnliche Vorgänge in den letzten zehn Jahren beobachtet seien und unter welchen Nebenumständen, und was für Maßregeln zur Verhütung von Wiederholungen vorgeschlagen würden; der Bericht sei binnen acht Tagen einzusenden. Der Landrat setzt sich an einem der nächsten Nachmittage auf den Wagen, fährt nach dem Orte und bespricht die Sache mit kundigen Männern.

Der Verein so und so und die Kommission zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Beamten X laden ergebenst zu ihrem Feste ein. Eine der beiden Einladungen ist mit einer Bitte um Unterstützung aus Kreismitteln verbunden; aber bei beiden ist die Gefahr dieselbe, daß nämlich der Landrat, wenn er die Einladung annimmt, schlechten Moselwein trinken muß. Eine Landgemeinde bittet um Genehmigung einer Anleihe zu Schulbauzwecken. Der Landrat ist sehr gegen das Schuldenmachen der Kommunen, aber was hilft es; die Steuern sind schon über 200 Prozent, sie sollen wenigstens mit 2 Prozent amortisieren. Von der Regierung kommt zur Begutachtung eine Klage von einer Anzahl Lehrer vom Lande, daß sie mit ihren Gehalten nicht auskommen könnten, andre haben unzulängliche Wohn- oder Wirtschaftsräume. Auch diese Klagen sind dem Landrat weder neu noch eine Freude. Er weiß, wie sich die Gemeinden mit ihren Arbeitermassen durchschlagen müssen; das große Industriewerk liegt in der Nachbargemeinde und zahlt nur da seine Steuern. Ein Bergmann ist invalide und will Schankwirt werden; er begründet sein Konzessionsgesuch wie einen Unterstützungsantrag und bittet zugleich um Invalidenrente und um eine Dienstauszeichnung. Ein Dutzend Sammelberichte von Ortschaften über Lotteriekollekteure geht ein; es steht natürlich nichts darin. Ein Bauer zeigt an, daß der neue Gemeindebulle gegen das Ortsstatut nicht von reiner Simmenthaler Rasse sei, aber der Landrat weiß, daß der Denunziant seinen Bullen, der auch nur Kreuzung ist, der Gemeinde vergeblich zum Kauf angeboten hatte; hinc illae lacrimae. Die Uferwärter melden das Steigen des Flusses und den Beginn des Eisgangs; der Landrat hofft dringend auf langsame Schneeschmelze, denn Sprengkunde hat im Kreise keiner, und die Pioniere der Nachbargarnison können doch nicht an zwanzig Orten zugleich das Eis sprengen.

Eine Witwe ist mit ihrem Brennstoffvorrat zu Ende, die Gemeinde will ihr nichts mehr liefern und behauptet, die Frau hätte den erhaltenen Vorrat

teilweise an ihre Kinder im Nachbardorf verschenkt. Ein Besitzer bringt eine Klage an gegen die Polizeibehörde aus Anlaß einer Wegesperrung; er behauptet, der Weg sei sein Privatweg, aber die Polizeibehörde sieht in ihm einen Anliegerweg, einen der öffentlichen Wege dritter Klasse, die es trotz Germershausen in diesem Lande noch zahlreich giebt, und die bei der dichten Besiedelung aber zerstreuten Bebauung ein fortgesetztes Bedürfnis des kommunalen Lebens und der gesunden Aufschließung der Gegend sind. Der Landrat sieht der Klage auf den ersten Blick an, daß sie entweder durch einen Vergleich beseitigt werden oder bis an das Oberverwaltungsgericht gelangen müsse; die Zahl der Zeugen ist, wie in allen solchen Sachen, ansehnlich. — Der Baumeister so und so bittet um die Bestimmung des Termins für die Tracenbesichtigung einer neu zu schaffenden Kreiskleinbahn. Welche Flut von Interessentenbriefen liegt schon vor! Jeder will die Bahn am liebsten über seinen Hofplatz geführt und hier natürlich eine Haltestelle haben.

Ein andres Paket enthält eine verspätete Steuererklärung; sie kommt von einem Gewerbetreibenden aus einem Berufszweige, der zu Klagen besonders viel Anlaß giebt; der Landrat lächelt, Berufung kann der Mann dieses mal nicht wieder einlegen. Es ist der Stolz des Landrats, durch sorgfältige Behandlung der Steuererklärungen im Beanstandungsstadium die Berufungen wenigstens der Censiten über 3000 Mark auf das geringste Maß zurückgeführt zu haben. Immer williger wird diese Steuer ertragen, obschon sie unverkennbar die mittlern Stufen bei ihrer ziemlich starken Progression verhältnismäßig stark belastet; denn in diesen wird noch nicht wie in den höhern die Steuer von den Ersparnissen bestritten, sondern sie beansprucht noch die Mittel, die zur Bestreitung des Unterhalts der Familie nötig sind. Mag dem Theoretiker darum auch eine noch stärkere Heranziehung der höchsten, eine Schonung gerade der mittlern Stufen erwünscht erscheinen, so würde solche Maßnahme doch nach Lage der Verhältnisse einen übermäßig starken Antrieb zur Auswanderung großer Vermögen in die leicht erreichbare milder besteuerte Nachbarschaft bedeuten.

Zurück zur Post von heute! Ein Gendarm meldet einen Unfall, der auf einem schlechten vielbefahrenen Wege geschehen ist; der Landrat begrüßt darin wenigstens ein willkommnes Material für sein längst gezeigtes Streben, den Weg in die Klasse der chausseemäßigen Landwege zu versetzen. Aus einer Gemeinde kommen stürmische Petitionen, sie mit einem teuern Kirchbau zu verschonen, den die Kirchenvertretung schon beschlossen hat; die kirchliche und die kommunale Vertretung sind sehr verschieden zusammengesetzt. Der Landrat will es zuerst versuchen, eine große Beihilfe aus Zentralfonds zu erwirken. An andre Fonds des Staates und der Provinz werden Ansprüche gemacht in langen, mit Plänen belegten Eingaben einer neuen Entwässerungsgenossenschaft und einer Gemeinde, die einen Weg chaussieren will. Solche Unternehmungslust im Kreise erfreut den Landrat. Er wird den Inhalt der Eingaben warm und eingehend bei den zuständigen Behörden auch mündlich befürworten. Er weiß, wie überlegen der Eindruck des gesprochnen Wortes dem der Schrift ist, besonders bei guten Bekannten, die ihm weder bei den Staats- noch bei den Provinzialbehörden fehlen.

Das Regierungspaket ist dieses mal nicht sehr dick: eine Erinnerungsverfügung in einer polizeilichen Beschwerdesache; eine Anfrage, wie es kommt, daß sich der Steuersekretär bei derselben Sache nun zum zweitenmal verrechnet hätte, um drei Pfennige nämlich, und wie es kommt, daß die Schule da und da, die doch eben erst planmäßig fertiggestellt sei, nun bei der Revision doch fünf Kubikcentimeter zu wenig Luft für jedes Kind habe. Dem Landrat schießt der frevelhafte Gedanke durch den Kopf, ob man diesen Ozonmangel nicht durch ein ganz klein bischen vermehrte Lüftung ersetzen könnte. Dann kommt ein ministerieller Gesetzentwurf, aber er trifft die Verhältnisse dieser Gegend kaum; der Landrat seufzt, er weiß ja, alle diese Anregungen dringen von der Ministerialinstanz unfehlbar in sein Stillleben hinab, auch dann, wenn der Regierungsdezernent ganz genau dasselbe aus sich heraus berichten könnte, was ihm, wie er vorher wissen kann, nun die zwanzig Landräte schreiben; hier, denkt er, ist wirklich einmal überflüssiges Schreibwerk, hier viel mehr als in Kurialien und Namensadressen. Soll man dem Landrat Recht geben?

Dann zwei Immediatgesuche; das eine mal ist die Armenverwaltung berufen, abzuhelfen, das andre mal ist es eine unverschämte Bettelei. Gerade die Zahl und der Inhalt der Immediateingaben spiegeln nicht nur den Grad des Wohlstandes, sondern auch den der Volksbildung eines Bezirks meist recht anschaulich wieder. In einer großen Seestadt, die unter dem Schnapsteufel besonders zu leiden hat, erwächst eine geradezu erdrückende Fülle solcher Unterstützungsgesuche, die oft großes Elend enthüllen, vielfach durch ihr unbedingtes Vertrauen zu der Allmacht der Krone rühren, aber doch in ihrer Gesamtheit ein wenig wohlthuendes Bild ausgebildeten Bettelwesens entschleiern, das mit der Unkultur viel weiter östlich wohnender Völkerschaften bedenkliche Ähnlichkeit hat. Meist fällt die Abhilfe der Notstände dann dem Wohlthätigkeitsfonds der Regierung zur Last, an den verschämte Armut, vorübergehende Bedürftigkeit ohnehin schon Ansprüche genug stellen.

Endlich noch ein Eingang, den der Landrat mit ziemlich gemischten Gefühlen betrachtet. Da tritt an ihn von einflußreicher Seite die Anregung heran, sein Interesse irgend einem wohlthätigen Bazar, einer Ausspielung zu solchen Zwecken zuzuwenden. Er weiß ja zu gut, wie wenig die Herzen der meisten, die sich auf dem Bazar amüsieren oder sich zur Abnahme von Losen gewinnen lassen, geneigt sein würden, aus Erbarmen mit eben diesem Notstand ohne diese dekorative Einkleidung ihre Gaben darzubringen; er sieht auch hier wie im Sportleben den guten Kern durch eine etwas unwahrhaftige Schale verdeckt und entstellt. Aber so wenig er einen genügenden Grund findet, das Sportleben selbst zu verurteilen, so wenig wird er als Landrat den seltsamen Formen der Wohlthätigkeit sein Interesse ganz versagen dürfen, weil sie allein es mitunter sind, die einer dringenden Not abhelfen können.

So inhaltreich ist die Post des Landrats; er läßt sie ins Journal wandern und setzt sich einen Augenblick an die neuen Zeitungen, deren lokalen und politischen Teil er überfliegen muß, wenn seine Frau es nicht für ihn thut. Aber schon wird er gestört; der erste, der anklopft, ist ein Ortsvorsteher, der sich in einer schwierigen Baupolizeisache Rats holen will; der Landrat nimmt

die Gelegenheit wahr, mit ihm über eine vernünftige Feststellung der Straßenfluchtlinie zu sprechen. Bald klopft es wieder: eine Frau hat ihren Sohn vom Militär reklamiert; die Feldmark des Dorfes soll zum Herbst verkoppelt werden, sie als Frau weiß ihr Interesse nicht allein wahrzunehmen in dem großen Widerstreit, den diese friedliche Agrarrevolution erzeugt, und die ganze Zukunft des Besitzes hängt davon ab, daß der Sohn nach Hause kommt. Ist er der Sohn einer verwaltungsunfähigen Mutter? Physisch ist sie das gewiß nicht, ökonomisch in normalen Zeiten auch nicht. Die dritte Instanz hat das Gesuch schon abgeschlagen; der kommandierende General ist bekannt wegen der Festigkeit, mit der er einen einmal Einberufnen trotz aller Reklamationen festzuhalten strebt. Der Landrat gehört zu denen, die es wissen, wie tief gerade Militär- und Steuerfragen in das Leben des Einzelnen, auch der kleinen Leute einzugreifen pflegen, wie sie gerade auf diesen Gebieten das unmittelbare Regiment höherer Beamten und nicht bloß Schutzmann und Gendarm vor Augen sehen, und er hat sich daran gewöhnt, den Reklamationssachen seine ganz besondre persönliche Aufmerksamkeit zu schenken. Auch auf diesem Gebiete läßt er sich den persönlichen Verkehr mit den Unterthanen, den schönsten Teil seines Amtes, nicht vom Kreissekretär abnehmen. Er kennt die Billigkeit der Ministerialinstanz, er weiß, wie neulich erst einem Stadthandwerker sein Sohn zurückgegeben worden ist, weil der Vater zwar physisch erwerbsfähig, aber ohne alle kaufmännische Vorbildung war und darum der Untergang des Geschäftes vor Augen stand. So hilft er hier der Frau den erforderlichen Antrag bei der vierten Instanz begründen, und er hofft auf das Fürwort des Dezernenten im Oberpräsidium, dessen umsichtige Auffassung er kennt.

Wieder klopft es: ein Gerbereibesitzer hat etwas zu besprechen, der Landrat verabredet mit ihm, die neue Anlage zu besehen, die mustergiltig sauber arbeiten soll; er freut sich, bei der Gelegenheit auch das gegenseitige Verhältnis der vielen verschiednen Gerbstoffe am Vorabende der Mineralgerbung in der Technik sehen und in der Ökonomie erörtern zu können. — Immer neuer Besuch: der Distriktsoffizier will die notwendig gewordne Versetzung eines Gendarmen, die Beschaffung einer Kreiswohnung mit Staatssubvention für einen andern Gendarmen besprechen, um ihn den Einflüssen zu entziehn, die bei Mietwohnungen in Industrierevieren besonders lebhaft an ihn herantreten, ebenso lebhaft wie anders geartete in stillen Bauerndörfern an einen Hilfsgeistlichen ohne Dienstwohnung, der sich bei den töchterreichen Bauern des Ortes nach Behausung umsehen muß. — Der Schriftführer des Pferdezuchtvereins will schon jetzt gewisse Punkte für die Sommerrennen festlegen und vorbereiten können. Auch die Reklame muß mit geschickter Steigerung zur rechten Zeit diskret beginnen. — Und so geht es weiter; kaum daß der Landrat dazu kommt, eine Verfügung, einen Bericht eigenhändig zu schreiben. Der stille Sonntagnachmittag wird wieder einmal aushelfen müssen. Jetzt müssen die Unterschriften unter Konzepte und Reinschriften des Bureaus vollzogen werden.

Der Vormittag ist vorbei. Nachmittags geht es hinaus in den Kreis; ein Schulbauprogramm wird mit den Interessenten Punkt für Punkt erörtert,

ein neues Induſtriewerk beſichtigt, das ganz planmäßig aus einem Guſſe angelegt iſt und nicht, wie die meiſten, auf beſchränktem Raum immer von neuem Stück um Stück vergrößert wird. Nein, hier wird kein Gang umſonſt gemacht, keine Karre zwecklos geſchoben, keine koſtbare Zeit, keine koſtbarere Hitze verloren. Hier ſchließt ſich der Schacht der Zeche am Lagerplatz von Erz und Kalk nahe an die zierliche Kolonne der Koksöfen und an die gewaltigen Hochöfen an, aus denen die flüſſige Glut auf dem kürzeſten Wege zu den Thomasbirnen geleitet wird, während die Schlacke zur andern Seite abfließt; und wieder ohne Umweg wandert der friſch erzeugte und kunſtvoll gekühlte Stahl zu den Block- und feinern Walzen, die Schlacke in die Thomasmühle und Haupt- und Nebenprodukte endlich dahin, wo ſie zum Verſand vielleicht in weite Ferne bereitgemacht werden. Welche Rolle ſpielen doch heute die Nebenprodukte der Induſtrien, ſo das ſchwefelſaure Ammoniak, das uns den fremden Chiliſalpeter in beſtimmtem Umfange zu erſetzen berufen iſt. Was ſchließt ſich nicht alles an eine Zinkhütte an mit ihrem hübſchen Retortenbetriebe; Zinkweiß, Schwefelſäure, künſtlicher Dünger aus aufgeſchloſſenen Knochen, Celluloſe aus allerlei Nadelhölzern; der Hauptbetrieb erſcheint oft kaum noch als die Hauptſache. Es giebt viel zu ſehen, wo das wirtſchaftliche Leben ſo wundervoll kräftig pulſiert. An einem andern Nachmittage macht unſer Landrat mit ſeinem Kreisausſchußmitgliede einen Gang durch deſſen wohlgeordnete Wirtſchaft; er läßt ſich belehren in dieſem ganz auf friſchen Milchabſatz und alſo immerwährenden Viehumſatz gerichteten Betriebe mit intenſivem Futterbau und ſchweren, aber ſchöngeformten kaltblütigen Laſtpferden. Dann hört er, wie unmöglich es iſt, für die friſche, in die Stadt zu liefernde Milch einen beſtimmten Minimalfettgehalt vorzuſchreiben, wie das wohl von maßgebender Stelle angeregt worden iſt; er wird dann, wenn es ihm nicht längſt bekannt iſt, erfahren, wie enorm der Gehalt je nach Futter und Witterung, Laktationsſtadium, Raſſe, Individualität, Brünſtigkeit, Alter ſchwankt, ſodaß ſich ein polizeilich brauchbares Minimum höchſtens bei Miſchungen großer Milchmengen vorſchreiben läßt.

### 3. Grundlagen der Verwaltungsthätigkeit

Die Freude am Detail macht erſt den großen Verwaltungsbeamten, ſagt ein berühmter Hiſtoriker. Die Freude an allem, was lebendig iſt, der Blick für die entwicklungsfähigen Keime des Volkslebens iſt die Grundlage für das Wirken des Verwaltungsbeamten. Ein tiefes Wohlwollen für alles, was deſſen wert iſt, ein lebhafter Wunſch, zu ſeiner Förderung beizutragen, eine gründliche Kenntnis der Mittel, die hierzu dienen können, das ſind Gaben, von denen zu wünſchen iſt, daß jeder Verwaltungsbeamte ſie in ſeinen Beruf mit hineinbringt. Wohlwollen ſage ich, nicht Gutmütigkeit; Gutmütigkeit verführt zur Ungerechtigkeit. Die Gaben ſtaatlicher Fürſorge, zu deren Hüter der Verwaltungsbeamte berufen iſt, ſind — wie des Lebens meiſte Gaben überhaupt — in der Regel mit weiſer Ökonomie ſo zugemeſſen, daß ſie dem vorhandnen Bedürfniſſe gerade oder kaum genügen. Wer darüber hinaus dem einen gutmütig giebt, nimmt ebenſoviel dem andern, der gleicher Förderung

wert und bedürftig ist. Das gilt von der Verwaltung staatlicher Fonds, der Vergebung obrigkeitlicher Konzessionen, der Veranlagung zu öffentlichen Abgaben, von allem und jedem. Alle Zwecke seines Ressorts, alle, die diesen Zwecken dienen, soll der Verwaltungsbeamte fördern, aber keinen vor dem andern. Darum muß er wohlwollend, darf aber nicht gutmütig sein, wenn er gerecht sein will.

Auf der Gerechtigkeit der Obrigkeit beruht das Vertrauen der Unterthanen zu dem Beamten, beruht besonders die Befriedigung, die er in seinem Berufe findet. Es giebt nichts schmerzlicheres für den Beamten, als nicht objektiv sein zu dürfen; er weiß, wie sehr ihm dies die Herzen eines Teiles der regierten Bevölkerung entfremdet, wie schwer das Hemmnis ist, das er damit allen Maßnahmen seiner Verwaltung bereiten muß. Und dennoch, es giebt Gefahren für den Staat, denen der Beamte mit allen wirksamen Mitteln entgegentreten muß, auch auf die Gefahr hin, die Gerechtigkeit dem Einzelnen gegenüber zu verletzen. Das große Interesse erfordert, kleinere zu opfern.

Einer Gesetzeslage gegenüber, die es nun einmal ermöglicht, daß der Unverstand mißleiteter Parteien in den parlamentarischen Körperschaften zu staatsgefährlicher Macht gelangt, muß sich jede Regierung fragen, ob sie den Staat aus lauter Gesetzlichkeit darf untergehn lassen. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein; sie wird dem Eindringen solcher Elemente in die Volksvertretung mit allen Kräften wehren müssen. Und hierin liegt für den Verwaltungsbeamten die harte Notwendigkeit begründet, einem Teile der regierten Bevölkerung gegenüber eine andre Stellung einzunehmen als einem andern.

Aber immer wird er sich doch sagen müssen, daß es sich hier um eine unerwünschte Notwendigkeit gegenüber den drohenden Gefahren handelt; und hiernach wird er den unvermeidlichen Mangel an Objektivität, zu dem er verpflichtet ist, auf das notwendige Maß beschränken. Er wird nach Kräften dahin streben, die vorhandnen politischen Gegensätze nicht noch zu verschärfen, nicht zu verbittern, und vor allem die Träger verderblicher politischer Überzeugungen nicht da zu verletzen, wo die Kränkung ohne Schaden des Staatswohls vermieden werden kann. Die Bevorzugung der Träger regierungsfreundlicher Bestrebungen darf nicht weiter gehn, als es das Interesse des Staates geradezu verlangt. Die Politik gegenüber den parlamentarischen Parteien darf nur ein Ausschnitt aus der ganzen Politik des Verwaltungsbeamten sein, sie darf im allgemeinen nicht die Hauptsache sein; sobald sie das wird, ist die Gefahr der Sterilität auf den andern Gebieten sehr groß. Welche Summe von Geisteskraft, von Energie und Nachdenken verwendet das Beamtentum des Ostens auf die repressive Bekämpfung des Polentums, und sie ist dazu gezwungen gegenüber dieser schwersten Gefahr unsrer innern Entwicklung. Die Abschneidung Ostpreußens von dem Körper des Königreichs durch das Slawentum des Weichsellandes, das den Deutschen zum Lande hinaushungert, die leider durch den Erlös der Ansiedlungsgüter unvermeidlich noch beförderte Entfaltung eines blühenden polnischen Mittelstandes, die wirksam betriebne Degermanisierung der Deutschen, das sind Gefahren, deren Bekämpfung die

Verwaltungsbeamten des Ostens mit einer Arbeit belastet, die schwer ohne Verkümmerung andrer Gebiete geleistet werden kann und dem Landrat eine ihm sonst fremde gouverneurähnliche Stellung zuweist.

Nicht leicht ist es für den angehenden Verwaltungsbeamten, sich die umfassende Kenntnis der fremden Gebiete, in deren Leben er tief einzugreifen berufen ist, zu verschaffen. Die Vorbildung bis zum großen Staatsexamen ist nur in einigen Stadien — besonders beim Landratsamt und Amtsgericht — geeignet, ihm etwas von solchen Kenntnissen zu vermitteln. Das beste, was der Einzelne mitbringt, stammt wohl aus der Erde seiner engern Heimat, aus den festen und klaren Eindrücken aus der Jugendzeit und dem Elternhause; das ist der Boden, auf dem er sich sicher fühlt. Darum sind die Jugendjahre auf dem Lande, in Gebieten industrieller Thätigkeit, in einer Handelsstadt auch eine so unvergleichlich bessere Vorbildung für die Kenntnis und Beurteilung unsers wirtschaftlichen Lebens, als wenn jemand in einer Großstadt aufgewachsen ist, die eben nichts als Großstadt ist. Zu leicht umfängt das Traumleben, die überfeinerte Kultur des weltstädtischen Lebens den jungen Geist und macht ihn befangen in der Schätzung dessen, was für das Volksleben wirklich wertvoll, entscheidend und vor allen Dingen durchführbar ist.

Die Erfahrung zeigt, daß wer in einem bestimmten Lebenskreise gründliche Kenntnisse erworben hat, wer dort sicher und mit Verständnis Bescheid weiß, auch fähig ist, sich verhältnismäßig leicht in die wesentlichen Grundlagen andrer Lebenskreise hineinzuarbeiten; die ähnliche Richtung alles Menschengeistes offenbart sich eben nur in vielerlei Gestalten. Wer genau weiß, wie es in dem Betriebe der Landwirtschaft hergeht, wird sich mit einiger Energie aus der Belehrung eines Sachkundigen und eigner Anschauung in nicht zu langer Zeit einen klaren Blick für die Verhältnisse eines Industriereviers, dessen Luft ihn täglich umweht, aneignen können. Ähnlichkeit und Kontrast gegen bisherige Kenntnisse und Erfahrungen drängen sich sinnfällig auf und prägen sich bei dem nötigen Fleiß schnell ein. Freilich, eigne Anschauung gehört dazu, um treffende Vorstellungen in sich herauszuarbeiten; das Leben ist zu mannigfaltig, auch in seinen Einzelerscheinungen, als daß das vollständigste Aktenheft, die sorgsamsten „Vorgänge" der Lokalinstanz dem Verwaltungsbeamten am Schreibtisch der Regierungshauptstadt ein halbwegs deutliches Bild eines ihm bisher ganz fremden Lebensgebiets geben könnten. Und wie oft ist ihm sein Arbeitsfeld zunächst ganz unbekannt, wie oft wird der jüngere Beamte — zu seinem Vorteil — von einer Provinz der Monarchie in eine entgegengesetzte, von dem industriellen Westen nach dem landwirtschaftlichen Osten, von der alten Kultur Sachsens oder Holsteins nach den primitiven Zuständen oberhessischer Landkreise oder polnischer Distrikte versetzt. Hier hilft, soll der Verwaltungsbeamte fruchtbar wirken, nichts andres, als daß man ihm die Gelegenheit giebt, sich im Bezirk umzusehen, ihm hier und da — so schmerzlich es für die Staatskasse sein mag — eine Dienstreise zu bewilligen, auch dann, wenn deren spezieller Zweck am Aktenpult erledigt werden könnte.

Es giebt in der That kein Dezernat, und wäre es noch so einfach, das

der Verwaltungsbeamte wirklich vernünftig und mit dem eignen Bewußtsein, vernünftig zu verfügen, verwalten könnte, ohne Kenntnis des Volkscharakters, ohne zu ahnen, womit sich die Gedanken, Wünsche und Bestrebungen der Bewohner des Bezirks hauptsächlich beschäftigen, welche Entwicklungsstufe sie in jedem Berufe ungefähr erreicht haben, in welchem Grade sie Einwirkungen der Obrigkeit zugänglich sind, in welchem Verhältnis Kulturbedürfnisse und Mittel bei ihnen stehn, wie groß für die höhern und die untern Klassen der soziale Abstand ist, und tausend ähnliche Dinge, nach denen sich Form und Inhalt des amtlichen Schriftverkehrs vernünftigerweise richten müssen. Die gänzliche Unsicherheit, das Richtige zu treffen, drückt die Freude am Beruf nieder und verführt zu oberflächlichem Bureaukratismus. Wer es weiß, was einer, der zu lernen gelernt hat, schon auf einer kurzen Dienstreise, auf der er mit den Unterthanen des Staats in einige persönliche Berührung kommt, alles sehen, fühlen, erleben kann, wie sich schon da vielleicht zunächst einseitige, aber doch wohl öfter typische Eindrücke befestigen, wird den Wert der Dienstreisen für versetzte jüngere Verwaltungsbeamte nicht leicht gering anschlagen können. Gerade beim ersten Eintritt in unbekannte Verhältnisse ist der Geist besonders aufnahmefähig, erwirbt in besonders kurzer Zeit besonders reichhaltige Kenntnisse. Freilich wäre es erwünscht, die Höhe der Reiseentschädigung mehr, als es jetzt der Fall ist, dem wirklichen Aufwande anzupassen; so sehr den geringer besoldeten Beamten ein Zufluß hieraus zu ihrem Gehalte zu gönnen ist, so gut wäre es doch, sie aus der peinlichen Lage zu befreien, diesen Vorteil meistens einer eignen Initiative zu verdanken; der Weg der Gehaltserhöhung wäre weitaus vorzuziehen.

Erst wer den Bezirk genauer kennt, oder wer seine Heimat in ihm hat, wird zu seiner allgemeinen Information die Dienstreisen nicht mehr nötig haben. Für die Beurteilung einzelner Fälle bleiben sie doch oft von dem höchsten Wert. Wie erleichtern sie die Verständigung bei widerstreitenden Interessen, wie ermöglichen sie den Wechsel taktischer Mittel zu ein und demselben Ziele, wie beschleunigen sie jede nützliche Verhandlung! Wohl weiß es jeder Landrat zu schätzen, wenn er die Dezernenten der vorgesetzten Behörde bei der Erledigung schwieriger Dienstgeschäfte in seinem Kreise begrüßen kann, wenn er ihnen an Ort und Stelle zeigen kann, was kein ellenlanger Bericht so anschaulich wiederzugeben vermag, wenn in persönlicher Besprechung Grundsätze und Maßnahmen für die Zukunft hin und her erörtert und Mittel und Wünsche der höhern Dienststellen der Lokalinstanz so rechtzeitig bekannt werden können, daß sie es erspart, eine unfruchtbare Thätigkeit in einer Richtung einzusetzen, die später an der Ungunst von oben abgebrochen wird. Namentlich gilt das alles von Schulsachen, einem Gebiete, wo die Bezirksinstanz zugleich die unterste entscheidende ist. Niemals wären die Maßnahmen auf diesem Gebiet in einer mir bekannten Gegend, die fortwährend große organisatorische Aufgaben stellte, annähernd so schnell, so glücklich, so zur Befriedigung aller Beteiligten ins Werk gesetzt worden, wäre nicht ein fortgesetztes mündliches Einvernehmen zwischen dem Regierungsdezernenten und den lokalen Instanzen geschehen, das die Ortsbehörden überaus dankbar empfunden haben, und das den

Dezernenten befähigte, die Bedeutung der entſcheidenden Maßnahmen immer klar zu überſehen und ſich mit den wirklichen Bedürfniſſen des Lebens und mit den ausführenden Behörden ſeines Reſſorts in Übereinſtimmung zu halten.

(Fortſetzung folgt)

# Hellenentum und Chriſtentum

## 8. Libanius

In den zwei Jahrhunderten, die dem Zeitalter Trajans folgten, entfaltete ſich das der Menſchheit durch Chriſtus anvertraute Samenkorn zum weltüberſchattenden Baum. An dem konnten die Heiden nicht mehr vorübergehn, als ſähen ſie ihn nicht, auch ſich nicht über ſein unbequemes Daſein mit ein paar ſpöttiſchen Bemerkungen hinwegſetzen. In dem Bau der Kirche wurde es offenbar, daß ein neuer, ſchöpferiſcher Geiſt auf die Erde herniedergeſtiegen war. Nicht in Worten menſchlicher Weisheit hatten ihn die Apoſtel gebracht, ſondern durch die thatkräftige Erweiſung ſeines Beſitzes. (1. Kor. 2, 4.) Sie hatten den Geiſt erwieſen durch die Erweckung einer unerhörten Begeiſterung und Opferwilligkeit, durch die Pflanzung inniger Bruderliebe, durch die Stiftung eines Gottesdienſtes, der, an die Erbauung in den Synagogen anknüpfend aber durch das euchariſtiſche Mahl bereichert, von allen heidniſchen Kulten ebenſo grundverſchieden war wie vom jüdiſchen Tempeldienſt, und durch eine Gemeindeorganiſation, aus der die Hierarchie herauswuchs. Das war etwas ganz neues. Kultgemeinſchaften wucherten ja neben dem Staatskult und den Kulten der Stadtgottheiten maſſenhaft. Aber die chriſtliche Kirche war unendlich mehr als eine örtliche Vereinigung von Mithras- oder Cybeleglaubigen. Sie war um das Jahr 300 ein das ganze Reich durchſetzender wohlgefügter Staat im Staate, deſſen Behörden obrigkeitliches Anſehen genoſſen, ſodaß vor ihren Richterſtuhl nach 1. Kor. 6 nicht bloß religiöſe, ſondern auch bürgerliche Streitfragen gebracht wurden, deſſen Gemeinden die Sitten ihrer Angehörigen überwachten, wie es im alten Rom der Zenſor gethan hatte, und planmäßig ſoziale Aufgaben löſten, die von den Staats- und den Stadtbehörden bis dahin nur ſozuſagen dilettantiſch behandelt worden waren; die Chriſten organiſierten als die erſten in der Welt das Armen-, Kranken- und Herbergweſen auf verſtändige Weiſe: das Kirchenvermögen galt amtlich als patrimonium pauperum. Die Kaiſer des dritten Jahrhunderts wurden eiferſüchtig auf dieſen Konkurrenzſtaat, denn er ſchien ja ihre eigne Macht zu bedrohen.

Aber die Bedrohung lag vielmehr in der politiſchen Unfähigkeit des Völkergemiſches, das ja Chamberlain ziemlich richtig charakteriſiert hat. Ein Haufen Sklaven und ein Willkürherrſcher, das giebt eben keinen lebenskräftigen Staat ab; das Reich war unrettbar dem Untergange verfallen. Die Kirche hat dieſen Untergang weder verſchuldet noch beſchleunigt, ſie iſt nur im verfaulenden Leibe

der alten Welt als ein junger Leib herangewachsen, der in den politischen Formen des Römerstaats den griechisch-römischen Geist samt dem neuen Geiste des Christentums durch die Zeiten der Barbarei hindurchrettete. Aber die Eifersucht der Kaiser, die gewohnt waren, als allmächtige Götter verehrt zu werden, ist erklärlich und entschuldbar. Diokletian und seine Cäsaren gedachten das neue geistig-weltliche Reich zu zerschmettern. Ihre Kraft erwies sich unzulänglich. Die christlichen Märtyrer, wie viele oder wie wenige ihrer auch gewesen sein mögen — darüber wird bekanntlich gestritten —, hatten an sich nicht so viel zu bedeuten; Fanatiker, die in den brennenden Scheiterhaufen und aufs Schafott rennen, die sich selbst die grausamsten Peinigungen zufügen, hat es auch in andern Religionen genug gegeben. Das entscheidende des erfolgreichen Widerstandes lag darin, daß sich die Christen ihrer geistigen und sittlichen Überlegenheit über ihre Gegner bewußt und der Zukunft ihrer Kirche sicher waren. Ihre Bischöfe, ihre Apologeten benahmen sich nicht wie Fanatiker, sondern rechneten den Behörden vor, daß es ihnen unmöglich sein werde, das Christentum auszurotten, bewiesen mit klaren Gründen die Schuldlosigkeit der Christen und bestimmten genau die Grenze, bis wohin die Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit reiche. Der staatskluge Konstantin erkannte, wie thöricht es sei, die Kräfte des morschen Reiches in einem vergeblichen Vernichtungskampfe gegen die neue Macht zu vergeuden; er beschloß, sie in den Staat aufzunehmen und zu seiner Grundlage zu machen. Mochten die Christen noch eine Minderheit sein — sie hatten sich eben dadurch, daß sie der Staatsgewalt erfolgreich Widerstand leisteten, als das einzige politisch brauchbare Material erwiesen; denn was nicht widersteht, das stützt auch nicht, und da die Heiden, ausgenommen die allmählich ins Reich eindringenden Barbaren, durchweg Sklavenseelen waren, so blieben die Christen die einzige Hoffnung der Zukunft. Konstantins Söhne verstanden diese Bedeutung der Kirche nicht; indem sie mit den um Dogmen streitenden Bischöfen despotisch verfuhren, wurden sie die Väter des Byzantinismus,*) und der Zustand der Kirche, den sie dadurch verschuldeten, spiegelte dem Apostaten Julian die Möglichkeit des Erfolges vor; erst Theodosius fand wieder das richtige Verhältnis zur Kirche, deren lebenskräftigere Hälfte der Untergang des Westreichs vor dem drohenden Byzantinismus rettete.

In diese Zeit der nächsten Nachfolger des großen Konstantin fällt die Blüte der patristischen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Es war eine Blüte, der keine Früchte beschieden waren, denn die griechische Kirche erstarrte und verkümmerte; die Zukunft gehörte der römischen Kirche und ihren Barbaren. Von den drei litterarisch bedeutendsten der griechischen doctores ecclesiae aber

*) Gegen den sich jedoch die Bischöfe und die Mönche eine Zeit lang energisch sträubten. Als nach dem später zu erwähnenden antiochenischen Aufruhr kaiserliche Richter zu Pferde ankommen, das Strafgericht abzuhalten, befiehlt ihnen ein Mönch abzusteigen und sagt: Die niedergerissenen Kaiserbilder sind wieder aufgerichtet worden; könnt ihr auch das Ebenbild Gottes wieder auferwecken, wenn ihr es getötet habt? Wie Chrysostomus, der nach diesem Aufstande die ersten seiner berühmt gewordnen Reden hielt, in Konstantinopel den weltlichen Machthabern entgegengetreten ist, das dürfte ziemlich allgemein bekannt sein.

war der eine, Johannes Chrysostomus, ein Schüler, und waren die andern beiden, Basilius und Gregor von Nazianz, Freunde des Libanius, des letzten großen Vertreters echt hellenischer Bildung, neben dem nur zwei seiner Zeitgenossen, Kaiser Julian und der Philosoph Themistius, als Spätblüten des hellenischen Heidentums genannt werden können. Der Mann ist in zwei vorjährigen Grenzbotenaufsätzen: „Antiochia" und „Etwas von Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reiche" im fünften und zehnten Heft, kurz charakterisiert worden. Wir haben ihn da kennen gelernt als einen rechtschaffnen und tüchtigen Charakter, der von den Fehlern seiner Zunft: Eitelkeit und Überschätzung der Wortkunst, nicht frei war, der aber seine bedeutenden Geistesgaben und sein Ansehen in den Dienst seiner Vaterstadt und überhaupt des Gemeinwohls stellte, seiner fortwährenden Kränklichkeit ungeachtet unermüdlich arbeitete und seinen Schülern, seinen Mitbürgern und dem Staate gewiß nicht unbedeutend genützt hat. Sievers hat ihm eine Monographie gewidmet, aber es ist ihm bisher noch kein Freund erstanden, der ihn ans Licht gezogen hätte wie Hans von Arnim den Dio von Prusa, obwohl Christ mit Recht sagt, seine Briefe seien für das Verständnis der Zeitgeschichte von unschätzbarem Wert; von den Reden scheint mir das noch in höherm Grade zu gelten. Für die Briefe ist man auf einen ungeschlachten Folianten von 1738 angewiesen. Von den Reden giebt es nur eine vollständige Ausgabe, die von Jakob Reiske, oder vielmehr von Erneſtine Reiske, die die Frucht der gemeinsamen Arbeit 1791, siebzehn Jahre nach dem Tode des Gatten, in vier Bänden veröffentlicht hat. Die bewundrungswürdige Frau, über die man einiges in dem Buche „Mutterschaft und geistige Arbeit" von Adele Gerhard und Helene Simon findet, berichtet im Vorwort, wie sie mit ihrem Manne zusammen gearbeitet hat. Die Reiskische Ausgabe ist nun zwar an sich vortrefflich, und ihren Wert erhöhen noch die erklärenden Anmerkungen des gelehrten Ehepaares und die mehreren zeitgeschichtlich wichtigen Reden vorangeschickten Argumenta nebst beigefügten kaiserlichen Verordnungen aus Jakob Gothofreds Ausgaben einiger Reden von 1631 und 1641, aber sie ist doch eben im Buchhandel nicht zu haben, und ihr Druck thut heutigen verwöhnten Augen weh. Christ schreibt: „Von Förster erhoffen wir eine den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Gesamtausgabe."

Hier soll nur noch weniges zur Ergänzung seines Charakterbildes nachgetragen werden. Er war aus sehr guter Familie, deren Mitglieder sich durch den standesgemäßen Munizipalpatriotismus auszeichneten und einander zärtlich und thatkräftig liebten. Seine jung verwitwete Mutter, die den Kindern zuliebe auf eine zweite Ehe verzichtete, bereitete ihm eine glückliche Jugend und sorgte namentlich für reichlichen Landaufenthalt. Sie gehörte zu den Müttern, die Chrysostomus in der sechsten seiner durch den Aufruhr von 387 veranlaßten Reden über die Bildsäulen beschreibt. Er will, sagt er da, die sich vor dem drohenden Strafgericht ängstigenden Antiochener trösten wie Mütter ihre Söhnchen. „Die Lehrer schrecken und prügeln; weinend kommen die Kleinen nach Hause, die Mütter aber drücken sie an ihr Herz, schließen sie in ihre Arme, wischen ihnen die Thränen ab und suchen sie unter Küssen

aufzurichten, indem ſie ihnen gut zureden und ſie überzeugen, daß ihnen die Plage zum Heile gereiche.“ Als Mann erfreute ſich Libanius des höchſten Anſehens nicht allein in ſeiner Vaterſtadt, ſondern auch am Kaiſerhofe. Ganz im althelleniſchen Geiſte lebend, war er auch von dem Bewußtſein ſeiner perſönlichen Würde und ſeiner geiſtigen Bedeutung ſo erfüllt, daß er mit den Großen nicht anders als auf gleichem Fuße verkehren mochte. Einem neuen Statthalter macht nicht er die Aufwartung, ſondern er erwartet, daß dieſer ihn beſuche. Nur dann geht er zu den Präfekten und Comites, wenn ſie ihn zu ſich bitten laſſen, oder wenn er Anliegen der Stadt oder einzelner Bürger vor ihnen zu vertreten hat. Der Cäſar Gallus, Julians Bruder, umarmt ihn öffentlich. Wenn er in den an chriſtliche Kaiſer gerichteten Reden ſeinen Glauben an die Götter nachdrücklich hervorhebt, ſo weiß man nicht, wie hoch die darin liegende Kühnheit einzuſchätzen iſt, weil ſich nicht von jeder dieſer Reden ermitteln läßt, ob ſie wirklich vor dem Adreſſaten gehalten, ob ſie ihm zugeſandt oder nur in Form einer Anrede an den Kaiſer in einem kleinen Kreiſe gehalten oder ſchriftlich verbreitet worden iſt. Die ſittlichen Anſchauungen des großen Rhetors ſtimmen mit denen überein, die den edeln Heiden und den Chriſten gemeinſam waren. Es iſt ſogar möglich, daß er ſich von den neuteſtamentlichen Schriften ein wenig beeinfluſſen ließ, die ihm bei ſeiner Intimität mit den großen Kappadoziern nicht unbekannt geblieben ſein können; einzelne ſeiner Redewendungen, wie auf den Felſen ſäen (I, 185), erinnern an ſie. Sein Wandel war untadelhaft und wich nur in einem Punkte von der ſtrengen chriſtlichen Regel ab. Er heiratete nicht, da er ſich ſeine Kunſt zur Gattin erwählt hatte (I, 40), hielt ſich aber nicht für verpflichtet, auf Liebe zu verzichten. Er zeugte einen unehelichen Sohn, dem er ſein Vermögen hinterlaſſen wollte, was bei der damaligen Lage der Geſetzgebung ſeine Schwierigkeiten hatte; zwei Kaiſer erwieſen ſich ihm dabei gefällig. Zu ſeinem großen Schmerz ſtarb der Sohn im Mannesalter vor ihm.

Libanius war Rhetor, nicht Philoſoph; und wenn auch dieſe Unterſcheidung der beiden griechiſchen Gelehrtenklaſſen bei der Wertloſigkeit der damaligen Philoſophie eigentlich nichts zu bedeuten hat, ſo iſt ſie doch in einer Charakteriſtik des Libanius von Wichtigkeit. Als Julian zum Partherfeldzug aufbrach, ſagte er beim Abſchied dem Freunde in Apollo, der kein Geſchenk von ihm angenommen hatte, ein Geſchenk wenigſtens wolle er ihm machen, das wohl nicht zurückgewieſen werden werde, er wolle ihn fortan einen Philoſophen nennen, und bemerkte dazu richtig: Deiner Redekunſt nach ſcheinſt du in die Liſte der Rhetoren, deinem Leben nach in die der Philoſophen eingetragen zu ſein (I, 88). Als Lebenskünſtler verdiente er den Namen Philoſoph, ſeine geiſtige Thätigkeit aber war durchaus unphiloſophiſch. Davon, daß das griechiſche Heidentum längſt wiſſenſchaftlich überwunden war, hatte er keine Ahnung, weil er über metaphyſiſche Dinge niemals nachdachte. Es iſt ſchon ſeltene Ausnahme, wenn er einmal verſucht, die Götter und den Götterdienſt in einen vernunftgemäßen Zuſammenhang mit dem Menſchenleben zu bringen, wie in der Lobrede auf die Artemis, der er ſich für Rettung aus Lebensgefahr verpflichtet glaubt. Er feiert ſie unter anderm als Helferin

der Gebärenden (Eileithya) und ſagt, ſie vollende das Werk der Aphrodite, denn deren Daſeinszweck ſei, zum Kinderzeugen zu reizen. Den Irrtum der Menſchen, ſie mit dem Koſtbarſten, was es giebt, in der Form des Menſchenopfers ehren zu müſſen, habe ſie berichtigt, indem ſie erklärte, daß man ſie durch Erhaltung dieſes Koſtbarſten, durch Bewahrung des Menſchenleibes und ſeiner Geſundheit, am beſten ehre; und ihrer menſchenfreundlichen Geſinnung entſprechend habe ſie das Skythenland verlaſſen, um bei den Hellenen zu wohnen (I, 231 bis 233). Auch in der Lobrede auf Konſtans und Konſtantius kommt (III, 331) ein tiefer und ſchöner Gedanke vor: der Grundgedanke der heutigen Soziologie. Die Gottheit habe nicht jedem Lande alles beſchert, ſondern die Güter über die Erde verteilt, um die Menſchen durch den Gütertauſch zu einer großen Liebes- und Lebensgemeinſchaft zu vereinigen. Dieſe menſchenfreundliche Abſicht ſei durch die Spaltung in feindliche, einander bekämpfende Völker lange Zeit vereitelt und erſt durch die Zuſammenfaſſung der Völker in dem einen Römerreich verwirklicht worden.

Aber ſolche Geiſtesblitze ſind ſelten bei ihm; über das Moraliſieren und die Behandlung praktiſcher Fragen der Schule, der Gemeinde- und Staatsverwaltung geht ſein Denken für gewöhnlich nicht hinaus. Seine Verehrung der Götter unterſcheidet ſich in nichts von der des ungebildeten Volkes. Er betet zu ihnen um leibliche und geiſtige Gaben und dankt ihnen für empfangne Wohlthaten, wie der griechiſche Bauer zu ſeinem Haus- oder Dorfgott zu beten pflegte, und wie heute noch der katholiſche Bauer zu ſeinem Heiligen betet, ohne ſich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie das Geſchäft der Weltregierung unter die vielen Gottheiten verteilt, und wie überhaupt das Daſein der Himmliſchen zu denken ſei. Der Zweifler und Spötter Lucian hat für ihn nicht geſchrieben. Er iſt fromm in altväteriſcher Weiſe, ſehr fromm. Nie verſäumt er es, das Gute, das ihm oder einem andern widerfährt, auf die Götter im allgemeinen oder auf einen beſtimmten Gott zurückzuführen, namentlich die Heilung von Krankheiten, die Befreiung von Schmerzen, die Rettung aus Gefahren. Einmal gerät er durch wild gewordne Pferde in äußerſte Gefahr; die Geiſtesgegenwart eines Pferdeknechts rettet ihn. Die Hände, ſagt er, waren die des Knechts, der Ratſchluß aber war der der Götter (I, 155). Er erzählt, wie er einen ihm ſehr teuern Kodex des Thukydides, der ihm geſtohlen worden war, wieder bekommen hat; dafür habe er der Göttin gedankt. Lache darüber, wer will, fügt er bei, daß ich über eine ſolche Kleinigkeit große Worte mache. Mit ἡ θεός iſt in dieſem Falle die Tyche gemeint. Die erſte und größte ſeiner Reden handelt nämlich „von ſeinem Glück“ (περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης) und iſt eine Autobiographie. In dem Bilde der Tyche aber verſchwimmen ihm die Begriffe Schickſal, Glücksgöttin und Stadtpatronin (daß in der Kaiſerzeit der geiſtloſeſte aller antiken Kulte, der der Tyche, überhand nahm, und daß dieſe Tyche als Stadtpatronin gedacht wurde, ſodaß jede Stadt ihre eigne Tyche hatte, iſt früher erwähnt worden). Die in der langen Rede unzähligemal vorkommenden Anrufungen dieſer Tyche erinnern mich an die Patrociniumspredigt eines einfältigen Kaplans in einer den Heiligen Felix und Adauctus geweihten Kirche; nach jedem dritten Satze ſagte er: Dazu mögen uns ver-

helfen (oder dafür ſeien geprieſen) die Heiligen Felix und Ad ad ad adauctus. Mit Tyche wechſeln in der Rede ab die Ausdrücke ἡ θεός, ἡ δαίμον, τὸ θεῖον, die natürlich dasſelbe bedeuten. Neben der Tyche und dem Vater Zeus verehrt er beſonders Apollon, der in der Vorſtadt Daphne einen prachtvollen Tempel hatte (dem abgebrannten widmet er eine Trauerrede), Artemis und die Muſen; auf den paar Seefahrten, die er in jüngern Jahren machte, rief er die Meergötter an. Ganz mittelalterlich oder auch modern katholiſch klingt die Krankheitsgeſchichte ſeines Bruders (I, 126 ff.). Dieſer geliebte jüngere Bruder, der bei ihm wohnt und ſein Tiſchgenoſſe iſt, erblindet. Die Ärzte und alle angewandten Mittel helfen nicht. Da beſchließt man, zu den Altären und zur Macht der Götter ſeine Zuflucht zu nehmen. Sie gehn zuſammen in den Tempel. Der unglückliche Bruder kann das Bild des Gottes nicht ſehen, vermag auch keine Worte hervorzubringen, umfaßt nur die Kniee des Bildes, legt ihm ſein Haupt auf den Schoß und benetzt dieſen mit Thränen. Da auch die Gottheit nicht hilft, klagt Libanius ſie an und fragt, warum ſie nicht lieber den Tod als ſolches Elend verhänge.

So bedeutete alſo die auf Vernünftigkeit verzichtende Götterverehrung dieſes letzten geiſtig hervorragenden Gläubigen die Bankrotterklärung des alten Glaubens. Doch darf man dieſen nicht ſinnloſen Aberglauben ſchelten. Eine tief gewurzelte alte Volksreligion iſt mit allen übrigen Vorſtellungen und Lebensgewohnheiten derart zu einem Ganzen verflochten, daß ſich ihre als unhaltbar erkannten Lehren nicht herausſchneiden laſſen, ohne daß das ganze nationale Daſein und die Einheit des Seelenlebens in jedem Einzelnen gefährdet zu werden ſcheint. Deshalb ſträubt ſich jeder Gläubige gegen die Erkenntnis der Unhaltbarkeit und fürchtet ſich vorm Vernünfteln. Das beachten die nicht, die glauben, die Anhänger überwundner Religionsvorſtellungen mit Vernunftgründen überzeugen zu können. Dem Libanius war ſein Hellenentum ein ſolches Ganze: die griechiſche Sprache, die er als das koſtbarſte den Götterlieblingen vom Himmel beſcherte Geſchenk ſchätzte, die griechiſche Litteratur, die griechiſche Sitte und Lebensweiſe, die Götterſagen, die Götterbilder, die Göttertempel, die Feſte und die Götter ſelbſt. Von Natur heiter und die Schönheit liebend, rechnete er auch das Theater und den Zirkus zu den unentbehrlichen Beſtandteilen des Lebens. Er behandelte beide als Dinge von Wichtigkeit, und in der Rede für Balletttänzer, einer ſonſt wertloſen Stilübung, ſagt er (III, 369), die Ergötzung an den ſchönen Dingen, die man auf der Bühne ſehe, ſei eine vortreffliche Erholung und ſtärke zu neuer Arbeit, zu froher Pflichterfüllung. Dieſem ſchönen Ganzen gegenüber ſtellte ſich ihm die chriſtliche Welt als ein Ganzes von entgegengeſetztem Charakter dar: eine Welt ohne Götterfeſte, ohne Götterbilder, ohne Theater und Kampfſpiele, eine Welt voll ſchmutziger Mönche, die Bußpſalmen heulten; nicht wenig mochte ihn auch zurückſtoßen, daß in den Verſammlungen der Chriſten aus Schriften vorgeleſen wurde, deren Griechiſch nicht das attiſche, ſondern die Sprache der Ruderknechte war. Dieſer äußerliche Gegenſatz ließ ihm die Wahl keinen Augenblick zweifelhaft erſcheinen, ins Weſen der beiden Welten einzudringen, war ſein unphiloſophiſcher Geiſt nicht fähig.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er die Chriſten, die ſeine Welt mit dem Untergange bedrohten, aus ganzer Seele haßte. Gottloſe, Abſcheuliche nennt er ſie gewöhnlich, aller Laſter und Schandthaten hält er ſie fähig; iſt ein Verbrechen begangen worden, ſo wittert er einen chriſtlichen Thäter oder Anſtifter. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welchem Jubel er die Thronbeſteigung Julians begrüßt hat, der noch dazu ein ebenſolcher Verehrer der griechiſchen λόγοι war wie er ſelbſt. Ich lachte*) und hüpfte vor Freuden, erzählt er I, 81. „Nun werden die Altäre wieder mit Blut benetzt werden, und wird im Rauch der Fettdampf zum Himmel ſteigen! Die Götterfeſte, für die nur noch ein paar alte Leute Verſtändnis haben, werden wieder zu Ehren kommen; die Mantik wird wieder hergeſtellt, die Redekunſt bewundert werden; die Römer werden neuen Mut ſchöpfen, die Barbaren unterliegen.“ In ſeinen Reden über Julian ſchilderte er, wie dem Erdkreiſe das Heil allmählich gekommen ſei; wie in Nikomedien das erſte Fünklein in des jungen Prinzen Seele gefallen (das allererſte Fünklein ſtammte von dem einen ſeiner beiden erſten Lehrer, dem Eunuchen Mardonius), in Athen ihm die volle Erkenntnis aufgegangen ſei, wie er nun den Irrtum abgeſchüttelt, gleich einem Löwen die Feſſeln zerriſſen habe; wie er über die verwüſteten Heiligtümer geweint, ihre Plünderung beklagt und dadurch zu verſtehn gegeben habe, daß er ſie wieder aufrichten werde; wie ihm von da ab die Götter beigeſtanden hätten und denen, die ſeine Herrſchaft nicht mit den Schwertern, ſondern mit ſtillen Gebeten und heimlichen Opfern vorbereiteten. An 1. Kor. 3, 6 erinnert die Anrede an Julian I, 423: „All dieſes Schöne habe ich gepflanzt, du haſt es gepflegt, die Städte ernten die Frucht; gebt, o heilbringende Götter, dem Kaiſer das Greiſenalter Neſtors, deſſen Zunge ihr ihm ſchon verliehn habt!“

Aber auch dem kaiſerlichen Freunde gegenüber beobachtete er würdige Zurückhaltung. Bei den Opfern, die Julian unter den Bäumen des Palaſtes täglich darbrachte, fanden ſich die Streber zahlreich ein; Libanius war niemals darunter. Ungerufen zu erſcheinen, ſagt er, würde er für unverſchämte Zudringlichkeit gehalten haben; „den Mann zwar liebte ich, dem Herrſcher aber wollte ich nicht ſchmeicheln.“ Auch nachdem er ein freundliches Billet vom Kaiſer erhalten hatte, ging er nicht hin, weil er wußte, daß er am Hofe Feinde habe. Ein Freund beider Männer vermittelte endlich, und nun entſpann ſich ein lebhafter Verkehr, von deſſen Herzlichkeit das wenige zeugt, was ſich vom Briefwechſel beider erhalten hat, der damit begonnen hatte, daß ſich Julian in Nikomedien Niederſchriften der Reden des berühmten Lehrers kommen ließ. Geſchenke nahm er, wie ſchon bemerkt worden iſt, nicht an. Gern aber ließ

*) Lachen kann er ja, aber ſo viel Humor und Geſchick hat er nicht, daß man ihn für den Verfaſſer des Dialogs Philopatris halten könnte, der die Chriſten als ſchwarzgallige Träumer und Wolkenguckr verſpottet, die ſich über gute Botſchaften ärgern, über ſchlimme freuen, und die unaufhörlich Elend, Niederlagen und einen großen Umſturz prophezeien. Der Dialog iſt unter die Werke Lucians geraten, aber ſicherlich unter Julians Regierung geſchrieben; er erwähnt das Trinitätsdogma und ſchließt mit dem an den unbekannten Gott der Athener gerichteten Dank dafür, daß er ihnen die gegenwärtige Regierung geſchenkt habe, unter der ſie die Chriſtenpoſſen vergeſſen können.

er ſichs gefallen, daß er ſeinen Gehalt aus der Staatskaſſe, der unter Konſtantius ein Zeit lang innebehalten worden war, wieder bekam, und daß ihn der kaiſerliche Freund mit dem Quäſtortitel und der Präfektenwürde ſchmückte. Julian ſchied im Zorn von den ſeiner Anſicht nach höchſt undankbaren Antiochenern, und Libanius mahnte ſie im Stil der jüdiſchen Propheten und der chriſtlichen Bußprediger zur Reue und Sühne. Durch nichts könne ihr Verhalten entſchuldigt werden; namentlich nicht, daß man, unter dem Vorwande der Freiheit, die eine Feſtfeier erlaube, Spottlieder auf den Kaiſer in den Straßen geſungen habe. „Suchen wir uns durch Trauer und beſonnenes Benehmen einigermaßen zu rechtfertigen! Schließen wir die Theater, bringen wir den Sommer ohne Luſtbarkeiten zu, ſtrafen wir uns ſelbſt, damit der König nicht zu ſtrafen braucht!“ Es ſeien ja nicht alle ſchuldig, aber die Sünden weniger müſſe immer das ganze Volk büßen. Das Schrecklichſte ſei, daß der König gedroht habe und ſchon Anſtalten treffe, ſeine Reſidenz von Antiochia nach Tarſus zu verlegen. „Der König, o Sonne, in Tarſus, da Antiochia noch ſteht! Wir ſollen Geſandte nach Cicilien ſchicken, ſtatt ſolche von dort zu empfangen! Der Cydnus ſoll glücklicher ſein als der Orontes! Und in ſolcher Gefahr eilen wir nicht zu den Tempeln, ſchleppen nicht die einen mit Überredung, die andern mit Gewalt hin, beſtürmen nicht die Götter mit Bitten?“ Man ſieht, auch die antikiſierende Seele des Libanius hat ſich vom Byzantinismus nicht ganz frei zu erhalten vermocht.

Während er noch davon träumte, wie Julian jenſeits des Euphrats die römiſche Herrſchaft gründen, den griechiſchen Göttern Tempel bauen und den Rhetoren Lehrſtühle errichten werde, empfing er die Nachricht von dem Tode des Kaiſers. Wie er ſelbſt verſichert — bei einem Rhetor darf man wohl nicht jede Beteuerung wörtlich nehmen —, haben ihn nur die Grundſätze Platos und der Gedanke, daß er ſeinen Helden verherrlichen müſſe, davon abhalten können, ſich in ſein Schwert zu ſtürzen. Die beiden Reden, die er dem Gefallnen widmet, gehören zu den wichtigſten Quellen für die Lebensgeſchichte des unglücklichen Kaiſers. Deſſen Untergang hätte den Libanius an ſeinen Göttern irre machen können; er beſchuldigt ſie auch wirklich alle der Reihe nach, aber ein richtiger Gläubiger weiß immer Rat; er findet zuletzt, daß die Gottheit die ſchlecht gewordne Erde verlaſſen habe, deshalb hätten die Götter ihr den Liebling nur gezeigt, nicht auf die Dauer geſchenkt; wie der Vogel Phönix ſei er vor den Augen der Menſchen vorübergeflogen (I, 511). Das Zelt, in dem er geſtorben ſei, habe dem Gefängnis des Sokrates geglichen (I, 614). Libanius ſucht zu beweiſen, daß nicht ein Parther, ſondern ein chriſtlicher Meuchelmörder das tödliche Geſchoß entſandt habe. Kein Parther habe den Ruhm, ſein Volk von dem gefährlichſten Feinde befreit zu haben, und den ihm winkenden Lohn für ſich in Anſpruch genommen. Sapor ſelbſt habe geäußert, ob ſich denn die Römer nicht ſchämten, daß ſie den Mord ungerächt ließen; der Mörder ſei ohne Zweifel von denen angeſtiftet worden, denen Julians Tod am meiſten nütze (I, 614 und II, 47). Die angebliche Äußerung Sapors ſteht in der Rede, die Libanius im Jahre 379 nach der Thronbeſteigung des Theodoſius an dieſen richtet, um ihn zur Ermittlung und Be-

strafung des Mörders aufzufordern. Er beginnt: Trauer und Klage über das Unglück (die Niederlage des Valens bei Adrianopel) nütze nichts; nur Thaten könnten helfen. Was zu thun sei, habe man ehedem in schwierigen Fällen von den Göttern erfragt. Da aber die Orakel jetzt schwiegen in dieser unglücklich gewordnen Welt und man sich auf Menschenvernunft beschränkt sehe, wolle auch er seine Meinung sagen. Die tapfern römischen Heere treffe kein Vorwurf, aber die Gottheit scheine zu zürnen, weil der Mörder Julians noch unbestraft sei.

Da nun jede Aussicht auf Wiederherstellung des Götterdienstes geschwunden ist, sucht er wenigstens die kümmerlichen Reste zu retten und zu schützen. Von Konstantin und seinen Nachfolgern waren eine Reihe von Gesetzen gegen den Götzendienst erlassen worden. (Die Reiskes haben sie nach Gothofred der gleich zu erwähnenden Rede vorangestellt.) Libanius richtet nun eine Mahn- und Schutzschrift an Theodosius, um der weitern Zerstörung der Tempel und dem, wie er glaubt, über die kaiserlichen Gesetze hinausgehenden Wüten eifriger Christen Einhalt zu thun. (II, 144 ff.) Die Römer, sagt er darin (wie auch bei andern Gelegenheiten), seien mächtig geworden durch ihre Frömmigkeit. Auch Konstantin habe den Licinius mit Hilfe der von ihm angerufnen Götter besiegt. Später aber habe er für vorteilhaft erachtet, einen andern für Gott zu halten, und habe die Tempelschätze zur Gründung von Konstantinopel verwandt. Dann seien von seinen Nachfolgern die Opfer verboten worden, aber noch nicht das Räuchern. Theodosius habe noch kein dergleichen Verbot erlassen. Aber die schwarzgewandigen Mönche, diese unersättlichen Fresser und Säufer, die sich blaß schminkten, um sich das Ansehen von Asketen zu geben, die zerstörten ohne kaiserliche Erlaubnis, was noch von Tempeln übrig geblieben sei. Sogar in Städten wagten sie dergleichen, die ärgsten Verheerungen jedoch richteten sie in den Dörfern an. Wie angeschwollne Ströme ergieße sich der Möncheschwarm über das Land und raube ihm seine Seele. Denn mit der Tempelgründung habe die Gründung der Ortschaften und der Ackerbau begonnen. Auf die Götter baue noch heut der Landmann, und wenn man sie ihm raubt, so verliert er mit der Aussicht auf Erfolg den Mut und die Lust zur Arbeit. Deshalb gingen die Ernten zurück, und die Leute verarmten. Dazu, fährt Libanius fort, stehlen die Christen den Bauern das Land, indem sie es unter dem Vorwande, es sei Tempelgut, an sich bringen. So verarmen die einen, während die andern, die angeblich ihren Gott mit Fasten ehren, mit fremdem Eigentum schwelgen. Kommen nun die Beraubten, um ihre Not zu klagen, in die Stadt zum Hirten, wie dieser nicht eben sehr rechtschaffne Mann genannt wird, so weist er die Beschwerdeführer ab und belobt die Räuber, obwohl jene, nicht diese, nützliche Unterthanen sind; denn jene sind die Arbeitsbienen, diese aber die Drohnen. Diese Bedrängnis des Bauernstandes ist schlimmer als ein Angriff der auswärtigen Feinde, vor dem die Bürger zu schützen der König doch für seine wichtigste Pflicht hält. Man entschuldige am Hofe des Bischofs Flavian diese Beraubungen damit, daß die Bauern die kaiserlichen Verbote überträten. Daran sei aber gar nicht zu denken, daß diese armen Leute, die schon vor dem Rock des Steuererhebers

zitterten, den Mut finden ſollten, dem Kaiſer zu trotzen. In Wirklichkeit ſei auch gar nichts ungeſetzliches geſchehn. Nicht geopfert hätten die Bauern, nur im Freien die altgewohnten Feſtmahlzeiten gefeiert, dabei Weihrauch angezündet, was nicht verboten ſei, geſungen und ihre Götter angerufen. Wenn das nicht einmal erlaubt ſein ſolle, ſo werde man zuletzt die Leute bei ihren täglichen Mahlzeiten im Hauſe ausſpionieren müſſen. Wenn ſich aber, ſagt Libanius dem Kaiſer, die Mönche einbilden, durch Bedrängung die Leute zu Chriſten machen zu können, ſo ſollſt du wiſſen, daß die vermeintlich Bekehrten nur dem Namen nach Chriſten ſind. Sie beſuchen zwar die chriſtlichen Verſammlungen und machen äußerlich mit, was da geſchieht, rufen aber im Herzen entweder niemand oder die Götter an. In ſolchen Dingen muß man Überredung, nicht Zwang anwenden. (Ähnlich ſpricht ſich Libanius bei andern Gelegenheiten aus, aber auch Athanaſius hatte einige Zeit vorher dasſelbe geſagt, als die Katholiken von der arianiſch geſinnten Regierung verfolgt wurden. Toleranz und Gewiſſensfreiheit predigen eben alle unterdrückten Minoritäten. Ob ſie Libanius auch dem Diokletian gepredigt haben würde? Allerdings hat er es gemißbilligt, daß in Julians Tagen die Heiden Gewalt anwandten, und hat vor zu ſtürmiſchem Vorgehn gewarnt; wahrſcheinlich aber doch nur, weil er es, belehrt durch den Ausgang der frühern Chriſtenverfolgungen, für unklug hielt.) Wenn dann weiter die Chriſten behaupteten, das Verſchwinden der Heiligtümer gereiche der Menſchheit zum Nutzen, ſo müſſe er allerdings fürchten, mit dem, was er freimütig auszuſprechen gedenke, dem Großmächtigen zu mißfallen. Die ganze alte Geſchichte, namentlich die römiſche, beweiſe, daß alles Gedeihen von der Huld der Götter und von der Befolgung ihrer Orakelſprüche abhänge, und daß die Feſtigkeit der Staaten auf der Gewiſſenhaftigkeit im Opfern beruhe. Glücklicherweiſe werde in Rom noch geopfert, ebenſo in Ägypten dem Serapis und dem Nil, dem das Land ſeine Fruchtbarkeit verdanke. So ſei es denn wahrlich kein Glück für das Land geweſen, daß Konſtantin auf Koſten der Tempel und des Landvolks ſeine üppige Reſidenz groß gemacht, daß er die Tempel teils der Zerſtörung preisgegeben, teils an ſeine Günſtlinge verſchenkt habe, wie man ein Pferd, einen Sklaven, einen Hund, ein goldne Schale wegſchenkt. (In einer andern Rede behauptet er ſogar, Konſtantius habe ſie Dirnen als Wohnung angewieſen.) Dieſe Schenkungen hätten ſowohl den Empfängern als den Gebern Verderben gebracht. (Von den Empfängern ſpricht er in einer andern Rede, wo er zeigt, daß ungerechtes Gut nicht gedeiht.) Konſtantin und ſeine Söhne hätten zeitlebens vor den Perſern gezittert und ſeien teils kinderlos geſtorben, teils hätten ſie andres Unglück gehabt. Die Tempel zu zerſtören, müßte ſchon darum verboten werden, weil ſie dem Fiskus gehörten, der, wenn er ſie nicht als Tempel behandeln wolle, aus ihnen wie aus andern fiskaliſchen Gebäuden Nutzen ziehn könne, und weil ſie wertvolle Kunſtwerke ſeien. Sie zerſtören, das heiße den Städten die Augen ausſtechen. Sei es nicht eine Schande, daß in den Grenzlanden ein Heer ſtatt gegen die Feinde gegen Gebäude der Heimat Krieg führe und einen Tempel zerſtöre, der ſogar als Feſtung und als Warte für die Landesverteidigung wichtig geweſen ſei? (Es kann ein Tempel in Edeſſa

oder auch einer in Apamea gemeint ſein.) Der Kaiſer, der von ſeiner Umgebung über das, was im Lande vorgehe, nicht wahrheitsgetreu unterrichtet werde, möge ſolchem Unfug ein Ende machen. Es gebe Statthalter, die ſich von ihren Gattinnen leiten ließen und von den Leuten, deren Tugend darin beſtehe, daß ſie in Trauerkleidern und in Gewändern von Sacktuch einhergingen. So der beredte Fürſprecher der Tempel! Iſt es nicht im höchſten Grade intereſſant, daß wir in ſeiner Rede beides vereinigt finden: die Urteile der heutigen Katholiken über die Einführung der Reformation und die Säkulariſierung des Kirchenguts, und die Anklagen, die unſre Liberalen gegen die Klerikalen erheben? In Theodoſius, der bekanntlich dem Heidentum vollends den Garaus machte, hat ſich Libanius bitter getäuſcht.

Den Schluß der von Johann Chriſtoph Wolf griechiſch und lateiniſch herausgegebnen Briefſammlung des Libanius macht ſeine Korreſpondenz mit dem berühmten Biſchof von Cäſarea in Kappadozien, Baſilius dem Großen. Sievers zweifelt die Echtheit an, wendet aber ſelbſt ein, daß ſich der Fälſcher merkwürdig tief in die Verhältniſſe des Libanius eingelebt haben müßte. Richard Förſter hat 1878 eine Studie (Francesco Zambeccari und die Briefe des Libanius) veröffentlicht, worin er nachweiſt, daß der genannte Zambeccari, ein etwa 1443 geborner litterariſcher Abenteurer der Renaiſſance, der Verfaſſer von ein paar hundert Briefen der Wolfſchen Sammlung iſt. Was nun die 26 Briefe der erwähnten Korreſpondenz (Nr. 1580 bis 1605) betrifft, ſo meint er, gegen die Echtheit von Nr. 1591 bis 1601 könne man nichts ſtichhaltiges einwenden, dagegen müßten 1580 bis 1590 angezweifelt werden, 1602 bis 1606 ſeien wahrſcheinlich unecht. (Die letzten vier fehlen auch in der Kölner lateiniſchen Ausgabe der Werke des Baſilius von 1617; die übrigen darin aufgenommnen Briefe weichen im Wortlaut, aber nicht dem Sinne nach von denen der Wolfſchen Libaniusausgabe ab, ſind alſo ſelbſtändige Überſetzungen aus dem Griechiſchen.) Die Briefe 1580 bis 1590 ſind (oder geben ſich als) veranlaßt durch junge Kappadozier, die Baſilius zu Libanius in die Schule ſchickt; bei dieſer Gelegenheit ſagen die beiden Herren einander in witziger und geiſtreicher Form übertriebne Schmeicheleien. Sind ſie erfunden, ſo ſind ſie doch nach dem Muſter der echten gedrechſelt. In Nr. 1591 (in der Baſiliusausgabe Nr. 153) ſchreibt der Rhetor dem Biſchof: „Ob die jungen Leute, die du mir geſchickt haſt, bei mir in der Redekunſt etwas gelernt haben, magſt du ſelbſt beurteilen. Iſt es auch vielleicht nicht viel, ſo hoffe ich doch, deine Liebe zu mir werde es dir bedeutend erſcheinen laſſen. Was das andre betrifft, das du höher ſchätzeſt als die Beredſamkeit, die Mäßigkeit und einen von ſchlimmen Lüſten freien Geiſt, ſo haben ſie durch ihren Wandel bewieſen, daß ſie deſſen, der ſie hierher geſandt hat, eingedenk waren. Nimm ſie alſo mit Lob auf, die dir und mir Ehre gemacht haben. Dich ermahnen, ihnen weiter behilflich zu ſein [wie Libanius zu thun pflegte, wenn er entlaſſene Schüler ihren Gönnern zurückſchickte], das wäre ſo, als wollte ich einen Vater mahnen, ſich ſeines Sohnes anzunehmen.“

Wegen der folgenden zwei Briefe möchte ich eine Frage an die Gelehrten richten. Libanius bittet um Dachlatten; bekomme er ſie nicht, ſo müſſe er

unter freiem Himmel überwintern, und Baſilius antwortet, er ſchicke ihm ſo viel, wie Spartaner bei den Thermopylen gekämpft haben. Aus dem etwa 300 Kilometer entfernten kappadoziſchen Cäſarea durch Kamele oder Eſel Bretter nach Antiochia holen zu laſſen, iſt doch wohl keinem eingefallen; haben die beiden Männer je einander ſo nahe gewohnt, daß ein ſolches Anliegen denkbar wäre (außer in der Zeit, wo ſie beide in Konſtantinopel lebten, wo aber der Student Baſilius unmöglich Bretterlieferant ſein konnte), und iſt überhaupt die ganze Situation denkbar? Iſt die Beſtellung vielleicht ein Scherz, den ich nicht verſtehe? Konſtantinopel iſt übrigens auch durch den ſonſtigen Inhalt des Briefes ausgeſchloſſen. Libanius ſchreibt, alle Biſchöfe ſeien derart, daß man nicht hoffen könne, von ihnen etwas zu bekommen (*πρᾶγμα δυσγρίπιστον*, ſchlechte Gelegenheit zum Fiſchen; das Wort kommt nur an dieſer einzigen Stelle vor), und da ſich Baſilius noch dazu durch Gelehrſamkeit auszeichne, ſo fürchte er ſich noch mehr, ihn um etwas zu bitten. Baſilius antwortete, wenn *γριπίζειν* (fiſchen) ſo viel bedeute wie einen Vorteil erlangen, und danach der Sinn des von Libanius gebildeten Wortes zu beſtimmen ſei, ſo möge er ſelbſt ſagen, welche von beiden Menſchenklaſſen die habſüchtigere und geizigere ſei. „Welcher Biſchof hat je denen, die ſeine Reden anhören, Tribut auferlegt oder ſeine Schüler beſteuert? Ihr ſeid es, die ihr eure Redekunſt verkauft!“ — Im folgenden Briefe ſchreibt Libanius, Baſilius ſolle nicht aufhören, ihm Kappadozier zu ſchicken. Dieſe hätten ihn mit ihrem ewigen: *προσκυνῶ σὲ* (was alſo eine bei ihnen übliche Redensart, vielleicht die Begrüßung, geweſen ſein muß) beinahe ſchon ſelbſt zum Kappadozier gemacht, aber da ſie es von Baſilius mitgebracht hätten, müſſe er es ſich gefallen laſſen. Dann teilt ihm Baſilius mit, er ſchreibe in einem mit Schnee bedeckten Hauſe. Die Häuſer ſeien jetzt Gräber, die Menſchen tot, bis der Frühling ihnen wie den Pflanzen wieder Leben ſpende. Im folgenden Briefe ſchreibt der Biſchof, ſeine Schüler erzählten ihm, daß in Antiochia zur Zeit kein Menſch von etwas andern ſpreche als von der letzten Rede des Libanius; die hohen Beamten, die Offiziere, die Handwerker, ſogar die Frauen ſeien hingeſtrömt, ihn zu hören; er möge ihm doch ein Exemplar ſchicken. Libanius thut es, aber Angſtſchweiß vergießend, denn Baſilius, der die Weisheit des Plato und die Redegewalt des Demoſthenes in Schatten ſtelle, ſei ein Richter, vor dem man ſich fürchten müſſe. Es folgen noch ein paar Briefe mit gegenſeitigen Schmeicheleien.

Dieſe Korreſpondenz hat viel innere Wahrſcheinlichkeit. So ungefähr muß der Verkehr zwiſchen gebildeten und vornehmen Männern beider Parteien ausgeſehen haben, wenn ſie geſchäftliche Angelegenheiten zu verhandeln hatten, was doch bei der damaligen Miſchung häufig der Fall ſein mußte. In Antiochien war von den 200000 Einwohnern die Hälfte chriſtlich. Im ganzen Reiche ſollen zu Konſtantins Zeit die Chriſten nach Gibbon bloß ein Zwanzigſtel, nach Keim ein Sechſtel der Bevölkerung ausgemacht haben, aber unter den chriſtlichen Kaiſern wird die Bekehrung beſonders bei allen, die die Beamtenlaufbahn einſchlugen, raſch fortgeſchritten ſein, und da es vorzugsweiſe das Landvolk war, das am alten Glauben feſthielt, ſo werden in den Städten die

Christen überall so zahlreich gewesen sein, daß auch geselliger Verkehr und wirkliche Freundschaften zwischen Leuten verschiednen Glaubens nicht weniger häufig sein mußten wie heute in Ländern, wo Katholiken und Protestanten beisammen wohnen. Daß junge Christen die Schulen heidnischer Rhetoren besuchten, weiß man auch aus andern Quellen; und gerade dieser Umstand wird die Rhetoren erbittert haben, wenn er ihnen auch äußerliche Höflichkeit und die Maske der Freundschaft aufzwang, denn er gefährdete ihre Existenz. Während ihnen auf der einen Seite Fachschulen, namentlich die Juristenschule von Berytus, immer mehr Schüler entzogen, machten ihnen auf der andern die Christen Konkurrenz. Anstatt der leeren Prunkreden der Rhetoren hörten sich die Leute gewiß schon darum lieber die christlichen Predigten an, weil ihnen hier ein Inhalt, und zwar ein neuer Inhalt geboten wurde; das Christentum war allerdings schon dreihundert Jahre alt, aber doch erst seit Konstantin allgemein bekannt geworden; und selbstverständlich, das war vorauszusehen, würden die Christen eigne Schulen gründen, sobald sie die genügende Anzahl von Lehrern hätten; in Alexandrien gab es ja schon eine berühmte christliche Schule. So wird der im zwölften diesjährigen Heft der Grenzboten S. 683 erwähnte Eugen Schmitt Recht haben mit der Ansicht, daß die hellenische Renaissance des vierten Jahrhunderts zugleich ein Klassenkampf, ein Kampf ums Brot war. Für Libanius ist das Brotinteresse gewiß nicht der Quell seiner Begeisterung für die Götter gewesen, aber ohne Zweifel hat es sie und den Haß gegen die Christen verstärkt; von den andern Rhetoren aber wird sich so mancher den Glauben an die unwahrscheinlich gewordnen Olympier bloß eingeredet oder ihn geheuchelt haben. Das letzte Wort des Libanius, wenn es authentisch ist, erinnert an das berühmte letzte Wort seines kaiserlichen Freundes. Im Sterben soll er auf die Frage, wen er zu seinem Nachfolger in der Leitung der Schule vorschlage, geantwortet haben: „Den Johannes (Chrysostomus), wenn ihn die Christen nicht geraubt hätten."

# Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

## 5. Die Ausbildung der Fachmusiker

Wie für alle andern Stände giebt es auch für den Musiker drei Wege berufsmäßiger Ausbildung: 1. auf besonders dazu eingerichteten Lehranstalten, 2. bei einem einzelnen Lehrmeister, 3. den autodidaktischen. In der Regel führt aber keiner von allen dreien zum Ziel, sondern wer ein fertiger Musiker werden will, muß mit ihnen streckenweise abwechseln. Insbesondre kennt die Geschichte keine Musiker, die auf rein autodidaktischem Wege zur Bedeutung gelangt sind; Selbstunterricht und eignes Studium sind unentbehrlich zum Weiterkommen und zum individuellen Abschluß der Ausbildung, aber ganz ungenügend für

die Einführung und für die Sicherung der Grundlagen. Viel mehr hat ſich der zweite Weg, die Lehre durch einen einzelnen Meiſter bewährt; auch noch die neue deutſche Muſik verdankt ihm viele große Tonſetzer, Schumann, Wagner, Volkmann, Brahms mitten darunter, ſie verdankt ihm die Pianiſten der Liſztſchen Schule. Er iſt das Ideal einer Muſikerlehre, aber wie alle Ideale nur ſelten glücklich zu verwirklichen. Es muß der rechte Schüler mit dem rechten Lehrer zuſammenkommen, der Schüler muß in der Lage ſein, ſich nach Fächern und Zeiten an verſchiedne Lehrer wenden zu können. Der Hauptweg, auf den die Mehrzahl der jungen Muſiker angewieſen bleibt, iſt der der Ausbildung auf Muſikſchulen. Solche Schulen hat es von jeher gegeben, nur haben ſie nach dem verſchiednen Bedarf der Zeiten verſchiednen Charakter gehabt.

Schon im frühen Mittelalter ſetzen ſie als Sängerkapellen an großen Kathedralen und Klöſtern ein. Jeder kennt die päpſtliche Sängerſchule in Rom, die Sängerſchule von St. Gallen, die Maitrise de notre dame in Paris und ähnliche Inſtitute, die der Kirche die nötigen Sänger in einer heute ganz fremd gewordnen Vollkommenheit ſtellten. Zu den Mitgliedern dieſer alten Sängerſchulen und Chöre gehörten Komponiſten von der Bedeutung eines Notker Balbulus, eines Dufay, eines Paleſtrina. Um die Reformationszeit erhielten dieſe Sängerſchulen in Deutſchland einen ſehr ſtarken Zuwachs durch die Schulchöre der Lateinſchulen. Aus dieſen Schulchören, in zweiter Linie aus den Kapellknabeninſtituten der Reſidenzen ſind bis übers Ende des achtzehnten Jahrhunderts hinaus faſt alle Kantoren und Organiſten des proteſtantiſchen und des katholiſchen Deutſchlands hervorgegangen, die einen unmittelbar, die andern nach einer auf der Univerſität verbrachten Zwiſchenzeit. Für die Orcheſtermuſiker und Inſtrumentalvirtuoſen boten die Stadtpfeifereien, die in alter Zeit zu dem amtlichen Kulturapparat jedes Gemeinweſens gehörten, Meiſtern und Geſellen ein behagliches Daſein, den Lehrlingen aber die Gelegenheit, wirkliche Künſtler zu werden. Heute nur noch in Reſten vorhanden, meiſtens äußerlich und innerlich verfallen, vermochten dieſe Inſtitute ehemals auch an kleinen Orten mit der Entwicklung der Muſik ſehr wohl Schritt zu halten. Städtchen wie Merſeburg, Pirna, Radeberg waren es, wo Quantz als Lehrling und Geſelle zuerſt Vivaldiſche Konzerte hörte und übte. Auch in den Schulchören ſind zahlreiche Muſiker ausgebildet worden, deren Bedeutung über die örtliche Wirkſamkeit weit hinausreichte. Wir dürfen ja Luther ſelbſt mit darunter rechnen; ſein Freund und muſikaliſcher Berater Johann Walther, Calviſius, Heinrich Schütz, Mich. Prätorius, Kuhnau, Keiſer, Graupner, Bach, Stölzel, Telemann, Graun — ſie alle waren ehemalige Chorſchüler oder Kapellknaben. Als muſikaliſche Lehranſtalten arbeiteten dieſe Schulchöre unter ſehr günſtigen Bedingungen. Einmal waren die Knaben, die dort eintraten, als Söhne von Kantoren und Paſtoren meiſtens bei der Muſik aufgewachſen, kamen als ſchon ſichere Chorſänger dahin, der Kantor hatte für den Spezialunterricht im Generalbaß und Tonſatz nur die Beſten auszuwählen. Zweitens ruhten die muſikaliſchen Fachſtudien auf der fördernden Grundlage einer allgemeinen Bildung, drittens gingen ſie ununterbrochen Hand in Hand

mit dem praktischen Dienst, wurden durch ihn belebt und in den natürlichen Grenzen gehalten. Was den ersten und dritten Punkt betrifft, so lagen die Verhältnisse bei den Stadtpfeifereien ganz ähnlich. Auch sie hatten es vorwiegend mit gut vorbereiteten Scholaren zu thun. Pflegte doch das Musikergewerbe in der Familie fortzuerben, gab es doch förmliche Musikerdynastien, wie die der Bachs. Überall aber rechneten die Stadtpfeifereien damit, daß jeder Lehrling seinen Platz in der öffentlichen Thätigkeit des Chorus musicus oder des Kollegiums voll ausfüllte.

So lange in ganz Europa die Vokalmusik ausschließlich Chormusik war, so lange die Instrumentalmusik sich im wesentlichen auf die Pflege der Suite beschränkte, genügten die Schülerchöre und Stadtpfeifereien vollkommen zur Ausbildung des deutschen Musikerstandes; nur an den reichern Fürstenhöfen nahm man noch Künstler aus den Niederlanden zu Hilfe. Anders wurde das, als sich in Italien am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine neue Kunst aufthat. Da schieden sich die Karrieren. Die Musiker, die die moderne Kunst beherrschen wollten, mußten sie in ihrer Heimat aufsuchen; wer zu Hause blieb, blieb auch von den höhern Stellen ausgeschlossen. Schon Haßler und Schütz zogen nach Venedig, um dort an der Quelle zu den Füßen J. Gabrielis die neue Art des Chor auf Chor türmenden, mit Instrumenten begleiteten Vokalsatzes zu studieren. Die Reise nach Italien ward aber von dem Augenblick ab der obligatorische Abschluß der musikalischen Studien, wo die Oper nach Deutschland kam. Mit wenig Ausnahmen haben alle namhaften deutschen Opernkomponisten des achtzehnten Jahrhunderts jenseits der Alpen ihre Studien vollendet, ihren Ruf begründet. Händel beginnt die Reihe, Mozart schließt sie; die letzten Nachzügler kommen in Meyerbeer, Nicolai, Mendelssohn. Jedoch sind diese deutschen in Italien geschulten Opernkomponisten eine sehr kleine Minderheit in der Menge der deutschen Musiker. In der Regel konnten nur bemittelte oder von Fürsten und reichen Gönnern unterstützte Jünglinge an die italienische Reise denken, ein Bach mußte darauf verzichten und sich deshalb mit bescheidnen Stellungen begnügen. Eine Zeit lang hatte man allerdings gehofft, den Vorsprung, den die Italiener mit dem Musikdrama gewonnen hatten, ausgleichen zu können, und das ganze siebzehnte Jahrhundert nach einer deutschen Nationaloper gestrebt. Diese Versuche fanden, nachdem sie von den großen Höfen längst aufgegeben waren, ihre Hauptstütze an den kleinen Residenzen und erreichten in Hamburg und in den Werken R. Keisers ihren Höhepunkt. Die Bewegung ergriff bald auch die Schulchöre. Sie wandten sich erstens fast überall und bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein eifrig der Instrumentalmusik zu, zweitens lieferten sie den deutschen Opernhäusern die Sänger und Komponisten in großer Zahl. Namentlich die Leipziger Thomasschule ist für diese Versuchszeit des deutschen Musikdramas wichtig gewesen. Nicht bloß an der Leipziger Oper, sondern in allen Orten, wo es deutsche Opern gab, in Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover, in Hamburg, in Bayreuth und Ansbach (Onolzbach), in Weißenfels, in Meiningen, Hildburghausen, in Altenburg, überall waren ehemalige Leipziger Alumnen dabei als Sänger oder als Kapellmeister. Aber mit aller Begeisterung und allem

guten Willen war Italien nicht einzuholen, eine deutsche Oper nicht durchzusetzen. Die Folge war eine vollständige Überschwemmung Deutschlands mit welscher Musik und welschen Musikanten, eine Fremdherrschaft, während der der bloß deutsch gebildete Musiker wenig, der deutsche Sänger insbesondre gar nichts galt. Durch die Wiener Sinfonie, durch die Weberschen Opern sind wir wieder frei geworden, aber einzelne Wunden, die dem deutschen Musikwesen in jener Zeit der Knechtschaft geschlagen wurden, bluten heute noch. Die Einheitlichkeit der Bildung und des Strebens wurde durchschnitten, der Kantoren- und Organistendienst verlor an Ansehen, und durch seinen Verfall litt die musikalische Leistungsfähigkeit des Hinterlandes mit der Zeit so sehr, daß Deutschland in dieser Beziehung heute vor Frankreich und England nicht mehr viel voraus hat.

An Äußerungen des Unwillens über den Vorrang der Italiener ließen es die deutschen Musiker mit der Zeit nicht fehlen; die stärksten enthalten vielleicht die Briefe Mozarts. Aber es dauerte lange, ehe sie den Ursachen der italienischen Überlegenheit auf den Grund gingen und den Anteil erkannten, den die Musikschulen der Italiener daran hatten.

Schon im sechzehnten Jahrhundert hatte Italien die deutschen Schulchöre und Stadtpfeifereien mit seinen Konservatorien weit überholt. In einer Periode empfindlichen Musikermangels war ein spanischer Geistlicher namens Giovanni di Tappia neun Jahre lang mit der Sammelbüchse durch Unteritalien gezogen; als er endlich im Jahre 1537 in Neapel das erste Konservatorium, das della Madonna di Loreto einrichten konnte, suchte er die Schüler unter den armen Waisenkindern des Landes aus. So wurden die italienischen Konservatorien zunächst Wohlthätigkeitsanstalten, blieben bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast überall mit Waisenhäusern verbunden und sicherten sich dadurch, daß sie der Armut einen Weg zum Lebensglück erschlossen, einen Zuzug, der den Bedarf überschritt. Obgleich auch für eine gute Allgemeinbildung gesorgt wurde, war an diesen Konservatorien doch die Musik in einem bisher unbekannten Grade Hauptsache, und als im siebzehnten Jahrhundert die Forderungen einer ganz neuen Kunst kamen, stellten sie ihnen die volle Kraft zur Verfügung und lernten in dem neuen Sologesang mit einem Ernst und einer Gewissenhaftigkeit, die der heutigen Zeit märchenhaft vorkommen, die schöpferische Jugend aber statteten sie mit einer Routine aus, die zu einer in der Geschichte der Opernkomposition außerhalb der italienischen Schule nicht wieder erreichten Fruchtbarkeit geführt hat.

Nachdem der Versuch, mit unsern Schulchören zu ähnlichen Leistungen zu kommen, mißglückt war, lag die Notwendigkeit auf der Hand, die italienischen Konservatorien nachzubilden. Leider entschloß man sich dazu nur zögernd und begnügte sich lange Zeit mit halben Maßregeln. Das achtzehnte Jahrhundert sah zahlreichere Komponistenschulen entstehn: eine in Wien bei Fux, dem Verfasser des heute noch wichtigen Gradus ad Parnassum, andre in Prag bei Czernohorsky, wo Gluck den ersten gründlichen Unterricht empfing, in Leipzig bei Seb. Bach. Noch C. M. von Weber und Meyerbeer gingen aus einer solchen Anstalt hervor, die Abt Vogler in Darmstadt eröffnet hatte; als

letzte Institute dieser Art können die Musikschulen Friedrich Schneiders in Dessau, wo u. a. Robert Franz seine Studien machte, und die L. Spohrs in Kassel angesehen werden. Keine von allen vermochte ein italienisches Konservatorium und seine vielseitigen Anregungen gerade für neue Kunst zu ersetzen. Aber erst nachdem Frankreich im Jahre 1783 mit der Gründung des Pariser Konservatoriums vorangegangen war, entschloß man sich auch in Deutschland zur unmittelbaren Nachbildung der italienischen Anstalten: 1810 wurde als das erste deutsche Institut dieser Art das Prager Konservatorium gegründet, 1816 folgte das Wiener. Der Geist von Fichtes „Reden an die deutsche Nation," der den nationalen Aufschwung auf die Bildung der Nation verwies, der neue Universitäten, der die romantische Kunstbewegung ins Leben rief, an die Erhaltung unsrer alten Kunstdenkmäler mahnte, die ersten Anregungen und Versuche einer Bachausgabe brachte, hat auch zu diesem Schritt den stärksten Anstoß gegeben. Nach den Karlsbader Beschlüssen ruht auch die weitere Gründung von Konservatorien, bis 1843 Mendelssohn mit der Errichtung der Leipziger Musikschule die Idee wieder aufnimmt. In den fünfziger Jahren folgen Köln, Berlin, und allmählich zieht sich ein dichtes Netz von Konservatorien über ganz Deutschland.

Seit den fünfziger Jahren haben wir auch in Büchern und Zeitschriften eine ziemlich starke Litteratur über die Konservatorien, und da ist es nun seltsam, daß diese Litteratur ganz vorwiegend absprechend ist. Schon als im Jahre 1855 in Frankfurt der Gedanke an ein Konservatorium auftaucht, tritt ihm im „Volksfreund" der Beethovenbiograph Anton Schindler mit der Behauptung entgegen, die Konservatorien seien lediglich Pflanzschulen musikalischen Proletariats. Zehn Jahre später spricht R. Wagner*) von ihrer „allgemein zugestandnen Erfolg- und Nutzlosigkeit," und ähnlich sind bis in die neuste Zeit immer wieder Nachtbilder von ihnen geboten worden.**)

Das heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Schon der Eifer, mit dem die praktischen und sparsamen Italiener Staat und Städte zur Fürsorge für die Konservatorien anhalten, müßte uns stutzig machen. Sie haben es jahrhundertelang, bis in die Zeit Spontinis erfahren, wie die musikalischen Landeskinder von diesen Instituten aus draußen in der weiten Welt nicht bloß den künstlerischen Ruhm der Nation, sondern auch das Nationalvermögen vermehrten. Auch die mit Recht getadelte „Österreicherei" der heutigen deutschen Musik, die Bevorzugung österreichischer Musiker im deutschen Dienst geht zum guten Teil auf die Priorität des Prager und des Wiener Konservatoriums zurück. Von dort kamen hervor Ernst, Laub und Joachim und mit ihnen zahlreiche vorzügliche Geiger und Kontrabassisten in die deutschen Kapellen, als die eigne Schulkraft des Reichs noch schwach war. Überall haben die Konservatorien sich volkswirtschaftlich rentiert, auch in Deutschland Angehörige der untern Schichten nach oben gebracht, der deutschen Musik die internationale Stellung erweitert und befestigt.

*) R. Wagner, Entwurf zur Errichtung einer Musikschule in München.

**) L. Meinardus, Des einigen Deutschen Reiches Musikzustände (1872), und H. Riemann, Präludien und Studien (1895).

Ein Aufschwung der Komposition hat sich allerdings nicht an sie geknüpft; eher das Gegenteil. Ihr künstlerischer Segen liegt in einer mächtigen Steigerung des technischen Leistungsvermögens, äußere Virtuosität ist durch sie viel allgemeiner und billiger geworden. Das ist auch etwas. Dem haben wir es zu danken, daß die alten collegia musica wenigstens einigermaßen durch Berufsorchester ersetzt werden konnten, daß heute nicht mehr über die Schwierigkeit Bachscher, Beethovenscher, Schubertscher, Schumannscher Musik geklagt wird, daß Wagnersche Musikdramen sich über die großen Residenzen hinaus verbreiten konnten, daß Militärkapellen Liszt und R. Strauß zu spielen vermögen. Ohne die Konservatorien müßten heute viele Opernhäuser und Konzertinstitute ihre Thätigkeit einstellen oder wesentlich beschränken, der Privatunterricht, die Vereinsthätigkeit würden einen empfindlichen Rückschlag erleiden, die ganze deutsche Musik verlöre eine wichtige Kraftquelle.

Gewiß liegt eine Gefahr darin, daß die Konservatorien den Zugang zur Musik allzusehr erleichtern. Aber dennoch und auch für den wahrscheinlichen Fall, daß sich das Ausland mehr und mehr von deutscher Musik emanzipiert, dürfen wir an eine Verringerung der Zahl der Berufsmusiker noch lange nicht denken. Denn es ist eine der wichtigsten Zukunftsfragen, daß auch in der deutschen Musik das alte Gleichgewicht zwischen Stadt und Land, das unsrer ganzen Kultur ihre Gepräge und ihre Stärke gegeben hat, wieder hergestellt wird. Ganz im Gegensatz zu den Zentralisierungsbestrebungen geschickter und rühriger Berliner Konzertagenten müssen wir wieder dahinkommen, daß jede Stadt, die auf Bildung Anspruch erhebt, es als eine Schande betrachtet, ohne leistungsfähigen Chor und Orchester zu sein.

Aber wenn auch der Privatunterricht die für den Zukunftsbedarf nötige Menge von Berufsmusikern liefern könnte, gewisse und große Vorzüge des Konservatoriums würden ihm fehlen: der Wetteifer nämlich, der gemeinsamem Lernen entspringt, die Förderung durch Beispiel und Vergleich, endlich die Gelegenheit zu einer vielseitigen Ausbildung, die Möglichkeit, nicht bloß für ein Hauptfach, sondern auch für die dazu gehörigen oder von persönlicher Neigung gewiesenen Nebenfächer gute Lehrer und Muster zu finden.

Gerade weil unsre Zeit an Humboldtschen Geistern immer ärmer wird und auch in den studierten Fächern das Spezialistentum zu stark betont, thun unsre Konservatorien Recht daran, die Vielseitigkeit der Ausbildung an die Spitze ihrer Prospekte zu stellen. Aber unsre deutschen Konservatorien versäumen es, die Unterlage dieser Vielseitigkeit, die Unterlage alles künstlerischen Leistens zu sichern: die allgemeine Bildung. Auf den italienischen Konservatorien war sie von jeher und ist sie noch heute sehr breit vertreten. Auch das Prager Konservatorium hatte, auf dem Lehrplan wenigstens, noch 1. Religion, 2. Deutsche Sprachlehre, 3. Arithmetik, 4. Naturgeschichte, 5. Logik, 6. Geographie und Geschichte, 7. Prosodie, Metrik, Poesie und Ästhetik, 8. Geschichte der Musik, 9. Italienische Sprache. Heute ist auf den deutschen Konservatorien von dieser litterarischen Abteilung nur Geschichte und Ästhetik der Musik und italienische Sprache geblieben. Das Italienische ist fakultativ. In Geschichte und Ästhetik wird wenig oder nichts erreicht: an vielen Kon-

servatorien fehlt es an den geeigneten Lehrkräften dafür, fast an allen an den nötigen Anschauungsmitteln und Kontrolleinrichtungen. Mehr noch: der Mehrzahl der Schüler gebricht es an der für diese Fächer erforderlichen Vorbildung. Die Berliner Königliche Hochschule für Musik ist das einzige Konservatorium, das sich der allgemeinen Bildung seiner Zöglinge vergewissert, indem es den Berechtigungsschein zum einjährigen Dienst zur Aufnahmebedingung macht. Die andern kümmern sich um diesen Punkt nicht und laden damit eine schwere Schuld auf sich. Es ist kein Geheimnis, daß der Musikerstand von den höhern Gesellschaftsklassen heute mit Mißtrauen betrachtet wird.

Er steht intellektuell und sittlich weit unter dem Niveau der Schulchorzeit, und namentlich der vor der Öffentlichkeit arbeitende Teil, der das Virtuosentum und die großen Männer umschließt, ist, von den Dämonen der Zeit getrieben, den alten allgemeinen Künstlerlastern, Einseitigkeit, Eitelkeit, Neid, Intrigue, Marktschreierei wieder in sehr starkem Grade verfallen. Ein neuer Sachsenspiegel ist bei der milden Richtung unsrer Justiz dagegen nicht zu erwarten. Da wäre es schon gut, wenn die Anstalten sich ins Mittel legten, die für die Erziehung der Musiker öffentlich die Verantwortung tragen, die Konservatorien. Gerade wegen der besondern Gefahren des Berufs müßten Charakter und Geist der jungen Musiker besonders stark gestützt werden. Aber auch die Güte der musikalischen Leistungen hängt eng mit dem menschlichen Fundament zusammen. Dem Mangel an allgemeiner Bildung entspringt Geistlosigkeit der Aufführungen und der Vorträge, Kleben am Sinnlichen und Formellen, ihm entspringt jene Unwissenheit und Not an Ideen, die aus den Programmen unsrer Konzertinstitute zum Himmel schreit, ihm auch die Unfähigkeit der Musiker, rechtzeitig ausgefahrne Geleise des Musikbetriebs zu verlassen, Reformen zu verlangen und durchzuführen.

Es ist ausgemacht, daß auch Direktoren und Lehrer an den deutschen Konservatorien mit Bedenken auf die hoffnungsvollen Jünglinge sehen, die ihre Muttersprache nicht zu behandeln verstehn. Warum werden solche Elemente aber trotzdem nicht bloß ausnahmsweise aufgenommen, warum werden der allgemeinen Bildung gegenüber allgemein beide Augen zugedrückt? Der Grund liegt in der wirtschaftlichen Stellung unsrer Konservatorien. Sie sind mit der erwähnten einzigen Ausnahme sämtlich in ihrem materiellen Bestande von der Frequenz abhängig. Sie heißen königlich, großherzoglich, fürstlich, städtisch, aber diese Zusätze haben nur die Bedeutung einer moralischen Unterstützung, eines Zuschusses. In der Entwicklungsgeschichte der meisten großen Konservatorien Deutschlands kehrt, gestützt auf den Bedarf, auf den Vergleich mit den Kunstakademien, aber unerfüllt die Hoffnung auf volles Eintreten von Staat und Stadt wieder. Ebenso sind imposante Zuwendungen aus Privatmitteln, wie sie das Leipziger Institut der Blümerschen Stiftung und dem Testament von Radius verdankt, Ausnahmen geblieben. Ausländer abzuweisen, wie es das Pariser Konservatorium selbst einem Mendelssohn, einem Liszt gegenüber gethan hat, müssen sich die deutschen Konservatorien sämtlich versagen; einzelne zwingt die Pflicht der Sparsamkeit, sich an Stelle von festen Lehrergehalten auf Stundenhonorare zu beschränken. Der Cötus der Kon-

servatorien ist in der Regel eine aus Hochschülern, Mittelschülern und sogar Elementarschülern bunt zusammengesetzte Gesellschaft. Es wird mit der Vorbildung, mit den Fortschritten und mit den Endleistungen im Fach an unsern Musikschulen unvergleichlich leichter und freier genommen als an Gymnasien und Universitäten. Indem sie Lehrlinge und angehende Meister, unfähige und hochbegabte Köpfe in derselben Werkstatt, einzelne sogar in denselben Klassen vereinen, zersplittern sie oft ihre Energie und rauben ihren Zöglingen Kraft und Zeit. Wohl unterscheiden sich die Anstalten nach dem Grad von Ordnung und Solidität im Lehrplan und im Lehrbetrieb, ohne daß dieser Unterschied in den Prospekten zum Ausdruck kommt. Wer in der Provinz einen Musiklehrer sucht, begnügt sich mit der Thatsache, daß der betreffende Bewerber am Konservatorium zu X ausgebildet worden ist. Daß dieses angesehene Institut für dieses Spezialfach weder eine Übungsschule noch sonst die erforderlichen Einrichtungen hat, daß es Abgangszeugnisse ohne Abgangsprüfungen, ja schon nach viel zu kurzem Besuch ausstellt, erfährt er zu spät. Alle Konservatorien haben als obligatorische Fächer: Klavier und Harmonie, die am besten erleuchteten auch Chorgesang. Nun prüfe man aber unsre Geiger und Sänger auf ihre Tüchtigkeit in der allgemeinen musikalischen Bildung. Die Mehrzahl versagt. Längst hätten sich die bedeutendern deutschen Konservatorien wenigstens zu einem Verband zusammenthun sollen, der der Konkurrenz zum Trotz Aufnahmebedingungen und Abgangsleistungen einheitlich regelt. Daß das vom deutschen Musikerstand nicht einmal beantragt worden ist, beweist seine Gleichgiltigkeit und Ohnmacht in Organisationsfragen.

Prüft man das übrige Anklagematerial, das die Gegner der Konservatorien zusammengebracht haben, so fällt es in sich zusammen. Wir hören da von Direktoren, die nicht dirigieren, von trägen und unfähigen Lehrern, von Klassen, in denen auf den einzelnen Klavierschüler fünf Minuten kommen, in denen in der Stunde 35 Harmonieshefte zu korrigieren sind, wir hören von Unregelmäßigkeiten und Schwächen, die nicht ohne weiteres verallgemeinert werden dürfen. Die durchschnittliche Gewissenhaftigkeit und Befähigung der deutschen Konservatoriumslehrer erhält sicherlich auch durch die geschäftliche, zu Repräsentationsnamen verleitende Lage der Institute, durch den Mangel an einheitlichen Bestimmungen über die Vorbildung, die amtliche Stellung und die Sicherung der Lehrer Abzüge. Aber im allgemeinen verdient sie das glänzende Zeugnis, das ihr kürzlich noch vom Ausland*) ausgestellt worden ist. Größer noch würden die Lehrerfolge sein, wenn die Methoden immer auf der Höhe der Zeit blieben. So müssen die Konservatorien in der Spezialisierung der Fächer, ebenso in deren Zusammengreifen noch weiter gehn. Es genügt nicht mehr, schlechthin Orgelspieler auszubilden, sondern der Unterricht muß Konzertorganisten und Kirchenorganisten für sich berücksichtigen. Es genügt nicht, Übung im Dirigieren zu versprechen, sondern für Operndirigenten, für Chordirigenten, für Orchesterdirigenten braucht es dreier verschiedner Kurse, jeder mit der Gewähr sichrer Einführung in Technik und Hauptwerke. Es ist für

*) Maurice Emanuel, Les Conservatoires de Musique en Allemagne. Revue de Paris, März 1900.

unreife Schüler schädlich, wenn der eine Lehrer verwirft, was der andre vertritt. Es ist bedauerlich, wenn der Klavierlehrer nie nach Harmonie und Formenlehre fragt, und ebenso wenn der Theorielehrer immer nur schriftlich, nie am Klavier arbeiten läßt. Eine gute Musikschule soll den Zögling nicht in Träume von Komponistenruhm und Virtuosenglanz wiegen, sondern sie soll beizeiten seinen Sinn auf praktisch erreichbare Lebensstellungen richten und ihn in den Stand setzen, sie meisterlich auszufüllen. Da für neun Zehntel dieses Programm auf den Lehrerberuf hinausläuft, sorge man dafür, daß sie dieses Schicksal nicht als eine Strandung, sondern als eine Mission betrachten, und daß sie es verstehn, von dieser entscheidendsten Stelle aus an der Hebung der deutschen Musik mit zu arbeiten. Noch herrscht in der Nachfrage nach Laienunterricht Flutzeit, möge sie nicht ungenutzt verstreichen!

Zwei große Bewegungen nationaler Musikströmungen des neunzehnten Jahrhunderts haben die Konservatorien ziemlich schlecht verstanden. Sie haben die richtige Stellung zu Wagner und Liszt erst sehr spät gefunden, sie sind zweitens gegen die auf Wiederbelebung alter Tonkunst gerichteten Bestrebungen bis heute sehr gleichgiltig geblieben. Etwas Klavier- und Geigenmusik von Bach, Händel, von Dom. Scarlatti, Tartini — das ist ungefähr alles, was von dieser neuen Renaissance in die Musikschulen gedrungen ist. Corellische Konzerte, Schützsche Chöre und was sonst die stattlichen Neuausgaben beschert haben, wenns hoch kommt, besitzt es die Konservatoriumsbibliothek in einem Exemplar, zum Leben kommt es nicht. Was diese jungen Musiker, sie seien denn Berliner oder Münchner Hochschüler, Haberlsche oder Büllnersche Leute, von Palestrina außer O bone Jesu kennen, verdanken sie der Schule nicht. Noch nicht im entferntesten ist es erkannt, daß es sich bei dieser Vermehrung geschichtlichen Wissens um Vermehrung musikalischer Bildung überhaupt, daß es sich darum handelt, den geistigen Horizont der Musiker so zu erweitern, daß sie sich vor Malern und Bildhauern nicht mehr zu verstecken brauchen.

Eine Hauptschuld an dieser Schwerfälligkeit trägt der theoretische Unterricht, das Lehrfach an unsern Konservatorien, das einer gründlichen Umgestaltung am dringendsten bedarf. Es ist nicht bloß die Verminderung musikalischer Zeitdisposition, wenn die deutsche Komposition in der Fruchtbarkeit zurückgegangen ist, es ist das auch eine Folge unglücklicher Lehrmethoden. Unsern Alten flossen Werke von der Bedeutung eines „Messias“ oder einer „Matthäuspassion“ nicht bloß darum rascher aus der Feder, weil sie sich mit der Aufputzung des Kolorits und mit den Einzelheiten des Akkompagnements nicht zu belasten brauchten, sondern die Fähigkeit, rasch zu arbeiten, beruhte auch auf einem anregendern Studiengang. Bei Händel, bei Bach, bei Jomelli, bei Dittersdorf, bei C. M. v. Weber, bei Spohr, und wo wir ihn sonst ganz oder etwas verfolgen können, überall treten die abstrakten Übungen hinter das Abschreiben und Nachbilden von Meisterwerken, hinter eigne freie Arbeiten zurück. Zuweilen geradezu befremdlich. In unsern heutigen Konservatorien sind dagegen in der Regel der Lehrer der Theorie und der Kompositionslehrer getrennte Persönlichkeiten; dem ersten fällts manchmal sein Leben lang nicht ein, daß sich die Bässe oder die andern Grundstimmen auch in andern, in lebendigern Rhythmen als den ewigen halben Noten geben lassen, daß er seinen cantus

firmus einmal einer Bachschen Kantate oder einer Händelschen Arie entnehmen könnte, und daß es eine Hauptsache ist, die kontrapunktischen Probleme in den lebendigen Meisterwerken aufzusuchen. Bei solcher wirklich grauen Theorie wird viel Phantasie und Schaffensfreude getötet. Dazu kommt ein stark scholastischer Zug in der heutigen deutschen Theorie überhaupt, ihre Vernachlässigung von Melodik und Rhythmik überhaupt. Die Franzosen haben für diese Gebiete seit Reicha Lehrbücher, sie haben das Musikdiktat geübt Jahrzehnte, ehe bei uns jemand auf seine Nützlichkeit aufmerksam machte. Bei uns scheint alle Kraft in der Harmonik festgerannt, hier streitet man mit dem Aufgebot von Naturwissenschaft und Philosophie um Kleinigkeiten, Nebensachen und selbstverständliche Dinge und kommt auch in der Schule nicht darüber weg. Die Theorie lebt ein isoliertes und grämliches Dasein; die Lehrer der praktischen Kunst gehn ihr aus dem Wege, in den Instrumentalstunden und im Gesangunterricht bleiben die besten Gelegenheiten, sie mit der Praxis zu verbinden, unbenutzt. Die Folge ist Verflachung und einseitiges Technikertum bei einer großen Masse von Schülern. Daß hier Gefahren vorliegen, ist häufig genug schon vor Menschenaltern, z. B. von Lobe, Marx, Weitzmann, gesagt worden. Besserungen werden aber auch hier namentlich durch den Mangel an einheitlicher Organisation der deutschen Anstalten erschwert.

Die Abschaffung der Konservatorien, auch ihre Umwandlung in bloße Stilbildungsschulen, wie R. Wagner wollte, wäre der Ruin der deutschen Musik und ihrer internationalen Stellung. Aber reformbedürftig sind sie. Erstrebt werden müssen vor allem unabhängige Stellung der Institute, strengere Anforderungen bei Aufnahme und Abgang und Modernisierung des theoretischen Unterrichts. Das sind die Zeitfragen, die die Musikschulen dem Musikerstand vorlegen.

# Catholica

Von Joseph Mayer

## 8. Die Universität zu Freiburg in der Schweiz

(Schluß)

Die philosophische Fakultät. Im Herbst 1889 wurde die neugegründete philosophische Fakultät mit dreizehn Dozenten eröffnet, von denen die Mehrzahl Nichtschweizer war. Gelesen wurde: Philosophie und Pädagogik, griechische und lateinische Litteratur, klassische Archäologie, deutsche, französische, romanische und slawische Sprachen und Litteratur, indogermanische Sprachwissenschaft, christliche Litteratur, Kunstgeschichte, historische Hilfswissenschaften, allgemeine Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, Schweizer Geschichte, semitische Sprachen und Litteratur, Ägyptologie und Assyriologie.

Im Jahre 1894 wurden, wie schon erwähnt, die philosophischen Vorlesungen aus der theologischen in die philosophische Fakultät verlegt, und andre Fächer erfuhren eine Umgestaltung, sodaß der heutige Lehrplan nach

jeder Richtung hin vorzüglich genannt werden muß. Im Jahre 1898 wurde der Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur mit dem für indogermanische Sprachwissenschaft verbunden, und ein andrer Lehrstuhl, der nur für die Person des betreffenden Professors geschaffen worden war, um ihm ein Unterkommen zu schaffen, unterdrückt, als dieser im Groll von Freiburg schied. Besonders muß die Errichtung eines Lehrstuhls für Musikwissenschaft und Musikgeschichte verbunden mit einer praktischen Schule für Kirchengesang rühmend hervorgehoben werden. Eine neue außerordentliche Professur für romanische Sprachen mit besondrer Berücksichtigung des Rhätoromanischen wird im nächsten Wintersemester eingerichtet werden. Drei Lektoren haben praktische Sprachkurse für Französisch, Deutsch und Italienisch, und einer der Professoren einen solchen für Englisch.

Die große Zahl von elf Seminaren verteilt sich auf Philosophie, Pädagogik, orientalische Sprachen, klassische Philologie, romanische Philologie, französische Litteratur, germanische Philologie, Kunstgeschichte, slawische Litteratur, Geschichte und historische Hilfswissenschaften. Aus der Zahl der Professoren dieser Fakultät wurden berufen Professor Bédier an die Universität Caën, Professor Kallenbach nach Warschau als Bibliothekar und kürzlich als Professor an die Universität Lemberg, Professor Miodoński an die Universität Krakau, Professor Doutrepont an die Universität Löwen und Professor Detter an die deutsche Universität Prag. Auf Grund einer mündlichen Prüfung in einem Hauptfach und zwei Nebenfächern sowie einer selbständigen wissenschaftlichen Dissertation, die gedruckt werden muß, verleiht die Fakultät den Doktortitel, den sie bis Ende 1901 im ganzen vierundzwanzigmal vergeben hat. Seit Sommersemester 1893 werden an der Fakultät auch die Lehramtsprüfungen für den Gymnasialunterricht, sowohl für die untere wie die obere Schulstufe abgehalten. Wer die Prüfung für die obere Stufe in zwei Fächern bestanden hat, erhält das Lizentiatendiplom, das bis jetzt fünfzehnmal verliehen worden ist.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät. Zu Beginn des Wintersemesters 1896 bezog die neuerrichtete Fakultät ihre in einem eignen weitläufigen Gebäude eingerichteten Hörsäle und Laboratorien. Die elf Lehrstühle sind errichtet für allgemeine Mathematik, angewandte Mathematik, Experimentalphysik, Elektrotechnik, Chemie (doppelt besetzt), Mineralogie und anorganische Chemie, Geologie und Paläontologie, Geographie und Geophysik, Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie, Physiologie, physiologische Chemie, Mikrobiologie, Physik und Meteorologie. Von den dreizehn Dozenten sind neun ordentliche, drei außerordentliche Professoren und einer Privatdozent. An den verschiednen Laboratorien und Instituten sind außerdem fünf Assistenten angestellt. Unter den gesondert verwalteten Instituten dieser Fakultät sind zu nennen das mathematische Seminar, das physikalische Institut, zwei chemische Laboratorien, das physiologische Laboratorium und je ein Institut für Mineralogie, Geologie, Geographie, Botanik und Zoologie. Professor Arthus wurde vor kurzem als Direktor des Instituts Pasteur nach Lille berufen. Auf Grund einer eingehenden Prüfung in einer Anzahl von Fächern erteilt die Fakultät das Lizentiatendiplom, und der Doktorhut wird nach Einreichung einer im Druck zu veröffentlichenden wissenschaftlichen Arbeit durch Bestehn einer mündlichen Prüfung erworben. Bisher wurden 24 Lizentiaten- und 65 Doktordiplome ausgefertigt.

Die Schweizer Bundesregierung hat die Fakultät als Prüfungsbehörde für die erste medizinische Staatsprüfung der Eidgenossenschaft ernannt. Die Fakultät hat zur Abnahme der Examina eine besondre Kommission ernannt, die schon sehr häufig in Thätigkeit getreten ist.

Die Professoren. Eine Zusammenstellung der augenblicklich an der Universität Freiburg wirkenden Lehrkräfte ergiebt folgende Übersicht.

| Fakultät | Gesamtzahl der Lehrer | Gegenwärtige Dozenten | Deutsche | Schweizer | Österreicher | Franzosen | Holländer | Belgier | Italiener | Spanier | Luxemburger | Engländer | Südamerikaner |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Theologische . . | 22 | | 5 | 2 | 2 | 6 | 2 | — | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 |
| | | 12 | 2 | 2 | 1 | 3 | 1 | — | 1 | 1 | 1 | — | — |
| Juristische . . | 30 | | 12 | 13 | 3 | 2 | — | — | — | — | — | — | — |
| | | 18 | 3 | 10 | 3 | 2 | | | | | | | |
| Philosophische . | 37 | | 13 | 10 | 7 | 4 | 1 | 2 | — | — | — | — | — |
| | | 18 | 5 | 6 | 4 | 2 | — | 1 | — | — | — | — | — |
| Math.-Naturw. . | 12 | | 4 | 1 | 2 | 4 | 1 | | | | | | |
| | | 13 | 5 | 1 | 2 | 4 | 1 | — | — | — | — | — | — |
| Summen | 101 | | 34 | 26 | 14 | 16 | 4 | 2 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 |
| | | 61 | 15 | 19 | 10 | 11 | 2 | 1 | 1 | 1 | 1 | — | — |

Eine andre höchst interessante Zusammenstellung zeigt die Nationalität der Dozenten. Sowohl die augenblicklich in Freiburg wirkenden wie auch die sämtlichen frühern Lehrer habe ich nach Nationalitäten ausgeschieden. Bei jeder Fakultät stehn in der ersten Reihe sämtliche Dozenten, die seit der Gründung bis heute an der Universität thätig waren oder sind; in der zweiten Reihe findet man dann die gegenwärtigen Lehrer noch besonders angeführt.

| Fakultät | Professoren | | Privatdoz. | Laien | Weltgeistliche | Dominikaner | Summe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | ord. | außerord. | | | | | |
| Theologische . | 9 | 3 | — | — | 4 | 8 | 12 |
| Juristische . . | 13 | 4 | 1 | 17 | 1 | — | 18 |
| Philosophische . | 14 | 4 | — | 13 | 3 | 2 | 18 |
| Math.-Naturw. . | 19 | 3 | 1 | 13 | — | — | 13 |
| Summe | 55 | 14 | 2 | 43 | 8 | 10 | 61 |

Aus dieser Aufstellung ergiebt sich also, daß an der Hochschule bis jetzt, einschließlich der jetzt angestellten Dozenten, 101 Lehrer gewirkt haben und wirken. Da, wie die zweite Reihe der Schlußsumme zeigt, gegenwärtig 61 Professoren und Privatdozenten in Freiburg lehren, so sind bisher 40 Lehrer durch Berufungen oder freiwilligen Abgang von Freiburg geschieden. Diese Erwähnung giebt mir Veranlassung, mich kurz über den aufsehenerregenden Schritt von acht deutschen Professoren zu äußern, die im Winter 1898 unter Protest ihre Lehrthätigkeit eingestellt haben.

In Nr. 3 des 57. Jahrgangs dieser Zeitschrift vom 20. Januar 1898 stand ein Aufsatz, betitelt: „Der Auszug der deutschen Professoren aus Freiburg in der Schweiz.“ Auch der Nichtkenner der sachlichen wie der persönlichen damaligen Verhältnisse an der Universität Freiburg kann leicht erkennen, daß der Aufsatz aus den Reihen der weggegangnen Professoren stammte. Selbstverständlich haben Äußerungen der Parteien in einem Streite eine subjektive Färbung, indem jede behauptet, daß das Recht ganz auf ihrer Seite stehe. Dazu kommt, daß Streitschriften sehr häufig Lebhaftigkeit des Tones mit Sachlichkeit verwechseln, sodaß manche Behauptungen ein Kleid erhalten, das man ihnen bei ruhiger Überlegung wohl kaum angezogen haben würde. Indem ich hier absichtlich nicht auf die Einzelheiten des Aufsatzes eingehe, obschon mir das gesamte Material darüber zur Verfügung steht, will ich durch

meine nachfolgende kurze Schilderung der Verhältnisse den Beweis zu bringen suchen, daß ich in objektiver Weise und über den Parteien stehend die Dinge beurteile. Ich bin nämlich der vielleicht naiven Ansicht, daß der Verfasser des Aufsatzes aus dem Jahre 1898 diesen heute unter keinen Umständen so schreiben würde, wie er ihm damals in der Erregung aus der Feder geflossen ist. Aus diesem Grunde halte ich eine eingehende Kritik für durchaus unzeitgemäß und überflüssig.

In allen Kantonen ist ein Hauptartikel des politischen Credos, daß kein Beamter auf Lebenszeit angestellt werden kann. Ämter rein politischer Art gehören selbstverständlich in erster Reihe hierher, weiterhin aber auch alle sonstigen Stellen, die von der Kantonal- oder Bundesregierung besetzt, und deren Inhaber vom Kanton oder von der Eidgenossenschaft bezahlt werden. Ob die Richterstellen an den wichtigen Gerichten auch einbezogen sind, vermag ich im Augenblicke nicht festzustellen, ist aber auch nicht von Belang für unsern Fall. Die Hochschullehrer stehn unter dem Gesetze, das im allgemeinen vorsieht, daß nach Ablauf einer gewissen Reihe von Jahren, auf die das Ernennungspatent lautet, die Anstellung erneuert wird, wenn nicht schwerwiegende Gründe eine rechtzeitige Kündigung des Verhältnisses herbeiführen.

Als es sich bei der Gründung der Universität Freiburg um die Gewinnung von Professoren handelte, ließ sich ein vielfach in der Öffentlichkeit genannter Politiker mit der Auswahl beauftragen. Er reiste in die verschiednen Länder und verhandelte mündlich mit den meisten der Herren. Dabei wurden dann die Bedingungen, unter denen die Lehrthätigkeit angeboten wurde, erörtert, und nach übereinstimmender Aussage vieler befragter Gelehrten soll der Unterhändler gegen den klaren Wortlaut der Freiburger Gesetzgebung lebenslängliche Anstellung zugesagt haben. An sich zweifle ich keinen Augenblick, daß es so ist, jedoch vermag ich die Beweggründe, die den Unterhändler zu dieser Verschleierung der wahren Sachlage veranlaßten, nicht anzugeben, da sie mir nicht bekannt geworden sind. Das eine jedoch habe ich durch mündliche Anfrage bei den in Frage kommenden Mitgliedern der Freiburger Regierung festgestellt, nämlich daß die Regierung ihm diese Vollmacht, die sie gar nicht geben konnte, nicht erteilt hat.

Als nun die Professoren, namentlich soweit sie verheiratet waren, in ihrem Patent die Anstellung auf fünf Jahre — wie es das Freiburger Gesetz vorschreibt — lasen, war schon große Verstimmung da, die nur mit Mühe beseitigt wurde. Wieder wach wurde dieser Ärger, als Zwistigkeiten unter den Fakultäten wegen des philosophischen Unterrichts eintraten. In eine Krise traten dann die Verhältnisse, als die Forderungen auf genügende Regelung von Pensionen und Witwengehältern keine sofortige Erfüllung fanden, weil der Dozent, der als Sachverständiger mit der Prüfung der eingereichten Vorschläge betraut war, die ganze Angelegenheit kurzer Hand liegen ließ. Soziale Fragen spielten auch hinein, wobei einzelne Professorenfrauen laut ihrer Unzufriedenheit über vermeintliche Zurücksetzungen Ausdruck verliehen. Eine gewisse Verhetzung that das übrige, die acht reichsdeutschen Professoren im Winter 1897/98 zu veranlassen, ihre Stellungen zu kündigen und zu Ostern 1899 ihre Lehrthätigkeit zu beendigen.

Wer den Verhältnissen nahe stand, wie ich, sah die ganze Preßaktion mit ihren oft unglaublichen Übertreibungen recht kühl an. Wer die Sache auf den nationalen Karren ladet und behauptet, daß es sich um eine Deutschenhetze gehandelt habe, bleibt bewußt oder unbewußt nicht bei der Wahrheit. Wer behauptet, daß die wenigen Dominikaner oder polnischen Dozenten einzig und allein an der ganzen Sache schuld seien, spricht völlig beweislose Behauptungen aus. Wer die Freiburger Regierung ausschließlich anklagt, zeigt, daß er entweder die wirklichen Verhältnisse nicht kennt oder es mit der Wahrheit wider

besseres Wissen nicht genau nimmt. Wenn jemand die genannten acht Professoren von jeder Schuld freispricht und den andern alle Schuld aufbürdet, so macht er sich der Parteilichkeit schuldig.

Ich lege kein Gewicht darauf, daß einer der acht Professoren schon lange eine solche Abneigung gegen die Dominikaner gefaßt hatte, daß er sie in geradezu lärmender Weise in öffentlichen Lokalen Freiburgs wiederholt kund gab. Auch die anonymen Zusendungen wenig delikater Art ziehe ich nicht in Erwähnung, ebensowenig wie die unter der Hand betriebne Kolportage von Insinuationen und unbewiesenen Behauptungen. Ich stelle vielmehr einfach fest, daß 1. der Unterhändler, 2. die Regierung des Kantons Freiburg, 3. die theologische Fakultät und 4. die acht Professoren in Verbindung mit einigen andern Professoren sämtlich ein entsprechendes Maß von Schuld an dem beklagenswerten Vorkommnis hatten. Daß bei einer so verwickelten Sache, wie es eine Universitätsgründung ist, im Anfang Fehler gemacht werden, kann keinen Billigdenkenden wunder nehmen. Wenn dagegen eine Regierung sich so bereit gezeigt hat, entstandne Differenzen nach Möglichkeit beizulegen, und sie verhältnismäßig so wenig Entgegenkommen und Verständnis gefunden hat, wie es im Winter 1897/98 der Fall war, so liegt die Schuld an dem Bruch nicht auf ihrer Seite. Den besten Beweis hierfür kann man in der Thatsache sehen, daß ein Teil der deutschen Professoren den Exodus nicht mitmachte, weil er mit aller Entschiedenheit die Verlegenheitsausrede zurückwies, als ob es sich um eine Deutschenhetze handle. Des weitern ist es von Bedeutung, daß die Stellen der ausgeschiednen Professoren alle mit Dozenten deutscher Zunge (Schweizern, Deutschen, Österreichern) wieder besetzt wurden. Bei einigem guten Willen hätten alle Differenzpunkte damals schon eine entsprechende Regelung finden können, wie es nachher anstandslos der Fall gewesen ist. Es liegt mir vor allem völlig fern, den Unterhändler zu entschuldigen, dann aber auch die Regierung, der im kritischen Zeitpunkt die Worte für ein klares Desaveu mangelten, und die theologische Fakultät, die es vielleicht mit der Veränderung der philosophischen Lehrstühle etwas gar zu eilig hatte — peccatur intra muros et extra. Wogegen ich mich jedoch ganz energisch wende, das ist die systematische Hetze, die von gewisser Seite gegen die Universität aus Anlaß des Exodus veranstaltet worden ist. Ich spreche diesen zum Teil wüsten Expektorationen auf Grund der Kenntnis der Verhältnisse jede Glaubwürdigkeit ab. Als besondres Schlagwort hat man den Ausdruck „Dominikanerhochschule“ geprägt, womit man die völlige Abhängigkeit der Regierung des Kantons, der Professoren und der Studentenschaft von den Dominikanerprofessoren ausdrücken will. Ich bezeichne ein solches Verfahren direkt als unehrlich. Unter 61 Dozenten sind, wie ich oben zahlenmäßig bewiesen habe, zehn Dominikaner. In der theologischen Fakultät sind deren acht neben vier Weltgeistlichen und in der philosophischen Fakultät deren zwei neben dreizehn Laien und drei Weltgeistlichen. In der theologischen Fakultät haben sie natürlich die Mehrheit, wenn sie gemeinschaftlich stimmen, was längst nicht immer der Fall ist, und bei den Philosophen sind sie nur mit elf Prozent vertreten. Ob die Dominikanerpatres in der theologischen Fakultät lieber ganz unter sich wären, unter Ausschluß der vier Weltgeistlichen, weiß ich nicht, es könnte aber immerhin wohl sein. Von Anfang an waren sie es nicht, sodaß man nicht etwa sagen könnte, daß in den Fakultätssitzungen allerlei Anschläge gegen die andern Fakultäten hätten geschmiedet werden können, ohne daß ein Nichtdominikaner etwas davon erfahren hätte. Auch kann, wer die Personalien kennt, ganz gewiß nicht sagen, die vier Weltgeistlichen hätten sich den Dominikanern mit Haut und Haar verschrieben und stimmten willenlos allem zu. In der theologischen Fakultät sind, genau wie es überall vorkommt, auch Meinungsverschiedenheiten zum Austrage gebracht worden, die hie und da tiefgehender

Natur waren, namentlich wenn man es mit einzelnen schwierigen oder gar schroffen Charakteren zu thun hatte. Aber von einer Vorherrschaft der Dominikaner an der Freiburger Universität reden zu wollen, ist das genaue Gegenteil der Wahrheit. Sie haben den Einfluß, den ihnen ihre Stimmenzahl und ihr moralisches Gewicht giebt, und weiter keinen.

Mit einer gewissen Genugthuung kann die Universität Freiburg feststellen, daß die Absicht einiger der ausgeschiednen Professoren, der Hochschule einen tödlichen Schlag durch ihren Exodus zu versetzen, nicht eingetreten ist. Die stetige Entwicklung der Universität hat keine Unterbrechung erlitten, und die künstlich erregte Abneigung gegen diese Hochschule ist schon sehr im Nachlassen begriffen. Bevor ein Jahrzehnt ins Land gegangen sein wird, wird kein Mensch mehr an diesen im Leben einer Universität kleinen Vorfall denken. Ich kann es bei dieser Gelegenheit nun nicht unterlassen, dem herzlichen Wunsche Ausdruck zu geben, daß sich die Freiburger gesetzgebenden Körperschaften immer mehr von der Erkenntnis durchdringen lassen möchten, daß Privilegien, die man einer aufstrebenden jungen Hochschule giebt, eigentlich nie groß genug sein können, daß man die Stellung der Universitätslehrer nicht mit dem Maße der politischen Beamten messen darf, und daß auf die Dauer die Verhältnisse der Hochschule nur dann nach jeder Richtung hin gesund bleiben können, wenn man die Einkünfte der alma mater nach Möglichkeit von wandelbaren Staatseinnahmen durch Kapitalsfundierungen loslöst. Wie die Einleitung zu diesen Aufsätzen gezeigt hat, sind in Freiburg nach dieser Richtung hin schon große Schritte gethan worden, und hoffentlich werden noch weitere in Zukunft gemacht werden können. Die gegenwärtige Zusammensetzung des Lehrkörpers ist im allgemeinen so, daß sachliche Differenzen auch in rein sachlicher Weise ausgetragen werden. Daß es dabei hie und da an scharfen prinzipiellen Kämpfen nicht fehlt, ist klar; doch wiegt der Gedanke, für eine große Sache thätig zu sein, immerhin so vor, daß jederzeit ein befriedigender Ausgleich gefunden wird, wie es überall im Leben wünschenswert ist.

Wissenschaftliche Thätigkeit der Dozenten. Wenn man von wenigen der Freiburger Hochschullehrer absieht, die ihre gesamte Thätigkeit auf den Lehrvortrag und dessen zweckmäßigste Ausgestaltung nach der wissenschaftlichen wie der formalen Seite hin verwenden, so muß die in Büchern und Aufsätzen niedergelegte eigentliche Forschungsarbeit der dortigen Gelehrten als nach jeder Richtung hin bemerkenswert erscheinen. Daraus geht nun unzweifelhaft hervor, daß die Auswahl der Dozenten sehr gut war, obschon es sich in nicht wenigen Fällen um jüngere Kräfte gehandelt hat, die sich die wissenschaftlichen Sporen und das Ansehen in der Gelehrtenrepublik erst noch verdienen mußten.

Gleich nach der Eröffnung der Universität beschloß die Plenarversammlung der Professoren, jedem Vorlesungsverzeichnis eine größere wissenschaftliche Abhandlung beizugeben. Diese Verbindung stellte sich jedoch nach einigen Semestern als unpraktisch heraus, und man sammelte deswegen die Arbeiten in den Collectanea Friburgensia, die erst in groß Quart- und später in handlicherm groß Oktavformat ausgegeben wurden. Es ist von großem Interesse, die Sammlung dieser Untersuchungen durchzumustern, und ich setze darum ihre Titel hierher:

1. Bédier, Le lai de l'ombre. Texte inédit du 13e siècle. 1890
2. Streitberg, Die germanischen Komparative auf ōz. 1890
3. Effmann, Heiligkreuz und Pfalzel, Beiträge zur Baugeschichte Triers. 1891
4. Weymann, Apulejus' Amor und Psyche. 1891
5. Kallenbach, Les humanistes polonais. 1892
6. Berthier, La porte de Sainte-Sabine à Rome. 1892
7. Rensing, Die Widerrechtlichkeit des Schadenersatzgrundes. 1893

Collectanea Friburgensia in Quartformat:

1. Reinhardt, Die Korrespondenz von Alfonso und Girolamo Casati, spanischen Gesandten in der Eidgenossenschaft, mit Leopold V. von Österreich. 1894
2. Grimme, Der Strophenbau in den Gedichten Ephraems des Syrers. 1893
3. Marchot, Les glosses de Cassel, le plus ancien texte rétoroman. 1895
4. Jostes, Meister Eckhart und seine Jünger. 1892
5. Grimme, Grundzüge der hebräischen Accent- und Vokallehre. 1896
6. Michaut, Les Pensées de Pascal, déposées suivant l'ordre du cahier autographe. 1896
7. Büchi, Freiburgs Bruch mit Österreich, sein Übergang an Savoyen und Anschluß an die Eidgenossenschaft. 1897
8. Mandonnet, Siger de Brabant et l'Averroïsme latin au 13e siècle. 1899
9. Schnürer, Die Verfasser der sogenannten Fredegarchronik. 1900

Ausgabe in Oktavformat:

1. Giraud, Essai sur Taine, son œuvre et son influence. 1901. (Liegt in dritter Auflage vor)
2. Zapletal, Der Totemismus und die Religion Israels. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und zur Erklärung des Alten Testaments. 1901
3. Grimme, Psalmenprobleme. Untersuchungen über Metrik, Strophik und Paseq des Psalmenbuches. 1902
4. Gockel, Luftelektrische Untersuchungen. 1902

Diese Veröffentlichungen werden geleitet von einer durch den Rektor präsidierten Kommission von sechs Professoren. Mit dreizehn Akademien und gelehrten Gesellschaften der verschiedensten Länder steht die Universität in Schriftwechsel, ebenso mit zwanzig großen Bibliotheken, abgesehen von sämtlichen Universitätsbibliotheken. Für die akademischen Veröffentlichungen mit Einschluß der Doktordissertationen ist Freiburg in Schriftenaustausch mit allen Universitäten der Schweiz, dem Berner Polytechnikum, mit vierzehn Universitäten Deutschlands, neun Österreich-Ungarns, mit allen Staatsuniversitäten und Instituts Catholiques Frankreichs und zwanzig Universitäten in Rußland, Portugal, Schweden-Norwegen, Italien, Holland, Belgien und Amerika.

Abgesehen von den genannten offiziellen Universitätspublikationen ist die wissenschaftliche Thätigkeit der Freiburger Dozenten weitausgedehnt. Eine Anzahl Zeitschriften ist von ihnen gegründet worden oder wird von ihnen geleitet oder mitgeleitet (Freiburger Geschichtsblätter, Forschungen zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte, Historisches Jahrbuch usw.), oder sie sind bei andern die Hauptstützen und Mitarbeiter. Die seit 1890 selbständig erschienenen Schriften und Bücher der Professoren hier auch nur summarisch aufzuzählen, ist nicht möglich. Vor den hervorragendsten Forschern nenne ich nur einige: Kirsch, Berthier, Mandonnet, Weiß (Albert Maria), Hauptmann, Buomberger, Ruhland, Büchi, Holder, Reinhardt, Steffens, Schnürer, Grimme, Wagner, Michaut, Baumhauer, Kathariner, Westermeier.

Von wissenschaftlichen Anerkennungen sind zu nennen von der französischen Akademie der prix Saintour an Professor Michaut, der prix Bordin an Professor Giraud, von der Académie des inscriptions et belles lettres (Paris) ein Preis an Professor Mandonnet, von der Académie des sciences (Paris) ein Preis von 3000 Franken an Professor Lerch, die Ernennung zu officiers de l'Académie an verschiedne Professoren, von der Universität Würzburg das Doktorat der Theologie h. c. an Professor Weiß, dasselbe von Krakau an Professor Berthier, zahlreiche Ernennungen zu Mitgliedern von Akademien und gelehrten Gesellschaften der verschiedensten Professoren, die Ernennung Professor Jüthners zum korrespondierenden Mitglied des österreichischen archäologischen Instituts in Wien usw. Professor Kirsch wurde mit wiederholten Forschungsreisen in Rom, Professor Jüthner mit drei Begleitern mit einer archäologischen Forschungs-

reise in Kleinasien, Professor Steffens mit archivalischen Forschungen in Oberitalien, Professor Reinhardt mit solchen in Spanien betraut; Professor Heß studierte zweimal längere Zeit in Ägypten, Professor Westermeier auf der Insel Java, Professor Brunhes im Auftrage der französischen Regierung in Ägypten, Südtunis, Südalgier und Spanien. Professor Lerch ist von der k. und k. Akademie der Wissenschaften in Prag zu ihrem Vertreter bei dem internationalen Mathematikerkongreß von Christiania (September 1902) ernannt worden.

Die Universität Freiburg hat selbst folgende Preise ausgeschrieben:

1. 2000 Franken für ein Handbuch der Moraltheologie,
2. 2000 Franken für ein Werk über die Prinzipienfragen der Theologie,
3. 4000 Franken für eine systematische und kritische Sammlung der Lehren (zunächst seit dem Jahre 1870) auf dem Gebiete der Theologie, der Ethik und der Philosophie, die man unter dem Namen „moderne Ideen" der alten kirchlichen Lehre entgegenzusetzen pflegt,
4. 2500 Franken für eine Arbeit De Montaigne à Pascal. Etude critique sur les sources françaises des „Pensées."

6.—10. Fünf Preise von je 500 Franken über kleinere Themata.

Die Universitätsbibliothek. Im Jahre 1890 umfaßte die Freiburger Kantonalbibliothek ungefähr 50000 Bände, von denen etwa 30000 aus den von der radikalen Regierung 1848 aufgehobnen Klöstern herrührten. Daneben schritt man 1890 zur Gründung einer Universitätsbibliothek, die mit der andern unter derselben Verwaltung steht und in demselben Gebäude untergebracht ist. Die Universitätsbibliothek hat, besonders aus Deutschland, große Geschenke an Büchern erhalten, sodaß der Bestand schon sehr stattlich genannt werden kann, indem beide Büchereien am 1. Januar 1902 im ganzen 115566 Bände, 1200 Dissertationen, 350 Inkunabeln und 534 Manuskripte aufwiesen.

Zur Bibliothek, wenngleich räumlich davon getrennt, gehört der Akademische Lesesaal, wo die Professoren und die Studenten 208 wissenschaftliche Zeitschriften und 30 Zeitungen in verschiednen Sprachen den ganzen Tag über einsehen können. Die fachwissenschaftlichen Zeitschriften der naturwissenschaftlichen Fakultät sind nicht hier, sondern gesondert in den Handbibliotheken der einzelnen Institute. Die Seminarbibliotheken der drei übrigen Fakultäten sind in Räumen untergebracht, die in zwei in der Nähe der Universität liegenden Häusern gemietet worden sind, bis definitive Räumlichkeiten werden beschafft worden sein. Sie sind den Seminarmitgliedern gegen Vorweisen der Karte den ganzen Tag über zugänglich.

Die Studierenden. Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die Studentenschaft Freiburgs. Immatrikuliert werden als Studenten auf Grund der vorgelegten Studien- und Sittenzeugnisse die jungen Leute, die ein vollständiges Gymnasium oder eine völlig gleichwertige Anstalt mit Erfolg absolviert haben oder das regelrechte Abgangszeugnis einer andern Universität vorlegen. Infolge eines Senatsbeschlusses von 1901 wird auf der Exmatrikel vermerkt, ob ein Studierender ausnahmsweise — was statutenmäßig den betreffenden Fakultäten zu entscheiden zusteht — mit Dispens von dieser Bestimmung eingeschrieben worden ist. Personen, die das siebzehnte Lebensjahr vollendet haben, können als Hörer nach schriftlich gegebner Erlaubnis eines oder mehrerer Dozenten vom Rektor zum Besuche von dessen oder deren Vorlesungen zugelassen werden. Mit Ausnahme der theologischen Vorlesungen können Damen, die nicht immatrikuliert werden, in die Vorträge der andern Professoren gehn. Auf dem Dispenswege kann eine Fakultät Damen, die allen Anforderungen über Vorbildung und Kollegienbesuch gerecht geworden sind, zu den Prüfungen zulassen, wie es einmal bisher in der philosophischen Fakultät geschehen ist.

Jeder immatrikulierte Student ist von Rechts wegen für die Dauer seiner Zugehörigkeit zur Universität Mitglied der Akademia, der für die Studenteninteressen bestehenden Vereinigung aller Studierenden. Er hat in die Kasse einen Franken zu zahlen. Zur studentischen Krankenkasse gehören gemeiniglich alle Studierenden, sie hat einen studentischen Vorstand, der unter einem vom Senate ernannten Professor steht. Beim Eintritte sind zwei Franken zu zahlen und ebensoviel für jedes Semester. Dafür ist der Student zu vier ärztlichen Konsultationen pro Semester und zu freier Verpflegung in einem der städtischen Spitäler nach Maßgabe der Statuten berechtigt.

Im Sommersemester 1902 waren die Nationalitätsverhältnisse unter den Studierenden folgende:

| Fakultät | Schweizer | Deutsche | Österreicher | Franzosen | Holländer | Belgier | Luxemburger | Bulgaren | Italiener | Russen | Rumänen | Türken | Spanier | Amerikaner | Summe | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Theologische . | 56 | 75 | 5 | 3 | 1 | — | — | — | 2 | — | — | — | — | 12 | 154 | Die russischen Studenten sind fast ausnahmslos polnischer Zunge |
| Juristische . . | 62 | 3 | — | — | — | — | 1 | 3 | 1 | — | 1 | 2 | — | 1 | 73 | |
| Philosophische | 25 | 15 | 12 | 2 | 1 | 1 | — | — | — | 1 | 2 | — | — | 1 | 59 | |
| Math.-naturw. | 20 | 12 | 6 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 19 | — | 2 | 2 | — | 74 | |
| Summe | 163 | 105 | 23 | 5 | 5 | 1 | 3 | 7 | 5 | 20 | 3 | 4 | 2 | 14 | 360 | |

Unter den aufgezählten 105 deutschen Studierenden sind aus Baden 7, Bayern 16, Elsaß-Lothringen 16, Preußen 58, Württemberg 8. Zu der Summe von 360 Studenten kommen als Hörer in der theologischen Fakultät 13, bei den Juristen 2 (darunter eine Dame), in den philosophischen Disziplinen 43 (darunter 17 Damen) und in den exakten Wissenschaften 8 (darunter 4 Damen), also im ganzen 66 Hörer, worunter 22 Damen.

Merkwürdigerweise werden die Theologen der Diözese im alten Seminar erzogen und unterrichtet, besuchen also nicht die Universität. Das wird wohl mit ihrer Vorbildung zusammenhängen. Die Universitätsstudenten der Theologie wohnen in zwei Konvikten, die von Weltpriestern geleitet werden und unter der Oberleitung der Schweizer Bischöfe, vertreten durch deren Senior, den Bischof von St. Gallen, stehn.

Das Korporationsleben ist gut und sachgemäß entwickelt. Es giebt drei Sektionen des farbentragenden schweizerischen katholischen Studentenvereins: Alemania für Deutschschweizer, Sarinia für die Romanen und Leonina für Schweizer Theologen in den Konvikten, die nur bei korporativem Auftreten in der Öffentlichkeit Farben tragen; zwei farbentragende Verbindungen deutscher Studenten, Teutonia und Germania; eine internationale farbentragende Verbindung Belles lettres mit litterarischen Zwecken; eine farbentragende Verbindung von Nordamerikanern, Columbia, meines Wissens die einzige dieser Art in Europa; eine Vereinigung slawischer Studirender, Philaretia, und einen unter Professor Wagners Leitung stehenden akademischen Gesangchor.

Die vier bestehenden Stipendien sind teils für Schweizer, teils für Studenten jeglicher Herkunft. Einmalige Unterstützungen zu Gunsten Studierender sind schon mehrmals zur Verfügung gestellt worden.

Mit diesen Angaben schließe ich meine Studie über die katholische Staatsuniversität zu Freiburg in der Schweiz, in der Hoffnung, durch diese objektive Schilderung manche falsche Auffassung oder manches Vorurteil beseitigt zu haben.

# Alte Glashütt

Alte et alte Tänze wurde
Von K. H. Strobtmann
Fünfter Teil



20

Es kamen Tage, denen Ida Wedel später nur durch einen Schleier der Erinnerung gedenken konnte. Tage, die sie in einem Zustand der Betäubung durchlebte. Eindrücke, Tage und Nächte, Gespräche und Gerüchte und Gerüchte über Gerüchte stürzten auf sie ein. Sie hatte Mühe, sich zu erinnern, was sie gesehen, was sie gehört hatte. Sie wußte nur, daß sie Mühe hatte, sich zu erinnern, und daß Gerüchte und Gerüchte über Gerüchte sie umgaben. Gerüchte und Gerüchte über Gerüchte, die durch und durch in der Luft lagen, die sich in den Straßenbahnen fortpflanzten. Tage und nächtliche Zeit für Nacht — Ida kam nicht mehr dazu, sich zu besinnen, was sie gesehen, was sie gehört hatte, und wußte nicht mehr einzelne Rede, weder ja noch nein zu geben vermochte, als sie mit der besagten Nacht über diesen Dingen.

Sie wußte nur, daß sie Tage gab, unendlich, und nun sie auf den jungen Wald schaute, konnte, mußte man ganz sicher sein, daß Wilhelm Wedel nach dem eigentlichen Geschehen verschwunden gewesen sein, und heute kam er gelaufen.

Ida Wedel hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, hatte verschiedene Male Gemeinschaft, Nahrung, Gespräche abgewiesen.

Nun Wedel wieder heißen Wedel Heinrich Gelbke zu seinem Hausherrn und Gelbke wußte es nicht, und Ida wußte es nicht, und Wedel war sicher, daß Gelbke es nicht wußte, und Gelbke wußte es nicht, daß Wedel es wußte, und Ida wußte es nicht, daß Wedel es wußte, und Wedel wußte es nicht, daß Ida es wußte, und Ida wußte es nicht, daß Gelbke es nicht wußte, und Gelbke wußte es nicht, daß Wedel es wußte, und Wedel wußte es nicht, daß Ida es wußte, und Ida wußte es nicht, daß Wedel es wußte, und Wedel

wenn er es nicht einmal mir anvertraut hat, fügte sie hinzu. — Es wird zwar auch nichts nützen — sein juristischer Beirat ist der Rechtsanwalt Jensen — zu ihm könnte man ja wohl gehn —

Ich bin gestern schon in die Stadt geritten, sagte Niels düster.

Nun, da sehen Sie es! — Ach Gott, daß er so hat fortgehn müssen!

Niels nahm das Wort mit einer gewissen Überlegenheit, deren er sich nicht bewußt war:

Das einzige, um was ich Sie fragen möchte, ist der Zeitpunkt, wann Sie meinen, daß ich es dem von Söholm sagen soll. Gleich oder nach dem Begräbnis? — Aber in demselben Atemzug setzte er hinzu: Nein, natürlich, nicht sogleich —

Und dann schwieg er und sah sie an.

Es thut mir so leid, sagte sie, es ist, als erwarteten Sie mehr von mir, aber es ist so schwer auch für mich — ich bin nicht der Ansicht, daß Sie mit dem Hofjägermeister sprechen sollten, es kommt nichts dabei heraus . . .

Er stand noch eine Weile da, als erwarte er noch etwas andres, dann machte er mit einem kurzen „adieu" kehrt und ging.

Sie sah ihm nach, während er langsam den Gang hinabging. Wo sich dieser wandte, sah sie ihn stehn bleiben; er stützte sich mit der Hand an die Wand —

Betrübt schüttelte sie den Kopf. Er ist zu jung; es ist zu viel für ihn, den armen Kerl!

Gleich darauf machte sie eine rasche Bewegung und ging ihm schnell nach:

Hören Sie, Glambäk!

Ja?

Sagen Sie mir — lassen Sie es mich flüstern — haben Sie etwas davon zu ihr gesagt?

Mit rotem Kopf, aber nicht sehr überrascht, antwortete er:

Nein, ich habe ihr nichts gesagt.

Das war richtig von Ihnen.

Nach einem Augenblick sagte er, und dabei ging ein Leuchten über sein Gesicht:

So, das wissen Sie?

Ja, ich denke doch. Der liebe Gott sei mit euch Jungen, fügte sie bewegt hinzu, daß ihr das nicht durchmachen müßt, was wir Alten haben erleben müssen! — Aber dann fuhr sie mit einem vertrauensvollen Lächeln fort:

Aber wir Alten leben trotzdem noch, wie Sie sehen!

Sie gaben sich die Hand, ohne noch etwas zu sagen, und jedes ging auf sein Zimmer.

## 27

An der Stelle auf der Landstraße vor der Gärtnerwohnung, wo damals Herr Reenberg gestanden und nach Huitfeldts Wagen ausgeschaut hatte, da stand nun Niels und spähte nach dem des Hofjägermeisters aus, der jeden Augenblick vom Bahnhof her erwartet werden konnte. Warum er da stand? Ja, wer wirft nicht einen Blick in die Ferne, seinem Schicksal entgegen, wenn es einem leibhaftig entgegenkommt, als ein Reisender auf der Landstraße.

Es kam eine hinter ihm gegangen; ganz still und ängstlich. Sie legte ihre Hand leicht auf seine Schulter; zusammenfahrend wandte er sich um.

Vetter Niels, sagte sie und sah ihm ins Gesicht — man konnte sehen, daß sie in diesen Tagen viel geweint hatte, aber in den betrübten Augen, die vorher so lustig und voll Schelmerei gewesen waren, erkannte er trotzdem den Blick von jenem Abend, wo sie das Zettelspiel gespielt hatten. Und er war glücklich mitten in seinem Leid und seiner Ratlosigkeit, biß aber mit Gewalt die Zähne aufeinander und schaute auf den Weg hinaus nach dem Wagen.

Vetter Niels, wir haben ja in der ganzen Zeit fast gar nicht miteinander gesprochen!

Er sah unverwandt auf den Weg und sagte gezwungen:

Sie ſind auch herausgekommen, um — nach dem Wagen zu ſehen?

Sie nickte, aber auf eine Weiſe, als ſei dies der weniger wichtige Teil ihrer Abſicht. Deshalb ſagte er:

Es iſt ja auch nicht ſo viel zu beſprechen geweſen. — Aber mitten in dieſem Satz bereute er die Worte und den Ton und ſetzte hinzu „leider“ — bereute aber ſofort auch dieſen Zuſatz.

Ich meine aber doch, es wäre — ſagte ſie ſanft.

Nun rief er:

Wenn Sie nur alles wüßten! — Seine Wangen brannten.

Aber jetzt hörten ſie Wagenrollen; ſie faßten ſich unwillkürlich bei den Händen und gingen ſchnell zum Schloſſe zurück.

Der Schloßpark grenzt auf dieſer Seite an die Landſtraße, und es iſt ein Zauntritt hier; über dieſen gingen ſie in die Alleen hinein. Beim Überſteigen des Tritts hatten ſie ſich losgelaſſen, nun gingen ſie wieder Hand in Hand, als verſtehe ſich das von ſelbſt.

Ich habe ſchon lange gemerkt, ſagte Marie, daß du irgend etwas haſt, was dich quält, etwas außer dem mit Onkel Huitfeldt — ſie ſagte „du,“ ohne es zu merken.

Ich kann nicht, ich darf nicht, nicht jetzt — er ließ ihre Hand los.

Das Wagenrollen erklang ſtärker.

Sag es mir doch, bat ſie eilig, indem ſie ihn eindringlich anſah. Ach ſag es mir, das kannſt du wohl — das können Sie wohl. Sagen Sie es mir, Sie ſind ſo betrübt, es giebt gewiß niemand auf der ganzen Welt, der —

Das flehende Geſicht war ihm zugewandt, die Augen waren voller Thränen, die Lippen bebten leiſe. Und da kam es ganz von ſelbſt, ohne Abſicht und ohne Überlegung — er zog ſie an ſich, ihre Lippen berührten ſich einen Augenblick flüchtig — dann fuhren ſie auseinander, beide verwirrt.

Wir müſſen uns beeilen, ſagte er, aber es war kein Sinn in dem, was er ſagte. Sie eilten dem Schloß zu, aber nicht zuſammen.

## 28

Niels kam in die Halle, gerade als der Wagen des Hofjägermeiſters vor das Portal fuhr. Fräulein Laſſen und ein Teil der Angeſtellten waren auch da; dagegen Marie nicht ſogleich.

Hofjägermeiſter Knud Huitfeldt von Söholm tritt ein, begrüßt und grüßend; Niels kennt ihn von der Reiſe hierher. Er gleicht ſeinem Vetter Karl nicht; er iſt unterſetzt, faſt unter Mittelgröße, hat buſchige Augenbrauen und einen Schnurrbart, die Wangen und die Naſe ſind wie bronziert. Er tritt feſt auf die Flieſen, ariſtokratiſch, grüßt gemeſſen: es iſt Trauer im Hauſe, und er hat ſelbſt an der Trauer des Hauſes teil.

Aller Augen ſind auf ihn gerichtet. Er läßt den Blick rund herumgehn, er ſucht ſeine Tochter, ſieht dann einen Augenblick Niels an, aber ohne ihn wieder zu erkennen. Dann ſpricht er mit Fräulein Laſſen, dankt ihr für das, was ſie für den Verſtorbnen geweſen ſei. Sie ſtellt ihm Niels vor und ſagt, er ſei in den letzten Tagen ſehr viel für das ganze Haus geweſen. Der Hofjägermeiſter ſcheint zu ſtutzen — ganz wenig — und ſagt dann ohne Freundlichkeit im Ton, aber auch nicht verletzend:

So, Sie ſind der Student — hm — Glambäk ...

Sogleich ſiedet und brauſt es in Nielſens Herzen: „Der Student Glambäk“! Und das iſt der Bruder meiner Mutter, und er weiß es!

So, Sie ſind der Student Glambäk — ich habe ſchon von Ihnen erzählen hören, und ich danke Ihnen alſo im Namen des Hauſes, na ...

„Im Namen des Hauſes,“ denkt Niels mit wachſendem Zorn. Er — mir, im Namen des Hauſes!

Hier macht Fräulein Laſſen Niels ein warnendes Zeichen; dieſer bemerkt es

nicht, dagegen der Hofjägermeister mit seinem umherflackernden Blick. Während er sich von einem Diener den Reisemantel abnehmen läßt, wirft er wie zuvor hin — er spricht immer schnell, aber diesesmal besonders:

Sie wünschen also dem Begräbnis beizuwohnen, wie ich sehe? Nun, das war vielleicht passend für Sie, schön von Ihnen, na.

„Dem Begräbnis beiwohnen"! „Passend für mich"! — Niels vergißt alle guten Vorsätze, alle Überlegung, heftig tritt er einen Schritt vor:

Dem Begräbnis beiwohnen, Herr Hofjägermeister? Ich bin wie sein Sohn gewesen; ja, Herr Hofjägermeister, ich war sein Sohn, ich ... ich ...

Die Stimme versagte ihm.

Der Hofjägermeister hielt mitten im Ausziehn des Mantels inne; er wandte sich jäh nach Niels um, den einen Ärmel des Mantels hatte er noch an, während der Diener diesen hielt.

So — o? sagte er langgezogen. Eine dunkle Röte hatte sich über sein ganzes Gesicht verbreitet.

Fräulein Lassen hatte Niels am Arm gefaßt; er achtete es nicht, er trat dicht vor den Hofjägermeister und sagte:

Herr Hofjägermeister, ich muß mit Ihnen reden.

Dieser wandte sich mit einer heftigen Bewegung dem Fräulein zu. Damit bekam er den Arm vom Mantelärmel frei; mit dem befreiten Arm machte er eine leidenschaftliche Bewegung gegen den Diener, der darauf eilig die Halle verließ. Nun sah der Hofjägermeister Fräulein Lassen an, nicht Niels. Es war nun außer ihnen dreien niemand zugegen.

Ist hier etwas geschehn? Ist etwas geschehn, dann lassen Sie es mich wissen!

Geschehn, antwortete Fräulein Lassen ausweichend, geschehn ist eigentlich gar nichts, aber ...

Na! Er atmete ein paarmal schnell, hierauf einmal langsam und tief. Die stark gespannten Züge beruhigten sich, und es war fast mit einem Lächeln, daß er sich wieder an Niels wandte.

Sie wollen mit mir reden, Verehrtester? Man darf doch wohl nach der Reise ein wenig verschnaufen?

Niels wollte antworten, aber da kam Marie herein. Sie lief auf den Vater zu, sah Niels gar nicht an.

Der Hofjägermeister sah glücklich aus, als er sie in seinen Armen hielt. Aber Marie begann leise zu schluchzen, und als sie den Vater losließ, eilte sie plötzlich zu Fräulein Lassen und verbarg ihr Gesicht an deren Brust.

Na! sagte der Hofjägermeister.

## 29

Niels ging in seinem Zimmer auf und ab; er fühlte, er hatte sich draußen in der Halle albern benommen.

Aber es war einmal geschehn, und er mußte nun mit diesem Manne reden ... Und es mußte gleich nach dem Mittagessen geschehn, ja gleich danach. Und was würde dabei herauskommen ... Und dann das mit Marie, das mußte ja auch ... das eine hängt so schrecklich mit dem andern zusammen ...

Heftig wanderte er hin und her.

Das wichtigste ist, daß sie mich liebt; das wichtigste ist, daß sie mich liebt — das wiederholte er laut vor sich hin, immer wieder. Es war ihm, als enthielten diese Worte einen Zauber gegen seinen verzweifelt ratlosen Zustand, einen Zauber, der ihn glücklich machte, jauchzend froh: „Das wichtigste ist, daß ... und das weiß ich!"

Aber woran in aller Welt sollte er sich halten? Wenn der Mann nun seine Versicherung über Hultfeldts letzten Willen zurückwies — und das würde der Mann ja thun, es waren ja keine Beweise da —, und er selbst also wieder zu einem armen verstoßnen Burschen gemacht war, gerade so wie früher — ja, das wollte

er schon ertragen, das konnte er, das konnte er gut! — aber dann kommen und um die Tochter dieses Mannes werben — mußten sie da nicht glauben — o pfui, wie gemein! Und in Wirklichkeit; er konnte sich ja kaum selbst ernähren, wirbt man da um ein reiches Mädchen? ... Was in aller Welt soll ich nur thun ...

Schließlich blieb er stehn, es war ihm übel, er wandte sich von einer Seite zur andern, suchte eine Stütze, seine Glieder wollten versagen ...

Das Gong erklang zum Mittagessen.

Jetzt hinuntergehn sollen zu den andern!

Er klingelte, ein Diener erschien, er schickte den Diener mit einer Entschuldigung hinunter. Plötzlich drehte sich alles rund um ihn im Kreise, er legte sich auf das Sofa, er hatte Schmerzen im Kopf und im ganzen Körper ...

Er schlief nicht, nein nein, er wurde von Gedankenwogen hin und her geworfen, die er nicht in der Gewalt hatte. Er war mit Marie auf dem Rain am Teiche, wo er sie gefragt hatte, was „herzhaft" bedeute. „Herzhaft" bedeutet „fest," „treu," sagt Marie. Aber jetzt ist er in dem gelben Zimmer bei Herrn Huitfeldt; dieser sagt gute väterliche Worte zu ihm, aber dann ist es nicht mehr er, sondern der Hofjägermeister. Niels widerspricht ihm, sie sprechen von Marie, und es ist ihm, als wolle man ihm das Herz aus der Brust reißen. Jetzt steht er plötzlich vor der alten Stiftsdame; sie verhöhnt ihn und foppt ihn — und siehe, da kommt die Dame mit dem Handkoffer, er will vor ihr fliehen, in gräßlicher Angst wie vor einem Gespenst, aber er kann keinen Schritt thun; „o weit her, weit her" sagt sie und öffnet die Arme, da muß er auf sie zu — und Engelbrecht steht da und will sie mit langen Messern verwunden, da will er ihr helfen, aber er kann sich nicht bewegen, er weint vor Mitleid, er will rufen, aber er kann keinen Ton hervorbringen ...

Nein, schlafen, das thut er nicht —

Und doch, wie er sich umsieht, ist die Lampe auf seinem Schreibtisch angezündet — es ist also mittlerweile Abend geworden —, und auf den Tisch sind Speise und Trank gestellt worden. Es ist also jemand hier gewesen, vielleicht Fräulein Lassen — die Thür ist sogar angelehnt, dann wird sie wohl wiederkommen! Wenn sie es doch thäte! Es ist Niels in diesem Augenblick so, als ob er wieder „klein" geworden ist; er sehnt sich wahrhaftig danach, daß jemand zu ihm „hereinkommen" soll!

Kindskopf! sagt er zu sich selbst. Er steht auf, ißt und trinkt, es ist ihm ganz wohl jetzt, ja gewiß, es ist ihm ganz wohl.

Dann wäscht und bürstet er sich. Seine Absicht ist, jetzt zu dem Hofjägermeister hinunterzugehn und zu handeln, wie ihm die Pflicht gebietet, zu sagen, wie die Dinge liegen, und das auf sich zu nehmen, was daraus folgt.

## 30

Als er die Thür des Zimmers erreicht hat, das neben dem Gartensaal ist, hört er Stimmen drinnen. Er bleibt stehn, denn es sind die des Hofjägermeisters und Fräulein Lassens; seine Stimme ist laut, kurz und bestimmt, die ihrige sanft, ihre Worte sind nicht zu verstehn.

Niels will anklopfen, hält aber inne, denn in diesem Augenblick wird sein Name drinnen ausgesprochen. Es ist der Hofjägermeister, der ihn ausspricht, und in einem ungeduldigen, unwilligen Tone; hierauf räuspert er sich.

Niels bleibt stehn, geht nicht hinein; er thut also das, was er bis jetzt noch nie gethan hat, er steht an einer Thür und horcht.

Sie urteilen, wie Frauen urteilen, gutes Fräulein Lassen, na, aber entschuldigen Sie, ich bin ein Mann.

Und auf eine Antwort des Fräuleins, die nicht zu verstehn ist:

Gut, gut. Es ist *möglich*, sage ich noch einmal. Lassen Sie es sogar *wahrscheinlich* sein, weiter kann ich doch nicht gehn, na. Aber es kann auch erlogen sein, wir wissen nichts.

Und wieder nach einer Pauſe und mit größerer Ungeduld:

Meiner Meinung nach, beſtes Fräulein, iſt die Frage zwiſchen uns ausdebattiert. Oder richtig geſagt, es iſt gar keine Frage, na. In ſolchen Dingen können Männer nur nach dem handeln, was ſie wiſſen, nicht nach Vermutungen, das können ſie nicht.

Nach einer neuen Pauſe wird die Stimme heftig:

Hart? Hart, ſagen Sie? — Iſt etwas Schriftliches da? Sind Zeugen da? Iſt nur das allergeringſte da? Dann beuge ich mich — Ich — ich — bitte Sie, ſchweigen Sie — na.

Hier war Niels im Begriff, die Thür zu öffnen, einzutreten und die Worte zu ſprechen, die der Augenblick auf ſeine Zunge legte —

Aber da erklang die Stimme des Fräuleins lauter und erregter als ſonſt.

Nein, Herr Hofjägermeiſter, ich kann nicht ſchweigen. — Denn da iſt auch noch das — die jungen Leute haben ſich lieb.

Zuerſt eine kurze Pauſe, dann ein ſcharrender Ton, der anzeigte, daß er ſich erhoben und ſeinen Stuhl auf die Seite geſchleudert oder geſtoßen hatte.

Auffallend klang es deshalb, als nun mit leiſer, wenn auch deutlicher Stimme geſagt wurde:

Und dieſe — dieſe — na — Neigung, iſt das vielleicht von Ihnen begünſtigt worden?

Noch viele Jahre nachher konnte ſich Niels die verhaltene Heftigkeit in dem Ton der Antwort, die folgte, vergegenwärtigen. Aber er erinnerte ſich auch an den ſtolzen, klaren Ton, womit ſie antwortete:

Begünſtigt, Herr Hofjägermeiſter?

Na ja, erwiderte dieſer wegwerfend.

Es folgte nun von ſeiten des Fräuleins eine längere unvernehmliche Erwiderung, während der der Hofjägermeiſter mit den Fingern auf dem Tiſch trommelte. Endlich ergriff er wieder das Wort:

Äußerſt rührend, äußerſt rührend. — Er huſtete hart. — Mein geehrter Vetter war, ich will nichts Schlimmeres ſagen, jetzt, wo er tot iſt, aber er war ein Gemütsmenſch; ich beklage tief, daß ich meiner Tochter dieſe Reiſe erlaubt habe. Immerhin, immerhin — ſein Zorn kochte wieder auf — auf Ihre Expektorationen läßt ſich nur eins erwidern: Kümmern Sie ſich um ſich ſelbſt, aber Sie ſind eine Dame, und ich ſage das nicht, na.

Sie machte noch eine Bemerkung — bis zum äußerſten für Nielſens Sache kämpfend — aber dieſe Bemerkung rief eine Exploſion hervor:

Verwandtſchaft — Sie wagen! — Ich kümmere mich den Teufel um dieſe Verwandtſchaft. — Seine Mutter, ſie nenne ich nicht meine Schweſter; ſeine Mutter war —

Hier folgte ein Wort, es war dasſelbe Wort, das Niels die Magd Rasmine von ſeiner Mutter hatte ſagen hören, damals, als er noch klein war —

Mit einem Schrei iſt er bei den beiden im Zimmer, mit einem Schrei hat er die Fäuſte erhoben — aber Fräulein Laſſen iſt ihm in die Arme gefallen und hat ihm zugeflüſtert:

Bedenken Sie, weſſen Vater er iſt!

Niels ſteht mit dem noch erhobnen Arm dicht vor dem Geſicht des Hofjägermeiſters, ſein ganzer Körper zittert und bebt.

Sagen Sie das noch einmal, ſagen Sie das noch einmal, Sie ... Sie ... Sie ...

Der Hofjägermeiſter iſt aufgeſprungen, raſch wie ein Jüngling, er weicht nicht zurück, er ſchaut Niels gerade in die Augen:

Geh zur Hölle! ... Meine Tochter bekommſt du nicht. Pack dich vom Hofe fort!

Langſam ging Niels rückwärts zur Thür hinaus, die ganze Zeit die Augen ſtarr in die des andern bohrend.

* * *

Der Hofjägermeiſter geht auf und ab.

Er hätte das Horchen ſein laſſen können — Aber ein forſcher Kerl war er. Fräulein Laſſen, ich bitte um Entſchuldigung wegen der unverblümten Worte, aber was ſollte ich ſonſt thun? Fräulein Laſſen, Sie haben ſeine Mutter nicht gekannt.

Sie war Ihre Schweſter, ſagte ſie mutig.

Jawohl, jawohl, ſchweigen Sie jetzt nur. Wenn nur wenigſtens Amalie hier geweſen wäre! — Ein forſcher Kerl, trotzdem.

Und er fuhr auf wie in einem nachträglichen Aufwallen:

Aber Marie bekommt er nicht, zum Teufel auch . . . na!

## 31

Gut, dachte Niels, während er den Gang hinabging. Er fühlte ſich feſt und ſtolz. Gut, nun habe ich ja mit dem Hofjägermeiſter geſprochen. Gut, ſo packen wir uns vom Hof. Er lachte.

Er wollte in ſein Zimmer hinauf, es war ſeine Abſicht, ſeine Sachen augenblicklich zuſammenzupacken. Aber da mußte es geſchehn, daß Marie gerade vom andern Ende des Ganges her auf ihn zukam; er wich ihr aus, indem er ein paar Treppen hinunterging. Aber bei ihrem Anblick ergriff ihn ein ſonderbarer phyſiſcher Schmerz, der zu einem leidenſchaftlichen Schluchzen wurde, zu einem förmlichen Krampf im Halſe, mit Tönen, wie bei heftigem Weinen, aber keine Thräne kam ihm; es packte ihn ſo, daß er kaum Luft holen konnte . . .

Nun ſtand er im Freien, und das krampfhafte Schluchzen war vorüber. Er war im Park; es war zwar dunkel, aber er konnte die Allee unterſcheiden; es war die, wo er am Vormittag mit ihr zuſammen gegangen war. Er ging die Allee hinab; hier, hier war es geweſen, wo ſie ſich den Kuß gegeben hatten!

Und er warf ſich nieder, er griff mit den Händen in die welken Blätter, auf denen ihr Fuß geſtanden hatte, und er küßte die Blätter . . .

Er ſtand wieder auf und wanderte ohne Ziel und Zweck umher, ohne zu denken, ohne zu wiſſen, wohin. Nun war er hinausgekommen vor den Park, ging und ging . . .

Es ſchimmerte Licht durch ein Fenſter; was mochte das für ein Haus ſein? Und da lag ja die Kirche, eine hohe und dunkle Maſſe, gerade vor ihm; ſo war er alſo hierhergekommen? Und das daneben, da wo das Licht brannte, das war ja das Leichenhaus.

Und das Licht, das da drinnen brannte, das brannte über ſeinem toten Wohlthäter und Freund, Niels wußte es. Sein Wohlthäter und Freund, der ſeine Stimme nicht erheben konnte, um Zeugnis abzulegen. Da drinnen lag er alſo in ſeinem Sarge, und am nächſten Tage würde der Sarg in die Kirche ſelbſt gebracht werden, würde während des Gottesdienſtes vor dem Altar ſtehn und danach in der Grabkapelle der Huitfeldts beigeſetzt werden.

Die Thür zum Leichenhauſe ſtand offen, die Küſtersleute hatten wohl noch hier zu thun, mit den Lichtern, den Kränzen und dergleichen . . .

Er trat ein; Halbdunkel, betäubender Blumenduft, mattbrennende Lichter um den Sarg her. Einſamkeit.

Da liegſt du alſo, mein einziger Freund auf Erden! Mein einziger! Mein einziger!

Schwer und mit ſchwindelndem Kopf ſetzte er ſich auf die Stufen, die zu dem Sarg hinaufführten, tief von Kummer gebeugt, hilflos im Gefühl der Verlaſſenheit.

Du ſollteſt, murmelte er vor ſich hin, du ſollteſt jetzt beten. Du haſt ja wohl ſelten zu Gott gebetet, aber du haſt doch nie ganz aufgehört, an ihn zu glauben, die andern haben dich nie ganz davon abgebracht; du ſollteſt jetzt verſuchen . . .

Dann war er ſchließlich eingeſchlafen, der Kopf lag auf der oberſten Stufe, dicht vor dem Sarge. Sein Schlaf war traumlos, aber nach einiger Zeit war es ihm, als höre er eine ferne Melodie, Flötentöne, leiſe und einförmige, mit einem immer wiederkehrenden Thema und ſchwermütigem Rhythmus. Die Töne flößten

ihm ein gewisses beruhigendes Wohlbehagen ein, der Schlaf wurde sanfter. Aber die Töne kamen näher, und da stieg ein Angstgefühl in ihm auf.

Endlich schlug er die Augen auf; er sah, daß er in dem Leichenhause war, aber die Flötentöne wogten durch den Raum, durchdringend, dicht neben ihm, es war, als kämen sie von dem Sarge selbst her, er sprang auf ...

An dem andern Ende des Sarges saß Engelbrecht. Er nickte Niels feierlich zu und spielte noch eine Weile weiter.

Als er mit dem Grundthema geschlossen hatte, setzte er die Flöte ab und murmelte mit dem leblosen Pathos seiner Stimme:

Eirene. Schlaf in Frieden. Verschlafe alles. Pan hat deine Seele.

Hierauf wandte er sich Niels zu und sagte so ruhig, als sei dieses Zusammentreffen weder eigentümlich noch unerwartet:

Mein Herr, ich liebte ihn!

Wie kommen Sie hierher? fragte Niels erschüttert.

Wo sollte ich sonst sein? — Sie wissen ja selbst, wie unruhig die Umstände waren, als ich ihm die Wohlthat erwies; es war unmöglich, seine Seele mit dem würdigen Ritual zu begleiten. Und das habe ich nun gethan.

Sehen Sie, mein junger Freund der Wissenschaft — hier nahm sein Gesicht einen listigen Ausdruck an —, ich täuschte meine Wächter, es ist nicht weit von Aarhus hierher — sie werden mich hier schon wieder finden, ich will den Oberarzt nicht in Verlegenheit setzen, der ein gebildeter Mann ist mit griechischen Kenntnissen. Aber, aber — hier wurde seine Stimme klagend, und sein Gesicht kummervoll — aber die Wohlthat, die will man mir eben nicht erweisen!

Da kommt jemand, sagte Niels und sah nach dem Eingang, wo sich einige schwarzgekleidete Leute, Diener oder Kirchenbedienstete, zeigten.

Engelbrecht fuhr fort, ohne von den Eintretenden Notiz zu nehmen:

Aber die Wohlthat, keiner will sie mir erweisen! — Gehn Sie weg von mir?

Niels ging nach dem Ausgang, er konnte ihm kein Wort des Trostes sagen, ihm nicht die ausgestreckte Hand drücken, obgleich er es gern gethan hätte; er konnte nicht, es war ja Blut an der Hand —

Die schwarzgekleideten Männer neigten grüßend den Kopf, als Niels vorüberging, dann sahen sie erstaunt auf Engelbrecht.

## 32

Durch seinen eignen Eingang ging Niels in sein Zimmer hinauf. Unterwegs begegneten ihm ein paar Diener, die in großer Eile waren, aber stehn blieben, als sie ihn sahen; einer von ihnen — es war der, dessen Bekanntschaft Niels zu allererst gemacht hatte, der mit der überwältigenden Hemdenbrust; er hatte nun schwarze Knöpfe darin statt der perlmutternen — verbeugte sich und sagte mit melancholischer Stimme, die ganz zu den Knöpfen paßte:

Das Fräulein hat mir befohlen, den Herrn zu suchen, falls der Herr draußen sein sollte.

Nein, hier bin ich, Mullmann.

Das Fräulein hat mir befohlen, es zu melden, falls es dem Herrn nicht wohl sein sollte.

Danke, Mullmann, Sie sehen ja, daß das nicht der Fall ist.

Und falls der Herr sein Abendbrot droben haben möchte —

Nein, ich danke — ja doch, ich wäre dankbar.

Er lauschte auf die sich entfernenden Tritte, einen Augenblick in die Erinnerungen dieser Stätte versunken, ja so groß ist die Macht der Erinnerung, daß er sich darauf ertappte, wie er lauschte, ob nicht Mullmann jetzt auf dem Gang draußen höhnisch über ihn lache, wie in den alten Tagen.

Er sah auf seine Uhr. Nein, den Nachtzug konnte er nicht mehr erreichen. Aber es ging ein andrer früh am Morgen —

Er wartete, bis man ihm das Abendbrot gebracht hatte — es war nur gut,

daß es nicht Fräulein Laſſen war; dann ſchloß er die Thür ab und begann zu packen, wickelte Geld in Papier für die verſchiednen Dienſtboten, warf ſich dann ein wenig auf das Sofa und begann alsdann zu ſchreiben.

Es klopfte; er erſchrak, aber dann fiel ihm ein, daß er zum Glück den Schlüſſel umgedreht hatte.

Ich wollte nur ſehen, wie es Ihnen geht, hörte er Fräulein Laſſen draußen ſagen; die Stimme ſollte aufmunternd klingen.

Danke, ganz gut, antwortete Niels in demſelben Ton. Ich bin im Begriff, zu Bett zu gehn.

Gute Nacht, ſagte das Fräulein.

Gute Nacht.

Sie entfernte ſich ein paar Schritte, da überkam es Niels mit mächtiger Gewalt, ſodaß er ihr nachrufen mußte:

Und vielen Dank für alles! Und Gott ſegne Sie für alles! — Er hörte ſelbſt, daß ſeine Stimme einen andern Klang hatte, als den, den er beabſichtigt hatte, er entſprach zu ſehr den Worten.

Die Schritte hielten an, ſie kamen zurück, ſie zögerten an der Thür.

Gute Nacht! rief Niels eilig in dem gleichgiltigſten Ton, deſſen er fähig war. Und er warf ſich auf das Bett, daß es krachte. Nach einer kleinen Weile entfernten ſich die Schritte draußen.

Nach dieſem kleinen Betrug wurde es Niels ſehr ſchwer, Herr ſeiner ſelbſt zu bleiben, er war nahe daran, wieder von dem krampfhaften Schluchzen gepackt zu werden. Dann ſetzte er ſich wieder zum Schreiben.

Der Brief war an Fräulein Laſſen, und es wurde ein langer Brief. Aber dann war noch ein Brief zu ſchreiben, nur ein kleiner, aber er brauchte doch länger dazu als zu dem andern:

Liebe, liebe Marie!

Ich war ſo glücklich, daß ich es weder ausdenken noch ausſprechen kann, in der Hoffnung, daß Sie und ich für immer zu einander gehören würden. Aber jetzt iſt auf einmal alles traurig für mich verändert, und ich bin ſo geſtellt, daß ich mich Ihnen oder Ihrer Familie nicht ohne Schande nahen könnte. Ich ſage Ihnen alſo tauſendmal Lebewohl und tauſendmal Dank, aber ich möchte Ihnen lieber tauſendmal mein Leben geben. Und ich möchte Sie bitten, mich zu vergeſſen, aber ich *kann* Sie nicht darum bitten; doch ich darf Sie bitten, glücklich zu werden, das kann ich ſchon. Ich will auch ſelbſt darum kämpfen, daß ich einmal wieder froh werde; die Erinnerung an Sie aber ſoll unvergänglich ſein.

Ihr

Niels Glambäk.

Als er das geſchrieben hatte, ſtand er auf und trank Waſſer, aber da zitterten ſeine Hände ſo, daß er es verſchüttete. Doch er war feſt entſchloſſen. Er zwang auch ſeine Hand, ruhig zu ſein und ihren Namen auf das kleine Couvert zu ſchreiben. Als das gethan war, mußte er wieder ein paar Sekunden ausruhn, dann ſchloß er das kleine Couvert in das größere an Fräulein Laſſen ein.

Nun waren auch die Stunden der Nacht beinahe vorüber, und im Morgengrauen ging Niels nach dem Bahnhof von Rödſten.

Auf der Schwelle des Krugs ſaß der alte Landbote; er fungierte jetzt freilich nicht mehr als Briefträger, hielt ſich aber doch immer noch im Krug auf, wenn die Züge kamen und gingen.

Er blinzelte Niels mit den rotumränderten Augen zu und grinſte:

Iſt man jetzt ſo reduziert geworden, daß man ſeinen Koffer ſelbſt ſchleppt? Hihi!

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch einmal die Einheitsmarke. Die Bemerkung in Nr. 5 der Grenzboten giebt mir Veranlassung, nochmals auf die Aufschrift der neuen „Einheitsmarken“ zurückzukommen, obgleich inzwischen die Marken ausgegeben worden sind und also augenblicklich nichts mehr geändert werden kann. Daß eine Änderung der Inschrift der Marken durchaus wünschenswert bleibt, wird nicht nochmaliger Versicherung bedürfen. Man lege sich doch einmal einfach die Frage vor: sollte es möglich sein, daß amtlich ausgegebne Gebrauchswertzeichen, die die Aufschrift „Deutsches Reich“ tragen, in einem Staat des Deutschen Reichs als ungiltig zurückgewiesen werden müssen, wie es mit den seit dem 1. April im Reichspostgebiet und in Württemberg geltenden Briefmarken in Bayern der Fall ist?!

Meine Notiz vom vorigen Jahre ist in viele Zeitungen übergegangen und kommentiert worden; mit diesen Äußerungen möchte ich mich hier noch etwas beschäftigen. Was einem doch alles begegnen kann: ein Korrespondent eines Stuttgarter Tagblatts glaubte, daß ich durch diese erste Notiz einen „Mangel an Rücksicht gegen Bayern“ habe rügen wollen! Es ist hier wohl unnötig zu versichern, daß gerade das Gegenteil zutrifft; nicht Rücksicht auf Bayern oder auf den Bleistiftaktien-Patriotismus eines Teils seiner Bewohner hat mir die Feder in die Hand gegeben, sondern die Rücksicht auf das Reich und die Rücksicht darauf, wie solche innerdeutsche Angelegenheiten im Ausland beurteilt und mit Recht beurteilt werden.

Die Mehrzahl der Zeitungsstimmen fragt, wie denn meiner Ansicht nach die Aufschrift der neuen Marken aussehen sollte; in andern Blättern sind Vorschläge darüber gemacht, wobei u. a. das Verlangen oft wiederkehrt, Bayern solle dieselben Marken benützen wie das außerbayrische Deutsche Reich und nur durch einen besondern weitern Aufdruck sein „Reservatrecht“ wahren. Lassen wir aber Bayern, das sich selbst und wie es scheint dauernd zur Seite gestellt hat, ganz aus dem Spiel: es ist ja leider kein Mittel vorhanden, diesen Staat in der besprochnen Angelegenheit zu irgend einem Zugeständnis zu zwingen, und an „gutem Rat“ hat es ihm nicht gefehlt; es sei hier der hinzugefügt, daß Bayern wenigstens durch Abänderung seiner grundhäßlichen Marken seinen Ruf als „Kunststaat“ wahren möchte. Man wird sich eben so einzurichten haben, daß man im nichtbayrischen Reich und im Ausland vor der nächstliegenden und berechtigtsten Kritik bestehn kann. Dem Vorschlage, die neuen Marken mit den Bildnissen der Fürsten der vier oder fünf größten deutschen Staaten (außer Bayern) zu versehen, könnte man wohl zustimmen; ich glaube aber doch, daß die Germania das einzig richtige Markenbild für uns ist, es dürfte nur etwas feiner ausgeführt sein. Eine Inschrift auf den Marken, außer der Wertzahl, scheint mir ganz entbehrlich. Die neuen Postkarten tragen mit Recht als Aufschrift außer den Andeutungen für die Adresse nur dieses Wort; warum soll man bei den Freimarken nicht ähnlich verfahren, d. h. die Nennung von Ursprungsland oder Geltungsbereich weglassen? Wenn man ohne Text nicht auskommen zu können glaubt — der gründliche Deutsche ist ja hier etwas ängstlich, und ich habe mich schon oft gewundert, daß auf den deutschen Briefmarken nicht z. B. eine gründliche Anleitung zu ihrer Befestigung auf den Briefumschlägen steht —, so würde als Text gewiß das Wort Post vollständig genügen, die Postmarken von andern Marken (Steuermarken, Versicherungsmarken u. s. f.) zu unterscheiden. E. H.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Jetzt ist die Verfassung

Dieses Werk ist gemeinfrei. Es darf kopiert, verbreitet und bearbeitet werden, auch kommerziell, ohne Einschränkungen. Die Nutzung ist ohne Quellenangabe und Lizenzhinweis möglich.

und weil die Einverleibung in die Hauptstadt des Bois de Boulogne mit den es begrenzenden Villenorten: Boulogne, Neuilly, Levallois, Clichy usw. besonders wünschenswert erscheint; die Nordfront aber ist durch die alten Befestigungen von St. Denis, sowie durch die neuen Forts von Ecouen, Domont, Margency usw. in hervorragender Weise gesichert. Die Schwierigkeit, das Projekt in Gesetzesform zu kleiden, beruhte teils in technischen Fragen, teils in der finanziellen Frage, die wegen der Verwertung des frei werdenden Geländes erhoben wurde. Die Regierung gewann nämlich die Überzeugung, daß es nicht empfehlenswert sei, das ganze durch Niederlegung der Umwallung frei werdende Terrain sofort zu verkaufen; es sei, heißt es in den Motiven, so umfangreich, daß dadurch der Preis gedrückt werden würde, umso mehr, als es vielfach an jetzt noch wenig bevölkerte Außenquartiere grenze und demnach an und für sich einen verhältnismäßig geringen Wert habe im Vergleich zu dem Preise, den es in Zukunft erlangen werde. Nur der Geländeabschnitt, der unmittelbar an das Bois de Boulogne grenzt, würde sofort einen hohen Verkaufspreis erzielen; man hatte deshalb auch die Frage erwogen, ob nicht vorläufig nur dieser Teil der Umwallung niedergelegt werden solle. Zu diesen verschiednen Erwägungen gesellte sich nun noch die Frage der städtischen Zollerhebung, die im Budget der Stadt Paris eine große Rolle spielt, und deren Erhebung auf ernste Schwierigkeit stoßen würde von dem Augenblick an, wo nach einer Richtung hin diese Zollschranke durch Niederlegung der Umwallung mit ihren Thoren beseitigt würde. Diese Schwierigkeit bliebe weg, wenn es sich lediglich um den an das Bois de Boulogne grenzenden Abschnitt handeln würde, da dieses schon jetzt als innerhalb der Zollgrenze liegend betrachtet wird.

Nach langen Beratungen sind die beteiligten Militärbehörden und der oberste Kriegsrat, die zu einem Comité de défense vereinigt waren, zu dem Ergebnis gekommen, daß die Umwallung von Paris geschleift werden könne unter den nachstehenden Voraussetzungen: 1. Errichtung einer neuen Enceinte zwischen Pantin und St. Denis; 2. Anlegung von flankierenden Werken längs der Seine von St. Denis bis zum Point du Jour; 3. Verstärkung der Hauptverteidigungslinie.

Hierbei scheint es sich also — dem Wortlaute der Veröffentlichung nach — um die Niederlegung der ganzen Enceinte zu handeln. Dem gegenüber hat nun aber der oberste Kriegsrat die Möglichkeit zugestanden, daß nur der Teil der Umwallung, der sich längs des Bois de Boulogne hinzieht, geschleift werde; in diesem Falle brauchten nur die oben unter 1 und 2 bezeichneten Arbeiten ausgeführt zu werden. Auf dieses letzte Projekt nimmt der vorgelegte Gesetzentwurf Rücksicht, indem er sechzehn Millionen für die Errichtung einer neuen Enceinte zwischen Pantin und St. Denis und eine Million für die Herstellung von flankierenden Werken zwischen St. Denis und Point du Jour verlangt. Die Ausgaben für die Verstärkung der Hauptverteidigungslinie sollen auf die spätern Terrainverkäufe angerechnet werden, und das Kriegsministerium soll in den Stand gesetzt werden, die Arbeiten spätestens sechs Monate nach der Bewilligung der Kredite zu beginnen.

Dieser Gesetzentwurf findet nun aber in sachverständigen französischen

Kreisen durchaus nicht allerseits Beifall, sondern man begegnet vielfach der Ansicht, daß man entweder die jetzige Umwallung bestehn lassen oder sie ganz niederlegen müsse. So äußert sich z. B. in der France Militaire der bekannte Mitarbeiter, General Prudhomme, entschieden gegen das vorgelegte Projekt. Er sagt, daß auf diese Weise sofort siebzehn Millionen zum Fenster hinausgeworfen würden, während viele andre Millionen folgen würden, denn die Niederlegung nur eines Teils und die Neuerrichtung der Umwallung werde über kurz oder lang dieselbe Operation für die ganze Enceinte nötig machen; sie sei — aus dem Jahre 1840 stammend — nach allen Seiten hin zu eng geworden; es könne sich also nicht darum handeln, sie nur stellenweise hinauszuschieben, sondern sie müsse vollständig abgebrochen und bis auf die Linie der alten Forts erweitert werden, sowie die Hauptverteidigungslinie von den alten Forts auf die neuerbauten verlegt worden sei. Man solle also, um unnütze Kosten zu sparen, sofort damit beginnen, eine neue Enceinte auf der Linie der alten Forts zu errichten, indem man dazu das Material der niederzulegenden jetzigen Umwallung benutze und die Herstellungskosten aus dem Erlös des freiwerdenden Terrains nehme. Die neue Umwallung solle übrigens nur den Zweck haben, die Hauptstadt vor einem Handstreich von Streifkorps oder eines kühnen Kavalleriekorps zu schützen, dem es gelungen sei, die große Befestigungszone der Forts zu durchbrechen. Sie solle nur als Bindeglied der alten Forts dienen, nach außen mit Graben, nach innen mit einem Wall und in gewissen Zwischenräumen mit Geschützbettungen versehen sein. Sie werde dann, zugleich als Schranke für den städtischen Zoll dienend, ungefähr drei Millionen Einwohner umschließen, das heißt, beinahe die gesamte Bevölkerung des Seinedepartements, dessen Einwohnerzahl 3670000 Köpfe betrage. Nach und nach würden die so eingeschlossenen Gemeinden mit Paris vereinigt werden und acht bis zehn neue Bezirke bilden. Dann würde wahrscheinlich der Augenblick gekommen sein, aus der Stadt Paris ein Departement Paris zu bilden, das in vier Unterpräfekturen St. Denis, Vincennes, Gentilly, Neuilly einzuteilen wäre. Ganz abgesehen von politischen Erwägungen würde dieses Projekt gegenüber dem ministeriellen die nachstehenden Vorzüge haben: 1. die Ersparnis von siebzehn und mehr Millionen, die jetzt für eine nicht vollständige Ausdehnung der alten Enceinte ausgegeben würden. Diese Erweiterung müsse man später doch vervollständigen und zu diesem Zwecke nicht allein den jetzt unberührt bleibenden Teil der Umwallung schleifen, sondern auch die jetzt neu zu errichtende zwischen Pantin und St. Denis, sowie die Werke zwischen St. Denis und Point du Jour wieder abtragen (General Prudhomme giebt keine Gründe für diese Notwendigkeit an); 2. die endgiltige Lösung der Befestigungsfrage zu möglichst geringen Kosten; 3. den Wegfall der Notwendigkeit, die Hauptverteidigungslinie zu verstärken.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß man vorläufig wenigstens nicht daran denkt, eine geschlossene bastionierte Umwallung von Paris aufzugeben, denn auch die Stellen, die eine beschränkte Niederlegung längs der West- und Nordfront empfehlen, wollen eine neue, nur weiter hinausgeschobne Umwallung herstellen. Daß hierbei nicht nur militärische Gründe obwalten, sondern

auch finanzielle und politische, darauf ist schon hingewiesen worden. Der Pariser ist gewohnt, für seine Stadt und seine eigne Person eine gewisse Sicherheit in der Enceinte zu sehen, die ihm mit ihren krenellierten Mauern, ihren Thoren und Türmen jeden Tag mehr oder weniger vor Augen tritt, während er die Außenforts, namentlich die neuen, nur ab und zu einmal zu Gesicht bekommt. Deshalb würde die gänzliche Niederlegung der Enceinte dem Pariser äußerst unsympathisch sein, ihm sogar bedenklich erscheinen. Den Grundsätzen der heutigen Befestigungslehre entspricht allerdings eine derartige Umwallung nicht mehr, und die fortifikatorische Sicherung von Paris erscheint auch *ohne diese* in einer Weise durchgeführt, daß weder von einer Zernierung noch von einer förmlichen Belagerung die Rede sein könnte. Bei andern großen Festungen, wie Epinal, Reims, Lyon, Dijon usw., hat man das Prinzip der Stadtumwallung fallen lassen, zugleich mit der Herstellung weit vorgeschobner Außenorts und befestigter Lager. — Der Zeitpunkt, wo eine eingreifende Umwandlung der Pariser Befestigungen in Aussicht steht, erscheint geeignet, einen Rückblick auf die Befestigungen zu werfen, die im Jahre 1870 die Hauptstadt schützten und gegen die sich unsre Operationen — Belagerung, Einschließung, Beschießung — richteten, und auf die Veränderungen, die sie nach dem Kriege bis auf den heutigen Tag erlitten haben.

Paris wurde in den Jahren 1841 bis 1844 unter dem Ministerium Thiers mit einem Kostenaufwand von 140 Millionen Franken befestigt durch Erbauung der Umwallung, die einen Umfang von 33 Kilometern hat und mit 94 Bastionen und 67 Thoren versehen ist, und durch Herstellung von 16 Außenforts und 8 Redouten. Diese Forts bildeten und bilden noch eine Linie von 55 Kilometern Länge, waren etwa 3 bis 4 Kilometer vorgerückt und galten als ein fortifikatorisches Riesenwerk. Sie waren berufen, während der Belagerung von 1870/71 die Hauptstadt zu schützen und haben bekanntlich ihre Aufgabe bis zu einem gewissen Punkte erfüllt. Gegen die Wirkung der modernen Geschütze und der vollständigen Zernierung konnten sie allerdings nicht genügen. Aus den Erfahrungen der Belagerung ergab sich die Notwendigkeit, eine umfassende Erweiterung und Verstärkung der Befestigungen vorzunehmen, wenn man überhaupt die Absicht hatte, Paris als Festung ersten Ranges zu erhalten. Im Jahre 1874 wurden zu diesem Zweck 60 Millionen Franken bewilligt, eine Summe, die jedenfalls wesentlich überschritten worden ist. Zur Durchführung des neuen Befestigungsplans handelte es sich zunächst um die Herstellung von sieben neuen Forts erster Ordnung mit je 1200 Mann Besatzung und sechzig schweren Geschützen, von vierzehn Forts zweiter Ordnung mit je 600 Mann und 24 Geschützen und etwa 40 Batterien und Redouten mit je 200 Mann und 6 Geschützen. Außerdem sind aber vielfach Zwischenwerke errichtet worden, sowie selbstverständlich die nötigen Verbindungen durch Schienenwege, telegraphische und elektrische Anlagen. Die neuen Forts sind weit über die Einschließungslinien von 1870/71 hinaus vorgeschoben worden, sodaß der damalige Umfang von 55 Kilometern eine Erweiterung auf etwa 130 Kilometer erfahren hat. Der Durchmesser beträgt 5 und $6^1/_2$ Meilen, und es sind etwa zwanzig Quadratmeilen in eine „befestigte Provinz“ verwandelt worden. Man unter-

scheidet bei diesen neuen Befestigungen drei verschanzte Lager: das Nordlager zwischen der untern Seine und dem Ourcqkanal; es besteht aus: Fort Cormeil (I. Ordnung) mit fünf Batterien und den Redouten Franconville und Sannois auf dem sich von Herblay nach Sannois erstreckenden Höhenzug, der in seinem südlichen Ende im Jahre 1870 von deutschen Befestigungen gekrönt war. Auf dem nördlichsten Ausläufer dieses Plateaus ist das Fort Montlignon (II. Ordnung). Weiter östlich, nördlich von St. Denis das Fort Domont (I. Ordnung) mit einer Batterie und das Fort Ecouen (II. Ordnung) mit zwei Batterien auf dem Plateau von Montmorency. Dahinter in zweiter Linie: Fort Montmorency (II. Ordnung), Reduit de la Butte Pinçon und Fort Garges (II. Ordnung). Auch dieser Geländeabschnitt war 1870 unsrerseits mit mehrfachen Feldbefestigungen versehen worden. Das am nördlichsten liegende Fort Domont ist mehr als 9 Kilometer von St. Denis und mehr als 13 Kilometer von der nördlichen Enceinte entfernt.

Das Ostlager erstreckt sich zu beiden Seiten der Marne vom Ourcqkanal bis zur Seine bei Villeneuve St. Georges. Hier ist zunächst das Fort Vaujours (I. Ordnung) mit zwei Batterien südlich der nach Meaux führenden Straße; das gleichnamige Dorf grenzt an den kleinen Ort Le Vert Galant, dessen Häuser sich längs der großen Straße hinziehn, und wo sich während der Belagerung von Paris das Hauptquartier des sächsischen Armeekorps befand. Es folgt dann weiter südlich das Fort Chelles (II. Ordnung) mit Batterie Montfermeil; das Fort ist auf derselben Höhe erbaut worden, wo 1870 zwei sächsische Belagerungsbatterien standen. Jenseits der Marne folgt Batterie Noisy le Grand, Fort Villers (II. Ordnung), Fort Champigny (II. Ordnung), Fort Sucy (II. Ordnung), zwischen beiden die Batterie Ormesson und endlich an der Seine das Fort Villeneuve St. Georges (I. Ordnung) mit zwei Batterien.

Das Südwestlager, das die Städte Sceaux, Palaiseau, Versailles und Marly umschließt, hat die nachstehenden Befestigungen: Fort Butte Chaumont (II. Ordnung), Fort Palaiseau (I. Ordnung) mit zwei Batterien; dahinter, nördlich des Bièvrebaches und der großen Ringbahn (grande ceinture) das Fort Verrières (II. Ordnung) mit fünf Batterien und Redouten, und noch weiter nördlich als dritte Linie das Fort Châtillon mit zwei Batterien und östlich davon bei Villejuif das neu erbaute Fort des Hautes Bruyères. Es folgt dann Fort Villeras (II. Ordnung), Fort du Haut Buc (II. Ordnung), und dann auf dem Plateau südlich von Versailles fünf Batterien (Gruppe Satory), an die sich die Gruppe St. Cyr anschließt, die aus dem Fort St. Cyr (I. Ordnung) und dem Fort Bois d'Arcy mit sieben Batterien besteht. Die Befestigungslinie wird abgeschlossen durch die Werke von Marly, nämlich Fort Marly (I. Ordnung) mit sieben Batterien auf der Hochebne südlich von Marly und zwei westlich des Waldes gleichen Namens vorgeschobne Batterien. Zwischen Marly und der Position von Cormeilles (s. o.) sind keine Befestigungen ausgeführt, weil man den vierfachen Lauf der Seine als genügenden Schutz betrachtet, und die beiden genannten Festungsgruppen, ebenso wie der Mont Valérien am Südende der Halbinsel von Argenteuil etwaige feindliche Unternehmungen wirksam flankieren könnten. Diese Erwägungen haben auch

unſtreitig dazu beigetragen, eine Niederlegung der alten Umwallung längs der Nordweſtfront als am erſten angängig erſcheinen zu laſſen.

Wenn wir uns bemüht haben, im Vorſtehenden einen Überblick über die jetzigen Befeſtigungen von Paris zu geben, um dadurch das Urteil über die neue Geſetzesvorlage zu erleichtern, ſo müſſen wir bemerken, daß wir nicht für unbedingte und allſeitige Zuverläſſigkeit aller Angaben über die äußerſte Verteidigungslinie einſtehn können. Die Angaben, die wir aus den neuſten uns bekannten Veröffentlichungen ſchöpfen, wir benutzen namentlich die als zuverläſſig bekannte Arbeit von F. M. von Donat, „Die Befeſtigung und Verteidigung der deutſch-franzöſiſchen Grenze“ (Berlin, Mittler und Sohn, 1894), ſtimmen nicht immer überein, und es ſind in der letzten Zeit verſchiedne Veränderungen eingetreten durch den Ausbau und die Erweiterung einzelner Werke. Daß die gänzliche Niederlegung der direkten Umwallung nur eine Frage der Zeit ſein kann, erſcheint uns zweifellos; eine Stadt wie Paris kann auf die Länge keine Begrenzung ihrer Ausdehnungsfähigkeit vertragen, und ihre Sicherheit gegen feindlichen Angriff beruht nicht mehr auf Mauer und Graben von Umwallungen, ſondern auf den getrennte Feſtungsgruppen bildenden drei mächtigen verſchanzten Lagern, die ein Bombardement der Stadt, ebenſo wie eine Aushungerung, wie 1870/71, unmöglich zu machen ſcheinen. Daß ſolche weitausgreifende Befeſtigungsanlagen auch ihre großen Schattenſeiten und ernſte Bedenken haben, namentlich inſofern als ſie der Feldarmee Hunderttauſende von Streitern entziehn, darauf iſt in den letzten Jahren von den namhafteſten Militärſchriftſtellern vielfach hingewieſen worden. Ein näheres Eingehn auf dieſe Frage würde den Zweck dieſer kurzen Betrachtung weit überſchreiten.

v. W.

# Eindrücke aus der modernen Verwaltung Preußens,

## beſonders in der Kreisinſtanz

Von P. v. Hedemann

(Fortſetzung)

### 4. Der Verkehr mit der Bevölkerung

Wie eine mandarinenhafte Abſchließung jedes Vorgeſetzten gegen das außerdienſtliche Leben, gegen die rein menſchlichen Intereſſen und Wünſche ſeiner Untergebnen ihn wohl vor der Gefahr ſtarker perſönlicher Eindrücke zu Gunſten oder Ungunſten des Einzelnen bewahrt, andrerſeits aber leicht eine Stimmung erzeugt, die einem friſchen Berufsleben, einer wahren Freude an der Arbeit in bedenklichem Maße entgegenwirkt, ſo iſt es auch beim Verkehr des Verwaltungsbeamten mit der Bevölkerung. Auch hier bewahrt eine gewiſſe Unnahbarkeit natürlich vor der Verſuchung, vorſchnell einem Bittſteller eine günſtige Entſcheidung zu gewähren, vor der Unannehmlichkeit, ihn trotz alles

Anhaltens mündlich mit einer Bitte abweisen zu müssen, vor der Schwierigkeit, sich schnell über eine Angelegenheit zu informieren, auf die man nicht gefaßt war; dennoch muß man die Vorteile mündlichen Verkehrs, wie mir scheint, sehr hoch anschlagen. Der mündliche Verkehr gewährt dem unbeholfenen Mann aus niederm Stande erst die Möglichkeit, sich zu verständigen, er ermöglicht eine weit vollständigere und deutlichere Erörterung, als der Schriftverkehr geben kann, er faßt Rede und Gegenrede, neue und alte Erwägungen in einen kurzen Zeitraum zusammen; er erlaubt einen Wechsel der Taktik im Augenblick des Bedürfnisses.

Freilich wird gerade im mündlichen Verkehr der Verwaltungsbeamte zunächst und vor allem die schwere Kunst des Zuhörens üben müssen; es wird sich weitaus in den meisten Fällen empfehlen, den mündlichen Verkehr allein zur Klarstellung der Sachlage zu benutzen. Die Entscheidung am Schlusse der Besprechung abzugeben, bleibt in den meisten Fällen und besonders dann, wenn nicht alle Interessenten und Unterbehörden zugleich gehört werden, gefährlich und kann leicht dazu führen, daß man später bereut, was man unter dem starken Eindruck des Augenblicks verfügt hat. Es gehört eine große Klarheit des Geistes dazu, sich unter solchem Eindruck jedesmal alle Unterlagen der Entscheidung zu vergegenwärtigen, und im allgemeinen wird diese umsichtiger getroffen werden, wenn sie — und wäre es auch kurz nachher — am Schreibtisch und unter dem Zwange schriftlicher Darlegung der Gedanken abgegeben wird. Geborne Führer von Kavalleriedivisionen, die galoppierend im Sattel weittragende Entschlüsse in kürzester Frist fassen und ändern, erfordert der Staatsdienst im allgemeinen nicht.

Wer häufig als Beamter oder auch sonst den mündlichen Verkehr mit Leuten niedern Standes gepflogen hat, wird immer wieder überrascht sein über die Fülle von richtigem Takt in deren Benehmen; die Notwendigkeit, sich mächtigern Wünschen anzupassen, hat hier durchgängig ein Feingefühl erzeugt, das man im Verkehr der höhern Stände untereinander durchaus nicht so regelmäßig findet. Der gewöhnliche Arbeiter, dem ich in meinem Dienstzimmer einen Stuhl mir gegenüber anbiete, wird fast nie vergessen, welche Stellung ich ihm gegenüber einnehme. Bescheidenheit und dabei Einsicht wird man auch da bei ihm nicht vermissen, wo er, wie jetzt nach den §§ 59 ff. des neuen Invalidenversicherungsgesetzes, zur Mitwirkung mit dem Beamten bei Entscheidungen in einer Instanz berufen ist, in der er vollberechtigt mit seiner Stimme neben dem Beamten als Vorsitzenden steht. Gewiß wird dieser ihn in andrer Weise, als hätte er einen Gebildeten vor sich, über den Inhalt der gesetzlichen Bestimmungen informieren müssen; gewiß wird er die Information sehr ausführlich gestalten, auf einen und denselben wichtigen Punkt von verschiednen Seiten ein paarmal kommen müssen, Wiederholungen nicht scheuen dürfen, dann aber wird er auch mit Freude das Verständnis bemerken, das auch einfache Leute dem Kern eines komplizierten Gesetzes entgegenbringen, und wie dann auch ihr deutsches Rechtsgefühl unbewußt über die Neigungen ihres Gemütes siegt, wie sie ohne Schwierigkeit und ohne geistige Vergewaltigung für begründete Ablehnungen zu haben sind. Dieselbe

Beobachtung habe ich auch immer bei der Erörterung von Reklamationen im Ersatzgeschäft gemacht, wo die freilich meist dem Bauernstande angehörenden, aber doch mitunter auch sehr einfachen bürgerlichen Mitglieder nicht nur mit Eifer, sondern auch mit gewissenhafter Bindung an die Rechtslage ihr Urteil fällten. Dasselbe wird wohl jeder Schöffenrichter bestätigen, und die Spruchpraxis unsrer Schwurgerichte ist nur darum so unbefriedigend, weil den Leuten im entscheidendsten Augenblicke der sachkundige Hinweis auf das, was Rechtens ist, fehlt, weil sie ihrem unsichern Rechtsgefühl allein überlassen sind.

Wie sehr kann sich der Landrat durch einen höflichen und hilfsbereiten Verkehr die Herzen seiner Leute gewinnen; wie sehr vermag er sie aber auch dadurch zu schonen, daß er vorsichtig vermeidet, ihnen da, wo sie ihr Kostbarstes haben, unnötig fremd gegenüberzutreten, auf dem Gebiete der Religion. Die Stellung des Landrats in einem konfessionell einheitlichen Gebiete ist hier ebenso einfach, wie die in einem gemischten verantwortlich. Gewiß kann hier jeder nur nach seiner innersten Überzeugung handeln, gewiß kann der Landrat als politischer Beamter in die Lage kommen, gegenüber seinen katholischen Kreiseingesessenen z. B. in Wahlzeiten eine gegensätzliche Stellung einzunehmen, wenn das Interesse der Regierung die Bekämpfung eines Zentrumskandidaten verlangt. Aber zu andern Zeiten, in jeder andern Lage thut nach meiner Ansicht der Landrat wohl, den konfessionellen Unterschied, wo es irgend geht, und bis in seine gesellschaftlichen Beziehungen hinein nach Kräften zu ignorieren, positiv wie negativ Parität zu üben, ja sich eines starken äußerlichen Interesses für die Ausbreitung der Konfession, der er selbst angehört, zu enthalten. Ich weiß sehr wohl, daß diese Forderung eines interkonfessionellen Landrats, so wie sie ausgesprochen wird, bei der Bedeutung der Religion für den Einzelnen und bei der Thatsache, daß er nun doch einmal neben andern auch Mitglied seiner Kirchengemeinde ist, unerfüllbar bleibt; sie soll auch weiter nichts als meine Auffassung darüber wiedergeben, in welcher Richtung das Staatsinteresse liegt, in welcher Richtung sich also das Verhalten des Landrats bewegen soll. Er wird sein Verhalten um so mehr dieser Richtung anpassen können, je mehr er von der Überzeugung durchdrungen ist, daß keine unsrer Konfessionen ein getreues Abbild der Kirche des Herrn darstellt, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, was gerade die Diener unsrer Kirche leider recht oft vergessen. So lange nicht die freiwillig gebende Liebe der Gläubigen, sondern der Steuerexekutor und die Gerichte des Staates unsern Geistlichen die Mittel ihrer täglichen Subsistenz verbürgen, thun sie Unrecht und haben seit den Zeiten Heinrichs IV. Unrecht gethan, sich gegen die weltliche Beteiligung an der Investitur und gegen die staatliche Überwachung zu sträuben.

### 5. Die Volksschule

Das Kirchenwesen und das Volksschulwesen haben in Preußen immer zu den schwierigsten Verwaltungsgebieten gehört. Für den Landrat kommt bei der Schule noch eine besondre Schwierigkeit hinzu. Oft ist die Frage erörtert worden, ob es nicht richtig wäre, auch im Schulwesen der Kreisinstanz dieselben Befugnisse zu übertragen, die sie als überwachende und entscheidende Behörde

z. B. im Polizei-, Kommunal- und Steuerwesen hat, und den Landrat in die Organisation der Schulaufsichtsbehörden einzufügen; thatsächlich tritt er ja schon jetzt oft genug als Kommissar der Regierung bei den Verhandlungen mit den Schulgemeinden auf; aber seine Auffassung ist nicht maßgebend und findet aus verschiednen Gründen, wenn er nicht eine sehr genaue Fühlung mit der Bezirksinstanz hat, häufig nicht deren Billigung. Seine Stellung in Schulsachen ist nicht ganz befriedigend, aber eine Änderung, eine Erweiterung seiner Zuständigkeit könnte doch erst dann erfolgen, wenn die Unterhaltung der Volksschulen nach festen Normen geregelt und nicht mehr in so hohem Grade wie jetzt auf Staatsbeihilfen begründet wäre, die in jedem Falle nach dem Ermessen der Ministerialinstanz festgesetzt werden. So lange in allen bedeutendern Schulsachen an die höhere Instanz berichtet werden und von ihrer Entscheidung die ganze Maßnahme abhängig bleiben muß, so lange findet der Landrat im Organismus der staatlichen Schulaufsicht keinen selbständigen Platz.

Gewiß bliebe auch dann, wenn in diesem Punkte Wandel einträte, eine Schwierigkeit bestehn. In der Regierungsabteilung vereinigen sich äußere und innere Schulaufsicht, denn im Kollegium sitzen Beamte der allgemeinen Verwaltung und Schulmänner; aber der Kreisinstanz fehlt die kollegiale Verfassung, und sie würde hier auch nichts im Sinne des Zedlitzschen Entwurfs, der in der Bezirksinstanz das Kollegium aufheben wollte, an die Stelle setzen können. Der Regierungspräsident ist der Vorgesetzte der Schulräte, aber der Landrat kann nach den Grundlagen der heutigen Verfassung der Kreisbehörden nicht der Vorgesetzte des Kreisschulinspektors sein.

Die Übelstände der Schulunterhaltung liegen darin, daß die Gesetze ungenügend sind und in vielen Tausenden von Gemeinden finanziell unausführbar. Dadurch, daß bei größern Aufwendungen für die Volksschule in zahllosen Fällen eine Staatsbeihilfe erbeten werden muß, wird eine wirklich befriedigende Thätigkeit der Kreisinstanz fast ausgeschlossen; immer wieder tritt ein unvermeidlicher Widerstreit ein zwischen den Interessen, die der Landrat als Aufsichtsbehörde der Landgemeinden für diese wahrnehmen soll, und den Anforderungen, die er als Organ der Regierungsabteilung zu stellen angewiesen wird. Oft genug wird sich der Landrat da, wo eine lebhafte persönliche Verständigung zwischen ihm und den Dezernenten der Abteilung fehlt, in der Lage sehen, bei der Regierung auf eine Ermäßigung der Anforderungen mit allem Nachdruck hinzuwirken. Wie viel Vertrauen hat die Regierung allein schon dadurch verloren, daß sie verlangt, daß Schulerweiterungsbeschlüsse bedingungslos gefaßt werden müssen, und daß dann hinterher durch Abstriche an den Anschlägen die Staatsbeihilfen geringer ausfallen, als der Landrat sie guten Glaubens mündlich in Aussicht stellte, damit er jene Beschlüsse überhaupt zustande brächte. Eine gewisse Einseitigkeit in der Wahrnehmung ihrer Ressortinteressen hat jede Behörde, und darin liegt auch ein großer Teil ihrer Kraft. Auch die Schulabteilungen sind gewiß nicht davon frei; aber der Landrat wird oft darauf bestehn müssen, daß in Gemeinden, wo sogar die primitivsten Bedürfnisse wirtschaftlicher Kultur noch unbefriedigt sind, die Schulfrage ganz anders und viel bescheidner beurteilt wird als in wohlhabenden und gesättigten Gemeinden.

Das Streben, die Lage der Volksschulen einheitlich zu machen, wird doch oft übertrieben, und nicht zum wenigsten auf Antreiben der Lehrerschaft. Es ist gewiß eines der betrübendsten Bilder in deren Entwicklung, daß der einzelne Lehrer oft so sehr das Gefühl verloren hat, in seiner Wirkungsgemeinde auch zugleich seine engste Heimat zu sehen, sich als Genosse der Bewohner seines Dorfes, als Unterthan ihrer Obrigkeit zu fühlen, mitzuempfinden, was die Gemeinde an Lasten trägt, auch an Abgaben für Kulturzwecke, auch an Steuer für sein Gehalt. Oft ohne Rücksicht auf solche Erwägungen, zuweilen auch ohne Gefühl für den Druck, der auf kleinen und kümmerlichen Gemeinden lastet, stellt ein Teil der Lehrerschaft, der nur das Standesinteresse vor Augen hat, Forderungen, von denen er wissen sollte, wie sie die Menschen, unter denen er tagaus tagein wirkt, übermäßig belasten müssen. Zufriedenheit bei Lehrern ist selten geworden; desto größer ist für einen Verwaltungsbeamten die Freude, sie hier und da zu treffen. Man sagt mit Recht, daß alle Verkehrsschwierigkeiten zugleich Hindernisse für die Verwaltung sind. Dennoch war es in einem kleinen abgelegnen oberhessischen Walddorf, wo ich zum erstenmal einen jungen intelligenten Lehrer antraf, der sich nicht nur zufrieden, sondern sogar glücklich über seine Stelle äußerte. Er hatte gewiß Ursache dazu; die Leute im Dorfe hatten vieles für ihre Schule gethan; man sah, daß sie stolz darauf waren. Irgend eine bedeutende und thatkräftige Persönlichkeit hatte in dieser Einsamkeit ein gutes Verständnis für Volksbildung zu erzeugen gewußt und die Bewohner opferwilliger gemacht, als es manche Nachbardörfer waren; aber immerhin war die Stelle weit von jeder Stadt entfernt, einsam und bei ärmlicher Umgebung nicht besser als zahlreiche andre, deren Inhaber aus dem Klagen gar nicht herauskamen.

Sind die Anforderungen, die von der Regierung für die Schulzwecke gestellt werden, oft eine harte Last für den Bauern, so kann man freilich auch nicht verkennen, daß die Geduld der Behörde von den Dorfbewohnern mitunter auf ziemlich harte Proben gestellt wird. Wenn nach einer Neuwahl zum Gemeinderat die einjährigen Verhandlungen über das Grundstück für eine neue Schule plötzlich vergebens gewesen sind bloß deshalb, weil die neue Mehrheit nun will, daß ein andres Stück Land an die Schulgemeinde verkauft werde; wenn notorisch leistungsunfähige Ortsgemeinden hartnäckig darauf bestehn, aus einem Schulverbande auszuscheiden und für kaum dreißig Kinder eine eigne Dorfschule zu gründen, in dem vollen Bewußtsein, daß nur außerordentliche Staatsbeihilfen das ermöglichen könnten, und daß dabei die Regierung diese Abtrennung schultechnisch für überflüssig hält, so kann man es begreifen, daß mitunter ein ziemlich starker Ton die Verfügungen der Schulaufsichtsbehörde durchweht.

Meist sind es ja in den Gemeinden Unverstand und mangelnde Einsicht, Interessenwiderstreit und Entschlußlosigkeit, die die Geduld der höhern Behörden oft auf eine harte Probe stellen. Aber es kommt doch auch vor, daß sich der Verwaltungsbeamte offenbar einem bösen Willen gegenüber sieht; dann gilt es die überaus wirksame Skala polizeilicher Zwangsmittel unnachsichtlich anzuwenden, alle Winkelzüge des Beschwerdewegs durch eine unver-

zögerte Exekution zu verleiden, keine Zweifel aufkommen zu lassen, daß die Obrigkeit nicht mit sich spielen läßt. Es kommt mitunter vor und stellt sich zweifellos heraus, daß der Stein des Anstoßes in den entgegenstehenden Privatinteressen des Ortsvorstehers liegt; in solchen Fällen habe ich mich nicht lange besonnen, seinen Stellvertreter mit der weitern Verhandlung zu betrauen und dann den Erfolg gehabt nicht nur, daß diese Maßregel auf die Bevölkerung tiefen Eindruck machte, sondern auch daß das, was bis dahin gar nicht durchzusetzen war, jetzt plötzlich ging. Wer freilich als Beamter in ein ganz neues Wirkungsgebiet, in eine ihm fremde Landschaft verschlagen wird, wird meist gut thun, sich solange einer zu lebhaften Initative zu enthalten, bis er gründlich Menschen und Dinge um sich herum studiert und beobachtet hat.

### 6. Verschiedenartigkeit der Volksbildung in verschiednen Landesteilen

Auch der Westen hat seine Polenfrage. Zu Hunderttausenden in den Grenzen des Industriereviers angesiedelt, haben hier polnische Berg- und Eisenarbeiter ihre eigne Presse, ihre eigne Vereinsorganisation, ihr eignes nationales Leben, streng abgeschlossen gegen das Deutschtum, auch gegen die deutsche Kirche; denn schmerzlich klagen dort die katholischen Pfarrer über die Unkirchlichkeit der Polen. Welche Schwierigkeit für die Lehrer der Dorfschulen, italienische und polnische, belgische und holländische, südslawische und deutsche ABC-Schüler in die Geheimnisse des elementaren Wissens einzuführen; wie muß hier das Endziel der Volksbildung leiden!

Und doch wird diese Bildung von der Arbeiterklasse fast nirgends in Deutschland so geschätzt als gerade hier. Die ständigen Lohnarbeiter der Industrie haben längst den Wert der Bildung erkannt; hohe Löhne befähigen sie, bei guter Bildung allmählich in die höhern Klassen der Gesellschaft aufzusteigen. Der gelernte Arbeiter hat sich aus dem vierten Stande emporgearbeitet; Werkmeister und Steiger sind den selbständigen Handwerkern durchgängig ebenbürtig, oft überlegen; der gelernte Arbeiter bildet eine neue soziale Schicht, eine neue Form des dritten Standes. Das ist etwas, was dem Leben in dem Industriegebiet einen so wunderbaren Reiz giebt. Nicht nur die Stellung des Arbeiters hat sich in der Großindustrie so stark zu verschieben begonnen, auch die Fabrikherren haben durch ihren Aufschwung angefangen, in eine gesellschaftliche Stellung zur Krone zu kommen, die in allen Monarchien jederzeit ein Mittel gewesen ist, dem Adel einen gewissen politischen Einfluß zu verbürgen. Niemand wird es je wieder vergessen, der einmal einen Blick in das rastlose Schaffen der genialen Männer gethan hat, die mit unvergleichlicher Kraft, mit weltumspannendem Blick aus Kohle und Eisen ein so reiches Leben geschaffen haben. Niemand wird ohne einen Anflug von Heimweh zurückdenken können an die lodernde Pracht der Hochöfen, die nur ein Thor eine Unzierde der Landschaft nennen kann, niemand wird ohne Freude zurückdenken können an den eigentümlichen Zauber der ersten Einfahrt in das Gebiet der schwarzen Diamantenfelder oder an die Titanenkraft von Feuer und Maschine in den riesigen Stahl- und Walzwerken.

Aber keiner, der das Glück gehabt hat, in dieser Gegend zu leben und

zu wirken, wird auch vergessen können, wie alles dort lebt und wirkt, nicht mechanisch die Arbeit abmacht, sondern voll Verständnis an großen Werken mitthut, alles bis zum Arbeiter hinunter, wenigstens zum gelernten Arbeiter. Sie kennen die Bedeutsamkeit ihrer Arbeit, sie wissen sie mit den großen wirtschaftlichen Fragen des nationalen Lebens in Verbindung zu setzen. Man wird sich immer gern des Erstaunens erinnern, mit dem man bei der Gründung der Flottenvereine die Industriearbeiter in großen Mengen diesen beitreten sah, obgleich sich die Fabrikherren auch hier vorsichtig genug jedes fühlbaren Druckes enthielten, eine Enthaltsamkeit, die sie im Interesse der guten Beziehungen zu ihrer Arbeiterschaft auch sonst in politischen Dingen meist zu üben pflegen. Manche Herren tragen sogar Bedenken, den Einschätzungskommissionen genaue Angaben über die Arbeitslöhne ihrer Leute vorzulegen; die Folge davon ist dann, daß in Zeiten hoher Konjunktur recht häufig der Arbeitsverdienst durch die Kommission überschätzt wird, und daß hinterher eine wahre Sintflut von begründeten Berufungen erfolgt, die man durch eine rechtzeitige Aufklärung der Lohnverhältnisse hätte vermeiden können. Welche Arbeit entsteht den Behörden schon ohnehin bei der enormen Bewegung der Bevölkerung dadurch, daß die Militär- und Steuerlisten immer auf dem Laufenden erhalten werden müssen, hier, wo fast jeder gesunde Arbeiter staatssteuerpflichtig ist, und wo verhältnismäßig geringe Schwankungen in den Lohnverhältnissen der Arbeiter schon eine Fülle von Ermäßigungsanträgen hervorrufen.

Man hat der Industriearbeit oft den Vorwurf gemacht, daß sie den Arbeiter zu körperlicher Verkümmerung führe. Die Resultate der Aushebung bestätigen das nicht ohne weiteres; sie sind besser, als man glaubt, aber man darf dabei nicht vergessen, daß ein großer Teil der jungen Leute erst selber zugewandert, nicht Nachwuchs von Industriearbeitern ist; ein wie großer, das zeigen besonders die Ströme Goldes, die durch Postanweisungen an jedem Lohntage von Westen nach Osten wandern, zurück zu den Angehörigen der jungen Leute, oft freilich wohl auch zur Vergrößerung polnischer Parteifonds. Immerhin wird durch hygienische Maßnahmen die Industriearbeit fortschreitend gesunder.

Zu ebenso bedenklichen Trugschlüssen umgekehrt zu Ungunsten der Landarbeit könnte die erschreckend geringe Zahl Militärtauglicher verleiten, die man beispielsweise in dem einen oder dem andern rein ländlichen Bezirke Oberhessens antrifft; denn die kräftigste und tüchtigste Jugend bleibt nicht auf dem Lande; sie wandert von hier zu den hoch gelohnten Pflaster- und Industriearbeiten nach Westfalen. Freilich kommt für Oberhessen noch etwas andres dazu; es ist das Land des Wuchers und der Tuberkulose, einer teilweise sehr zurückgebliebnen Kultur und Lebenshaltung.

Trotz zäher Arbeitsamkeit und beharrlicher Wirtschaftlichkeit ist der oberhessische Bauer in großen Bezirken doch noch erstaunlich zurückgeblieben. Mit demselben Konservatismus, mit dem weit entfernte Dörfer im ärgsten Schneewinter ihre Toten dem alten von Erinnerungen an Bonifatius umwobnen Christberge zuführen, mit derselben Festigkeit hängt er an der uralten Gemengewirtschaft, die ganz Deutschland seit hundert Jahren aufzuheben begonnen hat, an nationalökonomischen Prinzipien, die vor tausend Jahren der Wolf

dem Menschen aufgezwungen hat. Diese Feldwirtschaft, die jedem Bauern oft mehrere hundert Parzellen in der ganzen Feldmark zuweist, die jede individuelle Wirtschaft, jede vernünftige Änderung der Wege- und Wasserverhältnisse ausschließt, blüht hier in ihrer ganzen Verderblichkeit und drückt den gesamten Ackerbau trotz seiner guten Viehhaltung auf eine Stufe hinunter, daß man zuweilen die alte Kultur des Landes vergessen könnte, wenn einen nicht immer wieder die Marburger Elisabethkirche und andre Denkmäler der Vergangenheit daran erinnerten, daß hier einst ein Volk von freierm und gebildeterm Sinne gewohnt hat, bevor jahrhundertelange Mißwirtschaft in der Verwaltung einen völligen Kulturrückschritt erzeugte. Daß in dieser Mißwirtschaft die Schuld liegt, zeigt ein Gang über die Grenze ins Großherzogliche.

Als ich zum erstenmal über die Wasserscheide ins Lumdathal hinabstieg, fühlte ich mich bald von einer neuen Welt umgeben, und doch ist es kein Gotthard, der hier Völker scheidet, sondern nur eine schwache natürliche, aber eine wirksame Grenze. Wie schwer der Kampf ist, den unsre Behörden der landwirtschaftlichen Spezialverwaltung hier gegen Vorurteil und Mißtrauen führen, dafür ein Beispiel. Eine von einem keineswegs ungebildeten Redakteur geleitete, viel gelesene Lokalzeitung brachte ohne Kommentar eines Tages in einem Atem die doppelte Notiz, eine hessische Gemeinde habe vor ein paar Tagen einen Unglückstag erlebt, denn es sei die Zwangsverkoppelung eingeleitet worden, und außerdem jemand gefährlich vom Heuboden abgestürzt. So wird der Kampf der Behörden noch erschwert, denen ohnehin schon das historisch begründete Mißtrauen der Bevölkerung gegenübersteht.

Welcher Kontrast zwischen den primitiven Verhältnissen eines Teiles der hessischen Landwirtschaft und den behäbigen Zuständen einer dem Notstand noch ziemlich fernen Ackerwirtschaft wie der holsteinischen. Die Gunst der Natur und eine wunderbar reiche Geschichte haben durch lange Zeiträume zusammengewirkt, auf diesem cimbrischen Isthmus, in diesem Lande der Knicks und Buchenwälder eine Bevölkerung zu erzeugen, die Thatkraft und Überlegung zu sehr hohen Kulturleistungen befähigen. Auch hier wie im Industrierevier ein intelligenter aber einheimischer Arbeiterstand, der durch eine vorzügliche Volksbildung, durch seine historische Entstehung aus dem Bauernstande noch heute ein sehr gutes Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ermöglicht, den Arbeiter befähigt, mit Verständnis die Fragen zu verfolgen, die den höher Gebildeten bewegen. Zu meinen liebsten Erinnerungen gehört es, wenn mir, der ich im Amtszimmer oder auf dem Felde mit den Leuten arbeitete, die vielen Fragen aus allgemeinen Wissensgebieten begegneten, mit denen sich ihr Sinn beschäftigte. Wie manchesmal haben mich ihre eingehenden Fragen aus Gebieten beschämt, wo ich nicht sehr beschlagen war, zum Beispiel aus dem Leben der deutschen Kolonien! Zuverlässiger als der holsteinische Arbeiter kann so leicht kein andrer sein; allein ausgesandt, arbeitet er ohne Aufsicht treu und gewissenhaft. Ja, er fühlt sich durch zuviel Aufsicht, wenn sie nicht etwa Anleitung ist, leicht verletzt; er arbeitet nicht rasch, aber stetig und sicher, und er legt großes Gewicht auf seinen Feierabend. Dann soll ihn seine Familie und seine eigne kleine Wirtschaft haben; er verzichtet lieber auf hohen

Akkord, als daß er Überstunden macht, hat aber in dringenden Fällen immer gern und willig ein Einsehen. Faulenzerei, „Dagschlöpper," verachtet er; die Leute, die am großen Kanal Steine für Böschungen zerklopften und eigentlich nur etwas thaten, wenn die Nähe eines Aufsehers durch verabredete Zeichen signalisiert war, fanden bei den Landarbeitern des Nachbarhofes große Verachtung. Dieselbe Solidität des Denkens befähigt ihn, die gründliche Bildung seiner Kinder zu schätzen.

Das beste Mittel, die Jugend vor einer frühreifen Freizügigkeit, vor einem entsittlichenden Wanderleben zu bewahren, ist, meine ich, eine Ausdehnung der Schulpflicht, zugleich unter Wegfall der Sommerschule in den entwickeltern Lebensjahren, eine obligatorische Fortbildungsschule bis zum achtzehnten Lebensjahr, eine Schulpflicht, wie sie für die Besucher höherer Lehranstalten thatsächlich besteht. Die meisten Jungen, die nach ihrer Schulentlassung beim Bauern dienen, sehnen sich nach der Schulzeit zurück, wenn sie erst den Ernst schwererer Arbeit kennen gelernt haben, das hört man häufig offen eingestehn. Man wird erwarten können, daß sie gute Winterschüler sein würden; die holsteinische Erfahrung mit einem späten Konfirmationsalter, aber leichte Dispensationspraxis im Sommer spricht dafür. Gewiß würde die Verlängerung der Schulpflicht zunächst bei den Eltern starken Widerstand finden; denn die Kinder kosten länger, verdienen später, aber es ist schon jetzt eine Freude, zu sehen, wie gerade auch in Arbeiterkreisen das Verständnis für den Wert einer bessern Schulbildung der Kinder von Tag zu Tag wächst.

Es hängt hiermit zusammen, wenn der Landrat den landwirtschaftlichen Winterschulen ein besondres Interesse zuwendet, die sich immer mehr von der Überschätzung eines allzugelehrten und allzuchemischen Wissens frei machen, in der Ackerbaulehre immer mehr wieder die dem Landmann vertraute physikalische Technik seines Berufs in das rechte Licht stellen, aber noch sehr an dem mangelnden Besuch aus etwas weiterer Umgebung zu leiden haben. Es macht sich auch hier neben der Arbeiternot geltend, daß, wo sich mehrere Kreise einer gemeinsamen Anstalt erfreuen, das rechte Interesse an ihr oft nur in der Kreisverwaltung ihres Sitzes vorhanden ist; es wäre günstiger, wenn derartige Anstalten unter die Provinzialverwaltung gestellt würden. Dies gilt z. B. besonders von den wenigen weitzerstreuten Verpflegungsstationen für Wanderarbeiter und für Arbeitslose, die im Osten zweckmäßig auf Eisenbahnbeförderung angewiesen werden. Hier wird die Provinz auch schon darum besser als die Kreise die Verwaltung übernehmen können, weil sie auf diesem Gebiete geschulte technische Kräfte hat, die den Kreisen fehlen.

### 7. Fürsorgeerziehung von Knaben und Erwachsenen. Armenwesen. Kneipe und Arbeiterwohnung

Ehe ich auf diese Fürsorge für die der Verwahrlosung preisgegebnen wandernden Arbeitslosen weiter eingehe, ein paar Worte zum Fürsorgeerziehungsgesetz für Minderjährige. Dem Versuch von Gemeinden, dieses Gesetz mißbräuchlich zu einer Entlastung ihrer Armenpflege zu verwerten, ist freilich durch die Rechtsprechung des Kammergerichts alsbald ein Riegel vorgeschoben worden; man kann annehmen, daß sich die Kenntnis von der Existenz und

die richtige Würdigung dieses Volkserziehungsmittels immer mehr verbreiten wird, und ein paar wirksame Anwendungen die Eltern und die Gemeinden an ihre Pflichten erinnern werden. Was dem Kinde mit dem Verluste der engern Heimat genommen wird, ist immer so viel, daß jede Razzia nach allen möglichen Kindern, die unter die Fürsorgeerziehung gestellt werden sollen, ein Frevel wäre, und daß Geistliche, Lehrer, Armenpfleger, Waisenräte, Gendarmen und andre gut thun, nicht auf jeden Klatsch eines Nachbarhauses zu hören. Das wichtigste wird sein, die Anregung zu den Fürsorgeanträgen in die Hände möglichst treuer und verständiger Leute zu legen. Auch hier würde eine weitere Ausdehnung der segensreichen Einrichtung von Gemeindeschwestern viel Gutes wirken können, und hier findet der Beruf der weiblichen Diakonie ein noch weit dankbareres Feld, als in den großen Krankenhäusern der Anstalten, wo die mit Aufopferung Gepflegten nach der Genesung dem Gesichtskreis ihrer treuen Pflegerinnen meist für immer entrückt sind.

Möchte doch auch Bodelschwinghs Stimme nicht länger ungehört verhallen, der eine gesetzliche Fürsorgeerziehung auch für einen Teil der Erwachsenen fordert, für einen Bestandteil der Nation, der unter den heutigen Verhältnissen dem Untergange geweiht ist. Immer, wenn auf industrielle Hochkonjunkturen eine Krisis eintritt, wenn große und kleinere Werke Massen von Arbeitern zu entlassen gezwungen sind, wimmeln unsre Landstraßen von den Leuten, die unsre Korrektionsanstalten füllen. Es sind in der Hauptsache familienlose Arbeiter, denn die andern bleiben entweder von der Entlassung verschont oder fallen, an den Ort gebunden, der Armenpflege anheim. Nur die familienlosen Arbeiter können wandernd entlegne Gegenden aufsuchen, hier nach Arbeit spähen; daß dieses ziellose Wanderleben die Leute, die ursprünglich oft gerade der besten kräftigsten Jugend, der Blüte ihres Standes angehörten, der Arbeitsscheu, dem Bettel, dem Schnaps in die Arme treibt, ist bei der Lage unsrer Armengesetzgebung unvermeidlich und wird von der Erfahrung bestätigt. Es hat keinen Zweck, diese Leute immer wieder auf den Arbeitermangel in der Landwirtschaft hinzuweisen. In der Hochkonjunktur der Industrie durch hohen Geldlohn, behutsame Behandlung, genau zugemessene Arbeit und ungebundne Freiheit des Lebens verwöhnt, immer sicher, morgen in einem neuen Betriebe willkommen zu sein, wenn sie gestern einen alten aufgegeben haben, sind diese Wandrer wohl an sich arbeitswillig, aber nicht mehr für jede Form der Arbeit zu haben, vollends für eine ständige Arbeit unter den gebundnern Verhältnissen des platten Landes verdorben. Oft nicht einmal von unbedingter Ehrlichkeit, werden diese Gäste der Verpflegungsstationen von den Landwirten ebenso ungern und nur bei vorübergehender Verlegenheit genommen, wie sie selbst die landwirtschaftliche Arbeit unerträglich finden; und alles dies wird genau so auch dann noch zutreffen, wenn die Lohn- und Heimatsverhältnisse der Landarbeiter bei einem Aufschwunge der Landwirtschaft allenthalben den Vergleich mit der Industrie werden aushalten können.

Zu ständiger Arbeit müssen diese wandernden Arbeitslosen erst wieder oder überhaupt noch erzogen werden; das einzige Mittel hierzu ist bisher in den Bodelschwinghschen Arbeiterkolonien vorgeschlagen worden, und es hat an Tausenden segensreich gewirkt. Diese Arbeiterkolonien können in Zeiten

induſtrieller Ebbe eine wichtige Aufgabe der Volkserziehung erfüllen und daneben teilweiſe das ſo ſchwierige Problem der Arbeitsloſenverſorgung löſen, wenigſtens für die wandernden Arbeitsloſen, und für ſie auf dem geſundeſten Wege, indem man ihnen giebt, was ihnen gerade fehlt: Arbeit. Sie entlaſten hiermit zugleich die drückende unfreiwillige Armenpflege, die jetzt in der Form des Bettels gerade die kleinen, einſam auf dem Lande wohnenden Häusler brandſchatzt: eine Steuer der Armen für die Ärmſten. Nur eine ſehr elaſtiſche Ausdehnungsfähigkeit der Arbeiterkolonien und ihrer Betriebe und nur ein lückenloſes Netz der Verpflegungsſtationen, die ihnen ihre Inſaſſen zuführen, kann den Erfolg verbürgen; in Provinzen mit knapper Arbeitsgelegenheit kann das Wandern vernünftigerweiſe nur Eiſenbahnfahrt ſein, und es werden auf ein Dutzend Kreiſe nur eine oder zwei Verpflegungsſtationen an Verkehrsmittelpunkten nötig werden.

Gerade die Ausarbeitung einer für das ganze Gebiet einheitlichen Wander- und Arbeitsordnung wird zu den wichtigſten aber — bei der Gefahr eines ſchwunghaften Handels mit Legitimationspapieren jeder Art — auch ſchwierigſten Punkten der geſetzlichen Regelung gehören. Es liegt auf der Hand, daß nur der Staat oder die weitern Kommunalverbände ſolche Aufgaben löſen können, daß die verſchieden entwickelte und des Zuſammenhangs entbehrende Liebesthätigkeit an ihnen ſcheitern muß, und daß ohne geſetzliche Regelung mindeſtens für ganz Preußen nichts Wirkſames geſchaffen werden kann. Es iſt ſchon an andrer Stelle ausgeführt worden, warum die Provinzen die gegebnen Träger dieſer Fürſorge für wandernde Arbeitsloſe ſind. Aber ihre Steuerkraft allein, die direkten Steuern, mit Zuſchlägen zu dieſem Zwecke zu belaſten, wäre nicht angängig; wie beim Fürſorgeerziehungsgeſetz wird man dem Staate mit ſeinen Haupteinnahmen aus der Verkehrsſteuer einen Teil der Laſt aufbürden müſſen, und durch verſchiedne Bemeſſung ſeines Zuſchuſſes an die Provinzen dafür ſorgen müſſen, daß die Induſtrieprovinzen, die die Maſſen der arbeitsloſen Scharen bald anziehn bald abſtoßen, in deren Intereſſe dieſes ſozialpolitiſche Geſetz, dieſe Herſtellung der Elaſtizität des Arbeitsmarkts vor allem liegt, auch dementſprechend vorzugsweiſe ſeine Laſten tragen. Das Reich, das bisher ſelbſt die Aufgabe der Arbeiterreliktenverſicherung wegen ſeiner unbefriedigenden Finanzverhältniſſe nur bei Todesfällen durch Betriebsunfall hat löſen können, wird man mit der finanziellen Beteiligung an dieſem Erſatzſtück der oft geforderten, aber noch ſehr ungeklärten Arbeitsloſenverſicherung zunächſt verſchonen müſſen.

Auch die Unfallverſicherung iſt ſtückweiſe begonnen und fortgeſetzt worden, und es fragt ſich, ob die Fürſorge für die unverſchuldeten Arbeitsloſen jemals mit ſo einheitlichen Mitteln, wie dem der Verſicherung, wird bewirkt werden können, ob nicht Notſtandsarbeiten und Armenpflege immer auf dieſem Gebiete werden aushelfen müſſen. Einen Teil der Arbeitsloſen dem Bereich der Armenpflege entriſſen zu haben, die für ſie ſo vollkommen verſagt und verſagen muß, bleibt ſchon ein großes Verdienſt; denn als Armenpflege im Rechtsſinn wird man die durch Arbeit größtenteils erſetzte Fürſorge in Verpflegungsſtationen und Arbeiterkolonien ſchon darum nie auffaſſen können, weil eine Prüfung der Mittelloſigkeit bei den Anwärtern ausgeſchloſſen iſt. Es treffen hier eben

Armenpflege, Arbeitslosenfürsorge und Volkserziehung in einer Einrichtung zusammen; freilich nur dann kann dieser Weg zum Ziele führen, wenn Bettel und Vagabondage ausschließlich oder fast ausschließlich mit Korrektionshaft bedroht wird, wenn die teuern Haftstrafen verschwinden, wenn eine viel schärfere polizeiliche Kontrolle der Landstraßen dem Arbeitslosen nur die Wahl zwischen Verpflegungsstation und Korrektionshaft läßt; die Furcht vor dieser wird dann das Budget der Provinzen um viele Korrektionssträflinge und das des Staates um die vielen Haftstrafen entlasten können, und man kann hoffen, daß dann der alte Stamm der Landstreicher allmählich ausstirbt.

Wer längere Zeit die Armensachen bei einer Regierung bearbeitet und die vielen Beschwerden in Armensachen geprüft hat, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß das Armenunterstützungswesen zum Teil nicht recht befriedigend geregelt ist. Wohl arbeiten sozialpolitische Renten, private Wohlthätigkeit, Notstandsbeschäftigungen, Stiftungen und behördliche Fonds mit der öffentlichen Armenpflege gemeinsam daran, das Los der Bedürftigen zu erleichtern. Wohl werden die Fälle immer seltener, daß die Leute einer Präskription ihrer versäumten Markenklebepflicht zum Opfer fallen; aber es bleiben doch genug Leute niedern Standes, die, durch Alter oder andauernde Krankheit für den Rest ihres Lebens erwerbsunfähig geworden, auf nichts andres angewiesen sind, als auf die öffentliche Armenpflege, namentlich Frauen. Und hier kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich die Armenverbände da, wo keine patriarchalischen Zustände erhalten geblieben sind, öfter bis an und selbst bis hinter die Grenze notdürftiger Pflichterfüllung zurückziehn, daß das kommunale Finanzinteresse in der Stadt und mindestens eben so sehr auf dem Lande dazu verleitet, weniger die begründeten Anträge völlig abzulehnen — hier ist man des Einschreitens des Kreis- oder Bezirksausschusses sicher —, als die Unterstützung entschieden unzureichend zu bemessen. Es ist ein peinlicher Eindruck zu sehen, wie Leute, die unverschuldet aus dem Handarbeiterstand in den der Ortsarmen hineingeraten sind, nun hier und da für den Rest ihrer Tage auf eine Lebenshaltung angewiesen sind, wie sie kein arbeitendes Mitglied des vierten Standes deutscher Nationalität zu ertragen braucht.

Es ist in der That peinlich, wenn immer wieder Unterstützungsgesuche von Ortsarmen an die Regierung gelangen und dann deren „dringendste“ oder „äußerste“ Bedürftigkeit polizeilich bescheinigt wird. Es bleibt dann nur die Wahl zwischen der Annahme, daß die Polizeibehörde die Not übertrieben, oder daß der Ortsarmenverband seine Pflichten nach § 1 des preußischen Armengesetzes nicht voll erfüllt hat. Es ist sehr schwer, hier materielle Vorschläge zur Abhilfe zu machen, unmöglich in der Richtung, daß den Armenverbänden bestimmte Existenzminima für ihre Ortsarmen vorgeschrieben werden sollten. Jeder Ort, jede Familie, jeder Zeitraum würde eine besondre Regelung verlangen. Die Hilfe kann allein in einer wirksamen Aufsicht durch die Beschwerdeinstanz liegen, und hier ist das Bedenkliche, daß diese Instanz gegenüber Landgemeinden der Kreisausschuß ist, und daß dieser endgiltig entscheidet. Die Stimmungen, die in den einzelnen Gemeinden leicht zu einer ungenügenden Bemessung der Armenunterstützungen führen, kehren im Kreisausschuß mitunter

in wenig verminderter Stärke wieder. Unter allen ſtaatlichen Selbſtverwaltungsbehörden iſt keine, die annähernd eine ſo wirkſame, reale, eingreifende Regierungsthätigkeit ausübte wie der den Verhältniſſen naheſtehende Kreisausſchuß. Und auf dieſem Gebiete hat ſeine Thätigkeit entſchieden ihre Bedenken, wenn ſie vor aller Abänderung durch eine höhere Inſtanz ſicher iſt. Hier im Bezirksausſchuſſe eine zweite Inſtanz zu ſchaffen, halte ich trotz der ſich aus dem erſchwerten Geſchäftsgang ergebenden Bedenken für das kleinere Übel.

Es giebt Lagen, wo der Verwaltungsbeamte auf die Freude an der eignen Arbeit darum beſcheiden verzichten muß, weil eine nicht mehr zweckmäßige oder von vornherein unbefriedigende Geſetzeslage ſeinem Wirken Schranken ſetzt. Kein Landrat wird in einer Gegend mit ſtark zunehmender Bevölkerung anders als mit einem peinlichen Gefühl an die Flut der Schankkonzeſſionsgeſuche denken, die jede Kreisausſchußſitzung erledigt. Mitunter iſt es ja ein dankbares Geſchäft, den Arbeitern bei ihren mangelhaften Wohnungsverhältniſſen die Wohlthat eines zweckmäßig eingerichteten Erholungsraumes verſchaffen zu können; und man wird die Anforderungen an die Beſchaffenheit neuer Wirtſchaften nicht leicht hoch genug ſpannen können in einer Gegend, wo jede neue Konzeſſionsbewilligung ihrem Erwerber vielleicht einen Gewinn von vielen Tauſenden in den Schoß wirft. Und dieſer Punkt iſt es, der ſo außerordentlich unbefriedigend wirkt; denn dieſes Geſchenk wird nicht der Allgemeinheit, ſondern einem Einzelnen zugeworfen, einem Einzelnen unter einer Mehrzahl von Bewerbern, von denen keiner hinter dem andern an perſönlicher Qualifikation und Vortrefflichkeit ſeines Bauplans zurückſteht.

In einer gut hergerichteten Wirtſchaft findet in der That der Arbeiter, da wo Wohnungsmangel unvermeidlich überfüllte Wohnungen, hohe Mieten, Einliegerweſen geringe Anforderungen der Exekutive in Bau- und Wohnungspolizei hervorruft, ſeine angenehmſten und geſündeſten Feierſtunden. Dieſer Zuſtand iſt unvermeidlich, aber freilich nicht erwünſcht, und aus dieſem Grunde ſind alle Forderungen des Arbeiterwohnungsweſens ſo wichtig. Was bisher Großes auf dieſem Gebiete geleiſtet worden iſt, haben namentlich einzelne Rieſenwerke gethan, die ſich auf dieſe Weiſe allein einen minder freizügigen Arbeiterſtand zu ſichern imſtande waren. Hier ſind Kolonien im Umfange von Stadtteilen entſtanden, die ihre beſondern kommunalen Aufgaben ſtellen, wie denn die Arbeiterſchaft des einen oder des andern großen Werkes mit ihren Familien nach Zehntauſenden zählt und eine Mittelſtadt für ſich bilden könnte; es nimmt ſich mitunter aus wie ein Rückfall in die perſonaliſtiſche Herrſchaftsorganiſation primitiven Stammeslebens, die nun ſeit Jahrhunderten durch das Territorialprinzip immer mehr überwunden wird und doch in großen Organiſationen wirtſchaftlicher, auch politiſcher Art und beſonders auch in unſrer Militärverfaſſung immer wieder kräftig und unbezähmbar hervortritt, ſtark angepaßt dem germaniſchen Charakter von Freiheit und Treue.

(Schluß folgt)

## Mineral Oil Ointment



Mineral oil ointment is a simple ointment that is made by mixing mineral oil with a thickening agent, such as petrolatum or lanolin. It is used to moisturize and protect the skin, and to relieve dryness, irritation, and minor skin conditions. Mineral oil ointment is also used as a base for other medications, such as those that are applied to the skin or mucous membranes.

Umgang mit Standesgenossen und Freunden ebenso sorgfältig abgesperrt wie von jeder Gelegenheit zu ernsten wissenschaftlichen Studien. Sklaven seien ihre Spielkameraden, ihre Genossen bei den körperlichen Übungen gewesen. Sein Bruder sei dann zum Cäsar ernannt, bald aber auf einen ungerechten Verdacht hin, einem Eunuchen und des Kaisers Küchenchef zu Gefallen, ohne gerichtliche Untersuchung und Urteil ermordet worden auf Befehl des Kaisers, der des Ermordeten Vetter und ihm doppelt verschwägert war. (Gallus hatte des Konstantius Schwester zur Frau, und des Konstantius erste Gemahlin war des Cäsar Gallus Schwester gewesen.) Er selbst, Julian, sei danach sieben Monate lang aus einem Gefängnis ins andre geschleppt worden (ἑλκύσας τῇδε κακεῖσε καὶ ποιησάμενος ἔμφρουρον). Nachdem ihn die gütige Kaiserin Eusebia befreit habe, habe er sich in das Haus seiner Mutter zurückgezogen. „Denn von der großen Erbschaft des Vaters war mir nicht eine Scholle, ein Sklave, ein Haus geblieben, der wackre Konstantius hatte statt meiner geerbt und mir nicht einen Strohhalm gelassen. Meinem Bruder hatte er eine Kleinigkeit vom väterlichen Vermögen gegönnt, dafür aber ihm das ganze mütterliche Erbteil geraubt."

Er erzählt dann weiter, wie er durch die Vermittlung der Eusebia an den Hof gekommen sei, und wie ihm dort die Eunuchen, diese verächtlichen und ekelhaften Geschöpfe, die den Tod seiner Verwandten verschuldet hatten und wahrscheinlich auch gegen ihn konspirierten, das Leben verbittert hätten. Welche Ströme von Thränen habe er vergossen, mit welcher Inbrunst seine Hände zur Schutzgöttin Athens erhoben und sie um Rettung angefleht! Sie habe ihn auch nicht verlassen, ihm Engel zu Hilfe gesandt und durch Träume geoffenbart, was er thun solle. Denn der Götter Willen müsse man vor jeder wichtigen Entscheidung erforschen; des Menschen Vernunft treffe das Richtige nur in Fällen, wo es sich um Kleinigkeiten handle. Bei Angelegenheiten von Bedeutung gerate man durch eigenwillige Entscheidung in Gefahr, gegen den Willen der Götter zu handeln, was sie sicher erzürne, wie ja auch der Mensch zürne, wenn ihm ein Sklave, ein Pferd nicht gehorche. Er habe sich deshalb gesagt: Überlaß dich den Göttern, die mit dir machen mögen, was sie wollen; laß sie für dich sorgen. Wolle nach des Sokrates Beispiel nichts besitzen, nichts annehmen ohne ihren Rat, und nimm vertrauensvoll an, was immer sie dir schicken. Auch als Cäsar sei er noch wie ein Gefangner behandelt, überwacht, durch seine Diener ausspioniert worden. Nur vier eigne Diener habe er an den Hof mitbringen dürfen, von denen zwei im Knabenalter standen. Einer der beiden Erwachsenen sei ein junger Arzt gewesen (sein Leibarzt Oribasius); der andre, sein einziger Glaubensgenosse, habe an seinen heimlichen Andachten teilgenommen. Dann sei er nach Gallien geschickt worden, nicht als Feldherr, sondern nur als Überbringer eines Bildnisses des Kaisers. Den Befehlshabern sei aufgetragen worden, ihn zu überwachen; er sei in Wirklichkeit ihr Untergebner gewesen. Er erzählt dann, wie ihn die Umstände allmählich zum selbständigen Handeln gezwungen und so zum wirklichen Feldherrn gemacht hätten, wie der Kaiser den Oberbefehl von dem verdächtig gewordnen Marcellus auf ihn übertragen habe, was alles er in Gallien ausgerichtet und

wie Konſtantius ſtatt ſeiner triumphiert habe, wie der Kaiſer Vorwände geſucht, Barbaren zu einem Einfall in Gallien angeſtiftet und ſich zum Kriege gegen Julian gerüſtet habe. Er beteuert, daß er dem Kaiſer treu ergeben geweſen ſei wie kein andrer Feldherr, und ſchildert, wie ihn die Soldaten gezwungen und Götterzeichen beſtimmt hätten, die kaiſerliche Würde anzunehmen. Zuletzt ſei ihm gar nichts weiter übrig geblieben als der offne Krieg; das Wohl des Reiches und ſeine Ehre hätten dieſen geboten. Hätte er ſich ergeben, ſo wäre Gallien verloren geweſen, und er hätte ſich ſagen laſſen müſſen, daß ſein Mangel an Mut dieſes Unglück verſchuldet habe.

Eine zweite Anklage gegen Konſtantius iſt an einen ſonderbaren Ort geraten. Julian richtet eine Streitſchrift gegen den Cyniker Heraklius, den er beſchuldigt, mit ſeinen in einen Vortrag eingeflochtenen Fabeln die Gottheit geläſtert zu haben. Julian unterſucht, in welchen Fällen und zu welchem Zweck Fabeln verwandt werden dürfen, und wie ſie beſchaffen ſein müſſen, und giebt ſchließlich ſelbſt eine Muſterfabel zum beſten, indem er es den Leſern überläßt, zu beurteilen, was daran Allegorie und was Wirklichkeit ſei: Ein reicher Mann hatte große Viehherden, die von Sklaven und Lohnhirten auf die Weide geführt wurden. Zum väterlichen Erbe erwarb er noch viel Land hinzu, denn er fürchtete die Götter nicht und wollte um jeden Preis reich ſein. Vor ſeinem Tode verteilte er ſeine Beſitzungen unter ſeine Söhne, die er nie in der Ökonomie unterwieſen hatte, denn er meinte in ſeiner Unwiſſenheit, der Reichtum mache alles andre überflüſſig, und ſo hatte er ſich niemals Mühe gegeben, ſeine Söhne gut zu erziehen. Dieſe Söhne hätten es auch danach getrieben: alles mit Mord und Verwirrung erfüllt, die ſchon vom Vater verachteten und geplünderten Tempel des Volkes niedergeriſſen, auf den Tempelruinen Gräber gebaut (Kirchen mit Märtyrerreliquien), nahe Verwandte geheiratet. Endlich habe ſich Zeus erbarmt. Er habe dem Sonnengott geſagt: Siehſt du dieſes verlaſſene und vernachläſſigte Kind, den Neffen des reichen Mannes und Vetter der Erben? Es iſt dein Sprößling. Schwöre mir, daß du dich des Knaben annehmen und ihn leiten willſt! Der Sonnengott erzieht das Kind, an dem er einen Abglanz des eignen Lichtes gewahrt. Zum Jüngling gereift, wird der Sonnenſohn von ſolchem Abſcheu vor den ihn umgebenden Greueln ergriffen, daß er ſich ſelbſt den Tod geben will. Der Sonnengott und Athene verſenken ihn in einen Schlaf, der dieſen Gedanken verſcheucht, und führen ihn dann auf den Berg, wo der Göttervater thront. Er fleht, da droben bleiben zu dürfen. Die Götter aber zeigen ihm, wie die grauſamen Hirten mit der Herde umgehn, der träg ſchlummernde Erbe aber nichts davon ſieht. Die Götter ſetzen ihn an des unfähigen Erben Stelle, rüſten ihn für die Erfüllung ſeiner ſchwierigen Aufgabe aus, und Athene ſagt ihm: Der Erbe liebt nicht die guten Hirten, er hört nur auf Schmeichler; ſo haben ihn die Böſen zu ihrem Sklaven gemacht. Hüte dich, zurückgekehrt, dem Freunde den Schmeichler vorzuziehn! Vernimm noch einen zweiten und dritten Rat! Dieſer ſchlummernde Erbe wird fortwährend betrogen, alſo wache! Und überwache auch ſorgfältig dich ſelbſt! Achte nur auf uns und auf Menſchen, die uns gleichen! Der Sonnengott mahnt ihn noch: Wenn du deine Freunde

gewählt haben wirſt, ſo behandle ſie auch als Freunde, nicht als Sklaven; der Erbe iſt zuletzt am Mißtrauen gegen ſeine Freunde untergegangen; und unſre Sache ſtehe dir über allem andern, denn wir ſind deine Wohlthäter, Freunde und Retter. Gedenke, daß du eine unſterbliche Seele haſt, die von uns ſtammt, und daß, wenn du uns folgſt, du ſelbſt dereinſt ein Gott ſein und im Verein mit uns unſern Vater von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen wirſt!

Wer Julians poetiſche Begabung beurteilen will, wird außer den Cäſaren und dem Barthaſſer beſonders dieſe „Fabel“ ins Auge faſſen müſſen. Sehr hoch kann man ihn als Dichter nicht einſchätzen. Daß die Kompoſition eine unorganiſche Verkoppelung entlehnter Bilder mit geſchichtlichen Thatſachen iſt, erſehen die Leſer aus der kurzen Inhaltsangabe; wer die Allegorie ſelbſt lieſt, findet außerdem, daß die Darſtellung übermäßig breit, der Ton ſentimental, der rhetoriſche Blumenſchmuck nicht beſonders geſchmackvoll iſt. Beſſer ſind ihm Epigramme geraten; fünf haben ſich erhalten, darunter ein nicht ſehr ſchmeichelhaftes auf das Bier der Nordländer (*εἰς οἶνον ἀπὸ κριθῆς*).

Bei der Stimmung gegen Konſtantius, die aus der Allegorie wie aus dem Schreiben an die Athener ſpricht, mußte Julian alles verhaßt erſcheinen, was vom Hofe kam, auch die chriſtliche Lehre, die dort hochgehalten wurde, und der Zwang zur Teilnahme am chriſtlichen Gottesdienſt. Sein Bruder Gallus war aus gröberm Stoff, empfand nicht, was der feinſinnige Julian empfinden mußte, und wurde ein Chriſt von dem Schlage, den Erziehung und Gewöhnung zu ſchaffen pflegen. Julians Geiſtesrichtung wurde außerdem durch den ſtarken philoſophiſchen Trieb beſtimmt, der eine von der ſeines Freundes Libanius grundverſchiedne Auffaſſung des Heidentums in ihm entwickelte. Das äſthetiſche Element hat bei ihm kaum eine Rolle geſpielt, denn er war von Kindheit auf ein Denker. In der dem „König Sonne“ gewidmeten Abhandlung erzählt er, daß er ſchon als Knabe das Sonnenlicht leidenſchaftlich geliebt, Tag und Nacht zum Himmel emporgeſchaut, die verſchiednen Bewegungen der Geſtirne ohne Anleitung herausgefunden und die Menſchen für die glücklichſten gehalten habe, denen die Gottheit einen prophetiſchen Geiſt, die Fähigkeit und den Trieb zu höherer Erkenntnis verliehen habe. Nun iſt es klar, daß einen jungen Mann, bei dem das theoretiſche Intereſſe überwog, die Schriften der griechiſchen Philoſophen ſtärker anziehn mußten als das Alte und das Neue Teſtament. Die Kirchenſchriftſteller philoſophierten zwar auch, aber mit Ausnahme von ein paar Alexandrinern doch nur zu apologetiſchen und polemiſchen Zwecken, ſodaß damals von einer chriſtlichen Philoſophie noch nicht geſprochen werden konnte. Deshalb bekennt Julian in der Lobrede auf die Kaiſerin Euſebia, daß er Griechenland für ſeine wahre Heimat anſehe, und in die zweite Lobrede auf Konſtantius flicht er einen philoſophiſchen Exkurs ein, der den Ohren des bigotten Kaiſers und ſeiner Hofbiſchöfe nicht ganz unanſtößig geklungen haben wird. Das Weſen des Menſchen, führt er aus, ſei das Vernünftige in unſrer Seele, der Gott in uns, der im oberſten Teile des Leibes wohnt und uns von der Erde zum Himmel, unſerm Urſprungsort, emporzieht. Dieſes innerſte Weſen der Seele ſei nach Plato un-

zerſtörbar und könne auch durch den verſchlechternden Einfluß, den die Menſchen auf uns ausüben, nicht verdorben werden, obwohl es unter der Verbindung mit dem Leibe in dem Grade leide, daß nicht wenige glaubten, es gehe mit ihm zu Grunde. Es heiße nicht vom Sinne Platos abweichen, wenn man dieſes Weſen der Seele Gott nenne. Durch das Vernünftige in uns leite der von jeder Miſchung mit Irdiſchem freie Gott das Leben des Weiſen, und weiſe ſei eben, wer ſich allein von der Vernunft, vom Gehorſam gegen Gott leiten laſſe.

Man erfährt aus dieſer und aus andern Stellen, daß Julian den Plato, den Ariſtoteles und die übrigen großen Philoſophen ſtudiert hat. Leider aber hat er deren Gedanken durch das trübe Medium der Theoſophie und Theurgie ſeiner Zeit betrachtet und Männer wie Jamblichus und den Zauberer Maximus dem Plato gleich geſchätzt; ſeine Verehrung vor beiden ſpricht er in den ſtärkſten Worten aus. Von Jamblichus ſagt Eduard von Hartmann: „Wichtiger als die theoretiſche Götterlehre iſt ihm die Rechtfertigung des Kultus in ſeiner mantiſchen, magiſchen und theurgiſchen Geſtalt; hier miſcht ſich die Pietät vor dem abgeſchmackteſten Aberglauben mit der Sehnſucht, ihn ſcheinbar rationell zu begründen.“ Man kann ſich von vornhereiu denken, daß ſolche Begründungsverſuche nicht eben Muſter einer verſtändlichen und klaren Darſtellung ſein werden, und Julians Metaphyſik, Theologie und Kosmologie bringt denn auch einen, der ſie verſtehn will, um ſie andern verſtändlich zu machen, in gelinde Verzweiflung. Die franzöſiſche Ausgabe ſeiner Werke von Eugen Talbot (ich lege ſie dieſer Arbeit zu Grunde und ziehe meine Exzerpte aus dem Griechiſchen nur hie und da zu Rate) verdunkelt den Sinn mehr, als ihn die beigefügten Anmerkungen aufhellen. Da aber dieſe Spekulationen als bloße Vermiſchungen und Verhunzungen platoniſcher, ariſtoteliſcher und ſtoiſcher Anſichten an ſich wertlos und nur für die Charakteriſtik ihres Urhebers von einiger Bedeutung ſind, ſo verliert der Leſer nichts, wenn ich ihm die Ausführungen ſchenke und nur die Hauptdogmata mitteile, die der kaiſerliche Philoſoph in ſeinem Preiſe des Sonnengotts (*εἰς τὸν βασιλέα ἥλιον πρὸς Σαλούστιον*) niedergelegt hat. Die ſichtbare Welt iſt das von Ewigkeit her beſtehende Geſchöpf und das Abbild der unſichtbaren, intelligibeln Welt. Als das, was die Natur belebt und erhält, wird bald die Sonne genannt, bald die quinta essentia, der Äther (*ὁ θεῖος οὗτος καὶ πάγκαλος κόσμος . . . φρουρούμενος ὑπὸ τοῦ πέμπτου σώματος*). Die Sonne iſt in der ſichtbaren Welt, was Gott (der perſönlich gedacht wird) in den unſichtbaren der Dämonen. Zu dieſen Dämonen gehören auch die Planetengötter. Die ſichtbare Sonne hat der höchſte Gott aus dem Urſtoff gebildet, und durch ihr Licht teilt er den irdiſchen Weſen alle leiblichen und geiſtigen Güter mit. Das Sonnenlicht verhält ſich zu allem Sichtbaren, wie die Wahrheit zu allem Geiſtigen. Obgleich es zwiſchen der reinen intelligibeln und der körperlichen Welt vermittelt, bleibt es doch ſelbſt rein und unvermiſcht und beweiſt ſein unkörperliches Weſen dadurch, daß es keine körperlichen Eigenſchaften hat wie Härte oder Weichheit, Kälte oder Wärme, nicht riechbar, ſchmeckbar, taſtbar iſt, ſondern nur durch das Geſicht, den geiſtigen Sinn, wahrgenommen werden

kann; durch das Licht empfangen alle Dinge die unterſcheidende Form. Zwiſchen die Sonne und den höchſten Gott ſcheint er noch die Vernunft als ein Mittleres, als geiſtige Sonne einzuſchieben. In Gott fallen Weſen, Vermögen und Wirklichkeit oder Wirken (Uſia, Dynamis und Energie) zuſammen: alles, was er will, das iſt. Beim Menſchen iſt das nicht der Fall; denn dieſer iſt aus zwei Naturen, der geiſtigen, göttlichen und der der Finſternis entſtammenden leiblichen gemiſcht, die einander bekämpfen. Die kosmologiſchen, aſtrologiſchen und mythologiſchen Partien der Abhandlung ſind ein unentwirrbares Wirrſal.

Was die Mythologie betrifft, die in andern Schriften, beſonders in der gegen den Cyniker Heraklius noch ausführlicher behandelt wird, ſo wandelt Julian den von Plotin, eigentlich ſchon von den Stoikern gebahnten Weg. Die die Welt bewegenden Kräfte werden als Dämonen gedacht, und dieſen werden die Namen der griechiſchen Götter und Heroen beigelegt. Aber es kommt zu keinem feſten Lehrgebäude, die Weſen der intelligibeln Welt, die Planeten- und Elementargeiſter, die Griechengötter zerfließen und verſchwimmen in einander. In der Streitſchrift gegen Heraklius ſchließt er eine Erörterung des Dionyſosmythus mit dem Satze: „Ich bitte den Gott, meine und deine Seele mit dem heiligen Wahnſinn zu erfüllen, der uns zur Erkenntnis der Götter emporträgt; blieben wir lange der Gegenwart des Gottes beraubt, ſo hätten wir, wenn auch vielleicht erſt nach dem Tode, das Schickſal des Pentheus zu fürchten,“ der von den Mänaden zerriſſen wurde. Den Bilderdienſt verteidigt er in dem ſpäter zu erwähnenden Hirtenbriefe mit ähnlichen Gründen wie Dio von Pruſa in der olympiſchen Rede; den Spott der Chriſten über die Vergänglichkeit der Götzenbilder, die man verbrennen oder zerſchlagen könne, weiſt er mit der Bemerkung zurück, vergänglich und zerſtörbar ſei eben alles Irdiſche; ſogar einen Sokrates hätten die Böſen umbringen können. Intereſſanter als der verunglückte Verſuch, den Götterkult philoſophiſch zu begründen, iſt eine Anſicht, die er in ſeiner verlornen, vielleicht von den Chriſten abſichtlich vernichteten Widerlegung der bibliſchen Lehre entwickelt hat, von der nur die Abſchnitte erhalten ſind, die Cyrill, Patriarch von Alexandrien, in ſeine Verteidigung des Chriſtentums gegen Julians Angriffe aufgenommen hat. Euer Gott, ſagt er da den „Galiläern,“ iſt nur der Gott des kleinen Judenvolks. Wir andern behaupten, daß der Schöpfer des Weltalls aller Vater und König iſt, daß er die Nationen Schutzgöttern der Länder und Städte zugeteilt hat, und daß jeder dieſer Schutzgötter ſeine beſondre Aufgabe und ſeinen eignen Wirkungskreis hat. Der höchſte Gott vereinigt alle Vollkommenheiten in ſich; dagegen beſorgt Ares nur das Kriegsweſen, Minerva verleiht Weisheit, Hermes lehrt Verſchlagenheit, und jede Nation zeichnet ſich durch die Vorzüge aus, die ihrem Schutzgott zukommen. Wenn das die Erfahrung nicht beſtätigte, dann würde ich zugeben, daß alle unſre Glaubensſätze Lügen ſind, aber die Erfahrung ſpricht für uns. Woher kommt es denn, daß die Germanen und die Kelten tapfer ſind, die Römer und die Griechen ziviliſiert und trotzdem auch ſtolz und kriegeriſch, die Ägypter gewerbfleißig, die Syrer unkriegeriſch, weichlich und leichtſinnig, aber geiſtig regſam und begabt? Wären dieſe Unterſchiede eine Wirkung des Zufalls, wie könnte man da noch

von einer göttlichen Weltregierung reden? Den Naturanlagen der Völker entsprechen ihre Gesetze; sie sind human bei den zivilisierten, hart und grausam bei den wilden Völkern. Die Gesetzgeber haben dem, was die Natur des Volks und der herrschende Brauch fordert, wenig hinzugefügt. Und die Natur ändert sich nicht. Obwohl die Römer schon lange über die nördlichen Völker herrschen, verlegen diese sich doch immer noch nicht auf die Wissenschaften. Moses hat durch die Erzählung vom Turmbau zu Babel, die nicht weniger fabelhaft ist als die vom Kampfe der Giganten gegen die Götter, die Vielheit der Sprachen zu erklären versucht. Von der Verschiedenheit der Gesetze und Sitten sagt er nichts, obwohl die noch auffälliger ist als die der Sprachen. Welcher Grieche würde nicht den geschlechtlichen Verkehr mit der Schwester, der Tochter, der Mutter für ein Verbrechen halten? Die Perser sehen darin nichts Unrechtes. Die Germanen lieben die Freiheit und die Unabhängigkeit, die sanften und gefügigen Orientalen: Syrer, Perser, Parther unterwerfen sich bereitwillig jedem Despoten. Wenn sich das alles von selbst macht, wozu dann nach einem Gotte suchen, der ja nichts weiter zu thun hätte? Kümmert sich aber Gott nicht um die Lebensgewohnheiten, die Sitten, die Gesetze und die Staatsverfassungen, wie kann er da von den Menschen einen Kult fordern? Was haben wir ihm denn da zu danken? (Hier tritt ein Grundunterschied der antiken und der neutestamentlichen Weltansicht, die allerdings sowohl von den Stoikern wie von den Epikuräern vorbereitet war, deutlich zu Tage. Dem klassischen Altertum steht die Polis, später das Reich, dem Christentum die einzelne Menschenseele im Vordergrunde; jenes läßt dem Einzelnen alle Güter durch den Staat, dieses läßt sie ihm unmittelbar von Gott, später durch die Kirche zufließen.) Man zeige mir doch, woher sonst der Unterschied der Gesetze und der Kulturformen stammen könnte, wenn Gott nicht über jede Nation einen besondern Genius oder Dämon gesetzt und die Seelen der Angehörigen jedes Volks von Anfang an so eigentümlich geformt hätte, daß es sich der Leitung seines Schutzgeistes fügt?

Weit weniger ansprechend als die Ausführung dieses Gedankens, der einen wahren und sehr entwicklungsfähigen Kern enthält, ist eine Abhandlung über die Göttermutter, in der er den abscheulichen Kult der phrygischen Göttin durch symbolische Deutung zu idealisieren versucht. In Gallus oder Attys sieht er das Geheimnis der Zeugung geoffenbart, das ihm Aristoteles nicht genügend erklärt zu haben scheint, und in der Selbstverstümmelung, die Cybele gebietet, die Ausrottung der unvernünftigen Begierden. Von dem Gesindel, das dem schmutzigen Cybelekult ergeben war, hat sicherlich auch nicht ein einziger je daran gedacht, daß seine lasterhaften Gewohnheiten aus einem bloßen Mißverständnis hoher sittlicher Forderungen entsprungen sein könnten. Merkwürdig ist, wie Julian bei der Gelegenheit gewisse Speiseverbote rechtfertigt. Rüben und andre Wurzeln dürfe man nicht essen, weil die Erde das unterste, letzte aller Wesen (das erste und oberste ist der Feuer- oder Ätherhimmel) und der Sitz aller Übel sei; nur die Teile der Pflanzen solle man genießen, die nach oben, in die Luft und zum Himmel streben.

Fanatismus muß es genannt werden, wenn Julian aus bloßer Opposition

um jeden Preis alles Heidniſche zu rechtfertigen ſucht, auch Dinge, die, wie den Cybelekult, ſeine reine Seele verabſcheuen mußte. Denn rein war ſeine Seele. Seine Moral war die den edeln Heiden und den Chriſten gemeinſame, nur daß bei ihm das ſpezifiſch Chriſtliche ganz deutlich hervortritt, ſodaß alſo die Beſchäftigung mit dem Neuen Teſtament bei ihm Früchte getragen hat, was er ſich natürlich nicht eingeſtehn mochte; er glaubte alle ſeine edeln Regungen und Überzeugungen allein der griechiſchen Philoſophie zu verdanken. Talbot bemerkt richtig, daß Liebe zu den Armen und Kranken, gute Behandlung der Sklaven, brüderliche Geſinnung gegen alle Menſchen zwar bei den Alten gekeimt, ſich aber erſt im Chriſtentum, das die Liebe als die Wurzel aller Tugenden erkannte, entfaltet haben. Dieſe Tugenden predigt er in ſeinem (nicht vollſtändig erhaltenen) Schreiben an einen heidniſchen Prieſter, das er ſich als Pontifex Maximus zu ſchreiben verpflichtet fühlte, und das man mit Recht einen Hirtenbrief genannt hat. Die Gerechtigkeit zu pflegen, ſagt er darin, und für die Beobachtung der bürgerlichen Geſetze zu ſorgen, ſei Pflicht der weltlichen Obrigkeit; die Prieſter hingegen hätten das Volk zum Gehorſam gegen die heiligen Gebote der Götter anzuhalten. Deren erſtes Gebot ſei die Wohlthätigkeit; denn das Weſen der Gottheit beſtehe in der Liebe zu den Menſchen, und nur durch Menſchenliebe könne man ihr ähnlich und wohlgefällig werden. Er zählt die Wohlthaten auf, die der Schöpfer den Menſchen geſpendet habe, als größte die Fähigkeit, durch Arbeit die Naturgaben umzugeſtalten, zu veredeln, zu vervielfältigen. „Welches Tier kennt den Gebrauch von Öl und Wein, welches Seetier genießt Getreide, welches Landtier Erzeugniſſe des Meeres?“ Die Fülle aller dieſer Güter genießen, ohne die Armen zu bedenken, das heiße die Götter beſchimpfen. Nicht die Götter dürfe man anklagen wegen der herrſchenden Übel, zu denen die Not der Armen gehöre. An dieſer ſei nur die unerſättliche Habſucht der Reichen ſchuld. (Daß die Armen ſelbſt vor allem daran ſchuld ſein könnten, wie moderne Nationalökonomen zu glauben geneigt ſind, darauf verfällt er nicht. Im allgemeinen kann man als Unterſchied der antiken und der modernen Behandlung nationalökonomiſcher und ſozialer Fragen bezeichnen, daß jene vorzugsweiſe der Güterverteilung, dieſe mehr dem Produktionsprozeß zugewandt iſt.) Wenn die Götter Gold über die Armen regnen ließen, die Reichen würden ihre Sklaven ſchicken, den Regen aufzufangen. Eine ſo unnatürliche Hilfe ſei auch gar nicht nötig; die Wohlthätigkeit genüge. Wer ſei jemals durch Wohlthun arm geworden? „Mir ſelbſt ſind alle Wohlthaten, die ich geſpendet habe, mit Wucher heimgezahlt worden. Ich ſpreche nicht von der Gegenwart, wo ich Kaiſer bin, ſondern von der Zeit, wo ich als Privatmann nur beſcheidne Mittel zur Verfügung hatte, die ich mit Bedrängten zu teilen pflegte.“ Selbſt den Feinden und den Perſonen von ſchlechtem Charakter müſſe man ſpenden, was zur Notdurft des Lebens gehört, denn es ſei nicht der Charakter, ſondern der Menſch, dem man zu geben verpflichtet ſei. Auch auf die Gefangnen, namentlich auf die in der Unterſuchungshaft (wie grauſam dieſe behandelt wurden, erfahren wir von Libanius), müſſe ſich die Wohlthätigkeit erſtrecken, beſonders da man ja nicht wiſſe, welche von ihnen ſchuldig befunden werden würden; es ſei beſſer, daß

ſich die Schuldigen mit den Unſchuldigen zuſammen wohlwollender Behandlung erfreuten, als daß die Unſchuldigen mit den Schuldigen zu leiden hätten. „Wir rufen den Zeus Xenios an, und wir ſind ungaſtlicher als die Scythen!“ Alle ſchönen Namen, die man den Göttern beilege, blieben wirkungslos. Andernfalls müßte man doch Bruderliebe üben, da man Gott den Vater der Menſchen nenne. „Wie mir ſcheint, hat die Gleichgiltigkeit unſrer Prieſter gegen die Notleidenden den gottloſen Galiläern den Gedanken eingegeben, die Verkehrtheit ihrer Religion unter der Hülle der Wohlthätigkeit zu verbergen. Sie verfahren wie Menſchenfänger, die Kinder mit Kuchen anlocken, um ſie zu Sklaven zu machen. Mit ihren Hoſpitälern, mit ihren Liebesmahlen verführen ſie die Gläubigen zur Gottloſigkeit.“ Die Prieſter aber, lehrt der kaiſerliche Heidenbiſchof weiter, ſollen die vollkommenſten und tugendhafteſten aller Menſchen ſein und ſollen die übrigen Menſchen unterweiſen, „und zwar in meinem Namen, im Namen des Oberprieſters; zwar bin ich dieſes hohen Amtes nicht würdig, aber ich ſtrebe es zu werden und bitte beſtändig die Götter, mir dieſe Gunſt zu erweiſen. Auch in Beziehung auf das, was nach dem Tode kommt, gewähren uns ja die Götter große Hoffnung, man muß nur dem vertrauen, was ſie (in den Myſterien) verheißen.“ Die Prieſter alſo, lehrt Julian, ſollen von der Gegenwart des allſehenden Gottes durchdrungen leben, ſich rein halten in Gedanken, Worten und Werken, aus ihren Geſprächen alles Unziemende verbannen, weder das Theater noch den Zirkus beſuchen, keine leichtfertigen Schriften leſen, ſtrenge Enthaltſamkeit üben, die Statthalter zu keinem andern Zweck beſuchen, als um für Hilfsbedürftige zu bitten.

Daß Julian ſelbſt nach dieſen Grundſätzen gelebt, ſich keine Erholung gegönnt, bei karger Koſt Tag und Nacht gearbeitet hat, iſt bekannt. In der Keuſchheit, deren er ſich im Miſopogon mit antiker Offenheit rühmt, entſprach er den ſtrengſten Anforderungen der chriſtlichen Moral. Intereſſant iſt es, wie er ſich in zwei Schriften („Gegen die ungebildeten Hunde“ und „Gegen den Cyniker Heraklius“) mit den Cynikern auseinanderſetzt, zu denen er ſeinen ſittlichen Grundſätzen und ſeiner Lebensweiſe nach ſelbſt gehörte. Die Cyniker, ſagt er, ahmten Diogenes nur in dem Leichten und Nebenſächlichen nach, in den Äußerlichkeiten, in der Verachtung des Anſtands, und ſeien ſo ein freches, unnützes Geſindel geworden, das allen rechtſchaffnen Menſchen zum Ärger herumlaufe. Diogenes habe das Recht gehabt, die Anſtandsregeln zu verachten, denn er habe die beiden Mahnungen des Gottes: Erkenne dich ſelbſt und ſchlage Münze! (präge neue Werte, werte die geltenden Werte um) erfüllt. Er habe das böſe Untier, das in jedem Menſchen lebt, überwunden, ſich zur innern Freiheit und wahren Güte emporgerungen und dann abſichtlich Unanſtändigkeiten begangen, um die Menſchen zu überzeugen, daß ihre Tugend, die ſich auf äußerliche Beobachtung der Anſtandsregeln und alles Herkömmlichen beſchränke, nichts wert ſei. Als aber ein junger Menſch, der noch nichts Nützliches geleiſtet und keinerlei Tugend errungen hatte, ſich eine öffentliche Verletzung des Anſtands erlaubte, da habe er ihn mit dem Stocke gezüchtigt. Der große Haufe müſſe ſich nach der geltenden Sitte richten; ein Mann aber

der das Weſen und den innern Zuſammenhang der Dinge erkannt habe, der brauche die herrſchende Meinung nicht zu befragen, um zu erfahren, was gut und was böſe ſei. Gleich den meiſten Weiſen des Altertums preiſt Julian den Diogenes auch beſonders darum, weil er den Mut gehabt habe, völlig arm und dadurch wahrhaft frei zu werden. In unſrer modernen Welt hat die Armut, wie jedermann weiß, den Charakter einer Befreierin vollſtändig eingebüßt.

(Schluß folgt)

# Muſikaliſche Zeitfragen

Von Hermann Kretzſchmar

## 6. Die Muſik auf den Univerſitäten

Für die muſikaliſche Erziehung Deutſchlands ſind in neuerer Zeit die Univerſitäten wieder wichtig geworden. Wieder geworden. Daß ſie es ſchon einmal geweſen ſind, weiß jeder, der vom Quadrivium gehört hat. In der philoſophiſchen Fakultät, der facultas artium, begannen ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert auch der zukünftige Theolog, der Juriſt und der Mediziner ſeine Studien und ſchloß hier mit Aſtronomie und Muſik, oder wie es in den „24 goldnen Harfen“ des Johannes Nides (1438) in andrer Reihenfolge lautet: „Die ſechſte Schul heißt Muſica die Singerin, darin lernt man ſingen und Saitenſpiel, die ſiebente und letzte Schul, darin lernt man Sterne ſehen.“ Luther hat in ſeinem Briefe „an die Ratsherren aller Städte deutſchen Landes“ (1524) die Beachtung der Muſik in den gelehrten Studien nochmals eingeſchärft: nicht bloß Sprachen und Hiſtorien ſollte man hören, ſondern auch ſingen und die Muſica mit der ganzen Mathematica lernen. Nach dieſer Weiſung verhielten ſich die deutſchen Univerſitäten das ganze ſechzehnte Jahrhundert lang, die Roſtocker Statuten von 1578 ließen niemand zum Baccalaureat zu, der nicht in den ſieben freien Künſten, alſo auch in der Muſik, unterrichtet war.

Wenn wir, wie ſich aus Paulſens Geſchichte unſrer Hochſchulen ergiebt, über den eigentlichen Betrieb der Muſik auf den alten Univerſitäten zur Zeit noch wenig genaues wiſſen, ſo liegt das zum Teil daran, daß die Gelehrten dieſes Gebiet nicht unterſucht haben. Wie Carl Nef jüngſt über die Muſikverhältniſſe der Univerſität Baſel im ſechzehnten Jahrhundert erfreuliches Licht verbreitet und einen beſondern Lehrſtuhl für Muſik ſamt den Namen der Inhaber nachgewieſen hat, ſo werden auch an andern Orten die Nachforſchungen nicht ohne Erfolg bleiben.

Das Hauptmaterial iſt in den Akten und Archiven der Konvikte und der Stiftungen zu ſuchen. Das Inſtitut der Stipendiaten dürfen wir ſchon jetzt als die eigentliche Stütze der alten Univerſitätsmuſik betrachten. Bei der Neubegründung der Univerſität Wittenberg im Jahre 1536 wurden ihm die

Studenten zugewiesen, die an Schulen und Pfarren amtieren wollten, die also Musik verstehn mußten; aus kursächsischen Ordnungen der Reformationszeit wissen wir, daß den ehemaligen Dresdner Kapellknaben, den Schülern von Meißen und Pforta an den Universitäten des Landes als alumnis electoralibus bei den Gottesdiensten, bei den öffentlichen Feierlichkeiten der Universitäten, bei Privatfesten der Professoren der Figuralgesang oblag. Für die Sopran- und Altstimmen verfügten sie über die heute ausgestorbne Kunst des Falsettierens. Sethus Calvisius war, als er in Leipzig studierte, Direktor des studentischen chorus musicus. Vom Heidelberger Konvikt liegt eine Tagesordnung aus dem Jahre 1585 vor.*) Da sind die eigentlichen musikalischen Studien und Übungen zwar nicht mit angeführt, aber es kommt auch so noch ziemlich viel Musik zusammen. Der Tag beginnt — so schreibt Trog — früh um fünf Uhr: es wird ein Psalm gesungen — um zehn Uhr ist prandium, zuvor aber wird die benedictio et consecratio mensae vierstimmig gesungen, nach dem Essen wird wieder gesungen. Ebenso gehts bei der coena, dem um fünf Uhr fälligen Abendbrot; um acht beschließt Gesang das Tagewerk.

Sicherer können wir die Pflege der Musik auf den deutschen Universitäten der alten Zeit nach ihren Früchten abschätzen. Namentlich für das siebzehnte und für das achtzehnte Jahrhundert haben die Universitäten und die Studenten der deutschen Musik so viel geleistet, daß ihre Mitarbeit sehr wohl ein eignes Kapitel in unsern Musikgeschichten verdiente. Kompositionen mit akademischen Spuren haben wir in Werken wie H. Scheins Studentenschmaus — um das heute bekannteste voranzustellen —, in Joh. Jeeps Studentengärtlein (1601, 1614), in Henning Dedekinds Studentenleben (1613) schon während der Chorzeit. Stärker zeigen sich diese Spuren, als die Instrumentalmusik selbständig geworden ist, in den Titeln und Vorreden von Orchestersuiten: Erasmus Widmann veröffentlicht 1622 eine Sammlung als Studentenmut, Er. Kindermann 1642 als Delitiae studiosorum, Joh. Rosenmüller gedenkt in den Begleitworten, die er 1654 seiner „Studentenmusik" beigiebt, ausdrücklich der mannigfachen Anregung und Förderung, die er der Leipziger Studentenschaft zu danken hat. Soweit für den Suitenverlag im siebzehnten Jahrhundert Orte wie Jena (Kouwalinka, Ircolot, Coler), Rostock (Hasse), Straßburg (Hetz), Erfurt (Dresen) in Betracht kommen, sind ihre Universitäten die Ursache. Es handelt sich aber nicht bloß um Kompositionen für Studenten, sondern es giebt auch ein Gebiet, worin die Kompositionen von Studenten wichtig geworden sind. Das ist das neue begleitete Sololied des siebzehnten Jahrhunderts. Hier hat die deutsche Studentenschaft mehr geliefert als interessante Dilettantenbeiträge; unser heutiges Lied, zur Zeit der stärkste und originellste Zweig deutscher Kunst, kam von den Universitäten. Sein Vater, Heinrich Albert, traf als Leipziger Student in Königsberg ein, die Hauptpaten waren Königsberger Professoren, und die frischesten Stücke, die wir aus der Jugendzeit des modernen Lieds kennen, stehn in Sammlungen, die wie

*) Briefe eines gewissen Trog, herausgegeben in Hagen: Briefe Heidelberger Professoren und Studenten vor 300 Jahren. 1886.

Enoch Gläſers „Schäferbeluſtigung," Heinrich Schreibers „Neu ausgeſchlagner Liebesknoſpen Nachſchößlinge" die ſtudentiſche Herkunft deutlich zeigen. Der erſte Klaſſiker der neuen Gattung, Adam Krieger, war kurz vorher von Leipzig übergeſiedelt, als er in Dresden ſeine „Arien" komponierte. Als dann ganz plötzlich eine ſtille Zeit kommt, iſt unter den handſchriftlichen Sammlungen, die das Fortleben des Liedes bezeugen, die bedeutendſte das Liederalbum eines Studenten, des Leipziger Theologen Clodius. Studenten retten es aus dieſer Kriſis, der Leipziger Sperontes und der Hallenſer Gräfe führen eine neue Blüte der Gattung herbei; noch bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts bleibt die Mitwirkung akademiſcher Männer für das deutſche Lied wichtig. Ihnen gebührt unter den Theoretikern und Komponiſten der Berliner Schule ein hervorragender Platz.

Unter den verſchiednen Gebieten ausführender Muſik hat bei dem Einzug der neuen Kunſt zuerſt die Oper von dem ſtarken Kunſtſinn der alten deutſchen Studentenſchaft Nutzen gezogen. Sie waren hier die feſteſten Stützen des nationalen Gedankens, und ſo lang und ſoweit die Verſuche, dem italieniſchen Muſikdrama eine ſelbſtändige deutſche Oper entgegenzuſtellen, reichen, ſtehn junge und alte Studenten auf der muſikaliſchen Menſur als Sänger und Darſteller, noch bedeutender als Komponiſten. Keiſer, Hofmann, Boxberg, Römhild und mit ihnen die Mehrzahl der Kapellmeiſter, die ſich an den (im vorigen Abſchnitt genannten) Entſcheidungsplätzen auszeichneten, hatten unmittelbar von der Leipziger Univerſität und von der Leipziger Oper her ihre ſchwierigen Poſten bezogen.

Nach der Oper hat das deutſche Konzertweſen von den Univerſitäten die größten Vorteile gehabt. Hier ſetzt ihre Bedeutung am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein, als der in der juriſtiſchen Fakultät eben immatrikulierte Georg Telemann in Leipzig das erſte ſtudentiſche collegium musicum gründet.*) Zwei Jahrzehnte ſpäter wirken ſchon drei ſtudentiſche Konzertvereine nebeneinander; einen dirigiert S. Bach, für ihn ſchreibt er die beiden Orcheſterſuiten in D. Der Vorgang der Studentenſchaft reizt die bürgerlichen Kreiſe: die Kaufleute ſtellen den collegiis musicis der Univerſität ihr „Großes Konzert," das heutige Gewandhauskonzert, entgegen und ziehn, als die Konkurrenz überflügelt iſt, die Studenten zu ſich herüber. Mitzler erzählt uns, wie Studenten wegen Mangels an italieniſchen Virtuoſen hier große Bravourarien herunterfiſteln, nach Reichardt bilden ſie noch 1776 den Stamm des Orcheſters, ſtellen die geſchickteſten Inſtrumentiſten, leider nur immer auf kurze Zeit, und ſpielen auch in der Oper mit. Und ähnlich wie in Leipzig iſts in ganz Deutſchland. Daniel Schubart rühmt (in ſeiner Lebensbeſchreibung) an Erlangen, daß die Studenten ſo treffliche Muſiker ſtellen. Dulon und andre reiſende Virtuoſen ſuchen bis in die Zeit F. Liſzts Univerſitätsſtädte wie Roſtock, Greifswald, Leyden, Utrecht auf, weil ſie da gute Liebhaberkonzerte

*) Die neuerdings behauptete Exiſtenz eines ſtudentiſchen oder bürgerlichen Muſikkollegs unter J. Kuhnau beruht auf einem Mißverſtändnis. Der Name collegium musicum wird — identiſch mit chorus musicus — ſchon früh für die amtliche Stadtmuſik gebraucht.

treffen. In Göttingen halten am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts reiche Studenten ihre Privatkonzerte, das akademische Konzert dieser Universität gilt unter Forkels Leitung weithin als Muster, ebenso im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Hallische unter Türk, das Breslauer unter dem Studenten Hofmann.

Der ungünstige Umschwung in der Stellung der deutschen Universitäten zur Musik wird zu derselben Zeit bemerkbar, wo auch die Kirche unmusikalisch zu werden beginnt und die Liturgie verfallen läßt: in der Periode des Pietismus und des Rationalismus. Vorgearbeitet hat ihm der Wechsel in den Bildungsidealen. Schon am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ersetzt der höfisch gerichtete Teil der akademischen Jugend das alte Quadrivium bekanntlich durch ein andres, worin neben dem Tanzen, Fechten und Roßspringen nur noch „etwas Musik“ oder „allerhand Vokal- und Instrumentalmusik“ Platz hat; am Ende des Jahrhunderts aber verspottet er in Leipziger Pasquillen das Konvikt, weil dort so viel gesungen wird. Zunächst haben es sich die Leipziger Konviktoristen nicht anfechten lassen, sondern, wie wir aus Siculs Chronik erfahren, eifrig weiter musiziert und nach wie vor die originellen Fackelserenaden aufgeführt, von denen uns in der Gesamtausgabe der Bachschen Werke mehrere drastische Proben erhalten sind. Als aber Kirche und Gesellschaft gegen die Musik gleichgiltiger wurden, als die Ausbildung der Kantoren und Organisten an die neuen Lehrerseminarien kam, verlor die Musik an den Universitäten alle Bedeutung. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren die alten studentischen Collegia musica bis auf Reste verschwunden, die eigne musikalische Kraft der akademischen Jugend schien versiegt zu sein. Amtlich geschah nichts, sie wieder zu beleben: es gab Universitäten genug, wo man jahrzehntelang nicht einmal die Theologen im Altargesang unterrichtete. Erst um die Mitte des Jahrhunderts, als in protestantischen Landen die Verbesserung der musikalischen Liturgie in Angriff genommen wurde, stellte man allmählich wieder musikalische Lektoren an.

Die beiden andern Punkte, von denen aus die allgemeine Entwicklung der deutschen Musik aufs neue nach den Universitäten hinübergriff, waren der Chorgesang und die Musikwissenschaft.

Der Chorgesang kam kurz vor und nach den Freiheitskriegen in Form akademischer Liedertafeln, also studentischer Männerchöre an die Universitäten. Der Männerchor als Kompositionsform hat eine alte, bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgehende Geschichte, die Männerchöre als musikalische Vereine aber sind eine deutsche Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, Früchte der patriotischen Bewegung, die zum Sturz Napoleons führte. Auch die ersten studentischen Liedertafeln sind damals gegründet worden; mit den Liedern aus „Leier und Schwert“ scheint ihre Zahl beträchtlich gewachsen zu sein. C. M. v. Weber besuchte im Jahre 1820 die Universitäten Leipzig, Halle, Göttingen, Kiel, wohl weil er dort seine begeistertsten Anhänger wußte; aber auch in Jena, Tübingen, Würzburg bestanden damals akademische Liedertafeln. Die zwanziger Jahre über wurden immer noch neue gegründet, 1822 der Universitätssängerverein zu St. Pauli in Leipzig, 1823 die Breslauer Liedertafel. Ihre künstle-

rische Verfassung war nach Zelterschem Muster aristokratisch, die Mitglieder mußten fertige Sänger sein, wenn nicht, entweder dichten oder komponieren können. Mit der Zeit ging den Universitäten das diesen Bedingungen entsprechende Material aus, um 1840 sind die akademischen Liedertafeln sämtlich wieder verschwunden. Nur die Leipziger Pauliner erhielten sich dadurch, daß sie ihren Verein dem süddeutschen Nägelischen Typus anpaßten und auf anspruchslosere Grundlagen stellten. Dieser Schritt hat zu einer zweiten Blüte der akademischen Liedertafeln geführt. Sie bilden heute abermals ein sämtliche Universitäten umspannendes Netz.

In beiden Perioden sind sie zuweilen eine Stütze des deutschen Männergesangs gewesen und würden auch in Zukunft, in den Zeiten rückläufiger Bewegung, Gelegenheit genug finden, vorbildlich und belebend zu wirken, wenn sie es mit der Musik ernst und streng nehmen. Dazu gehört vor allem, daß solche Kommilitonen, die für diese Hauptaufgabe nicht taugen, fern gehalten werden. Daß indes die praktische Musik auf den Universitäten nur in der Form der Liedertafeln lebt, ist kein erfreuliches Zeichen. Denn so wichtig der Männergesang auch als leichteste, volkstümlichste Musikgattung und gesellschaftlich immer bleiben wird, von der Macht der Tonkunst kann er nur einen sehr beschränkten Teil zur Geltung bringen. Darum wäre es sehr wünschenswert, wenn sich die deutsche Studentenschaft wenigstens an der Arbeit der gemischten Chöre, Oratorienvereine und verwandter Institute in den Universitätsstädten lebhafter beteiligte, als das der Fall ist. Hausmusik wird ja noch getrieben; man erfährt zuweilen von studentischen Streichquartetten, und die Pflege des Sololiedes müßte eigentlich bei allen denen selbstverständlich sein, die Mitglieder von Liedertafeln sind. Das moderne Solospiel macht technisch zu große Ansprüche, als daß es allgemein sein könnte. Aber es giebt ein Gebiet der Instrumentalmusik, das gerade von den Universitäten her wieder zu Ehren gebracht werden könnte. Das ist die alte Orchestermusik, die Suiten- und Sinfoniekunst des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, dieselbe, die die alten studentischen collegia musica beschäftigt hat. Sie wartet förmlich auf neue studentische Instrumentalvereine, wirds aber gern dulden, wenn ihr verwandte und erreichbare Kunst aus neuerer Zeit an die Seite tritt. Die akademischen Wagnervereine haben bewiesen, daß die Jugend der Hochschulen auch heute noch für große Neuerungen in der Musik zu haben und ihnen mit Wort und Schrift zu dienen bereit ist. Wird die Pflege der Hausmusik wieder ergiebiger, kommt das Ansehen der Tonkunst in den gelehrten Ständen wieder auf ehemalige Höhen, gelingt es, die instrumentale Technik mit der Zeit zu erleichtern, so ists nicht ausgeschlossen, daß die deutschen Studenten in das deutsche Musikwesen auch wieder nach Art ihrer Vorfahren bahnbrechend und entscheidend eingreifen.

Wichtiger als je sind inzwischen die Universitäten für die Musikwissenschaft geworden. Daß die Universitätsmusikdirektoren früherer Zeiten auch theoretischen Unterricht erteilt, daß Professoren der Ästhetik in ihren Vorlesungen auch Musik und Musiker berührt haben, unterliegt ja keinem Zweifel. Eigne Lehrstühle für Musikwissenschaft und Musikgeschichte, wie sie in Oxford

und Cambridge vom Mittelalter bis zur Gegenwart ununterbrochen vorhanden gewesen sind, haben aber in Deutschland jahrhundertelang gefehlt. Der Erste, der in neuerer Zeit wieder mit der Vertretung dieser Gegenstände an einer deutschen Universität betraut wurde, war Karl Breidenstein in Bonn. Zelter meldet 1825 diese Neuerung seinem Freunde Goethe unter den schlimmen Zeichen der Zeit. Im Jahr 1830 folgte Berlin mit der Ernennung von A. B. Marx zum Professor und Universitätsmusikdirektor. Fast ein Menschenalter später kommt dann als dritter in der Reihe: Eduard Hanslick in Wien, 1865 macht München einen Versuch mit Ludwig Nohl, 1868 erhält Leipzig in O. Paul einen Dozenten für die Musikwissenschaften. So ists langsam mit der Zulassung der neuen Disziplin an den deutschen Universitäten weiter gegangen. In Österreich ist sie jetzt der Kunstgeschichte gleichgestellt; von den deutschen Universitäten hat nur Straßburg ein Ordinariat, an den übrigen lehren Extraordinarii und Privatdozenten die Musikwissenschaft, oder sie wird von Musikdirektoren, die in einzelnen Personalverzeichnissen unter die Fecht-, Reit- und Tanzlehrer eingestellt sind, nebenbei vertreten. In einem ist die Musik ausdrücklich als Leibesübung registriert.

Aber trotzdem können wir auch in Deutschland den Kampf um die Existenz und Anerkennung, der keinem neuen Universitätsfach erspart bleibt, heute als grundsätzlich entschieden ansehen. Gegen früher hat die Musikwissenschaft bedeutend an Raum gewonnen. Im Winter 1868/69 war nach den Vorlesungsverzeichnissen auf sämtlichen deutschen Universitäten nichts weiter zu hören als: ein Kolleg über altgriechische und über mittelalterliche Musik, zweimal Universalgeschichte der Musik — einstündig! — und Geschichte des Wiener Konzertwesens. Im Wintersemester 1901/2 wurden dagegen folgende Vorlesungen gehalten: Geschichte des reformierten Kirchengesangs und der Kirchenmusik in der deutschen Schweiz (Basel), Musikgeschichte des Mittelalters, Musikgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Allgemeine Geschichte der Musik von Bach und Händel bis Beethoven, Haydn und Mozart (Berlin), Geschichte der Musik (Bern), Gemeindegesang im ersten Jahrhundert der Reformation (Breslau), Geschichte des evangelischen Kirchenliedes (Erlangen), Mozart und Beethoven in ihrem Leben und in ihren Werken (Gießen), Allgemeine Musikgeschichte (Greifswald), Musikgeschichte (Königsberg), Geschichte der Oper, Musikgeschichte seit 1500 im Umriß, Geschichte der Notenschrift, Geschichte der musikalischen Ästhetik, J. S. Bach (Leipzig), Geschichte der deutschen Instrumentalmusik nach 1750 (Marburg), Geschichte der Oper und des musikalischen Dramas von den Anfängen bis zur Gegenwart (München), Über Kirchenmusik und kirchliche Psalmodie (Münster), Geschichte der Liturgie (Rostock), Geschichte der Musik vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert (Straßburg), Beethovens Leben und Werke (Tübingen), Palestrina und seine Zeit, Der deutsche Männergesang (Prag). Beethoven, Ästhetische Untersuchungen in der Instrumentalmusik, Ästhetische Theorien der Oper (Wien).

Dazu kommen noch musikwissenschaftliche Seminare und Übungen in Berlin, Leipzig, München, Prag und Wien. Freiburg, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Würzburg begnügen sich gegenwärtig mit Kursen in

Theorie und praktischer Musik, zu andern Zeiten wird aber auch bei ihnen gelegentlich ein musikalisches Kolleg geboten. Es hat sich sonach im Lauf eines Menschenalters die Zahl der Universitäten, an denen Musikwissenschaft geboten wird, und die Zahl der Dozenten beträchtlich vermehrt; vor allem aber ist das Vorlesungsgebiet merklich erweitert und ausgebildet worden.

(Schluß folgt)

# Institutsreisen

Von Friedrich Seiler*)

Sowohl das Kaiserlich deutsche Institut zu Rom wie das zu Athen veranstalten alljährlich Studienreisen, um deutschen Schulmännern und Archäologen eine wirkliche Anschauung der antiken Bau- und Kunstdenkmäler zu verschaffen und ihre wissenschaftliche Erkenntnis durch fachmännische Erklärung zu vertiefen. In Italien dauert der Kursus sechs Wochen; er wird im Oktober und November unter Leitung der Professoren Petersen, Hülsen und Mau abgehalten. Professor Mau erklärt außerdem im Juli die pompejanischen Ausgrabungen. Zu dem italienischen „Herbstgiro" Zutritt zu erlangen, ist nicht leicht; denn der Zudrang ist sehr stark, die einzelnen preußischen Provinzen kommen nur jedes zweite Jahr daran und dürfen in der Regel nur einen einzigen Vertreter stellen. Die Aussicht, angenommen zu werden, ist also nur gering.

Ich persönlich bin nicht zugelassen worden, habe deshalb meine italienischen Reisen allein gemacht und bin durch Vergleichung meiner eignen Erfahrungen mit den gedruckten Berichten und mündlichen Mitteilungen von Teilnehmern am Giro zu der Ansicht gekommen, daß das Alleinreisen in Italien vorzuziehn sein dürfte.

Die Führung ist selbstverständlich ausschließlich auf das Antike gerichtet und geht dabei oft stark ins einzelne hinein. Sie bietet zwar eine Fülle von Anregung und Belehrung, aber man muß andrerseits auch öfter lange von Dingen reden hören, die weder für den Unterricht noch für die geistige Erkenntnis des Altertums von wesentlicher Bedeutung sind, und auch die an sich interessanten Gegenstände werden — wie das in der Natur fachmännischer Unterweisung liegt — leicht allzu eingehend erörtert. Für das liebevolle Versenken in die großen Kunstwerke der Renaissance fehlt es nach diesen eine nicht geringe Nervenkraft in Anspruch nehmenden Führungen dann leicht an seelischer Frische und auch an Zeit. Und doch stehn die Renaissancewerke an allgemein bildendem Werte den Denkmälern der Antike nicht nach. Diese Führungen lassen sich zudem bis zu einem gewissen Grade neuerdings durch gute Bücher ersetzen, z. B. durch das von Helbig: Die öffentlichen Sammlungen

*) Die Artikel Griechische Reiseskizzen in Heft 27 bis 31 stammen von demselben Verfasser, dessen Name damals versehentlich nicht genannt worden ist.

klassischer Altertümer in Rom, das von Amelung: Führer durch die Antiken in Florenz, von Mau: Führer durch Pompeji. Auch findet man in der Bibliothek des archäologischen Instituts in Rom, die selbstverständlich jedem gebildeten Manne offen steht, der um die Erlaubnis zu ihrer Benutzung nachsucht, alles, was man an Litteratur irgendwie wünschen kann.

Im übrigen teilen diese archäologischen Gesellschaftsreisen die Nachteile aller Gesellschaftsreisen. Sie sind erstens teurer als das Alleinreisen. Man hat allerdings den Besuch der Sammlungen frei, aber diesen Vorteil kann man sich teilweise als Einzelreisender verschaffen, wenn man sich nämlich vor dem Antritt der Reise durch das deutsche archäologische Institut in Rom einen sogenannten Permeß des italienischen Kultusministers ausstellen läßt. Auch handelt es sich hierbei immer nur um wenige Franken. Im übrigen ist nur natürlich, daß der deutsche Schulmann und Professor, wenn er in Italien herdenweise auftritt, von den Italienern auch gehörig geschoren wird. Die Quartiere werden in ziemlich teuern Hotels bestellt, die Mahlzeiten werden in feinern Lokalen eingenommen, die Trinkgelder müssen anständig bemessen sein. Der Einzelreisende kann billiger wohnen, vor allem im archäologischen Institut selbst, dessen leiblich behagliche Stuben gern vermietet werden — jedoch nur auf Zeiträume von mindestens acht Tagen. Seltsamerweise werden die Rechnungen im Institut in italienischer Sprache ausgestellt, eine Deutschverleugnung, gegen die ich hiermit die Deutsche Zeitung und den Deutschen Sprachverein in die Schranken rufe. Der Einzelreisende braucht ferner kein Bedenken zu tragen, in die gewöhnlichsten Osterien zu gehn, um dort einfach zu speisen, köstlich zu trinken und wenig zu bezahlen. Er braucht überhaupt weniger seinen Stand und seine Nation zu repräsentieren, kann ohne Scheu handeln, markten und Überteurungen zurückweisen. Die gewiegten Italiener wissen ganz genau, daß sich bei Gesellschaftsreisen würdiger Standesgenossen der eine leicht vor dem andern geniert, und richten sich danach.

Aber wichtiger als dieser Punkt ist die Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit, die der Einzelreisende vor dem Gesellschaftsreisenden voraus hat. Denn die Gesellschaftsreisen legen natürlich ihren Teilnehmern einen ganz gewaltigen Zwang auf. Wer nicht zur bestimmten Stunde zur Stelle ist, der versäumt eben den Anschluß. Die köstlichsten Güter, die das Reisen gewährt, die unbeschränkte Freiheit, das eigne Planmachen, das souveräne Herrsein über sich und seine Zeit, gehn dem verloren, der sich einer Führung unterstellt. Endlich aber kann die Gesellschaft an sich leicht lästig und störend werden. Schon allein äußerlich. Das Gedränge um die zu erklärenden Kunstwerke herum ist bisweilen so groß, daß die hinten Stehenden nur vorübergehende Blicke darauf werfen können; Gedränge verhindert überhaupt den Kunstgenuß. Aber auch innerlich. Man beobachtet in großer Gesellschaft und durch Gespräche zerstreut weniger scharf, als wenn man allein oder zu zweien ist; ja manche Eindrücke können, wenn man sie recht würdigen will, überhaupt nur in der Einsamkeit genossen werden. Die Stimmung, die ihnen ihren besten, intimsten Reiz verleiht, geht im Gewühl unrettbar verloren. Endlich schwimmt man bei einer solchen Gesellschaftsreise doch eigentlich immer in seiner heimischen, deutschen, berufs-

mäßigen Sauce. Es sind ja alles würdige, gebildete und kenntnisreiche Männer, mit denen man reist, aber es sind Männer von dem bekannten heimischen Lehrer- und Gelehrtentypus und von den bekannten heimischen Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten. In die richtige, frohe, freie, künstlerische Stimmung Italiens kann man in solcher Umgebung und unter solchen Reiseumständen gar nicht hineinkommen. Was die Reise an wissenschaftlicher Bedeutsamkeit vielleicht gewinnt, das verliert sie sicher an poetischem Duft, und was von beiden ist für das Leben und die Erinnerung wohl wertvoller? Wer also keinen Zutritt findet zu dem italienischen archäologischen Giro, der soll sich deshalb keine Kopfschmerzen machen, sondern ruhig allein oder zu zweien reisen. Er hat das bessere Teil erwählt.

Anders steht es mit den griechischen Reisen. Hier ist die Teilnahme an den jährlichen archäologischen Gesellschaftsreisen dem Alleinreisen vorzuziehn, da das Land im allgemeinen noch zu wenig auf Reisende eingerichtet ist. Zwar Korfu, Athen, Korinth und Olympia kann man auch allein besichtigen. Sowie man aber abseits von der Eisenbahn oder der großen Heerstraße kommt, beginnen die Schwierigkeiten, und die Sache kann recht kostspielig werden, besonders wenn man wegen mangelhafter Kenntnis der Landessprache — und die hat auch der beste Altgrieche gegenüber dem Neugriechischen — genötigt ist, einen Agojaten oder Führer aus Athen mitzunehmen. Die Inseln aber allein zu besuchen, ist sogar fast unmöglich, da sie zumeist nur spärliche, unsichre und unpünktliche Dampferverbindungen haben, man also genötigt sein kann, tagelang an ganz kleinen Orten liegen zu bleiben, bis man Gelegenheit findet, weiter zu fahren. Daß man aber nach Troja nicht allein reisen kann, ist selbstverständlich.

Über diese griechischen Institutsreisen, deren letzte ich mitgemacht habe, möchte ich nun im folgenden einige Bemerkungen machen, da sie im deutschen Publikum weit weniger bekannt sind, als sie es verdienen. Es finden jedes Jahr drei statt: die Reise durch den Peloponnes, die nach den Inseln und die Trojareise. Die erste dauert siebzehn, die zweite neun, die dritte sechs Tage. Zwischen der ersten und der zweiten sind fünf bis sechs, zwischen der zweiten und der dritten sind acht Tage Pause. Spätestens zehn Tage vor Beginn der ersten muß man abreisen, damit man noch einige Tage zur Orientierung in Athen behält. Von Troja nach Konstantinopel und für den Aufenthalt in dieser Stadt muß man wenigstens eine Woche rechnen, die Heimreise von Konstantinopel nimmt auch noch drei bis vier Tage in Anspruch: das macht zusammen neun bis zehn Wochen. Besser ist es natürlich, wenn man sich gleich für ein ganzes Vierteljahr freimacht. Man hat dann für Athen und Konstantinopel mehr Muße, kann auch — wie ich es gemacht habe — vor die griechische eine sizilische Reise setzen und dann direkt von Catania nach dem Piräus fahren. Die Kosten betragen bei einfachem Leben und mäßigen Ansprüchen, Sizilien einbegriffen, 1600 bis 1800 Mark. Man braucht sich übrigens nicht zu allen drei Reisen zu melden, sondern kann sich auf eine oder zwei beschränken. Von unsrer Gesellschaft, die anfänglich über dreißig Teilnehmer zählte, machten nur fünfzehn alle drei Reisen mit. Man kann

auch die beschwerlichsten Teile der Reise im Peloponnes auslassen, während dieser Tage nach Athen zurückkehren, dann mit der Bahn nach Olympia fahren und hier wieder mit den Bergreitern zusammen treffen. Die bequemste und darum am meisten begehrte ist die Inselreise. Denn während dieser giebt es keine langen Reiterexpeditionen, und man hat auf dem Schiffe Unterkunft und Verpflegung, beides nach griechischen Begriffen gut, nach unsern freilich nur sehr mäßig.

Ins Leben gerufen sind diese Reisen durch den ersten Sekretär des archäologischen Instituts, Professor Dr. Dörpfeld. Aus kleinen Ausflügen nach Olympia hat er allmählich diese umfassenden Reisen entwickelt und hat jetzt auch schon mit kleinen Herbstausflügen nach Pergamon begonnen. Er ist von Haus aus Architekt, hat dann zuerst bei den Ausgrabungen in Olympia mitgearbeitet, ist dann in Tiryns, Mykenä, Troja Schliemanns Arbeitsgenosse und Fortsetzer geworden und gegenwärtig einer der vorzüglichsten Kenner der antiken Ruinenstätten auf griechischem und kleinasiatischem Boden. Er leitet diese Reisen alle persönlich und ist die Seele davon. Ihr Verlauf war in kurzen Zügen folgender.

Am 10. April früh sechs Uhr fanden wir uns auf dem Peloponnesbahnhof in Athen zusammen. Das Mittagsmahl hielten wir schon auf den Trümmern des alten Korinth, besichtigten die neuen Ausgrabungen der amerikanischen Schule auf dem Stadtgebiete und ritten dann den steilen Zickzackweg nach Akrokorinth hinauf, wo wir zwar nicht mehr die von Pindar besungnen *πολύξενοι νεάνιδες* (gastfreundlichen Mädchen), wohl aber noch die großartige, unbezahlbare Rundsicht vorfanden. Rasch ging es dann wieder zur Bahn, und am Abend waren wir in Nauplia. Von hier aus wurden nun an den drei folgenden Tagen Tiryns, Epidauros — dieses mittels einer endlosen Wagenfahrt — und Mykenä samt dem Heräon von Argos besucht. Abends und nachts sahen wir uns das geräuschvolle, zeremonienreiche griechische Osterfest in den Kirchen und auf den Straßen mit an.

Am 14. April fuhren wir mit der Bahn weiter. Auf der Station Myli trennten sich die Damen, und wer sich sonst etwa vor den bevorstehenden Strapazen scheute, von uns, um nach Athen zurückzukehren. Unter den Zurückbleibenden entwickelte sich nun rasch bei den gemeinschaftlichen Ritten, auf den Rendezvousplätzen, in den primitiven Quartieren der abgelegnen und noch von keinerlei Kultur beleckten Dörfer der wohlthuende Geist kriegsmäßiger Kameradschaftlichkeit, ohne den solche Fahrten ihren besten Reiz entbehren.

Wir fuhren mit der Bahn zunächst das steile, schluchtenreiche Randgebirge in die Höhe, das die argivische Küstenebne westwärts abschließt, und langten dann auf der arkadischen Hochebne an. Die Nacht brachten wir in der wohlgebauten Stadt Tripolitza zu, wo es bei vorzüglichem, nicht geharztem Wein hoch herging. Es wurden dann die Überreste von Tegea und am nächsten Tage nach kurzer Bahnfahrt die von Megalopolis besichtigt, worauf wir in unendlichen Windungen in das saftstrotzende, blühende Messenien hinunterfuhren. In Kalamata gab es leidliche Rast und sogar eine bayrische Kellnerin, die allerdings von des Lebens Stürmen arg mitgenommen zu sein schien.

Den nächsten Tag bestiegen wir in Tsepherimini die Reittiere, die uns fortab tagelang tragen sollten, und ritten den hochragenden schroffen Ithomeberg hinauf, wo wir stundenlang hätten verweilen mögen, so herrlich war die weite Aussicht. Doch zogen wir bald zu Fuß — die Maultiere waren vorangeschickt — hinab in das liebliche Schwarzauge-Dorf (Mawromati) und zu den großartigen Resten der Mauern von Messene. Die Nacht kampierten wir zum erstenmal bei einem Bauern in dem Dörfchen Diabolitzi.

Dann ging es in die wilden Berglandschaften, die die Grenze von Messenien, Arkadien und Elis erfüllen, wo Wagen und Wirtshäuser völlig unbekannte Kulturerscheinungen sind, besichtigten eine für die alte Königsstadt der Messenier, Andania, gehaltne Stadtruine, sowie die Tempel von Lykosura und Phigalia und übernachteten in so weltberühmten Orten wie Ampeliona und Zelechowa; den letzten Ort hatte überhaupt noch keines „Europäers" Fuß betreten. Am Abend des 19. April ritten wir in Olympia ein und fanden hier die „Sturmvögel der Zivilisation," die Damen schon vor, die von Athen mit der Bahn hierhergefahren waren. Hier in Olympia blieben wir etwas reichlich lange, bis zum Mittag des 23. April. Es ist ja dort sehr viel zu sehen, aber die Nachmittage, an denen keine Führung stattfand, blieben doch etwas unausgefüllt.

Am 23. April abends schifften wir uns in Patras ein und gingen am nächsten Morgen zwischen dem akarnanischen Festland und der Insel Levkas vor Anker. Dörpfeld ist zu der Überzeugung gekommen, daß diese Insel das alte Ithaka und die Heimat des göttlichen Dulders gewesen sei. Er hatte darüber schon in Athen eine Vorlesung vor zahlreichem Publikum gehalten — auch der König war zugegen gewesen — und wollte uns nun eine Vergleichung beider Inseln ermöglichen, damit wir seine Gründe an dem, was wir selbst sahen, prüfen könnten. Ich muß bekennen, daß die Dörpfeldschen Ausführungen, wenn man die Inseln und besonders die kleine homerische Asteris (Arkudi), wo die Freier dem Telemach auflauerten, mit eignen Augen sieht, eine Beweiskraft bekommen, deren Gewicht man sich kaum entziehn kann. Den Hauptbeweis wird freilich der Spaten liefern müssen. Ein reicher Holländer bezahlt die Ausgrabungen, die dort unter Dörpfelds Leitung vorgenommen werden und den Zeitungsnachrichten zufolge schon zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt haben sollen. Wir fuhren also in dieser herrlichen westgriechischen Inselwelt umher, besichtigten die in Frage kommenden Punkte auf Levkas, Arkudi und Ithaka und steuerten dann in den korinthischen Golf hinein. Am Morgen des 25. April lagen wir vor dem Hafen Itea, und es erfolgte nun der Ritt nach dem wundervollen Delphi hinauf, wo wir nicht fertig werden konnten, die gewaltigen Baureste der Heiligtümer, das kleine aber hochbedeutsame Museum, dessen Schätze uns der zufällig anwesende Professor Duhn in liebenswürdiger Weise erklärte, und die großartige Landschaft zu bewundern. Doch Apollo bedrohte die Barbaren, die sein Heiligtum entweihten, wie ehemals mit Sturm und Ungewitter, wir mußten uns abwärts flüchten ins Thal und waren froh, unter furchtbarem Schwanken der Boote unser Schifflein wieder zu erreichen, während

finstre, blitzezuckende Wolken den Parnaß umhüllten. Am 26. April früh langten wir wieder im Piräus an.

In der Zwischenzeit wurden auch in Athen mehrere interessante Vorträge gehalten, sowohl im Institut wie draußen im Freien. Dörpfeld zeigte uns die Lage der alten Enneakrunosquelle zwischen Burg und Pnyx (nicht, wie bisher geglaubt worden ist und noch jetzt vielfach geglaubt wird, am Ilissos) und die Ausgrabungen, die zu ihrer Entdeckung geführt haben. Der Sekretär des österreichischen Instituts, Dr. Wilhelm, führte uns zu den alten Befestigungen des Piräus, auf den Munychiahügel und zu den Schiffshäusern von Zea. Auch fuhr er mit uns nach Salamis hinüber und wies hier mit überzeugender Sicherheit nach, daß eine Umseglung der ganzen Insel durch die persische Flotte zum Zwecke der Einschließung der Griechen unmöglich stattgefunden haben kann, daß die persische Flotte vielmehr an der Küste des Festlandes entlang gefahren sein muß.

Am Morgen des 2. Mai schiffte sich unsre zahlreiche Gesellschaft zur „Inselreise" ein. Es ging zunächst nach Ägina, wo Professor Furtwängler gerade die Ausgrabungskampagne abgeschlossen hatte und uns den Tempel der Aphaia (den man bisher der Athene zusprach) und die neugefundnen sechs prächtigen Äginetenköpfe mit Begeistrung vorführte, dann nach Kalauria, wo wir dem Demosthenes eine stille Thräne nachweinten, und zurück nach Eretria, Rhammus und Marathon, wo sich die Ausbootung bei starker Brandung als ungemein schwierig erwies.

Am 4. Mai früh bestiegen wir das Vorgebirge Sunion mit seinem Poseidontempel und sahen von hier aus auf eine der melancholischsten Landschaften der Welt — so braun und dürr! Nach dem Reiseprogramm sollte die Fahrt dann weiter nach Andros gehn, aber der scharfe Boreas machte dies unmöglich; wir kamen somit zu allgemeinem Bedauern um den Anblick der Andria, des „Mädchens von Andros." Auch Tenos ließ sich nicht erreichen. Wir gingen vielmehr hinter den öden, menschenleeren Felsen von Keos vor Anker und besichtigten die Terrassen, auf denen einst die alte Stadt Karthaia gelegen hatte. Dann flüchteten wir in den geräumigen Hafen von Hermupolis auf Syra, wo uns am Abend Gelegenheit wurde, die *Μάγδα τοῦ μεγάλου συγγραφέως Γερμανικοῦ Σούδερμαν* (Magda des großen deutschen Schriftstellers Sudermann) in griechischem Kostüm zu sehen.

Von dem modernen Mittelpunkt des Archipels gings zu dem antiken, dem hochheiligen Delos, auf dem jetzt nur die beiden Denkmälerwächter mit ihren Herden und Hunden hausen, während von der Nebeninsel her, wo die Quarantänestation ist, ein paar Schiffsmasten trübselig herüberwinkten. Wir zogen den ganzen Tag auf dem ausgedehnten Trümmerfelde zwischen Mauern, Säulenresten, Kapitellen und Skulpturbruchstücken herum, sahen auf den noch immer vorhandnen, aber aller Göttlichkeit entkleideten „heiligen See" hernieder und wollten auch den Kynthos besteigen, aber eine wahrhaft nordische Sturmbö zwang uns, statt dessen in der Hütte des einen Wächters, und da diese für so viele Menschen bei weitem nicht ausreichte, auch in den Steinhäuschen, wo sein Vieh nachts zu ruhen pflegt, einen Unterschlupf zu suchen. Gegen

Abend fuhren wir noch nach dem benachbarten Mykonos hinüber, und da wir an diesem Tage noch nicht genug Antiquitäten gesehen hatten, so wurden noch die beiden Museen dieses Ortes mit Streichhölzern und Unschlittlichtern abgesucht und verschiednen Gottheiten ins Gesicht geleuchtet. Die Mykonierinnen gelten als die schönsten Frauen in ganz Griechenland, und sie wissen das offenbar. Denn nachdem der Sturm ausgetobt hatte, führten sie ihre Schönheit am Quai spazieren, und es that denen unter uns, die nicht bloß Archäologen, sondern auch noch etwas Gynäkologen waren, wohl, statt der ewigen steinernen Schönheiten mit den toten Augen einmal diese von Fleisch und Bein mit den höchst lebendigen, groß leuchtenden Augen zu betrachten. Erst spät am Abend kamen wir wieder auf das Schiff und setzten uns zum öldustenden Schauermahle aufs Verdeck.

Am nächsten Morgen ging uns die Sonne über der Marmorinsel Paros auf. Nach Besichtigung des Frankenschlosses, der großen Klosterkirche Hekatompyliani und des kleinen Museums schickten sich die Unternehmungslustigern unter uns an, auf Maultieren und Eseln in das Gebirge zu den antiken Marmorbrüchen zu reiten. Der Berliner Professor der Geographie Philippson war so liebenswürdig, die Führung und Erklärung zu übernehmen. Am Nachmittage dampfte unser Schiff nach Naxos, und wir konnten von der Reede aus die hohen Berge dieser Insel und die steilragende Stadt bewundern. An Land gingen wir nicht, sondern fuhren nach kurzem Aufenthalt nach Jos, um auch dieser Insel einen freilich nur kurzen Abendbesuch abzustatten.

Der nächste Tag, es war der 7. Mai, sollte einer der hervorragendsten Glanzpunkte der ganzen Reise werden. Er war der wunderbaren Insel Thera gewidmet. Auf steiler Skala ritten wir von dem innern Hafen aus nach dem fast direkt über uns liegenden Epanomeria hinauf und dann auf dem schmalen Kraterrande zur Seite des furchtbaren Abgrunds zu dem hochragenden Eliasberg und zu der von Hiller von Gärtringen zu Tage geförderten alten Dorerstadt, wo uns der Blick auf die fremde, wildliebliche Landschaft, der bis zu den schneeigen Gipfeln des kretischen Idas hinüberschweifte, fast noch mehr fesselte als die seltsamen Felsinschriften und Baureste. Am Abend unternahmen wir noch, wiederum unter der Leitung Philippsons, eine Besteigung der jüngern Vulkaninseln in der Mitte des Kratermeeres. Am folgenden Morgen landeten wir zu Herakleia auf der Insel Kreta. Zwei Tage brachten wir hier zu, besichtigten das Museum in der Stadt und ritten nach Knossos hinaus, wo der Engländer Evans die alte Stadt des Minos auszugraben im Begriff ist. Auch die Sammlungen im Landhause des Herrn Evans boten des Merkwürdigen und Interessanten die Hülle und Fülle.

Der Palast des Minos war der südlichste Punkt, den wir erreichten. Nun kehrte sich der Bug unsers Schiffes wieder nach Norden. Bei schwerer See und starkem Sturm fuhren wir in ziemlich bejammernswertem Zustand in den Hafen der Insel Melos ein. Nachdem wir dann in dem ruhigen Wasser unsre Thatkraft wiedergewonnen hatten, wanderten wir zu Fuß nach der alten Stadt Melos, sahen die von den Athenern zerstörten Festungsmauern, das Kastell, das Theater und standen mit ehrfürchtigen Gefühlen an der Stelle,

wo die berühmte Venus einst dem Erdboden entstiegen war. Nach ruhiger und angenehmer Nachtfahrt warfen wir dann am Morgen des 11. Mai wieder im Piräus unsre Anker.

Die Trojafahrt, die vom 18. bis zum 23. Mai dauerte, bedürfte zu ihrer Schilderung eines eignen Artikels.

Diese Reisen, die von einem deutschen Institut ausgehn, sind ursprünglich zweifellos für deutsche Reichsangehörige bestimmt, aber unsre Gesellschaft trug einen durchaus internationalen Charakter. Es wurden in ihr nicht weniger als elf Muttersprachen geredet: deutsch, englisch, russisch, polnisch, ruthenisch, tschechisch, ungarisch, italienisch, holländisch, schwedisch, dänisch. Das amerikanische Element trat sehr stark hervor, und zwar rühmte Dörpfeld gerade die Amerikaner als die Leute, die einerseits mit allem zufrieden, andrerseits aber immer am besten ausgestattet seien, sowohl mit Reiseutensilien wie mit photographischen Apparaten.

Ferner gab es über ein Dutzend Österreicher, alles Stipendiaten, und zwar aus allen Kronländern dieses vielsprachigen Reiches, sodaß sich in unsrer Gesellschaft die Vertreter der feindlichsten Stämme und der entgegengesetzten Parteien unter dem Banner der Archäologie vereinigten. Infolgedessen herrschte bei den Gesprächen dieser Herren immer große Vorsicht; man ging allen politischen, nationalen, religiösen Fragen oder Anspielungen aus dem Wege und begnügte sich mit einer gewissen kühlen, kollegialen Reserve. So spiegelte sich die Zerrissenheit des österreichischen Staates hier im kleinen sehr deutlich. Diese österreichischen Herren hatten schon Italien durchreist, wie sie auch dorthin zu den pompejanischen Julikursen zurückkehren wollten. Denn ihre Stipendien waren auf ein ganzes Jahr berechnet. Die Polen hatten durch klerikale Empfehlung für die ganze Gesellschaft eine Audienz beim Papst erlangt, um sich seinen Reisesegen mitzunehmen. Dabei sollte es dem polnischen Sprecher passiert sein, daß er in devoter Verzückung seine Ansprache mit den Worten: Venti sumus begann, ein Lapsus, über den der heilige Vater mit mildem Lächeln dahingeglitten sei. Die vier Ungarn hielten sich von den Cisleithaniern durchaus getrennt als eine besondre Gruppe.

Von deutschen Philologen und Schulmännern waren entschieden zu wenig vorhanden, außer mir zwei bayrische und ein preußischer Stipendiat, ferner der Vorsteher einer deutschen Schule im Ausland, einige Universitätsdozenten und ein Herr, der für die neue Baedekerauflage Studien machte. Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Reisen ihrem ursprünglichen Zwecke wieder mehr angenähert würden, nämlich dem, Angehörigen des Deutschen Reiches und zwar besonders Gymnasiallehrern und Archäologen Anschauungen und Bildungsstoffe zu gewähren, die sie sonst auf keine Weise gewinnen können. Die Zahl der Ausländer müßte beschränkt werden, und auch die Österreicher könnten ja unter dem Vorsteher ihres archäologischen Instituts, dem jungen und sehr tüchtigen Dr. Wilhelm, ihre eignen Reisen machen. Es ist dies, wie ich hörte, schon einmal geplant gewesen, aber an Dörpfelds Widerstand gescheitert. Denn dem Leiter einer solchen Reise muß natürlich im allgemeinen Interesse daran liegen, eine so große Gesellschaft mit sich zu führen, wie sich

nur irgend mit dem Zwecke der Reise verträgt; denn je mehr Teilnehmer, um so billiger für den einzelnen. Die fremden Elemente können also nur in dem Maße ausgeschieden werden, als die Zahl der Deutschen wächst.

Es scheint indessen fast, als ob sich besonders in Norddeutschland manche durch falsche Vorstellungen von den Schwierigkeiten, Unkosten und Fährnissen dieser Reisen zurückschrecken lassen. Viele scheinen auch zu glauben, daß der Zudrang zu groß sei, als daß sie je auf Annahme rechnen dürften. Dörpfeld selbst aber sprach in meiner Gegenwart wiederholt den Grundsatz aus, daß er deutsche Archäologen und Philologen nie zurückweise. Er hält selbst bis in den März hinein noch Stellen für solche frei, indem er ausländischen oder nicht fachmännischen Meldungen gegenüber die definitive Entscheidung bis dahin hinausschiebt. Besser ist es ja allerdings, wenn man sich schon zu Neujahr meldet.

(Schluß folgt)

# Niels Glambäk

## Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

Dritter Teil. (Schluß)

### 1

Niels sitzt an seinem Schreibtisch in seinem Wohnzimmer in Kopenhagen und arbeitet. Den Schreibtisch hatte ihm einst Karl Huitfeldt geschenkt; was darauf war, und was darin, rührte auch von Karl Huitfeldt her. Dasselbe galt von den meisten der Bücher ringsum an den Wänden, von den Regalen selbst und den Schränken auch. Niels hatte zwei Zimmer, eine Wohnstube und eine Schlafkammer; die Wohnung und alles, was darin war, hatte Huitfeldt bezahlt. Niels wohnte nicht mehr in Regensen. Er hatte von der Freigebigkeit dieses Mannes gelebt, und zwar reichlich. Jedes Quartal war ihm ein Wechsel von Rödsten geschickt worden; nur daß er dafür fleißig sein und aus der Wohlthat Nutzen ziehn sollte. In der letzten Zeit hatte er jetzt Landwirtschaft studiert; für die ganze theoretische und die praktische Ausbildung dazu hatte Huitfeldt sorgen wollen, um ihn zuletzt zu einem reichen Manne zu machen, zu einem der größten Grundbesitzer von Dänemark, zum Herrn von Rödsten.

So hatte es sich ausgenommen, das Zukunftsschloß — das Luftschloß, das vor ein paar Wochen eingestürzt war.

Aber Niels sitzt bei Büchern und Papieren und arbeitet; er hat wieder mit der Jurisprudenz begonnen, repetiert, was er einmal gekonnt hat, überlegt und ordnet seinen Studienplan, die Lampe scheint auf seine gespannten Züge.

Die Lampe ist sein Kamerad und sein Freund geworden. Sie spricht zuweilen mit ihm, und sie sagt jetzt:

Glaubst du nun auch, daß du durchkommen wirst, jetzt, wo alle Hilfe aufgehört hat?

Und das von der Arbeit gespannte Gesicht spricht in seinem Schweigen und antwortet der Lampe:

Nun! so viele junge Männer müssen sich ihr Brot selbst verdienen, wer bezahlt denn denen ihre Kleider und ihre Wohnung? Einige Unterrichtsstunden habe ich ja schon. Kann man sich nicht zwei Zimmer leisten, dann zieht man in eins: ist auch das zu teuer, so schränkt man sich ein und wohnt zu zweien in einer Dachkammer; wie mancher junge Student hat sich schon mit trocknem Brot begnügen müssen, wie ich heute, wenn er kein richtiges Mittagessen hat bezahlen können? Nur tüchtig arbeiten! sagen die angespannten Züge.

Zwischen den Trümmern der Zukunftsherrlichkeit taucht ein Bild auf, ein Mann von edelm Aussehen, einer von denen, die man auf den ersten Blick lieb haben muß; und dieser Mann war der Freund seines Herzens geworden, sein Vater, seine Zuflucht, seine Heimat und sein Herd. Die einzige Heimat, die er hatte in der Welt. Vater und Mutter zugleich war dieser Mann ihm gewesen. — Aber der Mann war tot, war ermordet; sein Haupt und die freigebige Hand und der ganze Leib lagen nun im Grab und wurden zu Erde.

Aber Niels studiert und studiert; der Schein der Arbeitslampe ruht auf seinem vergrämten Gesicht. Sie spricht wieder zu ihm:

Du hast sonst niemand; wie meinst du, daß du den einzigen, der dich lieb hatte, entbehren kannst?

Und sein Gesicht wendet sich still der Lampe zu:

Gesegnet sei sein Andenken! Doch vor mir haben schon andre Vater und Mutter verloren. Es giebt auch welche, die sie nie gekannt haben. Der eine oder der andre hat vielleicht auch so einen Vater oder eine Mutter gehabt, ach, daß er sich hat schämen müssen ... Doch, sie sind durchgekommen, sie haben sich dennoch einen Weg gebahnt, sich trotzdem Achtung errungen, und das Wohlwollen der Menschen und einen ehrenvollen Namen. Gesegnet sei der Tote! sagt das stille, vergrämte Gesicht, aber der Mann, der lebt, der arbeite, der arbeite!

Und in dem Zukunftsschloß, das eingestürzt ist, in den zerbrochnen Arkaden zeigt sich eine Erscheinung, ein holdes Bild in den schlanken Traumwölbungen: ihr Bild, das Bild des jungen Wesens, das die Fee des Schlosses und das Ziel der Träume war. Jeder ihrer lieblichen Züge spricht zu ihm, jede Einzelheit hat ihre Worte für seine Sehnsucht. Mit ihr, mit ihr hatte das Traumschloß sich zum Himmel erhoben, sich ausgedehnt und alles umschlossen, was es Herrliches auf Erden gab. Sie war der Glanz und die Farbe, die Sonne und die Wärme und alle Fülle des Lebens, und deshalb — fern von ihr giebt es in der weiten Welt nichts als trostlose Öde.

Aber Niels sitzt am Schreibtisch, er streicht an und macht Notizen und prägt sich ein und hat den Kopf über die Arbeit gesenkt, und seine Augen sind wach, und seine Stirn ist gedankenvoll. Und die nächtliche Studierlampe ist sein Kamerad, selbst wach und aufmerksam und ausdauernd. Wie er seine Bücher studiert, so studiert sie sein Gesicht, aber sie wirft ihr Licht nicht immer gleich neugierig darauf, am wenigsten, wenn die Stirn gar so tief gesenkt ist wie jetzt, da fällt ein barmherziger Schatten über das allzutraurige Bild: eines schönen, kräftigen Jünglings, der um eine unglückliche Liebe Leid trägt. Und sie flüstert betrübt, die gute Lampe:

Ob du nun auch ohne sie leben kannst?

Da hebt sich die gedankenvolle Stirn, sie wendet sich dem Licht zu, und die ausdrucksvollen Züge reden eine stumme, stolze Sprache.

Glück oder kein Glück — ich habe meine Pflicht, und ich kann.

Und beide, er und die Lampe, sind sehr wach, während die Stunden der Nacht vergehn.

## 2

Niels war in dem Laden an der Ecke gewesen und hatte sich etwas zu seinem Abendthee gekauft — denn er war jetzt nicht mehr bei seinen Hausleuten in Kost —, da sieht er, wie er wieder zurückkommt (die Flurthür hatte er angelehnt stehn

lassen), im Halbdunkel eine Frau mitten im Zimmer stehn. Sie hatte dem Eintretenden das Gesicht zugekehrt — dem Fenster abgewandt war das Gesicht ganz in Dunkel gehüllt —, und sie begann sogleich zu sprechen, nervös und ängstlich, wie es schien:

Ich — ich hätte schreiben können, aber ich konnte auch selbst kommen, ebenso bald . . .

Diese Stimme! Der leicht ausländische Accent! Und nun auch die Gestalt, schön und weich, und die Weise, wie sie mit der Hand über Brust und Schulter fuhr, als drapiere sie sich! — Sie hier? Was in aller Welt . . .

Er wollte eilig die Lampe anzünden, aber seine Hand war so aufgeregt, daß er mit dem Cylinder an die Glasglocke stieß; der Cylinder fiel in Scherben zu Boden.

Ach, nun habe ich keinen Cylinder! rief er — beinahe froh über diesen Aufschub der Unterredung mit ihr.

Die Dame hob rasch das Stück vom Boden auf, das noch gebraucht werden konnte. Entschuldigen Sie, sagte sie, als ihre Hand dabei die seinige berührte; sie setzte den Cylinder auf den Brenner der Lampe. Nun war ein schwaches, trauriges Licht im Zimmer; Niels erkannte nun auch den alten, ärmlichen Handkoffer wieder, der mitten im Zimmer auf dem Boden stand, aber sie selbst anzusehen vermied er.

Er bat sie, Platz zu nehmen, und währenddem legte er die Sachen weg, die er gekauft hatte; er fühlte, daß sie die ganze Zeit ihre Augen auf ihn gerichtet hatte, und bei diesem Bewußtsein kam es wie eine Übelkeit oder Angst über ihn.

Schließlich brach sie das Schweigen.

Ich bin sehr unglücklich. Ich . . . dann schwieg sie wieder.

Nun mußte er sie ansehen. Er erkannte nun auch die schwarze Mantille und das kleine goldne Medaillon, das an einer Haarkette auf ihrer Brust hing. Sie war ganz so gekleidet wie früher, jedesmal, wo er sie gesehen hatte; vielleicht sah sie jetzt sogar noch etwas ärmlicher aus. Aber immer hatte sie etwas von einer wirklichen Dame an sich, sogar etwas Vornehmes. Er sah sie starr an und fühlte sich von Mitleid und Widerwillen zugleich ergriffen, er starrte, rätselhaft gezwungen und von ihrem Wesen angezogen.

Sie — Sie sind aus Spanien? Sie heißen Donna — Donna — Zegura?

Sie schüttelte den Kopf: Nein nicht. O es ist gräßlich, fuhr sie fort, und sie legte die Hände zusammen, die langen weißen Finger schlangen sich krampfhaft ineinander. Aber nun will ich alles sagen, ja alles . . . Ich . . .

Aber da stockte sie wieder. Sie war aufgestanden, aber nun setzte sie sich wieder, alles ganz plötzlich und konvulsivisch.

Sie begann in ihrer Kleidertasche etwas zu suchen.

Unterdes wuchsen alle die widerstreitenden Gefühle, die sie bei Niels erweckte, sie drängten sich in die Höhe bei ihm und preßten sich so in seiner Brust zusammen, daß er es rein körperlich nicht mehr aushalten konnte. Er stand auf.

Die Lampe scheint so trüb, ich will gehn und ein andres Glas kaufen . . .

Zuerst sehen Sie dies hier an! — sie hielt eine Photographie in Visitenkartenformat dicht an die Lampe. Sie hielt sie mit beiden Händen, die weißen Finger zitterten am Rand.

Er mußte einen Blick darauf werfen; die Photographie war alt und verblaßt, bei dem matten Lampenschein konnte er auch nur schlecht sehen. Er nahm flüchtig das Bild eines Mannes und einer Frau wahr, und zwischen ihnen ein kleines Kind, das die Frau auf dem Arm hatte; ein junges Ehepaar also in lächelndem Photographieglück, er kannte die Leute nicht — doch, sie — es war offenbar die Dame selbst aus einer frühern Zeit, sie war außerordentlich schön, aber was wollte sie damit, daß sie es ihm zeigte, was konnte ihn das interessieren —

Sehen Sie! sagte sie hastig, und die sanften, tiefen Augen sahen ihn an —

aber er murmelte nur: Entſchuldigen Sie! und war zur Thür hinaus; er hatte Kopfweh, es hämmerte in ſeiner Stirn.

Auf der Straße ging es ihm ganz ſonderbar mit der Photographie. Oben hatte er ſie kaum deutlich geſehen, nun trat ſie erſt wirklich klar vor ſein Bewußtſein, und zwar mit zunehmender Klarheit. Er wollte nichts mit ihr zu thun haben, war zornig auf ſie und verſuchte ſie abzuweiſen; aber es war, als ſpotte ſie ſeiner, als dränge ſie ſich ihm auf — ſchließlich ſtand das Bild des Mannes ſo klar vor ihm, als habe er die Photographie in der Hand, und als ſcheine das Tageslicht darauf, und er ſelbſt ſei gezwungen, es ſtarr anzuſehen —

Und nun erkannte er den Mann.

In dem Augenblick, wo ihm dies aufging, war er gerade vor den Stufen zu dem Eckladen, wo er das Lampenglas kaufen wollte —

Ein Mann kam eilig die Ladenſtufen herunter; es war der Kaufmann ſelbſt, der barhäuptig auf die Straße herausſtürzte und Niels feſthielt:

Haben Sie ſo geſchrieen? — Sind Sie es, Herr Glambäk? — Sind Sie unwohl?

Niels lehnte ſich an einen Laternenpfahl, er merkte nicht, daß jemand mit ihm ſprach. Ihm war, als ſei er daheim bei Onkel Glambäk — es war in alten Zeiten — ſie hatten ein Photographiealbum, da hatte er als Junge oft davor geſeſſen und ein Bild betrachtet, von dem man ihm geſagt hatte, daß es ſein verſtorbner Vater ſei; ſie hatten nur ein Bild von ihm und keins von ſeiner verſtorbnen Mutter; aber das, von dem ſie ſagten, daß es ſein verſtorbner Vater ſei, das ſtellte einen ganz jungen Mann dar, aus der Zeit vor ſeiner Verheiratung — Niels ſah zu dem Kaufmann auf und ſagte:

Es war derſelbe Mann!

Nun müſſen Sie ſich faſſen und zu ſich kommen, ſagte der Kaufmann und ſchüttelte ihn freundſchaftlich.

Danke, ſagte Niels — das Bewußtſein kehrte ihm allmählich zurück — danke, wenn Sie mich vielleicht nach Nummer ſieben heimbegleiten wollten — nein, nicht heim! — fügte er heftig hinzu.

Der Kaufmann führte ihn in ſeinen Laden, die Frau kam, ſie ſetzten ihn nieder und gaben ihm Kognak zu trinken. Dann ſaß er ganz ruhig da und erholte ſich.

Währenddeſſen ſtellte er folgende Berechnung an — oder beſſer geſagt, er arbeitete ſich mühſelig zu dem Reſultat durch, das ihn vorhin wie ein Blitz getroffen hatte, worauf die Betäubung gekommen war: Wenn er — alſo — ſein Vater war — dann war ſie — dann war ſie — alſo — ſeine — alſo nicht tot — alſo daheim bei ihm ſelbſt jetzt — in ſeinem Zimmer — alſo — ſeine eigne —

Bleiben Sie nur noch ein wenig ſitzen! Sie ſind ja ganz marode!

Danke, ja noch ein wenig.

Und dann ſpäter: Danke, ja noch ein wenig.

Er fühlte ſich ſchrecklich elend bei dem Gedanken, daß er nach Hauſe gehn müſſe. Aber als ſo ungefähr eine Viertelſtunde vergangen war, wollte er plötzlich auf und davon, es war, als ob ihn etwas heimjage und peitſche ...

Der Kaufmann führte ihn am Arm die kleine Strecke die Straße hinauf.

Sie ſollten überhaupt ein wenig mehr eſſen, das ſagen wir alle beide, meine Frau und ich.

Wohl möglich — Gute Nacht, ich danke, nun iſt es mir ganz gut.

Er konnte ganz raſch die Treppen hinaufgehn. Guten Abend, Frau Peterſen, ſagte er ſogar ganz lebhaft, als er die Frau ſeines Hauswirts vor der Thür ſtehn ſah.

Frau Peterſen ſah aus, als habe ſie etwas auf dem Herzen, was ſie ihm mitteilen wollte, und zwar etwas Überraſchendes, etwas Feierliches. Sie hatte offenbar hier auf ihn gewartet.

Warten Sie doch, Herr Glambäk; Ihre Mutter —

„Mutter.“ Ja, er hatte dieses Wort erwartet. In der ganzen letzten Viertelstunde hatte er es gewußt, daß dieses Wort an diesem Abend ausgesprochen werden mußte. Er hatte auf dem Heimweg darüber nachgedacht, wie es sein würde, wenn er es hörte. Er war davon ausgegangen, daß er es zuerst von ihr hören würde, das würde entsetzlich zu hören gewesen sein. Er hatte sich auf der kurzen Strecke Straße geübt, dieses Wort zu hören, hatte sich dazu gerüstet. Nun kam es von einer andern, das war eine große Erleichterung, er war ihr dankbar, daß sie es jemand anders hatte sagen lassen.

„Ihre Mutter“ — sagte also Frau Petersen geheimnisvoll und feierlich.

Ach so! Ach so! erwiderte Niels.

Nein, warten Sie doch ein wenig — Ihre Mutter wollte erst den Tisch decken — um zu überraschen, verstehn Sie — ich wußte gar nicht, daß Sie noch eine Mutter hätten, ich glaubte, sie sei tot —

Ja — nein — sagte Niels.

So eine angenehme Frau! Und so jung! Sie bat mich, Ihnen zu sagen, daß sie da sei — um Sie vorzubereiten, natürlich. — Und dann half ich ja auch ein wenig aus mit dem, was auf dem Tisch steht, darauf dürfen Sie nicht weiter acht geben, es ist ja eine Seltenheit, wenn einem seine Mutter kommt. Es ist auch ein Cylinder von mir, den ich für den zerbrochnen — ich habe auch meine Pillagonia auf den Tisch gestellt —

So, jetzt glaube ich — fuhr sie fort, nachdem sie hineingeschaut hatte. Adieu, man will die Freude des Wiedersehens nicht stören, das versteht sich!

3

Der Tisch war also gedeckt, und im Zimmer war ein wenig aufgeräumt, und es war erträglich beleuchtet.

Er warf rasch einen Blick auf sie; sie stand ein wenig von der Thür weg, ängstlich und erwartungsvoll; dann ging er an ihr vorbei — er wußte nicht, was er thun oder sagen sollte — an den Tisch; da lag die Photographie.

Lange sah er sie an. Ja, es ist der Vater, sagte er.

Und nach einer Weile: Dann sind wohl dies — Sie?

Ja, antwortete sie, ja, es ist deine — die Stimme versagte ihr, sie konnte nicht „Mutter“ sagen.

Er sah nicht auf, sondern betrachtete den kleinen Jungen zwischen den Eltern auf dem Bild; er dachte daran, daß sie diesen kleinen Jungen verlassen hatte und mit fremden Männern davongelaufen war, es stürmte in seinem Herzen, seine Stirn war vor Schmerz und Zorn gerunzelt.

Dann war wohl das ich? Er deutete auf das Bild.

Da hörte er sie stöhnen; sie hatte sich auf die Kniee geworfen und den Kopf in einen Stuhl vergraben.

Ich war erst zwei Jahre alt, fuhr er fort und betrachtete sie, während sie so dalag — lange — still — nur daß sich leise, unter tiefen Seufzern ihre Schultern bewegten.

Da schlug es ihn, daß zwischen dieser Gestalt und Marie Huitfeldt eine Ähnlichkeit herrschte, trotz des Altersunterschiedes und manchem andern, trotzdem eine Ähnlichkeit in den Linien der Figur, in der Form des Kopfs, in der Biegung des Halses — aber diese Ähnlichkeit kam ihm so unerträglich vor, so frech, daß er nach dem entferntesten Teil des Zimmers ging und sein Gesicht dem Fenster zukehrte.

Da blieb er einige Augenblicke stehn, und in diesen Augenblicken ging er in der Erinnerung sein ganzes Leben durch bis zu den letzten Zeiten, und bei jedem Punkt fühlte er, daß sie dort schuld an allen seinen Leiden gewesen war.

War es nicht zuletzt noch gewesen, daß man ihm Marie verweigert hatte, weil er der Sohn dieser Mutter war?

Und mit haßerfüllter Deutlichkeit rief er sich sogar wieder ins Gedächtnis zurück, wie sie ihm damals auf der Fähre über den Kleinen Belt im Wege gewesen war, sodaß er sich Marie nicht hatte nähern können — und ihm nachher ebenso die Wagenfahrt vom Bahnhof verdorben hatte —

So stellte er seine Gedanken der Reihe nach um sie auf, und alle hoben sie eine Peitsche gegen sie in die Höhe, jeder!

Nun hörte er ihre Stimme, sie war dicht neben ihm. Sie mußte aufgestanden oder herübergekrochen sein, denn sie lag dicht neben ihm auf den Knieen, und als fühlte sie sich wirklich durch die langen Reihen seiner Gedanken mit Spießruten gepeitscht, jammerte sie:

Hast du deine Rache noch nicht gekühlt?

Er schwieg, aber sie fühlte die Peitschenhiebe seiner Gedanken, jedes einzelnen.

Niels, ich *bin* doch deine Mutter!

Er wandte sich um. Es war das erste mal, daß sie das Wort sagte. Es war nicht so schrecklich anzuhören, wie er geglaubt hatte.

Ja, das bist du wohl. — Du darfst nicht so knieen — Mutter.

Nun hatte er das Wort auch selbst ausgesprochen.

Es war wie ein bitterer Geschmack im Munde, als er es sagte, aber in seinem Herzen schien sich etwas zu lösen, wie ein innerlicher Bluterguß, aber wärmend und mild und unendlich wehmütig — und in den Augen und um den Mund zuckte es ihm.

Es wäre doch besser gewesen, du hättest vorher geschrieben — Mutter.

Ach, Niels, ich leide Not, ich bin überall verstoßen worden —

Not? Ach Mutter, Mutter!

Er ergriff ihre Hand, mehr konnte er nicht. Aber er wiederholte mehreremal: Leidest du Not — Not?

Laß mich bei dir bleiben, klang es in flehenden, hastigen Worten zu ihm. Ich habe nicht, wo ich mein Haupt hinlegen könnte. — Ich bin nicht schlecht, nein nein, nur leichtsinnig, und ich kann für dich haushalten, und ich kann viel sticken und häkeln, o so schön, und ich setze meine Waren ab, o laß mich bei dir bleiben!

Niels nickte mehreremal langsam.

Ja Mutter, du und ich, wir gehören wohl zusammen. Wir teilen unsre Armut. Ja Mutter, so sei willkommen.

Und dann hielten sie ihre erste Mahlzeit zusammen, Mutter und Sohn.

## 4

Sie war in dem innern Zimmer zur Ruhe gebracht worden, in seinem Schlafzimmer. Da hatte sie sein Bett bekommen. Für sich selbst hatte er auf der Chaiselongue im Wohnzimmer ein Lager zurecht gemacht, Frau Petersen hatte ihm für die erste Nacht die nötigen Bettstücke geliehen.

Die Thür zu ihr hinein war angelehnt, ihr Licht war ausgeblasen, er hörte ihre regelmäßigen Atemzüge, *schlief* sie wirklich, konnte sie das? Nun, sie mußte wohl müde sein, auch sie. Aber dennoch zu denken, daß *er* jetzt schlafen könnte! Nun ja, so *ist* sie wohl — Mutter.

Nein — nun müßte er eigentlich arbeiten, es war ja auch noch nicht spät, seine gewöhnliche Arbeitszeit. Und er hatte etwas zu thun, was morgen vor Beginn des Kollegs fertig sein mußte. Ja, nun wollen wir daran gehn.

Er nimmt seine Kollegienhefte, Bücher und Papier zur Hand, er notiert, streicht an, prägt sich ein. Und die Studierlampe, der treue Freund und Kamerad, sie beobachtet wachsam seine gedankenvolle Stirn. Dann beginnt sie eine lange Rede:

Nun sind wir also noch eins mehr, das erhalten werden muß. Und sie ist leichtsinnig dazu — nicht schlecht, aber leichtsinnig —, sie kann dir vielleicht Schaden und Schande zufügen. Die Verhältnisse sind ganz verkehrt, Niels! sagt die Lampe. Bedenke alles, was sie von ihrem Leben erzählt hat, nachdem sie ihre Augen ge-

trocknet und zu essen angefangen hatte. Du wirst dich wohl auch noch an das erinnern, was du im Rödstener Krug gesehen hast, als sie dort mit den Herren Punsch trank. Du wirst auf sie aufpassen müssen, du wirst sie erziehen müssen, du wirst sie lehren müssen, was gut und rein und ehrbar ist; es ist ein ganz verkehrtes Verhältnis, Niels. Du wirst ganz von vorn bei ihr anfangen müssen, denn du stehst an Vaters Stelle, Niels.

So spricht die Lampe. Aber Niels studiert, notiert, unterstreicht. Seine Stirn hat einen unbeugsamen Ausdruck; der antwortet stumm:

Hat sie etwas von all dem für mich gethan?

Sie ist doch deine Mutter! sagt die Lampe.

Ist sie vielleicht jetzt als Mutter gekommen? Ist sie gekommen, weil sie mich liebt, ist sie nicht nur gekommen, weil sie in Not war?

Jawohl, aber sie ist deine Mutter, wiederholt die Lampe.

Und als sich die unbeugsame Stirn senkt und sich von dem Blick der Lampe abwendet, sagt diese es noch einmal:

Deine Mutter!

Und als hätte sie eine Antwort bekommen, fährt sie fort:

Gut, gieb dir also Mühe mit all diesen Pflichten gegen sie! —

Die Stunden der Nacht vergehn, während er seine Bücher studiert, wie die Lampe ihn studiert, wach alle beide.

Endlich spricht die Lampe wieder:

Du willst dir also mit alledem Mühe geben. — Aber Niels, wenn du etwas ausrichten willst, wäre es da nicht gut, du fingest mit dir selbst noch einmal von vorn an? Bist du selbst ein ganz guter Mensch, ganz liebevoll und rein und gut? Wird es dir zum Beispiel leicht, zu vergeben? Hegst du keinen Groll? Bist du nicht rachsüchtig? Bist du nicht eigenliebig? Als du deine Wohlthaten von Huitfeldt hinnahmst, dachtest du da nicht am meisten an dich selbst? Bist du auch richtig dankbar gewesen? — Und wenn du mit Engelbrecht zusammen warst, dachtest du da mehr an sein größeres Unglück oder an dein eignes kleineres? Bist du wirklich barmherzig? — Könnte es nicht sehr gut sein, daß deine Mutter da drinnen, so leichtsinnig sie auch ist — und du weißt ja gar nicht recht, was zu ihrer Entschuldigung dienen kann, weißt ja nicht, womit sie vielleicht in ihrer Natur hat kämpfen müssen, sie ist ja nicht schlecht, sondern nur so grenzenlos leichtsinnig; ja, könnte es nicht gut sein, daß sie im Grunde ein besseres und liebevolleres Wesen ist, als du, der du hier sitzt und dich mit Haß erfüllst? Und wenn du der Erzieher deiner Mutter sein willst und überlegst, ob sie mit deiner Hilfe eine Frau werden könnte, wie eine Frau sein soll, gut, fromm — kleiner Niels, wie steht es mit deiner eignen Frömmigkeit; wäre es nicht am richtigsten, du fingest mit deinem eignen Christentum wieder von vorn an?

So spricht die Lampe, und der Ausdruck auf Nielsens Stirn wird sehr weich. Und damit die Lampe die Veränderung nicht sehen soll, stützt er die Ellbogen auf den Tisch und verbirgt Augen und Stirn in beiden Händen; so bleibt er eine Weile sitzen, und niemand hört, was in seinem Innern spricht.

Kurz darauf ist er wieder bei der Arbeit, aber die Lampe flackert; es ist, als schüttle sie den Kopf, denn sie sieht deutlich, daß heute nichts aus der Arbeit werden wird.

Nein, laß mich lieber ganz ausreden mit dir, sagt die Lampe. Ich weiß es gut, was du jetzt in deinem Innersten denkst, während du notierst und Striche in dein Buch machst. Du denkst: Wenn nur ein Ding, ein Ding ganz allein dir geschehn wollte, das, was dir nun versagt ist, dann würden dir alle diese Pflichten so leicht werden, so leicht; du wolltest gut und fromm und christlich werden und alle Menschen lieben, du wolltest sogar ihr da drin alles gern vergeben und ihr eine gute Stütze und ihr lieber Sohn sein. Aber nur das Eine zuvor, dann

ſt du ein Mann werden, wie ein Mann sein soll. Das denkst du.

Niels steht auf, er öffnet die Thür zu seiner Mutter ein wenig und schaut vorsichtig in die Dunkelheit hinein, um zu sehen, wie es ihr geht. Ja, die Atemzüge sind die einer Schlafenden.

5

Er will wieder zurückgehn, aber da drüben auf dem Tisch am Bett liegt etwas, was seine Augen an sich zieht, ein matter Schimmer in der Dunkelheit, ein kleiner goldner Schein. Er hält seinen Blick fest, wie es ein leuchtender Punkt in der Dunkelheit thun kann. Er sieht immerfort darauf hin, länger als es ihm vernünftig vorkommt, ja er schleicht zum Tisch hin, ganz vorsichtig, er nimmt das Ding in die Hand — es ist die kleine goldne Kapsel.

Es steht ein Stuhl neben dem Bett, er setzt sich auf den Stuhl und hält die Kapsel in der Hand, sie immer betrachtend, ganz in Gedanken.

Da geschieht etwas Merkwürdiges in ihm. Aber nicht merkwürdiger, als er es schon früher erlebt hat. Etwas von lange her, ja von sehr, sehr lange her, länger als das Gedächtnis zurückreicht ...

Zuerst etwas, was sich nähert und über einem ist, etwas, was erwartet ist und selbstverständlich und unentbehrlich und ein Teil von einem selbst, etwas, was warm und sicher ist, und an das man sich anschmiegen kann — und nun etwas dazu, was blinkt und sich dreht und glänzt, und was man unverwandt ansehen kann, und wonach man greifen kann, und was einen froh macht und einen zum Lachen bringt —

Niels! sagt es dicht neben ihm, und die Stimme ist nicht die Stimme von diesem oder jenem, sondern es ist die Stimme, die, die so ist, wie sie ist, erwartet und selbstverständlich und unentbehrlich —

Niels! sagt es wieder. Er fährt auf und findet sich am Bett seiner Mutter sitzen, mit der kleinen goldnen Kapsel in der Hand.

Sie ist wach; in dem durch die angelehnte Thür hereinfallenden Lichtstreifen sieht er ihre großen offnen Augen, die auf ihn gerichtet sind; es sind nicht die Augen von diesem oder jenem; es sind die der Mutter.

Und was ist das, was ich hier in der Hand habe? fragt er.

Das? Das war dein erstes Spielzeug, mein Junge.

Mutter! — er kniet vor dem Bett nieder — Mutter!

Sie flüstert ganz leise:

Hast du mir vergeben, ich sehne mich so danach.

Er nickt eifrig, er küßt ihre Hand.

Diese Hand, flüstert sie wieder, sie soll jetzt besser gegen dich sein. Ach, Niels, segne mich, ich sehne mich so danach!

Nein, Mutter, du mich!

Und er legt ihre Hand auf seinen Kopf.

6

Er geht in die Wohnstube zurück, er hat ihr versprochen, nun zu Bett zu gehn.

Erst macht er das Fenster auf, um ein wenig frische Luft hereinzulassen. Die Lampe flackert, es ist fast, als lache sie leise über etwas, aber jetzt ist er an die Manieren der Lampe gewöhnt.

Er geht ein wenig im Zimmer auf und ab und läßt es indessen vom Fenster hereinziehn; er ist in seine Filzschuhe geschlüpft, um kein Geräusch zu machen. Auf seiner Wanderung kommt er an der Thür nach der Flur vorbei — an ihr ist ein Briefkasten inwendig angebracht; in der Thür ist eine Öffnung, sodaß der Briefträger die Briefe nur von außen hineinzustecken braucht.

Wie er jetzt zum drittenmal an der Gangthür vorbeikommt, fährt er mechanisch mit der Hand in den Briefkasten — und wie er das thut, da flammt die Lampe hoch auf und lacht offenbar.

So hat also dieser Brief seit dem Thee hier drin gelegen, denkt Niels. Die Flamme der Lampe brennt nun ganz ruhig; sie leuchtet auf die Überschrift und auf die Hand, die das Couvert öffnet. Der Lampenschein zittert heftig auf seiner Hand, aber es rührt nicht von der Flamme der Lampe her, daß er so zittert; diese brennt ganz ruhig.

Aus dem Couvert heraus zieht Niels einen Zettel, einen kleinen, weißen, viereckigen Zettel, gerade den von dem Schreibespiel, den, den sie ihm damals nicht hatte geben wollen, und auf dem Zettel steht dasselbe wie damals, nicht mehr und nicht weniger:

Herzhaft

Marie.

Und das ist die Antwort auf die Entsagung, die er ihr zurückgelassen hatte, als er von Rödsten abgereist war!

Hocherhoben hält er das Papier in der Hand, und sein Gesicht ist nicht wieder zu erkennen, und er hält das Papier hocherhoben und zeigt es triumphierend der Lampe.

Aber die Lampe blinkt listig zu ihm hinüber und flüstert ganz leise:

Nur das Eine zuerst!

Das Eine! Und ist es auch nur eine Hoffnung — sogar eine geringe Hoffnung, und niemand kann wissen, ob sie sich je verwirklichen wird —, so ist doch diese Hoffnung der Tau für seinen Willen, genug zum Glauben, zum Handeln, zur Freude, und es ist das, wodurch Niels Glambäk ein Mann werden wird, so wie ein Mann sein soll.

Und niemand wird es ohne dieses Eine. Beuge einen Menschen in Enttäuschungen, drücke ihn nieder in Unglück über Unglück, begrabe ihn unter einem Berg von Kümmernissen — aber gieb ihm das Eine, du wirst sehen, er erhebt sich, er kämpft, er ist unüberwindlich.

Und eines Tages hält er die Besiegelung seines Glücks in der hoch erhobnen Hand und zeigt sie mit Triumph der Vertrauten aus den Tagen der Prüfung, der treuen Arbeitslampe.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Die auswärtige Politik Italiens unter König Viktor Emanuel III.** Der ebenso glänzende wie herzliche Empfang des dritten Königs von Italien am deutschen Kaiserhof und in der deutschen Reichshauptstadt hat das feierliche Siegel auf die Erneuerung des mitteleuropäischen Dreibundes gedrückt und in Italien selbst den allergünstigsten Eindruck gemacht. In einem schwungvollen Leitartikel begrüßt eines der maßgebenden italienischen Blätter, der Mailändische Corriere della Sera, das Ereignis und die Erneuerung des Bündnisses mit Deutschland als eine in der Geschichte beider Länder tief begründete Erscheinung. „Von allen unsern Allianzen bleibt die natürlichste und populärste immer die mit Deutschland. Die Gegenwart ist die Summe der Vergangenheit, und es giebt kein Beispiel einer so eng verbundnen und verflochtnen Geschichte wie die Italiens und Deutschlands. Das sind Worte, die keine Bedeutung für die Gegenwart mehr zu haben scheinen; aber wer kann leugnen, daß der Geist, der die italienische Einheit geschaffen hat und erhält, wesentlich ghibellinisch ist? daß der ihr feindliche Geist wesentlich guelfisch ist? Und der einende ghibellinische Geist verbindet uns mit Deutschland durch alte Erinnerungen und unvergeßliche Geschichten, durch das Studium und

die immer lebendige Verehrung unsers größten Dichters, des größten Schöpfers unsrer Nation, in dessen Blättern diese Erinnerungen und Geschichten leben und wirken, durch die Ähnlichkeit der gleichzeitigen Umgestaltungen, aus denen ein Königreich Italien und ein deutsches Kaiserreich hervorgegangen sind. Aber vor allem einigt und drängt uns aneinander das größte aller Interessen, das Interesse an der Erhaltung des Friedens, dessen mächtiger Vertreter, mehr als jeder andre europäische Staat, Deutschland ist." Nüchterner bezeichnet die römische Nuova Antologia Italien und Deutschland als „alte Freunde" und weist die gelegentlich in der ausländischen Presse auftauchende Ansicht, als ob in Italien der Dreibund unpopulär sei, weil er dem Lande zu große militärische Lasten auferlege, entschieden zurück, indem sie hervorhebt, daß er im Gegenteil die Stellung Italiens im Mittelmeer verbürge, und daß ein isoliertes Italien viel schwerere Lasten zu tragen haben würde. Wenn Italien ein besseres Einvernehmen mit Frankreich hergestellt habe, so sei das keine Änderung seiner auswärtigen Politik, keine Abwendung vom Dreibunde.

Gewiß, das ist es nicht, sonst wäre der Dreibund ja nicht erneuert worden; aber man hat doch den Eindruck, daß seit der Thronbesteigung Viktor Emanuels III., der wenig Monate später der Amtsantritt des gegenwärtigen Ministeriums Zanardelli folgte, die auswärtige Politik des Landes ihre besondern Ziele offner bekennt und schärfer betont, und obwohl das parlamentarische Regiment den Herrscher in enge Grenzen bannt, so will es doch scheinen, als ob der junge König, dessen Erziehung vor allem auf die Ausbildung des Willens, des Charakters ausgegangen ist, seinen persönlichen Willen schärfer zur Geltung bringe als der milde Humbert, der „gütige König." Die Regierung und die Presse machen heute gar kein Hehl daraus, daß Italien Albanien und Tripolis fest ins Auge gefaßt hat. Erst vor kurzem ist ein starkes italienisches Geschwader in den Häfen beider Länder erschienen, selbstverständlich vor allem, um den Bevölkerungen beider augenfällig zu zeigen, daß Italien nötigenfalls die Macht hat, seine Interessen dort nachdrücklich zu vertreten. Mit Frankreich ist offenbar über Tripolis ein Abkommen für gewisse Fälle zu stande gekommen; die nähern Beziehungen, die der Besuch des Königs in Petersburg mit Rußland geknüpft hat, und die in dem bevorstehenden Gegenbesuche des Zaren in Rom abermals hervortreten werden, gelten selbstverständlich vor allem den Verhältnissen der Balkanhalbinsel, also besonders Albaniens. Indem sich somit Italien beiden Mächten des Zweibundes genähert hat, hält es nach gut Bismarckischer Art zwei Eisen im Feuer, zwei Sehnen auf dem Bogen; es sucht an Rußland einen Rückhalt gegenüber der unleugbaren Konkurrenz Österreichs in Albanien, an Frankreich gegenüber einem zu starken Übergewicht Englands im Mittelmeer. Gleichwohl weiß man in Italien recht gut, daß die Stellung Englands im Mittelmeer für Italien unentbehrlich ist, weil nur sie den französischen Machtplänen ein Gegengewicht bietet und die Verwandlung des Mittelmeeres in einen französischen See verhindert, die Italien vom Weltmeere nahezu ausschließen würde. Deshalb ist auch die italienische Presse mit dem gesunden Wirklichkeitssinn, der die Italiener von jeher ausgezeichnet hat, niemals so einfältig gewesen wie das Gros der deutschen Tagesblätter, trotz aller menschlichen Sympathien für die Buren, die Engländer beständig unnützerweise vor den Kopf zu stoßen, ohne den Buren das Geringste zu nützen.

Aber wenn die Italiener Albanien und Tripolis als Ziele ihrer künftigen Machtentfaltung im Auge haben und sich durch das salbungsvolle Gerede mancher deutschen Blätter, daß doch der Sultan der legitime Herr dieser von seiner Regierung allerdings gründlich verwahrlosten Länder sei, nicht abhalten lassen, für die unvermeidliche Zukunft zu sorgen, die weitere Steine aus dem morschen Bau des osmanischen Reichs herausbrechen, ihm noch weitere Außenlande kosten wird, so sind sie doch die Thoren nicht, jetzt an eine Okkupation zu denken, damit das Gleichgewicht am Mittelmeer in Frage zu stellen und die ganze orientalische Frage

wieder aufzurollen, ohne des Erfolges sicher zu sein. Sie wollen sich nicht überraschen lassen wie 1881 in Tunis, aber sie wollen auch das gewagte Spiel nicht wieder spielen, das ihnen 1896 in Abessinien die schreckliche unvergessene Niederlage von Adua einbrachte; sie wollen in absehbarer Zeit nur jede Veränderung des derzeitigen politischen Status quo am Mittelmeer zu ihrem Nachteil verhindern, also diesen Status quo aufrecht erhalten und ihren wirtschaftlichen Einfluß in beiden Ländern mit allen friedlichen Mitteln fördern, nichts mehr, nichts weniger. Das ist eine durchaus verständige, mit der Aufrechterhaltung des Friedens, dem nächsten Ziele des Dreibundes, vollkommen verträgliche Politik, eine Politik, die von Deutschland nur nachdrücklich unterstützt werden kann. Denn daran, daß das Gleichgewicht im Mittelmeer aufrecht erhalten wird, haben wir das lebhafteste Interesse, nicht nur um des Friedens willen, sondern auch deshalb, weil wir heute sehr bedeutende eigne Interessen allerdings zunächst wirtschaftlicher, nicht territorialer Art am Mittelmeer haben. Das bekannte Wort des Fürsten Bismarck trifft heute, wo unsre Dampferlinien das Mittelmeer kreuzen, wo in der asiatischen Türkei das deutsche Kapital in so hervorragender Weise an der Arbeit ist, wo das Mittelmeer der kürzeste Weg nach unsern ostafrikanischen, ostasiatischen und australischen Besitzungen geworden ist, schlechterdings nicht mehr zu. Auch wir würden also heute schwer geschädigt werden, wenn England oder Frankreich die Alleinherrschaft im Mittelmeer ausübte. Gegen solche Möglichkeiten ist bei der maritimen Schwäche Österreichs Italien unser wertvollster Bundesgenosse.

Der geringschätzige oder anmaßende Ton, mit dem gelegentlich deutsche und österreichische Blätter die Ansprüche Italiens und die italienischen Angelegenheiten überhaupt behandeln, ist deshalb so unangebracht wie möglich, denn die Italiener sind darin mit Recht sehr empfindlich. Die soeben recht passenderweise wenig Tage vor der Ankunft des Königs von Italien auf dem vom Ultramontanismus ganz beherrschten Katholikentage in Mannheim wieder einmal angenommne Resolution für die Wiederherstellung einer weltlichen Papstherrschaft lassen wir dabei natürlich ganz beiseite; sie gehört ja zu den pièces de résistance jedes deutschen Katholikentags und wird von niemand mehr ernst genommen. Aber unsre Gebildeten überhaupt urteilen über Italien meist viel zu oberflächlich und mit einer gewissen Härte, und wenn immer wieder über Armut des Volks, soziale Schäden, Geldnot des Staats, Mangelhaftigkeit der Verwaltung und dergleichen geredet wird, wenn die Bedeutung Italiens für den Dreibund wegwerfend behandelt wird, so wird eben übersehen, daß sich die italienischen Finanzen schon sehr wesentlich gebessert haben, daß die Abschaffung der drückenden Verzehrsteuer (dazio consumo) auf Mehlwaren trotz großer finanzieller Bedenken in die Wege geleitet ist, daß die Nordhälfte des Landes durch ernste wirtschaftliche Arbeit unzweifelhaft im Aufschwunge begriffen ist, daß es sich endlich um ein hochbegabtes, von warmem Patriotismus erfülltes, altes Kulturvolk handelt, das seine Rolle in der Welt noch keineswegs ausgespielt hat. Die Grenzboten haben sich seit längerer Zeit bemüht, den Italienern gerecht zu werden und ein besseres Verständnis für sie zu vermitteln, als die meisten Deutschen, die ohne genügende Vorbereitung und ohne den ernsten Willen, ein so fremdartiges Volkstum zu verstehn, nach Italien reisen, mit heimbringen, und sie werden damit unverdrossen fortfahren, denn nur so kann das Wort unsers Kaisers, daß sich das Bündnis in das Leben beider Völker eingelebt habe, volle Wahrheit werden.

**Der Fall Humbert und der deutsche Prozeß.** Von verschiednen Seiten wird jetzt gegen die Grundlagen unsers Zivilprozesses Sturm gelaufen. Am lautesten sind die Stimmen derer, die ihn mit dem unsers Erachtens keineswegs gleichwertigen österreichischen vertauschen möchten und die einen scharfen rein richterlichen Prozeßbetrieb wünschen — Bestrebungen, die jetzt glücklicherweise auf dem Juristentage in der Minderheit geblieben sind. Verwandt mit diesen Fragen sind die, die der „Fall Humbert“ hervorgerufen hat. Dieser weckte in Deutschland

zuerst vielfach Stimmen, die mit einem oft etwas pharisäischen Hochgefühl riefen, welcher neue Beweis für die Versumpftheit der französischen Rechtszustände hier erbracht sei; so etwas sei auch nur in Frankreich möglich. Dann prüfte man, ob bei uns schon die Rechtsvorschriften eine solche Prozeßführung ausschlössen, und da merkte man, daß ähnliches nach unsrer Prozeßordnung theoretisch doch möglich oder wenigstens denkbar sei, da auch in Deutschland der Richter nur das aburteilt, was die Parteien ihm vortragen, und das ohne weitere Prüfung als wahr anzunehmen hat, worüber sie übereinstimmen. Da wurden denn wieder andre Stimmen laut, die eine Änderung dieser Vorschriften unsers Prozesses verlangten und forderten, daß er auf gänzlich andern Grundlagen aufgebaut werden müsse: die an die Vorträge der Parteien nicht gebundne richterliche Prüfung von Amts wegen, die sogenannte „Inquisitionsmaxime," solle an Stelle des eben gekennzeichneten jetzigen Grundsatzes treten, der als die „Verhandlungsmaxime" bezeichnet zu werden pflegt, damit so verhindert werde, daß der Richter an fingierte Thatsachen gebunden sei. Da einige angesehene Juristen in diesen Ruf eingestimmt haben, so möchten wir hier noch einmal, wie das in der Presse schon wiederholt geschehn ist, darauf hinweisen, wie unberechtigt es ist, aus einem Einzelfall wie dem Prozeß Humbert solche Forderungen abzuleiten.

Allerdings, in der Theorie ist es auch in Deutschland möglich, daß ein fingierter Prozeß ans Gericht gebracht wird. Ja, es wurde sogar vor einer Reihe von Jahren erzählt — ob es wahr ist, wissen wir allerdings nicht —, daß Referendare eines preußischen Gerichts ihrem Präsidenten eine besonders kniffliche Frage vorzulegen wünschten und deshalb einen künstlichen Fall konstruierten, worin es nur auf diese Frage ankam. Das Gericht kam über sie nicht gleich zum Schluß und ordnete persönliches Erscheinen an; dabei platzte dann die Seifenblase: der interessante Prozeß wurde nicht weitergeführt, und der preußische Staat war um einige Referendare ärmer.

Ob es wahr ist, wissen wir, wie gesagt, nicht; aber gerade dieser Fall würde ein Beleg dafür sein, daß doch praktisch solche Versuche, bei denen dann auch noch mit der Kostenlast für den, der sie unternimmt, zu rechnen ist, nicht so ganz leicht zum Ziele führen. Die erstrebte richterliche Prüfung von Amts wegen wäre aber auch gar kein sicheres Heilmittel gegen sie: unmöglich würden solche geradezu geniale Betrügereien wie die Humbertschen auch dann nicht sein; eine so ungewöhnliche Verbrechernatur wie Frau Humbert würde auch dann schon, wenn auch vielleicht in etwas andrer Weise, das Gericht zu betrügen wissen — vor etwas mehr Fälschung und Täuschung würde eine solche Persönlichkeit ja nicht zurückschrecken. Der Staat kann nun einmal nicht dekretieren: „Von heute ab wird nicht mehr gestohlen," oder „Morgen hört aller Betrug auf," und sich dann in der beruhigenden Sicherheit wiegen, von nun ab gäbe es wirklich keine Diebe, Betrüger und sonstigen Spitzbuben mehr. Es ist auch nicht richtig, daß, wie man mit Erschrecken gemeint hat, der Richter, auch wenn er merkt, daß die Parteien ein falsches Spiel spielen, nicht imstande sein sollte, der Sache ein Ende zu machen, sondern daß er auf dieses Spiel eingehn und den Fall wie jeden andern entscheiden müsse. Wenn das Gericht merkt, daß die Sache nicht in Ordnung ist, wenn sich etwa ein leiser Verdacht bei näherm Befragen der Parteien, bei dem Versuch, die maßgebenden Urkunden zu erlangen, genügend verdichtet hat, so ist es durch die Möglichkeit, die Sache der Staatsanwaltschaft zu überweisen, geschützt, und trotz aller Verhandlungsmaxime wird jedes Gericht von Amts wegen eine Mitwirkung bei einem strafbaren und jedenfalls gegen die öffentliche Ordnung verstoßenden Vorgehn ablehnen dürfen und ablehnen.

Aber sei es, wie es wolle, der Gedanke, wegen der Möglichkeit eines solchen Falles ein Gesetz zu machen, ist auch dann verfehlt, wenn man über diesen Punkt andrer Ansicht ist. Die Meinung, daß jedes noch so seltne, noch so unwahrscheinliche unerfreuliche Ereignis sofort der nimmer rastenden Gesetzgebungsmaschine

als Stoff vorgesetzt werden müsse, ist zwar sehr bequem, aber durchaus unheilvoll. Sie führt zu einer prinziplosen Gesetzesmacherei, bei der vergessen wird, was man zur Erreichung des einen gerade erstrebten, und vielleicht gar nicht einmal erfolgreich erstrebten, Zweckes opfert. So geschieht es auch hier, wenn man in der Absicht, bei uns einen Fall Humbert unmöglich zu machen, an einem grundlegenden Prinzip unsers Rechtsganges zu rütteln unternimmt. Und dieses Prinzip, daß der Richter an die Vorträge der Parteien gebunden ist, ist ebenso wohl erwogen, wie es in sich durchaus gesund ist. Dazu muß man aber eben die allgemeingiltigen Gründe ins Auge fassen und nicht an Erörterungen über Einzelfälle, und wäre es selbst der Fall Humbert, haften.

Der deutsche Prozeß geht davon aus, daß die Parteien am besten wissen, was ihnen frommt, daß im Streitverfahren vor dem Richter, wo jeder Teil alles zum Siege dienliche vorbringt, das Recht am besten aufgeklärt und gefunden werden kann. Auf dem entgegengesetzten Prinzip war das altpreußische Verfahren aufgebaut, wonach der Richter die Pflicht hatte, „von Amts wegen durch jedes zulässige Mittel das zwischen den Parteien bestehende Rechtsverhältnis zu erforschen.“ Dieses Verfahren, das auch in der Frage des Prozeßbetriebs andre Grundsätze befolgte als das heutige, hatte derart Schiffbruch gelitten, daß ein Berliner Justizkommissar, wie ein trefflicher Aufsatz in der Deutschen Juristenzeitung kürzlich ins Gedächtnis zurückgerufen hat, 1831 „über einige Haupthindernisse“ schreiben konnte, die „der Verfolgung des Rechts vor den preußischen Gerichtshöfen nach der preußischen Prozeßordnung entgegenstehn.“ Schon in den dreißiger und vierziger Jahren brach man deshalb in Preußen mit dem Grundsatze der Inquisitionsmaxime, und als das neue deutsche Prozeßrecht geschaffen wurde, konnte davon, daß man in diesem Punkte zu den veralteten Grundsätzen und zu der theoretisch vielleicht schön klingenden, aber praktisch undurchführbaren Bevormundung der Parteien zurückkehrte, nicht die Rede sein. Und das darf es auch heute nicht, so sehr der Ruf nach stärkerm Eingreifen der Behörde, auf den auch hier alles hinausläuft, mit dem nach der Zurückdrängung des reinen und einseitigen Manchestertums immer stärker werdenden und so oft in kleinliche Reglementiererei ausartenden Zug zur Staatsallmacht übereinstimmt. Man vergesse doch auch, um die Sache von der praktischen Seite zu fassen, etwas nicht, was allerdings nur Theoretiker aus dem Auge verlieren können: daß jede Prozeßpartei ihren Prozeß gewinnen will — aus welchem Grunde, ist ihr in den meisten Fällen sehr gleichgiltig. Sie wird schon von selber alles geltend machen, was ihr zu diesem Zwecke nützen kann, und da die Gegenpartei von demselben Streben beseelt ist, so ist normalerweise die Gefahr so gut wie ausgeschlossen, daß sich beide Teile, zum Nachteil des einen, über eine Thatsache einig sind, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. In der Regel wird in deutschen Prozessen jedenfalls nicht zu wenig, sondern zu viel bestritten, und daß die Gerichte ständig gezwungen wären, wider bessere Überzeugung auf Grund der Parteivorträge Thatsachen zu unterstellen, die nicht richtig sind, ist durchaus unwahr. Sollte aber einmal eine Partei oder ihr Vertreter aus Ungeschicklichkeit etwas zu Unrecht zum eignen Nachteil zugeben, nun, so ist das bedauerlich — aber daß die Gefahr so viel dringlicher ist, als die, daß sich bei rein richterlichem Verfahren der Richter in seiner dann unbehinderten und schrankenlosen Souveränität einmal versieht, kann man unmöglich behaupten. Wir möchten nur einmal die Klagen über richterliche Eingriffe hören, die dann ebenso an der Tagesordnung sein würden, wie es jetzt andre Beschwerden sind, und die ganz unabweisbar sein würden, wenn etwa der Richter der Partei, die vertragstreu an einem Abkommen festhält und von dessen Boden aus Einwendungen erhebt, wider ihren Willen sagen dürfte, der Vertrag sei aus diesem oder jenem Grunde überhaupt nicht verbindlich. Es hat ja schon jetzt Erregung genug hervorgerufen, daß bei der Judikatur über Börsengeschäfte ähnliches geschieht. Wie man sich eine Ausgestaltung des erstrebten Grundsatzes eigentlich praktisch denkt, um die vermeinten Übelstände auszuschließen, ist doch zudem auch noch höchst unklar. Wie weit soll der Richter denn in der amtlichen Prüfung

gehn? In der Regel wird er doch auch sachlich von der Wahrheit dessen überzeugt sein, was beide Parteien übereinstimmend vortragen, ohne dann noch weitere Ermittlungen anzustellen — damit sind wir aber eben so weit wie vorher. Denke man hier einmal an den Fall, der sich kürzlich in Hamburg ereignet hat, und der in gewisser Weise an den Fall Humbert erinnert: ein Frauenzimmer fordert zweimal Alimente für Kinder ein, die sie gar nicht bekommen hat. Im ersten Fall zahlt der unglückliche angebliche Vater, im zweiten kommt es zum Prozeß, diesem „Vater" steigt Verdacht auf, und es stellt sich heraus, daß die Dame gar keine Kinder bekommen hat und nur das Angenehme der Sache in Gestalt von Alimenten zu beziehn wünscht. Würde hier auch Inquisitionsmaxime gelten, wir glauben nicht, daß irgend ein Richter in solchen Alimentationsprozessen erst forschen würde, ob denn das Kind auch geboren sei, wenn der Beklagte selbst gar keinen Verdacht äußert.

Allerdings darf die sogenannte „Verhandlungsmaxime," wie sie unser Rechtsverfahren in bürgerlichen Streitigkeiten beherrscht, gleich jedem andern an sich gesunden und vernünftigen Grundsatz nicht überspannt werden. Und hier besteht vielleicht ein gewisses Bedenken. Dies liegt darin, daß die Gerichte öfter, von einer andern Rechtsauffassung ausgehend als die Partei, ihr sagen: „Ja, so kann ich dir nicht helfen; aber hättest du noch das und das gesagt, so hätten wir dir Recht gegeben." Diese Gefahr besteht indessen nur da, wo der Richter stumm auf seinem kuruliſchen Sessel sitzt und die Plaidoyers an sich vorbeirauschen läßt. Das braucht er aber auch im heutigen Verfahren nicht; der Richter, der seine Aufgabe richtig und als Wahrer des Rechts auffaßt, macht auch heute die Partei darauf aufmerksam, wenn er in ihrem Vortrage Lücken findet, wenn er der Meinung ist, daß sie von einem andern Standpunkt aus ihre Anträge begründen und dazu noch thatsächliches Material beibringen müsse. Auch die Rechtsprechung des Reichsgerichts bewegt sich wenigstens in gewisser Weise auf diesem Boden, indem sie aus dem richterlichen Fragerecht eine Fragepflicht macht, deren Nichtausübung zur Aufhebung des Urteils führt. Wieviel Zeit und Geld würde gespart werden, wieviel unnützes Reden würde unterbleiben, wenn alle Gerichte ihre Aufgabe darin sähen, in dieser Weise mit den Parteien Hand in Hand zu gehn; dann würde es nicht mehr geschehn können, daß sie durch ein Urteil überrascht werden, das auf Erwägungen beruht, zu denen sie sich gar nicht geäußert haben, und die der Unterliegende vielleicht ohne Schwierigkeit hätte entkräften können.

All das ist aber natürlich Sache des juristischen Taktes, der sich — leider! — nicht durch Gesetze erzwingen läßt, und dessen es bei jedem Verfahren, es möge gestaltet sein, wie es wolle, für alle Beteiligten, Richter wie Anwälte, nun einmal bedarf. Eine Umgestaltung der wesentlichsten Grundsätze unsers Verfahrens aber ist deshalb ebenso wenig nötig, wie deshalb, weil in Frankreich ein Riesenbetrug zu spät entlarvt worden ist. Die Verhandlungsmaxime braucht vielmehr so wenig beseitigt zu werden, wie der äußere Betrieb des Prozesses durch die Parteien dem Richterbetrieb nach österreichischem Muster, der Vertagungen unmöglich machen soll, zu weichen braucht. M. Leo

# Litteratur

**Nauticus 1902. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1902**

Es ist eine Freude zu sehen, wie sich der Nauticus von Jahr zu Jahr immer mehr zu einem ernst genommnen und ernst zu nehmenden Jahrbuch der deutschen Seeschiffahrt und der deutschen Seeinteressen herausgemustert hat. Von der Agitationstendenz und der Sensationslust der ersten Jahrgänge, die unter dem Zeichen des Kampfes für die Flottenvermehrung standen, ist an der neusten Ausgabe nichts mehr zu spüren. Wie wir glauben, sehr zum Vorteil des Buchs und zum Vorteil

der großen Sache, in deren Dienst es steht. So, wie er jetzt ist, wird der Nauticus sicher und schnell immer weitere Kreise wirklich denkender Politiker zu ehrlichem, nachhaltigem Interesse an Deutschlands Seewesen bekehren und den billigen Spott über die „Aquarier“ zum Schweigen bringen. Es ist in Deutschland in dieser Beziehung leider noch sehr viel zu thun übrig. Auch die Grenzboten werden deshalb nicht aufhören, den Zielen, die der Nauticus verfolgt, in ihrer Weise kräftig nachzustreben, und „sachgemäße Aufklärung über maritime Fragen und Werte in immer weitere Kreise unsers Volkes zu tragen suchen.“

Der erste Teil bringt Aufsätze kriegsmaritimen, politischen und historischen, der zweite solche wirtschaftlichen und technischen Inhalts. Die Zuteilung zum ersten oder zum zweiten Teil ist manchmal ohne sachliche Notwendigkeit, was aber der Sache schließlich nichts schadet. Der dritte Teil ist der Statistik gewidmet. Ganz vortrefflich ist die in dem ersten Aufsatz: „Die deutsche Kriegsmarine im Jahre 1901/02“ gegebne Übersicht, die in die Forderung ausklingt, „daß die Auslandsflotte ebenso, wie die heimische Flotte, in sich selbst sowohl nach Zahl wie nach Typen organisiert“ werde. Die beiden letzten Jahre haben wahrhaftig uns Deutschen die Notwendigkeit einer kräftigen Vermehrung der Auslandsflotte handgreiflich vor Augen geführt. Es darf nicht mehr vorkommen, daß wir einen Teil der heimischen Schlachtflotte in die weite Welt schicken müssen. Die Auslandsflotte muß ihre eignen Schlachtschiffe bekommen, wofür wir übrigens schon vor zwei Jahren in den Grenzboten eingetreten sind. Wenn im Jahre 1904/05 die verbündeten Regierungen die im Flottengesetz von 1900 noch nicht bewilligte Vermehrung der Auslandsflotte nochmals verlangen werden, wird die Vorlage und ihre Bewilligung hoffentlich dem Bedürfnis voll entsprechen. — Von großem Interesse sind und von eingehendstem Sachverstand zeugen weiter die Aufsätze über die Fortschritte der fremden Kriegsmarinen; die Unterseeboote der Gegenwart; die Abhängigkeit der modernen Kriegsschiffe von Ausrüstungsplätzen, insbesondre die „Bekohlungsfrage.“ Auch der Aufsatz über die „Erschließung Chinas“ verdient die eingehendste Beachtung. Daß er die neue Lage in dem so schwer zu beurteilenden Riesenreich nicht zu optimistisch betrachte, wollen wir hoffen. Über den Wert der deutschen Intervention in China stimmen wir ihm unbedingt zu. Aus den beiden historischen Stücken: über die Blütezeit der dänischen Seemacht und die Seemacht und Volkswirtschaft Rußlands unter Peter dem Großen vermögen wir beim besten Willen für die Gegenwart nichts zu lernen. Wir würden sie deshalb in einem so ausgesprochen heutige, praktische Ziele verfolgenden Jahrbuch, wie der Nauticus, kaum vermissen, wenn sie nicht drin stünden. Aber: Chacun à son goût. Der zweite Teil bringt Aufsätze über die neusten Fortschritte der deutschen Handelsmarine; die Schulschiffe der deutschen Handelsmarine; den Einfluß des Schiffbaues auf die Wirtschaftlichkeit der Schiffahrtsbetriebe; die Verwendung von Dampfturbinen als Schiffsmotore; die deutsche Auswanderung im zwanzigsten Jahrhundert; die neue Seemannsordnung; die Entwicklung des nautischen Unterrichts in Deutschland und die Fortschritte der deutschen Hochseefischerei in den letzten Jahren. Auf einzelne dieser Gegenstände die Grenzbotenleser noch besonders hinzuweisen, wird sich vielleicht später Gelegenheit finden. Hier ist jedes nähere Eingehn auf den überaus reichen Inhalt auch des zweiten Teils unmöglich. Im dritten Teil ist die Statistik des Seeverkehrs überhaupt nicht berücksichtigt. Sie ist ja nun freilich einer der am wenigsten anmutig und vollkommen entwickelten Sprößlinge aus der Massenbrutanstalt der modernen Statistik, aber für die sogenannte „Seeinteressenpolitik“ ist sie denn doch eine überaus wichtige Sache. Sie ist ebenso nötig für eine vernünftige Schiffahrtspolitik, wie es die Handelsstatistik für eine vernünftige Handelspolitik ist. β

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064096009

Google

Digitized by Google